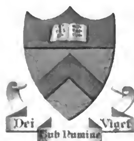
image
not
available


Dei
Sub Numine
Viget

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.



Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen; Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 6 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Waschbeckengestelle, von F. J. Zällig. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Kunstliteratur. — Für Münz-Liebhaber.

Nro. 3.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen, (Forts.) — Kunstarchäologie. Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle, von J. F. Zällig. (Forts.) — Bauwerke. — Kunstliteratur.

Nro. 4.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen. (Beschl.) — Kunstarchäologie. Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle, von J. F. Zällig. (Forts.) — Alterthümer. — Kunstliteratur.

Nro. 5.

Konrad Eberhards neueste Arbeiten. — Kunstarchäologie. Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle, von F. J. Zällig. (Forts.) — Neueste Denkmale. — Neapel. — Kunstliteratur.

Nro. 6.

Konrad Eberhards neueste Arbeiten. (Forts.) — Kunstarchäologie. Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle, von F. J. Zällig. (Beschl.) — Alterthümer.

Nro. 7.

Konrad Eberhards neueste Arbeiten. (Forts.) — Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri, von Ernst Förster. — Malerei und Maler. — Medaillenkunde. — Nekrolog.

Nro. 8.

Konrad Eberhards neueste Arbeiten. (Beschl.) — Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Nekrolog.

Nro. 9.

Kunstverein zu Düsseldorf. Vierte Ausstellung. 1833. — — Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri. (Beschl.) — Nekrolog. — Alterthümer. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Länder- und Völkerkunde Europas. 1) England und die Engländer, von Bulwer. Uebersezt von L. Lax.

Nro. 2.

Länder- und Völkerkunde Europas. 1) England und die Engländer, von Bulwer. (Beschl.

Nro. 3.

Länder- und Völkerkunde Europas. 2) Tyrol und ein Blick auf Baiern, von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersezt von Kaiser. — Berichtigung.

Nro. 4.

Länder- und Völkerkunde Europas. 2) Tyrol und ein Blick auf Baiern, von Inglis. (Beschl.) — 3) Das Oktoberfest im Jahre 1832. Skizzen aus München von August Lewald. — 4) Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. — 5) Römisches Leben von Friederike Brun. — 6) Malerische Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Nach dem Italienischen übersezt. Mit Original-Ansichten, nach Zeichnungen von G. Pezelt auf Stahl gestochen. — 7) Costumes et moeurs des Italiens d'après Pinelli en cinquante feuilles.

Nro. 5.

Rechtsgeschichte. Antrag, die Regierung um ein Gesez zu bitten, wodurch der Nachdruck als ein, das Eigenthum beeinträchtigendes, der öffentlichen Moral schädliches, und die Ehre des würtembergischen Namens vor dem Auslande verunglimpfendes Institut unbedingt aufgehoben würde, vorgetragen in der Sizung der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vom 2. Juli von Dr. W. Menzel.

Nro. 6.

Rechtsgeschichte. Antrag, die Regierung um ein Gesez zu bitten, wodurch der Nachdruck unbedingt aufgehoben würde, von Dr. Wolfgang Menzel. (Beschl.) — Humoristische Literatur. Leben und Treiben der feinen Welt, von A. Glaßbrenner. — Theodor Hell als Uebersezer.

Nro. 7.

Länder- und Völkerkunde Europas. 8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienbarg.

Nro. 8.

Länder- und Völkerkunde Europas. 8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von L. Wienbarg. (Beschl.) — 9) Das Wanderbuch eines Schwermüthigen, von D. Leßmann. — 10) Skizzen aus Spanien. Dritter Theil. Lisboa und die Refugiados in London, von V. A. Huber. — 11) Bruchstücke aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Dr. A. Fr. Schweigger.

Nro. 9.

Länder- und Völkerkunde Europas. 12) Der Deutsche in Spanien, oder Schicksale eines Würtembergers während seines Aufenthalts in Italien, Spanien und Frankreich, von R. M. Felder. — 13) Die Alhambra. Aus dem Englischen des Washington Irving, von Joh. Sporschil.

Nro. 10.

Länder- und Völkerkunde Europas. 15) Preußen und Frankreich, staatswissenschaftlich und politisch, unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz, von D. Hansemann.

Nro. 11.

Länder- und Völkerkunde Europas. 16) Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristischartistischen Fresken und humoristisch-satirischen Briefen eines Reisenden, von A. Traxel. — 17) Paris. Fragmente aus seinem Theater-Leben, von E. Jerrmann. — 18) Der deutsche Sergeant unter den Garden, in den Jahren 1810 – 1817.

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Januar 1834.

Umwölkte Prinzen, herzbeklemmte Pairs,
Die diese schwere Last des Jammers drückt,
Hegt all' in eurer Lieb' einander nun!
Ist unsre Ernt' an diesem König hin,
So werden wir des Sohnes Ernte sammeln.

Shakespeare.
Richar. III.

Karl X. und seine Familie im Schloss Buschtierad.

Der neueste, dreizehnte Band des Livre des cent-et-un enthält brüderlich nebeneinander die Beschreibung einer Wallfahrt zu Napoleons Grab von einigen enthusiastischen Verehrern des Kaisers, eine Anekdote vom Grafen von Artois, wie er kurz vor der Revolution in den Tuilerien Unterricht im Seiltanzen nahm, und einen Bericht des Vicomtes von Larochefoucauld über den Besuch, den er dem gestürzten Karl X. und seiner Familie in dem dem Großherzog von Toskana zugehörigen Schloß Buschtierad bei Prag abgestattet. Aus diesem Artikel, der stark mit der den neuen französischen Legitimisten eigenen Sentimentalität gefärbt ist, theilen wir Einiges mit, was die Leser in verschiedenen Beziehungen interessiren kann.

* * *

Ein altes, trübseliges, klosterartiges Gebäude, das eine hübsche, kraterförmige Schlucht beherrscht, zerstreute, im Laub versteckte Häuser, eine kräftige Vegetation, unten im Thal ein kleiner Teich mit alten Bäumen ringsum — dies ist der Ort, wo so viel Größe und Unglück haust, dies ist der bescheidene, entlegene Erdwinkel, auf den die Augen Europas, hier ängstlich, dort hoffend gerichtet sind, die Stelle, über welche der Himmel wacht, wobei man aber nichts versäumt, um alle Besorgniß ferne zu halten; denn zwanzig Mann, die sich täglich ablösen, versehen hier fortwährend den Ehrendienst. Wie weh that es dem französischen Herzen, Frankreichs legitimen König von Fremden bewacht zu sehen! Hier wohnt ein Fürst, den die Würde, mit der er die Schläge des Schicksals getragen, sehr hoch stellt, den nichts in der Welt sich unähnlich machen, nichts niederschlagen konnte. Karl X. hat sein Vaterland und die Zeit, in der er lebte, nie begriffen; seine Ansichten blieben unveränderlich, während das Jahrhundert vorwärts schritt, und so entstand denn zwischen Herrn und Land ein furchtbarer Bruch, ein arges Mißverständniß, dessen Folgen Allen verderblich wurden. Daß übrigens die von ihm unterzeichnete Abdankung unwiderruflich ist, weiß er so gut wie wir...

Karl X. lebt äußerst einfach, und in seinem Benehmen ist er immer höchst liebenswürdig und würdevoll. Er befindet sich ganz gut und hat in den drei Jahren weder körperlich, noch geistig im Mindesten gealtert. Sein Anzug besteht in einem blauen Frack ohne Orden, langen Tuchbeinkleidern und einer weißen Weste. Täglich geht er zwei, drei Stunden im Felde spazieren, und zwar ganz allein; er reitet fast nie und jagt nur höchst selten. Zu keiner Zeit war Karl X. in seinem

Familienkreise mehr geachtet, ja man könnte sagen gefürchtet. Er bestreitet den Aufwand des Hauswesens; die Dienerschaft geht im einfachen Frack und zeigt sich eifrig und anhänglich; ihre Anzahl ist streng nach dem Bedürfniß berechnet; es fehlt nirgends, aber Ueberflüssiges bemerkt man an keinem Ort.

Man hat viel von den Rathgebern Karls X. zu erzählen gewußt; in Wahrheit existiren sie aber gar nicht, und die Männer, die man gemeint hat, beklagen mit Frankreich die hinsichtlich der Erziehung des Herzogs von Bordeaux getroffenen Maaßregeln. Der König hat einen Willen, der die Frucht seines eigenen Ideenganges ist, und hält manchmal gar zu fest daran. Kardinal Latil bekommt den König nie unter vier Augen zu sprechen und hat sich darüber sehr laut ausgesprochen . . .

Um zehn Uhr versammelt sich die königliche Familie zum Frühstück und um sechs Uhr wird gespeist. Die fürstlichen Personen, Mademoiselle und den Herzog von Bordeaux nicht ausgenommen, präsentiren mit größter Gefälligkeit die vor ihnen stehenden Schüsseln; drei, vier Fremde werden außer dem Herzog von Blacas, dem Kardinal, den Stallmeistern und Hofdamen fast immer zur Tafel gezogen; es herrscht dabei ein sehr ungezwungener Ton und von strenger Etikette ist keine Spur zu bemerken. Die Speisen sind einfach, aber gut; der König richtet gewöhnlich an Jeden ein verbindliches Wort und geht den Gästen mit gutem Beispiel voran, indem er mit trefflichem Appetit ißt. Er sizt zwischen der Dauphine und Mademoiselle, der Herzog von Bordeaux neben jener, der Dauphin neben dieser. — Eine Stunde nach dem Frühstück trennt man sich und Jedes gibt nun den Personen, welche ihre Treue hergeführt, Privataudienz; um zwei Uhr fahren der Dauphin und die Dauphine allein aus, oder der Dauphin reitet neben seiner Gemahlin her, welche sich starke Bewegung machen muß, aber selten ausreitet . . .

In der Audienz, die ich bei Karl X. hatte, hieß er mich über dieses und jenes mit dem Herzog von Blacas Rücksprache nehmen, und sezte hinzu: „Von der Erziehung des Herzogs von Bordeaux brauchen Sie nicht mit ihm zu sprechen, denn diese geht ihn nichts an.“ Man sieht daraus, daß die Gerüchte von seinem Einfluß völlig grundlos sind; kein Mensch wagt es, irgend etwas zur Sprache zu bringen, wenn der König nicht die Erlaubniß dazu gegeben hat. Karl kam zu wiederholten Malen auf die Vergangenheit zu sprechen und sagte unter anderm folgende merkwürdige Worte: „Ich hielt es meiner, wie der Franzosen unwürdig, wegen der Promulgation der Ordonnanzen Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen; denn sie dünkten mir unnüz. Ich war auf Alles eher gefaßt, als auf diesen furchtbaren Widerstand, und konnte mich nicht überzeugen, daß er lange dauern werde. Noch jezt werfe ich mir nur Eines vor: mein zu großes Vertrauen; es bestand eine Verschwörung, und die Leute, die sich dessen gerühmt haben, können es jezt nicht leugnen. Ich wollte Frankreich und den Thron retten, und später hätten die Franzosen anerkennen müssen, daß es mir nie in den Sinn gekommen war, die von mir beschworne Konstitution umzustürzen.“ Karl handelt und spricht nach seiner Ueberzeugung; ist dieß nicht auch mit Lafayette der Fall? Beide träumen sich in sehr verschiedenen Sphären einen Zustand, dessen Realisation eine Unmöglichkeit ist . . .

Mademoiselle ist vierzehn Jahre alt, aber hinsichtlich der Entwickelung des Verstandes und Gefühls und nach dem äußern Anstand sollte man sie für achtzehnjährig halten. Wenn sie von Frankreich spricht, wenn sie über ihre und der Ihrigen Verbannung Thränen vergießt, so müßten, sollte man meinen, sogar ihre Feinde, oder vielmehr ihrer Familie Feinde mitweinen. Nein, Fürstin! Frankreich hat dich nicht verbannt! hat man doch Frankreich gar nicht um seine Meinung befragt! Ja, ein furchtbarer Riß war zwischen Karl X. und dem Lande entstanden; aber weiter dachte und wollte Frankreich nicht, und die Geschichte wird davon mehr zu sagen wissen, als ich. . .

Der Herzog von Bordeaux, Heinrich V., dieses Kind der Zukunft, das beim Antritt der Volljährigkeit als König begrüßt werden wird, dieser leuchtende Stern in der Finsterniß, dieses lebendige Prinzip, das einst berufen seyn wird, uns Alle zu einigen, ist für sein Alter auffallend vorgeschritten. Er ist sehr unterrichtet, aber auch in allen Leibesübungen äußerst gewandt. Er reitet trefflich, und zwar alle Tage zwei, drei Stunden; aus dem Schmerz macht er sich nichts, und er wußte nicht, warum man ihn bedauerte, als ihn das Pferd seines Gouverneurs geschlagen hatte. Er ficht sehr gut und zerschmettert mit der Pistole auf dreißig Schritte der Puppe den Kopf; er verräth Wiz, Scharfsinn, Neigung zum Selbstdenken, dabei ist sein Geist sehr lebendig, sein Charakter kräftig und entschlossen; er gehorcht gerne, man sieht aber, daß er einst zu gebieten wissen wird; er erkundigt sich, hört schweigend zu und versteht es, Andere sprechen zu lassen. Groß ist er nicht für sein Alter, aber stark, und er hat in Bildung und Manieren viel vom Herzog von Berry. — Einst standen wir nach Tische im Gespräch in einer Fensterblende. Man schlug Monseigneur — wie gewöhnlich nach Tisch — eine Parthie Billard vor; er dankte; nach einer Viertelstunde wiederholte man die Aufforderung, da sagte er in festem Tone: „Ich glaube, Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich heute nicht spielen will.“ — Um acht Uhr zieht sich der junge Prinz zurück, und um halb neun Uhr verläßt auch Mademoiselle den Salon. Der Prinz trägt eine kurze runde Jacke, meist grün, eine weiße

Weste und weite, gewöhnlich weiße Beinkleider. „Sie sind noch ganz naß,“ sagte eines Tages die Dauphine, als er zum Essen kam. — „Meine andere Jacke ist noch nicht fertig,“ antwortete der Prinz unbefangen; „und was thut es auch?“ ..

Es ist wahr, ein Jesuite hat zwei Monate lang dem königlichen Kinde Unterricht gegeben; aber die Jesuiten hatten sich keineswegs des Hauses bemächtigt, wie man wohlgefällig nachgesagt hat; ihrer Leitung war nichts anvertraut, sie mischten sich, Eine Lehrstunde ausgenommen, in nichts, und war die Stunde vorbei, sprach man so wenig von ihnen, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Wer glauben kann, man werde dem Herzog von Bordeaux mit leichter Mühe extreme Ansichten beibringen, mit denen Niemand gedient wäre, hat ihn nie weder gesehen, noch sprechen hören. Er ist immerhin gehorsam, er hat aber so viel Geisteskraft und Scharfsinn, daß es schwer fallen möchte, solchen Anlagen eine so ganz schiefe Richtung zu geben.

Reiseskizzen.

Von Karl Gutzkow.

Zweiter Artikel.

Die Straße nach Italien erhebt sich sogleich hinter Innsbruck zu einer ansehnlichen Höhe. Beide Postwagen befreiten sich zuweilen von ihrer fahrenden Last, und die Reisenden selbst zogen es vor, auf kürzeren Wegen zu Fuß die Gipfel zu erreichen. Schon am Fuße des Isels stieg ich aus, um noch einmal von Innsbrucks freundlicher Lage einen vollkommenen Ueberblick zu erha.ten. Ich war so damit beschäftigt, die rechten Gesichtspunkte beim Steigen zu treffen, daß ich erst oben am Rande des grünen Hügels von den beiden Gesellschaftern, die sich mir anschlossen, Notiz nahm. Ihre sprechende Aehnlichkeit ließ sie bald als Brüder erkennen. „Ja!“ rief der Jüngere entzückt aus, „man fühlt es, daß uns nur noch eine einzige Scheidewand von den hesperischen Gefilden trennt! Sehen Sie diesen Kampf der lieblichen mit der schroffen Natur! Wie vortheilhaft scheint sich hier schon der Sieg des Erstern zu entscheiden!“ Ich erlaubte mir, in die Freude dieses Mannes mit einzustimmen, und sagte unter andern die Worte: „Man kann das Innthal mit seiner Verengung drüben zur linken Hand den Blättern einer dreigespaltenen Tulpe vergleichen. Das erste Blatt bildet drüben der Fluß, und die beiden andern die Thaleinschnitte, welche unter uns liegen.“ Aber wie verschiedenartig war die Wirkung dieses schwachen Vergleichs auf beide Brüder! Während der Enthusiast mir mit freundlichem Auge zuwinkte und die Umrisse meiner Rede mit den blühendsten Farben weiter ausmalte, schien es, als hätt' ich mir damit den ältern Bruder auf immer entfrembet. Er wich so weit zurück, als er mir zuerst nahe getreten war, und fürchtete jeden Augenblick, ich könnte ihm Anträge machen, die ihn peinigen würden. Die Aengstlichkeit des Mannes fiel mir auf, und ich fragte den Kondukteur, der mit seinem Wagen inzwischen nachgekommen war, mit wem ich es zu thun habe? Er flüsterte mir eine bekannte deutsche Buchhändlerfirma zu.

Beim weitern Verlauf der Reise konnte ich noch hinlänglich darauf rechnen, in den Charakter dieses Brüderpaars tiefere Blicke zu werfen, und ich sparte sie deßhalb zunächst für die Umgebungen der Natur auf. Die Gesichtsweite verengerte sich, der Weg verlor sich immer tiefer in Schluchten und Felsspalten, und führte uns in jedem Augenblick zu einer neuen Abwechslung der Gegend. Bald traten die Berge eng zusammen, so daß wir zweifelten, ob in jenem tiefen Kessel, in welchem nur der Schaum eines wilden Gebirgsbaches sichtbar wurde, noch ein Weg für die unermüdlich sich schlängelnde Straße Raum habe; bald lichteten sich auf einige Momente die Fernsichten und zeigten uns grüne, von einer Sonne, welche wir nicht sahen, beschienene Wiesenmatten, einen Kirchthurm, ein Dorf, Dinge, welche unsere auf's Neue verengte, schroffe Umgebung bald wieder zu einer Fabel machte. Einen ansehnlichen Bergrücken mußten wir noch auf der ersten Station von Innsbruck ersteigen, gewannen aber damit einen Höhepunkt, der uns die ganze Uebersicht dieser bergigten Natur frei gab. Es war Dämmerung, die Sonne funkelte nur noch an den höchsten Spitzen, und von unsichtbaren Kirchen trug die stille Gebiegsluft die Töne der Abendglocke zu uns herüber.

Die jezt hereinbrechende Nacht mochte auch dem Buchhändler zu großer Beruhigung dienen. Mein Gott, wie konnte man in seiner Seele lesen! Wie ängstlich beobachtete er meine Mienen, die Furchen, die sich zuweilen auf der Stirn zogen, wie erschrack er, wenn ich den Mund öffnete, und wie frei athmete er wieder, wenn ich nur von einer bessern Stellung unsrer Füße oder einer steilen Passage des Weges oder von andern gleichgültigen Dingen sprach! Woher kam seine Besorgniß? Ich hatte das Innthal mit den Blättern einer Tulpe verglichen; er hielt mich deßhalb für einen schlechten Dichter und fürchtete in jedem Augenblick, ich werde ihm ein Manuscript zum Verlag antragen. Elektrisch berührten ihn meine Bewegungen, und es ward ihm vollends unausstehlich, daß sein enthusiastischer Bruder den Mund nicht halten konnte, sondern sich in die ausschweifendsten Entzückungen über die Natur und ihre unbekannten Reize verlor. Wenn ich dann selbst bei dem Schwärmer Feuer

fing und seinen Freudeäußerungen zuweilen meine bescheidenen, aber gewählten Worte lieh, so lächelte der ältere Bruder und fand diese Reise, er wisse selbst nicht, recht spaßhaft.

Erst als wir in der Nacht den Brenner passirt hatten, öffnete sich bei Sterzing das Thal. Aber Schlaf und Nacht raubten uns den Anblick einer Gegend, die uns von Andern mannichfach empfohlen war. In der Frühe des Morgens hatte sich die Gegend schon wieder zusammengezogen, und wir erblickten eine Umgebung, die zwar noch eben so eng und schroff wie die des gestrigen Abends war, aber in vieler Hinsicht sich von ihr unterschied. Von der Lienzer Straße bog links die wilde Eisack in unsern Weg ein, und wir behielten sie fortwährend, bis sie von der Etsch abgelöst wurde. Ihr Ufer war steil und bestand aus mächtigen Kalksteinschichten, an deren Stelle zulezt ein Porphyrlager trat.

Eine Stunde von Brixen schon erregten viele Bauvorbereitungen, die wir in dem etwas sich erweiternden Thale antrafen, unsere Aufmerksamkeit. Wir erfuhren bald, daß wir an einem Orte uns befanden, dessen in den neuern Zeitungen mit der Nachricht, die Oesterreicher legen im südlichen Tyrol eine Festung an, schon öfter Erwähnung geschehen war. Eine gleichförmig fortlaufende Hügelkette eignete sich vortrefflich zur Befestigung; von den auf den einzelnen Höhepunkten gelegenen Thürmen ließ sich das mäßige Thal vollkommen beherrschen, und damit zugleich der Paß, welcher von Italien nach Deutschland führt, unzugänglich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Vernunftheirath.

Vor Kurzem gab das Gymnase dramatique eine Benefizvorstellung zu Gunsten irgend einer unglücklichen Familie, wahrscheinlich einer Schauspielerfamilie; doch darum kümmert sich bekanntlich das Publikum wenig. Es waren vier Stücke angekündigt, sämmtlich von Scribe; er also machte eigentlich die Honneurs dieser Vorstellung, von sechs Uhr an bis beinahe Mitternacht. Es war auch sehr voll im Schauspielsaale. Zuerst gab man die „Vernunftheirath,“ ein Stück, das jezt auf fremden Bühnen beinahe so bekannt ist, als in Frankreich, aber wahrscheinlich nirgends so gut gespielt wird, wie hier, wo die Schauspieler für Scribes Stücke gleichsam gebildet worden sind. Mad. Pinchon wurde von Mad. Volnis gegeben, einer Schauspielerin, die auf der Bühne gewissermaßen auferzogen ist und vielleicht schon seit zwanzig Jahren spielt, obgleich sie kaum dreißig Jahre alt ist. Man wird sich noch in Deutschland einer wandernden französischen Schauspielerfamilie, Namens Fay ... Minnern, worunter sich ein ganz kleines Mädchen, Leontine, befand, das durch sein kindlich naives Spiel sehr gefiel. Dieselbe Leontine ist die jezige Mad. Volnis. Am Gymnase dramatique hat sich ihr Talent in den Scribeschen Stücken erst recht entwickelt, und für die Vaudevillegattung ist sie eine vortreffliche Schauspielerin. Auch rühmt man ihr eine musterhafte Aufführung nach, was bei ihren Mitschwestern nicht immer der Fall ist; sie hat einen Schauspieler geheirathet, der aber nicht zu den ausgezeichnetsten gehört. Die Rolle der Mad. Pinchon gab sie sehr gut; jedoch habe ich sie noch besser von der reizenden Jenny-Vertpré geben sehen, die nach einer flatterhaften Jugend auch schon vor mehreren Jahren in den Ehestand getreten ist und dem Dichter Carmouche ihre Hand und hoffentlich auch ihr Herz gegeben hat. Wegen der „Vernunftheirath“ hat Scribe oft harte Vorwürfe in den kritischen Feuilletons der Tageblätter vernehmen müssen. Bekanntlich wurde dieses Stück mitten in der Restaurationszeit geschrieben, als die Bonapartesche Ansicht vom Kriegsruhme noch im Schwange war, und als die Bourbonsche Regierung darauf losarbeitete, die vorrevolutionären Gesinnungen und Gebräuche wieder zu Ehren zu bringen. Man war allgemein überzeugt, daß sie sich mit dem Gedanken trug, die Adelsvorrechte wieder aufzufrischen und die ihr verhaßte Gleichheit der Stände zu vernichten. Mitten unter diesen Umtrieben erschien nun das Scribesche Stück, in welchem ein General des Bonaparteschen Heeres die Nothwendigkeit predigt, den Unterschied der Stände und die Vorurtheile der Welt zu achten und keine Mesalliancen zu stiften. Ob Scribe gerade die Absicht gehabt habe, dadurch der Bourbonschen Regierung zu schmeicheln und ihr in die Hände zu arbeiten, ist wohl sehr zweifelhaft. Ein Schmeichler des Hofes ist Scribe nie gewesen, und er hat sich durch seine dramatischen Arbeiten in eine so unabhängige Lage gesezt, daß er den Hof wohl entbehren kann. Indessen hat man doch an ihm einen gewissen Hang bemerkt, herrschenden Gesinnungen, sie mögen nun vom Hofe oder vom Volke ausgehen, zu fröhnen; vielleicht unterliegt er unbewußt ihrem Einflusse und gibt sich beim Dichten demselben hin. So mag er denn auch bei dem Hinarbeiten der Regierung auf die Vernichtung der durch die Revolution entstandenen Gleichheit der Stände vor dem Gesetze unvermerkt auf den Gedanken gekommen seyn, gegen die sogenannten Mesalliancen ein Theaterstück zu schreiben. Zu gleicher Zeit war er unter dem Einflusse der damals noch herrschenden hohen Begriffe von der Würde eines Soldaten der Napoleonschen sogenannten großen Armee, und so entstand denn dieses Vaudeville in zwei Aufzügen, worin es als ein ganz außerordentlich vernünftiger Entschluß eines jungen Mädchens dargestellt wird, daß sie einen verstümmelten Sergeanten heirathet, statt des Sohnes eines Generals. Dieses Mädchen befindet sich freilich in einer abhängigen Lage; allein der Dichter hat sie doch auch nicht als eine Kammerzofe dargestellt, sondern als eine Waise, die in dem Hause der Generalin aufgenommen und erzogen worden ist, und daselbst zwar hülfreiche Hand leistet, aber doch keine gedungene Dienerin ist. Die Rolle wird noch unangenehmer dadurch, daß dieselbe von sehr jungen Schauspielerinnen dargestellt wird, die sich noch dazu auf's Beste schmücken, so daß man kaum begreift, wie die Verbindung eines so jungen und reizenden Geschöpfs mit einem Stelzfuße eine Vernunftheirath oder eine vernünftige Heirath heißen kann. Anders würden die Zuschauer urtheilen, wenn diese Rolle von nicht mehr jungen und auf's Schlichteste gekleideten Schauspielerinnen dargestellt würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Januar 1834.

Du, den kein Zorn zu hart, kein Fluch zu tief verdammt,
Es sagt von dir sich los, was nur von Adam stammt;
Denn mehr als Ahab selbst, als Nero, Caracall,
Bringst du den Himmel auf durch deinen Sündenfall:
Die Erd', die dich gebar, von ihr sagst du dich los,
Wirfst schändlichen Verrath in ihren Mutterschooß.

v. Sternberg.

Die neuesten Fallversuche über die Axendrehung der Erde.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die neuesten, zu Freiberg in Sachsen angestellten Fallversuche über die Umdrehung der Erde, welche wir hier erklären wollen, sind von einer außerordentlichen Wichtigkeit für die Wissenschaft. Wir müssen aber, zum Behuf einer Erklärung des eigentlichen Sinnes dieser Versuche, um Erlaubniß bitten, etwas weiter ausholen zu dürfen.

Verfolgt man nämlich während einer heitern Nacht, und an einem Orte, an welchem man einer freien Aussicht genießt, das Schauspiel des Himmels, so sieht man, wie sich dasselbe jeden Augenblick ändert. Einige Sterne steigen höher, einige sinken; man sieht neue Sterne am östlichen Horizonte aufgehen und andere am Westhimmel verschwinden. Der ganze Himmel scheint sich um zwei feste Punkte, seine Pole, zu drehen, und bei dieser Bewegung das Universum der Sternenwelt, sammt Sonne, Mond und Planeten mit sich fortzuführen. Bei einigem nähern Nachdenken über diese „tägliche Bewegung,“ welcher alle Himmelskörper unterworfen sind, muß man alsbald die Existenz einer allgemeinen Ursache zugeben, welche diese wahre oder scheinbare Drehung bewirkt. Entweder das Firmament mit seinen zahllosen Sternen bewegt sich wirklich über uns hinweg von Osten nach Westen, oder aber die Erde dreht sich in entgegengesezter Richtung, von Westen nach Osten, und bewirkt dadurch den Schein jener Himmelsbewegung.

Ehe sich Copernikus zu der zwar schon von einigen griechischen Weltweisen geahnten, kühnen Idee erhob, der schweren Erdkugel wirklich eine solche Eigenbewegung von Westen nach Osten um ihre Axe beizulegen und dadurch die scheinbare Bewegung des Himmels in entgegengesezter Richtung zu erklären, hatte man kaum gewagt, dem sinnlichen Scheine eine solche Voraussetzung entgegen zu stellen. Die Erde liegt so fest unter unsern Füßen, sie ist so groß, so schwer, so gewaltig, sie scheint so bestimmt den Mittelpunkt des ganzen Himmelsgewölbes einzunehmen, daß es in der That einer außerordentlichen Verstandesanstrengung bedarf, um Copernikus Behauptungen gegen das Zeugniß der Sinne beizutreten.

Auch erhoben sich fast alle seine Zeitgenossen gegen die Meinung des preußischen Weltweisen; und selbst der große dänische Astronom Tycho-Brahe bezeichnet noch in einem Schreiben vom 21sten Febr. 1589 an den deutschen Mathematiker Rothmann *) die Idee, der schweren

*) Epist. astronom. S. 147.

Erde, gleich den Gestirnen des Aethers, eine Bewegung beizulegen, als eine Absurdität. Unter mehreren von ihm angeführten Gegengründen fragt er Rothmann besonders, wie es, unter Copernikus Voraussetzung von der Drehung der Erde gegen Osten, möglich sey, daß, wie die Erfahrung gleichwohl lehre, eine von einem hohen Thurme herabgeworfene Kugel genau am Fuße des Thurmes niederfalle? der Thurm sey doch während des Fallens der Kugel, bei Copernikus Behauptung, mit der sich drehenden Erde weit nach Osten fortgeführt worden, die Kugel habe dagegen in der Luft selbst keinen Antheil an dieser Drehung der Erde genommen, weßhalb sie nothwendig weit westwärts vom Thurme zurückbleiben und demnach auch weit westwärts von demselben zur Erde kommen müsse, wogegen, wie gesagt, alle Erfahrung streite. Leztere Einwendung schien bei dem damaligen Zustande der Naturwissenschaften ganz besonders schlagend; und unter Allem, was man gegen die Axendrehung der Erde vorgebracht hat, findet sich gerade diese Einwendung in immer veränderten Gestalten stets wieder hervorgehoben. *) Ja, Tycho-Brahe war von der Richtigkeit derselben so durchdrungen, daß er, ohne den Versuch angestellt zu haben, mit Gewißheit behauptete, auf einem schnell segelnden Schiffe werde sich Alles diesen seinen Vermuthungen gemäß befinden, und ein vom Mastbaum herabgeworfener Stein falle nicht am Fuße desselben nieder, sondern bleibe in dem Maße zurück, als das Schiff schneller segle.

Sonderbar genug mußte gerade diese, von einem so großen Astronomen und mit so großer Sicherheit vorgebrachte Behauptung gegen Copernikus Lehre, der Wahrheit endlich den Sieg über das Vorurtheil verschaffen. Ein anderer Philosoph jener Zeit, Gassendi, stellte nämlich jezt den obigen, von Tycho erwähnten Versuch wirklich an. Man ließ im Hafen von Marseille auf schnell segelnden Schiffen Kugeln von der Höhe des Mastbaumes fallen, welche, zur großen Beschämung der Gegner des Copernikanischen Systems, dicht am Fuße des Mastbaumes niederfielen, wie schnell das Schiff auch gehen mochte. Jezt ward Licht in den Köpfen und man sagte sich, zur Erklärung dieses Umstandes, Folgendes: „Wenn sich die Erde dreht, so dreht sie sich nothwendig mit Allem, was ihr zugehört, und die in der Luft schwebenden Körper setzen während des Falles oder Fortganges diese ihnen einmal eingedrückte Bewegung zugleich mit fort, was nicht verstattet, den Boden in Absicht ihrer als fortgeführt zu betrachten. Wenn man auf einem Schiffe, welches mit vollen Segeln geht, Kegel oder Billard spielt, so bleibt der Stoß nach jeder Richtung eben so in voller Wirkung, wie auf einem ruhenden Schiffe; ein von der Spitze des Mastbaumes herabfallender Stein fällt am Fuße desselben nieder, weil ihm außer der Fallbewegung zugleich die, allen auf dem Schiffe befindlichen Körpern gemeinschaftliche Bewegung ebenfalls schon mitgetheilt ist, und kein Umstand eintritt, welcher in lezterer eine Veränderung hervorbrächte.“ (Der Beschluß folgt.)

*) Buchanan, ein schottischer Dichter, welcher in dieser Zeit ein Gedicht, de sphaera, erscheinen ließ, trägt in demselben jenen Einwurf poetisch also vor:

„Ipsae etiam volucres tranantes aëra leni
Remigio alarum, celeri vertigine terrae
Abreptas gemerent sylvas, nidosque tenellâ
Cum sobole, et carâ forsan cum conjuge; nec se
Auderet zephyro solus committere turtur.“

Man sieht, wie schwer es selbst dem Dichter wurde, sich vom sinnlichen Scheine loszumachen. R.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Brixen ist ein freundliches, offenes Landstädtchen mit niedrigen Häusern und Dächern darauf, die so horizontal sind, daß sie schon Italiens Nähe verrathen. Der Enthusiast, welchem der Nachtschlaf besser gelungen war, als seinem Bruder, rieb sich die Augen und erstaunte, hier schon fremde Bäume, Kastanien und Feigen anzutreffen. „Trinken wir schon am Rande des Zauberbechers, den uns Italien an den Mund setzen wird!“ rief er entzückt und lüftete die Weste; „es ist nicht anders, die Bläue des Himmels ist dunkel wie das Meer. Sehen Sie jene Menschen, die Milch in die Häuser tragen, wie viel Ausdruck in ihren braunen Mienen!“ Doch wurde dieser Irrthum des verschlafenen Sanguinikers bald gehoben, als wir im Gasthofe unsern Morgenimbis zu uns nahmen, deutsche Laute hörten und deutsches Geld zahlten. Aber auf der fortgesezten Reise mochte er immerhin seinen italienischen Entdeckungen freien Lauf lassen; denn die Gegend öffnete sich wieder und ließ für Maisfelder, Wein und edlen Obstbau Raum genug. Der Weinbau gab dem Enthusiasten Gelegenheit, Göthes Sehnsucht nach Italien zu deklamiren; und wir alle fühlten, wie hier schon der Spruch, daß sich die Rebe um den Ulmbaum rankt, angewandt war. Aber der Bruder ertrug Alles, nur keine Gedichte. Er warf dem Deklamator die verweisendsten Blicke zu, auf welche jedoch dieser gar nicht Acht haben wollte.

Je mehr sich das Gebirge senkte, desto reizender schmückte sich die Ebene. Man sah, daß die Menschen schon nicht mehr die Thäler suchten, sondern aus diesen wieder auf die freien Bergspitzen hinaufklommen und dort ihre Wohnung aufschlugen. Viele Fremde haben in diesen Gegenden ihre Sommersitze. Der Feudalismus suchte sich wieder die seltenern schroffen Bergkanten aus, auf denen feste Burgen theils in Trümmern, theils noch bewohnbar lagen, und die Hierarchie sahen wir wieder

sorgfältig den Boden und den Luftzug und die Aussichten wählen, um ihren romantischen Klöstern wie immer die schönsten Lagen zu geben.

Die Sonne brannte mit den glühendsten Mittagsstrahlen und wir erfrischten uns gern an den wohlschmeckenden Pfirsichen, welche an jedem Hause auf der Landstraße feil standen, und wo die Pferde gewechselt wurden, da flüchteten wir in den kühlen Schatten der Weinlauben, in welchen sich die Häuser versteckten. „Hier sollten wir einige selige Stunden genießen!“ sagte der wonnetrunkene jüngere Bruder, aber der ältere schrack zusammen und betrachtete jenen mit ernster Miene und machte ihm sehr erinnerlich, daß das Postgeld schon bis Botzen unwiderbringlich vorausbezahlt sey.

Die Mittagshitze war so drückend, daß wir uns nach Botzen sehnten, wo uns die Posteinrichtung einige Rast gönnte. Um so willkommener mußte es daher seyn, als sich Jemand entschloß, für uns alle den Mund zu öffnen und einige Worte zu verlieren, die das Ausbleiben unserer eigenen ersezten. Wer war aber dieser großmüthige Märtyrer? der Buchhändler. „Nein,“ begann er höchst charakteristisch, während sein Bruder jede Erklärung mit Ja anfing; „nein, ich erstaune, hier noch überall die deutsche Sprache zu finden. Welche beträchtliche Strecke haben wir seit gestern Mittag zurückgelegt, und wollte Gott, in irgend einem Hause, das wir betraten, hätte ich ein gedrucktes Buch, wenn auch nur zwei Bogen stark, angetroffen! Soll man sagen, daß hier für den deutschen Buchhandel noch etwas zu gewinnen, oder schon Alles verloren ist? Ich fürchte das Leztere. Ich lebe freilich in einer Gegend, die miserabel ist. Nun, laß nur, lieber Bruder, ich geb' es gern zu. Ich sehne mich auch hinaus in eine angenehme Umgebung, und finde hier Alles recht schön, recht hübsch und ordentlich lieblich; allein man sollte das für sich behalten, man sollte sich nicht in jedem Wirthshaus auf der Landstraße niederlassen wollen, und diese Bank göttlich, jenen Brunnen im Hofe überraschend und wohl selbst das Essen untadelhaft finden. Müssen die hiesigen Bewohner darauf nicht stolz werden? Müssen sie nicht glauben, es gebe nichts Besseres mehr auf der Welt, ihre tausend Schuh Umkreis seyen das Paradies? Ich verdenke es auch diesen Leuten gar nicht, wenn sie den literarischen Erscheinungen an beiden Leipziger Messen durchaus kein Ohr leihen. Man sollte —“ Hier mußte der Redner, dessen Sätze uns bis jezt noch sehr verworren vorkamen, abbrechen, weil sein Bruder ihn schon mehrmal unterbrochen hatte. Aber auch dieser hielt fest an des Aeltern Ideengang, und man konnte deutlich bemerken, wie sich beide in die italienische Reiseliteratur verrannt hatten. Es schien in diesem Augenblicke nichts anders mehr für sie zu existiren, als Bilder, Skizzen, Briefe aus Italien, Spaziergänge nach Syrakus, Herbstreisen nach Venedig, Briefe in die Heimath; sie hatten alle die Kochbücher, die Handbücher für Bereiter, die Anleitungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, die stereotypirten Gesangbücher ihres Verlags vergessen. Ich mußte erst noch mehrere Entdeckungen machen, ehe ich die Absicht beider Brüder klar vor Augen hatte; ich werde sie mittheilen, doch erst zu ihrer Zeit. Was aber jezt der Jüngere gegen den Aeltern einzuwenden hatte, kam ungefähr darauf zurück: „Du irrst, mein Bruder! Nichts besticht die Eitelkeit, oder was sag' ich! die verzeihliche Liebe zu seinen liebsten Interessen, die jedem wohl ansteht, nichts besticht sie mehr, als das gedruckte Lob im Munde eines Andern. Hören wir in Reisebeschreibungen nicht am liebsten, was über Quedlinburg, Nordhausen, Eisenach, Aschersleben, Oerter, die wir täglich sehen können, von unserm Wohnorte aus geurtheilt wird? Ich versichere Dich, Länder- und Sittenschilderungen solltest Du nicht so unbedingt den Autoren zurückschicken, zumal da wir selbst —“ Hier brach der Entgegnende ab; denn der Andere sagte, er habe ja seine Tuchnadel verloren. Es war aber gar nicht wahr, sondern er wollte seinem Bruder nur den Mund damit zuhalten, daß er ihm einen unnützen Schreck einjagte. Wir werden jedoch die Ergänzung jenes abgebrochenen Satzes schon noch erfahren, nur in Botzen noch nicht, das wir jezt endlich erreicht hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Drei Scribesche Vaudevilles.

Als zweites Stück wurde Scribes une grande aventure gegeben, ein Vaudeville, das mir unter seinen hundertachtzig Stücken ganz unbekannt war, und wahrscheinlich sich aus der lezten Zeit herschreibt, in welcher er den Einfluß der Theater- und Romanenfreiheit empfunden hat. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß Scribe seit einiger Zeit Vergnügen daran findet, mit seinem witzigen Pinsel die Verdorbenheit der Sitten leicht auszumalen, ohne jedoch die Absicht zu haben, sie zu bessern, was auch von einem Vaudeville nicht wohl erwartet werden kann. Er macht sich vielmehr über die Sitten lustig, als daß er dieselben rügt. Von dieser Art ist denn auch das „große Abentheuer,“ ein Stück, das sich übrigens durch eine eigene Anlage vor allen andern auszeichnet. Das Theater stellt ein Wirthshaus in einem mittäglichen Seehafen vor, das von einem drolligten alten Kauze, der zugleich Wirth und Barbier ist, gehalten wird. Wahrscheinlich haben dem Dichter hier die lustigen spanischen Figaros vorgeschwebt; allein sein Wirth ist ein Charakter sui generis, ein ächt französischer Barbier. Bouffé spielt diese Rolle meisterhaft. Gleich zu Anfang des Stücks schmollt der Wirth mit seiner Tochter, daß sie sich in einen jungen Taugenichts verliebt hat, der auch bald auftritt und in der That sich sehr lümmelhaft benimmt. Wir erfahren aus des geschwätzigen Wirths Rede, daß dieser Gaillardet ein Findelkind ist, daher er ihn später, als er ihm seine Tochter versagt und

ihn zur Thüre hinauswirft, einen citoyen anonyme schilt, der sich mit einem ansäßigen Bürger unmöglich messen und noch weniger verbinden könne. Man sollte glauben, dieser Auftritt sey in einer alten freien Reichsstadt geschrieben worden, als Spott über die pfahlbürgerlichen Anmaaßungen. Bald wird das Stück ernsthafter. Es sind zwei Reisende in dem Gasthofe; sie treffen zufällig zusammen und unterhalten sich. Der eine ist ein rachsüchtiger Korsikaner, der die Welt durchreist, um seine verlezte Ehre zu rächen. Er hat nämlich vor zwanzig Jahren vernommen, Jemand habe während seiner Abwesenheit seine nun todte Frau verführt. Diesem Verführer will er zu Leibe, ohne zu wissen, wie er ihn finden soll. Er hofft jedoch, in dem Gasthofe einigen Aufschluß zu erhalten, da er erfahren hat, die Wirthsfrau habe eine Zeitlang bei seiner Frau als Zofe gedient. Der andere Reisende, dem er alles dieses mit vieler Redseligkeit erzählt, weil ihm derselbe einen Wechsel eingelöst hat, scheint eben der Verführer zu seyn, den jener sucht, hütet sich aber wohl, es zu sagen, und auch der Dichter sagt es nicht bestimmt. Scribe ist nicht der Mann, der die Handlung und die Zuschauer einschlafen läßt. Der Korsikaner hat den Barbier nöthig, und sogleich ist der Wirth bereit, sein altes Amt zu verrichten. Er wird nun sehr geschwäzig, wie ein südlicher Bartscheerer, und erzählt von seinen Abentheuern, wie er einst in Italien, als Bader des Nachts aufgegriffen, in einem ihm unbekannten Hause als Geburtshelfer dienen müssen und dafür einen reichlichen Lohn bekommen. Der Korsikaner fragt nach Ort und Zeit. „Das war meine Frau!“ ruft er wüthend. Nun soll ihm der Wirth auch entdecken, was aus dem Kinde geworden sey. Dem Wirthe tritt der Angstschweiß vor die Stirne; er hat sich nie um das Kind bekümmert. In der Verlegenheit kommt ihm der Einfall, den Lümmel, der immer seiner Tochter nachschleicht, als die Frucht jener ehebrecherischen Verbindung anzugeben. Diesen Tropf nun will der rachsüchtige Korsikaner aufopfern; allein der andere kaltblütige und geheimnißvolle Reisende sucht bedächtig alles Unglück zu verhüten. Aus einigen Worten, die ihm entfallen, vernimmt der Zuhörer, daß er eine heimlich in der Stadt erzogene Tochter eben aufgesucht habe. Dieß muß wohl das ächte Kind jener heimlichen Liebschaft seyn. Damit aber der Bursche Gaillardet nicht als Opfer einer blinden Rachsucht falle, beredet er den Wirth mit geheimnißvoller Miene, ja für diesen Burschen zu sorgen, indem seine Eltern wichtige Plane mit ihm vorhätten. Nun wird der Wirth eben so höflich und herablassend gegen Gaillardet, als er zuvor rauh und hochtrabend war, und er ist nun sehr geneigt, ihn zum Eidam zu nehmen. Es entstehen durch diese Veränderung einige sehr lustige Auftritte. Um nun auch den Korsikaner ganz von seiner Spur abzulenken, bietet der zweite Reisende der Wirthsfrau 10,000 Franken unter der Bedingung, daß sie gestehe, die Niederkunft, zu welcher in jener geheimnißvollen Nacht der Barbier berufen worden, sey die ihrige gewesen. Als der Korsikaner sie daher ausfragt, sagt sie das ihr eingeflüsterte Mährchen her, und von nun an macht sich der besänftigte Korsikaner auf Kosten des gänzlich verstörten Mannes lustig, was denn wieder sehr komisch ausfällt. Er schifft sich ganz zufrieden ein, um anderswo den Verführer seiner Frau aufzusuchen. — Es liegt etwas Ironisches in diesem Stücke; man möchte es für eine wizige Satire auf die eheliche Untreue halten. Eben dieser Geist hat Scribe in mehreren andern seiner Vaudevilles beseelt, und deßhalb ist ihm in einigen Tageblättern mit vieler Bitterkeit vorgeworfen worden, er treibe seinen Hohn mit dem Unmoralischen und lache über das Laster, anstatt es zu züchtigen. Aus dem beschriebenen Vaudeville wäre es ihm ein Leichtes gewesen, eine ganz züchtige Operette zu machen; es ist schade, daß er es nicht gethan hat. Nach diesem zweiten Vaudeville wurde ein drittes gegeben, in einem ganz andern Genre, ein wahres Konversationsstück, wie nur Scribe sie zu schreiben versteht. Es heißt le chaperon, was eine französische Benennung für ein Frauenzimmer ist, das einem jüngern zur Begleitung und zum Schuze dient. In diesem Vaudeville ist le chaperon eine ältere Schwester, und der ganze Inhalt läuft darauf hinaus, daß die ältere Schwester nicht gestehen will, daß sie Jemand liebt, der ihrer jüngern Schwester den Hof macht, und daß dieser Liebhaber allmählig ihre Eifersucht und Eigenliebe anzuregen sucht, bis sie zulezt ihre Liebe gesteht, oder ihre Einwilligung zur eigenen Heirath gibt, wogegen ihre jüngere Schwester sich mit Jemand verlobt, dem sie mehr zugethan ist. Man rühmt es Scribe nach, daß er ein Vaudeville gleichsam auf eine Nadelspize zu stellen wisse, also ohne Grund und Boden. So geschieht es auch hier. Das Stück bedeutet im Grunde nichts und besteht aus den wechselseitigen Unterhaltungen der beiden Paare, und dennoch ist dies Vaudeville interessant, geistreich und gefällig. Als Krone des Ganzen wurde ein viertes Vaudeville Scribes, in zwei Aufzügen, gegeben: les malheurs d'un amant heureux; wieder eine Ironie über das Sittenverderbniß. Ein homme à bonnes fortunes, das heißt ein Verführer, ist der Hauptheld; er ist der glückliche Liebhaber vieler Weiber; allein dieses Amt oder dieß Gewerbe, denn der Verführer gesteht, daß das Verführen bei ihm zur Gewohnheit geworden ist, wird des ewigen Herumtreibens müde; er langt bei einem Freunde in einer einsamen Wohnung in Burgund an. Dieser Freund lebt hier glücklich bei seinem Vater und seiner Schwester; der Vater hat einen komischen Anstrich; für ihn haben die Liebesabentheuer immer etwas Erhabenes gehabt, obschon er nie so glücklich gewesen ist, eines zu erleben; daher sperrt er Augen und Mund auf, als er von seinem Sohne vernimmt, der junge Mann, der ankommen soll, sey ein homme à bonnes fortunes, und er ergözt sich außerordentlich, als er von seinen Streichen hört. In eben dieses Schloß langt noch ein alter eifersüchtiger General mit seiner lockern jungen Frau an, die schon lange mit dem homme à bonnes fortunes im Einverständnisse lebt. Und nun tragen sich Abentheuer zu, wovon der schlichte Hausherr nichts ahnt, und wovon das Schlimmste ist, daß seine eigene Tochter durch den Liebeshelden verführt wird. Dieß wird im Vaudeville nur obenhin angedeutet; in diesen leichten Andeutungen, welche auf das Ganze so wesentlichen Bezug haben, beweist Scribe stets eine große Gewandtheit. Der zweite Aufzug geht in Paris vor. Der General und die Generalin sind bei einer Verwandtin angelangt, welche sie zu ihrer bevorstehenden Heirath eingeladen hat, ohne ihnen den Namen ihres Bräutigams kund zu thun. Jezt findet es sich, daß dieß eben der Verführer ist. Die Frau Generalin wird wüthend; nun kommt auch noch die schlichte Familie vom Lande hinzu, und hier findet sich ein verführtes, unglückliches, vor Gram hinschwindendes Mädchen. Das Stück nimmt jezt eine tragische Richtung; allein Scribe läßt es damit nicht weit kommen. Die Verwandtin, welche die saubern Streiche ihres Bräutigams vernimmt und ihn zärtlich liebte, thut nun Verzicht auf ihn, und man zwingt ihn, das unschuldige, verführte Mädchen vom Lande zu heirathen. Der General und der Hausherr vom Lande sind komische Figuren und verbreiten Heiterkeit über das Stück, das indessen nicht zu den besonders moralischen gerechnet werden kann. Darauf hat es auch Scribe nicht abgesehen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Januar 1834.

Das Leben ist eine Reise, Reisen ist das wahre Leben, und gut zu reisen, ist eine Kunst, wie gut zu leben.

Thümmel.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Botzen schwimmt in einem Meere von Weinfeldern, die unabsehbar von den Hügeln fast in die Stadt selbst hineinlangen. Die Bauart ist klein, niedrig, verdeckt, und erinnert namentlich in der innern Einrichtung, in den bedeckten Gallerien, den bewohnbaren großen Fluren mannichfach an die italienische. — Es war hoher Mittag, die Postbehörde hielt ihre Sieste, und es kostete mich einige Mühe, die Weiterreise bis Roveredo noch berichtigen zu können. Der unchristliche Gasthof zum Halbmond nahm uns in seine Schatten auf, die verschlossenen Läden, die bedeckten Gallerien des Hofes, die steinernen Treppen verbreiteten so viel Kühle, daß wir zur Einnahme des aufgetragenen Mittagmahls bald volle Behaglichkeit empfanden. Eine ältliche Schöne mit braunem Teint, braunen Augen und schwarzem Haar theilte sich mit einem Koche, der in Hemdermeln, mit großem Messer und mit schmutziger Nachlässigkeit auftrat, in das Geschäft, die schon italienisch zubereiteten Speisen zu serviren. Botzen hat sich in Oberitalien den Ruf der besten Confitüren zu erhalten gesucht, und auch uns gaben sie im Halbmonde eine Na[illegible]speise, die Niemand vortrefflicher fand, als der Buchhändler. Es war auffallend, wie sehr dieser Mann den Genuß des Fleisches floh; er mußte vielleicht fürchten, dadurch zu heftigen Bluts zu werden und sich zu Unternehmungen hinreißen zu lassen, welche ihn später gereuen würden. Auch könnte, wer noch nicht in Italien gewesen war, hier die Vorstudien seiner blutrothen Weine machen. Und, da ich doch in sehr detaillirte Beschreibungen gerathen bin, wer saß alles noch am Tische? Ein österreichischer Kapitän, der schon in Neapel und Lemberg stationirt gewesen war, gegen Napoleon gedient hatte, nach dem Kriege in Heidelberg einquartirt war, und jezt nach Mailand zurückkehrte, wo sein Regiment stand; ein jüdischer Commis, der die Messe in Bergamo besuchen wollte, vortrefflich italienisch sprach, und es in der That noch schöner sang; ein Italiener, der lange in Deutschland gelebt hatte und nach Mailand zurückkehrte; ein Bankier, aus Galizien gebürtig, der in Leipzig kaufmännische Unterhändlergeschäfte trieb und Italien auf dem Fluge besuchte; ein bekannter deutscher Schriftsteller, der in halber Jahresfrist dieselbe Reise herausgegeben und sie besser verfaßt haben wird, als ich die meinige; ein zweiter Leipziger Bankier; ein junger sächsischer Adeliger, der auf Reisen ging, eh' er Kammerjunker werden wollte; das edle buchhändlerische Brüderpaar und ich selbst, um die Neunzahl abzurunden.

In einer Stunde hatten wir alle unsere Plätze wieder eingenommen. Welch paradiesische Umgebung an

Botzens Südseite! Zur Linken steile, schroffe Porphyrfelsen, auf welchen sich die Reste alter Schlösser zeigten, zur Rechten eine endlose grüne Weinlaubdecke, welche sich bis an die Ufer der Etsch zog. Und am jenseitigen Ufer des Flusses dieselbe üppige Vegetation, Maispflanzungen, Maulbeerbäume, welche der hier so lebhaften Seidenzucht dienen, und in immer reicherer Anzahl jede Gattung der edelsten Früchte. Rechnet dazu die bunter werdende Tracht der Menschen, die fremden Laute, sogar, um es nicht zu verschweigen, das weiße, gelbgefleckte, kolossale Zugvieh, die Landhäuser in Gärten versteckt, und ihr werdet es begreiflich finden, wie unser italienischer Enthusiast fast den ganzen Weg von Branzol bis Salura über das schönste Vierteljahr seines Lebens sprechen konnte, ohne sich vom ältern Bruder auch nur durch einen seiner unzähligen Winke davon abbringen zu lassen.

Es gibt gewisse Dinge, die sich ohne Entschuldigung nicht sagen lassen. Ein Reisebeschreiber wird jedesmal Scheu empfinden, wenn ihn sein Bedürfniß entweder zum Essen oder zum Schlafen zwang, und Umstände eintreten, daß er beides nicht verschweigen darf. Man wird um so besorgter vor dem Urtheil des Publikums seyn, je flüchtiger und schneller die Reise von Statten geht. Es heißt: nicht genug, daß du mit Windesschnelle an den interessantesten Dingen vorüberfliegst, und in deinen Schilderungen nur eben so schwache Eindrücke bei uns zurückläßt, als du selbst empfangen hast; nein, du gehst noch weiter, du gestehst uns, daß du die schönsten Gegenden verschlafen hast! So sprach der Leser, dem ich Folgendes erwidere: Man will für sein Geld nicht immer Alles, sondern nur das Beste haben. O ja, mein Vaterland, ich konnte für dich von Innsbruck bis Verona zu Fuß gehen, ich konnte alle hundert Schritte ein neues Panorama der Gegend in mein Portefeuille aufnehmen, ich konnte in der ersten besten Herberge übernachten, jedes Ding an der Wand in Augenschein nehmen, Genrebilder zusammenraffen und dir am frühen Morgen jedesmal die Zeche vorlegen. Ich konnte für dich noch mehr, mein deutsches Vaterland. Ich hätte jedes Landmädchen fragen können, wie hier die Strümpfe bereitet werden, ich hätte in den Küchen untersuchen können, ob die Speisen mit Zwiebeln zugerichtet werden, ich hätte nach alten Sagen, Hexen- und Gespenstergeschichten aus seyn können. Allein damit hätt' ich dir wahrlich keine Vortheile verschafft. Die Zeit jener schläfrigen Reisen, in der Postkalesche mit zwei Pferden, mit einem Bedienten auf dem Bock, mit den nöthigsten Betten, mit einer vollständigen Speisekammer und einem ambulanten Weinkeller, ist vorüber. Man reist nicht mehr so, wie zwei berühmte Männer noch vor einigen Jahren reisten, deren Tagebücher vor mir liegen. Der Bergrath und Naturphilosoph Schubert sagt dir z. B. in seinem Wanderbüchlein, daß er Botzener Pfefferkuchen für seine lieben Gevatterskinder daheim in Nürnberg gekauft habe, daß er hinter Brixen an den dicken Burgermeister in Bodenstein, der noch dazu ein Gerber war, gedacht, und hinter Claußen liebliche Morgenlieder gesungen habe, sintemal ihm so wohl und heimathlich geworden. Und der Regierungsrath und Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Herr v. Raumer, bleibt dir in seiner Herbstreise nichts schuldig; er kauft sich in Botzen einen Hosenträger und lacht über seinen Bedienten, der sich vom Sitzen die manchesternen Beinkleider durchgerieben hatte. Er rechnet dir knauserend jeden Centesimo vor, den er dem Küster in Trident, oder dem Postknechte in Roveredo zu viel gegeben, ja Herr Schubert sagt dir sogar, daß ihn seine ganze Reise nur auf 74 fl. 15 kr. zu stehen gekommen. Aus diesen Reisebeschreibungen wirst du weniger Nutzen schöpfen, als aus der meinigen, wie detaillirt jene sich auch über jeden Postknecht und jeden Kellner, den sie in Hesperiens Gefilden zu beobachten Gelegenheit hatten, aussprechen mögen. Worin liegt der Reiz der Naturschilderung? In der plötzlichen Ueberraschung, in der neuen Abwechslung, nicht in den Uebergängen. Diesen Vortheil genießt aber nur der Schnellreisende, und nur er kann ihn wiedergeben. Die Phantasie und die Sehnsucht folgen ihm ungeduldig; kaum befriedigt, schwelgen sie schon wieder in neuen Anblicken und Veränderungen. Darum muß es zuweilen dunkel werden, darum muß ich in der Nacht reisen, darum muß ich sogar bei Tage zuweilen in die Ecke des Wagens sinken, und ich weiß, das Vaterland verzeiht mir jezt, daß ich das Leztere hinter Branzol in voller Muße that.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Fallversuche über die Axendrehung der Erde.

(Beschluß.)

So weit war man in dieser Materie gekommen, als der große Newton in Verfolgung derselben noch einen Schritt weiter ging. „Behält," schloß er, „in der That jeder fallende Körper während des Falles seine ihm durch die Umdrehung der Erde, in der Richtung von Westen nach Osten, mitgetheilte Schwungbewegung, so kann eine von einem hohen Thurme herabgeworfene Kugel gleichwohl nicht ganz genau am Fuße desselben niederfallen. Aber sie wird nicht, wie man sonst meinte, gegen Westen zurück bleiben, sondern sie wird vielmehr gegen Osten voraneilen und also etwas östlicher zur Erde kommen. Denn da die Spize des Thurms weiter von der Erdoberfläche absteht, als der Fuß, so wird jene Spitze

bei der Drehung der Erde nach Osten auch eine größere Schwungbewegung haben als lezterer Fuß, indem sie in derselben Zeit einen größern Kreisbogen zu beschreiben hat. Dieser größere Schwung wohnt also auch der Kugel in, welche man von der Spitze des Thurmes herabfallen läßt, und es ist demnach nothwendig, daß sie östlich vom Lothpunkte des Punkts, von wo sie fällt, zur Erde gelange.“ Lezteres ist der eigentliche Gegenstand der Fallversuche über die Umdrehung der Erde, mit welchen wir uns hier beschäftigen, und ich bitte die Leser daher zuvörderst, sich recht innig von der Richtigkeit des Newton'schen Raisonnements zu überzeugen.

Die Newton'sche Andeutung verfolgte auch wirklich bald nachher ein gleichzeitiger Mathematiker, Hooke. Allein da er nur eine geringe Höhe gewählt, vielleicht auch nicht alle die Vorsicht angewendet hatte, welche so delikate Versuche erfordern, so fielen dieselben nicht genügend aus. Später wurde der Gegenstand von einem jungen Bologneser Gelehrten, Guilielmini, wieder aufgenommen. Er hatte berechnet, daß die östliche Abweichung eines fallenden Körpers von der Verticallinie, bei einer Fallhöhe von 240 Fuß, unter der geographischen Breite von Rom *) einen halben Zoll betragen müsse; und um das Resultat dieser Rechnung mit der Erfahrung zu vergleichen, stellte er in den Jahren 1790 und 1791 Versuche an, deren Erfolg er in einer jezt sehr selten gewordenen Schrift: De diurno terrae motu, experimentis physico-mathematicis confirmato. Bononiae. 1792. 90 Seiten 8., mit Kupfern, beschreibt. Zehn Jahre nachher, im Jahre 1802, wiederholte unser wackerer Landsmann Benzenberg dieselben Versuche im Michaelisthurme zu Hamburg bei einer Fallhöhe von 235 Fußen. Dieses Mal wurde die äußerste Vorsicht aufgeboten: Benzenberg wendete nacheinander Kugeln von verschiedenen Materien an, und bediente sich, um zugleich die Fallzeiten und den Einfluß des Widerstandes der Luft mit der Theorie zu vergleichen, einer sehr genauen Tertienuhr von Klindworth. Er ließ 30 Kugeln fallen, welche im Mittel 3,99 Linien nach Osten abwichen. Gauß's Rechnung gab 3,95 Linien, so daß also der Unterschied zwischen der Rechnung und der Erfahrung nur $^{4}/_{100}$ Linie betrug. Allein die Kugeln wichen zu gleicher Zeit um eine Kleinigkeit nach Süden vom Lothpunkte ab, was der Experimentator einem Luftzuge im Thurme zuschrieb, indem die Theorie eine solche Abweichung nach Süden nicht nachweist. Indeß ließ er sich doch zu einer neuen Reihe von Versuchen bestimmen, welche im folgenden Jahre in einem Kohlenschacht zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß angestellt wurden. Hier fielen die Kugeln, ganz wie es die Rechnung für die geographische Breite vorschreibt, im Mittel um 5 Linien ostwärts vom Lothpunkte nieder, ohne daß sich sonst eine nördliche oder südliche Abweichung ergeben hätte; *) und Copernikus Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Axe hatte also eine neue und glänzende Bestätigung erhalten.

An diese Versuche nun schließen sich endlich die neuesten, in dem Dreibrüderschachte bei Freiberg in Sachsen angestellten Fallversuche über die Umdrehung der Erde an, deren Resultat jezt zur Kenntniß der gelehrten Welt kommt, und welche uns Veranlassung zu den gegenwärtigen Auseinandersetzungen gegeben haben. Diese neue Untersuchung eines so wichtigen Gegenstandes ist auf Anordnung des Oberbergamtes zu Freiberg, unter Leitung des Professors der Physik an der dortigen königlichen Bergakademie, Reich, mit aller nur ersinnlichen Genauigkeit ausgeführt worden, und wir haben über das Detail derselben einen eigenen Bericht zu erwarten. **) Die Fallhöhe in diesem Schachte ist sehr beträchtlich, denn sie beträgt 488 Pariser Fuß. Man stellte 106 Versuche unter den mannichfaltigsten Abänderungen an; besonders ward jede Vorsicht aufgeboten, um auch die kleinste Schwankung beim Loslassen der fallenden Kugeln zu vermeiden. Bei einigen Versuchen erhizte man die Kugeln zu diesem Behufe in kochendem Wasser, wodurch sie ausgedehnt werden, und legte sie auf einen Ring, durch den sie hindurchfielen, nachdem sie erkaltet waren; sonst hing man sie an Pferdehaaren auf, von denen sie mit Vermeidung der leisesten Schwankung getrennt wurden. Als endliches Resultat ergab sich, im Mittel, eine Abweichung des Fallpunktes der Kugeln nach Osten vom Lothpunkte = 12,6 Pariser Linien. Die Rechnung gibt, für diese geographische Breite und Fallhöhe, 13 Linien, also Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung nur 0,4 Linien. Die Abweichung nach Süden betrug 1,8 Linien, was von Fehlern beim Experimente herrühren mag, da die Theorie, wie schon gesagt, von einer solchen südlichen Abweichung nichts weiß, und 1,8 Linien eine Größe ist, für welche man bei einer so bedeutenden

*) Die geographische Breite des betreffenden Ortes kommt hiebei deßwegen in Betracht, weil die Größe des Parallelkreises, und also auch die Größe des Schwunges davon abhängt. R.

*) Der Experimentator hat das lehrreiche Detail dieser Versuche in zwei besondern Schriften: Versuche über das Gesez des Falls, den Widerstand der Luft und die Umdrehung der Erde, Dortmund 1804, und: Versuche über die Umdrehung der Erde, ebendaselbst 1804, beschrieben, wohin wir noch verweisen. R.

**) Dieser so gut geschriebene, als gründliche Bericht, unter dem Titel: Fallversuche über die Umdrehung der Erde, angestellt auf hohe oberbergamtliche Anordnung in dem Dreibrüderschachte bei Freiberg, und herausgegeben von Reich, Freiberg, ist unterdeß in die Hände des Referenten gekommen. R.

Fallhöhe nicht einsehen kann. *) Die bewunderndswürdige sonstige Uebereinstimmung dieser Experimente mit der Theorie ist ein neuer Sieg über Schein und Vorurtheil, wodurch selbst die Ptolemaiker, wie hartnäckig sie die Bewegung der Erde um ihre Axe läugneten, überzeugt worden wären. Endlich hat man vorgeschlagen, diese Versuche nochmals in dem Brunnen der Festung Königstein bei Dresden zu wiederholen, dessen Tiefe über 1000 Pariser Fuß beträgt, wornach die östliche Abweichung der Kugeln gegen 3 Zoll betragen müßte. Man brauchte das Wasser des Brunnens nur mit Brettern zuzulegen und eine Vorrichtung zum Schutze des Beobachters vor den fallenden Kugeln anzubringen, deren Geschwindigkeit freilich bei einer solchen Fallhöhe schon sehr groß wird, wie sehr sie auch der zugleich wachsende Widerstand der Luft mäßigt.

*) Unser Referent sucht die Ursache dieser südlichen Abweichung in einer Schwankung beim Loslassen der Kugeln, die, wenn sie auch ganz unmerklich ist, bei einer solchen Fallhöhe doch schon ein bemerkbares Resultat geben kann.
R.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

Das Studium der Sanskritsprache.

Rußlands allseitiges Fortschreiten auf dem Wege wissenschaftlicher Ausbildung wird innerhalb seiner weiten Grenzen mit einmüthigem Dank und außerhalb mit Bewunderung anerkannt. Auch in diesen Blättern sind bereits mehrmals die literarischen und antiquarischen Schätze genannt und beschrieben worden, wodurch unsere gelehrten Anstalten mit entsprechenden Bildungsmitteln versorgt wurden. Nebst so manchem Andern, wodurch das Rußland unsrer Tage sich vor dem der Vergangenheit so ungemein auszeichnet, verdient vorzüglich die sorgsame Pflege, deren sich die orientalischen Studien und die damit verbundenen Wissenschaften jezt erfreuen, der Erwähnung und Anerkennung. Wenn dieses Gebiet des Wissens in seiner jetzigen erwünschten Ausdehnung und wissenschaftlichen Auffassung in Europa überhaupt noch ziemlich neu ist, so konnte auch in Rußland an eine frühere fruchtbare Bearbeitung desselben nicht wohl gedacht werden; wie aber unsere Regierung für alles, dem Ganzen, wie dem Einzelnen Ersprießliche Sorge trägt, so entging ihrem Scharfblicke auch der unberechenbare Vortheil nicht, der dem unermeßlichen Reiche, schon vermöge seiner geographischen Lage und unmittelbaren Grenzberührung mit den bedeutendsten Monarchien Asiens, aus der wissenschaftlichen Kultur der orientalischen Studien erwachsen muß. Rußland ist jezt auf dem Wege, zwischen dem übrigen Europa und einem großen, in literarischer Hinsicht noch wenig ausgebeuteten Gebiete des Orients dieselbe Rolle der Vermittelung, nicht bloß von materieller, sondern auch von wissenschaftlicher Seite, zu übernehmen, die England gegenwärtig zum Besten Europas in Beziehung auf Indien spielt. Natürlich kann dies für Rußland nur hinsichtlich der Länder Asiens Aufgabe werden, die mit ihm in geographischer Berührung und politischer Wechselwirkung stehen; daß folglich der Süden Asiens hievon ausgeschlossen seyn, oder wenigstens weit hinter jenen Gebieten zurückstehen muß, versteht sich von selbst. Um so augenscheinlicher aber offenbart sich der rein wissenschaftliche Sinn, mit dem die höchste Verwaltung zu Werke geht, wenn selbst die Sprache des alten Indiens, eine Sprache, zu deren grammatischer und literarischer Kenntniß wir nur durch englische Vermittelung gelangen können, ohne den Ruhm und den Vortheil ursprünglicher Ausbeutung zu genießen, eine Sprache, die für unsere diplomatischen und merkantilischen Verhältnisse durchaus keinen praktischen Nutzen hat, sich dennoch einer wohlwollenden Pflege von Seiten unserer Regierung erfreut. Schon der hochselige Kaiser Alexander, der Stifter so vieles Großen und Segensreichen, war auch der Gründer der orientalischen Studien in Rußland durch so manche Stiftung für dieses Fach. Und jezt, mitten unter den politischen Sorgen einer vielbewegten Zeit, verdanken wir einem wiederholten Beweise der allerhöchsten Fürsorge für die Ausbreitung der orientalischen Studien und der huldreichen Aufmerksamkeit, womit unser Kaiser jedes neue Streben in diesem Fache zu würdigen, jeden neuen Versuch aufzumuntern geruht, die Aussicht, bald die Sanskritsprache und Literatur, die seit einiger Zeit bereits in England, Frankreich und Deutschland mit so glänzendem Erfolge betrieben wird, auch in Rußland bearbeitet und einheimisch gemacht zu sehen. Ein bemerkenswerther Umstand dabei ist, daß es keines ausländischen Professors zu diesem Behufe bedarf, indem ein junger Mann aus der Mitte der Söhne Rußlands, Robert Lenz, es unter der Leitung des würdigen Professors Bopp in Berlin mit dem regsten Eifer und Fleiß so weit gebracht hat, daß er nach einigen Vorbereitungen im Stande seyn wird, das Studium und die wissenschaftliche Bearbeitung der heiligen Sprache Alt-Indiens in sein Vaterland zu verpflanzen, und somit nicht nur diesen wichtigen Zweig des morgenländischen Gesammtwissens zu kultiviren, sondern auch eben dadurch der vaterländischen Sprache und Literatur einen wichtigen Dienst zu erweisen und vielleicht eine neue Epoche derselben zu begründen. Denn seitdem die immer mehr durchgreifende Kenntniß des Sanskrit und das Geheimniß der Sprachverwandtschaft aller gebildeten westlichen Völker enthüllt und unwidersprechlich dargethan hat, daß in Zukunft an keine wissenschaftliche Auffassung der Grundregeln nicht nur der lebenden europäischen, sondern auch der todten klassischen Sprachen zu denken sey, wenn man das Sanskrit dabei nicht zur Basis mache, seitdem es unumstößlich erwiesen ist, daß auch die slavischen Dialekte ganz vorzüglich in diese Kategorie gehören, seitdem wird wohl Niemand mehr den großen Nutzen in Zweifel ziehen, der aus einer wissenschaftlichen Vergleichung der Grundregeln dieser Dialekte mit denen des Sanskrit sich ergeben muß. Eine glänzende Probe seiner Kenntniß des Sanskrit und seines literarischen Fleißes hat Lenz bereits durch die Herausgabe der Urvasia geliefert, eines sanskritischen Dramas des berühmten altindischen Dichters Kâlidâsa (zugleich Verfassers der allbekannten Sakuntala); es ist im Originaltexte mit der lateinischen Uebersetzung und vielen kritischen Noten in diesem Jahre in Berlin bei Dümmler erschienen. Damit er nun seine erworbene Kenntniß an den in England aufbewahrten literarischen Schätzen Indiens noch mehr bereichern und begründen könne, hat der Kaiser ihm zu einem zweijährigen Aufenthalte in England die großmüthigste Unterstützung gewährt, von welcher wissenschaftlichen Reise wir uns seiner Zeit die schönsten Früchte versprechen dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Januar 1834.

Nous vivons dans un siècle où l'intérêt personnel semble le seul principe de toutes les actions des hommes, et quelle émotion, quel enthousiasme pourrait jamais résulter de l'intérêt personnel! Il est plus doux de rêver à ces jours de dévouement qui pourtant ont existé, et dont la terre porte encore les honorables traces.

Md. de Staël.

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

Die Volksfeste, die das heutige Europa feiert und deren Zahl und Bedeutung sich immer mehr vermindert, stammen aus dem Mittelalter oder sind, wenn sie der Naturreligion der germanischen Stämme ihr Daseyn verdanken, von dem religiös-christlichen Charakter des Mittelalters ergriffen und verändert worden. So sind manche Gebräuche, mit denen unsere Vorfahren den Anfang des Frühlings begrüßten, auf die Verherrlichung späterer Kirchenheiligen übertragen worden. Doch konnte der ursprüngliche Sinn des Festes dadurch nicht ausgelöscht werden. So brennen in manchen Gegenden zur Osterzeit oder am Tage Johannis des Täufers Feuer auf den Höhen, wie einst am ersten Mai zur Feier des Lenzes. So zündete man in den ältesten Zeiten, auf den römischen Hügeln, beim Beginnen der schönen Jahreszeit Feuer an, und die Hirten sprangen darüber, um sich und ihre Heerden zu entsühnen. Es geschah dies am Feste der Pales den ein-und-zwanzigsten April. An einen dieser Tage knüpft sich die Erinnerung der Erbauung Roms. Die vielen Feste, zu denen die Bekehrung zum Christenthum und die Taufe im Norden Veranlassung gab, sind freilich in den lezten Jahrhunderten vergessen worden; nur wenige haben sich erhalten und immer mit verändertem Charakter. Noch trägt man am Sonntage Lätare, im Mai, in einigen Gegenden des östlichen Deutschlands Puppen herum, die man dann in das Wasser wirft, um den Untergang der heidnischen Götter und die Einführung des Christenthums zu bezeichnen. Doch dauert dies nur noch in kleinen Städten fort. Dieser Gebrauch erinnert bei verschiedener Bedeutung an eine Sitte des ältesten Roms, Puppen aus Binsen geflochten in die Tiber zu werfen, um die Abschaffung der Menschenopfer zu feiern.

Manche Gebräuche der Naturreligion unserer germanischen Vorfahren gingen in die Feste der katholischen Kirche über und verloren sich erst spät und allmählig in dem geläuterten Kultus der Reformation. Die christliche Kirche umfaßte und beherrschte im Mittelalter das ganze Leben der Menschen in allen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen. Es ist deßhalb natürlich, daß die meisten Feierlichkeiten, die irgend einen öffentlichen und allgemeinen Charakter an sich tragen, in den Ländern, wo jener Glaube herrscht, gefunden werden. Obgleich die Reformation jenen Erinnerungen nicht durchaus feindselig war, so wirkten doch ihre Kämpfe mit dem Katholizismus für dieselben zerstörend, und da sich aus der zerstörten religiösen Einheit kein öffentliches Volks-

und Staatsleben entwickelte, vielmehr die großen Religionskriege die Verminderung der kaiserlichen Macht und den Untergang der deutschen Freiheit zur Folge hatten, so verschwanden jene Feste und Gebräuche allmählig aus den Kreisen des Lebens. Die Epoche der sogenannten Aufklärung oder der Bekämpfung und Vernichtung alles dessen, was sich nicht auf unmittelbar anwendbare Grundsätze des Verstandes bezog, und die politischen Folgen der französischen Revolution vertilgten den alten Volksglauben in allen Ländern, die für jene empfänglich waren und von dieser ergriffen wurden. So ist die jetzige Zeit an öffentlichen Festen, die nicht von dem in den einzelnen Ländern herrschenden Kultus oder den daselbst eingeführten Gebräuchen durchaus geboten werden, ärmer als irgend eine vorhergegangene Epoche der Geschichte, und das Interesse, ihr Gedächtniß zu bewahren, und die Neigung, sie aufzufrischen und, wo sich noch Spuren von ihnen finden, sie zu beobachten, ist bei Einzelnen, im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit der Menge, um so lebendiger geworden.

Auch Italien, ein Land, das durch seinen Glauben, das Alterthum seiner Städte und seine politische Apathie, alten Traditionen am meisten treu geblieben ist, hat dem allgemeinen Schicksale, der Zerstörung oder allmähligen Auflösung alles dessen, was aus dem Mittelalter an Gesinnung und Sitte in seiner Mitte sich noch erhalten hatte, nicht entgehen können. Der Einfluß französischer Bildung und später französischer Herrschaft hat hier ähnlich, wenn auch nicht so stark und tief gewirkt, wie die Reformation und die Religionskriege in Deutschland. Wo sind die politischen und religiösen Feste Venedigs geblieben, in denen diese Stadt, gleich denen des Alterthums, ihr eigenes Daseyn und ihre Größe anschaute, und den ganzen Reichthum ihrer Geschichte sich vergegenwärtigte, von der ersten Gründung in den Lagunen an und der ersten Eintheilung ihrer Kirchspiele, bis zu der Eroberung von Königreichen? Was davon übrig geblieben, ist eine trübe Erinnerung, eine Schale ohne Kern. Auf eben dieselbe Weise sind mit dem Untergange selbstständiger Einrichtungen in Genua, Lukka, Bologna viele Gebräuche und Festlichkeiten, die lebendigen Erinnerungen frühern Glücks, ausgelöscht worden, ohne daß hier die Gegenwart und deren Gestaltung einen auch nur vergleichbaren Ersatz geboten hätten. Jedoch hat Italien mit seiner Vergangenheit weniger als andere Länder Europas gebrochen. Die Herrschaft der Kirche, das Gedächtniß an die Einführung ihrer Lehren, die Verehrung ihrer Helden, der, wenn auch erschütterte, doch immer noch bestehende Glaube an jene Wunder und Legenden, die einst wie Flammen leuchteten, und von denen freilich heutzutage nur die Asche zurückgeblieben ist, haben mannichfaltige Erinnerungen und Gebräuche lebendig erhalten, die, in Verbindung mit dem natürlichen Schönheitssinne des Volks, der Lebendigkeit seines äußern Daseyns, der Bedeutung so vieler Bau- und Kunstdenkmale, noch großen Reiz gewähren, und in der Erscheinung des jezt oft Kleinen und Unbedeutenden an das Höchste und Lebendigste früherer Zeiten erinnern.

Unter allen Städten Italiens hat Rom vorzugsweise einen Rest früherer Eigenthümlichkeit bewahrt, dabei freilich auch am wenigsten von den Genüssen und Verdiensten der Gegenwart sich angeeignet. Hier ist das Volk durch den Charakter seiner Regierung und die Richtung, die ihm diese angewiesen hat, und in welcher sie dasselbe zu erhalten sucht, mit den Verhältnissen, Gebräuchen und Erinnerungen einer mit diesem kirchlichen Zustande zusammenhängenden, sonst überall verschwundenen Zeit noch am meisten befreundet. Obgleich auch das Leben der Römer durch eine, selbst den ältesten Ueberlieferungen und scheinbar bestimmtesten Verhältnissen inwohnende Neigung zu Wandel und Veränderung, namentlich aber noch durch den nicht abzuwehrenden Einfluß von Außen her allmählig neue Farben annimmt und in neue Bahnen überzugehen scheint, so hat sich doch hier, mehr als irgendwo, der Sinn des Mittelalters und eine gewisse Bestimmtheit der äußern Sitten und Gebräuche erhalten, die durch die festen Gewohnheiten der Kirche gehalten wird, und im Gegensatz zu dem wandelbaren Modeleben anderer Länder, wenigstens im Aeußern, originell und charakteristisch erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Was gewann ich dadurch? Die fabelhafteste Ueberraschung, als ich das Auge aufschlug und mich mitten in einer italienischen Stadt befand. Es war Abend. In einer norddeutschen Stadt würde man sich vor den Mücken sicher geglaubt, die Nachtmütze über die Ohren gezogen und sich draußen unter der Linde des Hauses Tabak rauchend niedergesezt haben, um über Krieg und Frieden einige nichtssagende Worte zu wechseln. Wir waren aber in Italien, vielleicht in dem kleinsten, unbedeutendsten Neste des Landes, in Lavis, und doch suchten sich die Einwohner den Anstrich einer großen Stadt zu geben. Die ganze kleine Bevölkerung war auf den drei oder vier Straßen, welche der Ort enthält, versammelt, lief Arm in Arm auf und ab und sammelte sich in den Kaffeehäusern, Gespräche mit so endlosem Eifer führend, als handelte es sich nicht um einen Gemüsegarten oder den Brunnen des Nachbars oder einen Esel, der nicht mehr

recht ziehen wollte, sondern um weit erheblichere Dinge. Auch in Kleidung, Haltung und Anstand suchte sich Alles ein nobles Ansehen zu geben, und Keiner von den die Kaffeebotega am Posthause umstehenden Männern wird uns haben abfahren sehen, ohne daß er darauf stolz gewesen wäre, wie er uns imponirt. Darauf muß man sich in Italien vorbereiten, im Adel Lumpen und in den Lumpen Adel zu finden.

Die angebrochene Nacht entzog uns den Kampf, in welchem sich die bergige Natur mit der Ebene befand, und der sich immer mehr zu Gunsten der Leztern entschied. Der jüdische Commis sang die schönsten Melodien von Bellini und Donizetti, worüber einige der Passagiere allmählig einschliefen. Nur eine Stimme benuzte diese geheimnißvolle Stille und flüsterte mir von der rechten Seite ins Ohr: „Mein Herr, Sie haben mir mannichfache Beweise gegeben, wie hingebend Sie auf den Geist der Natur lauschen, und aus den Uebereinstimmungen mit meinem Gefühle sehe ich, daß Sie ihn verstehen. Bleiben wir zusammen; Sie halten sich in Roveredo auf, ich bin es zufrieden. Sie machen einen Umweg, um nach Verona zu kommen; ich bleibe bei Ihnen. Wollen Sie?“ Der Enthusiast hatte gesprochen; aber ehe ich noch antwortete, hörte ich schon auf der linken Seite: „Mein Herr, Sie haben mir mannichfache Beweise gegeben, wie sorgfältig Sie den Charakter dieses Landes prüfen, und aus der Uebereinstimmung Ihrer Ausgaben mit den meinigen, seh' ich, daß die Sparsamkeit eine Ihrer ersten Tugenden ist. Bleiben wir zusammen; Sie halten sich in Roveredo auf, dagegen hätt' auch ich nichts. Sie machen einen Umweg, um nach Verona zu kommen; ich bleibe bei Ihnen; Sie sind es zufrieden?“ Es war der ältere Bruder, der hier Antwort haben wollte; doch noch ehe ich sie geben konnte, hieß es schon wieder auf der rechten Seite: „Mein Herr, Sie müssen sich meines Bruders wegen keinen Zwang auflegen. Er ist besorgt und weiß nicht, warum; er ist kalt, todt, die Natur peinigt ihn. Es gibt Augenblicke, wo er von der Hypochondrie furchtbar verfolgt wird und Alles schwarz sieht. Er hat sich einmal verleiten lassen, ein dramatisches Gedicht in Verlag zu nehmen, und nur drei Exemplare davon verkauft. Seitdem ist diese Düsterheit über seinen Charakter gezogen. Allein er meint es gut; wollen Sie sich durch ihn abschrecken lassen?“ Ich wollte antworten; allein der ältere Bruder flüsterte zur Linken: „Mein Herr, Sie müssen sich meines Bruders wegen keinen Zwang auflegen. Er ist immer außer sich; wie Sie sehen, um Nichts. Er ist übersprudelnd Feuer, ein vernünftiges Gespräch und Gründe der Erfahrung langweilen ihn. Es gibt Augenblicke, wo er von seinem Enthusiasmus so geplagt wird, daß er Alles rosenroth sieht. Er ließ sich einmal verleiten, für unsern Verlag ein griechisches Wörterbuch anfertigen zu lassen; aber als es gedruckt war, wurde die Schule, wo es eingeführt werden sollte, aufgehoben, und der Verfasser starb, noch ehe er sich einen Namen erworben hatte. Ach Gott, das war ein großes Unglück! und seitdem ist dies Haschen nach phantastischen und flüchtigen Genüssen in seine Seele gezogen. Allein er meint es gut; wollen Sie sich durch ihn abschrecken lassen?“ Nicht einmal für die eine Sylbe Nein! fand ich Zeit; denn auf der rechten Seite hieß es schon wieder: „Mein Herr, überlegen Sie noch? Im Grunde hat mein Bruder auch einen gewissen Grad von Poesie; denn glauben Sie nicht, daß er diese Reise bloß in der Absicht macht, um mich zu beaufsichtigen. Es liegt in seinem Interesse, für gewisse Dinge Sinn und Empfänglichkeit zu haben. Merken Sie denn gar nicht, warum wir diese Reise eigentlich machen?“ Und der ältere sezte gleich dazu: „Mein Herr, überlegen Sie noch? Im Grunde hat mein Bruder auch einen gewissen Grad von nüchterner Vernunft; denn glauben Sie ja nicht, daß er diese Reise bloß in der Absicht macht, mich aus der Haut zu bringen. Es liegt in seinem Interesse, gewisse Dinge in ruhige und abwägende Ueberlegung zu ziehen. Merken Sie denn gar nicht, warum —“ Nein, bis zu diesem Grade der Vertraulichkeit konnte der Buchhändler noch nicht kommen; er fuhr zurück, aber sogleich wieder so heftig hervor, daß er sich am gleichfalls hervorschießenden Bruder den Kopf stieß, und beide unter der ersterbenden Anrede: „Mein Herr!“ die Ueberzeugung gewannen, daß ich nichts von ihren Anträgen gehört hatte, sondern schlief. Wenigstens stellte ich mich so, um Niemanden antworten zu müssen.

In Trient, das wir gegen zehn Uhr Abends erreichten, erlebten wir schon mancherlei Italienisches: ein dunkler Abend, erhellt durch die Laternen der Kaffeehäuser, ein Gastwirth, der uns mit zwölf Gerichten bedienen wollte und erklärte, daß er mit dreien nicht aufwarten könnte, der uns aber nachher, als wir auf unserm Willen bestanden, nachlief, sich zu sechs Gerichten verstand und für neun zahlen ließ, ein Balkon, von welchem aus sich die geheimen Promenaden verliebter Paare belauschen ließen. Hier hatten sich vor dreihundert Jahren die Kirchenfürsten versammelt, um die Grenzen zwischen Wissen und Glauben für alle Zeiten zu bestimmen. Hier wurde der Grundstein des jetzigen katholischen Lehrgebäudes gelegt, und die lezte Selbstentwickelung des katholischen Christenthums aus Satzung und Tradition auf ewig in die todte, starre Form gebannt, über welche es heute nicht mehr hinausschreiten darf, ohne sich an seinem Geiste zu versündigen.

Die Nacht hüllte Alles in dunkeln Schatten; es war still in den Straßen, wir sahen nichts, als durch

das Dunkel huschende Menschen, den Lichtschimmer, der aus den Bottegen fiel und die im dunkelsten Grunde leuchtenden Sterne des Himmels. Warum sollten wir uns nicht überreden, daß Trient am Tage die freundlichste Stadt sey? Die Reisehandbücher wollen aber das nicht Rede haben.

Es regnete, als wir um Mitternacht endlich das Ziel unserer diesmaligen Fahrt, Roveredo, erreicht hatten. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und folgten dem Postknechte, der uns in einen Gasthof führte. Vor Ermüdung wußte ich kaum, mit wem ich mein Zimmer, ja, wer die italienischen, hoch aufgethürmten Riesenbetten kennt, wird ergänzen können — auch mein Bett theilte. Am nächsten Morgen mußte sich so vieles aufklären, der Reiseplan, die Gelegenheit zum Fortkommen, Roveredo, meine Gesellschaft, und vor allen Dingen das Wetter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Studium des Sanskrit und des Mongolischen.

Als erster Schritt, der von Seiten unsers Ministeriums gethan wurde, um das Sanskritstudium bei uns in Aufnahme zu bringen, kann eine Sammlung indischer Manuscripte angesehen werden, die im vorigen Jahre in London aus dem Nachlasse des in Ostindien verstorbenen Obristen Stewart zum Besten künftiger Sanskritstudien in Rußland angekauft und einstweilen im asiatischen Museum der Akademie der Wissenschaften deponirt wurde. Diese Sammlung besteht aus 95 Nummern; obgleich nun die Zahlen, da sie von den Verkäufern herrühren, nicht gespart, und Kleinigkeiten von einzelnen Blättern, ja von wenigen Zeilen als besondere Codices numerirt worden sind, so geben doch die 50 bis 40 inhaltreichern Manuscripte dieser Acquisition einen, ihren verhältnißmäßig geringen Kaufpreis weit übersteigenden Werth. Die Handschriften sind, wie fast alle vorhandenen, nicht alt, die meisten aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit wenigen Ausnahmen deutlich geschrieben und gewissenhaft korrigirt, zum Theil kalligraphische Meisterstücke, sämmtlich in Dewanâgarischrift, ausgenommen einige Kleinigkeiten, die mit Bengalicharakteren geschrieben sind. Sie sind, wie die Unterschriften bezeugen, aus verschiedenen Gegenden Indiens acquirirt. Einige sind eingebunden, mit Zeug überzogen, in Taschenformat und mit Malereien verziert; andere nach asiatischer Weise in losen, länglichten Blättern, zwischen Holzplatten, fast alle aber, wie es scheint, auf europäischem, dem Bedürfniß der Holzfeder gemäß geglätteten Papier. Sie erstrecken sich so ziemlich über alle Hauptzweige der Sanskritliteratur, mit Ausnahme der dramatischen und der Vedaliteratur im engern Sinne, die beide bisher nur in sehr wenigen handschriftlichen Proben nach Europa gekommen sind.

So sehen wir unter der weisen Aufsicht und Pflege derjenigen Männer, denen Rußlands Kaiser die Verwaltung der wichtigsten Staatsämter anvertraut hat, eine schöne Blüthe der Geistesthätigkeit nach der andern sich entfalten. So besizt Petersburg seit Kurzem eine bedeutende Sammlung von Alterthümern, welche die strengen Anforderungen des Kenners, so wie des bloßen Liebhabers gleich sehr zu befriedigen im Stande ist. Diese mit Geschmack und gründlicher antiquarischen Kenntniß veranstaltete Sammlung gehört dem Doktor Pizzati, der zur Befriedigung seiner Liebhaberei während einer Reihe von Jahren weder Mühe noch Kosten gespart hat. Sie besteht aus fast 2000 Nummern; darunter sind allein 900 hetrurische Vasen. — Unter den Söhnen Rußlands erblicken wir nicht allein Eifer und Trieb für dieses nüzliche Fach des Wissens, sondern sehen auch bereits die Früchte ihrer Bemühungen an den kürzlich neu errichteten Kathedern der mongolischen Sprache in Kasan. Schon vor sechs Jahren hatte der Kurator des Kasanschen Lehrbezirks dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein Gutachten über den Nuzen vorgelegt, der aus der Erlernung der mongolischen Sprache sowohl für unsere politischen und Handelsverhältnisse mit den Nationen, welche diese Sprache reden, als auch für die Wissenschaften überhaupt und vorzüglich für die Erforschung der Geschichte Ost-Asiens, besonders des Mittelalters, entspringen würde. Hierauf erhielt die Universität die Erlaubniß, zwei ihrer Zöglinge nach Irkuzk zu schicken, um sich daselbst zu Lehrern der mongolischen Sprache auszubilden. Nachdem diese beiden jungen Leute sich fünf Jahre lang in Irkuzk, Kiachta und unter den Burüten jenseits des Baikalsees aufgehalten hatten, begleitete der eine derselben die lezte russische geistliche Mission nach Peking, während der andere nach Urga, der Hauptstadt der chinesischen Mongolei, geschickt wurde. Beide haben sich mit Eifer und Beharrlichkeit der Erlernung der mongolischen Sprache gewidmet und darin die ausgezeichnetsten Fortschritte gemacht, wie aus dem Berichte des durch seine tiefe Kenntniß des Mongolischen rühmlichst bekannten Akademikers Schmidt erhellt, der, nach der kürzlich erfolgten Ankunft dieser jungen Leute in Petersburg, von der Akademie beauftragt war, sie zu examiniren. Die jungen Männer sind demnach als Adjunkt-Professoren der mongolischen Sprache bei der Universität Kasan angestellt worden. Diese Universität ist die erste in Europa, welche einen Lehrstuhl für diese Sprache erhalten hat. Für den Druck der zur Erlernung dieser Sprache nöthigen Handbücher wird die Universität die Buchdruckertypen von der hiesigen Akademie der Wissenschaften erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wer sich auf dunkler B.
Umbrechet manchen H.
Und Wein trinkt ohne K.,
Der kommt gar leicht zum M.,
Kaum sey noch naß sein Z.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Januar 1834.

Strenua nos exercet inertia.

Horat.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Als ich aufwachte, schien schon der hellste Tag ins Zimmer und zeigte mir den Buchhändler vor dem Spiegel, wie er sich einseifte und das Messer zum Rasiren wezte. Er gestand mir, daß er nicht immer das Geschäft allein besorgt habe, sondern erst seit mehreren Jahren dazu gezwungen sey. Er habe, sagte er, einen Barbier gehabt, der vortrefflich, und sogar in chirurgischen Studien fleißig gewesen sey. Das habe ihn gefreut und er den Burschen vielfach gelobt. Plötzlich sey aber der Mensch auf den unglücklichen Gedanken gekommen, Schriftsteller zu werden; seit einigen Tagen nämlich habe er ihn immer sehr tiefsinnig gesehen und endlich gefragt, was er denn vorhabe. Der Barbier antwortete jedoch immer: Sie werden Alles erfahren! Und was sey dann endlich zum Vorschein gekommen? Ein Manuscript über die beste Art, dem Streichriemen seine Schärfe zu nehmen und die Barbiermesser vor dem Schartigwerden zu sichern. Der Verfasser habe ihm die Schrift angeboten, er jedoch, der Erzähler, sie rund abgewiesen. Seitdem habe ihn der Mensch abscheulich traktirt, vorsetzlich geschnitten, keine Warze berücksichtigt, sondern alle drei Tage auf seinem Gesichte eine wahres Blutbad angerichtet. Freilich habe er ihn entlassen, seither aber so viel Furcht vor den Badern bekommen, daß er sich nun immer selbst rasire. Diese Erzählung weckte die Bewohner des nächsten Zimmers. Wer waren sie? Der jüngere Bruder und der junge Leipziger Autor, den ich aber in meiner ferneren Reise aus Brodneid ignorire. Sie sprangen von ihren haushohen Better herunter und entschieden sich gleichfalls dafür, daß wir (ich und der Buchhändler hatten darüber schon einige Worte gewechselt) den Gardasee gemeinschaftlich beschiffen wollten. Unsere Sehnsucht wuchs und Roveredo wurde uns dabei unter den Händen ein Ort, den man verlassen mußte, um einen bessern zu erreichen. Der Wirth pries uns Theater, Seidenfabriken, Schulanstalten, allein wir verlangten nur eine Gelegenheit, die uns nach Riva brächte. „Nach Riva? Was wollen Sie in Riva?“ — „Das Dampfboot abwarten.“ — „Es ist heute Freitag, meine Herrn, das Dampfboot trifft erst in einigen Tagen in Riva ein.“ — „Nun, so gehen wir nach Torbole, miethen eine Barke und lassen uns durch Schiffer hinunterführen.“ Mit vieler Anstrengung erlangten wir endlich einen Wagen, dessen Preis wenigstens unter Vettern, wenn auch nicht unter Brüdern billig war. Zwar begünstigte uns nicht die schönste Witterung; doch ließ sie sich ertragen, weil wir nicht ohne Hoffnung waren. — Der Gasthof, welchen wir verließen, besaß eine seltene Merkwürdigkeit. An den Wänden der

obern Hausflur prangte nämlich eine große Inschrift, sehr sauber auf Landkartenpapier verfaßt, welche anzeigte, daß die hohen Majestäten, der Kaiser von Oesterreich und Rußland hier übernachtet, als sie auf den Kongreß von Verona zogen. Vielleicht vertiefte sich der Buchhändler bei der Entzifferung dieser Inschrift; der Wagen stand schon lange im Hofe, und wir harrten nur noch seiner. Vergebens, er wollte nicht erscheinen. Ich eile die beiden Stiegen wieder hinauf und treffe ihn im Zimmer, das wir längst verlassen hatten, mit einer Arbeit beschäftigt, die ich nicht errathen konnte. Er hatte sich sorgfältig von der Thüre abgewandt und schien in seinem Tagebuche, das er immer sehr ängstlich bewachte, Notizen zu machen, sey es nun über die im Gasthof gehabten Ausgaben oder über die Merkwürdigkeiten der bisherigen Reise. Er schrack zusammen, vergaß sein Bleistift am Portefeuille ordentlich zu befestigen und eilte zu unsern harrenden Begleitern hinunter.

Wir wandten uns zur Rechten von der Veroneser Straße ab, der Etsch zu, welche wir auf einer Fähre überschifften. Die Sonne brannte auf einige Augenblicke sehr heiß und machte den Unterschied des Klimas, welches wir an dem jenseitigen Ufer antrafen, um so auffallender. Nachdem wir hinter einigen Gärten weggefahren waren und hie und da in kleinen, nicht weit von einander gelegenen Dörfern das süße Nichtsthun der uns nachgaffenden, vor den Häusern ausgestreckten Bewohner bewundert hatten, erreichten wir eine Gegend, die von den nächsten Ufern der Etsch seltsam abstach. Der graue Himmel deckte eine schroffe, todte Umgebung, in der sich kein Grün zeigte, nur rings wie von tausendjährigen Fluthen zerschieferte Felsblöcke. Ein so kalter Luftzug schnitt durch diese Verwüstung, daß wir es bereuten, uns mit leichter Kleidung versehen zu haben. Der Spiegel des Gardasees zeigte sich unserm Auge erst da, als wir ganz in seiner Nähe waren. Nichts Ueberraschendes; denn die felsigen Ufer des Sees sprangen so weit in ihn hinein, daß sich gleich in seiner ersten Station ein Vorgebirg bildete, welches seine ganze Länge dem Auge entzog. Doch je mehr wir in die Richtung kamen, seine nördlichsten Punkte zu treffen, desto mehr zog sich die Wand zurück, und wir gewannen endlich, als wir oben auf einem Hügel, der sich allmählig zu dem kleinen Schifferflecken Torbole hinuntersenkte, angelangt waren, den Ueberblick über die ganze Fläche, deren äußerste Grenzen allmählig in dem neblichten Horizont verschwammen.

Bei Torbole, einem armseligen, kothigen Flecken, bildet der See eine Art Hafen, welchen ein Steinwall umschließt und vor dem Andrang der oft sehr heftigen Wellen sichert. Gegen zwanzig leichte Nachen waren an diesem Damm befestigt und wurden von Schiffern umstanden, welchen Gesellschaften, wie die unsrige, willkommene Gelegenheit zum Verdienst boten. Man setze mir Torbole nicht herunter; es ist ein Hafen, so geräumig für seine Kähne, als Cadix für Goeletten und Fregatten. Man badet sich im See, wie in Triest im Meere. Ja selbst die Frauen fehlen nicht, welche dir, wenn du mit deinem Nachen in die See stichst, noch lange, lange nachsehen, mit dem Taschentuche winken und dir unvergeßlich bleiben werden. Ich rufe euch alle auf, die ihr damals mit mir in Torbole waret; tretet in einen Kreis zusammen. Klingen die fabelhaften Forderungen der Schiffer nicht jetzt wirklich wie Mährchen an euer Ohr? Wie herrlich saß es sich im Angesichte des Sees zu Tische, wie emsig verfolgten den Leipziger Autor die Blicke der jungen Frau, welche von einem Theile des Hafens durch die Fenster gerade auf unsere Teller sehen konnte; wie erinnerlich ist noch jene Botzener Magd, die vortrefflich deutsch sprach und in der Liebe ein Haar gefunden hatte; wie spaßhaft der dramatische Auftritt mit der Wirthin, die uns eine Rechnung aufgesezt hatte, in welcher Salz, Pfeffer, Oel, Essig als eigene Posten figurirten! Allein es schlägt die dritte Nachmittagsstunde, wir eilen in das unten harrende Boot; es ist Zeit zur Abfahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Ueberall, wo eine große Ordnung der Dinge herrscht, tritt auch eine Neigung der Menschen zur Oeffentlichkeit hervor. Nichts verbirgt sich, Alles drängt sich nach dem Licht, das von jenem allgemeinen Mittelpunkte ausgeht. Die Republiken des Alterthums, die freien Städte in Deutschland, Italien und den Niederlanden, die Turniere und städtischen Feste im Mittelalter zeigen dasselbe Streben, der innern Gesinnung in ernsten und heitern Aeußerungen eine freie und offene Bahn anzuweisen. Die katholische Kirche theilte diesen Drang jedes großen und in sich freien Gemeinwesens. Daher die Neigung, ihren Ursprung, ihre Macht und Würde der Welt in angemessenen Gebräuchen, in prachtvollen Geräthen und erhabenen Tempeln zu zeigen. So viel hiebei auch Aberglaube und Herrschlust mitgewirkt haben, so sind dies doch niemals die einzigen oder vorzüglichen Hebel dieser Kirchenordnung gewesen. Sobald man die katholische Hierarchie als ein großes Gemeinwesen betrachtet, ein Charakter, den man ihr schwerlich absprechen kann, so verstand sich diese äußere Darlegung ihres Werthes und

ihrer Gesinnungen von selbst. In Rom sind aber Kirche und Staat noch immer eins, obwohl zu ihrem beiderseitigen Verderben. — Darum hat sich auch hier eine gewisse Stetigkeit in den bürgerlichen Lebensverhältnissen erhalten. Es gibt hier, wo keine neuen Einrichtungen aufkommen können, sondern im Wesentlichen Alles, bis auf die Namen, sich in den alten Gleisen erhält, keinen plötzlichen oder auffallenden Wechsel der Sitten und Gebräuche. Die kurz dauernde Herrschaft der Franzosen war von keinem tiefen Einfluß, die Fremden und Reisenden bleiben von den Einwohnern getrennt, fremde Literatur findet wenig Eingang, und die Gesinnungen der Machthaber sind durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse von der übrigen Welt zu getrennt und in sich zu bestimmt, um große Veränderungen zu erlauben. Daher ist das Leben der Römer in vielen wesentlichen Beziehungen, gleich dem unserer Vorfahren im Mittelalter, von kirchlichen Einrichtungen und Gewohnheiten bestimmt, und die Verbindung dieser beiden Elemente oder ihre regelmäßige Abwechslung ist ein eigenthümlicher Zug des hiesigen Lebens. Die religiösen Feste, die theils allgemein, theils nur in einzelnen Kirchen und Gegenden der Stadt begangen werden, wechseln regelmäßig mit gewissen weltlichen Vergnügungen ab, die nicht, wie bei uns öffentliche Lustbarkeiten, nur für die niedere Volksklasse bestimmt sind, sondern an denen hier alle Stände Theil nehmen. Es entstehen hier nicht, wie in andern großen Städten, plötzlich neue Anlagen, die der Spekulationsgeist dem Genusse darbietet. Die Zeiten wie die Orte, an denen sich der Römer vergnügt, sind im Ganzen bestimmt. Seine Sitten, Gewohnheiten, seine Art zu urtheilen, zu denken, kurz seine ganze geistige Welt bleibt, ungeachtet der sinnlichen Lebendigkeit des Volks, dieselbe; er schaltet innerhalb dieses Raumes sehr frei, es fällt ihm aber nicht ein, seine Grenzen zu erweitern. Auch hierin hat das Leben der Geistlichen den Einwohnern zum Vorbild gedient. Die Einförmigkeit klösterlicher Verhältnisse wird fast nur durch die verschiedenen Feste erheitert, durch die Vorbereitungen, die dazu erforderlich sind, den Zusammenfluß von Menschen, die mancherlei Beobachtungen und Verbindungen, die dadurch veranlaßt werden. Diese Feste kehren jährlich wieder, nach ihnen wird die Erinnerung und Hoffnung gerechnet, Dinge, die man an ihnen bemerkt hat, werden mit Theilnahme hervorgehoben, und sie bieten die Gelegenheit dar, ohne Mühe und Aufsehen Bekanntschaften zu machen und Verhältnisse anzuknüpfen, die sonst zu finden und einzugehen gefährlich oder unmöglich seyn würde. So sind auch für den weltlichen Römer Ostern, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Weihnachten die Zeiten, nach denen er zählt. Doch sind es nicht allein die großen, berühmten kirchlichen Feierlichkeiten, die die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen, es gibt deren noch manche andere, die durch ihren Ursprung, das interessante Lokal, in dem sie begangen werden, und eine besondere Vereinigung anziehender Umstände, ein reizendes Bild gewähren. Bald ist es das Alterthum und die Lage der Kirche, bald ihre schöne Architektur, die Denkmale, die sie einschließt, der Zusammenfluß des Volks, oder alle diese Dinge zusammen, die einen solchen Besuch belohnen und einen empfänglichen Sinn poetisch anregen, der das Schöne nicht bloß in der Größe und Pracht der Umgebungen sucht. Vorzüglich sind es zwei Kirchenfeste dieser Art, der Tag der heiligen Agnes in ihrer Kirche vor Porta Pia, und der heiligen Cäcilie jenseits der Tiber, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Am 21sten Januar begaben wir uns bei herrlichem Wetter vor die moderne Porta Pia, in deren Nähe einst die alte Porta Nomentana war, durch die das römische Volk zog, als es sich nach dem heiligen Berge begab. Nach der Kirche der heiligen Agnes, die wohl eine Stunde entfernt ist, geht ein Weg, auf beiden Seiten durch hohe Mauern begrenzt, eine abscheuliche Sitte, die in Rom allgemein ist und, der herrlichen Natur zum Trotz, die Aussicht benimmt. Rechts und links befinden sich Villen, meistens ziemlich verödet; in ihrer Architektur zeugen sie aber von dem Reichthume derer, die sie einst erbauten.

Die Kirche der heiligen Agnes, eine Basilika von der reinsten und schönsten Form, liegt tiefer, als die Straße, die zu ihr führt. Man steigt eine breite Marmortreppe hinab; an den Wänden befinden sich griechische und lateinische Inschriften aus den lezten Zeiten des weströmischen Reiches, einige darunter aus der Epoche der Christenverfolgung, alle nicht ohne Interesse in Bezug auf Styl und Orthographie der sinkenden lateinischen Sprache. Beim Eintritt in diese Kirche wird man von den ungemein heitern und edlen Verhältnissen, die sie zeigt, überrascht. Zwei Säulenreihen übereinander geben ihr ein besonders leichtes und gefälliges Ansehen. Der Hochaltar steht isolirt, und ein Baldachin, der ihn bedeckt, wird von sehr schönen Porphyrsäulen getragen. Die Decke ist von Holzwerk, reich und geschmackvoll verziert.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Neue Kupferwerke.

Abwesenheit aus der Hauptstadt und unabweisliche Arbeiten haben mich lange abgehalten, Ihnen zu schreiben; doch glaube ich nicht, daß Ihr Publikum viel bei diesem Stillschweigen verloren hat, da sich wirklich im Laufe des

Jahres wenig Wichtiges bei uns in denjenigen Fächern ereignet hat, wovon das Morgenblatt Kenntniß zu nehmen pflegt. Daher beschränke ich mich für jezt, um doch am Schlusse des Jahres noch einmal etwas zu berichten, auf einige Notizen.

Die Taschenbücher sind zwar nicht mehr so sehr in der Mode bei uns, als sie es in den ersten Jahren waren, nachdem Ackermann durch sein immer noch geschäztes Forget me not den Ton dazu angegeben; die meisten derselben enthalten aber noch mit jedem Jahre so herrliche Stahlstiche, daß sie stets viele Käufer finden. Zu den neuesten in Taschenbuchform herausgegebenen Werken gehört Montgomerys Messiade in Prachtdruck auf herrlichem Papier, in reichem Sammeteinband und mit illuminirten Zeichnungen geziert. Mehrere von diesen, von John Martin, sind, wie Alles, was dem Pinsel dieses genialen Künstlers entquillt, vortrefflich; manches Andere darin ist aber auch erbärmlich. Indessen ist das Buch doch für jeden Liebhaber seine 25 Schillinge werth. — Fishers Drawing Room Scrap-book ist für Viele interessant, obgleich die meisten der darin enthaltenen Stahlstiche bereits in andern Werken erschienen sind. Fisher hat nämlich Ansichten von Indien und dem persischen Meerbusen, eine Gallerie berühmter Britten und Ansichten von den Seen und den schönen Gegenden im nördlichen England herausgegeben, aus welchen Werken Vieles hier neu aufgelegt ist. Aber da die Abdrücke alle vortrefflich sind, und man einen schön gebundenen Quartband mit 34 Stahlstichen und einer poetischen Beschreibung von der bekannten Dichterin L. E. L. (Miß Landon) für eine Guinee erhält, so kann man sich gewiß nicht beklagen. Die leztgenannten Ansichten sollen in Deutschland ihrer Schönheit und Wohlfeilheit wegen so großen Beifall gefunden haben, daß der Verleger sich bewogen gefunden, eine deutsche Uebersetzung von dem beschreibenden Theil des Werks zu veranstalten. Ich denke, seine Nationalgalerie sollte mit derselben Beihülfe nicht minder gut aufgenommen werden. Die Ansichten werden besonders in den nördlichen Grafschaften sehr geschäzt, was als ein Beweis für die Treue der Darstellungen angesehen werden muß. Man scheint überhaupt jezt eine große Vorliebe für die englischen Stahlstiche zu hegen, indem, wie man mich versichert, beständig eine große Menge von den „Illustrations" zu Byrons, wie zu Scotts Werken, Findens Gallery of the Graces, Tomblesons Rhein und Themse, Barbers Insel Wight, the National Views of London u. s. w. auf das Festland gehen soll. Auch von Valpys schöner Ausgabe von Shakespeare mit den netten Stahlstichen zu seiner kleinen Nationalgalerie gehen viele hinüber.

Vor ein paar Tagen ist ein Kunstwerk in einem höhern Styl erschienen, welches, obgleich nicht für die Menge gemacht, ohne Zweifel von deutschen Kunstliebhabern gut aufgenommen werden wird. Es ist dies ein Kupferstich von Eastlakes schönem Gemälde, Byrons Dream, auf's Herrlichste gestochen. Der Reichthum des Blätterwerks auf beiden Seiten des Vordergrunds hebt die schöne Gruppe mit den Kameelen in der Mitte auf's Kräftigste, und das magische Licht, welches sich über die reizende Landschaft verbreitet, gibt dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Mißwachs. Regierungsmaaßregeln.

Die ungewöhnliche Trockenheit und Dürre des diesjährigen Sommers hatte in einem großen, und zwar dem fruchtbarsten und getreidereichsten Theile Rußlands einen Ausfall in der Ernte zur Folge gehabt. In der Krimm und den dieser Halbinsel zunächst liegenden Gegenden herrschte eine Theurung, wie sie dort noch nie vorgekommen. Dort, so wie in vielen andern Gouvernements waren die Preise aller Arten von Getreide zu einer unglaublichen Höhe gestiegen. Auf Zufuhr zu Lande von solchen Orten, wo die Ernte reichlich ausgefallen, war auch nicht zu rechnen, wegen der schlechten Weiden und des Mangels an Futter für das Zugvieh; denn eine sehr bedeutende Menge Vieh ist verhungert aus Mangel an Graswuchs, der durch die ungeheure Hitze ganz vernichtet worden, was für diejenigen Gouvernements, z. B. das Astrachansche, wo die Viehzucht einen der bedeutendsten Erwerbszweige bildet, von der höchsten Wichtigkeit ist. Mancher Gutsbesitzer hat über die Hälfte seines Viehstandes verloren. Auf den dieserhalb der Regierung von den Ortsbehörden zugekommenen Bericht richtete Se. Majestät der Kaiser, im lebhaftesten Mitgefühl mit den seinen Unterthanen bevorstehenden Leiden, und mit dem Wunsche, zur Linderung derselben alle von der Macht der Regierung abhängenden Mittel anzuwenden, seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen hochwichtigen Gegenstand. Aus dem Reichsschatze wurden sogleich für jedes Gouvernement, nach dem Grad seines Bedarfs für Brod und Saatkorn, bedeutende Summen verabfolgt, welche man so vertheilte, daß die wohlgemeinte Hülfe bei wirklichem Mangel nicht zur Beförderung des Müßigganges und der Sorglosigkeit dienen konnte. Später, um dem Mangel sowohl an Getreide selbst, als auch an den Mitteln, dasselbe anzuschaffen, zu steuern, ward zuvörderst die zollfreie Einfuhr desselben in den Häfen des schwarzen und asowschen Meeres und der Donau, wie auch zu Lande längs der Südwestgrenze erlaubt. Da nun aber der Aufkauf von Getreide im Innern des Reichs für die mittägigen Gouvernements nicht ohne Einfluß auf die Zufuhr desselben für die nördlichen bleiben konnte, so ward diese Maaßregel bald darauf auch auf alle andern europäischen Zollämter ausgedehnt, und der Kaiser erließ, während seines lezten Aufenthalts im Auslande, aus Münchengrätz unterm 16ten September zu dem Ende einen besondern Ukas an den dirigirenden Senat, nach welchem bis zum Januar 1835 auch in allen Häfen des baltischen und weißen Meeres und längs der Landgrenze gegen Preußen die zollfreie Einfuhr von Getreide gestattet wird. Desgleichen darf jede Gattung Getreide aus einem russischen Hafen nach andern russischen Häfen auf ausländischen Schiffen während der diesjährigen Navigation und der des nächsten Jahres zollfrei eingeführt werden. — In den am meisten bedrohten Gouvernements ward die Strenge des Gesetzes bei Eintreibung der Abgaben und Rückstände gemildert; die für dieses Jahr bestimmte Rekrutenaushebung ward auf eine günstigere Zeit verschoben; der Termin aller Rückzahlungen der von Privatpersonen bei den Kreditanstalten gemachten Anleihen ward um drei Jahre weiter hinaus verlegt; für eigens dazu angesezte Summen ließ die Regierung in den Süd- und Südwestgouverments die öffentlichen Arbeiten verdoppeln, um dem Volke neue Erwerbsmittel zu verschaffen, den auf Arbeit ausgehenden Leuten wurden ihre Pässe unentgeldlich ausgestellt; auch wurden in den Kantonnements des Militärs mehrere Veränderungen vorgenommen, um dadurch die Frage nach Getreide an den Orten, wo die Truppen so lange gestanden hatten, zu verringern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Januar 1834.

Roms wundervoller Reiz liegt nicht allein in der Schönheit der Denkmale an sich, sie ziehen uns namentlich auch dadurch an, daß sie uns zu denken geben, und dieses Interesse steigert sich mit jedem Tage bei jedem neuen Studium.

Frau v. Staël.
Corinna.

Die heutigen Feste Roms mit dem Rückblick auf die Feste des Alterthums und des Mittelalters.

(Beschluß.)

Unter dem Altare in der Kirche der heiligen Agnes befindet sich eine Statue derselben Heiligen, oben aber in der Tribune sieht man auf Goldmosaik ihr Bild zwischen zwei männlichen Heiligen. Das Mosaikbild wird allgemein in das siebente Jahrhundert gesezt; uns interessirte hiebei besonders das Kostüm. Die beiden männlichen Figuren zur Seite der heiligen Agnes sind in antiker Kleidung, wie auf allen alten Mosaiken, und wie sie im siebenten Jahrhundert, wenn auch mit einigen Veränderungen, im Allgemeinen noch Sitte gewesen seyn muß; die Heilige selbst aber trägt ein Kostüm, das von antik griechischer oder römischer Sitte vollkommen abweicht und bald an den Orient, bald an das Mittelalter erinnert, obwohl es kleidsamer und anmuthiger ist als die Trachten jener Zeit oder jenes Welttheils. Wahrscheinlich war es die Kleidung vornehmer Frauen im siebenten Jahrhundert, wie sie zu Konstantinopel erfunden wurde und sich von da weiter verbreitete. Es sieht dieses Kostüm ungemein reich und vornehm aus. Der Kopf ist ohne individuellen Ausdruck.

Die heilige Agnes, die von jeher in Rom sehr verehrt wurde, hat noch eine andere prächtige Kirche auf dem Platze Navona; diese aber vor Porta Pia wird am heutigen Tage, außer ihrem hohen Alterthum, auch noch um einer seltsamen Ceremonie willen besucht. Diese Heilige, von der sich die Legende eine sehr zarte Vorstellung gebildet hat, wird, wie das ihr beigelegte Symbol eines weißen Lammes zeigt, als ein Ideal sittlicher Reinheit gedacht. Auch gehört sie in den Kreis jener Heiligen und Märtyrer der ältesten Zeit, welche die Kirche als Muster heldenmüthiger Aufopferung und makelloser Reinheit von jeher betrachtet hat. Der hohe Sinn jener ältesten Glaubenshelden zeigt sich bei aufmerksamer Vergleichung sehr verschieden von dem düstern und wilden Fanatismus so vieler Heiligen des spätern Mittelalters; man vergleiche nur das Leben der heiligen Agnes, Cäcilia, der Katharina von Alexandrien mit späteren, wie z. B. der heil. Katharina von Siena u. s. w. Jenes Attribut, das der heiligen Agnes als Symbol der Unschuld beigelegt wird, brachte die Päbste auf den Gedanken, die Lämmer, von denen die Wolle genommen wird, aus denen die Pallien gewoben werden, auf dem Altare über dem Grabe der heil. Agnes weihen zu lassen, um diesem geistlichen Schmuck schon in seinem Material eine Art Würde und Heiligkeit zu geben. Dieser Akt wurde heute, wie immer, am Festtage der Heiligen vorgenommen. Während der Messe hatten sich viele Fremde zusammengefunden, auch eine Menge Bewohner der benachbarten Weinberge und Gärten, darunter Mädchen von sehr glücklicher äußerer Bildung. Bald trat

ein Zug von Geistlichen, einen Bischof an der Spitze, mit brennenden Kerzen und zweien, mit Blumen bekränzten Lämmern aus der Sakristei. Das Geschrei der schneeweißen, hübschen Thiere erregte, troß des Ortes, an dem man sich befand, allgemeines Lachen. Die Lämmer wurden hierauf auf den Altar gelegt und der Bischof besprengte und beräucherte sie, indem er gewisse Worte, die auf die Verehrung und die Verdienste der heiligen Agnes gingen, dazu sang. Dieser Anblick machte auf uns einen sonderbaren Eindruck. Nichts konnte täuschender an die alten Opfer und den antiken Kultus erinnern, als diese seltsame, aber malerische Ceremonie. Der Bischof in seinem glänzenden Staate, die blumenbekränzten Lämmer, der Weihrauch, der emporstieg, der mit Lorbeern und Myrthen bestreute Boden, Alles erinnerte an die Opfer griechischer oder römischer Zeit.

Die Kirche St. Cäcilia, deren Fest am 22sten November gefeiert wird, liegt jenseits der Tiber und ist eine der ältesten in Rom. Unser Weg führte uns am Theater des Marcellus vorbei, über die alte Insel des Aesculap, auf den Ponte Graziano, an dessen Balustrade eine lateinische Inschrift verkündigt, daß er unter den Kaisern Valentinian, Valens und Gratianus erbaut wurde. Unter ihren Titeln prangt auch der eines Pontifex Maximus. Wir erinnerten uns hierbei, daß Gratianus, wie Zosimus erzählt, der erste christliche Kaiser war, der diese Würde verschmähte und das ihm dargereichte priesterliche Gewand nicht annahm. Auf dieser Brücke thut sich eine schöne, malerische Ansicht auf, wie sie selten im Innern einer Stadt gefunden wird. Dem Laufe der Tiber zugewandt, sieht man vor sich die Ruinen des Ponte Rotto, des alten Pons Palatinus, am Ufer erinnert man sich bei der Mündung der Kloaka massima an Tarquinius stolzes Werk und Roms frühe Größe, links liegt der Tempel der Vesta und im Hintergrunde der Aventinus. Wendet man sich dem Laufe der Tiber entgegen, so sieht man vor sich den ponte risto, einst pons janiculensis, und auf dem Janikulus oben das Kloster St. Onophrio mit der Eiche, unter der einst Tasso zu ruhen pflegte. Auf beiden Seiten der Tiber glänzen Orangengärten, die in Verbindung mit den Kirchen und Alterthümern umher einen reizenden Anblick gewähren. Der Weg nach St. Cäcilia führte uns bei St. Maria in Piccinula vorbei, einer kleinen, sehr alten Kirche, die auf den Grund des Hauses des heiligen Benediktus gebaut seyn soll. Die Kirche der heiligen Cäcilia ist sehr häufig restaurirt worden, in der lezten Zeit auf eine geschmacklose Weise, wie so oft in Rom. Außerhalb derselben las ich eine lateinische Inschrift in Hexametern, aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts, zu Ehren dieser Heiligen, die auf mich einen sonderbaren Eindruck machte, da man an ihr sehen konnte, daß so, wie damals in der alten lateinischen Sprache noch gedacht und empfunden wurde, in die alten Formen ein neuer, durchaus verschiedener Geist gedrungen war; denn die Verehrung der heiligen Cäcilia spricht sich in diesen Zeilen sehr zart und rührend aus. Wie sonderbar müßte einem klassischen Römer aus Ciceros Zeit ein so fremdartiger Inhalt in den gewohnten Formen erschienen seyn! —

Wir waren vor dem Anfange der Messe in diese Kirche getreten, es waren noch wenige Leute vorhanden, und wir hatten Muße, einige Grabmäler zu betrachten und deren Inschriften zu lesen. Vor Allem aber zog uns die schöne Statue der heiligen Cäcilia an. Diese befindet sich unter dem Hauptaltar und ist von einem reich verzierten Fußboden und einer prachtvollen Balustrade umgeben. Die Heilige ruht, auf die rechte Seite gewandt, den Kopf auf das Gesicht gelegt, die Arme neben dem Körper ausgestreckt, wie eine Schlafende, in einfacher malerischer Stellung. Dieses Werk, eine Arbeit von Stephan Maderna, ist eines der gelungensten, die moderne Bildhauerkunst hervorgebracht hat, nicht leicht ist ein anderes mit so viel Gefühl gearbeitet.

Man behauptet, daß das Haus der heiligen Cäcilia, die aus einer vornehmen römischen Familie war, auf der Stelle der jezigen Kirche stand, und daß sogar ein Theil davon sich erhalten hat, nämlich eine Kapelle, die früher ein antikes Badezimmer war, dessen Einrichtung sich noch erkennen läßt. Noch laufen längs den Wänden Röhren hin, die zur Leitung des Wasser dienten, und auf dem Boden sieht man Inschriften aus der christlich-römischen Zeit. Gemälde, unter andern Landschaften von Paul Brilli, die früher diese interessante Kapelle schmückten, sind leider erloschen. Man glaubt, daß die Heilige in dieser Kirche den Märtyrertod erlitt.

Als wir wieder in die Kirche traten, hatte die Messe schon begonnen, die, da die heilige Cäcilia die Patronin der Tonkünstler ist, an diesem Tage von vielen derselben mit Instrumenten und Gesängen begleitet wird. Dießmal sangen die Eleven des päbstlichen Hospitals von St. Michele, unter denen sich manche schöne Stimmen befanden. Das Grab der heiligen Cäcilia war von unzähligen Kerzen erhellt und mit Vasen besezt, in denen sich künstliche Blumen befanden, die von den Nonnen, denen diese Kirche gehört, schön und künstlich gearbeitet waren. Die Kirche war allmählig von Einheimischen und Fremden sehr voll geworden. Der Gesang, der von dem Chor erscholl, die Lichter und Blumen, die über dem Grabe einer Jungfrau glänzten, deren Tod noch immer gefeiert wird, vergegenwärtigten uns in einem lebhaften Bilde die außerordentliche Macht der katholischen Kirche in frühern Zeiten, welche so vielen sonst vergänglichen Erscheinungen, Thaten, Leiden und Triumphen, die in der weltlichen Geschichte sich nur in schriftlichen Ueberlieferungen erhalten, eine so bestimmte lokale Feier seit so vielen Jahrhunderten zu erhalten gewußt hat.

Eduard Arnd.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Vier Schiffer führten uns, zwei ältere, von denen einer eine ziemlich gewöhnliche, der andere eine schon geschliffenere Physiognomie trug, und zwei jüngere, der eine ein schöner Mann, der andere ein kräftiger Jüngling, der uns von den umwohnenden Mädchen des Gardasees mannichfach erzählen konnte. Der Leipziger lebte im Anschauen dieser interessanten Personen, der Enthusiast in der Hoffnung, die Umgebungen des Sees bald lieblicher und italienischer zu finden, und sein älterer Bruder in der Möglichkeit, bei einer so langen Fahrt seekrank zu werden. Man sorgte inzwischen trefflich dafür, daß uns nichts von den Sehenswürdigkeiten entging, sondern lenkte den Kahn an das rechte Ufer, wo wir einem ansehnlichen Wasserfall unsere Aufmerksamkeit schenken sollten. Es war eine kleine Bucht, so versteckt in dem kleinen Felsen, so dunkel und unzugänglich, daß ich als Novellist noch immer große Lust spüre, sie einmal in irgend einer wahren Erzählung figuriren zu lassen. Eine Wohnung war in den Felsen gehauen und diente dem Maulthiertreiber zum Aufenthalte, der hier seine Thiere zur leichtern Ersteigung des ziemlich schroffen Felsen hergab. Ein vom Regen und unreinlicher Haltung sehr unsicherer Damm aus Holzstämmen führte in mehreren Windungen zu dem Anfang des Wasserfalls hinauf. Wir mußten durch eine Mühle, über die Spiele kleiner Kinder, die von der Müllerin angerufen wurden, und einige schwankende Bretter, ehe wir einen engen Raum betraten, wo der etwa acht bis zehn Fuß breite Strom zum ersten Male stürzte. Der tosende, schäumende Fall ließ sich bis tief hinunter in den See verfolgen. Da hab' ich neben mir noch eine Blume, welche ich dort oben pflückte. Wie gern theilte ich einem jeden meiner Leser davon ein Andenken mit! Todte Blumen veranschaulichen noch immer mehr, als selbst lebendige Worte. Die Sonne war schon gesunken, als der Kahn wieder abstieß. Eine nebelhafte Dämmerung umschleierte die Ufer des Sees; doch gab die Sonne noch so viel Licht zur Farbenmischung her, daß die äußersten Säume im violetten Tone spielten. Welch friedliche Stille auf den dunkelblauen Gewässern! Die Schiffer arbeiteten rüstig dem am rechten Ufer gelegenen Limonengarten zu, den wir noch zu guter Stunde erreichten. Die Pflanzung ist terrassenförmig angelegt und durch Ueberbauten vor den schädlichen Einflüssen des hier noch ziemlich rauhen Klimas geschützt. Der Gärtner rechnete uns vor, wie viel dieser Garten seinem Herrn, einem in Brescia wohnenden Grafen, jährlich eintrage. Die Andenken, welche er uns auf die weitere Fahrt mitgab, besitze ich noch, obschon ich nicht zu den sentimentalen Reisenden gehöre. Man vergibt diesen kleinen Götzendienst.

Allmählig traten aus dem dunkeln Horizonte, der sich über beide Uferketten des Sees spannte, die ersten Abendsterne hervor; die Welle, von diesen glänzenden Punkten bespiegelt, ging ruhig, denn der Wind wartete noch die tiefere Nacht ab, ehe er sich erhob. Die Ufer schnitten sich immer weniger von der Dunkelheit ab, sondern hüllten sich in graue, mit dem Himmel verschwimmende Nebel. Ich sagte unsern Gefährten, wie viel wir durch diese Abendbeleuchtung gewännen; denn bei aller Erhabenheit der Eindrücke, welche wir vom See und seinen Umgebungen empfingen, sey doch nicht zu verschweigen, daß in den unlieblichen, schroffen Gebirgsgrenzen eine Monotonie liege, die um so schwerer zu verwinden sey, je weniger man sie hier noch erwarte. Man ist selten über die Schönheiten der Natur verschiedener Meinung, überläßt es aber gern dem Andern, die Bemerkungen zu machen, welchen wir vollkommen beipflichten. Selbst der Enthusiast, der uns seit dem Limonengarten unaufhörlich vom dunkeln Laub der Goldorangen gesprochen hatte, konnte nicht anders, als zu meiner Bemerkung wenigstens schweigen, und sein Bruder — Ich kann nicht angeben, was er that; allein er that etwas, das alle Aufmerksamkeit verdiente. Er blickte unverwandt nach einer und derselben Gegend und gab sich den Anschein der Zerstreuung, welchen ein so gesammelter und herausgegebener Mann, wie er, wenig verbarg; dann ergriff er, wie ohne Absicht, seinen Bleistift, blickte mich etwas verlegen an und trug einige Worte in seine Schreibtafel ein. Glaubt ihr, daß er Streckverse machte, daß er Aphorismen, Ein- und Ausfälle, Gedanken, kurze Bemerkungen auf langem Lebenswege, Blätter aus dem grünen Holze des Lebens aufschrieb? Gewiß nicht; spätere Erfahrungen gaben mir die volle Gewißheit, daß er nichts zu behalten und aufzuschreiben vergaß, was seinen Gefährten an dieser oder jener Stelle für Worte der Bewunderung oder des Mißfallens an den sich darbietenden fremden Erscheinungen entfallen waren. Ich darf keinen Zug an diesem Mann vorübergehen lassen, um dem Leser Dinge an die Hand zu geben, die er ihm nachher recht hart und bitter vorwerfen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

(Fortsetzung.)

Wohlthätige Maaßregeln der Regierung. Theater.

Der Kaiser, weit entfernt, sich mit allen diesen wahrhaft wohlthätigen Maaßregeln zu begnügen, hat in seinen Bemühungen, zu erfahren, was den am meisten vom Mißwachs heimgesuchten Gouvernements zum Nutzen gereichen kann, nicht nachgelassen, und als einen neuen Beweis seiner väterlichen Sorgfalt hat er die, in seinem Manifest vom

Juni d. J. angeordnete Revision noch auf einige Zeit ausgesezt. Ferner ist, wegen der Verlegenheiten, welche durch den in vielen Gegenden stattgefundenen Mißwachs für die untern Handelsklassen entstanden sind, und um ihrem Geschäftsgange durch einstweilige Ausnahmen von den Handelsgesezen Hülfe angedeihen zu lassen, den Kaufleuten dritter Gilde die freie Ausfuhr aller Arten im Tarif nicht verbotener Waaren auf der ganzen europäischen Landgrenze bis zum Januar 1836 erlaubt worden. — Auch hier in Petersburg sind die Getreidepreise, wenn schon nicht in demselben Verhältnisse, wie an andern Orten, doch sehr bedeutend gestiegen; in Folge dessen wurden den ärmern Bewohnern der Residenz die in den Magazinen der Stadt im vorigen Jahre zu niedrigen Preisen gesammelten Vorräthe für denselben niedrigen Preis verkauft. Der Kaiser hat ferner befohlen, man solle den Nothleidenden auch aus den neuen, im laufenden Jahre angeschafften Vorräthen Getreide ablassen, ohne die Ankunft der noch zu erwartenden lezten Transporte abzuwarten, und für das zu verkaufende Getreide einen, den Auslagen der Krone angemessenen Preis festsezen. Das Recht, Mehl in den Kronmagazinen kaufen zu dürfen, steht den ärmern Bewohnern der Hauptstadt, ohne Unterschied der Stände, zu, mit Ausnahme der Korn- und Mehlhändler und derer, die gebackenes Brod verkaufen. — Der Sinn der Wohlthätigkeit, dem Russen so eigen, hat sich in dieser Zeit allgemeiner Noth neuerdings bewährt. Ansehnliche Geldsummen und große Quantitäten von Getreide und Mehl sind in allen Gegenden des Landes von bemittelten Privatleuten, zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ihrer nothleidenden Mitbrüder, dargebracht werden. Schon sehen wir, Dank der wohlthätigen und zeitgemäßen Fürsorge unserer Regierung, einer frohern Zukunft entgegen. Durch die bedeutenden Zufuhren vom Auslande fangen die Getreidepreise an, herunterzugehen, was natürlich auf die Preise aller übrigen Lebensbedürfnisse einwirkt, und so verzehrt denn der arme, genügsame Russe in seinem eisigen Barbarenlande sein Stückchen Brod zu einem, im Verhältniß viel niedrigern Preise, als der freie, glückliche Engländer, im Herzen den segnend, der ihm die Möglichkeit dazu verschaffte.

Obschon Frühling und Sommer nicht eben geeignet sind, die Freunde des Theaters zum fleißigen Besuche desselben einzuladen, indem dann Jeder es vorzieht, sich in Gottes schöner, freier Natur zu ergehen, und uns im hohen Norden die schönen Tage ohnehin schon kärglich genug zugemessen sind, so war dies in dem verflossenen Sommer doch anders. Die deutsche Bühne erfreute sich während desselben eines Zuspruchs, wie ihr hier lange nicht zu Theil geworden. Unsere vornehme Welt besucht das deutsche Theater im Ganzen nur wenig, zum Theil wohl aus Unkunde der Sprache, zum Theil auch, weil das Personal nur wenige vorzügliche Talente zählte. Wollte man daher eine zahlreiche Versammlung unseres höchsten beau monde im größten Glanze sehen, so mußte man in das französische Theater gehen. Doch, wie gesagt, im vergangenen Sommer und Herbst war das deutsche Schauspielhaus jedesmal mit Zuschauern, besonders auch aus der haute société, überfüllt. Im Frühjahr nämlich ward uns das Vergnügen, Herrn Krügers (vom Berliner Hoftheater) vielseitige Künstlerbildung in einer Reihe von Gastrollen zu bewundern. Zugleich wurde unter Andern Dlle. Neureuther aus München für die hiesige Bühne engagirt, so daß wir jezt eine recht gute Oper haben; unser Orchester ist vortrefflich und läßt nichts zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsezung.)

Die Gesellschaften für Volksunterricht. Die St. Simonisten.

In allen Fächern der Literatur herrscht dermalen große Stille. Die jezige Zeit erzeugt — um mich eines Goethe'schen Bildes zu bedienen — wenig Saatkorn; man ist im Gegentheil damit beschäftigt, die Vorräthe, welche große Geister bisher davon aufgehäuft, zu vermahlen und als Gebackenes, nicht einmal immer als nährendes Brod, sondern oft als den Magen verderbendes Konfekt, unter der Menge zu verbreiten. Nebst vielen kleinen Privatanstalten haben wir drei große Bäckereien dafür, deren jede ihr Backwerk nach eigenthümlichen Ansichten und zu besondern Zwecken anders würzt. Der einen, der Gesellschaft für Verbreitung nüzlicher Kenntnisse nämlich — wir lassen nun das Gleichniß fallen — ist es nur darum zu thun, daß das Volk recht viel wisse; ihre Stifter, Lord Brougham an der Spize, Verstandesmenschen im eigentlichsten Sinne des Wortes, suchen Alles auf den Verstand zurückzuführen und durch denselben zu leiten. Die zweite, die Gesellschaft für Verbreitung religiöser Kenntnisse, von Bischöfen und andern Prälaten der Staatskirche gestiftet und geleitet, widerstrebt zwar den Ansprüchen des Verstandes nicht und sucht, wie die andere, alle wissenschaftlichen Erfahrungen zu verbreiten; aber sie erinnert zugleich daran, daß der Mensch auch Gemüthsbedürfnisse hat, und sucht dieselben (natürlich mit Rücksicht auf den Vortheil ihrer eigenen Kirche) zu wecken und zu befriedigen. Die dritte ist die Religions-Tract-Society, welche seit einiger Zeit, neben den bittersüßen Traktätchen, zu deren Verbreitung sie laut ihres Titels gestiftet worden, auch quasi wissenschaftliche Werke herausgibt, worin Naturgeschichte, Sternkunde u. s. w. auf die bunteste Weise mit den christlichen Mysterien, ja sogar mit gelehrten Diskussionen über Freiheit und Vorausbestimmung u. dgl. gemischt sind. Es versteht sich, daß diese Gesellschaft das Organ der frömmelnden Sektirer ist. Wären die Irvingisten nur zahlreicher und die Anhänger Carliles, Taylors und auch wohl Owens aus vermöglichern Klassen, so würden wir unstreitig die Wissenschaften auch so bearbeitet sehen, daß sie das Reden in unbekannten Zungen, die Unächtheit des Christenthums oder das System des Zusammenwirkens bekräftigen müßten.

Sie haben wohl vernommen, daß die St. Simonisten ihr Glück hier versuchten; aber theils waren schon die Personen, welche auftraten, nicht geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen, theils war die Lehre von der Gemeinschaft der Frauen, oder, wenn man es gelinder ausdrücken will, der Unbeständigkeit des ehelichen Verhältnisses, welche diese Apostel als den Schlußstein ihres Systems darstellten, dem englischen Gefühle so völlig entgegen, daß sie von allen Partheien, ohne Ausnahme, niedergeschrien wurden und schon nach zwei oder drei Vorlesungen das Feld räumen mußten. Die Wenigen, welche von einer Erneuerung des gesellschaftlichen Systems träumen, erklärten, die Prophetin Johanna Southcote und Herr Robert Owen haben bereits alles Nöthige gethan.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Januar 1834.

Herrsch' als Königin du, freundliche Gegenwart!
Halt' uns liebend umschlungen,
Bis Aurore den Zauber löst!

Matthisson.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

An dem linken Ufer des See's fanden wir für die Nacht eine Herberge. Die schwachen, hie und da spärlich durch eine Flamme erleuchteten Umrisse eines kleinen Fleckens traten allmählig schärfer heraus, als wir uns dem Ufer näherten. Eine Bucht, auf welcher mehrere Nachen lagen, nahm uns in ihren Schutz, und wir stiegen an der Hand unserer Schiffer im besten Gasthause von Malcesini ab. Die Wirthin empfing uns mit der offensten Freundlichkeit, lobte die Deutschen mit vielem Eifer und erzählte uns, daß ihr Mann für gewöhnlich in Padua lebe und ihr Sohn dort auf die hohe Schule gehe. Wir wünschten ihr Glück zu den Studien des Leztern und, wenn wir ihr damit einen Gefallen thaten, die Rückkehr des Erstern, auf jeden Fall aber eine gute Nacht. Wenigstens zeigte der Buchhändler keine Lust, noch das große Abendmahl einzunehmen, womit sie uns drohte. Auch waren die übrigen mit den mäßigsten Portionen zufrieden, und wir blieben endlich in unserm, nach dem See hinaus gelegenen geräumigen Zimmer allein.

Die linde, stille Nacht lockte auf den Balkon, zu welchem eine Thür aus unserm Zimmer führte. Welche erhabene Schönheit! Der Spiegel des See's, nur von dem Flimmern der dichtgesäeten Sterne, die durch das leichte, auf ihm lagernde Nebelgekräusel brachen, magisch erleuchtet, einige blaue Umrisse in der Ferne, wo die Spitzen des jenseitigen Ufers den Saum des Himmels berührten, das gleichförmige Geräusch der an den Hafen schlagenden Fluth, die tiefe Stille des kleinen Orts, alles dringt mächtig auf die Seele ein. Es bedarf so wenig in der Natur, um eine Saite nach der andern unsers Innern anzuschlagen. Wir sahen nichts als Dunkelheit, wir hörten nichts als ein stilles Schweigen, und doch flossen aus dem Innern so viel Farben und Töne in dies Gemälde, daß seine Lebhaftigkeit bezauberte. Wie entfernt lag nicht diese Gegend vom Schauplatze der Ereignisse, die unsere tägliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen! Wie lange war nicht schon die Außenwelt eine Fabel für uns geworden, an die wir selbst zu glauben schon vergessen lernten! Welche reiche Fülle von Anschauungen lag nicht noch in der kurzen Ferne der nächsten Zukunft! „Sollte es denn wahr seyn, daß der Professor Wachsmuth Censor meines Blattes ist?“ fragte mich der junge Leipziger Autor, und ich antwortete ihm unwillkührlich: „Nein, nein, es ist unmöglich; denn auch die Schulden, welche Jemand in der Heimath stehen hätte, sind in diesem Augenblick eine unbezahlbare Lüge.“ Ja, so war es, wir zweifelten an dem Fürstenthum Lichtenstein, an den Bärenmützen der sächsischen Garde, an den

Dresdener Portechaisen, an dem Ruhme des Professor Gubitz, am dritten August, obschon heute der zwölfte war, und an vielen andern größern Dingen, deren Daseyn nur zu gewiß erwiesen ist. Es schien uns alles Fabel, bis auf den Gesang, den ein verliebter Sänger so eben unter dem Fenster seiner Schönen nicht weit von uns anstimmte. Wir ergriffen das Nächste, das die Wirklichkeit darbot, und hätten mit dieser schwärmerischen Canzonette gegen die halbe Welt gewettet.

Die Schiffer hielten ihr gegebenes Wort: um 2 Uhr schon weckten sie uns zum Aufbruch. Die Magd brachte mit verschlafenen Augen Licht und wir beeilten uns, keinen Lufthauch des sich erhebenden, unsere Fahrt sehr beschleunigenden Morgenwindes zu versäumen. Draußen lag noch tiefes Morgengrauen auf dem See, das von dem spärlichen Lichte des abnehmenden Mondes noch schwach erleuchtet wurde. Der Wind strich scharf über die Wellen und die Schiffer wickelten das Segel auf, befestigten es am Vordertheile des Schiffes und ließen es von dem Luftzuge, der stärker war als ihr Rudern, rund anschwellen. Sie selbst wünschten sich noch einmal gute Nacht und legten sich auf dem Boden des Schiffes nieder. Es war heftig kalt, wir hüllten uns in unsere Mäntel und musterten mit halben Blicken die Gegenstände, welche uns umgaben. Mehrere zur Linken und Rechten gelegene Ortschaften entzog uns die Dämmerung; doch weiterhin verschwanden die nächtlichen Nebel von den Ufern und zeigten uns die Veränderungen, welche mit ihnen seit dem gestrigen Abende vorgegangen waren. Sie hatten sich mit Oelbäumen, mit Orangen, mit Pinien bekleidet und boten einen Anblick dar, der immer reizender und lieblicher wurde. Inzwischen verschwamm auch die blasse Mondscheibe in den hellen, bläulichen Grund des Himmels, und auf der rechten Seite röthete sich der Raum, welcher über dem Saume der noch immer steilen Ufer lag. Das allmählige Aufsteigen des Feuerballs war unserm Auge entzogen, denn die Scheidewand, welche für uns den freien Blick nach Osten hemmte, war zu hoch; aber dafür sprangen die ersten Strahlen kaum über den Kamm der Ufer, als ihnen auch der ganze glänzende Stern im Augenblicke nachfolgte. Mit dem ersten Lichtstreifen, der über die dunkeln Wellen blizte, schracken die Geister des Boreas von ihrem gewonnenen Spiele auf und flohen in die Höhlen der nördlichen Gebirge zurück. Die Schiffer aber richteten sich wieder auf, zogen das Segel ein und ergriffen die Ruder, von welchen wir jezt wieder Alles zu erwarten hatten.

Wenn man das reizend gelegene Vorgebirge St. Vigilio umschifft hat, öffnet sich die Breite des See's, und ein scharfes Auge vermag Peschiera am äußersten Ende eben so gut zu entdecken, wie auf der entgegengesezten Seite Salo sich ihm ganz offen darbietet. Garda lag an einen Kranz von Bergen gelehnt auf der rechten Seite, und Bardolino in der geraden Richtung, welche wir verfolgten. Der ganze Farbenton unserer überraschenden Umgebung mußte uns schon verrathen, daß wir in Italien waren. Der sanfte Schmelz, der den italienischen Landschaften so eigenthümlich ist, lag auf den sonnenhellen Ufern, ein Hauch, ein Duft, nichts von jenen frischen, schroffen, prangenden Farben, in welche sich die nordische Natur kleidet. Die Sonne vergoldet matter als die unsrige, die Bäume tragen ein dunkleres Grün, das wir nur an unsern Tannen kennen, nur der Himmel und die Welle sprechen frischer als bei uns, weil jener unbewölkter und diese klarer ist. In Bardolino trafen wir, obschon mancher Langschläfer jezt erst seine Fensterladen zurücklehnte, schon viel Lebhaftigkeit in den Straßen an. Es war Sonntag, und die Bewohner, von denen ein großer Theil das Fischerhandwerk treibt, ergingen sich in gepuztem Aufzuge durch die niedern Häuserreihen. Wir eilten vor allen Dingen in eine Kaffeebottega, in welcher wir eine Auswahl von Erfrischungen antrafen, wie sie von Bardolino zu erwarten stand, aber einen Wirth in den Kauf bekamen, der so viel Grazie und vornehmen Anstand, ja selbst so viel Stolz entwickelte, als wären alle leeren Gläser, mit denen er seinen Laden besezt hatte, wirklich mit Confitüren und Getränken gefüllt gewesen. Es fehlte nur noch, daß unser Kaffetiere über jede Tasse an sein Comtoir gegangen wäre und die Einnahme unter Debet eingetragen hätte. Und allerdings that er das auch, wenn auch nicht schriftlich. Bei aller seiner Anmaßung, welche hundertfach größer war, als der Gegenstand, dem sie galt, konnte er die Freude nicht verbergen, in so früher Stunde so reichliche und übersezte Einnahmen zu haben, sondern rechnete unaufhörlich an den Fingern und ließ sich bei jedem Scheibchen Brod, das man noch verlangte, einen Freudenschrei in der Miene entfahren. Dennoch schien er sich auf der andern Seite wieder jeden Augenblick anheischig machen zu wollen, uns auf Gold hinauszugeben, wenn es an kleinem Gelde fehlen sollte. Es war Alles sehr komisch an diesem Manne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Beobachtungen über den Schimmel.

Jedermann weiß, daß der Schimmel aus kleinen Schwämmen besteht, aber wenig mehr. Die eigentliche Natur dieser Gebilde, welche in der Kette der Vegetabilien als eines der untersten Glieder erscheinen, und die Umstände, unter denen sie an den Körpern zum Vorschein kommen, waren bisher nur unvollständig bekannt. Die

Beobachtungen, welche der Chemiker **Dutrochet** am verflossenen 25sten December in der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat, bringen uns in der Kenntniß dieses in physischer und ökonomischer Hinsicht gar nicht uninteressanten Gegenstandes einen ziemlichen Schritt weiter, und wir theilen das Hauptsächlichste derselben mit.

Die untereinander ziemlich verschiedenen vegetabilischen Gebilde, aus denen der Schimmel besteht, erscheinen im Allgemeinen als einfache oder verästete, sehr dünne Fäden, welche an der Spitze nackte, oder von einer durchscheinenden Fruchthülle umschlossene Saamen tragen. Der Schimmel *bildet sich* vorzugsweise an Substanzen, welche zu *faulen anfangen*, und beschleunigt die Zersetzung *derselben*. Die Art der Fortpflanzung dieser Vegetabilien war *lange Zeit* unbekannt; vielfältig galten sie aber als Hauptbeweis und vornehmstes Beispiel der sogenannten generatio aequivoca, d. h. der Erzeugung organischer Körper von selbst, ohne Saamen; allein bei näherer Untersuchung hat man sich überzeugt, daß sie sich, wie alle Gewächse, nur durch Saamen fortpflanzen, daß sie nur dann entstehen können, wenn ihre Keime durch die Luft den Körpern, an denen sie sich sofort entwickeln, zugeführt werden. Diese Keime sind überall in der Atmosphäre, wohl gar in den Säften der Pflanzen und Thiere verbreitet, und kommen aller Orten zur Entwicklung, wo die Umstände dieselbe begünstigen. Die Botaniker zählen gegen dreißig Arten des Schimmels von *sehr verschiedenem äußern Charakter*. Für das gewöhnliche Auge ist freilich jene grauliche, filzartige Substanz immer dieselbe, bewaffnet es sich aber mit einem guten Mikroscop, so entsprießt einem Raume von wenigen Linien ein ganzer Wald im Kleinen: lauter zarte, verästete Gewächse, an deren Kronen hübsche Früchtetrauben hängen; den hügligten Boden überzieht ein bunt schattirter Rasen, gelb neben grün, roth neben weiß, und hie und da schimmern in diesem Blumengarten kleine Wassertropfen gleich Edelsteinen. Nicht lange, so springen die kleinen Fruchtkapseln auf; in einer Wolke schnellt der Saamen heraus und verbreitet sich befruchtend weithin. Kleine Thiere ergehen sich im Forst und monströse Larven wühlen den Boden um. Sobald man das Auge entwaffnet, verschwindet die ganze Feerei, und man erblickt nichts als einen grauen Fleck auf einem Stück Brod oder halbverfaulten Käses.

Das Hauptaugenmerk des Beobachters war auf die Umstände gerichtet, welche die Bildung des Schimmels begünstigen oder dieselbe hemmen, und er ist zu wirklich sehr interessanten Resultaten gelangt. Die allgemeinste Bedingung zu Erzeugung des Schimmels ist organische Materie und Wasser. Wenn man nun in ganz reines Wasser eine gewisse Menge Eiweiß bringt, so bildet sich, so günstig auch sonst alle Umstände seyn mögen, niemals Schimmel. Setzt man aber dem Wasser auch noch so wenig (einen Tropfen auf die Unze) von irgend einer Säure zu, so sieht man den Schimmel in weniger als acht Tagen kräftig sprießen. Gleiche Wirkung haben Potasche und Soda, doch nicht so stark; denn in diesem Falle zeigt sich der Schimmel erst nach drei Wochen. Freie Säure oder freies Alkali scheint also zum Keimen dieser Vegetabilien ein wesentliches Erforderniß, und namentlich Säure ist ein kräftiges Beförderungsmittel desselben. In den Flüssigkeiten, welche an der Luft der Gährung unterworfen sind, namentlich in den destillirten Wassern, bildet sich bekanntlich sehr schnell Schimmel in großer Menge, und dies rührt augenscheinlich von den Säuren oder Alkalien her, welche sich durch die Gährung entwickeln.

Gibt es nun anderseits Substanzen, welche das Schimmeln ganz verhindern? Dutrochet hat diese Frage auf sehr überraschende Weise gelöst. Die kleinste Quantität eines Merkurialsalzes, die man irgend einer Flüssigkeit zusetzt, läßt niemals Schimmel irgend einer Art aufkommen. So überzieht sich bekanntlich die Dinte, wenn sie, ohne umgerührt zu werden, an der Luft steht, bald mit Schimmel; bringt man aber ein paar Gran eines Quecksilbersalzes hinein, so erscheint nie auch nur eine Spur davon; die Keime werden gleichsam durch das Quecksilber vergiftet. Blei und Zinnsalze thun im Gegentheil der Keimung des Schimmels Vorschub; Kupfer und Nickel wirken wie Quecksilber, nur bedeutend schwächer. — So kommt denn in Zukunft nicht schimmelnde Dinte in den Handel, und es ist ein, wenn auch noch so kleiner Comfort weiter, daß ein Mann, der zu seinem längere Zeit verlassenen Schreibzeuge zurückkehrt, nicht nöthig hat, erst jene garstigen, grauen Massen zu entfernen, um der Feder Zugang zu verschaffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Der neue Cagliostro.

Indem ich von Abentheurern schreibe, fällt mir ein, daß ich Ihnen eine merkwürdige Geschichte von einem solchen mitzutheilen habe, welche, da in unsern Blättern nur Bruchstücke von seinen Begebenheiten erschienen und manche im Publikum gar nicht bekannt geworden sind, in Deutschland wahrscheinlich ganz unbekannt ist. Im Mai vorigen Jahres hielt eines Tags vor dem ärmlichen Laden eines jüdischen Silberhändlers ein Wagen, und aus demselben stieg ein schöner langer Mann mit einem schwarzen Knebelbarte und in reicher orientalischer Tracht. Er sagte, er komme

eben aus Palästina, heiße Graf Rostopchin von Rothschild, sey jüdischer Ankunft, habe aber lange unter Christen gelebt, und wünsche nun vor allen Dingen wieder unter den Kindern Israels zu leben. Ein Israelite in Palästina habe ihn an Salomo gewiesen, und er wünsche entweder bei ihm, oder doch bei einem seiner Verwandten zu wohnen. Salomo war so sehr von dem Fremden eingenommen, daß er sogleich mit ihm zu seiner Schwester fuhr, wo er eine Wohnung fand, wie er sie sich wünschte. Er erklärte sich hoch erfreut, daß er von den Christen weg sey, und wünschte sogar, daß Mistreß M., seine Wirthin, ihre christliche Magd abschaffen möchte, was jedoch nicht geschah. Er sprach englisch wie ein geborner Engländer, und redete den ganzen Tag über mit solcher Salbung und Gluth von der Würde der Erzväter, der Größe Davids und Salomos und der Heiligkeit Israels, daß er der Familie vor Stolz, Juden zu seyn, beinahe den Kopf verrückte. Was seinen Worten noch mehr Gewicht gab, war sein schönes, männliches Aeussere, seine reichgespickte Börse und die Großmuth, womit er sie für jede milde Spende öffnete. Doch fiel es gleich Anfangs auf, daß all sein Gepäck, bis auf seine Hemden, erst Tags zuvor aus dem Laden gekommen schien und, obgleich der Besitzer geläufig von den Alterthümern des gelobten Landes sprach, unstreitig erst in England angeschafft war. Indessen ließ er einen gelehrten Juden kommen, mit dem er sich Tag für Tag Stunden lang vom Judenthume unterhielt, dabei aber solche Blößen gab, daß der Rabbine, obgleich gut bezahlt, nicht umhin konnte, zu sagen: „Herr Graf, es scheint mir wirklich, Sie wissen eben so wenig vom Judenthum, als vom Christenthum." Dies schien Se. Herrlichkeit zu beleidigen, und der Alte wurde verabschiedet. Was aber seine ganze Umgebung stutzen machte, war, daß er nicht selten Winke fallen ließ, als sey er der Messias, gekommen, Israel zu erlösen und das Königthum Juda in aller verheißenen Pracht wieder herzustellen. Nun waren die Juden, unter denen er sich befand, zwar ganz altgläubig und der Erscheinung des Messias gewärtig, dabei aber auch der festen Ueberzeugung, der Erwartete werde in solcher Pracht und Herrlichkeit und unter solchen Zeichen und Wundern erscheinen, daß ihn die ganze Erde zugleich erkennen und anerkennen müsse. Da sie nun geneigt waren, von ihrem Gaste nur das Beste zu denken, kamen sie zu dem einmüthigen Resultate, im Punkte des Messias habe er einen Sparren. Als aber der Graf seinerseits merkte, daß der Messias nicht anschlagen wollte (er soll sich sogar, wie sich von selbst versteht, ohne Erfolg, beim hiesigen Rothschild gemeldet haben), näherte er sich den vorher so sehr verachteten Christen wieder, besuchte einige Pferderennen, wo er hohe Wetten gelegt haben soll, verließ am Ende sogar sein jüdisches Quartier und nahm seine Wohnung im ersten Gasthof in Canterbury zur Rose. Er hatte jedoch immer noch einen jüdischen Diener bei sich, nannte sich einen Israeliten und wollte lange nichts essen, als was dieser ihm zubereitet hatte. Allmählig jedoch wurde ihm diese Maske beschwerlich; er fing an, bei Christen zu essen, indem er die christliche Maxime annahm, daß dem Reinen Alles rein sey. Dabei machte er sich unter dem Volke beliebt, unterstützte die Armen auf's Reichlichste, ritt die wildesten Pferde mit unvergleichlichem Anstande, warf einen Ochsen zu Boden, welcher in wildem Lauf ein altes Weib niederrennen wollte, fuhr bei einem Sturme in einem offenen Boote über den Kanal von Dover nach Calais, und als die allgemeine Parlamentswahl angekündigt ward, erklärte er sich auf einmal für Sir William Courtenay, Herrn von Powderham-Castle in der Grafschaft Devon, Maltheserritter und Beschützer des christlichen Glaubens, und trat als Kandidat für die Stelle eines Repräsentanten der Stadt Canterbury auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, December.

(Beschluß.)

Das neue Pensionsreglement für Schauspieler.

Durch das im August d. J. allerhöchst bestätigte Pensionsreglement hat unser Kaiser allen bei den kaiserlichen Theatern angestellten einheimischen und ausländischen Künstlern eine eben so neue, als unerwartete Wohlthat erwiesen. In Moskau vereinigten sich sogleich alle Künstler der dortigen Theater in der St. Georgskirche zu einem gemeinschaftlichen Gebete für das Wohl und die lange Erhaltung Sr. Majestät. Nicht weniger als die Russen, wo möglich noch tiefer gerührt waren bei dieser feierlichen Handlung die französischen Schauspieler, welche diese hohe Gnade des Monarchen nicht erwarten durften und sich, ohne Unterschied der Religion, zu dem gemeinschaftlichen Dankgebete mit den übrigen Künstlern vereinigten. Das erwähnte Pensionsreglement, welches sich nicht bloß auf die Schauspieler, Schauspielerinnen und Musiker, sondern auch auf die Wittwen und Waisen erstreckt, enthält unter andern folgende wesentliche Verordnungen. Die bei den kaiserlichen Theatern angestellten Künstler erhalten, wenn sie russische Unterthanen sind, nach einem zwanzigjährigen ununterbrochenen und tadellosen Dienst ihren ganzen, in den drei lezten Jahren vor ihrer Verabschiedung bezogenen Gehalt als Pension, d. h. wenn sie nicht über viertausend Rubel bezogen; denn im entgegengesezten Falle soll ihnen immer eine Pension von viertausend Rubeln ausgesezt werden. Die ausländischen Künstler erhalten nach einem zehnjährigen, ebenfalls tadelfreien und ununterbrochenen Dienst eine Pension von zweitausend Rubeln, wenn deren Gehalt diese Summe überstieg, dagegen aber nur tausend Rubel, wenn ihr Gehalt geringer als zweitausend Rubel war. Alle Zeit, welche die Künstler über zwei Monate in Urlaub zugebracht haben, ist von den Jahren, die ihnen eine Anwartschaft auf Pension geben, abzuziehen. Pensionirte ausländische Künstler verlieren ihre Pensionen auch während des Aufenthalts im Auslande nicht. Die Wittwen pensionirter Künstler erhalten, wenn sie nicht selbst für eigene Dienste Pensionen beziehen, nach den allgemeinen Grundsätzen die Hälfte der Pensionen ihrer verstorbenen Männer. Eine Künstlerin, welche für eigene Dienste eine Pension bezieht, verliert solche auch bei nachmaliger Verheirathung nicht. Die Kinder verstorbener Künstler genießen die ihnen zukommende Pension bis zu ihrem achtzehnten Jahre, oder bis sie in irgend eine Kronlehranstalt untergebracht werden. Den Wittwen und Kindern von Künstlern, welche vor dem Ende des Termins, der sie zu einer Pension berechtigt, sterben, wird ein für allemal der Jahresgehalt der verstorbenen Männer oder Väter ausgezahlt. Hat eine nicht für ihren eigenen Dienst pensionirte Wittwe minderjährige Kinder, so erhält jeder ihrer Söhne oder jede Tochter ein Drittheil der andern Hälfte der väterlichen Pension; sind aber mehr als drei Kinder da, so ist diese zweite Hälfte in gleiche Theile unter sie zu vertheilen. Bezieht dagegen die Wittwe selbst eine Pension, so wird, so lange sie lebt, den Kindern von der väterlichen Pension nichts ausbezahlt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Januar 1834.

— Die Küste, seht,
Umpfählt die Fluth mit Männern, Weibern, Kindern;
Sie überjauchzen das tiefstimm'ge Meer,
Das, wie ein mächt'ger Marschall, vor dem König
Den Weg zu bahnen scheint.

Shakespeare.
Heinrich V.

Louis-Philippe und die Engländer in Cherbourg.

Das schaulustige Pariser Volk, das im September des vorigen Jahrs nach Cherbourg geeilt war, um den Bürgerkönig, nicht etwa dem Meere sich vermählen, sondern nur der Dame Britannia sich im Seekostüm zeigen und ihr ein paar freundliche, fragende Blicke zuwerfen zu sehen, kam um den besten Theil der angekündigten Schauspiele. Die Manövers der Escadre, das simulirte Seegefecht, die Illumination der Fahrzeuge auf der Rhede — aus alle dem wurde nichts wegen des schlechten Wetters. Und es war Schade, denn das sind lauter ganz außerordentliche Dinge, zumal für einen Pariser. Die Beleuchtung einer Flotte bei ruhigem Wetter, wenn die See schläft, wie ein breiter Strom, und in langen schimmernden Streifen, welche aufrecht zu stehen scheinen, die Lichter der unzähligen, an den Raaen hängenden Laternen wiederholt — das ist ein Schauspiel, wovon das nächtlicher Weile mit flammenden Guirlanden durchzogene und sich wohlgefällig in den Lagunen spiegelnde Venedig kaum einen entfernten Begriff zu geben vermag. Die funkelnden Pyramiden, die feenhaft hoch aus dem Meer emporsteigen, ohne daß man begreift, auf was sie stehen, machen einen ganz andern Effekt, als an Wänden vertheilte Lampen, hinter denen man sich immer das Gebäude denkt. Der Sturm, der das Wasser des Kanals aufrührte und so viel Unheil stiftete, erlaubte den Fahrzeugen auch nicht, zu den Manövern unter Segel zu gehen. Was aber das versprochene Scheingefecht anlangt, so konnten die Salven auf der Rhede, als der König am 2ten und 3ten September hinausfuhr, immerhin einen Begriff von einer Affaire vor Anker geben.

Bei alle dem war der Andlick wirklich prachtvoll, besonders am 3ten September. Im Augenblick, wo die Sphinx mit dem König und seinem ganzen Gefolge aus dem Hafen lief, begrüßte die Escadre, auf deren Schiffen die französischen, englischen und belgischen Flaggen wehten, die königliche Flagge auf dem Dampfboot. Der unaufhörliche Kanonendonner rollte weit hin durch die Furchen der hoch gehenden See und der weißgraue Rauch des Geschützes hob sich ab vom finster umzogenen Himmel; die Luft des Aequinoktiums pfiff im Takelwerk und schüttelte tüchtig die rauschende Seide der Flaggen; unter dem in Stößen auffallenden Südwest bäumte sich die See unwillig auf und ab, die Wogen säumten sich mit weißen Kämmen und schlugen brüllend gegen die Seiten der Fahrzeuge; die Wolken flogen schneller dahin, als die Möven, die in den Böen um uns tanzten; hie und da gleitete eine kleine Yacht auf den Wogenbergen an der Sphinx vorüber und begrüßte sie mit Geschrei und Geschützsalven; ein Dampfboot aus Havre, mit einem Theil der fahrenden Pariser Welt befrachtet, zog sein breites, schwarzes Rauchband nach sich, das mit dem

Pulverdampf der Kanonen und Caronaden verschmolz; zuweilen brach ein Sonnenblick durch den tiefgrauen Himmel — dies Alles vereinigte sich zu einer großartigen, im ganzen Eindruck und im Detail wahrhaft poetischen Feier.

Was mich sehr wunderte, das war die Beharrlichkeit, womit die Königin und die ganze Familie sich wirklicher Gefahr aussezten, um den König überall hin zu begleiten. Es war sehr schlimmes Wetter, als die Sphinx unter den Fahrzeugen der Escadre vor Anker ging; der König wollte die Fregatte Atalanta besteigen, auf welcher Admiral Makau seine Flagge aufgesteckt hatte, und die Königin schiffte sich mit ihm ein. Die Ueberfahrt geschah bei sehr heftigem Regenwind, wodurch es sehr schwer fiel, an Bord zu gelangen, und hernach hatte man wieder nicht wenig Mühe, von den Booten aus das Dampfschiff zu besteigen; wenn aber dabei Jemand schlimm gelaunt wurde, so waren dies die Seeleute, nicht die Königin und ihre Töchter, und doch waren sie ganz durchnäßt, schauderten vor Frost und sahen dicht neben sich die Wogen sich zornig bäumen, als wollten sie das königliche Boot verschlingen. Die Fahrt war sehr unvorsichtig, denn sehr leicht konnte ein Boot umschlagen; ist doch zwei Stunden darauf das Pilotenschiff verunglückt, was zwei Matrosen das Leben gekostet. Auf der Sphinx wieder angelangt, wurde die Königin seekrank; gleiches Schicksal hatten noch Andere, namentlich der Prinz von Joinville. Troz seinem Uebelseyn, und in welchem Maaße die Seekrankheit Körper- und Seelenkräfte lähmt, ist bekannt, stieg der junge Marinezögling auf Befehl des Königs hinauf in den Mastkorb der Sphinx, rasch, gewandt, keck wie ein Schiffsjunge. Keiner von uns hätte vielleicht sein Kind so dem gefährlichen Schlingern aussetzen mögen, zumal während des Uebelseyns. Der Prinz von Joinville bekommt übrigens immer die Seekrankheit; während seiner Reise auf dem mittelländischen Meere litt er fast fortwährend daran. Sein Eifer in Verfolgung der nobeln Laufbahn hat sich aber dadurch nicht abgekühlt; er will einmal Seefahrer werden und wird dieses Jahr eine weite Reise nach den Vereinigten Staaten, nach Brasilien und Rio de la Plata antreten. Der König will seinen Sohn alle Grade durchlaufen und an Bord wirklich Dienst thun lassen. So machte es der Kaiser mit Jerome, und aus diesem wurde ein ganz guter Schiffskapitän. Ob, wie man meint, im Prinzen ein großer Admiral steckt, weiß ich nicht, aber ein guter Seeoffizier kann immerhin aus ihm werden. Die Seekrankheit thut nichts; Lucas, der tapfere Befehlshaber des Redoutable bei Trafalgar, wurde krank, so oft es auf die hohe See ging, und dergleichen Beispiele gibt es genug.

Noch muß ich flüchtig aus diesem Seestück einen sehr malerischen Auftritt beschreiben, der namentlich unsern Parisern großen Spaß machte. Den Tag zuvor, ehe der König zum erstenmal auf der Sphinx auf die Rhede hinausfuhr, war große Bewegung im und am Handelshafen. Die Kauffahrer und die englische Yachtflotille waren mit Flaggen aller Farben aufgepuzt und ein ungeheures Gewühl ergoß sich aus allen Straßen der Stadt an den Hafen. Bunt durcheinander wirbelten im Menschenmeere die sehr verschieden gestalteten, zum Theil wunderlichen, zum Theil malerischen Hauben und Mützen der Weiber aus allen Kantonen der Normandie, die bebüschten Tzakos der Nationalgarden, die dreieckigen Hüte der Marineoffiziere, die runden Filze der Bürger und Bauern, sämmtlich mit der Nationalkokarde geziert. Man erwartete den König, es war heiß, die dreifarbigen Fahnen, womit jedes Fenster geziert war, prangten im lustigsten Sonnenschein und alle Welt war im Sonntagsstaat. Endlich verkündigten die Kanonen der Nationalgarde die Ankunft des Königs am grünen Triumphbogen bei Roulle, und nicht lange, so zeigte sich der Vortrab des Zugs, normännische Pächter und Bauern, lauter Maires und Gemeinderäthe aus den Ortschaften um Cherbourg, zu Pferd, jeder eine selbstverfertigte Fahne in der Hand und die Municipalitätsschärpe um die Lenden. Höchst interessant war diese bäurische Cavalcade, die weiten blauen Wämser, die derben, langen Lederkamaschen, die mächtigen, bäurisch aufgeschirrten Rosse mit langer Mähne und vollem Schweif, die in keinen andern Schritt zu bringen sind, als den Paß. Der Zug nahm sich wirklich sehr gut aus; nur Ein Reiter erregte überall in der Menge schallendes Gelächter, nämlich ein kleiner, verwachsener Kerl, etliche und fünfzig Jahre alt, mit langen fliegengen Haaren, einem breiten Hut, einer grauen Friesjacke und einem ungeheuern Buckel vorn und hinten, wobei die dreifarbige Binde gerade über die beiden Gipfel lief; er saß kurz in den Bügeln wie ein gravitätischer Türke, und wenn das Gelächter salvenweise losbrach, schwenkte er nur ernsthaft salutirend seine Fahne. Man kann sich keine burleskere Figur denken, als diesen Dorfrathsherrn. Ein paar Stunden nachher hatte ich Gelegenheit, ihn zu sprechen, und lernte in ihm einen Mann voll gesunden Verstandes und natürlichen Witzes kennen, der seiner Gemeinde als Maire gewiß gut ansteht. Dies machte ihn aber erst zum kompleten Widerspiel der hübschen, feingekleideten, trefflich berittenen Herrn im Bois de Boulogne zu Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsezung.)

Der Buchhändler fehlte in der Taberne und war bei dem Schiffe geblieben, um unser Gepäck zu hüten. Er sagte, Bardolino könnte ein Freihafen seyn, und das

Recht des Freihafens fälschlicherweise von den Bewohnern so ausgelegt werden, als könnten sie mit Allem, was darin zu finden sey, frei schalten und walten wie sie wollten. Allein als ich ihn in seinem Hüteramt ablösen wollte, fand ich ihn mit einer ganz andern Arbeit beschäftigt. Er saß auf dem Steindamm des Hafens und zeichnete die unübertrefflich schöne Aussicht auf den See nicht mit Umrissen, sondern mit trockenen Worten und kalten Anschauungen. Ein Mädchen, das Wasser schöpfen wollte, zwang ihn, ihr Platz zu machen; über dieser Bewegung merkte er meine Annäherung. Er wollte seine Tafel verbergen, allein ich hatte sie schon in Händen und fragte ihn dreist, warum er mit seiner Liebe für diese Herrlichkeiten so versteckt sey? Er war gefangen und sagte mir überroth: „Sie sehen es ja, ich muß die Rolle meines Bruders übernehmen; da hat er nun schon seit zwei Tagen Migraine, sein Feuer ist verlodert, wie immer beim Sanguiniker. Er genießt Alles, kann sich aber für nichts mehr begeistern; der Zweck unserer Reise wäre gänzlich verfehlt, wenn nun auch, wie er die Augen, so ich die Hände in den Schooß legen wollte. Gründlichkeit ist für jeden Reisenden das Erste, zumal wenn er daran denkt, seine Entdeckungen öffentlich — Allein lassen Sie das bis Verona! Wie steht es mit dem Fortkommen von hier?" Die Schiffer trugen unser Gepäck in einen Wagen, welchen wir bis Verona gemiethet hatten. Sie waren sehr zufrieden mit der Art, wie wir uns abfanden, und versprachen, tausend Grüße an die schönen Augen im *Hafen von Torbole, und eben so viele* Verwünschungen für die theure, Salz und Pfeffer berechnende Wirthin auszurichten. Halb Bardolino gaffte uns beim Abfahren nach; die Leute konnten nicht begreifen, wie wir sie verließen, da es doch Sonntag war und am Nachmittage vor allen Thoren getanzt wurde.

Der Weg führte über Bussolengo nach Verona. Der See blieb uns noch lange Zeit zur Rechten und beschäftigte unsere Aufmerksamkeit, die wir später erst unsern weitern Umgebungen zuwandten. Die Straße war nicht breit, doch anmuthig, weil sie mitten durch die blühendsten Gärten führte. Es gab noch an verschiedenen Stellen Anhöhen zu erreichen, aber sie waren unbedeutend und kehrten nicht wieder, als mit einem, vielfach vorbereiteten, aber doch überraschten Blicke das ganze weite Feld der lombardischen Ebene endlich vor uns ausgebreitet lag: ein unabsehbarer, sonnenheller Teppich, durchwirkt von tausend Fruchtfeldern, Weindecken, Flüssen, Städten. Inmitten der Bergnatur schien uns Alles stumm und unbelebt, ein Vogel, ein fallender Stein überraschte uns; jetzt, da wir sie überwunden hatten, sprach uns Alles an, wie mit süßer, einschmeichelnder Rede, jeder Baum schien belebt und das weite Gefild wie von unzähligen Stimmen widerhallend. Wir glaubten das Murmeln ferner Ströme zu hören, und zählten die Städte auf, aus deren Mauern diese Töne verworren zu uns herüber kommen konnten. — Wir gingen nicht auf der großen Straße, welche nach Verona führt, und trafen daher weniger Reisegesellschaft. Nur ein Cabriolet begleitete uns fortwährend, und war bald vor, bald hinter uns. Ein Herr und zwei Damen wechselten gegenseitig ab, das steife, unansehnliche Thier zu lenken, welches die schlechte Führung gemerkt hatte und mit seiner Last nach Gutdünken verfuhr. Alle hundert Schritte hätten wir das Fahrzeug über den Haufen stürzen können; denn es hielt den Weg nicht und wich bald auf diese, bald auf jene Seite aus. Ein dritter Begleiter war ein ziemlich flinker Esel, auf welchem ein Herr saß, der zuweilen mit dem Fahrenden ablöste und diesem so lange sein Thier überließ. Diese Karavane, welche dadurch noch grotesker wurde, daß die beiden Damen abwechselnd anfaßten, um den müden Gaul in Trab zu bringen, machte uns vielen Spaß, obschon für den Italiener darin nichts Lächerliches lag. In Italien heißt es: Jeder sehe, wie er fortkomme! Auch später bestätigte sich immer die Erfahrung, daß die Italiener wenig Sinn für das Lächerliche haben. Sie ertragen sich weit leichter, als die Nordländer, und sind nicht gewohnt, von zufälligen äußern Umgebungen auf Stand, Vermögen und Aehnliches zu schließen. Die Natur zwingt sie, ihren Körper von Umhüllungen freier zu halten, und sie verlernen es, zu unterscheiden, ob die Blößen nur aus Armuth oder aus Bedürfniß nicht bedeckt sind. Es ist bekannt, wie gesunken in Italien der Wohlstand ist, wie viele der angesehensten Familien in den niedrigsten Sphären ihr Daseyn fristen; allein man wird überall finden, daß man dem Heruntergekommenen mit einer Art begegnet, welche wir nach unsern Begriffen zarte Rücksicht nennen würden, die aber bei einem Volke nicht auffallen darf, welches für eine zerrissene Nath am Rocke oder ein Loch im Ellenbogen niemals ein Auge gehabt hat. In dieser Region, in der Bettelwirthschaft, in dem pomphaften Aufzuge des Unvermögenden, der seinen Schmuck in den heterogensten Dingen findet, und täglich einen Rock, auf welchem sich alle Fäden zählen lassen, viermal bürstet, pflegen wir das Komische zu suchen. Die Grandezza auf dem Esel scheint uns eben so lächerlich, als der Petitmaitre, der noch die Schnallenschuhe und den Zopf des vorigen Jahrhunderts trägt. An beiden geht aber der Italiener vorüber, singend, zwar immer einen Blick, doch niemals eine Miene verlierend.

Verona, das wir in der heißen Mittagsstunde erreichten, kündigte sich durch eine Reihe von Befestigungen an, die nur der Merkwürdigkeit und eines eigenen Stolzes der Bewohner wegen noch erhalten werden. Unser

Vetturin, der in der Geschichte fest war und den Saz: Alles wiederholt sich nur im Leben, gewiß sehr erwiesen fand, behauptete, man könne nicht wissen, wozu diese Werke noch einmal gut seyen; es könne ja den Venetianern jeden Augenblick wieder einfallen, Verona unter ihre Herrschaft bringen zu wollen. Auf die Frage, wem denn Verona jezt gehöre, gab er die kurze Antwort: die Venetianer seyen schon einmal drinnen die Herren gewesen; und doch waren es Oesterreichs Soldaten, die uns zuerst in den Straßen der Stadt begegneten, und in jedem größern italienischen Orte werden sie dir zuerst in den Weg kommen, dann die Mönche, und zulezt erst die übrigen Bewohner.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsezung.)

Der neue Caglioſtro.

Man suchte vergebens in der Baronettenliste nach dem Namen, den sich dieser Abentheurer gegeben; er behauptete, er hieße Sir William Percy; Honeywood, Courtney, Powderham und viele andere Güter, jezt im Besize mehrerer Personen, gehören sein, und er werde sie sich schon zur rechten Zeit zu verschaffen wissen. Unter der Hand aber gab er zu verstehen, dies sey nur ein angenommener Name; denn er sey eigentlich der Graf von Devon, welcher vor vielen Jahren, eines naturwidrigen Verbrechens beschuldigt, als Lord Courtney England meiden müssen. Jener Mann muß jezt 64 Jahre alt seyn, und obgleich dieser offenbar nicht über 33 bis 34 Jahre alt war, so fand er dennoch Glauben, und zwar nicht allein unter dem Pöbel, sondern bei vielen angesehenen Bürgersleuten und mehreren Gutsbesizern der Nachbarschaft, besonders aber bei Frauenzimmern. Uebrigens hatte er schon als Graf Rothschild angefangen, im Geheimen Geld zu borgen, und dieses sezte er auch als Baronet fort, obgleich er nicht weniger als zwei Millionen Pfund Sterling in der englischen Bank haben wollte, die er jedoch geschworen, vor einer gewissen Zeit nicht anzurühren. Aber er versprach großmüthig, für jedes Hundert, das man ihm leihen würde, Tausende zu geben, und auf diesen Glauben hin wurde ihm von mehreren Seiten geliehen, und gewiß mehr, als die jezt enttäuschten Tröpfe je eingestehen werden; denn er lebte und schenkte immerfort fürstlich. Sein Auftreten als Kandidat war so unerwartet, daß Freunde und Gegner vor Erstaunen wie versteinert waren. Erst am Tage vor der Wahl kündigte er seinen Entschluß an. Am folgenden fuhr er mit einem herrlichen Postzuge auf den Markt von Canterbury; der Wagen war offen, er stand in reichem orientalischen Anzuge, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, aufrecht in demselben und dankte mit süßem Lächeln und den anmuthigsten Verbeugungen für die jubelnden Begrüßungen des Volkes sowohl, als für das Tücherschwenken der Fenster und Balkone füllenden Frauen. Beim Gerüste stieg er ab, und statt, wie andere Leute, die Treppe hinaufzugehen, sprang er vom platten Boden, über die Köpfe des Volkes weg, mit gleichen Füßen auf die Tribüne, und fing sogleich an, die Menge anzureden. Er erklärte sich für einen Feind der Gutsbesizer und der Geistlichkeit, welche er als Blutsauger schilderte, deren Herzen nur am Mammon hängen und kein Gefühl für die Leiden des Volkes haben. Am heftigsten aber sprach er gegen das Whigministerium, welches die Nation aus selbstischen Zwecken in einen Taumel für falsche Reformation gestürzt, um die Aufmerksamkeit von den wahren Reformen abzulenken, welche die Verdorbenheit der Aristokratie und der Klerisei so dringend erheischten. Vor Allem aber beharrte er fest darauf, die Minister seyen alle Abtrünnige von der wahren, allein seligmachenden Kirche Christi, und Unitarier im Herzen. Dies Alles, zwar unlogisch ausgedrückt, aber mit einer schönen, hellklingenden Stimme und in mitunter glänzenden Floskeln vorgetragen, wirkte eben so sehr auf die politischen, als die religiösen Gefühle des Volkes, auf das es wenig Eindruck zu machen schien, daß seine Gegner, welche ihr Verdienst in der Unterstüzung der Reformbill suchten, ihn als Tory verschrien, ihn, der weder Rang noch Stand gelten ließ, außer dem Könige, dessen Ansprüche auf Unverlezlichkeit er aus religiösen Gründen vertheidigte. Seine Lieblingsworte waren Wahrheit und Glauben, und mit diesen wußte er so geschickt zu spielen, wie ein chinesischer Taschenspieler sein Duzend Bälle wirft und fängt, daß einem darüber die Augen vergehen. Es kam zum Abstimmen, und es fehlten nur etwa hundert Stimmen, so wäre der unbekannte Charlatan, mit Ausschließung eines der zwei achtbaren und auch allgemein geachteten Gutsbesizer aus der Nachbarschaft, zu einem der Vertreter der alten Stadt Canterbury gewählt werden, obgleich man zur Zeit wußte, daß, wenn er wirklich der Graf Devon war — gesezt auch, daß man ihn des alten Verbrechens wegen nicht vor Gericht zog — das Unterhaus ihn als einen Pair des Reichs nicht in seinen Schooß aufnehmen konnte. Seine Niederlage dämpfte indessen die Begeisterung seiner Anhänger keineswegs; sie wurden vielmehr immer zahlreicher, so daß es wirklich schien, als vermöge er, was ich ihn selbst rühmen hörte, durch das Aufheben eines Fingers hunderttausend Mann in Kent zu bewaffnen. Er war immer in Bewegung, bald auf dem Lande, bald in der Stadt, besuchte Schulen und Kirchen, alle öffentlichen und Privatanstalten, sprach mit Jedem, und zwar mit scheinbarer Sachkenntniß, von seinem eigenen Geschäfte, mit dem Landmanne vom Ackerbau, mit dem Städter von Handel und Gewerbe, mit Soldaten von Feldzügen und Schlachten, mit Seeleuten von Reisen, Gefechten und Stürmen. Dabei wußte er in jedes Gespräch Religion und Politik zu verflechten, und selbst das Gemeinste ward ihm wichtig, wenn es sich in der Idee mit Menschenwohl und Gottesfurcht vereinigen ließ. Wo sich nur eine Gelegenheit darbot, sprach er über diese Dinge öffentlich, und wo sich keine ergeben wollte, wußte er sie zu machen. Zu diesem Ende begleitete er einen Mann, welcher auf satirische Vorlesungen im Lande herumreiste, nach Dover, Deal, Margate, Ramsgate u. s. w., und wenn sein Schüzling seine Vorstellung vollendet hatte, sprang er auf die Bühne und rhapsodirte über Wahrheit und Glauben, Pfaffendruck und den Unitarismus der Minister. Er verdammte Alle, die nicht an die Göttlichkeit Jesu glaubten, als arge Kezer; doch wollte er es dabei — merkwürdig genug — mit den Juden nicht verderben, und behauptete kühn, da Gott den Juden ein eigenthümliches Gesez gegeben, damit sie für ihn auf Erden zeugten, so sey es denselben gestattet, den christlichen Messias zu verwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Januar 1834.

Tyrrhenische Bilder, Marmor, Elfenbein,
Gemälde, Gemmen, Silber, Purpurzeuge,
Wie viele leben ohne alles das!

Wieland nach Horaz.

Die Neujahrswoche in Paris.

Von Depping.

Neujahr ist vor der Thüre; dies sieht man überall an dem regen Leben, das im Handel mit Luxuswaaren herrscht. Die Ausstellungen in den Buden bekommen schon ein ganz frisches Ansehen; es erscheint schon allerlei Ueberflüssiges, das sonst nicht da war und in der Form von ähnlichen Tändeleien sich unterscheidet. Almanache mit frisch vergoldetem Schnitte zieren schon die Läden der Buchhändler im Palais royal und anderswo. Ungeheure Lasten von Nürnberger Spielzeug sind angekommen und bieten einer Menge kleiner Krämer einen Erwerbszweig. Auf den Boulevards hat sich die Zahl der wandernden Buden im verjüngten Maßstabe unendlich vermehrt; fast ist kein Laden in Paris, der nicht etwas Neues, Frisches aufzuweisen hätte. Girours Haus wird schon seit Anfang Decembers von den Reichen besucht, welche schöne Neujahrsgeschenke machen wollen, besonders an Kunstsachen; denn in diesem Fache ist die Giroursche Ausstellung am reichsten und mannichfaltigsten in Paris. Daher besucht man sie auch wie eine Kunstausstellung. Man sieht da Gemälde von den berühmtesten lebenden Künstlern in Paris, Aquarellzeichnungen zu einigen tausend Franken, wie denn überhaupt die Liebhaberei für diese Zeichnungen in einen übertriebenen Luxus ausgeartet ist. Die Engländer haben die Pariser damit angesteckt, und es gehört nunmehr zum Bonton, daß in jedem großen Salon sich ein Album oder mehrere befinde, das heißt in Saffian gebundene, mit vergoldetem Beschläge versehene Bücher mit Zeichnungen von berühmten Meistern. Will man die allerberühmtesten haben, so kommt dieser Artikel sehr theuer zu stehen. Allein an Geld fehlt es in Paris nicht, und eine Ausgabe, die reichen Kunstgenuß gewährt und die Künstler beschäftigt, ist auch eben nicht zu tadeln. Nicht immer finden die Künstler Gelegenheit zum Absatz großer Gemälde; aber schöne Zeichnungen werden vom Publikum stets gesucht und gut bezahlt. Daher läßt es sich auch begreifen, wie eine so ungeheure Menge von Künstlern in Paris Unterhalt findet; nur muß sich der Künstler in den herrschenden Geschmack fügen, besonders wenn er nicht Originalität genug besitzt, um selbst den Ton anzugeben.

Ferner besitzt das Giroursche Haus allerlei Spiele, Spielsachen und andere Tändeleien, mechanische und nicht mechanische, welche eine Zeitlang die Müßigen belustigen, ehe sie in Vergessenheit gerathen, wie so Vieles vor ihnen; sodann eine Menge von Kleinigkeiten, womit hier die Gemächer der Reichen ausgestattet werden, und zwar von Erz, Elfenbein, seltenem Holze, kostbaren Metallen u. s. w. Der Mittelstand schafft sich noch etwas von diesem Luxus an, aber die a[illegible]nde Klasse weiß gar

nichts davon und kann ihn vortrefflich entbehren. Die lithographischen Werke, die Giroux ebenfalls feilbietet, haben sich ins Unendliche vermehrt. Die Lithographie ist fast zum Handwerk herabgesunken, und so ist es möglich geworden, daß auch Unbemittelte sich jezt Ansichten, Porträts und andere Darstellungen anschaffen können, die sonst ihre Geldmittel weit übersteigen. Die Kunstläden sind daher eigentlich überschwemmt mit lithographirten Darstellungen, und diese Methode ist so leicht geworden, daß einige Tageblätter, l'artiste, le Charivari, la Carricature, täglich lithographirte Blätter geben. Freilich sind dies keine Meisterstücke, allein wie viele Meisterstücke gibt es denn unter den Kupferstichen?

Auch die Magazine der kostbaren Meubel verdienen um Neujahr besehen zu werden; denn um diese Zeit füllen sie sich mit dem Neuesten und Geschmackvollsten, was die Mode oder der Erfindungsgeist zu Tage gefördert hat. Wenn ich vom Geschmackvollsten spreche, so will dies heißen, was in dem Augenblick für geschmackvoll gilt; denn der Geschmack in äußern Formen hängt so ziemlich von der Mode ab. Zu Anfang dieses Jahrhunderts liebte man in der Verzierung der Häuser und Gemächer die geradlinigten, einfachen Formen der Alten. Dies dauerte ungefähr zwanzig Jahre lang, dann fing man an, das Gothische wieder hervorzuleben, und hie und da erschienen Stühle, Tische, Schränke, Tafeluhren mit Reminiszenzen aus dem gothischen Verzierungsstyle. Dies gefiel aber nicht allgemein und wurde keine eigentlich herrschende Mode. Nicht lange, so verfiel man darauf, die Formen aus der Schnörkelperiode Ludwigs XV. hervorzusuchen, und nun erschienen wieder krummlinigte Verzierungen an Meubeln und an sonstigen Sachen, meistens in schlechtem, wahrhaft verdorbenem Geschmacke. Aus dieser Schnörkelmode, in welche man nur aus Langeweile über die vielen geraden Linien der vorigen Zeit gefallen seyn kann, ist man noch nicht ganz heraus, indessen bin ich überzeugt, daß man nicht lange mehr dabei verweilen wird; denn das Schnörkelwesen ist unserem Zeitalter gar nicht angemessen. Es verdient Erwähnung, daß die Meubelfabrikanten jezt das Mahagoniholz verlassen, welches so gemein geworden war, seitdem man es dahin gebracht hatte, es so dünn wie Pappeblätter zu sägen und die Meubeln damit auf wohlfeile Art zu bekleben. Für das neue Jahr haben sie ein seltenes Holz genommen von ganz dunkler Farbe, das sie Palissanderholz nennen; wo es herkommt, weiß ich nicht, und alle Conversations- und Zeitungslexika lassen mich hier ganz im Stiche. Wahrscheinlich kommt es wie andere seltene Hölzer aus den Tropen. Dieses Holz nun wird künstlich mit Elfenbein eingelegt und es werden die prachtvollsten Sachen aus demselben verfertigt. In einem Tageblatte wurde erzählt, als eine junge Ministersfrau, welche Meubeln von dieser Façon zum Neujahr bestellt, beim Nachhausefahren vernommen, eine Gesandtenfrau lasse ihre Meubeln mit Silber einlegen, sey sie sogleich zum Meubelhändler zurückgefahren und habe die ihrigen nicht mit Elfenbein, nicht mit Silber, sondern mit Gold einzulegen befohlen. Vielleicht ist die Frau Gesandtin, falls sie reicher ist als die Frau Ministerin, ihrerseits wieder zum Fabrikanten gefahren und hat eine Einlage von Edelsteinen bestellt. Allen diesen Luxus kann man sich übrigens wohl gefallen lassen; ohne ihn könnten Hunderte von Kaufleuten, Tausende von Arbeitern in Paris nicht bestehen. Luxusarbeiten sind es besonders, auf welche man sich in den Pariser Fabriken legt, worin die Pariser Handwerker und Künstler Meister sind und die den besten Absatz im Auslande finden.

(Der Beschluß folgt.)

Louis-Philippe und die Engländer in Cherbourg.

(Beschluß.)

Der Generalstab des Königs ritt insgesammt auf Bauernpferden, den oben beschriebenen in Allem ähnlich, was sich possierlich ausnahm. Als der König erschien, mischten sich die Hurrahs mit dem vive le roi! und hier zeigte sich nun die englische Courtoisie in ihrer ganzen Glorie. Auf den Wänden, in den Mastkörben, auf den Verdecken der Yachten stand Alles voll von Leuten, welche rufend und die Hüte schwenkend Louis-Philippe die Honneurs machten, wie einem Könige von England. Und das waren nicht etwa gemeine Matrosen mit ihren blauen Jacken, auf denen vorne die Namen der Fahrzeuge weiß eingenäht sind: the Arrow, Hariett, Falcon, Mary u. s. w.; nein, Kapitäns von Postschiffen, Majore, Obristen, Schifflieutenants, Lords, honorable-men; Lord Durham, Lord Exmouth, Lord Belfast u. s. w., die Schiffskapitäne Meynell, Forster, Codrington, die Herrn Lambton, Johnston, Congreve, Moore, Stanley, und wie sie alle heißen, kurz, der Kern des westlichen Yachtklubbs, die Besitzer der schwersten Geldsäcke, die Träger der schönsten Namen in Großbritannien. Die Herrn waren nicht in Uniform, sondern im Schiffshabit: eine kurze Jacke, farbiges Hemd, schwarze Halsbinde, weiße Beinkleider, ein Lederhut oder eine tuchene, goldgestickte Mütze. Sie paradirten als Matrosen auf ihren Fahrzeugen, nicht als Offiziere oder Gentlemen, sie salutirten im Takelwerk und erwiesen damit dem König der Revolution eine ausgesuchte Höflichkeit. Die fünfhundert berittenen Bauern und die vornehmen Matrosen waren das Merkwürdigste am Cherbourger Feste.

Die eben erwähnten Yachten waren von Seiten der Pariser Gegenstände der lebhaftesten Neugierde. Wir

besuchten mehrere und wurden überall aufs Artigste aufgenommen. Diese Yachten sind ein Luxusartikel, von dem man in der übrigen Welt nichts weiß, eine eigenthümliche Erfindung reicher Insulaner, welche gerne in der Welt herumfahren, und zwar comfortabel. Jeder wohlhabende Mann, wenn er nur ein wenig ein Freund vom Seeleben ist, hat, wie man sich Kutschen und Pferde hält, eine oder mehrere Yachten. Die Liebhaber sehen auf den zierlichsten Bau, das feinste Takelwerk, die bequemste Einrichtung, das eleganteste Ammeublement, und wenden sehr bedeutende Summen auf diese Lustfahrzeuge. Man muß aber auch sehen, wie man sie hält, wie man sie herausputzt, wie Alles darauf berechnet ist, daß das Aeußere recht seemännisch erscheine, während das Innere das feinste Boudoir vorstellt. Sind die Verdecke recht zierlich und rein? die Masten gehörig gerichtet, glatt und hoch genug? die Metallornamente und der Kupferbeschlag recht blank? sind die Divans auch breit und weich genug? hat man zu Tischen und Stühlen recht kostbares Holz genommen? ist die Bibliothek vor Allem schön genug gebunden und dann auch gut gewählt? sind die Vorrathskammern recht gespikt? ist der spanische Wein, der Bordeaux, der Champagner, gebranntes Wasser und Porter in gehöriger Menge und den rechten Sorten vorhanden? Alles ist aufs Beste bestellt. Das ganze Fahrzeug gehorcht dem Eigensinn der vornehmen Bewohnerin oder der sybaritischen Laune des Gentlemans, der es auf die Rennbahn bringt. Denn die Yacht rennt, wie auf dem Lande das Pferd; frisch geputzt, flüchtig und stolz, wie der Araber zu New-Market, schließt sie sich der Regatta an, durch Gewandtheit und List sucht sie den Mitbewerber zu schlagen, und zu ihrem Steuermann gehört noch mehr, als zum Jockey. Der Herr des Fahrzeugs hält für dasselbe eine eigene Equipage, die zu der Dienerschaft der edlen Rennpferde den Pendant bildet. Der Pferdeliebhaber besizt Porträts von seinen Rennern; der Yachtliebhaber läßt gleichfalls seine Schiffe, die Wettfahrten, die sie bestanden, ihre Abentheuer abkonterfeien. So sahen wir auf einem der köstlichen Kutter zu Cherbourg kleine Gemälde, welche Scenen aus der Regatta, die ganze Geschichte des Fahrzeugs, das Rennen, den Sieg vorstellten; eine sehr zweckmäßige Verzierung für einen solchen kleinen, höchst geschmackvollen Salon. Die zierlichste, vollendetste Yacht, die wir sahen, ist die Jenny, Master Windham zugehörig, eine Goelette, platt auf dem Wasser, schlank wie ein Aal, flink wie eine Schwalbe; die Seeleute konnten sie nicht genug bewundern.

Ein Londoner Bierbrauer, Perkins, hat mehrere Yachten, und seine Frau macht darin Spazierfahrten und Besuche, wie in der Kalesche. Noch nicht lange kam sie nach Cherbourg auf einer Yacht, um eine Dame von ihrer Bekanntschaft zu besuchen. Man kam im Gespräch auf Musik, auf irische Melodien, und Mistreß Perkins versprach, etwas Nagelneues, das großes Aufsehen in der musikalischen Welt mache, mitzubringen. Eines Tags erschien wirklich wieder die Yacht und Mistreß Perkins, mit einem Notenblatt in der Hand. „Sie speisen bei uns," sagte die französische Dame zu ihrer gefälligen Freundin. — „Unmöglich, meine Liebe, ich muß auf der Stelle weiter; ich habe der Gemahlin des Konsuls Sr. großbrittanischen Majestät zu Cadix einen Besuch versprochen; ich kann es nicht umgehen." Sie verabschiedete sich, ging unter Segel, machte ihren Besuch zu Cadix, und kam nach London zurück, als ob sie zur Luftveränderung in Richmont gewesen wäre.

Ich habe zu Cherbourg das elegante Paris gesehen; von Cherbourg aber, seinen beiden Häfen, seinen Magazinen, seinen Werften und Forts, hört und sieht man zu Paris das ganze Jahr nichts. Paris weiß nichts von der Marine, die Seine ist keine Themse, und dies ist nicht gut für Frankreich. Der Pariser geht nach Dieppe, Toulon, Cherbourg; aber kaum ist er wieder zu Hause, so denkt er nicht mehr daran. Der helle Troß der Schaulustigen kommt vom Kanal zurück, Iwanoff singt bei den Italienern, und Cherbourg ist rein vergessen. Es ist etwas Wundervolles um Iwanoffs Stimme, ein russischer Sänger oder ein singender Russe ist etwas höchst Merkwürdiges, ein Wunder; Ocean, Sturm, Kriegsschiffe, jene Hafenbauten, die, wie einmal ein anderer Russe sagte, nur Napoleons Adler mit seinen stahlharten Fängen zu Stande bringen konnte, sind freilich auch Wunder; sie müssen aber vor Allem einmal zu Paris in die Mode kommen, wenn aus der französischen Marine etwas Rechtes werden soll.

Antritt einer Winterreise.

Ade, ihr düstern Zimmer,
Du steinern, graues Schloß;
Ade, mich hältst du nimmer,
Du schwerer Büchertroß!

Das Gitter ist gehoben,
Der Vogel flattert frei;
Frei fliegt das Lied nach oben,
Die Seele ist dabei.

Zu lang saß ich gefangen,
Mein Pulsschlag war die Uhr,
Der Sinn war ausgegangen —
Nun endlich wieder Natur!

Willkommen, Reif und Regen,
Du Wald im greisen Haar;
Sie ist doch allerwegen
So lieb, so stark, so wahr!

Wenn ich mich je verloren,
War's daß ich sie gefloh'n,
Und nun hat sie geboren
Den schon verlornen Sohn.

Im Schooß, der mich getragen,
Nur da durft' ich mich freu'n,
Durft' ich mein Leiden klagen,
Da schlaf' ich auch wieder ein.

Hesper.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro.

Kein Armer ging ohne Unterstützung oder doch ohne Trost von ihm, und wer nicht zu ihm kam, den suchte er auf; und so sehr wollte er alle Menschen als Brüder angesehen wissen, daß er einmal einen zerlumpten Matrosen, den er eben auf der Straße aufgegriffen, unter dem Arm faßte und in einer eleganten Gesellschaft einführte, welche ihm zu Ehren für den Abend ein Fest veranstaltet hatte. Sonntags besuchte er immer die Kirche, wo er sich in die Mitte vor die Kanzel hinstellte, und während er auf nichts um sich zu achten schien, Aller Aufmerksamkeit auf sich gefesselt hielt. Vor Allen aber beteten ihn die Weiber an, welche er auf ganz eigenthümliche Weise anzuziehen wußte; denn ohne irgend einem Frauenzimmer besondere Aufmerksamkeit zu bezeugen, behandelte er das ganze Geschlecht mit einer Verehrung, einer Schonung, einer Zartheit, wie ihm wohl nie von einem Manne bewiesen worden. Auch betrachteten ihn die Frauen nicht wie einen Mann, sondern wie einen Heiligen, einen Engel; ja, es ließen manche (wie ich aus sicherer Quelle weiß), welche sonst nicht für närrisch galten, Winke fallen, als sey er wirklich ein himmlisches Wesen, wohl gar der Herr Jesus selbst, der gekommen, zu Canterbury das tausendjährige Reich zu beginnen. Manche gaben ihm Feste, wobei keine andere Mannsperson zugelassen wurde; besonders eine vierzigjährige Jungfer, welche die bedeutendste Erziehungsanstalt für Frauenzimmer in der Stadt hatte. Sie ließ ihn auf ein Atlaspolster niederknien und von der schönsten ihrer Zöglinge zum König der Juden krönen; Alle mußten sich von ihm küssen lassen, und der ganze Auftritt soll so toll und so beleidigend für das englische Zartgefühl gewesen seyn, daß alle Eltern ihre Töchter aus dem Institut nahmen und die alte Närrin ihr Brod verlor. Ja, es sollen über diesem Menschen Gatten sich getrennt haben und Kinder von ihren Eltern verstoßen worden seyn. Ein Fall wenigstens ist mir genau bekannt, welcher alles Andere glaublich macht. Ein junger Mann, welcher als Waise von seinem Oheim, einem Wundarzte, erzogen worden war und bei demselben in der Lehre stand, wurde am Tage der Wahl so sehr von dem Fremden hingerissen, daß er unaufgefordert zu ihm auf den Wagen sprang und sich ihm auf Leben und Tod zum Gefährten, oder Diener, oder als was immer anbot. Da er auf diesem Entschlusse beharrte, warf ihn der Oheim zum Hause hinaus, und der junge Mensch, eine heitere, lebenslustige Natur, hielt bis zum lezten Augenblicke beim neuen Cagliostro aus, und soll vor Kurzem, von allen seinen Verwandten verstoßen, eine ältliche Wittwe geheirathet haben, die, troz allem Geschehenen, noch immer steif und fest an die hohe Würde des Sonderlings glaubt. Aus dem Gesagten haben Sie bereits abnehmen können, daß der Pseudo-Courtney auch viele Gegner fand, vorzüglich unter den höhern Mittelklassen, und besonders unter den Männern, welche theils politische Gesinnung, theils Eifersucht vor dem allgemeinen Schwindel bewahrte. Doch gab es auch unter diesen viele, welche religiöser Wahn oder Eigennutz zu manchen tollen Streichen, besonders dazu verlockte, daß sie dem Abentheurer Geld vorschossen. Einer von diesen, der seine ganze Habe dabei aufgeopfert, soll sich jezt in einem Tollhause befinden. Manche, die den Sonderling bloß aus Neugierde kennen zu lernen wünschten, begingen die Thorheit, ihn zu sich, oder zu öffentlichen Gastmälern einzuladen, was sogar die Offiziere eines dort stehenden Regiments thaten. Dies erhob den Abentheurer nur noch mehr in den Augen seiner Anhänger, steigerte aber im selben Maaße die Erbitterung seiner Gegner. Endlich machte sich leztere Luft; während halb Canterbury sich mit ihm beschäftigte, seine Farbe trug, Häuser und öffentliche Gebäude mit seinem Bildnisse schmückte, Backwerk und andere Luxusartikel nach seinem Namen nannte, wurde er eines Tages auf die Angabe des Oberkellners der Rose, er habe ihm unter falschen Vorwänden und betrüglicher Weise eine Summe von 2 bis 300 Pfund abgeborgt, verhaftet. Dies brachte Alles in Gährung; von allen Seiten wurden ihm bedeutende Summen angeboten, die er aber ablehnte; Damen kamen in ihren Equipagen angefahren und hinterließen den Schließern zur Verfügung des Gefangenen Geld, Geschmeide, und vor Allem einen solchen Vorrath von Lebensmitteln, daß man zum Theil den Gefangenen Wochenlang vergnügte Tage damit machte; denn er selbst wollte nichts für sich behalten. Das Schlimmste aber war, daß der Pöbel sich zusammenrottete und Miene machte, das Gefängniß zu stürmen. Um eine Bristoler Scene zu verhüten, ließ man daher in Eile Truppen von Dover und London kommen, deren Ankunft den drohenden Ausbruch verhütete. Inzwischen erlaubte man dem Gefangenen, sich unter der Obhut eines Polizeidieners nach London zu begeben, wo ihn die Richter gegen Bürgschaft frei gaben. Dies wurde aber von ihm und den Seinigen wie eine Freisprechung gefeiert, so daß er im Triumphe in Canterbury einzog. Bei dieser Gelegenheit nannte er sich Prinz von Arabien und Herrn der Zigeuner. Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. Während er im Gefängnisse war, trat er auch als Schriftsteller auf, indem er jede Woche ein auf einer Seite gedrucktes Blatt herausgab, welches in Form und Styl vielleicht einzig genannt werden darf. In diesem Augenblicke habe ich leider kein Exemplar mehr zur Hand, und behalte mir daher vor, auf die Schriftstellerei dieses Menschen zurückzukommen. Nicht lange indessen nach jenem Triumphzuge ereignete sich ein neuer Vorfall, welcher ernstlichere Folgen für ihn hatte, und wodurch das Gaukelspiel zulezt ein schmähliches Ende nahm. Ein Mann nämlich, welcher als Schmuggler verhaftet worden war, ließ ihn eines Tages zu sich rufen und gab sich und seine Sache in den Schuz des großen Mannes. Am Tage des Prozesses erschien er demnach vor den Richtern und sprach nicht nur für den Angeklagten, sondern beschwor auch, daß er ihn zur Zeit, wo man ihn in einem mit Branntwein beladenen Schiffe gesehen haben wollte, viele Meilen davon an einem andern Orte gesehen habe. Dies war aber ein zu kühnes Wagniß; der Angeklagte wurde verurtheilt und der Zeuge des Meineids angeklagt.

Ich schließe hier, trage aber in Kurzem nach, was ich über den Abentheurer noch zu sagen weiß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Januar 1834.

Ist das der Witz, bewundert weit umher? —
Ja, saubrer Witz, recht korpulent und schwer.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Die Boardings. Der Diamantendieb. Wohlthätigkeit. Reise nach Philadelphia.

Mein Gemahl hatte mich nach Philadelphia bestellt, wo wir den Sommer zubringen und sodann im nächsten Herbst nach Süden ziehen und da unser Glück versuchen wollten. Ich hatte daher seit dem ersten Mai unsere Wohnung aufgegeben, und wir lebten in Kosthäusern, deren es unzählige gibt. Die Kosthäuser (Boardings) unterscheiden sich von Gasthäusern (Hôtels) nur dadurch, daß in einem Hause ersterer Gattung der gesellschaftliche Umgang der Gäste unter einander konventionell nicht für unanständig gilt, wogegen der gute Ton erheischt, daß in einem amerikanischen Hotel*) Damen und Herrn streng geschieden bleiben. Je vornehmer man thut, je klösterlicher ist die Absonderung, und hiedurch entsteht ein Wetteifer, der oft die lächerlichsten Auftritte veranlaßt. Die Damen bewohnen einen Flügel, ihre Gatten, Söhne, Brüder, Freunde den andern, zwei verschiedene Parlors dienen als Speise- und Gesellschaftszimmer. In Boardings ist ein vertraulicheres Verhältniß gestattet; ganze Familien, und oft die reichsten, leben aus Bequemlichkeit und andern Gründen Jahrelang in solchen Häusern und bilden, was man in Europa eine Coterie nennt. Hier ist es möglich, Bekanntschaften zu machen. In einem einzigen Parlor versammeln sich die Hausbewohner und sind da von Früh bis Abend beisammen. Die Damen bringen ihre Arbeiten mit, die Herrn kauen Tabak und lesen Zeitungen. Bisweilen ist ein Incroyable unter ihnen, der durch witzige Neckereien ein Gespräch einzuleiten weiß. Die Dame, die eine Arbeit mitbringt, verräth dadurch, daß sie zur Coterie gehört, und es ist dieß das Aushängeschild, daß man sie anreden darf, ja die Aufforderung, sie zu necken, wobei ein Gentleman von Welt es immer darauf anlegt, daß die Schöne durch Geistesgegenwart glänze, wogegen er von ihrer Dankbarkeit den süßesten Minnesold erwarten darf. Einige Uebung reicht hin, um in diesem geistreichen Ideenspiel große Kunstfertigkeit zu erlangen, weil immer der nämliche Gegenstand als Mittel zum nämlichen Zweck dient, das äußerst zarte Schaamgefühl einer amerikanischen Dame in Verlegenheit zu bringen. Gestrickt wird hier so wenig als in England, mit Stickereien und andern feinen Damenarbeiten überschwemmt Frankreich die Vereinigten Staaten dergestalt, daß sie sehr niedrig im Preise stehen und für gemein gehalten werden; aber der Arbeitslohn des

*) Das früher erwähnte französische Hotel gehört nicht in diese Klasse.

Weißnähens ist hoch, folglich in Ansehen, und somit in doppelter Beziehung eine anständige Beschäftigung für die hohen Herrschaften, welche nach dem Frühstück vorgenommen wird. — „Die Ladies sind heute sehr fleißig," sagt ein Fashionable, indem er vor den Spiegel tritt und sich die Beinkleider höher spannt; keine Antwort. „Unsere Reverenden sind doch recht gut daran; ich habe Lust und werde auch geistlich; denn ich bemerke eben, daß mir die Hosenträger anfangen die Hemden durchzuwetzen." Die Damen machen überaus ernste Gesichter, der Sprecher aber naht sich einer von ihnen und greift mit der Hand nach der Arbeit, die ihm hastig entrissen wird. „Das ist wohl ein Hemd für den Herrn Gemahl?" — „Nein, mein Herr." — „Also für den Reverenden —" — „Auch nicht, es ist Kirchenwäsche." — „Das kann immer seyn, aber ein Hemd ist es, das sehe ich doch." — „Sie irren sich, mein Herr; Sie sind heut gut bei Laune." — „Ich habe die Laune, zu wetten, daß es ein Hemd ist." — „Herr, Sie treiben den Spaß zu weit; Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, aber ich will Sie beschämen; es ist weder ein Hemd, noch Kirchenwäsche, es ist eine Kopfziehe." Indem sie so sprach, zog sie die Aermel des Hemdes hinein, heftete schnell mit großen Stichen die Halsöffnung zu, sprang auf und hielt das Hemd am untern offenen Ende mit triumphirendem Angesicht der Gesellschaft zur Schau hin. Und ein wirbelndes Gepoche von mehr als dreißig Stiefeln „befreit aus aller Hörer Brust des Beifalls lang gehemmte Lust." Die Damen entluden ihren Neid in einem Spottgelächter, welches der Sprecher bescheiden auf sich bezog. Einen ganzen Monat lang blieb diese sinnreiche Ausflucht mit der Kopfziehe der Gegenstand des Gesprächs, der Bewunderung, der wenig modifizirten Nachahmung, der unermüdeten Wiederholung, und von der Zeit an war ein vertraulicheres Verhältniß zwischen dem witzigen Spötter und der Dame mit dem glücklichen Einfalle bemerkbar. Doch von den Mysterien, die in Boardings gefeiert werden, verlautet nie etwas jenseits der Schwelle des Tempels; selbst der Unbefangene und Unbetheiligte schweigt gewissenhaft über Dinge, die seiner Beobachtung nicht entgehen konnten, und diesem lobenswerthen Brauch will auch ich folgen.

Unter solchen Umständen kam mir der Ruf nach Philadelphia sehr erwünscht, denn dieses gemeinschaftliche Leben wollte mir gar nicht gefallen. Ich vermißte immer den eigenen Herd und den liebenswürdigen kleinen Kreis, den ich mir endlich geschaffen hatte und in dem ich die Erfahrung machte, daß es unter den Newyorkern auch treffliche Menschen und angenehme Gesellschafter gibt, die einen für die Uebel, denen man in Massen begegnet, schadlos halten. Je mehr Mühe es einen aber gekostet, sie aufzusuchen, desto schmerzlicher ist die Trennung. Daß es hier zu Lande so schwer hält, sich Freunde zu machen, wird übrigens jeder Billige natürlich finden; denn unter der Menge der Fremden, die jede Fluth anschwemmt, sind nur zu viele flüchtige Verbrecher und Glücksritter, die der Gaunerzunft angehören. Diese finden hier zwar eine Freistätte, aber der Ruf eines Fremdlings und der amerikanische Charakter erschweren ihnen gar sehr das Handwerk. Mit solchen Leuten in eine Klasse geworfen zu werden, ist ein unerträgliches Gefühl, die größte Marter, die man hier zu dulden hat, und daran ist zum Theil der Umstand Schuld, daß Niemand um einen Paß oder ein Certifikat gefragt werden darf. Der Amerikaner erblickt im Fremden einen Elenden, der durch seine Flucht das stillschweigende Bekenntniß seiner Schuld ablegt. In einem ganz andern Lichte betrachtet man die einheimische Industrie; die Handlungen, die ein Amerikaner aus Gewinnsucht begeht, glaubt er vor dem Gesetze, dem er sich nicht entzieht, rechtfertigen zu können, und hält sie daher für recht; im schlimmsten Falle hat er sich geirrt und das Spiel verloren, aber sein Gewissen bleibt rein wie sein guter Name; seine Absicht ist nie Betrug, sondern Gewinn, und darin liegt der Unterschied, den man auf alle Fremde sehr scharf anwendet. Es sind aber doch schon Fälle vorgekommen, deren Wiederholung hoffentlich nach und nach dem Verbrechen diesen ungeheuren Schlupfwinkel versperren und dadurch für andere Reisende ein angenehmeres Verhältniß herstellen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neujahrswoche in Paris.

(Beschluß.)

Unter die neuen Luxusartikel gehört auch die Malerei oder Emallirung auf vulkanischem Stein aus Auvergne. Der Schmelz konnte bisher nur auf Metall angebracht werden, weil nur dieses der Glühhitze widerstand, wogegen Steine, auf welchen man den Schmelz anbringen wollte, von der Hitze so sehr angegriffen wurden, daß sie verkalkten und in Stücke zerfielen, oder doch barsten. Nun hat aber die Lava die Feuerprobe bereits dergestalt bestanden, daß nichts mehr daran zu verkalken oder zu schmelzen ist, und dieser Stein taugt daher allein zur Aufnahme des Schmelzes. Da nun die Natur die Provinz Auvergne in grauer Vorzeit mit Lavaströmen reichlich überschüttet hat und den jetzigen Bewohnern mehr Steinbrüche darbietet, als sie je erschöpfen werden, so hat man schon vor mehreren Jahren daran gedacht, die Lava zu industriellen Zwecken zu benutzen. Man hat Steinplatten aus den vulkanischen Brüchen Auvergnes

nach Paris kommen lassen, um die Fußwege auf beiden Seiten der Straßen damit zu belegen. Dazu sind sie aber nicht so tauglich befunden worden, als die harten Granitsteine aus Bretagne. Hernach hat man versucht, einen groben blauen Schmelz auf den Lavasteinen anzubringen, die Namen der Straßen darauf zu schreiben und die Steine an den Straßenecken anzuheften. Dieses ist trefflich gelungen. Dann ist man einen Schritt weiter gegangen und hat auch in der Kunst Nutzen aus der Lava zu ziehen versucht. Man hat die Steine zu Tischplatten zugerichtet und diese Platten mit niedlichen Verzierungen bemalt. Diese Malereien, wenn sie einmal die Feuerprobe bestanden haben, dauern so lange als der Stein selbst; so wird wenigstens versichert. In einem schön verzierten Salon nimmt sich eine solche geschmackvoll bemalte Tischplatte vortrefflich aus; freilich fehlt ihr der sonst dem Schmelze eigenthümliche Glanz; entweder hat man es noch nicht dahin gebracht, ihn im Feuer der Lava zu geben, wie dem Porzellan, oder die Eigenschaft des Steins läßt es überhaupt nicht zu. Da sich indessen die Farben auch ohne diesen Glanzfirniß sehr gut zu halten scheinen, so kann man ihn entbehren. An großen Kaminen nehmen sich die Lavaverzierungen sehr gut aus; Hittorf hat dergleichen am Foyer der italienischen Oper angebracht, wo sie zu den übrigen reichen Verzierungen des Saales trefflich passen.

Sollte diese Erfindung oder Mode Bestand haben, so würde es mich gar nicht wundern, einmal ein journal *de l'émail sur lave* entstehen zu sehen, wie jetzt bereits ein *journal des tissus* besteht, ein Gewebejournal, das sich wahrscheinlich beständig um die Webestühle herumdreht. Ich sage wahrscheinlich, denn ich muß gestehen, daß ich so wenig von diesem als von einem Dutzend anderer speziellen Journale, die in Paris erscheinen, je ein Blatt habe zu Gesicht bekommen können. Das Schneiderjournal le Tailleur ist schon bekannter und verbreiteter, da es ans Modereich grenzt und sogar in dasselbe hinüberschweift, also alle männlichen und weiblichen Seelen interessirt, denen daran gelegen ist, nicht nach der Mode des vorigen Halbjahrs in der großen Welt zu erscheinen. Zwar verlassen sich in dieser Hinsicht die Gleichgültigen ganz auf ihre Schneider; diejenigen aber, welche ein eigenes Urtheil in dergleichen Dingen haben wollen, halten sich Modejournale und le Tailleur, und für die Professionisten ist le Tailleur, was das Gesetzbülletin für die Beamten ist, die Sammlung der allerneuesten Verordnungen. Das Spezialisiren im Fache der Journalistik ist überhaupt in Paris jezt weit gediehen; fast ist kein Stand, der nicht sein eigenes Journal hätte. Der geistliche Stand ist damit überschwemmt. Früher glaubte man alles Nöthige zu haben, als ein Journal catholique, le Protéstant, L'ami de la religion, les Annales israelites erschienen. Jezt hat man ein Heer geistlicher Zeitschriften. Da ist z. B. ein Univers réligieux; jedoch glaube ich nicht, daß sich die Lesewelt dieses Universums weit über den Horizont von Paris erstreckt; ferner eine Dominicale, Journal des paroisses, ein geistliches Blatt in weltlichem Gewande, mit Kupfern. Die meisten dieser geistlichen Blätter haben eine politische Schattirung, die sich entweder dem Ultramontanismus oder dem Liberalismus zuneigt. Solch eine Schattirung fehlt sogar den Modeblättern nicht. Dagegen sind le Tailleur und das Echo des Halles aux farines so weise und sprechen nur über Kleiderzuschnitt, über Korn und Mehl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

Die Wiedereinsetzung der Kapuziner.

Verzweifeln Sie nicht an unserm Lande, es mag darüber bei Ihnen seit acht Monaten noch so Bedenkliches gesagt werden. Zwar haben uns die Franzosen in vielen Schriften haarklein bewiesen, daß wir nicht anders glücklich werden können, als wenn wir wieder mit ihrer belle France, mit ihrem glücklichen Lande vereint und so mit ihrer Seligkeit verschmolzen und amalgamirt würden. Da es aber mit dieser Verschmelzung noch einige Anstände und Schwierigkeiten hat, weil die neuesten Versuche dazu bekanntlich nicht gelungen sind, so müssen wir die Rettung und Seligkeit anderswoher erwarten. Sie kann uns auch gar nicht fehlen nach dem, was vor Kurzem in la Roche, einem Städtchen im Faucigny, geschehen ist. In Savoyen sind die Kapuziner wieder eingeführt. Ueber dieses weltgeschichtliche Ereigniß berichtet eine quasi-offizielle Zeitschrift des Landes, und wir wiederholen Einiges davon. „Die Diöcese von Genf besaß ehemals sechs Kapuzinerklöster. Das erste wurde 1595 bei Lebzeiten des Monseigneur Claude de Granier, Bischofs von Genf, errichtet, die andern später zu St. Julien, Rumilly, la Roche, Sallanches und Thonon, unter dem Episcopat und durch die fromme Sorge des heiligen Franz von Sales, der große Achtung und tiefe Verehrung für diese Religiosen hatte und bemüht war, sie in mehreren Diöcesen einzuführen. Der Revolutionssturm, der Ruinen auf Ruinen häufte, vertrieb auch diese frommen Bekenner der Armuth und der christlichen Niedrigkeit. Nach vierzigjährigem Exil sind sie eben jezt in der Diöcese des heiligen Franz von Sales unter den erhabenen Auspicien Seiner Eminenz des Herrn Bischofs von Annecy wieder hergestellt worden, und zwar in ihrem alten Kloster zu la Roche, das 1617 gestiftet ward. Nach den feierlichen Ceremonien in der Pfarrkirche ging der prachtvolle Zug nach dem Kloster, wobei der Weg mit jungen Tannen, Blumengewinden und Kränzen geziert war. Der Anblick dieses niedern Zufluchtsorts frommer Kinder des heiligen Franziskus von Assisi, die Lage des Klosters auf einem Felsen vor der Stadt, die Kleidung und Haltung dieser achtungswürdigen Repräsentanten der alten Cönobiten in der Wüste, die Worte voll Würde und Salbung, die dem Munde eines greisen Einsiedlers entflossen, dessen Haare noch mehr durch seine

Tugenden, als durch seine Jahre gebleicht sind, der Kontrast des geräuschvollen und eitlen Lärmens und Treibens unserer Zeit mit der Stille des einsamen Klosters, dessen Pforten sich nun hinter den Mönchen schließen sollten, die Gegenwart eines berühmten Geistlichen und der vielen Getreuen und Gläubigen um ihn her: Alles dies gewährte einen erhabenen Anblick in den Augen des Glaubens. Der Prälat segnete zuerst die Kirche und dann auch das Kloster. So wurden also in der Diöcese von Annecy die guten Mönche wieder eingeführt, von denen Franz von Sales an den Bischof von Belleley schrieb: „Sie wissen, daß die Kapuziner im Volke ganz besonders geachtet und verehrt werden; ich ermahne Sie daher, Ihr ganzes Ansehen, Ihren ganzen Einfluß zur Einführung dieses Ordens aufzuwenden; Ihre Heerde wird großen Nutzen davon verspüren.“

Was zur Zeit dieses trefflichen Bischofs, vor mehr als zwei Jahrhunderten, dem Volke taugen, was günstig auf dessen große Rohheit und Unbildung wirken konnte, das hat in unsern Tagen wohl seine Bedeutung verloren. Die Kapuziner mögen auch zu Franz von Sales Zeiten noch nicht so ausgeartet gewesen seyn, als kurz vor der Revolution. Die Regierung hat ganz Recht, daß sie ein Mittel sucht, günstig durch sittliche Lehre und frommen Sinn auf das Volk zu wirken, das von Frankreich herüber ein so entsetzliches Beispiel hat und unter dessen Einfluß steht. Da die Kapuziner unter allen Mönchsorden die innigste Verbindung mit dem Volke haben und am meisten in sein Leben eingehen, so hofft man, in ihnen ein Mittel gefunden zu haben, um das französische Miasma zu neutralisiren und ihm entgegenzuwirken. Ich glaube, der neue Versuch wird nicht glücken, die neuen Kapuziner müßten denn ihre Sendung recht begreifen, des Volks würdige Freunde, Vertraute und Leiter werden, ohne ihm, das seit 1790 bedeutend weiter in Nachdenken und Vergleichen, so wie in Bildung fortgeschritten ist, durch die alte Kapuzinerart lächerlich oder gar verächtlich zu werden. Der sittlichen französischen Propaganda ehemalige Kapuziner entgegenzusetzen, geht wohl schwerlich; Vermehrung und Verbesserung der Volksschulen und der Volksschullehrer, Herausgabe und vielfache Verbreitung von guten Volkszeitschriften und Pfennigsblättern u. s. w. dürfte wohl besser wirken. Nun, wir werden sehen; künftiges Jahr will ich wieder davon sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 4:

Bahn ꝛc.

Räthsel.*)

Wer kann mir wohl die Durchlaucht nennen,
Ihr Reich reicht an der Erde Rand;
Es läßt sich nicht so leicht durchrennen,
Wie hoch zu Roß ein ebnes Land;

Sie hält den Panzer dem Verwegnen
Entgegen, der zu weit eindringt;
Er mag sich kreuzen und sich segnen,
Wenn ihm die Rückkehr noch gelingt.

Sie fürchtet nicht der Krieger Heere
Und ihren schwachen Donner nicht,
Ist unverwundbar ihrem Speere,
Den zischt sie aus, der mit ihr ficht;
Und ihrer größten Hasser einer,
Der sie mit Ruthen streichen ließ,
Wird heute noch verlacht, wie Keiner,
Den je man einen Narren hieß.

Wer ihr in Wurf kommt, wenn sie tollet,
Er ist ganz jämmerlich geprellt,
Und wird, wenn sie ihm ernstlich grollet,
An ihren Thürmen gar zerschellt;
Doch ist sie freundlich vielen Gästen,
Auch hat man euch ganz wahr erzählt,
Es habe sich mit Ring und Festen
Ein mancher Herzog ihr vermählt.

Treu ist sie denen nicht geblieben,
Manch Andrer hat gebuhlt allhie;
Sie kümmert sich nicht viel um's Lieben,
Nur raschen Muth begünstigt sie.
Viel hält sie auf den besten Schwimmer,
Sie gibt dem Kämpfer hart zu thun;
Der Sieger darf im Abendschimmer
Dann stolz an ihrem Busen ruhn.

Und überreich ist sie an Reizen,
Obwohl nicht ungebührlich jung,
Mit Schätzen braucht sie nicht zu geizen,
Für tausend Kaiser sind's genung,
Bewacht von Ungeheuern: Beben
Erfaßt in solcher Nähe dich;
Und wunderbar: die Sterne leben,
Die Brillianten regen sich!

Ihr Labyrinth hat keine Mauern,
Steht weithin übersehbar da;
Doch könnt ihr lang auf Menschen lauern,
Unwissend, wie sie euch so nah.
Dem Lebensfaden drohn die Parzen,
Wenn ihr darin den Weg verfehlt,
Ihr findet ihn, wenn ihr den Schwarzen
Im Kästchen euch zum Führer wählt.

Von fern hat ihre Feenschlösser
Manch kühner Wanderer gesehn;
Doch naht er, werden sie nicht größer,
Er sah sie in der Luft vergehn.
Noch andrer Wunder birgt sie viele
Vor eurem Blick in ihrem Schooß,
Und Einem ward, sie half zum Ziele,
Unsterblichkeit durch sie zum Loos.

J. G. M.

*) Gegenstück zu dem Gedichte von Friedrich Förster. Morgenblatt 1833. Nr. 95.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Januar 1834.

> Die Erfindung der Fernröhre hat dem menschlichen Sinne eine Tiefe eröffnet, aus welcher er, wie ein Beobachter, der mitten am Tage aus dem Dunkel einer egyptischen Pyramide hinaus in die sonst nur den stillen Stunden der Nacht bekannte Sternenwelt schaut, einen Blick in eine zweite, höhere Potenz der Nacht zu thun vermochte.
>
> G. H. Schubert.

Verschiedenes vom Himmel.

Nach John Herschel.

Die Fixsterne. *)

Außer der Sonne, den Planeten und ihren Trabanten zeigt der Himmel eine unzählige Menge von Körpern, die man mit dem allgemeinen Namen Sterne bezeichnet. Obgleich nicht nur an Glanz, sondern auch in mancher andern Hinsicht untereinander ungleich, haben alle den gemeinschaftlichen Charakter, daß ihre scheinbare relative Stellung so ziemlich unverrückt dieselbe bleibt. Diesem Umstande verdanken sie den Namen Fixsterne, welcher Ausdruck jedoch nicht im absoluten Sinne genommen werden darf, indem es gewiß ist, daß mehrere, und wahrscheinlich alle Gestirne der Art in fortwährender Bewegung sind, welche uns jedoch, vermöge ihrer Langsamkeit, nur mittelst sehr sorgfältiger, eine lange Reihe von Jahren fortgesezter Beobachtungen merkbar wird.

Die Astronomen pflegen die Sterne nach ihrem scheinbaren Glanze in Klassen einzutheilen und diese Klassen Größen zu benennen. Die glänzendsten Sterne heißen sie Sterne erster Größe, und so fort bis zur sechsten und siebenten Größe, welch leztere die kleinsten noch für das bloße Auge in der günstigsten Nacht sichtbaren Sterne in sich begreift. Außer diesen Sternen zeigen uns jedoch die Telescope noch weitere von der achten bis zur sechzehnten Größe, und unter diesen weiß nur Bescheid, wer sehr kräftige Instrumente zur Hand hat. Es scheint kein Grund vorhanden, dieser abnehmenden Progression eine Grenze zu setzen; taucht doch, so oft in Folge der Fortschritte der Optik die Instrumente größer und kräftiger werden, eine Menge zuvor unsichtbarer Körper aus den Tiefen des Himmels auf. Und so ist denn, so viel die Erfahrung uns bisher gelehrt hat, die Zahl der Sterne in Wahrheit unermeßlich.

Diese Eintheilung der Sterne nach Größen ist indessen durchaus willkührlich. Unter einer Menge glänzender Körper, welche wahrscheinlich sowohl hinsichtlich des körperlichen Inhalts als der Lichtstärke wesentlich von einander verschieden sind und in ungleicher Entfernung von uns sich befinden, muß nothwendigerweise einer am glänzendsten erscheinen; ein anderer ist der zweite, und so fort. Sie müssen auf diese Weise eine Reihe bilden, die sich aber nur auf unsere relative Lage im Weltraum bezieht, und unsere in dieser, bis ins Unendliche abnehmenden Reihe gezogenen Grenzlinien sind rein Sache der

*) Auch diejenigen Leser, welche am Fixsternhimmel gut Bescheid wissen, werden mit Vergnügen den Sohn des großen Herschels diese höchsten Gegenstände des positiven menschlichen Wissens dem allgemeinen Verständniß näher bringen sehen.
A. d. R.

Convention. Die Beobachter weichen hinsichtlich der Eintheilung etwas von einander ab, im Allgemeinen zählt man aber nur 15 — 20 Sterne erster Größe, 50 oder 60 der zweiten, ungefähr 200 der dritten und so fort. Die Zahlen wachsen rasch, je weiter man an der Glanzscala herabkommt, und die Summe der bereits einregistrirten Sterne, bis zu der siebenten Größe einschließlich, beläuft sich auf 15 bis 20,000.

Da wir an den Sternen keine Scheibe unterscheiden und ihren Glanz bloß nach dem Totaleindrucke beurtheilen, den er auf das Auge macht, so hängt augenscheinlich die scheinbare Größe eines jeden Sterns von dreierlei ab: einmal von seiner Entfernung von uns, sodann von der absoluten Größe seiner erleuchteten Oberfläche, endlich von dem eigenthümlichen Glanze dieser Oberfläche. Da uns nun wenig oder nichts von all diesen Momenten bekannt ist und wir allen Grund haben, anzunehmen, daß jedes derselben bei verschiedenen Sternen im Verhältniß von mehreren Millionen zu eins verschieden seyn kann, so ist augenfällig, daß Schlüsse, welche wir etwa auf das numerische Verhältniß der Sterne bauen möchten, welche unsere künstlichen Klassen bilden, uns zu nichts führen können. Die Astronomen sind nicht einmal über das Prinzip einig, nach welchem die Größen photometrisch abgestuft werden könnten; unverkennbar neigt man sich indessen im Allgemeinen dahin, eine geometrische Progression anzunehmen, wobei jedes Glied die Hälfte des vorhergehenden wäre. Es ist aber wirklich sehr zu wünschen, daß man, jeder willkührlichen Eintheilung der Art entsagend, mittelst genauer photometrischer Versuche zu einer numerischen Schätzung des scheinbaren Glanzes jeden Sterns gelangte. Nur auf diesem Wege könnte man hinfort jeden genauer bezeichnen, nur so bekäme man einen Anhaltspunkt, um die Veränderungen zu beobachten, die an ihnen vorgehen mögen; denn daß sich manche wirklich verändern, wissen wir gewiß, und wir dürfen es bei allen als möglich voraussetzen. Die Lichtproportionen, wie sie Sir William Herschel nach seinen Versuchen an einer kleinen Anzahl eigens ausgewählter Sterne aufstellt, können als ein erster Schritt zu diesem Ziele gelten. Das Licht eines Sterns sechster Größe sezt er = 1, und nun wächst nach ihm die Lichtstärke bis hinauf zu den Sternen erster Größe in folgender Proportion: 5te Größe = 2, 4te = 6, 3te = 12, 2te = 25, 1ste = 100. Nach meinen eigenen Versuchen ist das Licht des Sirius (des glänzendsten aller Firsterne) ungefähr 324mal so stark als das eines gewöhnlichen Sterns sechster Größe.

Die Vergleichung der scheinbaren Größen der Sterne mit ihrer Zahl führt also zu keinem positiven Schlusse; anders verhält es sich aber, wenn wir sie hinsichtlich ihrer Vertheilung am Himmel betrachten. Wenn wir uns dabei auf die drei, vier ersten Klassen beschränken, so werden sie uns über die ganze Himmelskugel so ziemlich gleich vertheilt erscheinen; nehmen wir aber alle dem bloßen Auge sichtbaren Sterne in die Betrachtung auf, so bemerken wir eine rasche Zunahme im Zahlenverhältniß, je mehr wir uns dem Rande der Milchstraße nähern, und gehen wir nun vollends weiter zu den Sternen, welche nur durch Telescope sichtbar werden, so sehen wir im Gebiete der Milchstraße und des Zweiges, der seitlich von ihr abgeht, ein Sterngewimmel auftauchen, das die Einbildungskraft erschreckt; denn alles Licht der Milchstraße rührt von lauter Sternen, welche im Mittel von der zehnten oder eilften Größe seyn mögen.

William Herschel hat dargethan, daß sich das Firmament unsern Blicken so darstellen muß, wenn die Sterne nicht nach jeder Richtung im Raume gleichmäßig vertheilt sind, sondern eine im Verhältniß zu der Länge und Breite nicht sehr dicke Schichte bilden, und wenn man sich die Erde gegen die Mitte der Dicke denkt, nicht weit von einem Punkte, wo die Schichte sich in zwei, ein wenig gegen einander geneigte Hauptblätter theilt.

Wie ungeheuer groß die Zahl der Sterne in manchen Regionen der Milchstraße ist, geht aus der einzigen Beobachtung W. Herschels hervor, nach welcher er auf einem zwei Grade breiten Abschnitt des Himmels in einer einzigen Stunde ihrer 50,000 durch das Sehfeld seines Telescops gehen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der bekannte Diamantendieb, der den Schmuck der Prinzessin von Oranien gestohlen, hatte sich auch nach Amerika begeben. Auf der Ueberfahrt wurde der Italiener, denn das war er seinem Namen nach, durch die Gespräche seiner Reisegefährten mit einigen amerikanischen Zolleinrichtungen, wie der strengen Durchsuchung, dem überaus hohen Zolle der Diamanten und dergleichen bekannt, was ihm in seiner Lage sehr unbequem däuchte, da ihm so kaum Hoffnung blieb, seinen Reichthum unbemerkt ans Land bringen zu können, und der Diebstahl sehr ruchbar und der Schmuck in vielen Zeitungen beschrieben war. Als das Schiff in Newyork landete, verbarg er den Schmuck, so gut er konnte, am Leibe, sprang im ersten Wirrwarr ans Land und eilte in ein Gasthaus. Bestürzt, als wären ihm die Häscher auf der Ferse, trat er in das Gastzimmer, übergab dem Wirth ein paar kleine Kästchen, bat, sie aufzuheben, und lief wieder zurück

auf das Schiff. Zufällig saß ein Zollbeamter im Gastzimmer, der den Vorfall bemerkte und sogleich Schmuggelei witterte. Er brachte daher den Wirth sammt dem Depositum auf das Zollamt, die Kästchen wurden geöffnet und der Schmuck aus den Steckbriefen erkannt. Als der Italiener seinen Schatz verloren sah, gab ihm die Verzweiflung Muth; er nahm einen Advokaten, ging aufs Mauthhaus und verlangte seine Juwelen zu verzollen. Dies wurde verweigert und die Waare für konfiszirt erklärt. Nun kam es zu einem Prozeß, der lange dauerte, viel Aufsehen erregte und sogleich durch den niederländischen Konsul nach dem Haag berichtet wurde. Alsbald schickte die dortige Regierung einen Kommissär hieher und verlangte die Auslieferung des Schmucks und des Diebs. Der Prozeß nahm jezt einen andern Charakter an und wurde vor den Kongreß in Washington gebracht. Die Auslieferung des Italieners erklärte der Kongreß für gesetzwidrig. Viel weitläufiger waren aber die Unterhandlungen wegen des Schmucks. Die Amerikaner hielten ihn als Contrebande für gute Beute, dawider protestirte noch immer der Italiener, und sein Advokat behauptete, der Streit darum sey eine Privatsache zwischen dem Italiener und der Prinzessin, der nicht hieher gehöre. Dessenungeachtet war man geneigt, das Recht der Prinzessin anzuerkennen, man wollte aber den Schmuck als Pfand bis zur Liquidirung einer ältern Forderung, die die Vereinigten Staaten noch an Holland hatten, zurückbehalten. Der niederländische Kommissär konnte das nicht zugeben, weil der Schmuck als Privateigenthum mit Staatsangelegenheiten nichts gemein habe; am Ende wurde nichts entschieden, und der Kommissär reiste nach Newyork ab, um sich von da wieder nach Europa einzuschiffen. Der Italiener begab sich auch nach Newyork, stieg trotzig im nämlichen Gasthaus ab, wo der Kommissär wohnte, und nahm seine Frau zu sich, die ihm unterdessen über das Meer nachgefolgt war und sich über die Gestaltung der Dinge nicht sehr freuen mochte. Der Kommissär beklagte sich beim Gouverneur, und dieser, empört über die Unverschämtheit des Diebs, ließ ihn auf der Stelle festnehmen, auf ein amerikanisches Schiff bringen und unter Begleitung eines Konstabels mit dem Kommissär nach Amsterdam einschiffen. Dies war nun zwar eine Eigenmächtigkeit und eine offenbare Verletzung des Gesetzes; man ließ es sich aber gefallen, und Niemand fiel es ein, sich im Geringsten dawider aufzuhalten, obschon die Zeitungen am nächsten Tage den Vorfall dem Publikum ganz trocken ohne allen Kommentar vorlegten. Die Wiederholung solcher Fälle ist sehr wünschenswerth, und es läßt sich dann hoffen, daß der Gebrauch sanktioniren und weiter ausdehnen wird, was durch Debatten nur schwer sich zum Gesetz erheben ließe. Ueberhaupt ist Gewohnheit oft stärker als Gesetz. So haben alle möglichen Polizeimaaßregeln das Gassenbetteln in Europa fast nirgends abgeschafft; dagegen rühmen sich die Amerikaner, daß man bei ihnen keinen Bettler sieht, und dies ist auch buchstäblich wahr, und hat seinen Grund einzig und allein in der Gewohnheit der Amerikaner, auf der Gasse nie in die Tasche zu greifen. Nichts in der Welt wäre vermögend, sie davon abzubringen; nur wider frechere Zudringlichkeit schützen sie sich durch ihr Gesetz, und wagt das Elend an ihrer Thüre zu klopfen, so öffnet sich augenblicklich das Gefängniß.

Ich habe viel gehört und gelesen von den wohlthätigen Anstalten, die es hier geben soll; mir sind nur wenige wahrhaft nützliche vorgekommen, obschon an sogenannten Wohlthätigkeitsvereinen, die sich unter dem Schutze der Damen gebildet haben, gar kein Mangel ist. Bei der Präsidentin eines solchen Committee of Charity versammeln sich wöchentlich zweimal die Mitglieder des Clubbs, welche sämmtlich als erste, zweite Vicepräsidentinnen, Sekretärinnen, Sprecherinnen, Aufseherinnen, Verwalterinnen u. dgl. Titel und Rang haben. Aus Philanthropie lassen sie sich herab, aus alten Resten Beutel, Busenschleifen, Käppchen von der barocksten Erfindung zu verfertigen. Manche opfert die Schulzeichnungen ihrer Tochter, eine Andere überbringt einen alten Kanarienvogel sammt einem dazu passenden Käfig. Alle diese schönen Sachen sollen zur Unterstützung der Armen verkauft werden; einstweilen begnügt man sich, die pomphafte Berichterstattung über die erfreulichen Resultate, nämlich die Anhäufung solch vielversprechenden Grundkapitals, ablesen zu hören. Dann empfiehlt die Präsidentin, nach Hülfsbedürftigen zu forschen, und hebt die Sitzung auf. Dieser Auftrag wäre leicht zu erfüllen; denn wenn gleich das Elend nicht auf allen Gassen umherläuft, so verkriecht es sich doch auch nicht in düstere Winkel; im Gegentheil, die Unglücklichen haben hier ihren Sammelplatz, und er ist der schönste und reizendste Fleck in Newyork.

Ganz am Ende der Stadt, gegenüber dem großen Hafenplatze, unter dem Schatten der Bäume auf dem frischen Rasen von Batterieplace, liegen zu Hunderten Menschen, die lange kein Stück Brod im Mund gehabt, Unglückliche, die, unbeweglich dahin gestreckt, das verzweiflungsvolle Auge grollend gen Himmel richten, und das an einem Orte, der, gewöhnlich Bowling-Green genannt, wirklich nur zum Lustwandeln geschaffen scheint. Doch für dieses Vergnügen haben die Amerikaner keinen Sinn, und man begegnet hier nie einem Spaziergänger, außer zuweilen einem Schreiber aus einem Kohlenminenamte oder einer Ländereiagentschaft, oder einem Dienstbotenprokurator, oder sonst einem Patrioten, der verstohlenerweise durch die Alleen

schleicht, um neue Opfer anzuwerben und die Existenz der schon ins Elend Gestürzten einige Tage zu fristen, indem man sie für ein paar Dollars verleitet, Briefe in ihre Heimath zu schreiben, welche den großen Lohn und die leichte Arbeit bei den Minen, den königlichen Zustand der Landbauern und das glückliche Loos der Dienenden, ihr angenehmes, freundliches Verhältniß zu ihren Brodherrn, oder, wie man sich hier ausdrückt, der Helfer zu ihren Verwendern, schildern. Ein einziges Schreiben der Art kann manchmal zwanzig und mehr Familien zur Auswanderung bewegen; nehmen wir nun mäßig jede zu fünf Köpfen an, so wirft ihre Landung einen reinen Ertrag von dreihundert Dollars für das Hospiz of refuge ab, und was sie sonst noch mitbringen, kommt eben auch dem Lande zu gute. Zugleich vermindert die Konkurrenz der Arbeiter den Lohn und steigert im selben Verhältniß den Nutzen vernünftiger Industrie. Doch auch ein Menschenfreund besucht diesen Ort; er ist der tägliche Spaziergang des französischen Konsuls, Baron de Staffart; vor allen sieht er sich hier nach seinen Landsleuten um; er bringt aber Hülfe und Trost, wo er kann, und ich könnte zahllose Beispiele seiner Großmuth anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, seiner Bescheidenheit zu nahe zu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Sittlicher und politischer Jammer. Alpenreisende.

Vor einiger Zeit sagte Bonald in seinem berühmten Werke: de la justice divine sur la France: „Es bildet sich jezt in Frankreich eine neue Gesellschaft, die von dem Instinkt des Unrechts und von dem Geist des Bösen beherrscht ist. Es ist, als gebe dieser böse Geist vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen und ihre Schritte zu bestimmen. Aber nicht bloß die Religion, die Sitten, der Anstand und alle Elemente der Gesellschaft lösen sich auf und gerathen in Verfall durch diese böse, unterirdische Macht. auch die Literatur und Sprache wird unrein und unedel, beide nehmen etwas Gemeines, Triviales und Leidenschaftliches an, an die Stelle des Reinen und Schönen tritt das Fieberhafte und Zerrissene. Aber Alles dies ist nicht zu verwundern, denn wir sehen darin nur die Folge der traurigen Rolle, auf die jezt die Religion in Frankreich verwiesen ist. Bereits ist das Volk so weit gebracht worden, daß es glauben muß, die höhern und besser unterrichteten Stände wollen die Religion nur noch als ein Mittel der Regierung oder eigentlich der Polizei in Beziehung auf das Volk. Zu diesem schrecklichen Gedanken hat das oft in den höhern Ständen wiederholte Wort geführt: „Das Volk muß eine Religion haben, die Religion ist gut für das Volk.“ Durch diese Aeußerung ist Alles verloren, die Regierung, die Geistlichkeit, der Adel, ja das Volk selbst durch den verlornen Glauben, durch die verlorne Verehrung für seine Religion.“ Diese Worte Bonalds können jezt leider auch auf Savoyen angewendet werden, denn Frankreichs Beispiel und Zureden hat nicht bloß in politischer Beziehung, sondern auch in Religion und Sitten mächtig auf unser Volk gewirkt. Diesem Einfluß will unsere Regierung durch Wiedereinführung der Klöster entgegenarbeiten, deren Religiosen durch Lehre, Umgang, Eintritt in den Familien, Beichte u. s. w. Berührung mit dem Volke haben. Gelänge dieser Versuch, wäre es möglich, den Klöstern wahre Frömmigkeit, Einfalt und Sittenreinheit zurückzugeben, so würden sie zum zweitenmale Wohlthäter der Menschheit, wiewohl auf einem ganz andern Weg. Das erstemal sorgten sie für Anbau und Bildung, jezt würden sie gegen Ueber- und Afterbildung schützen.

Recht traurig haben die politischen Umstürzungsversuche in Piemont und Savoyen auf das Familien- und gesellschaftliche Leben gewirkt. Die alte Vertraulichkeit, Herzlichkeit und Gastlichkeit, wodurch sich noch vor Kurzem Chambery und die kleinern Städte auszeichneten, würde man jezt umsonst bei uns suchen. Eine große Kluft ist zuerst befestigt zwischen denen, die zu der Napoleonschen Zeit Stellen inne hatten oder sonst von Einfluß waren, und den Nicht-Napoleonschen, die in der Regel große Anhänglichkeit an die jezige Regierung und ihre Maaßregeln haben. Dies sind zwei Extreme, die sich nicht mit einander vertragen, zumal sich bei der Emeute und bei den Umtrieben in der Armee zeigte, daß sie ganz Napoleonsche Farbe hatten und nur von ehemaligen Dienern, Anhängern und Befreundeten jenes Regimes ausgegangen waren, die sich nur ein französisches Savoyen denken können, mit dem alten Pomp von militärischer gloire. Man kann unsere Regierung darum tadeln, daß sie bei der Untersuchung und Unterdrückung dieser Emeute so blutig zu Werk gegangen ist; daß sie aber schnell, kräftig und streng auftrat, wird ihr kein Billigdenkender verargen, der sich selbst im Fall der Gefahr seiner Haut wehrt. Durch alle diese Vorgänge ist Trauer, Mißtrauen und Haß in die Familien gekommen, und es werden wohl Jahre hingehen, bis sich diese Dissonanz wieder auflöst und die Leute des Napoleonschen Mouvements begreifen lernen, daß ihre Zeit gewesen und daß es ein unglücklicher Gedanke ist, sie wieder herbeiführen zu wollen, zumal ihnen die Masse des Volks gar nicht beistimmt, da es sich jezt materiell viel leichter und besser fühlt, als in der französischen Zeit. Man hatte der Regierung gerathen, diesen Sommer ein strengeres Auge auf die Fremden im Bad Aix und in Chamouni zu haben; dies geschah aber nicht, wenigstens wurde man nichts davon gewahr, und die Fremden hatten keinerlei Schwierigkeiten mit ihren Pässen, was um so auffallender ist, da in dem benachbarten Genf eine Menge verwiesene und geflohene Piemontesen leben und von da aus das Feuer in ihrem Vaterlande anschüren.

Das herrliche Sommer- und Herbstwetter zog zahlreiche Fremde nach Chamouni und in die umliegenden Alpengegenden. Die Lust zu Montblancs-Ascensionen scheint aber den Reisenden vergangen zu seyn, oder sie ist vielmehr nicht mehr Mode, besonders bei den Engländern, wo Alles, auch auf Alpen und Gletschern, fashionable oder Mode seyn muß, um unternommen und goutirt zu werden. Es ist unglaublich, wie weit hier das Lächerliche und die Fadheit geht, die alles weiland französische Modewesen weit hinter sich zurückläßt. Die reisenden Franzosen hingegen sind einfach und natürlich geworden, ja sogar die Pariserinnen streifen an die Liebenswürdigkeit an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Januar 1834.

Schönheit selbst und Geschlecht verleiht der große Monarch Geld.

Horaz.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Reise nach Philadelphia ist an einem schönen Tage ein wahres Vergnügen. Man bezahlt vier Dollars und besteigt etwas vor sechs Uhr früh ein schön eingerichtetes Dampfboot, wo man immer zahlreiche Gesellschaft von Herrn und Damen in größter Toilette trifft; denn, wie schon gesagt, die Dampfboote vertreten die Stelle der Salons und sind eine Art von unmaskirter Redouten. Die Kajüte ist das Rendezvous der schönen Welt, und mithin auch der Verliebten, welch leztere hier gewöhnlich die Abentheuer anspinnen, die dann im Boarding völlig ausgesponnen werden. Jedes dieser Schiffe enthält außer dem mit einem zierlichen Zelte überzogenen Verdeck eine Kajüte für die Herrn, eine, diesen ganz unzugängliche, für die Damen, ein gemeinschaftliches Speisezimmer und ein paar Toilettezimmer, wohin diejenigen, die nicht ganz angezogen erscheinen, sich sogleich begeben, sich rasiren und frisiren lassen, wohl auch die Wäsche wechseln, und erst nachdem sie die möglichste Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet haben, unter die übrige Reisegesellschaft treten. Das Gepäck wird auf dem Vordertheil des Schiffes in einen Haufen aufgeschichtet; es ist eines Jeden Sache, auf das Seinige zu achten, daher ist denn auch bei Landungsplätzen, wo Passagiere aus- und einsteigen, und besonders da, wo die Transportvehikel gewechselt werden, was die unangenehmsten Momente auf der ganzen Reise sind, das Gedränge auf diesem Punkt des Schiffes sehr groß, die Unordnung und der Lärm sehr stark, und eine Verwechslung der Bagage nicht selten. Diese Vertauschungen gleichen sich gewöhnlich, doch manchmal erst nach Monaten, wieder aus, denn es gibt fast kein Beispiel, daß absichtliche Entwendung die Ursache davon wäre. Nie habe ich von einem wahren Amerikaner gehört, daß er gestohlen hätte. Handlungen, deren Beurtheilung vor dem Gesetz unzweifelhaft ist, begeht er nie; höchst seltene Fälle von Ausbrüchen wahnsinniger Leidenschaft abgerechnet, bleiben bei ihm Wille und Absicht immer rechtlich in seiner Art, wobei freilich seine Moral nicht die eines Konfuzius ist; er ist aber auch zu eitel, um von Fremden, am wenigsten von einem Chinesen, etwas lernen zu wollen.

Da die Amerikaner begierig jede Gelegenheit ergreifen, sich auf ein Dampfboot zu setzen, so sind sie auf solche Reisen eingerichtet. Jeder hat seine ganze Garderobe in einem kleinen Reisekoffer, den man leicht unter dem Arme weg trägt; keiner hat mehr Wäsche, als höchstens ein Halbdutzend von jeder Sorte, und einen einzigen vollständigen Anzug. Es sind daher alle Koffer, bis auf

das daran befindliche blecherne Namensschild, ganz mathematisch gleich. Nicht ganz so einfach und natürlich sind die Amerikaner, wessen Standes und Geschlechts sie auch seyn mögen, rücksichtlich der Pflege, die sie dem Haupte widmen. Unerträglich sind ihnen die Verwüstungen der Zeit an diesem bloßgestellten Theil des Körpers, und so sieht man denn im ganzen Lande nur glatte Gesichter mit guten Zähnen und nie einen Kahlkopf. Barbiere, Zahnärzte, Friseurs haben einen guten, sichern Erwerb, sind beliebt und willkommen; Essenzen, Pommaden, Crême-céléste, Eau des Odalisques und besonders Haare sind die einzigen Artikel, bei deren Einfuhr man nichts wagt, denn ihr Verbrauch ist ungeheuer und die Verschwendung der Amerikaner kennt in diesem Punkt keine Grenzen, wenn die Waare ihrem Eigensinn entspricht. Ich weiß Gentlemen, die 200 Dollars für eine Titustour bezahlt haben, und kenne Ladies in Charlestown, die sich in Newyork frisiren lassen, das heißt, die mit den wöchentlichen Paketbooten von daher ihren Haarputz beziehen und ihn dort wieder auffrischen lassen, was im Jahre Manche an tausend Dollars zu stehen kommt. Sie werden freilich meinen, man könnte um diesen Preis die geschickteste Kammerfrau haben, allein deren gibt es hier durchaus keine; nicht als ob es an willigem Personal zu solchen Stellen fehlte, sondern weil sich solche Dienerschaft mit dem Wesen einer amerikanischen Haushaltung nicht verträgt und die Prahlsucht ihre Rechnung nicht dabei findet.

Kammerjungfern und Kammerdiener sind hier unbekannte Dinge. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, großen Thee's, Gesellschaften und dergleichen besorgt der Friseur im Wesentlichen die Toilette der Damen, und zwar mehr davon, als ihm anständigerweise zukommt. Die Herrn lassen ihre Sachen in die sogenannten Ankleidezimmer tragen und werden in diesen Anstalten, je nach der Kostbarkeit der Essenzen und übrigen Verjüngungskünste, für einen halben bis zwei Dollars in möglichster Geschwindigkeit zu Narcissen umgeschaffen. Man hält sich höchstens einen faulen Neger und kann überdies nur noch Eine Magd brauchen, und auch diese fehlt oft. Zu solchen Zeiten sieht man dann die reichsten Ladies, mit einem zierlichen Schilfbesen im zarten, mit sammtenem Miton bekleideten Händchen ganz früh den Staub vom Pflaster in die Mitte der Straße recht nett in Häufchen zusammenkehren, während der Herr Gemahl in einem großen Korb Fische, Fleisch, ungeheure Krebse, Austern wie Suppenschaalen vom Markte nach Hause schleppt; und solche Leute leben nach hiesigen Begriffen auf einem sehr großen Fuß, wenn sie nur sonst das ganze Haus mit kostbaren Teppichen belegt haben und jährlich einige Tausende für frische Zähne und neue Haare ausgeben. Man hat hier Mitons, die sehr elegant sind und unter dem Namen Damenkehrhandschuhe in den Galanteriehandlungen bis zum Preise von fünf Dollars verkauft werden.

Es darf Sie nicht wundern, wenn ich bei Gelegenheit einer Reise wieder auf häusliche Gebräuche zu sprechen komme; denn man kann mit Recht sagen, und so betrachtet man es auch hier, daß die Amerikaner auf dem Dampfboote eigentlich zu Hause sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von der relativen Entfernung gewisser Regionen des gestirnten Himmels von einander oder von unserem eigenen Platze im Weltall sprechen, so drängt sich unwillkührlich die Frage auf: wie weit steht der nächste Firstern von uns ab? nach welchem Maaßstabe ist das sichtbare Firmament gebaut, und in welchem Verhältniß stehen seine Dimensionen zu denen unseres eigenen Planetensystems? Die Astronomie ist bis jezt noch nicht im Stande, diese Fragen zu beantworten, und was wir über diesen Gegenstand wissen, ist rein negativ. Man hat es durch genaue Beobachtungen und verwickelte theoretische Schlüsse erst zu einer richtigen Schätzung des Größenverhältnisses der Erde, und sofort, indem man die Erde zur Basis nahm, zur Kenntniß des Durchmessers der Erdbahn gebracht. Ausgehend von entgegengesezten Punkten der Erdbahn, ist man endlich mit diesem terrestrischen Maaße bis an die Grenzen unsers eigenen Systems vorgedrungen, und mit Hülfe dessen, was uns die Streifzüge der Kometen lehren konnten, haben wir ein paar Schritte jenseits der Bahn des entferntesten bekannten Planeten gewagt. Aber zwischen dieser entferntesten Planetenbahn und dem nächsten Sterne liegt eine Kluft, jenseits welcher wir nach keiner bis jezt gemachten Beobachtung einem Körper eine feste Stelle anweisen können, und wo wir nicht wissen, ob unsere Schätzungen, wenn sie die Weltkörper auch noch so ungeheuer hinausrücken, nicht weit unter der Wirklichkeit bleiben.

Bei der eben erwähnten Triangulirung unseres Planetensystems gab der Erddurchmesser die Basis des Dreiecks ab, nach welchem man die Entfernung der Sonne berechnet, und die Parallaxe der Sonne ist schon so klein, die auf dieses übel beschaffene Dreieck gestüzte Rechnung so verwickelt, daß nur in Folge der Kombination günstiger Umstände, wie der Durchgänge der Venus durch die Sonne, die Resultate derselben einigermaaßen probehaltig erscheinen. Aber der Durchmesser der Erde ist eine viel zu kleine Basis, um auch nur eine bis an die Grenzen unsers Systems reichende Triangulirung darauf zu gründen, und wir sind demnach, wenn wir so weit trianguliren

wollen, genöthigt, uns der jährlichen Parallare statt der täglichen zu bedienen, oder, was auf dasselbe herauskommt, unsere Rechnung auf die relative Geschwindigkeit der Erde und der Planeten in ihren Bahnen zu stützen. Der Gedanke war natürlich, daß, wenn man den weiten Durchmesser der Erdbahn zur Grundlage der Dreiecke machte, dies uns in der Triangulirung des Himmels einen guten Schritt weiter bringen würde; man konnte erwarten, unsere Versetzung von einem Punkte des Durchmessers der Erdbahn zum andern werde an den Sternen eine bemerkbare und berechenbare jährliche Parallare hervorbringen und wir auf diesem Wege zur Kenntniß ihrer Entfernung gelangen. Aber durch die raffinirtesten Beobachtungen konnten bis jezt die Astronomen über diesen Gegenstand zu nichts Positivem und Uebereinstimmendem gelangen, und es scheint somit ausgemacht, daß selbst bei den nächsten Firsternen, die bis jezt mit der erforderlichen Genauigkeit beobachtet worden, die Parallare unter den accidentellen, bei jeder astronomischen Berechnung unvermeidlichen Irrthümern verschwindet. So weit hat man es aber in der Genauigkeit gebracht, daß, wenn diese Parallare nur eine einzige Sekunde groß wäre, d. h. wenn der Halbmesser der Erdbahn mit dem nächsten Firstern nur einen Winkel von einer Sekunde bildete, dies zuverlässig bemerkt und allgemein anerkannt worden wäre.

Der Halbmesser der Erdbahn verhält sich zum Sinus einer Sekunde in runder Summe wie 200,000 zu 1. *Demnach ist die Entfernung der Firsterne von der Sonne zum wenigsten in dieser Proportion größer als die Entfernung der Sonne von der Erde.* Nun beträgt leztere etwas mehr als 24,000 Erdhalbmesser, und der Halbmesser der Erde ungefähr 4000 englische Meilen. Die Entfernung der Sterne ist also größer als 4800 Millionen Erddurchmesser, oder mehr als 19 Millionen Millionen englische Meilen, und wir wissen nicht, um wie viel sie größer ist. Die Einbildungskraft verliert sich in solchen Zahlen, und wir haben nur Ein Mittel, uns solche Räume zu versinnlichen, nämlich die Berechnung der Zeit, welche das Licht brauchen würde, sie zu durcheilen. Nun durchläuft das Licht 192,000 Meilen in einer Sekunde; es würde also nach der niedrigsten Annahme 100 Millionen Sekunden, oder mehr als drei Jahre Zeit brauchen, den ganzen Raum zu durchlaufen. Wie groß muß aber alsdann die Entfernung jener unzähligen Sterne der untersten Größe seyn, welche uns nur das Telescop aufschließt! Nehmen wir an, das Licht eines Sterns jeder Größe sey just die Hälfte vom Licht eines Sterns der vorhergehenden Größe, so folgt daraus, daß man einen Stern erster Größe 362mal weiter hinausrücken müßte, wenn er wie ein Stern 16ter Größe erscheinen sollte. Demnach muß es nun aber unter der unermeßlichen Menge dieser nur durch Telescope sichtbaren Sterne welche geben, deren Licht wenigstens tausend Jahre gebraucht hat, um zu uns zu gelangen, und wenn wir ihre Stellung beobachten oder ihre Veränderungen aufzeichnen, so sehen wir buchstäblich nur, wie es dort oben vor tausend Jahren gewesen ist. Zu diesem Schluß wäre man nur dann nicht genöthigt, wenn man allen kleinen Sternen der Milchstraße eine eigenthümlich geringere Lichtstärke an sich zuschriebe. In wie weit eine solche Annahme wahrscheinlich ist oder nicht, werden wir besser abnehmen können, wenn wir erst andere Sternsysteme, welche uns das Telescop aufgeschlossen hat, werden kennen gelernt haben, wo dann die Analogie uns darauf hinweisen wird, daß die eben angeführten Berechnungen mit der Gesammtheit unsers astronomischen Wissens vollkommen in Einklang stehen.

Wenn wir jezt, das Feld der Muthmaaßungen verlassend, uns innerhalb der Schranken halten, die, wie wir gewiß wissen, noch zu eng gezogen sind, so können wir vielleicht mit dem, was wir negativ von der Entfernung der Sterne wissen, zu einem annähernden Begriff von ihrer wirklichen Größe gelangen. Direkt lehren uns die Telescope in dieser Hinsicht nichts. Die Scheiben der Sterne, wie wir sie durch gute Fernröhren sehen, sind keine wahren Scheiben, sondern bloß optische Täuschung. Wir können uns also rein an nichts halten, als an das Licht der Sterne. Nun hat Wollaston durch unmittelbare photometrische Versuche gefunden, daß das Licht des Sirius, wie es zu uns kommt, 20,000 Millionen mal schwächer ist, als das der Sonne. Es müßte also die Sonne 141,400mal weiter von uns entfernt seyn, als sie ist, wenn sie uns nicht glänzender erscheinen sollte, als Sirius. Nun haben wir aber gesehen, daß Sirius wenigstens 200,000mal weiter von uns entfernt ist, als die Sonne. Hieraus folgt, daß nach der niedrigsten Annahme das Licht des Sirius wenigstens doppelt so stark ist, als das Sonnenlicht, oder daß der Sirius in eigenthümlichem Glanze wenigstens zwei Sonnen gleich kommt, wahrscheinlich aber noch viel größer ist. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die geographische Gesellschaft.

Vor einigen Tagen hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sizung. Leider ist diese Gesellschaft nicht mehr, was sie war. Das Feuer, das die Gelehrtenvereine bei ihrem Entstehen in Paris beseelt, verraucht allzubald und der Eifer erkaltet, oder es entsteht Zwiespalt unter ihnen. Eines von beiden hat sich mit der geographischen Gesellschaft zugetragen. Anfangs flogen ihr die Beiträge, gelehrte und finanzielle, von allen Seiten zu; jezt kommen sie höchst sparsam herbeigeschlichen, und manche angesehene

Männer haben sich zurückgezogen. Auch war in der Sitzung wenig von den Arbeiten der Gesellschaft die Rede, desto mehr aber von den geographischen Unternehmungen anderer Leute. In den ersten Jahren hatte die Gesellschaft bedeutende Preise auszutheilen, diesmal keine. Es ist jezt ein deutscher Reisender, Karl Nebel aus Hamburg, hier, welcher gehofft hatte, für seine Entdeckungen in Mexiko einen Preis zu erhalten; allein schon in Amerika mußte er vernehmen, daß kein Geld zu Preisen mehr bei der Gesellschaft sey. Zum Glück hat der Herzog von Orleans, Sohn des Königs, einen Preis von 2000 Franken für diejenige Reise oder Reisebeschreibung ausgesezt, welche im Laufe des Jahres der Menschheit den größten Gewinn gebracht hat. Dies ist nicht sowohl eine geographische, als eine philosophische oder kosmopolitische Aufgabe. Es ist aber gut, daß sie gestellt wird, denn leider gibt man sich zu wenig mit den aus den Wissenschaften für die Menschheit zu erzielenden Vortheilen ab. Wir wollen sehen, wer diesen seltenen Preis verdienen wird. Die geographische Gesellschaft ist mit ihren Preisen nicht immer glücklich gewesen. So hatte sie vor zwei Jahren dem Reisenden Douville einen Preis wegen seiner geographischen Entdeckungen im Innern des afrikanischen Kongolandes zuerkannt; als aber die Reisebeschreibung erschien, wurde sie als ein Lügengewebe hart angegriffen. Einige behaupteten, Douville sey niemals in Kongo gewesen, Andere wollten wissen, er habe dort Sklavenhandel getrieben, allerlei Wahres und Falsches aufgegriffen und als seine eigenen Beobachtungen dargestellt. Ich für meinen Theil glaube, daß er wirklich Kongo durchreist, aber da er kein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, sich in manchen Stücken geirrt und den Fehler begangen hat, nicht lieber zu gestehen, es habe ihm an den nöthigen Vorkenntnissen gefehlt, um die Sachen gehörig beurtheilen, ja beobachten zu können. Man wendete sich, nachdem man den armen Reisenden unbarmherzig zugerichtet hatte, an die geographische Gesellschaft und fragte, weshalb sie einen Reisenden belohnt habe, dessen Entdeckungen noch so zweifelhaft seyen. Sie zog sich dadurch aus der Verlegenheit, daß sie behauptete, sie habe nach den ihr vorgezeigten Dokumenten, nicht aber nach der erst später herausgegebenen Reisebeschreibung, für welche sie gar nicht verantwortlich sey, geurtheilt; diese Dokumente aber haben ihr der Belohnung werth geschienen. Douville hat sich unterdessen die ihm und der Gesellschaft gemachten Vorwürfe ernstlich zu Gemüthe geführt, und ist wieder nach Afrika zurückgegangen; der Leumund behauptet, es geschehe, um die in seinem Buche beschriebenen Entdeckungen zu machen; wahrscheinlich aber will er sie nur bestätigen und berichtigen, wozu ich und viele Andere ihn aufgemuntert haben. Deshalb hat er auch einen Zeugen mitgenommen. Ich weiß nicht, wer dieser ist; wenn es kein authentischer wäre, so würde dessen Zeugniß nicht viel helfen. Dies läßt mich befürchten, daß Douville das Ding wiederum nicht bei der rechten Seite angegriffen hat. Ueberhaupt ist der Mann jezt in übelm Rufe, und wird, wie alle Verrufenen, große Mühe haben, sich wiederum Kredit zu verschaffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Fortsezung.)

Missionsberichte aus Siam.

Reisende ganz anderer Art sind die katholischen Missionäre aus Savoyen in fernen fremden Ländern, von deren Beobachtungen ich schon einigemal im Morgenblatt Auszüge gegeben habe. Solch ein Missionär schrieb kürzlich an unsern Bischof von Pignerol Folgendes aus Siam:

„Siam ist ein gar fruchtbares Land, und doch hat es nur geringe Bevölkerung und schlechten Anbau; obgleich größer als Frankreich, hat es doch zehnmal weniger Einwohner. Vergleicht man in einer Zeit von zehn Jahren die Zahl der Gebornen mit den Gestorbenen, so ergibt sich, daß die Bevölkerung jährlich um ein Neuntheil abnimmt. Dies Resultat habe ich in einem unserer christlichen Distrikte gefunden. So wäre denn Siam in weniger als hundert Jahren eine menschenleere Wüste, wenn die jährlich des Handels wegen hier ankommenden und sich ansiedelnden Fremden nicht das Defizit ausfüllten. Es leben schon jezt wohl so viel Chinesen als Siamesen im Lande. An dieser schrecklichen Entvölkerung ist Mehreres Schuld: zuerst die Polygamie, denn die Reichen haben vierzig bis fünfzig Frauen, der lezte König besaß deren gar tausend; ferner die große Menge Talapoins (Priester). Man kann sie in Bangkok und dessen Weichbild auf ein Viertheil der Einwohner anschlagen. Noch ein Grund ist die Unreinlichkeit der Leute. Ihre Häuser bauen sie auf einen Schmuzhaufen; überdies leben sie in dem tropischen Klima mit ihren Schweinen, deren angehäufter Unrath einen fürchterlichen Geruch verbreitet. Fügen wir nun noch hinzu, daß die Siamesen eine Menge ungesunder Nahrungsmittel genießen, so ist es nicht zu verwundern, daß sie von vielen tödtlichen Krankheiten ergriffen und weggerafft werden, von Cholera morbus, Dissenterien, hizigen Fiebern, von intermittirenden Fiebern, Koliken, Flechten, Geschwüren u. s. w. Die Siamesen sind besonders einer Krankheit unterworfen, die einen komischen Namen hat: vom Wind ergriffen werden. Leute, die einer trefflichen Gesundheit genießen, fallen auf einmal zusammen, verlieren das Bewußtseyn, und man hat große Mühe, sie wieder zu sich selbst zu bringen; stirbt aber der Kranke nicht in den ersten vierundzwanzig Stunden, so genest er bald wieder. Mehrmals wurde ich des Nachts zu solchen Windkranken gerufen, um ihnen die lezte Oelung zu reichen; aber sie überstanden die Nacht, und schon am folgenden Morgen fand ich sie bei einer großen Schüssel voll Fleisch und Reis. Aus dem Verein all dieser Umstände ist die schwache Konstitution der Siamesen zu erklären. Sie haben viel weniger Kräfte, als die Europäer; die geringste Leibesbewegung ermüdet sie. Darum wissen auch die chinesischen Aerzte einen Europäer aus hundert Asiaten herauszufinden, auch wenn sie ihn gar nicht sehen, bloß durch das Befühlen des Pulses... Die Einwohner Siams nennen sich nicht Siamesen, sondern Thai: „die Allerfreisten.“ Nirgends ist das Wort frei unpassender, als bei ihnen, denn alle Siamesen werden als Sklaven von Fürsten und großen Mandarinen geboren und sterben auch als solche. Die Siamesen stammen offenbar von den Birmanen ab, obgleich beider Sprachen verschieden sind und zwischen beiden jezt große Feindschaft herrscht. Die Birmanen fallen oft auf das siamesische Gebiet ein und verwüsten es; im vorigen Jahrhundert haben sie einmal den König von Siam mit seiner ganzen Familie gefangen genommen und fortgeschleppt. Wir Christen leiden unendlich bei diesen Zwisten, Kriegen und Revolutionen. Wir haben bei solchen Umständen keine andere Hülfe, als Jesu Christi Wort: der Vater im Himmel nährt die kleinen Vögel auf dem Felde, er wird euch also nicht verkümmern lassen. Ich könnte Ihnen Umstände genug anführen, um darzuthun, daß die göttliche Vorsicht oft wunderbar für uns gesorgt hat; aber was sage ich dies einem Priester, wie Ihnen!“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Januar 1834.

Von diesen Sternen, seinem höchsten Werk,
Weiß Gott nur Zahl und Alter und Entfernung;
Die einen, schon gealtert, bleichen ab,
Verloren haben andre sich vom Himmel,
Noch andre heben lachend ihre Stirn,
Wie junge Blumen, die sein Athem küßt.

Lamartine.

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

Der Mensch fragt sich, zu welchem Zwecke so prachtvolle Körper in den Tiefen des Raums ausgestreut sind? Gewiß nicht einzig und allein, um unsere Nächte zu erleuchten. Das Licht der Planeten rührt von der Sonne, die Sterne aber können es nicht aus dieser Quelle haben. Nein, sie sind selbst Sonnen, und vielleicht ist jede in ihrer Sphäre der Mittelpunkt, um welchen Planeten kreisen, oder Körper, von welchen wie uns nach allem, was unser System unsern Sinnen darbietet, keinen Begriff machen können.

Es gibt aber Analogien, welche, weit erhaben über bloße Vermuthungen, auf eine Uebereinstimmung der in jenen fernen Sternregionen herrschenden dynamischen Gesetzen mit denjenigen hinweisen, welche unsere Planetenwelt regieren. Ueberall, wo man gesetzmäßiger Periodicität begegnet, das heißt, wo dasselbe Phänomen in demselben Zeitraum regelmäßig wiederkehrt, ist man berechtigt, an eine Achsendrehung zu denken. Es gibt mehrere Sterne, welche sich im Telescop von andern lediglich durch nichts unterscheiden, aber wechselsweise und in regelmäßigen Zeiträumen an Glanz zu und wieder abnehmen, wobei in einem oder zwei Fällen das Licht des Sterns völlig erlischt und wieder aufleuchtet. Diese Sterne werden veränderliche oder periodische genannt. Einer der merkwürdigsten ist der Stern Omicron (oder Mira) im Wallfisch, auf welchen Fabricius zuerst im Jahre 1596 aufmerksam gemacht hat. Er erscheint ungefähr 12mal in 11 Jahren, und seine Periode beträgt genau 334 Tage. Er behält seinen größten Glanz ungefähr 14 Tage lang und kommt alsdann in manchen Fällen einem schönen Sterne zweiter Größe gleich; von da nimmt er fast 3 Monate lang ab, bis er völlig unsichtbar wird; so bleibt er 5 Monate, alsdann wird er wieder sichtbar und nimmt nun in den lezten 3 Monaten seiner Periode fortwährend an Glanz zu. Indessen erreicht er nicht immer dieselbe Lichtstärke, auch beobachtet man weder im Wachsen noch im Abnehmen immer die gleichen Abstufungen. Nach Hevel erschien er in den vier Jahren zwischen dem Oktober 1672 und dem December 1676 gar nicht.

Algol oder β des Perseus ist ein anderer merkwürdiger periodischer Stern. Man sieht ihn gewöhnlich wie einen Stern zweiter Größe, und er bleibt so 2 Tage und 14 Stunden lang, nach welchem Zeitraum er plötzlich anfängt, an Glanz zu verlieren, und in $3\frac{1}{2}$ Stunden zur vierten Größe herabgeht. Alsdann nimmt er wieder zu, und nach Verlauf von $3\frac{1}{2}$ Stunden hat er seinen vorigen Glanz wieder erlangt; seine ganze Periode beträgt also

ungefähr 2 Tage 20 Stunden und 48 Minuten. Dieser merkwürdige Lichtwechsel drängt uns die Vermuthung auf, daß sich ein dunkler Körper um den Stern bewege, der, wenn er zwischen uns und Algol tritt, uns das Licht des leztern größtentheils entzieht. Dies ist schon Goodrickes Ansicht, welcher das merkwürdige Faktum im Jahr 1782 entdeckt hat. Es scheint übrigens um dieselbe Zeit von Palitzsch, einem Landmann in Prolitz bei Dresden, einem Naturalisten in der Astronomie, bemerkt worden zu seyn. Bei seiner großen Lokalkenntniß des Himmels behielt er diesen Stern unter Tausenden im Auge und beobachtete seine Veränderungen. Der nämliche Palitzsch war auch der erste, der den Halleyschen Kometen bei seiner Wiedererscheinung im Jahr 1759 entdeckte; er sah ihn fast einen Monat früher als alle Astronomen, welche, mit ihren Telescopen bewaffnet, ungeduldig seiner Rückkehr harrten. Es erinnert dies an die Zeit der chaldäischen Schäfer.

Seit dieser Entdeckung wurden diese und ähnliche Erscheinungen fortwährend beobachtet, doch nicht so sorgfältig, als der Gegenstand bei seinem hohen Interesse verdiente. Sie sind uns Fingerzeige, daß in Regionen, wo ohne solche Beweise für uns Alles starr und todt wäre, sehr reges Leben herrscht.

Man hat bis jezt mit Gewißheit fünfzehn veränderliche Sterne beobachtet. Noch unbekannte physische Ursachen scheinen auf die Dauer ihrer Perioden, gewiß aber auf die Dauer ihrer verschiedenen Phasen zu wirken. So haben wir bereits gesehen, daß der veränderliche Stern im Wallfisch vier ganze Jahre unsichtbar blieb, und so berichtet Cassini vom Stern χ im Schwan, daß er von 1699 bis 1701 kaum sichtbar gewesen sey, zu welcher Zeit er just am glänzendsten hätte erscheinen sollen. Diese Unregelmäßigkeiten führen uns über zu andern Wechselphänomenen am Sternhimmel, für welche bis jezt noch kein Gesetz der Wiederkehr gefunden ist, und die wir daher auf unserm jetzigen Standpunkt für rein zufällig halten, oder von denen wir annehmen müssen, ihre Perioden seyen so lang, daß sie in der Zeit, seit man Beobachtungen aufzeichnet, nicht mehr als Einmal zur Erscheinung gekommen sind. Wir meinen hier die temporären Sterne, welche von Zeit zu Zeit in verschiedenen Häusern des Himmels in ungewöhnlichem Glanze erschienen, und nachdem sie eine Zeitlang scheinbar unverrückt am Himmel gestanden, plötzlich spurlos verschwunden sind. Hieher gehört der Stern, der 150 Jahre vor Christi Geburt plötzlich erschien, und, der Sage nach, Hipparch veranlaßt haben soll, sein Sternverzeichniß, das älteste, von dem wir wissen, zu verfertigen; ferner der Stern, welcher im Jahr 389 unserer Zeitrechnung, beim α im Adler glänzte; er blieb während drei Wochen so glänzend als Venus und verschwand dann völlig. In den Jahren 913, 1246 und 1572 erschienen glänzende Sterne in der Himmelsgegend zwischen Cepheus und Cassiopea. Vergleichen wir die freilich mangelhaften Angaben über die Stellung der beiden ersten Sterne mit der schon genauer bestimmten Lage des leztern, bedenken wir, daß die Zeiträume zwischen diesen Sternerscheinungen so ziemlich gleich sind, so sind wir wohl zu der Vermuthung berechtigt, daß es ein und derselbe Stern war, der je nach etwa 300, oder, wie Goodrike meint, nach 150 Jahren wieder erscheint. Der Stern vom Jahr 1572 erschien so augenblicklich, daß Tycho Brahe, als er am Abend des 11ten Novembers von seiner Sternwarte nach seinem Wohnhause zurückging, sich nicht wenig wunderte, da er einen Trupp Landleute einen Stern angaffen sah, der, wie er gewiß wußte, eine halbe Stunde früher noch nicht dagewesen war. Er glänzte so stark als Sirius und nahm fortwährend an Glanze zu, bis er, da er am glänzendsten war, Jupiter übertraf und bei hellem Tage sichtbar ward. Er fing im Monat Dezember desselben Jahres an abzunehmen, und war im Monat März 1574 gänzlich verschwunden. Den 10. März 1604 erschien im Sternbild des Schlangenträgers eben so plötzlich ein sehr glänzender Stern, der bis in den Oktober 1605 sichtbar blieb. Aehnliche Sterne, obgleich weniger glänzend, hat man auch in neuerer Zeit beobachtet; hieher gehört der Stern, der 1670 von Anthelm in dem Kopfe des Schwans entdeckt wurde und als ein Stern dritter Größe erschien. Nachdem er bereits völlig unsichtbar geworden war, erschien er von Neuem, in den nächsten zwei Jahren schwankte sein Licht ein oder zweimal sonderbar auf und ab, er erlosch sodann gänzlich und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Wenn man den Himmel sorgfältig nach den Sternverzeichnissen durchgeht, so findet man, daß mehrere Sterne fehlen; nun ist zwar kein Zweifel, daß man öfters irrthümlich einen Stern eingezeichnet haben mag, in mehreren Fällen weiß man aber gewiß, daß der Stern wirklich beobachtet war und nachher verschwunden ist.

Es ist dies ein Zweig der praktischen Astronomie, der bisher noch zu wenig kultivirt wurde; gerade er aber ist Liebhabern der Wissenschaft, denen gute Augen und Instrumente von auch nur mittelmäßigem Umfang zu Gebot stehen, sehr zu empfehlen. Er verspricht eine reiche Ausbeute an Entdeckungen, und just diesem Gegenstande können eigentlich an Sternwarten angestellte Astronomen, ihrer gewöhnlichen Geschäfte wegen, sich meistens am wenigsten widmen. Sir W. Herschel hat, ausdrücklich um dergleichen Forschungen zu erleichtern, Verzeichnisse über den Glanz der Sterne in jedem Sternbilde verfertigt, und der Leser findet sie in den Philosophischen Transactionen vom Jahr 1796 und den folgenden Jahren.

Wir brechen hier ab und unterhalten die Leser ein andermal von Doppelsternen und Nebelflecken.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Etwas mehr Raum versperrend als das Gepäck der Herrn ist das der Damen, weil man eine gewisse Eitelkeit darein sezt, eine große Anzahl Hutschachteln bei sich zu haben. Den schönsten oder eigentlich den einzigen tragbaren Hut hat Jede auf, wenn sie das Verdeck betritt. So wie sie aber in die Kajüte hinab geht, so packt sie ihn sorgfältig in die dazu bereit stehende leere Schachtel, und wäre es auch nur auf fünf Minuten. Es ist unglaublich, wie oft ein Putzhut hier aus- und eingepackt wird, und wie viel Zeit man mit dem Aufsetzen und Wiederverwahren hinbringt. Die Ladies können keine Schachtel sehen, ohne unwillkührlich versucht zu werden, geschwind ihren Hut hinein zu stecken.

Schlag sechs Uhr wird zur Abfahrt geläutet; das Schiff stößt vom Stapel, bald hat es die äußere Bai durchschnitten, und pfeilschnell windet es sich nun durch die labyrinthischen Krümmungen des Meerkanals, der die Insel Staten-Island vom Staate Neu-Jersey trennt. In diesem engen Raume weichen sich, wie im Flug, die einander begegnenden Schiffe mit einer Gelenkigkeit, *mit einer Leichtigkeit aus, die von der Schwalbe entlehnt scheint.* In dem Augenblick, wo zwei Dampfschiffe gegen einander rennen und der erschrockene Neuling schon sieht, wie das eine mit seinem Vordertheil gleich einer Katapulte dem andern die Flanke spalten wird, und ehe er es noch gedacht, sind schon beide weit auseinander geflogen, und ehe man sich über den sorglosen Gleichmuth der darauf befindlichen Menschenmenge wundern kann, ist das vorbei geeilte Schiff schon dem Blick entschwunden. Mit Vergnügen richtet sich das Auge auf die entzückenden Landschaften beider Ufer, die mit allerliebsten Landsitzen geschmückt sind; man möchte gerne beide Ufer zugleich sehen, aber indem man einen Augenblick nach Westen schaut, hat man im Osten unendlich viel verloren; man möchte die fliehende Landschaft aufhalten, man möchte des Dampfes Kraft hemmen, die Mechanik lähmen. — Nach ein paar Stunden kommt man in New-Brunswik an, und die schönsten Naturbilder, die ein Landstrich von mehr als sechs deutschen Meilen (in gerader Richtung genommen) fassen kann, sind an unsern Blicken vorbeigeschwunden, als hätte man in einen Guckkasten gesehen, dessen Gemälderolle sich wie ein gesprengtes Uhrwerk reißend schnell abgewunden, so daß einem die Augen wehe thun. Man hat an dieser Reise nichts auszusetzen, als daß sie, wenigstens bei schönem Wetter, viel zu schnell geht.

In New-Brunswik stehen die Landkutschen bereit, die jede neun bis zwölf Personen aufnehmen und mit vier oder sechs Pferden bespannt sind, welche vom Bocke aus geführt werden. Man freut sich über diese Veränderung, und hofft bei gemäßigter Eile das ermüdete Sehorgan wieder erquicken zu können; allein auch hier wird das Unmögliche geleistet. Die Wagen sind sehr schlecht, die Straßen ganz kunstlos, Hemmschuhe oder Hemmmechanik hat man, glaube ich, in ganz Amerika nicht, und so geht es denn wieder unter dem donnernden Gerassel von fünfzehn bis zwanzig Wagen, unter dem Schutze der gütigen Götter, in unausgesetztem, wahrhaft unsinnigen Gallop fort über Stock und Stein, Berg und Thal, bis auf die nächste Station Kingston. Hier hat man nun wieder alle Hände voll zu thun, um den Platz auf den bereit stehenden Wagen zu gewinnen, der einem auf der Karte angewiesen ist. Ich war nicht böse, bald von Brunswik weiter zu kommen, denn das ist ein garstiges, fast schauerliches Nest. In Kingston hätte ich schon lieber etwas verweilt; aber durch das allerliebste Städtchen Princeton, welches kaum eine deutsche Meile von Kingston liegt, in einer solchen Hast durchzufahren, ist wirklich ärgerlich. Dieses niedliche kleine Städtchen besizt ein prächtiges Gebäude, das Collegium. Der große Platz vor demselben ist von hohen ehrwürdigen Bäumen, Ueberresten der Urwälder, beschattet, ein um so imposanterer, anziehenderer Anblick, als dies unbegreiflicherweise eine Seltenheit in Amerika ist; denn nirgends duldet der Amerikaner Bäume, besonders keine alten, um seine Wohnungen oder nur nahe dabei. Dieser unversöhnliche Baumhaß macht es auch allein möglich, daß man sich die schönen Ufergegenden, die man auf dieser Reise passirt, noch anmuthiger, noch malerischer denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Reisende Jacquemont.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft war diesmal gar keine Rede von Douville. Dagegen wurde viel von Jacquemont gesprochen, obschon dieser vielleicht nicht einmal zur geographischen Gesellschaft gehört hatte. Der unerwartete Tod dieses jungen Reisenden ist ein großer Verlust für die Wissenschaft, besonders die Naturgeschichte. Eigentlich reiste er nur für diese, nicht für die Erweiterung der geographischen Kenntnisse; allein die Entdeckungsreisen der Naturforscher bleiben heutzutage nimmer ohne Ausbeute für die Geographie. Jacquemonts Leistungen auf seiner Reise in Nordindien sind noch nicht bekannt geworden; aber

seine geistreiche Korrespondenz mit seinen Verwandten und Freunden ist kürzlich erschienen und gewährt eine überaus angenehme Lektüre. Selten sind die Gelehrten ächte Weltmänner; Jacquemont aber war ein liebenswürdiger, geistreicher und witziger Pariser, der über den gelehrten Forschungen keineswegs die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens vergaß, und als Naturhistoriker nicht allein mit Pflanzen, Mineralien und Thieren umging, sondern auch mit Menschen, und von diesen wegen seiner heitern Unterhaltung überaus gern gesehen war. In Indien, wo die Engländer noch englischer, das heißt verschlossener, zurückhaltender und stolzer sind, als in England, war noch kein solcher junger Pariser erschienen, gebildeter, als die meisten seiner Landsleute, dabei ungleich geselliger und unterhaltender. Deshalb flogen ihm alle Herzen zu, und es ist eine Lust, aus seiner Korrespondenz zu vernehmen, wie alle die starren Seelen vor ihm aufthauten und wie die so reich besoldeten, so üppig lebenden Herrscher Indiens den unbemittelten jungen Fremden in ihre glänzenden Gesellschaften zogen und ihm die Mittel verschafften, den Zweck seiner Reise zu erreichen. Die Regierung hatte ihm einen bedeutenden Jahrgehalt ausgesezt und ihn sogar um die Hälfte erhöht, als er mit demselben bei seinen kostspieligen Ausflügen in das gebirgige Nordindien nicht auskommen konnte, und eine allzu elende Rolle unter den so reichlich besoldeten englischen Beamten spielen mußte; er auf seinem Pferdchen, mit einigen wenigen Dienern und einem Zeltchen, indeß sie mit Elephanten, einer Schaar von Dienern, mit bewaffnetem Geleite, mit Zelten und vollständigem Küchen- und Schlafapparat einherreisten. Obgleich Jacquemont vom Tode dahin gerafft worden ist, ehe er die Früchte seiner Reise nach seinem Vaterlande zurückbringen konnte, so hat die Regierung doch ihre Auslagen erstattet bekommen, denn Jacquemont hat so bedeutende Sendungen von Naturalien veranstaltet, daß das ohnehin schon so reichhaltige Museum d'histoire naturelle dadurch beträchtlich vermehrt worden ist. Ueberhaupt sind die auf Kosten der Regierung ausgesendeten jungen Naturforscher alle darauf bedacht gewesen, dem Zwecke ihrer Reisen bestens zu entsprechen. Daher hat sich auch seit zehn bis zwölf Jahren das Museum so sehr bereichert, daß jezt ein neuer Flügel daran gebaut werden muß, um die vielen Naturprodukte aus allen Welttheilen, die sich immer mehr und mehr aufgehäuft haben, gehörig zu beherbergen. Eigentlich sollten jezt alle großen Regierungen, denen daran gelegen ist, die Fortschritte der Wissenschaft zu fördern (und welcher sollte nicht daran gelegen seyn?), stets junge Naturforscher auf Reisen haben und durch sie ihre naturhistorischen Sammlungen so viel als möglich ergänzen; dann sollten sie sich unter einander in Verbindung sezen und ihre überflüssigen Schäze mit einander austauschen. Jacquemonts frühzeitiger Tod ist ein unendlicher Verlust für sein Vaterland. Man erstaunt, wenn man aus den so flüchtig hingeschriebenen Briefen des jungen Naturforschers so viel Geist, Verstand und Scharfsinn blicken sieht. Er wäre wahrscheinlich nicht allein ein berühmter Naturforscher, sondern auch ein praktischer Weltmann, und zu Staatsgeschäften ganz vorzüglich brauchbar geworden. Cuvier war auch ein vortrefflicher Staatsbeamter; allein den Regierenden gegenüber war er etwas zu schwach und gab dem Einflusse der Macht zu sehr nach. Dies würde Jacquemont wahrscheinlich nicht gethan haben. Er verräth in seinen Briefen einen unabhängigen, unbestechlichen Charakter, der sich unter der Macht nicht tiefer würde gebeugt haben, als es einem seiner menschlichen Würde bewußten Manne zusteht.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Fortsezung.)

Missionsberichte aus Siam.

„Die Religion der Siamesen ist ein Haufen von Ungereimtheiten, Sittenlosigkeiten und Widersprüchen. Ueberdies sind die Talapoins als Priester und Lehrer des Glaubens in Vielem nicht einverstanden. Die meisten können weder lesen noch schreiben, die alten Religionsbücher sind ihnen also unzugänglich. Darum maaßt sich Jeder das Recht an, gewisse Glaubensartikel nach Gutdünken zu arrangiren, ganz wegzuschneiden und andere an ihre Stelle zu sezen. So erfinden sie auch religiöse Fabeln, sagen sie öffentlich her und verlangen, daß man ihnen auf's Wort glaube; bald aber stehen andere Talapoins als Opponenten auf und fangen mit jenen Doktoren heftigen Streit an, was die müßigen Zuhörer sehr unterhält. Dessenungeachtet bleiben diese Leute nach wie vor in großem Ansehen bei dem Volk und bei den Fürsten. Ich ziehe einige Artikel aus ihrem Glaubenskodex aus. Es gibt mehrere Götter, ja ihre Zahl ist Legion. Einige sind verheirathet und haben Kinder, andere sind nicht verheirathet, haben aber doch Kinder. Alle Menschen kommen von einem einzigen Mann und von seiner Frau her. Die Seele ist unsterblich und hat die Gestalt einer Fledermaus. Es gibt einen Himmel und eine Hölle; der Himmel ist über unsern Köpfen, die Hölle unter unsern Füßen; darin ist ein großes Feuer, es brennt aber nicht ewig. Es gibt Dämonen, man weiß aber nicht, wo sie herkommen; sie haben einen Oberdämon, der in der untersten Hölle residirt; er schickt seine Diener auf die Erde, damit sie die Gottlosen plagen. Phra-Pinun heißt der Gott, welcher die guten und schlechten Handlungen der Menschen aufschreibt. Die Seelen der Todten müssen sich einem Gericht unterwerfen. Die Männer können leicht die Hölle vermeiden; nicht so die Weiber, denn sie haben nur Ein Mittel dazu, nämlich reichliche Almosen an die Talapoins; daran lassen sie es denn auch nicht fehlen. Alle Thiere sind unsere Brüder, denn auch sie sind einmal Menschen gewesen und werden es wieder; auch die Bäume sind belebt. Eine große Wasserfluth hat einmal Siam überschwemmt; darauf hat aber der Gott Phra-Phu-Thi-Chau den Regenbogen in die Wolken gehängt, um den Menschen die Furcht vor einer neuen Fluth zu nehmen. Es wird eine allgemeine Auferstehung der Todten seyn und diese Welt wird ein Ende nehmen; Phra-Sian oder der Messias wird zum zweitenmal auf die Erde herabsteigen und die Menschen ewig glücklich machen. Die ganze Moral der Siamesen beruht auf drei Grundregeln: gib den Talapoins reichliches Almosen, tödte kein Thier, je mehr ein Mensch ißt, desto mehr hat er Verdienst vor Gott... Es ist abscheulich, die Siamesen von ihren Göttern reden zu hören; die ganze griechische Mythologie hat nichts Unsittlicheres. Manches in ihrer Theologie und deren Mythen ist aber nur unsinnig, z. B.: von aller Ewigkeit her hat der Gott Phra-Hin gelebt; dieser Gott hatte ein Huhn, und um seine Allmacht zu erproben, nahm er von dessen Koth, machte zwei kleine Puppen daraus und belebte sie; von diesem ersten Mann und seiner Frau stammen alle übrigen Menschen her; gleich darauf kam die große Ueberschwemmung."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Januar 1834.

Emilia. — Drum, Männer, achtet uns, sonst sollt ihr finden,
Daß ihr die Führer seyd bei unsern Sünden.

Shakespeare.
Othello.

Gaselen.

Eifersucht.

Wer, von Eifersucht gestachelt, immer auf der Lauer ist,
Dessen Leben eine Kette, trau'n! von Qual und Trauer ist!
Nimmer geht er außer'm Hause fröhlich seiner Arbeit nach,
Wenn verschlossen nicht die Gattin hinter Thurm und Mauer ist.
Tausendmal läßt er sie schwören; tausendmal noch kehrt er um,
Prüfend, ob auch recht vergittert noch der Vogelbauer ist.
Manchmal nur auf eine Weile schwindet aus der Brust der Wahn,
Aber leider das Behagen nur von kurzer Dauer ist.
Einen Neuvermählten neulich sah ich mit Bedauern gehn,
Dessen Haar, vor Kurzem braun noch, seit der Zeit schon grauer ist.
O wie quälen sich die Thoren, um des Zuckers kargen Rest
Noch zu nehmen einem Leben, das schon allzu sauer ist!
Leichtlich, selbst am frühen Abend glaubt man ein Gespenst zu sehen,
Wenn zum voraus schon die Seele krank von Wahn und Schauer ist.
Ist es wohl zum Wundernehmen, wenn der Frauen heißes Herz
Bald, vom Eise des Verdachtes rings umschüttet, lauer ist?
Uebel ist der Mann berathen, wenn es je zum Wettstreit kommt:
Wer, das andre zu betrügen, glücklicher und schlauer ist.
Einem eifersücht'gen Manne sind vergiftet Schlaf und Wein,
Und der Himmel seines Lebens nimmermehr ein blauer ist.

Alte Liebe rostet nicht.

Verlieren konnt' ich, doch vergessen nicht;
Die Sehnsucht blieb, ob ich auch that Verzicht.
Nicht meine Lippe redet mehr zu ihr,
Doch ganz von ihr nur blühet mein Gedicht.
Von ferne schau' ich jezt die Rose an
Und weiß nichts von dem Dorn, womit sie sticht.
Ich male in die stille dunkle Nacht
Und in des Himmels Blau ihr Angesicht.
Noch immer gehen Fluth und Ebbe fort,
Noch ist die Seele nicht im Gleichgewicht;
Melodischer dünkt mich der Stimme Ton,
Seit sie zu mir nicht mehr ein Wörtchen spricht.
Wohl ist die Freiheit süß, doch wehe dem,
Der auch die leichten Blumenfesseln bricht!
Aus Scherben schlürf' ich mühsam jezt den Wein,
Weil mir zum Schöpfen der Pokal gebricht.

Zwang und Freiheit.

Wohl keinem ward es je so gut, stets seines Herzens
Drang zu folgen,
Drum früh gewöhne sich das Herz, des Schicksals dunklem
Gang zu folgen.
Wir mühen oft uns fruchtlos ab mit ungestümmem Kampf
und Lauf,
Und wenn ein Geist von Schätzen spricht, so ist das Herz
zu bang zu folgen.
O bliebe doch so lenksam stets das unverdorbene Gemüth,
Wie leichter Sand, auf Glas gestreut, der Melodie, dem
Klang zu folgen!
Doch früh verhärtet sich der Sinn und früh gewöhnet
sich das Kind,
Dem strengeren Befehle nur und nur dem rauhen Zwang
zu folgen.
Vergeblich ist der heiße Wunsch, womit der Trauernde
sich trägt,
Gleich den Geliebten, die der Tod ins Schattenreich ver-
schlang, zu folgen.
O glücklich, wer es nicht verlernt im Leben voller Ungemach
Und in dem harten Dienst der Pflicht, der Seele Götter-
drang zu folgen!
Beschränkung lehrt das Leben bald; gereift begehrt der
Geist nicht mehr,
Wohin der Jugend kecker Wunsch sich wie ein Adler
schwang, zu folgen.
Ich nenne selig, wer im Streit die heitre Ruhe sich erkämpft:
Dem Gang des Schicksals froh und rein mit feierndem
Gesang zu folgen.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän vom Dampfboote war so galant, mich auf mein Ersuchen mit meinen beiden Kindern zusammen in einen Wagen und auf denselben Sitz zu weisen; er legte nicht wenig Gewicht auf diese Artigkeit. Eine englische Dame, die von der Parthie war, wurde schalkhafterweise unter lauter Mohren gesezt, und weil dieß hier zu Lande für ein Zeichen der äußersten Geringschätzung gilt und überdies wegen der afrikanischen Ausdünstung nicht von Jedermann gleich gut ertragen wird, so wurde die Dame über diese Beleidigung so empfindlich, daß sie in bittere Thränen ausbrach. Gerne hätte sie einen besondern Wagen gemiethet, aber daran war nicht zu denken, da alle Pferde stets für die ankommenden und abgehenden Dampfschiffe in Anspruch genommen sind. Die Kommunikation zwischen Newyork und Philadelphia ist so lebhaft, daß noch eine zweite Linie angelegt werden mußte, die zu Land einen beträchtlichen Umweg macht. Diese Linie ist um einen Dollar billiger, aber man bringt ihn durch minder gute Schiffe und besonders durch sehr schlechte Wagen reichlich wieder ein. Die Engländerin konnte weder Pferde bekommen, noch ihren Aerger überwinden, und blieb also das Opfer des boshaften, von kleinlicher Nationalfeindseligkeit eingegebenen Spaßes.

Ich hatte es mit meiner Gesellschaft glücklicher getroffen. Mir gegenüber saßen drei Gentlemen vom feinsten Schlage. Anfangs blieben sie in den Grenzen kalter Höflichkeit und höchst anstandsvoller, fast steifer Zurückhaltung. Nach und nach aber wurden sie humaner, geschmeidiger, und endlich häuften sie Artigkeit auf Artigkeit, so daß ihnen ganz warm dabei wurde. Unruhig fuhren sie auf ihrem Sitze hin und her, und das rollende Auge verrieth, mit welcher Anstrengung hinter der mit dicken Schweißtropfen bedeckten Stirne neue Gefälligkeiten ausgesonnen wurden. So viele Bemühungen galten Einem Zweck, hatten Eine Absicht, und ich kannte diese Absicht und blieb hart und kalt wie Marmor. Es war auf nichts weniger als auf eine stillschweigende Convention zur gegenseitigen theilweisen Benützung unserer Sitze abgesehen. Wir sollten nämlich, ich und meine Kinder, unsere Füße an den Sitz gegenüber anstemmen, und dagegen gestatten, daß die drei Herrn dasselbe thaten. Gleich beim Einsteigen drückten sich die Gentlemen so in die Ecken und machten sich so schmal, daß die uns zugedachten Stemmpunkte sogleich ins Auge fielen. Da dies nicht wirkte, so luden sie uns erst mimisch und dann mit Worten zur Benützung der Gelegenheit ein, bald klagten sie über das Einschlafen der Füße und andere Unbequemlichkeiten, bald spielten sie mit den Kindern, lobten sie und wollten sie auf den Knieen schaukeln, auf den Schooß setzen. Beim ersten Wagenwechsel in Kingston kauften sie einen Korb Obst, nöthigten die Kinder zum Essen und brachten auch mir demüthigst ihr Opfer dar. Endlich baten sie inständig um einen kleinen Stützpunkt, allein ich konnte mich zu einer so ungewohnten und unschicklichen Stellung nicht entschließen, und blieb unerbittlich. Erschöpft von den fruchtlosen Versuchen, wurden die drei Gentlemen endlich still und ruhig, aber es war die Ruhe der Verzweiflung. Am meisten mochte der leiden, der in der Mitte saß, das sah man ihm an; zulezt streckte er seine Arme nach beiden Seiten aus, knapp an den Gesichtern seiner Nachbarn vorbei, stemmte die Hände fest an die Seiten des Wagens, und ließ nicht mehr ab bis an Ort und Stelle. War es Gewohnheit, Geduld, Phlegma oder Mitleid, das weiß ich nicht, aber die hinter den gespreizten Armen eingeklemmten Reisenden ertrugen diese Unannehmlichkeit ohne die geringste Aeußerung von Unlust. Meinestheils hielt ich es mit

meinem Sitz wie die Amerikaner mit ihren Miethwohnungen am ersten Mai, und wahrte mein Recht bis Trenton am Delaware, der lezten Station zu Lande. Als wir hier ankamen, hatten unsere Amerikaner den Gebrauch ihrer Füße völlig verloren, sie schleppten daran, als wenn sie von Blei wären, und konnten kaum das von Philadelphia kommende und mit uns zugleich eingetroffene Dampfboot erreichen, welches eben seine Passagiere auslud, um uns zurück aufzunehmen. Einer von ihnen wäre sicher zu spät gekommen, hätte ihn nicht einer der Neger, welche die Bagage überführten, auf seinen Schubkarren geladen und in das Dampfboot geschafft. Nun thaten sich aber die drei Herrn gütlich. Wie Gichtbrüchige krochen sie, gräßliche Gesichter schneidend, in die Kajüte hinab, legten sich mit den Rücken auf die Sophas und hielten die Füße senkrecht in die Höhe. Einer suchte sich gar einen noch erhabenern Ort aus, wo er den Kopf auflegte, unter welchen er seine herabfallenden Rockschöße als Polster schob, und sodann mit den Füßen längs der Wand bis zum Plafond hinaufrutschte, um sich hier mit der ganzen Sohlenfläche steif und fest anzustemmen. Unverrückt, die Arme auf die Brust gekreuzt, blieben die drei Märtyrer in dieser ihnen behaglichen Stellung bis Philadelphia und riefen nur immer abwechselnd bald nach Rum, bald nach Brandy, und schoben sich einen Tabakskuäul um den andern in die Backen. Schöne Quäkerinnen, die ihre Leiden sahen, nahmen Gelegenheit, ihre Religionspflichten zu erfüllen, sie sprachen ihnen Trost zu, lasen ihnen eine Predigt vor und reichten ihnen mitunter wieder ein Glas Rum. Die Patienten tranken herzhaft und fingen an, sich nach und nach wieder zu beleben; „verdammtes altes französisches Weib!“ seufzte Einer nach dem Andern, und so kamen sie am Ende vollkommen genesen und munter in Philadelphia an.

Hatten mich die früher durchflogenen Ufer entzückt, so fand ich nun die vom Delaware himmlisch, und dennoch werden sie von den Ufern des Susquehanna übertroffen. Dabei sind die amerikanischen Flüsse zur Schifffahrt, besonders zur Dampfschiffahrt wie geschaffen. Sie sind breit, tief, mit steilen Ufern, man sieht nirgends Sandflächen, die sich in das Wasser verlieren und auf einen seichten Grund schließen lassen. Das schönste Wiesengrün spiegelt sich im Wasser, langsam wälzen sich die Wellen in ihrem tiefen, gleichmäßig gehöhlten Bette, und es bedarf nur eines geringen Kraftaufwands, um stromaufwärts zu fahren. Auch werden bedeutende Lasten in dieser Richtung nur durch Benutzung des Windes mittelst der Segel geführt, und nie legt ein Amerikaner die Hand an ein anderes als ein Steuerruder. Man muß gestehen, Amerika ist ein schönes Land, und Pensylvanien fast die schönste seiner Provinzen, obgleich New-Jersey für den Garten der Vereinigten Staaten gilt. Wenn man hier die große Natur betrachtet, und dann den kleinen Menschen darin erblickt, so fühlt man recht, wie wahr Schiller sagt:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Pensylvanien ist nach Angabe der hiesigen Geographen fast eben so groß als der Staat Newyork, Einwohner aber hat es nahe an ein Drittheil weniger. Dem Reisenden erscheint es aber viel volkreicher als lezterer Staat, weil das angenehme Klima, der durchaus fruchtbare Boden, die vielen großen, üppigen Wiesen, und besonders die in geschlossenen Ortschaften zusammen gebauten Wohnungen dem Lande ein viel kultivirteres Ansehen geben, als die einzelnen, zerstreuten Häuser im Staate Newyork, von denen man nie weiß, zu welchem Dorfe man sie rechnen soll, und es gibt dort Gegenden, wo man Tage lang in Wäldern oder kahlen Wüsten herumirren kann, ohne eine Farmershütte zu treffen. Unter den vielen herrlichen Landsitzen, die den Rand ihrer Gärten und Fluren im Delaware baden, zeichnet sich durch geschmackvolle Anlage und treffliche Kultur der des Grafen Survilliers ganz vorzüglich aus. Der Park ist Jedermann stets offen, und er wird häufig von Philadelphia aus besucht, versteht sich von den in der Gegend wohnenden Ausländern. Man erblickt die schöne Villa, wenn man kaum eine halbe Stunde Trenton verlassen hat, ganz nahe bei dem Städtchen Bordertown. Wer Sinn für Landleben hat, kann diese Gegend nicht durchziehen, ohne zu denken: hier ist's gut Hütten bauen. Diese Hütten hier sind aber ächte Voluptuarien, Gegenstände des größten Luxus, Eigenthum der reichsten Leute, und wer so eine Besitzung sein eigen nennen kann, der ist, um in hiesigem Dialekte zu sprechen, ein großer Mann. Wer nicht ein fürstliches Vermögen herbringt, muß sich diesen Geschmack vergehen lassen, denn der Preis eines so gelegenen Gutes und dessen Unterhaltungskosten (von einer Einnahme ist keine Rede) sind so ungeheuer, daß man dafür in Paris, London oder Wien nach Laune leben könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Die Société de civilisation.

Jacquemont zu loben, ward der geographischen Gesellschaft nicht schwer. Graf Decazes, welcher den Vorsitz führte, erwähnte desselben rühmlichst in seiner einleitenden Rede. Auch Hr. Carenaudière hielt in der Uebersicht der jüngsten geographischen Entdeckungen sich bei den abentheuerlichen Reisen des jungen Naturforschers auf. Dann verlas ein Hr. Roux de Rochelle einen Aufsaz über die gefahrvolle Entdeckungsreise des bekannten Kapitän Roß nach den Polarländern, gleichsam als ein Seitenstück zu dem Aufsaze des Herrn Corabeuf, in welchem sehr umständlich die

vom Kapitän Discow gemachten Entdeckungen in den Kontinentalländern des Südpols beschrieben worden waren. Zuletzt las noch Eyriès eine Uebersicht der Reisen nach und in Arabien vor. Man sieht, daß die geographische Gesellschaft selbst nichts Neues geliefert hat. Jedoch hat sie gesammelt, und aus dem, was von den Arbeiten der Gelehrten Frankreichs gesagt wurde, sieht man, daß im Landkartenfache wenigstens viele Thätigkeit herrscht, und daß besonders die von der Regierung veranstaltete große Karte Frankreichs ziemlich rasch fortschreitet. Des Vicekönigs von Egypten und seines Verdienstes um die Erweiterung der Weltkunde wurde in mehreren Berichten auf's Rühmlichste gedacht und der Mann sehr gelobt. Dies gehört zur europäischen Opposition. Wenn Rußland und Oesterreich sich an die „erhabene Pforte“ halten, so können Frankreich und England nichts Besseres thun, als den Vicekönig von Egypten als einen Erweiterer der Geographie und Mehrer seines eigenen Reiches rühmen.

Ehe ich diesen Bericht schließe, muß ich noch einer Gesellschaft Meldung thun, die in Paris ziemlich unbekannt ihr Geschäft treibt und sich einen gewaltig hohen Gesichtspunkt gestellt hat. Sie nennt sich Société de civilisation, in dem sogenannten Mittelpunkte der gebildeten Welt eine sonderbare, ja fast überflüssige Erscheinung. Vielleicht wäre sie in Algier oder in Vandiemensland besser zu Hause, als hier. Sie will nun aber einmal von Paris aus wirken, vermuthlich, weil sie hier sich freier bewegen kann, als anderswo. Sie gibt eine Revue sociale heraus, von der ich aber nicht mehr sagen kann, als daß sie da ist. Auch hält sie Vorlesungen über Materien, welche in den von der Regierung besoldeten Unterrichtsanstalten nicht vorkommen, z. B. science sociale (gesellschaftliche Wissenschaft!), christliche Philosophie, philosophische Naturgeschichte des Menschen, Philosophie des Kriminalrechts u. s. w. Für den Sonntag sind zwei ganz eigene Vorlesungen oder öffentliche Erörterungen angekündigt, nämlich um zehn Uhr Morgens „Lob und kritischer Tadel berühmter Personen; Konferenz über ihr Verdienst, ihre Thaten, Werke u. s. w.“ und um zwei Uhr Nachmittags „Auseinandersetzung aller Systeme, Entdeckungen u. s. w.“ Die vortragenden Gelehrten sind wenig bekannte Leute, woher es wohl kommt, daß diese Société de civilisation gar kein Aufsehen macht. Was sie daher zur allgemeinen Bildung wirkt, mag blutwenig seyn. Man muß jedoch den Stab nicht über ihr brechen; sie kann zur Uebung künftiger Professoren dienen und angehende Redner bilden, was in einem Staate, wo Alles frei und mündlich verhandelt wird, seine Wichtigkeit hat. Besonders scheinen mir die von besagter Gesellschaft angeordneten sogenannten Konferenzen, worüber auch ein gedrucktes Blatt in fortlaufenden Nummern erscheint, ganz dazu geeignet, junge Gelehrte im mündlichen Darstellen und Erörtern philosophischer oder politischer Materien zu üben. So kommt in der neunzehnten Nummer dieses Blattes, die ich so eben vor mir habe, eine Konferenz zwischen einigen Mitgliedern der Gesellschaft über den Einfluß des Christenthums auf die Sklaverei vor. Der Eine behauptet steif und fest, das Christenthum habe die Sklaverei keineswegs aufgehoben; der Andere sucht das Gegentheil zu beweisen. Einige Zwischenredner geben von Zeit zu Zeit ein Wörtchen dazu. Die Erörterung ist ziemlich oberflächlich; aber die Freiheit, so etwas erörtern zu können, gefällt mir. Abbé Chatel hat in dieser Gesellschaft mehrmals seine Ideen über den von ihm eingeführten sogenannten französischen Gottesdienst öffentlich entwickelt; durch Gründlichkeit werden seine Vorträge sich jedoch eben so wenig, als die obigen ausgezeichnet haben. Die Vorlesungen und Konferenzen machen die sogenannte philosophische Schule der Gesellschaft aus; sie betheuert in einer Anmerkung zu jeder Nummer des Blattes, daß sie die Behauptungen und Systeme der Professoren ihrer philosophischen Schule keineswegs als die ihrigen anerkenne. Doch behalte sie sich vor, am Ende eines Lehrkursus dasjenige aufzunehmen (adopter), was ihr in dem Systeme und den Meinungen des Lehrers als unumstößlich wahr und den Fortschritten der Bildung förderlich scheine. Das ist gar nicht übel; nur möchte manchmal ein Lehrkursus nicht hinreichen, um hinsichtlich eines gelehrten Systems ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Dg.

Aus Savoyen, December.

(Beschluß.)

Missionsberichte aus Siam.

„Der Himmel hat zwölf Stockwerke in konkaver Gestalt; diese zwölf Himmel ruhen auf dem hohen Gebirge Khan-Sumeng. Die Engel sind in diese Himmel vertheilt. Auch die Raben und Geier sind Engel, denn sie fressen Menschenfleisch. Mitten im Himmel ist ein großes Wasserbecken, in dem sich die Engel baden; sind ihrer zu viele, so läuft das Wasser über den Rand des Beckens, und dies ist dann der Regen auf Erden. Der Blitz hat zwei Ursachen; bald kommt er von einer alten Frau im Himmel, die, um uns zu necken, einen Spiegel gegen die Sonne wendet und dann mit dem aufgefangenen Strahl die Menschen blendet; bald machen ihn die Engel, wenn sie Feuer schlagen. Den Donner bringt ein ungeheurer Riese hervor, der im Firmament wohnt; wenn er mit seiner Frau zankt, so zittert die Erde davon; oft aber bleibt es nicht bei dem Zanken: er wirft, wenn er recht zornig ist, die Axt nach ihr, diese fällt dann oft zur Erde und verursacht da den Blitzschlag. Phra-Athit ist die Sonne und Phra-Chan der Mond. Diese zwei Götter sind auch einmal Menschen gewesen und zwar Brüder. So lange sie auf Erden lebten, gaben sie den Talapoins Almosen. Der ältere gab ihnen täglich eine große Summe Goldes, der jüngere hingegen Silber. Sie hatten noch einen jüngern Bruder, der zwar den Talapoins auch Almosen gab, aber weder Gold, noch Silber, sondern gekochten Reis in einem ganz schwarzen Gefäß. Nach ihrem Tode sind die Brüder Götter geworden, der ältere ward die Sonne, der jüngere der Mond. Der dritte war aber nicht so glücklich; denn zur Bestrafung seiner Knickerei gegen die Talapoins ist er in ein ganz schwarzes Ungeheuer verwandelt worden, das nur Arme, Nägel und Ohren hat; es heißt Phra-Rahu. Durch diese Strafe wurde es aber nicht gebessert; denn es ist sehr neidisch auf seine glücklichen, glänzenden Brüder und sucht immer Gelegenheit, sie zu tödten; darum fängt es oft Kämpfe mit ihnen an, und dadurch entstehen dann die Finsternisse. Die Siamesen aber, die um ihre Sonne und ihren Mond besorgt sind, machen einen entsetzlichen Lärm, um Phra-Rahu zu erschrecken und ihn von seiner Beute wegzujagen. So lange also die Finsterniß dauert, hört man nichts als Schreien und Heulen, man trommelt, schlägt wie unsinnig auf große Erzbecken und schießt mit Flinten; der König läßt in einem fort die Kanonen der Festung lösen, die Unordnung und Angst steigen auf den höchsten Grad. Es wäre fast möglicher, die Finsterniß aufhören zu lassen, als den Lärm der Leute, die sehr ungehalten auf die Christen sind, weil sie sich bei diesen Veranlassungen ganz ruhig verhalten. „Ihr Pharans — so nennen sie uns — seyd ein undankbares Volk; denn ihr liebt die Gestirne nicht, die euch doch so viel Wohlthaten erweisen, weil ihr nichts thut, wenn sie in Gefahr sind.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Januar 1834.

Adam, sag an, wie gfelt dir
Der newen Welt Geschmuk und Zier?

Hans Sachs.

Copernicus.

In dem kleinen Hause, das Nicolaus Copernicus in Bologna besaß, hatte sich am Vorabend eines festlichen Tages eine kleine Gesellschaft von Freunden und nahen Verwandten eingefunden. Es wurden eben Anstalten zu einem kleinen Schauspiele getroffen, welches die beiden Frauen im Hause des Gelehrten, seine beiden Muhmen, veranstaltet und ausgedacht hatten, als sich ein ziemlich ärmlich aussehender, sonderbarer Mann meldete, und auf die ertheilte Erlaubniß, mit zusehen zu dürfen, sich sogleich hinter die Reihe der übrigen Zuschauer begab. Der Meister saß in der Mitte der kleinen Versammlung in seinem Sorgenstuhl, mit dem schwarzen Käppchen geschmückt, und hatte das freundliche beredte Gesicht im Gespräch zu dem Herrn Jakobus Battista gewendet, einem Jugendfreunde, der von Mailand, wo er Professor war, besonders zu diesem Feste nach Bologna gekommen. Copernicus hatte diesem Manne, den er sogleich für einen hellen Kopf erkannt, seine große Entdeckung zuerst mitgetheilt und stand mit ihm fortwährend im innigsten Geistesverkehr. Die andern Gäste, zum Theil würdevolle Physiognomien, waren ebenso Männer der Wissenschaft und mit dem Astronomen gleichdenkend, daher dieser sich nicht zu scheuen brauchte, seinen noch wenig bekannten muthigen Umsturz des Himmels in ihrem Kreise laut werden zu lassen. Robert und Paul, zwei sehr junge Studenten, waren die Einzigen, die der Meister nur mit Bedingungen in seinem Hause und in sein Vertrauen aufgenommen, weil er ihrer arglosen Jugend nichts Böses zutraute, und weil er wohl wußte, daß sie ihm nicht wegen der großen astronomischen Entdeckung anhingen, sondern wegen seiner kleinen Nichte Sophie, die als vierzehnjähriges Mädchen unter der Hut Frau Genevrens und Fräulein Theresens, der beiden Muhmen des Meisters stand. Das Spiel, welches diese beiden Frauen nun aufführten, war für die wenigen Mittel, die damals dem Schauspieler zu Gebote standen, und für die geringe Erfahrung der Spielenden in diesem Fach, wirklich recht ergötzlich und geistreich zu nennen. Es galt nämlich nichts Geringeres, als die große Entdeckung des Meisters unter symbolischen Gestalten dramatisch darzustellen. Die Verse theilen wir mit, wie sie sich in ihrer naiven Bedeutsamkeit in einem alten Buche gefunden. Als der Schauplatz sich öffnete, sah man Frau Genevra als eine vornehm gekleidete Frau auf einem prächtigen Thronstuhl, der mit magischen, astronomischen und tellurischen Zeichen und Abbildungen geschmückt war, sitzen und mit dem Scepter in der Hand eine gebieterische Stellung behaupten; fünf in verschiedene Farben leuchtend gekleidete Diener gingen, mit köstlichen Erfrischungen und Geschenken beladen, langsam um sie herum, an ihrer

Spitze eine in glänzende weiße Gewänder gehüllte Frau, mit einer kleinen strahlenden Krone geziert. Diese Rolle, die Person der Sonne darstellend, hatte Fräulein Therese übernommen. Die auf dem Throne sitzende Gestalt hob ihre Rede mit folgenden Worten an:

Ich sitz' auf diesem Thron, und Erd' werd' ich genannt.
Mein edeles Geblüt ist Königen verwandt;
Die Diener, die ihr schaut, sind der Planeten Schaar,
Die Sonne, noch so stolz, sie trägt mir den Talar.
Und alles, was da lebt im weiten Himmelsraum,
Beugt diesem Scepter sich, küßt dieses Mantels Saum.

Nach diesen Worten nimmt sie die Huldigung der Planeten und der Sonne an, und entfernt sich. Jene, erbittert über diesen Stolz, treten alsbald zu einer Verschwörung zusammen. Jupiter, Mars, Merkur reden der Sonne zu, den Uebermuth nicht länger zu dulden:

Was? (ruft ihr Jupiter zu) bist du kein Königskind?
Mit deiner Krone Strahl machst du das Aug' uns blind.
Aus deiner Blicke Glanz trinkt alle Creatur
Des Lichtes Zaubergruß und alles Lebens Spur.
Du bist es, die uns lenkt, dein sey das Firmament,
Als Kön'gin herrsche du, indeß man Magd sie nennt!

Die Sonne erwidert ihm mit einem Seufzer:

So sprichst du, lieber Zeus? wie allen doch bekannt,
Hab ich von jeher dir nur wenig Licht gesandt.
Gelingt doch unser Plan, so soll, du Edler mein,
Es stets so hell auf dir, wie hier im Zimmer seyn.

Saturn sagt:

Bin ich gleich alterschwach, an Kräften sehr gering,
Reich' ich, kommst du zum Thron, dir dennoch meinen Ring;
Nimm ihn und jenen Thron, er war gleich Anfangs dein,
Und uns, du hohe Frau, laß deine Diener seyn.

Die Sonne erklärt, nachdem sie diesen Heirathsantrag abgewiesen hat, daß sie zeitlebens Jungfrau zu bleiben wünsche, ja daß, wenn sie nicht anders befreit werden könne aus der Knechtschaft, als nur unter der Bedingung, einem der Planeten ihre Hand zu reichen, sie lieber der Welt entsagen und in ein Kloster gehen wolle. Wirklich nimmt sie auch den Schleier; als sie sich damit bedeckt, verfinstert sich das ganze Gemach und alle Planeten gerathen in Verzweiflung; sie geben ihren Anschlag auf und erklären, sie wollen die Sonne auf den Thron heben, auch ohne die mindesten Ansprüche auf ihren Besitz zu machen. Hierauf gehen sie auseinander, sie treffen Anstalten, der Erde eine förmliche Kriegserklärung zu schicken, und da diese mit Hohn zurückgewiesen wird, vereinigen sich die Verschwornen und berennen die Burg der Erde. Nach langem, hitzigem Gefecht, wobei einige Fixsterne und viele Planeten umkommen, andere für todt vom Schauplatz getragen werden, muß sich die Festung ergeben und die Erde geht auf Gnad und Ungnade in die Hände ihrer Sieger über. Die Sonne, obgleich während der schmählichen Knechtschaft schwer gereizt, übt doch Milde und Gnade gegen die gefangene Feindin und weiset ihr unter den Dienern, den Planeten, den dritten Platz an; sie selbst setzt sich auf den Thron und nimmt den ihr gebührenden Scepter in die Hand. Auf Veranstaltung der Planeten wird ein Diener ausgesucht, der den Bewohnern der Erde anzeigen soll, welches Ereigniß ihre Gebieterin betroffen, und besonders soll dieses einem der vielen Tausende angezeigt werden, weil dieser der besondere Liebling der Sonne und aller Planeten sey.

Geh hin (spricht sie zum Boten), und suche dir von allen, die bewohnen
Der Erde dunkles Rund und ihre dumpfen Zonen,
Such' dir den Mann heraus, dem ich, vor allen werth,
Ein Theil des ew'gen Lichts, das mir entströmt, bescheert.
Sag' ihm, was hier geschah, und was du mit erblickt,
Und zweifelt er, so sprich, ich habe dich geschickt.
Von allen hochberühmt und des Jahrhunderts Zier,
Ist er der einz'ge Mann, den ich zum Gatten mir,
Zum Freunde mir gewählt; er wird unsterblich seyn,
Und nennen wird man ihn, so lange glänzt mein Schein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Philadelphia.

Haben Sie bemerkt, wie eitel dieses Volk ist? wie sie sich allein den Namen der ganzen westlichen Halbkugel anmaßen? Das muß man sich von einem Bürger der Vereinigten Staaten erklären lassen. „Es ist ganz natürlich, wird er sagen, daß wir den Namen unsers Welttheils führen; das hat uns noch Niemand streitig gemacht. Unsere Nation ist die erste in der Welt, die einzige wahrhaft civilisirte. Hier, betrachte man unsere Landkarte! welch ungeheure Städte blühen da auf; unsere Theater, unsere Museen, unsere Friseurs — hat das alte morsche Europa etwas Aehnliches aufzuweisen? Die europäischen Mächte brüsten sich mit ihren prächtigen Kriegsheeren, aber es ist kein Sergeant in unserer Miliz, der nicht mehr verstünde, als ihr bester General. Wollen sie auf ihre Diplomaten und Staatsmänner pochen? Vor Franklin mußten die geschicktesten die Segel streichen. Ihre jetzigen haben sich schon alle überlebt, indeß sich unsere jungen Schreiber verewigen. Lesen Sie unsere Zeitungen, ist das eine gesunde Politik? tief! tief! Von Gelehrsamkeit brauche ich vollends gar nicht zu sprechen; ich könnte Ihnen berühmte Namen nennen, denen sich nichts entgegenstellen läßt; ich begnüge mich, im Allgemeinen auf unsere jungen Ladies in Connecticut hinzuweisen. Es

ist natürlich, daß das Land, von dem alles Licht und alle Kenntniß ausgeht, dem sich alle andern nachbilden, das Hauptland mit einem Worte, auch den Namen des Welttheils führt. Legen Sie die Hand auf die Landkarte, decken Sie die Union zu; wo wäre dann Amerika? etwa in Brasilien, oder in Peru, oder am La Plata? Man begreift, das kann nicht seyn. Also wo wäre es denn? heben Sie die Hand auf, so liegt die Antwort offen da.“ Ich war in keiner Stadt in Amerika, wo ich diesen Beweis nicht hundertmal und immer mit den nämlichen Worten gehört hätte, und ich bin nun auch so vollkommen von der Richtigkeit dieser Folgerung überzeugt, daß ich in diesen Blättern die Nordunionisten meistens nur Amerikaner nannte.

Um in diesem Ton zu bleiben, sagen wir, Philadelphia ist die zweite Stadt in Amerika; sie hat nach dem Census vom Jahr 1831 108,000 Einwohner, wovon etwa ein Viertheil Farbige sind. Eine breite Straße, der Markt genannt, theilt die Stadt, von einem Ende zum andern, in die Nord- und Südseite. Durch die ganze Länge des Marktes führt ein Laubengang, nach Art der Pariser Hallen. Die links und rechts vom Markte abgehenden Straßen werden nur nach ihrer Nummer bezeichnet; die erste Südseitstraße ist der ersten Nordseitstraße gegenüber, und so geht es fort bis zur fünfzigsten oder sechzigsten; der lebhafte Theil der Stadt erstreckt sich aber nur bis zur fünf-und-zwanzigsten. Die mit dem Markte parallel laufenden kleinen Verbindungsstraßen haben auch keine eigentlichen Namen; man bezeichnet sie nach ihrer Situation, und sagt z. B. die zweite zwischen der 33sten und 34sten Nordseite. Diese Methode ist beim ersten Anblick überraschend und für Leute, die sich vorzugsweise mit Ziffern beschäftigen, vielleicht bequem, zeugt aber von wenig Sinn für geschichtliche Erinnerung und sehr geringem Ideenschwung. Es mag die Orientirung erleichtern, aber für das Gedächtniß ist es eine schlechte Hülfe; denn es ist gewiß leichter, einen Namen, an den sich irgend eine Erinnerung knüpft, als eine Zahl zu merken. Für die Orientirung wird dieses Verhältniß auch nur dadurch nützlich, daß sämmtliche Straßennummern vom Markte aus laufen; man braucht also nur dahin zu gehen und sich die Straße, die man sucht, abzuzählen. Außerdem aber ist es ein wahres Labyrinth; denn ein Haus ist wie das andere, eine Gasse wie die andere. Vergebens sehnt sich das Auge nach einer Krümmung, nach einem Vorsprung, nach irgend einer Unterbrechung der traurigen Einförmigkeit; Alles ist immer schnurgerade, ganz gleich, unendlich gedehnt. Man würde sich aber irren, wenn man diese Einrichtung für eine Originalität oder auch nur für eine Grille des Gründers der Stadt halten wollte. Pen hat den ersten Straßen, die bei seinen Lebzeiten entstanden, Namen gegeben, an die sich eben so viele Erinnerungen knüpften; sie sind noch bekannt, reichen aber nur bis in die achte Gasse. Nach ihm konnte man entweder nichts Passendes mehr erfinden, oder sich nicht vereinigen; es entstand Streit, und um die Fackel der Zwietracht in der Stadt der reinen Bruderliebe auszulöschen, kratzte man die alten Namen von den Mauern und schrieb Nummern an alle. Diese Eintheilung harmonirt übrigens trefflich mit dem monotonen Charakter, der der ganzen großen Stadt eigen ist. Man kann sich auf der ganzen Welt nichts Langweiligeres als Philadelphia und seine Bewohner denken. Ausgespannte Segeltücher beschatten zu beiden Seiten die schmalen Trottoirs und verengen die schmutzigen Straßen. Unter diesen Lauben sitzen die müßigen handelnden Bewohner den ganzen Tag auf Schaukelstühlen und stemmen die Füße an die Säulen. Mühsam winden sich die spazierenden Quäkerinnen in ihrem lächerlichen Aufzug durch die barrikadirten Pfade, und dieser Anzug hat weiter nichts Eigenthümliches, als daß er uns um zwei Jahrhunderte in die Zeit unserer Voreltern zurückversezt. Man glaubt die Ahnenbilder aus den Sälen unserer Altbürger herumlaufen zu sehen, und kann sich bei dieser Geistererscheinung Anfangs eines kalten Schauers kaum erwehren, bis nach und nach Verwunderung dem Entsetzen Platz macht, da man die Menge blühender, engelschönen Gesichter erblickt, die man hinter dieser gespenstischen Mummerei nicht erwartete. In der Mitte der schmutzigen Straßen ist der Unrath nach Ordnung und Gesetz aufgethürmt; nie wird er weggeführt, und frank und frei wandeln die Kühe durch die Straßen, suchen sich daselbst ihre Nahrung, freuen sich ihres republikanischen Lebens und finden zweimal des Tags die Wohnung wieder, vor deren Thor sie gewohnt sind, sich für ein bischen Heu melken zu lassen. Eben so vergnügt und im höchsten Wohlleben bringt das nützliche Schwein seine Tage und seine Nächte auf dem Pflaster zu, gedeiht zum Verwundern und mästet sich ohne Mühe, ohne Kosten; nichts stört seine Ruhe, es ist zahm und gutmüthig, und wenn ein Feuerlärm entsteht, so läuft es mit den Spritzen, grunzt mit den Trompetern und vermehrt den Spektakel.

Die unzähligen kolossalen Wassermelonen, die hier täglich verzehrt werden, und deren Schaalen die Straßen dicht bedecken, machen leztere zu einer sehr nutzbaren Viehweide, die auch bestens benuzt wird; ein erfreulicher Anblick für Oekonomen. Philadelphia gilt in der ganzen Union für die niedlichste und besonders für die sauberste Stadt. Selbst die Newyorker lassen ihrer Rivalin die Gerechtigkeit, oder eigentlich dieses Unrecht widerfahren; denn Newyork ist doch in der That so reinlich, als nur eine Stadt in Holland seyn kann, und hat im Vergleich

mit allen übrigen Städten von Amerika so viel Angenehmes, daß man immer Heimweh darnach verspürt, wo man auch auf **diesem** Kontinent herumreisen mag.

Die Wassermelonen sind eine vortreffliche Frucht für Philadelphia, denn außer dem unverkennbaren Nutzen ihrer Abfälle, ist ihr Fleisch ein heilsames Kühlungsmittel in der unerträglichen Hitze, die einen hier im Sommer mehr belästigt, als irgendwo, so arg, daß man kein Jahr ohne einen sogenannten Hitzkatarrh davon kommt, eine äußerst schmerzliche Krankheit, die vier bis sechs Wochen dauert, und wofür es weder Mittel noch Linderung gibt. Die meisten Kinder, die in dieser Periode geboren werden, gehen zu Grunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar.

Der Winter und die Geselligkeit.

Es ist schon etwas lange her, daß Sie nichts mehr aus unsern Mauern erfahren haben, und ich habe durch mein Zögern vielleicht manche interessante Neuigkeit Ihnen mitzutheilen versäumt. Denn was hat sich nicht alles seit meinem lezten Berichte zugetragen! Da sind die Stände des Landes zusammengetreten, über sechs Monate beisammen gewesen und in Eintracht wieder heimgegangen; das Theater ist geschlossen und wieder eröffnet worden; Masern, die Influenza und Scharlachfieber haben uns heimgesucht, und der Kronprinz von Preußen ist bei uns gewesen; das Salz ist wohlfeiler geworden und die Begeisterung theurer; das landwirthschaftliche Fest ist gefeiert worden mit Wettrennen, Wettpflügen, Wettspinnen, Jubel, Regen und Preisvertheilungen, und Robert den Teufel haben wir aufführen sehen, und eine Mutter hat ihre zwei Kinder aus mütterlicher Liebe ersäuft; der Landschaftsmaler Ernst Fries ist gestorben und das Kriegsministerium hat seinen Präsidenten gewechselt; ein anderer französischer Gesandter ist aufgezogen und die Bildsäule des verstorbenen Großherzogs Ludwig ist auf dem Marktplatze aufgerichtet worden, — und von alle dem haben Sie auch gar nichts erfahren. Indeß hat auch der Winter, die Jahrszeit der Jahrszeiten, die Saison der großen Welt, wenigstens im Kalender begonnen. In der Wirklichkeit aber seine Belustigungen und Vergnügen, die ihn bei der großen Welt so wohl daran machen, Gesellschaften, Bälle, Konzerte. Die werden denn sehr zahlreich besucht, in der Absicht, Freude und Genuß darin zu finden, und man kann es wahrlich den Leuten, zumal den jungen, nicht verargen, daß sie den Winter oft überschätzen, wenn man die hiesigen Verhältnisse kennt. Es ist etwas Herrliches um die Natur, und die schläft im Winter, aber es ist auch etwas Herrliches um den Menschen, das Meisterstück der Schöpfung, und um Geselligkeit, und diese ist bei uns leider eine Treibhauspflanze, die nur in den kalten Monaten hinter Fensterscheiben, bei Lampenlicht und Ofenwärme gezogen wird. Der Philosoph Baco hielt die Einsamkeit für etwas so Außer- oder Uebermenschliches, daß er keck behauptete: Quicunque solitudine delectatur aut fera aut Deus est. Diesem nach sollte man im Sommer fast glauben, Karlsruhe sey von lauter Göttern bewohnt (die andere Alternative anzunehmen, wäre unhöflich); denn wenn nicht manchmal ein glückliches Ungefähr Bekannte zusammenführt, so leben sie den größern Theil des Jahres in denselben Stadtmauern so getrennt, als wenn der eine indeß eine Reise in die neue Welt gemacht hätte, so lange, bis der gesellige Dreiviertelstakt sie wieder auf einige Monate vereinigt. Schon manchmal habe ich dabei an die Geister gedacht, die nur den Einbruch der Mitternacht abwarten, um ihre Gräber zu verlassen und die geschenkte Frist in guter Gesellschaft und mit Tanz zuzubringen, bis der Glockenschlag der ersten Stunde sie wieder trennt und in ihre Einsamkeit zurücktreibt. Der lezte Takt des lezten Walzers ist für uns der verhängnißvolle Glockenschlag. — Der Tanz ist es, und jeden neuen Winter wieder der alte Tanz, der die Menschen hier zusammenführt, und wenn sie beisammen sind, so tanzen sie, und wenn die Meisten nur gerne in Gesellschaft sind, weil darin getanzt wird, so tanzt doch auch Mancher, nur um in Berührung mit Menschen zu kommen. In manchen hohen Cirkeln ist es selbst angenommen, daß ein Herr, der nicht tanzt, gar nicht eingeladen wird, ein deutlicher Fingerzeig, daß man nur die Beine mitzubringen braucht, den Kopf aber wohl zu Hause lassen kann. Wo aber die Geselligkeit sich auf den Tanz stüzt, da steht sie auf schwachen Füßen und erlahmt mit den Beinen der Tanzenden.

Der Umgang mit Frauen ist die Schule der feinern Bildung; doch darunter sey nicht nur der äußerliche Anstand verstanden, der Anstand der Bewegungen des ganzen Körpers und der Zunge, die Gesellschaftsbildung, sondern der innere Anstand, der Anstand des Geistes und Herzens, die Grazie der Gedanken, wie ihres Ausdrucks. Darüber sind wir im Reinen. Aber leider bieten hier nur die Bälle Gelegenheit dar, sich jenen zarten Wesen nähern zu können, und somit wären die Bälle Bildungsanstalten, und der Staat müßte wohl gar eine Summe ins Budget aufnehmen, um diesen wechselseitigen Unterricht zu pflegen. Doch sind sie es gerade, die jenen Umgang auf ein flüchtiges Vorüberschweben beschränken. Ich weiß es von vertraulichen Geständnissen, und will es auch zur Ehrenrettung manches tanzenden Paares glauben, viele sind nie einfältiger, als in einem Walzer. Vor eine geputzte Schöne hingepflanzt, von einer Menge Zuschauern begafft, von bunten Paaren umwirbelt, an eine Tanzreihe gestellt, wo manches Auge einem den Kopf verwirrt, von einer rauschenden Musik umtobt und übertäubt, sollst du in den wenigen Minuten, die dir gegönnt sind, bis du selbst dich wieder in den Wirbel stürzen mußt, deine Dame, so will es der gute Ton, unterhalten, und wo möglich geistreich unterhalten; aber reden mußt du jedenfalls, und wenn dir nichts Gescheidtes einfällt und dir der Stoff ausgeht, so mußt du eben schwatzen. Waare muß abgesezt werden, und hast du die gute nicht bei der Hand, so bietest du eine geringere Sorte, und je schlechter, desto mehr. Dieses leichtbewegte Hin- und Herwogen, dieses aufgeregte Treiben, das die Pulse jagt und die Nerven spannt, sollte ja recht eigentlich die Lebensgeister wecken und zu Munterkeit, Witz und Scherz auffordern; aber gepaart mit Convenienz und Etikette, wird es zum Pegasus im Joche, ein Mittelding zwischen Lust und Ernst, Ausgelassenheit hinter Glacéhandschuhen und steifer Kravatte, Begeisterung in Steifleinen. Der Geist muß also wie die Füße auf der Oberfläche tänzeln und tändeln, muß sich um die gewöhnlichen Ballgespräche drehen, um Stadtneuigkeiten, Theater, Bälle, Gegenstände, wo er jederzeit ohne Verlust schnell abbrechen kann, denn die nächste Minute ist nicht mehr sein.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Januar 1834.

> Verflucht Geschnarre! Man muß sich dran gewöhnen.
> Komm mit! komm mit! es kann nicht anders seyn,
> Ich tret' heran und führe dich herein.
>
> Goethe.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Philadelphier wollen auch für Musensöhne gelten und haben sich wirklich einen Ruf erworben, denn sie schreiben fast so viel als die schönen Connecticuterinnen, nur gelehrter; meistens werden astronomische Hypothesen ersonnen und Verse geschmiedet; auch ist ein Theater hier. Aber troz der Vorliebe für schöne Künste und der allgemeinen belletristischen Tendenz können Thaliens Schüler höchstens zwei Monate im Jahr ihre Spiele hier feiern. Um so mehr wird auf den Gassen deklamirt. Alle Augenblicke springt ein Kaufmann aus seinem Laden hervor, läutet aus Leibeskräften mit einer tüchtigen Glocke, und wenn er hofft, genug Aufmerksamkeit erregt zu haben, oder wenn ihm seine Kräfte die Dienste versagen, tritt sein Gehülfe, noch ehe der Schall verklungen ist, auf, und während die Lunge des ersten nach Athem pumpt, ist die des andern in Bewegung, eine Lobrede auf den menschlichen Erfindungsgeist zu halten, wovon man eben eine neue herrliche Probe um billigen Preis in seinem Waarenlager finden könne, die jedoch wahrscheinlich Abends vergriffen seyn dürfte. Während er spricht, lauern mehr als zwanzig Kaufleute, mit der Glocke in der Hand, ungeduldig seines lezten Wortes; denn kaum ist die Rede zu Ende, so handelt es sich darum, wer zuerst die Glocke anzieht. Nie entsteht Streit darüber; schlagen zwei Nachbarn zugleich an, so entscheidet die Hausnummer. Einer will einen Gelegenheitsartikel an Mann bringen, ein anderer braucht Geld zu einem großen Unternehmen und verkauft sein Lager unter dem Ankaufspreis. Jeder sinnt sich alle Tage eine andere Anzeige aus; dazwischen kommt der Milchmann gefahren und ruft mit der Glocke von Haus zu Haus seine Kunden zum Karren; klingelnd durchlaufen die Scheerenschleifer, Obsthändler, Wassermänner und andere Verkäufer die Straßen, die meisten Kühe haben Glocken und alle Pferde Schellen, und so nimmt das ohrenbetäubende Geklingel vom frühesten Morgen bis in die Nacht kein Ende.

Dagegen beginnt der Sonntag mit schauerlicher Stille, und die düstere Feier wird noch hundertmal langweiliger begangen als in Newyork. Diese Ruhe in dieser grossen Stadt ist so unbegreiflich, so unglaublich, daß einem ganz bang zu Muthe wird; man glaubt sich dem Ausbruch eines außerordentlichen Ereignisses nahe, und wirklich ereignet sich auch fast immer ein paar Mal etwas, was man in Newyork sechsmal im Tage erlebt: es entsteht Feuerlärm. Das ist aber kein Lärm, wie man ihn irgendwo anders in der Welt hören kann, es ist ein wahres Bild des jüngsten Tages. Die Feuermänner

haben Mäntel von lakirtem Leder und verschiedenen Farben nach den verschiedenen Nummern der Spritzen, denen sie zugetheilt sind. Die einen haben rothe Mäntel mit gelben langen Kragen, worauf blaue Flammen gemalt sind, andere haben schwarz und rothe Mäntel und gelbe Flammen, andere geld und blaue Mäntel und rothe Flammen; sie sehen aus, als wenn sie einem Auto-da-fé entsprungen wären. Jeder hat ein Sprachrohr, um seine Stimme zu vervielfältigen, und eine Glocke, um den Lärm zu vermehren; da springen sie und geberden sich, in ihren glänzenden Anzügen an die Spritzen gespannt, wie Unsinnige. Wenn ihre Manövers einer Leitung bedürften, so wären sie unausführbar, so entsetzlich ist das Getöse. Sie sind aber so gut eingeübt, daß alle ihre Bewegungen und Verrichtungen mit der größten Präzision vor sich gehen, und der höllische Charivari scheint ein wesentlicher Theil des ganzen wohlorganisirten Mechanismus. Ueber die reichen Goldverzierungen und schönen Malereien an sämmtlichen Löschrequisiten, insbesondere über die verschwenderische Pracht der Feuerspritzen und Schlauchkarren kann man sich nicht genug verwundern. Am zweckmäßigsten aber ist die Wasserleitung eingerichtet. Unter allen Straßen sind die Gewässer des Delaware in unterirdischen Kanälen durchgeleitet, die in Entfernungen von je fünfzig Klaftern bedeckte Oeffnungen haben. So wie ein Feuer entsteht, werden die deckenden Steine an dreißig oder vierzig solcher zunächst der Feuersbrunst gelegenen Löcher aufgehoben, Pumpen und Schläuche eingesezt, das Wasser in die vor der Brandstelle aufgefahrenen Spritzen und von diesen in die Flammen in solcher Menge und mit solcher Schnelligkeit gepumpt, daß vom größten Feuer in Zeit von einer halben Stunde längstens auch kein Funken mehr glüht.

Daß man hier zu Lande bei Aufführung von Bauten keinen Bedacht auf die Nachkommenschaft nimmt, ist schon erwähnt worden, man trifft daher in Amerika auch nichts Solides der Art. Die Häuser sind alle nach Einem Plane gebaut, und in verschiedenen Städten bemerkt man darin nur unbedeutende Unterschiede. Philadelphia, wo das Trinkwasser, wie in Newyork, durch künstliche Wasserleitungen bis vor die Stadt geleitet und dann von den Wassermännern in die Straßen verführt und in die Häuser verkauft wird, hat in den lezten Jahren eine bedeutende Verbesserung erhalten. Es ist eine Gesellschaft entstanden, die für den geringen Preis von 100 Dollars jährlich das gute Wasser in jede Wohnung und jedes beliebige Stockwerk leitet, so daß man jezt schon in den meisten Häusern im ersten oder zweiten Stock eine beständige lebendige Quelle trifft. Dieser Einrichtung verdankt die Stadt ihren Ruf der Sauberkeit, da sie die Reinigung des Innern der Wohnungen sehr erleichtert; denn das gesalzene Wasser der Straßenpumpen nimmt durchaus keinen Schmutz weg und taugt nicht einmal zum Abwaschen der Treppen.— Hinsichtlich der Miethe ist man in Philadelphia nicht so wunderlich wie in Newyork, aber eben nicht viel wohlfeiler. Die Miethe geht da vierteljährig, und die Neugierde des Hauswirthes will zwar auch befriedigt seyn, aber es ist doch bloß Neugierde, in Newyork hingegen ist es rein Spekulation. Ich habe mehrere Wohnungen hier besehen; die erste Frage war immer: „Was ist Ihre Beschäftigung?“ Da wir unsere Absicht, Ländereien zu kaufen, nicht jedem mittheilen mochten, so erwiderten wir, wir haben gar kein Geschäft. Auf eine solche Antwort würde ein Newyorker seine Hausthüre zuschlagen, um weiter keine Zeit mit Faulenzern zu verlieren; der Philadelphier belehrt einen, wie man das Nichtsthun glimpflicher ausdrücken müsse, indem er korrigirend sagt: „Also ein Familienleben.“ Ist es ein einzelner Mann oder ein Frauenzimmer, so drückt man den Mangel an Beschäftigung als ein Gentlemensleben oder ein Ladiesleben aus, und nimmt also gutmüthig an, daß Leben auch eine Beschäftigung repräsentire, wobei jedoch jeder bedenklich, aber kaum merklich, den Kopf rührt, oder eine andere Grimasse macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Der Meister hatte während dieses Spiels nach seiner Weise herzlich gelacht und einmal über's andere den beiden Frauen Winke gegeben, wie ihn der Scherz erfreue; auch Herr Jacobus Battista lachte, daß oft die Worte der Sprechenden nicht zu verstehen waren, und beide Freunde drückten sich die Hände vor Lust, wenn hie und da eine Anspielung auf Rom und die Kardinäle vorkam, besonders auf den klugen Doktor aus Padua, des Meisters geschwornen Feind. So saß er denn noch da, als das Spiel schon längst geendet, und trocknete sich unter fortwährendem Gelächter die Thränen von den Wangen, da trat, als die Frauen schon Anstalt trafen, die Bühne vom Geräthe zu reinigen, eine wunderliche, höchst abentheuerliche Gestalt zwischen den Brettern und Lichtern hervor, und indem sie sich mitten auf die Bühne stellte, nahm sie eine drohende und zürnende Stellung an. Ein Geflüster ging durchs Gemach, wer der Fremde sey? man fragte die Muhmen, die selber neugierig, noch halb mit ihrem Flitterstaat bekleidet, am Eingange lauschten, und als diese versicherten, sie wüßten durchaus nicht das Mindeste von der Maske, ließ man alle Fragen ruhen, um zu hören, was jene Gestalt, in dumpfen Tönen sprechend und sich an den Meister wendend, vorbrachte:

Du mehr als Schändlicher, den meine Zung' nicht nennt,
Weil deines Namens Klang, gleich Schwefel sie verbrennt,
Du, den kein Zorn zu hart, kein Fluch zu tief verdammt,
Es sagt von dir sich los, was nur von Adam stammt.
Denn mehr als Ahab selbst, als Nero, Caracall,
Bringst du den Himmel auf durch deinen Sündenfall!
So lang die Winde weh'n aus Süd, West, Ost und Norden,
Ist eine schlechtre That noch nicht begangen worden;
Die Erd', die dich gebar, von ihr sagst du dich los,
Wirfst schändlichen Verrath in ihren Mutterschooß.
Wohlan, mißrathner Sohn! so höre ihre Stimme:
Auch sie verleugnet dich in ihrem Muttergrimme.
So lang du auf ihr weilst, sey Ruh' dir nicht geschenkt,
Und haben sie dich einst in kühlen Grund gesenkt,
Dann faßt dich jäh ihr Arm und stößt hinaus dich wieder,
Hin zwischen Wolk' und Stern, da treiben deine Glieder,
Und nahst dem Himmel du, auch er stößt den hinaus,
Der Zwist und Unruh' bracht' in's stille Himmelshaus! —

Diese Rede, seltsam und wunderlich genug in die Ohren der erschreckten Hörer tönend, war kaum beendet und der Mann, der sie vorgebracht, verschwunden, als die Gäste, vom ungewöhnlichen Eindruck zu sich kommend, unter einander sich beriethen, ob man dem Menschen, der so kecke Drohworte vorgebracht, nicht eilig nachsetzen solle; doch ein Blick auf den Meister belehrte sie eines andern. Er lag, wie beim Anfang der Komödie, heiter lächelnd in seinem Armsessel und scherzte mit seinem Freunde; in dem Moment traten auch Frau Genevra und Fräulein Therese herbei und Copernicus sagte unter Lachen zu ihnen: „Ja, so geht's, man kann es nicht beiden Theilen recht machen; habe ich es mit meiner guten Mutter, wie Ihr eben gehört habt, verdorben, so ist es mir kein kleiner Trost, daß ich dafür eine Frau gewonnen, wie Ihr, liebe Genevra, es mir in wohllautenden Versen versichert habt, und zwar eine Gemahlin, die kein Kaiser und kein König glänzender aufzuweisen hat.“ Er lachte nach diesen Worten noch herzlicher, Herr Jacobus Battista bemerkte aber mit Kopfschütteln: „Mich gelüstet dennoch, zu erfahren, wer jener advocatus terrae war; denn wahrlich, er hat Worte vorgebracht, die mir unter andern Umständen nicht wenig Entsetzen eingeflößt haben würden. Klang es nicht so, theurer Copernicus, als sollte Euch hinfüro, als dem größten Sünder, der jemals gelebt, die Ruhe im Leben und dereinst im Grabe versagt seyn?“ — „Freilich,“ erwiderte der Astronom, „nichts Geringeres als das; doch glaubet mir, hinter jener Maske steckte wohl einer meiner lieben Schüler, oder wenn es schlimm kommt, ein Abgesandter vom Erbdoktor zu Padua, denn weiter hin verbreitet sich mein liebes Geheimniß nicht; seyd darob ganz ruhig, Freunde.“

Es war gegen Mitternacht desselben Tages, als der Meister in seinem Stübchen bei der Studierlampe arbeitete, indeß die übrige Hausgenossenschaft schon schlief. Da ließen sich leise Tritte auf der Stiege hören und bald darauf trat eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, herein und an den Tisch des Gelehrten, der nicht wenig verwundert in dem so späten Besuch den Neffen des Herzogs, den Prinzen Benedetto, erkannte. Er erhob sich und trat dem jungen Manne entgegen; er blickte in das schöne, aber durch frühe Leidenschaften gebleichte Antlitz, und schien darin lesen zu wollen, was die Wolken des Unmuths und Trübsinns, welche die hohe Stirne deckten, zu bedeuten hatten. Der Prinz bemerkte dieses Staunen und diese Aufmerksamkeit; er warf sich in einen Sessel, und nach einer kleinen Pause hob er an: „Ich komme so spät noch zu Euch, Messer Copernigo, weil mich eine Prophezeihung drückt, die ich mit allem Sinnen nicht enträthseln kann und welche ich vor wenigen Stunden erhalten; hört. Ich lag, es war um die zwölfte Stunde, müßig in meinem Sessel im Vorgemach der Herzogin; des Dienstes immer gleiche Einförmigkeit, die Langeweile des Hofes, und vielleicht mehr als dieses, der Ueberdruß am Leben selbst hatten mich in einen unmuthigen Trübsinn versenkt; die Erscheinungen des äußern Sinnes verhüllten sich allgemach vor mir und die innern Bilder des Traums stiegen in prophetischem Ernste vor meinem umdüsterten Blick auf. Mein Geist ward aus den glänzenden Gemächern des Pallastes in die düstern Gewölbe der Kathedrale von St. Marco entführt, wo die Gebeine meiner Ahnen ruhen; dort unter zertrümmerten Särgen wandelte ich, der einzige Lebendige unter den königlichen Todten, ich, der auf keine Krone hoffen kann.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Januar.

(Beschluß.)

Gesellschaftliche Gebrechen.

In die gefährliche Stellung will ich mich nicht setzen, als spräche ich gegen den Tanz; es sind nur die Karlsruher Sitten, über die ich klage, welche Herrn und Damen nur auf Bällen zusammenführen, welche die Geselligkeit nicht anders kennen, als in den mühsam aufgesuchten Sätzen einer Walzerkonversation. Ein Einsiedlerleben führen wir freilich darum noch nicht, und es gibt der Gesellschaften und Zusammenkünfte eine Menge, deren jede ihren Werth hat, den ich ihr auch nicht nehmen will. Die Einen vereinigen sich zu Thee und Aesthetik, die Andern zu Bier, Tabak und Politik, die Dritten zu Wein und Gesang, vielleicht noch Andere zu Kaffee, pietistischer Zerknirschung und Medisance, und nicht die Wenigsten zu Whist, Boston und Tarock, und Alle unterhalten sich trefflich und verlangen nicht mehr. Aber das sind Einseitigkeiten, die an ihrem Platze recht gut seyn mögen, aber in ihrer Beschränkung und Ausschließlichkeit zu gelehrtem Anstrich, zu derber Unverträglichkeit, zu frivolem Leichtsinn, zu Demuth und Unduldsamkeit, und zu Erstickung aller wahren Geselligkeit

führen können und insgesammt eine schlechte Pflanzschule derselben abgeben. Jede einseitige Ausbildung, und sey sie von dieser einen Seite noch so vortrefflich, läßt eine Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit zurück, die sich deutlich fühlbar macht, wenn sie in einen andern Kreis versezt wird, worin sie fremd ist; dieses Gefühl, wenn es nicht überwunden wird, wird zur Aengstlichkeit, zu dieser tritt eine angeborne Bequemlichkeit, welche Selbstüberwindung scheut, und eine nie ganz ausgestorbene Eitelkeit, welche sich lieber in den Verhältnissen bewegt, wo unsere Vorzüge anerkannt werden, als wo wir die linkische Seite zur Schau tragen müssen. So werden der Gesellschaft Elemente entzogen, die viele ihrer Lücken ausfüllen könnten, und der Einzelne entbehrt der gleichmäßigen Harmonie, welche sich der Einseitigkeit stets entzieht.

Wenn wir nach Abhülfe so mancher Gebrechen des öffentlichen Lebens suchen, so müssen wir in den Kreis der Familien steigen und dort den Keim des Guten legen, wenn er sicher Wurzel schlagen und nicht ein in die Luft gepflanztes Reis seyn soll. Die Religiosität, die Bildung, die Aufklärung muß aus dem Schooße der Familie hervorblühen, auch die wahre Geseligkeit muß es. Der Stoff ist da, es kommt nur darauf an, daß er angewendet, daß er nutzbar gemacht werde. Wenn ich es nicht mit Deutschen zu thun hätte, so würde ich vor allen Dingen dem Kinde einen Namen geben und eine förmliche Aufforderung in ein öffentliches Blatt einrücken lassen, etwa zur Bildung eines „Geselligkeit-Verbesserungsvereins,“ mit schmeichelhafter Motivirung und ausführlicher Auseinandersetzung der Weise und des Zwecks des Vereins. So aber, da der Deutsche diesen marktschreierischen Prunk mit Recht nicht liebt, habe ich nur über jenen Mangel geklagt, und gemeint, die Abhülfe liege nicht so ferne und sey nicht so schwer erreichbar. Es brauchten nur mehrere Familien, welche dieses Bedürfniß fühlten, den Kreis ihrer Häuslichkeit auch ihren Bekannten zu öffnen. Man wird sich wundern, daß diese ganz natürliche Einrichtung nicht wirklich längst besteht. Sie ist hier nicht Sitte. Bekannte, die es sich gegenseitig übel nehmen würden, wenn sie sich, träfen sie einander in öffentlichen Gesellschaften, nicht begrüßten und anredeten, sehen sich zu Hause nicht anders als ein oder das andere Mal im Jahre in steifen Convenienzvisiten, wo der Besuchende den Hut nicht aus der Hand legt und sich nur halb auf den Stuhl sezt, und wo der junge Mann, wenn er diese glacirten Aufwartungen öfter als gewöhnlich wiederholt, Gefahr läuft, selbst ohne je aus der Visitenposition und den Alltagsdiskursen herausgekommen zu seyn, als Freiwerber der Tochter in der Stadt herumgetragen zu werden. Ein Blick in den Familienkreis ist ihm nie erlaubt; er sieht die Angehörigen des Hauses nur in der von der Convenienz gebotenen Haltung. Daher gelten auch diese Besuche bei beiden Theilen für lästig, und sie werden nur gemacht und empfangen, weil es gegen den Anstand wäre, beides zu unterlassen. Dies wäre alles anders, wenn der Familienkreis den Befreundeten des Hauses zugänglich wäre und ein zwangloses Beisammenseyn an die Stelle der steifen Visiten träte. In freier Bewegung des Geistes, in wechselseitigem Austausch der Ideen und Ansichten, in munterm Scherz und ernsten Betrachtungen würden Kopf und Herz eine reichere Ausbeute finden, als in erzwungenen und leeren Gesprächen über Wetter und Bälle; weibliches Gefühl und weibliche Grazie würden ihren wohlthätigen Schmelz über den männlichen starren Verstand und die rohe Kraft ausgießen, und dieser würde jenem bestimmtere Richtung und Bedeutung geben. Solche Einrichtungen, von mehreren Familien zugleich getroffen, könnten nur vortheilhaft auf den Ton, auf die Bildung der Gesammtheit wirken. Die Gesellschaft wäre mehr als eine Anstalt, wo man sich mit Anstand langweilt, oder mit den Füßen die Unterhaltung sucht, die der Kopf nicht gefunden. Aber statt Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, habe ich mich nun in eine wahre Abhandlung verloren, die unsere Sitten doch nicht umgestalten wird. — Im Theater ist gegenwärtig hinter den Koulissen und im Parterre größere Thätigkeit als auf der Scene; es ließe sich viel Ernstes über die Ursachen dieser Bewegung erzählen, wenn solche Intriguenstücke nicht dem größern Publikum zu unbedeutend wären, oder darüber scherzen, wenn über diesem traurigen Spaß das Theater sich nicht immer mehr von seiner Bestimmung, einer Kunstanstalt, entfernte.

Die Karlsruher Journalistik fängt an, Muth zu bekommen. Für das neue Jahr waren vier neue Blätter und ein Beiblatt eines schon bestehenden angekündigt, einige andere sollen noch nachfolgen, und darunter ist kein einziges politisches, sondern drei belletristische, davon eines mit Bildern, weil die Welt es jezt so verlangt, und zwei religiöse. Wir wollen erst zusehen, welche davon aushalten, dann erfahren Sie vielleicht mehr darüber.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10:

Die C[illegible].

Räthsel.

Wie heißt der Koch, der für ein Ungeheuer
  Mit tausend Köpfen täglich Speise kocht?
Oft kauft er wohlfeil ein, oft allzu theuer,
  Ganz recht zu kochen hat er nie vermocht.

Er ist unschuldig: jeder dieser Köpfe
  Will andre Speise, die ihm munden soll,
Ja, sie verlangen selbst verschiedne Töpfe;
  Leicht wird der beste Koch darüber toll.

Der eine Kopf liebt süß die Speise, sauer
  Der andre, bitter will der dritte sie,
Und ihr Geschmack ist nicht einmal von Dauer,
  Verdorbner Magen oft entscheidet hie.

Meist sind auch eitel seine Lieferanten,
  Und jeder meint, daß er das Beste bringt;
Kauft gar mein Koch von Vettern und von Tanten,
  So hält es schwer, daß ihm ein Mahl gelingt.

Ja, fand er endlich für das Ungeheuer
  Und jeden Kopf die rechten Speisen aus:
Kommt ein Inspektor, wirft das Mahl ins Feuer
  Und läßt dem Koch die Sorg' um andern Schmaus.

Auch du bist von des Thieres Köpfen einer,
  O schöne Leserin, und mir ist bang,
Ob ich als Lieferant mich freue deiner
  Gewogenheit, doch liefr' ich ja schon lang.

Und endlich hätt' es wohl der Koch erfahren,
  Ob dir mißfiel die eingemachte Nuß;
Drum schmeichl' ich mir, wär' ich nicht schon bei Jahren,
  Du danktest mir dafür mit süßem Kuß.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Januar 1834.

Läßt sich die Frucht der Ewigkeit verfrühen?
Sie reifet langsam, doch sie reift.
Die Saat, die du gesäet, wird göttlich einst erblühen
Der Welt, die dich begreift.

J. D. Gries.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Beschäftigt noch mit den Gedanken des Staubes,“ fuhr der Prinz fort, „wurde ich plötzlich inne, daß die Pforten des Gewölbes sich öffneten; Licht quoll herein, und in dem Lichte trat ein himmlisch schönes Weib hervor. Es war Annonziata, die jüngste Schwester des Herzogs; sie nahte sich mir, und indem eine entzückende Gebehrde des Stolzes und der Liebe um ihre begeisterten Züge schwebte, zeigte sie mit der Rechten nach oben, die Gewölbe wichen und mein Auge erblickte den Sternenhimmel in seiner ganzen Pracht, über mir das stolze Diadem des Orion, dieses hehre Sternbild unsers Hauses. Errathe, Meister, welche Gefühle meinen Busen bestürmten; mir schwindelte, ich mußte mich auf einen Sarkophag stützen, die Blicke drohten zu erblinden. Die Hand eines Kämmerers rüttelte mich aus dem Traume wach, zornig fuhr ich in die Höhe; siehe, da flogen die Thüren auf und in ihrer ganzen Herrlichkeit, mit den Zeichen der herzoglichen Würde geschmückt, rauschte Annonziata durch den Saal. Jezt deute mir, was will der Traum, was das Wachen mir sagen?“ Der Prinz schwieg nach diesen Worten und sein finsteres Auge blieb auf die ehrwürdigen Züge des Gelehrten geheftet. „Hoheit,“ erwiderte dieser, „Du verkennst mich und mein Wissen, wenn Du meinst, ich gehöre zu jenen betrügerischen Leuten, die aus den Sternen wahrsagen; ich weiß Dir nichts zu erwidern. Die Träume sind farbige Blumen, die der dunkle Quell des erregten Bluts treibt, Schatten der Leidenschaften, die uns im Wachen beherrschen. Du hast an die Möglichkeit gedacht, Hoheit, den Thron Deiner Väter zu besitzen, und siehe, der träumerische Schmeichler der Schattenwelt verheißt Dir dessen Besitz, er zeigt Dir die Krone aus der Hand der Geliebten.“ Der Jüngling war aufgesprungen, eine helle Glut goß sich auf seine Wangen aus, er faßte krampfhaft beide Hände des Meisters, indem er mit leiser Stimme über die Flamme des Lichts hin ihm zuflüsterte: „Also das ist auch Dein Gedanke, Meister? das also verheißen mir die Sterne? Habe Dank. Aber,“ sezte er wiederum in Sinnen versunken hinzu, „aber Alfredi lebt und Giacomo ist ein rüstiger Jüngling; zwei Häupter zwischen mir und dem Throne! Und Annonziata, ist sie nicht Giacomos Braut?“ — „Was heute besteht, kann schon morgen nicht mehr seyn!“ entgegnete der Meister ruhig. „Du hast Recht, Alter! Weh dem Kleinmüthigen, der an keinen glücklichen Wechsel glaubt! Die Sterne lügen nicht. Hier, nimm dieses zum Dank; Benedetto ist Dir ewig verpflichtet für die Beruhigung, die Du in seine Brust gesenkt.“ Der Jüngling hatte eine kostbare

Goldkette von seinem Halse gelöst und sie auf den Arbeitstisch des Gelehrten hingeworfen, der verwundert und fast beleidigt das Geschenk wieder zurückgeben wollte, allein jener war schon mit einem flüchtigen Gruße verschwunden. „Die Thoren!“ rief der Zurückbleibende zornig; „da sehen sie mich nun alle hier für einen Astrologen und Zeichendeuter an. Ja freilich deute ich Zeichen; doch wer wird mir glauben, wer sie verstehen? Du ewiger, wahrhafter Himmel, du, in den ich zu schauen gelernt habe, wie ich einst in das klare Auge meines Vaters schaute, um Wahrheit und Liebe daraus zu lesen, wann wird dein Licht siegen? Ich fühle es, in den verworrenen Händeln einer trüben Zeit steh' ich einsam da, ein unbekanntes, unglaubliches Evangelium predigend. So wie es Geister gibt, die ihrem Jahrhundert voraneilen, so gibt es andere, die zu einer Zeit erscheinen, wo gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird; in ihrem unverstandenen Schmerze erscheinen dann solche der Menge thöricht und verworren. Gleich wie vom Gewölk, das den nächtlichen Himmel bedeckt, ein Theil noch dem entschwundenen Tage nachsieht, indeß der andere einer kommenden Sonne schon entgegenleuchtet, so sehen allezeit aus dem engen Fenster der Gegenwart eine Menge Menschen nach Zukunft und Vergangenheit. Ich darf meine Blicke nur auf die Zukunft richten.“ Er that noch einige unruhige Gänge durchs Gemach, ehe er wieder Fassung genug errang, die begonnenen Studien fortzusetzen.

Giuseppe, der Famulus des Meisters, hatte von den Frauen den Auftrag erhalten, die geliehenen Theaterkleider wieder ins Kloster zu bringen, woselbst eine Menge solch abentheuerlichen Putzes zum Behuf der heiligen Vorstellungen, mit denen die Mönche sich hie und da beschäftigten, angehäuft lag. Als der wohlbekannte Alte erschien, fand er in der Halle die gewöhnliche Gesellschaft lustiger Brüder beim Weine beisammen. „Nun, Gott segne Dich, Seppe!“ rief der dicke, freundliche Mann, der das Amt des Schenken versah. „Nennt mich nicht Seppe oder Giuseppe, ich mag das fremde Namengeklimper durchaus nicht hören; habe ich Euch doch oft gesagt, ich heiße Peter Johann Fürchtegott Joseph Bartel und bin aus dem herrlichen Magdeburg gebürtig, wo die tugendsamsten Frauen und die schönsten Männer wohnen.“ — „Hm, das sehen wir ja!“ rief der Wirth, indem er mit einem gutmüthigen Spottblick die kleine verwachsene Gestalt mit dem breiten, blatternarbigen Gesichte betrachtete; „nun Seppe, oder Joseph aus Magdeburg, was habt Ihr denn mit den bunten Kleidern gemacht? etwa eine heilige Komödie?“ — „Was?“ fuhr Joseph in die Höhe, „was heilige Komödie! Ihr meint wohl, der Meister finde auch an derlei Possenspielen Gefallen, wie Ihr sie hier im Kloster der Menge auftischet? weit gefehlt! unser Geschmack ist fein und gebildet, wir haben eine astrologisch-tellurisch-astralische Tragödie aufgeführt.“ Mehrere der Gäste drückten bei diesen Worten ihr äußerstes Erstaunen aus, andere fragten neugierig, was denn dieses sey, und Joseph nahm eine sehr wichtige Miene an, indem er den Finger auf den Mund legte und seine kleinen listigen Augen bedeutsam im Kreise herumgehen ließ. „Ich darf nichts verrathen,“ antwortete er endlich; „nur so viel will ich Euch sagen, um Eure ungeheure Unwissenheit in derlei Dingen etwas zu bannen: es wurde nämlich in der Tragödie nichts Geringeres bewiesen, als daß die Erde gleich einer Kugel sich dreht, sich immer gedreht hat von Anbeginn der Welt an.“ — „Oho! Joseph aus Magdeburg!“ rief der Wirth, „die Erde sich drehen?“ — „Nicht anders,“ erwiderte der Sprecher, „die Erde, dieses alte, wunderliche Stück, auf dem wir so fest und behaglich sitzen, das dreht sich mit uns und läuft mit uns noch dazu um die Sonne herum.“ — „Erkläre uns das, Seppe!“ rief ein breitschultriger Waffenschmied mit einer drohenden Miene; „ich will bei Sanct Petrus nicht glauben, daß Du Deinen Scherz treibst; sprich! was soll's mit dem Drehen der Erde?“ — „Nun gebt Achtung, ihr Leute,“ nahm mit der wichtigsten Amtsmiene, die der kleine Mann auf seinem breiten Gesichte finden konnte, der Famulus das Wort; „seht Freunde, wir wollen annehmen, es erhebe sich Jemand in die Luft, um die Stadt Rom von oben zu betrachten, wie Kraniche, Störche, Schwalben und sonstige unvernünftige reisende Vögel es täglich thun, ohne den gehörigen Nutzen von ihren Reisen zu ziehen, und es gelänge ihm, oben etliche Stunden sitzen zu bleiben, indem er auf das Eifrigste die Stadt Rom, ihre Kirchen, Palläste und Gärten ins Auge faßte, so würde er seltsam genug bemerken, daß die Thürme anfangen unter ihm weg zu spazieren, ja daß zuletzt die ganze volkreiche Stadt wie ein Traumbild dahinschwindet und statt ihrer andere Städte, ja wohl Fluß, Meer und Landschaft an die Stelle tritt, was dann natürlich spaßhaft genug anzuschauen seyn muß. Ist es nun ein leidenschaftlicher Mann, der dort oben, und hat er nicht genug Kenntniß von der ars astronomica, so wird auch ihm, wie jenen einfältigen Reisenden, der Nutzen seines hohen Standpunkts völlig entgehen, und er wird dann alles für Blendwerk und Lüge halten. Ein weiser Mann zieht jedoch aus solchen Erscheinungen den Schluß, daß die Erde sich drehe mit Allem, was auf ihr befindlich. Doch Ihr, verehrter Meister Waffenschmied, was dreht Ihr Eure dicken Fäuste denn so unablässig hin und her? meint Ihr, daß die Klötze, beim Lichte besehen, sich zierlicher ausnehmen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Unter den Gebäuden dieser Stadt zeichnen sich indessen einige durch feste, zweckmäßige, selbst schöne, aber doch nie durch geschmackvolle Bauart aus, dahin gehört vorzüglich die Münze und das Staatsgefängniß. Letzteres ist eine höchst merkwürdige Anstalt. Die Ordnung, die da herrscht, ist musterhaft, die Reinlichkeit, möchte man bei jedem andern Ort sagen, appetitlich, die Sicherheit vollkommen und mit dem kleinsten Aufwand erreicht, die Behandlung der Gefangenen korrektionell im ächten Sinn des Worts. Nicht Züchtigung, sondern Besserung ist der Zweck dieser unvergleichlichen Anstalt, der mit schönem Eifer verfolgt und meistens erreicht wird. In einem schönen, von oben hell erleuchteten Gange sind zu jeder Seite zwanzig Zellen in die dicke Mauer so schief eingeschnitten, daß man vom obern Ende alle Zellen auf einmal ganz übersehen kann; die Zellen empfangen ihr Licht durch die eiserne Gitterthüre, die vom Gange hinein führt. Kein Gefangener kann den andern in seinem Gemach erblicken, er sieht immer nur den Wächter, der alle seine Bewegungen beobachtet. Zwei solche Gänge sind so übereinander gebaut, daß der nämliche Wächter mit gleicher Leichtigkeit beide übersehen kann und mithin eine Wache für achtzig Gefangene ausreicht. Die erste Nahrung, die der Sträfling erhält, ist so karg zugemessen, daß sie kaum das Leben erhält, und die Langeweile ist seine Qual. Sie wird durch das beobachtende Auge des Wächters, wie die Erfahrung gelehrt hat, zur eigentlichen Marter gesteigert. Man behauptet, es sey noch nie vorgekommen, daß nicht der Halsstarrigste binnen vierzehn Tagen um Arbeit gebeten hätte. Aus Gnade bewilligt man ihm dann erst eine Stunde Arbeit täglich in seinem Gemache. Die Arbeit ist eines Jeden Fähigkeit angemessen und wird belohnt, das heißt, seine Nahrung wird etwas schmackhafter gemacht, dadurch aber nur die Eßlust gereizt, keineswegs befriedigt. Nach und nach wird dem Sträfling gestattet, sich durch mehr Arbeit seine Existenz immer mehr zu verbessern, so daß am Ende ein recht erträgliches Klosterleben daraus wird. Um sich alle täglichen Bedürfnisse zu verdienen, reichen im Durchschnitt vier Stunden Arbeit des Tags hin; was man ihm dann, als Belohnung einer guten Aufführung, noch mehr zu arbeiten gestattet, wird zu Gelde gerechnet und am Ende der Strafzeit dem Entlassenen auf die Hand bezahlt. So hat schon mancher ein hübsches Sümmchen erworben und dann ein Gewerbe angefangen. Viele mußten zur Annahme ihrer Entlassung gezwungen werden, keiner ist als Sträfling je wieder zurückgebracht worden, jeder hat erworben, gelernt und sich überzeugt, daß man sich mit mäßiger Arbeit gut fortbringen könne. Indessen wacht der Staat über die Ehre der Anstalt und hat stets ein Auge auf die maforennen Kinder der Akademie, wie man technisch die Entlassenen nennt, damit, wenn es einem an Arbeit gebricht, ihm sogleich Beschäftigung geschafft werde. Wenn diese Strafanstalt, wie zu erwarten seyn dürfte, allmählig ein Zufluchtsort verunglückter Emigranten werden sollte, so würde es bald an Raum gebrechen. Man wird sich dann vermuthlich die Einrichtung des Newyorker Hospice of Refuge zum Muster nehmen, und für die Fremden auf irgend eine andere Art sorgen. In diesem Gefängniß ist auch eine Tretmühle, wie im Newyorker Tower eine war, nur mit dem Unterschied, daß der mechanische Prügel weggelassen ist; auch hat die damit verrichtete Arbeit einen Zweck, nämlich täglich Wasser zur Reinigung des ganzen Hauses und in die Vorrathswannen auf dem Dache hinaufzuschaffen, und dadurch Gefangenen einen Verdienst zu gewähren, die zu keinem andern Geschäfte fähig sind, und insoferne nähert sie sich mehr der in England bekannten Maschine dieser Art.

Die nächsten Umgebungen von Philadelphia sind öde und wüst, und zum Theil sehr sumpfig. Dieser leztere Umstand äußert oft seinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; die Austrocknung dieser Sümpfe würde aber eine so große Summe erfordern, daß die guten Bürger sich zu Herbeischaffung derselben bisher noch nicht entschließen konnten; sie vertrauten lieber auf die Güte der Vorsehung, und sahen sich diesmal nicht getäuscht; denn vorigen Winter starb hier ein großer Mann, und der vermachte der Stadt die nöthigen Fonds, um dieses nützliche Werk zu Stande zu bringen. Dieser Mann hieß Gerard und ist eine jener seltenen Erscheinungen, von denen man sich in Europa so viele Beispiele erzählt, die aber hier gar nicht häufig sind. Es ist mir schon oft vorgekommen, als ob eine solche Geschichte, die durch tausend Kanäle nach der alten Welt gelangt und sich dort mit kleinen Abänderungen verbreitet, am Ende für eben so viele verschiedene Beispiele gelte.

Gerard war in Bordeaux geboren; kaum sechzehn Jahre alt verließ er seine Vaterstadt, ungefähr so, wie der weise Bias das belagerte Priene; nur war Bordeaux nicht belagert, auch ließ Gerard nichts zurück, führte aber doch wie Jener Alles mit und bei sich, nur daß seine Talente, wegen gänzlichen Mangels an Elementarunterricht, nicht entwickelt waren, und die Gabe, das Glück zu finden, zu ergreifen, zu benutzen, bei ihm noch ganz im Keime lag. So kam er nach Philadelphia, wo er eigentlich erst seine Erziehung anfing, und nebenbei sein Stückchen Brod erwerben mußte. Seine Erziehung war also ächt amerikanisch, und ist seinen Fähigkeiten so gut zu Statten gekommen,

daß er ein Muster aller Meister geworden ist. Anfänglich verrichtete er die niedrigste Arbeit, dann diente er in einer Schreibstube, endlich saß er selbst am Schreib- und Rechentisch. Das sitzende Leben wollte ihm aber nicht behagen, sein Geist strebte nach selbstständiger Thätigkeit. Er ging nach Charlestown, miethete einen Keller, kaufte von den ankommenden Schiffen ein paar Säcke Erdäpfel, die er an die armen Leute wieder im Kleinen verkaufte, gewann Geld und Kredit, und konnte seinem Handel bald einige Ausdehnung geben. Oft verfinsterte sich sein Stern, nie unterlag sein Muth; sein Schicksal trieb ihn in verschiedenen Staaten herum, mit allen Gegenständen des Handels versuchte er sich, launisch wechselte des Glückes Gunst viele Jahre lang. Da hörte er einstens, als er eben bei Kasse war, von einer grossen Bank in Philadelphia, die auf dem Punkte stehe, bankerott zu machen. Gerard eilte nach Philadelphia, unterhandelte mit den Bankiers, fand sich um einen Spottpreis mit den Schuldnern und Aktionärs ab und ward Eigenthümer der Bank, deren ungeheure Geschäfte er nun leitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die große Oper.

Ueber die Leistungen der großen Oper kann man kaum noch einen Bericht aus Paris schreiben. Der Direktor, Dr. Veron, läßt schon im Voraus wissen, was gegeben werden soll und wie er es geben will. Auf die Pariser Oper hat ganz Europa die Augen gerichtet; es weiß lange vorher, was darauf Neues vorbereitet wird, und es hat keine neuen Opern, als diejenigen, die es der Pariser Bühne abborgt. Die Engländer, welche es im Spekuliren weiter gebracht haben, als andere Völker, sind beständig auf der Lauer, um kein Stück, das in Paris die Kassen füllt, unbenuzt vorübergehen zu lassen. Für sie ist daher die Aufführung einer neuen und großen französischen Oper eine wichtige Begebenheit, auf die sich spekuliren läßt. Daher sind sie auch schon während der ersten Vorstellung bei der Hand, um sogleich ihre Berechnungen anstellen zu können. Die Engländer haben keinen Operngeist, obschon ihre reiche Welt gern Opern sieht und theuer zahlt. Ihre Theaterunternehmer haben berechnet, daß eine Oper bei ihnen auch nicht mit so geringen Kosten gedichtet, in Musik und in Scene gesezt werden kann, als zu Paris. Es ist daher weit klüger, daß sie die Opern ganz fix und fertig von Paris aus einführen, statt sie in den geistigen Treibhäusern Englands mit großen Kosten hervorzubringen. Dadurch wird die Dramatik in England eben nicht aufgemuntert; was kümmert dies aber die Spekulanten, die nichts anders berechnen, als plus und minus? Ein- oder zweimal haben sie sogar die gesammten Dekorationen eines großen Stückes in Paris aufgekauft und nach England hinübergeschifft, um die Kosten der Nachahmung zu sparen. So hastig als die englischen Theaterunternehmer sind nun freilich die deutschen nicht; auch haben leztere keinen so großen Gewinn zu hoffen. Sie machen es sich bequemer; ist der Erfolg einer Pariser Oper nicht mehr zweifelhaft und hat die Polizei in Deutschland nichts gegen die Aufführung einzuwenden, so findet sich leicht ein Dichter, der für ein paar Thaler den französischen Text übersezt oder, wie man sagt, bearbeitet, und die Musik bekommt man durch Ankauf eines Exemplars, oder gar eines Nachdrucks der Partitur. So erscheint denn nach und nach alles in Paris gut Aufgenommene in deutsch-französischer Gestalt; einige patriotisch gesinnte Leute eifern dagegen, allein es hilft nichts, Paris gibt den Opernton an, und er wird vom Eismeere bis zum mittelländischen wiederholt. Das Schlimmste ist, wie gesagt, daß sich kein Bericht mehr darüber erstatten läßt; denn kaum sind vierzehn Tage seit der ersten Aufführung einer neuen Pariser Oper oder eines Opernballets verflossen, so weiß auch beinahe ganz Europa schon durch die Zeitungen, was für neue Wunder darin angestaunt werden. Deßhalb würde es jezt auch ganz überflüssig seyn, die Leser über den Inhalt des Taglionischen Ballets: „der Weiberaufruhr im Serail,“ belehren zu wollen, denn sie sind bereits vor mehreren Wochen durch alle Tageblätter darüber belehrt worden, und diejenigen, für welche die „sieben Mädchen in Uniform“ etwas Wunderbares waren, haben noch weit mehr gestaunt, als man ihnen von hundert Mädchen erzählt hat, die auf der Bühne exerziren. Taglioni ist eben kein Wundermann im Erfinden der Ballette, und das lezte besonders mag ihn wohl nicht viel Zeit und Mühe gekostet haben; aber er hat eine Tochter, die weit himmlischer tanzt, als er dichtet, und diese Tänzerin hat eine Menge Gefährtinnen, die wo nicht himmlisch, doch sehr gut tanzen, und dann hat Veron seine besten Dekorationsmaler in Bewegung gesezt. Die Augen haben in dem neuen Ballette viel zu bewundern, es wird vortrefflich getanzt, damit begnügt sich das Publikum, und Taglioni's Ballet wird beklatscht, als ob er ein poetisches Meisterstück zur Welt gebracht hätte. So lange Taglioni seine Tochter bei sich hat, braucht er seinen Dichtergenius eben nicht sehr anzustrengen; seiner Tochter Füße und Grazie ergänzen des Vaters mangelhafte Erfindungen, die indessen der Operndirektion etwas theuer zu stehen kommen. An den Aufwand ist aber Veron gewöhnt, er gehört zum Bestande der Oper; ein nach Inhalt und Musik meisterhaftes Stück ist auf dieser Bühne etwas Seltenes; auch ist es ganz in der Regel, daß, während das Ohr bei einem langen musikalischen Stücke fast ermüdet, das Auge Beschäftigung und Unterhaltung bekomme. Dr. Veron, der sein Publikum recht wohl kennt, läßt daher auch nichts unversucht, um es durch verführerische Kunstgriffe zu bestechen. Bald gibt er ein mit allem Opernprunke ausgestattetes fünfaktiges Stück mit Tänzen, bald gibt er den Auszug einer Oper mit einem langen Ballette, bald wieder zwei Aufzüge aus verschiedenen Opern, mit eingeschobenem Ballette; kurz, der Geist des dirigirenden Mannes ist unerschöpflich in Versuchen, das Publikum zu reizen und herbeizuziehen. Es wäre jammerschade, für das Vergnügen des Publikums wenigstens, wenn dieser Doktor von der Oper seine Hand abzöge, sie würde bald wieder das schleichende Fieber bekommen, das sie ehemals häufig überfiel. Aber eben dieser Wundermann hat mit seiner Kur die alte Oper fast ganz todtgemacht; von allen den vielen Meisterstücken, die sonst das Publikum ergözten, von Sacchini, Gluck, Piccini, Paesiello, Mozart, Mehul, Cherubini wird seit einigen Jahren nichts mehr gegeben. Unter allen jezt aufgeführten Opern zählt die älteste höchstens zwanzig Jahre; was darüber ist, wird ganz vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Januar 1834.

— Wenn die lieben Götter
Vermögen geben, geben sie die Weisheit
Als Zugab' obendrein.

Wieland nach Horaz.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Jezt war Gerard an seinem Plaz, die Noten der Bank, die zu der Zeit mit 93 Procent nicht mehr kursiren wollten, hoben sich schnell. Die Hoffnung trieb sie in ein paar Jahren wieder al pari, wie sie der Schrecken in ein paar Wochen im Kredit so entsetzlich herunter gebracht hatte. Gerard konnte nun jeden Tag sechs Millionen Dollars realisiren, denn er hatte nach und nach mehrere der schon früher erwähnten Landbanken von guter Hypothek, aber gedrücktem Kredit an sich gebracht. Und was hatte er gewagt? Nicht mehr als ein Sümmchen, wie er es schon oft gewonnen und wieder verloren hatte. So ward er denn auf einmal ein großer Mann, obgleich er in seinem Haushalte einfach blieb, ja ärmlich lebte. Die Rangordnung richtet sich zwar, wie schon früher bemerkt, nach dem jährlichen Aufwand, den ein Haus macht, jedoch ohne Rücksicht auf die Einnahme, weil man überhaupt nicht nach Interessen rechnet, sondern nach Vermögen, wie wir beim Bankwesen schon gesagt haben. Von Zinsen ist keine Rede hier, wer sich von den Geschäften zurückzieht, muß vom Kapital zehren. Wenn aber ein Kapital so groß und so bekannt ist, wie das, welches Gerard besaß, so gehört der Eigenthümer, auch ohne daß man seine häuslichen Ausgaben abwiegt, natürlich in die erste Rangklasse. Für seine armen Verwandten hat der reiche Bankier nichts gethan, außer daß er eine Nichte zu sich nahm, die dann den französischen General Lallemand heirathete, der sich so viele, leider erfolglose Mühe mit der Gründung des bekannten Champ d'Asile gegeben hat. Die lezten Jahre seines Lebens brütete Gerard Plane aus, die seine Unsterblichkeit gründen sollten, ohne jedoch seiner Kasse, so lange er lebte, empfindlich zu werden. Er starb 1832 als Wittwer und hinterließ mehrere Kinder, deren jedem er hunderttausend Dollars nebst dem Rath vermachte, mehr zu erwerben; seiner Nichte hinterließ er fünfzigtausend Dollars. Mit dem übrigen Vermögen, das zu der Zeit nach amtlichem Inventar sechs Millionen und einige hunderttausend Dollars nur an Baarschaft betrug, sollte folgendermaßen verfahren werden. Eine große Summe wurde zur Ausrottung der Sümpfe bestimmt; dann sollte ein von vier Gassen eingefaßtes, bestimmtes Quadrat in der Stadt gekauft, alle Häuser darauf niedergerissen, und nach einem von ihm ersonnenen Plane, dessen Genauigkeit bis zur grillenhaften Albernheit geht, ein neues Gebäude Behufs einer Erziehungsanstalt für 300 Zöglinge erbaut werden. Auch der ganze Erziehungsplan ist genau vorgeschrieben, zeigt aber zum Aergerniß der Amerikaner, daß Gerard

ein Feind aller Geistlichen war, wessen Glaubens sie auch seyen. Dies ist der einzige Zug, wodurch er sich in und nach seinem Leben vom Nationalcharakter entfernte. Zur beständigen Unterhaltung des Hauses bestimmte er eine Summe, die nach Bedarf auch erhöht werden kann; sie soll verwaltet und mit ihr so operirt werden, daß der Ertrag sie vor der Abnahme sicher stelle und die Unkosten decke. Was dann noch vom Nachlaß erübrigt, dafür soll die Säuberung der Stadt, und besonders einiger namhaft gemachten, äußerst schmutzigen Gassen vorgenommen und zur fernern Unterhaltung gleichfalls ein Fond zurückgelegt werden. Dieser lezte Punkt war gar nicht im Geschmack der Philadelphier; ihrer Stadt hinsichtlich der Sauberkeit einen Vorwurf zu machen, der noch dazu, wie es hier der Fall war, in allen Zeitungen aktenmäßig herumkommen mußte, das war eine unverzeihliche Beleidigung. Man sieht, Gerard war kein Oekonom, auch kein Liebhaber von Wassermelonen, deren Schaalen er ausdrücklich hinweggeschafft wissen wollte. Der gute Mann hat aber nicht das rechte Mittel ergriffen; ehe man die Schweine um ihre Leckerbissen bringt, muß das Schulgebäude stehen und bestehen, und die Summe dafür ist nur unmaßgeblich vorgeschrieben; man wird daher den Ueberschlag so einzurichten wissen, daß die Testamentsexekutoren und das liebe Vieh gewiß zufrieden seyn können. Man wird vielleicht meinen, die natürlichen Erben seyen mit ihrem Theil sehr unzufrieden gewesen; ganz und gar nicht; hier zu Lande hat man keine so verwöhnten Kinder, die da glauben, sie müssen Alles und von Allem haben. Kinder beerben zwar immer ihre Eltern, wenn kein Testament da ist, aber häufig, sehr häufig kommen sie viel schmaler weg, wenn eines da ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Ich meine,“ bemerkte der Angerufene, „daß Ihr ein Spaßvogel seyd, wie ich noch keinen gesehen. Drehen, sagt Ihr? die Erde sich drehen? ei ei. schaut doch her, was auf meiner Hand oben sizt, bleibt sitzen, drehe ich aber den Ballen, so muß es herab. Wie kommt es denn nun, Meister Joseph aus Magdeburg, daß Niemand unter uns von der Erde herabfällt?“ Die andern stutzten bei dieser Bemerkung und begleiteten sie mit einem fragenden Blick auf den Redner, dieser zeigte jedoch sein volles Uebergewicht, indem er mit gelehrtem Stolze ausrief: „Ei, ei, Meister Giottino, Ihr seyd doch sonst ein kluger Mann; könnt Ihr Euch denn dieses nicht selbst erklären? Woher kommt es denn, daß in der Nacht am meisten Leute sowohl als Dinge verschwinden, so daß man durchaus nicht begreift, wo sie bleiben? warum läßt der Podesta immer Nachts die Wachen verdoppeln auf den Straßen, um die Leute alle in die Häuser zu schicken, und sind dessen ungeachtet nicht noch vor wenig Wochen sechs Gauner, die in den Pallast einbrachen und die die heilige Justiz schon am Kragen hatte, verschwunden, spurlos verschwunden? Da habt Ihr nun die Erklärung: herabgefallen sind sie, bei einem besonders raschen Umschwung wundert mich das durchaus nicht. Ihr seht, daß dergleichen Umschwunge mit so heftigen Stürmen begleitet sind, daß den Häusern die Dächer und den Leuten die Hüte abgerissen werden.“ — „Das ist wahr!“ rief der Wirth, „ich kann's bezeugen, am St. Christophstage ist mir die halbe Scheune eingerissen worden, nur durch ein Wunder ist das alte Wohngebäude stehen geblieben.“ — „Seht,“ fuhr Joseph fort, „das ist nun wieder so ein leidenschaftlicher Umschwung gewesen, wie manchesmal die alte Erde vollführt, gleich einem eiteln, gichtbrüchigen Mütterchen, die es der Jugend im Tanze gleich machen will und deren Glieder nun wider Willen in eine so wilde Gelenkigkeit gerathen, daß sie durch den Saal schaukelt und schwankt und man ihr nur mit Graus nachsieht, wie die Röcke fliegen und das Haar auseinander stäubt.“ — „Ei, daß sie die Tarantel stäche, die Alte!“ rief ein Schneider, dessen hochgeröthete Nase die Masse des genossenen Landweins und den Grad seiner Gläubigkeit anzeigte; „ja, ja, ich spüre, der sehr ehrwürdige und gelehrte Ausländer mag ganz Recht haben, sitze ich doch selbst nicht mehr fest auf der Bank; wer hätte auch nur auf solche Tücke rathen können!“ Seine beiden Nachbarn pflichteten ihm bei, nur der dicke Wirth rief: „Was wollt Ihr uns aufbinden, Freund Magdeburger? bin ich doch in Ehren meine sechzig Jahr alt geworden und habe von dem Teufelszeuge nichts gehört.“ — „Weil Ihr überhaupt nichts hört,“ erwiderte Giuseppe. „Ihr lebt hier im Sacke, Freund, allein kommt nur zu uns nach Deutschland, und Ihr werdet ein Dutzend Ohren aufsperren dürfen und werdet dennoch nicht all das Neue und Treffliche vernehmen, was täglich bei uns auf den Gassen vorkommt.“ — „Von Deutschland her kam auch das Ketzerthum!“ tönte [illegible] dumpfe Stimme aus der Ecke der Halle, wo ein hagerer, blasser Mönch Platz genommen. Bei dem Klang dieser unheilbringenden Worte bekreuzigten sich in der Stille alle Gäste, nur Joseph nicht. „Freilich!“ rief er, „ist Euch jedes Ding Ketzerei, das nach Kunst, Wissenschaft und höherer Erkenntniß schmeckt.“ Der Mönch erhob sich und verließ die Halle, nicht ohne einen finstern, drohenden Blick auf den Sprecher zu werfen. Der dicke Wirth zeigte sich bekümmert. „Was habt Ihr gemacht?“ flüsterte er Josephen ins Ohr; „wißt Ihr denn nicht, daß nicht einmal im Scherz dergleichen Worte hier gehört werden dürfen! wo denkt

Ihr auch hin mit all den wunderlichen Reden? Freund, bedenkt, daß Ihr und Euer Meister schon in der Stadt Aufsehen machet. Nehmt Euch in Acht!“ Joseph wollte auf diese gutgemeinte Warnung etwas erwidern, als seine und der andern Gäste Aufmerksamkeit auf eine eben hereintretende Gestalt gerichtet wurde. Es war ein Mann in dürftiger Kleidung, sein bleiches Antlitz war nicht vom Alter in so tiefe Falten gelegt, das Erleiden eines fürchterlichen Schmerzes hatte es verzerrt und ihm seinen natürlichen Ausdruck genommen, ebenso war der Körper, früher wohl lang und aufgerichtet, jezt tief gebeugt und auf der einen Seite gelähmt, aus dem Blicke der irr umhergehenden Augen sprach der Wahnsinn. Mühsam schleppte er sich auf den von den Andern gesonderten Platz, den der Wirth ihm anwies. „Seht,“ sezte dieser seine leise Rede fort, „seht, liebwerthester Seppe, das lebendige Zeugniß von dem, was ich Euch eben gesagt: jener da, der gleich einem Gespenste nur noch im Dunkeln herumschleicht, dessen Antlitz und Körper Spuren einer furchtbaren Verwüstung tragen, noch vor wenig Jahren habe ich ihn als einen großen, stolzen, äußerst gelehrten Herrn gekannt, der mit Fürsten und Herrn der Kirche Umgang pflog, an den Höfen wohlgelitten war, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner angenehmen Sitten, und nun seht, eine Nacht, eine fürchterliche Nacht, Giuseppe, eine Nacht unter den Foltern der Inquisition — still, mein Sohn, stille! — diese eine Nacht hat den gesunden, schönen Mann zu einem häßlichen Krüppel, den Liebling der Fürsten zum Gespött des Pöbels, den gelehrten Meister in den trübseligen, wahnsinnigen Narren, der er jezt ist, verwandelt. O, mein Schatz, laß Dir sagen, auch bei ihm brannte spät um Mitternacht die einsame Lampe, auch er blätterte viele alte Bücher auf, auch er hatte einen kleinen puckligen Diener, wie Du bist, auch er hatte Dinge entdeckt, alberne, nichtsbedeutende Dinge; aber Gott sey dem Sünder gnädig! der heiligen Brüderschaft gefielen diese Dinge schlecht, sie zog ihn vor Gericht, und es kam, wie ich Euch gesagt. Jezt läuft der Blödsinnige umher und predigt, wer es hören will, ein wunderliches Evangelium, das nach der Folterbank schmeckt; ja, er ist ein gänzlich verrücktes Haupt.“ Joseph, dem in dieser ganzen Rede nur der Umstand einiger Aufmerksamkeit werth schien, daß es das Ansehen hatte, als wolle man sich über seine Gestalt lustig machen, rief jezt im Zorn, indem er den Wirth von sich stieß und in ein boshaftes Gelächter ausbrach: „Ja wohl, Ihr habt ganz Recht, mein Meister steht mit dem Teufel im Bunde, und zwar bin ich der Leibhaftige, der ihm dient und der euch allen nächstens über Nacht die Hälse umdrehen wird; die Köpfe stehen euch ohnedies verdreht genug.“ Mit dieser Drohung, die bei Einigen Lachen, bei Andern Unwillen erregte, verließ der kleine erzürnte Mann die Halle.

Vier Tage waren vergangen seit der Darstellung des Schauspiels und jenen eben erzählten Begebenheiten, als wiederum spät in die Nacht hinein der Meister Copernicus in seinem Studierzimmer saß und arbeitete. Von einem Blatte, auf dem vielfach ineinander gehende Kreise mit Sauberkeit hingezeichnet waren, schaute jezt der Gelehrte auf, als leichenblaß im Gesicht ein alter Diener des Hauses sich an der Thüre zeigte. „Was ist Dir, Checco? was bringst Du so spät?“ — „Unglück, Herr!“ stammelte der Alte; „unten steht ein Diener des Herzogs mit noch zwei andern Herrn; sie bringen den Befehl, daß Ihr Euch sogleich anschickt, ihnen in den Pallast zu folgen.“ — „Jezt, in der Nacht? Du träumst, Checco.“ — „Ich träume nicht, Herr; Ihr könnt selbst die Leute unten sprechen; mit Mühe ist es mir gelungen, sie abzuhalten, daß sie nicht selbst die Stiege heraufkamen; sie hätten ja das ganze Haus wieder wach gepoltert.“ — „So gib mir meinen Mantel, meinen Hut und Stock,“ rief der Gelehrte, nachdem er nachdenkend ein paar Schritte im Zimmer auf und ab gegangen. Der Diener that, wie ihm befohlen, allein mit den Zeichen der äußersten Besorgniß und Furcht. „Aengstige Dich nicht,“ rief sein Herr ihm zu, „wecke auch Niemanden im Hause auf; wer weiß, was der Herzog mir Besonderes mitzutheilen hat; vielleicht will er in der sternenhellen Nacht Beobachtungen anstellen; in einer halben Stunde bin ich wohl wieder da.“ Diese Worte, mit der ruhigsten Miene ausgesprochen, vermochten doch nicht, die Besorgnisse des Alten ganz zu verbannen; er folgte seinem Herrn auf dem Fuße die Stiege hinab und hörte, wie er unten die in Mäntel gehüllten Gestalten begrüßte, mit ihnen Worte wechselte, und endlich, von ihnen eingeschlossen, leise aus der Hausthüre trat. Checco sah dem stillen, unheimlichen Zuge nach, wie er im weißlichen Mondschein sich über die einsame Gasse hinbewegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gaselen.

Empor!

Wie nach Wasser lechzt ein trockner Schwamm,
Wie nach seiner Mutter blöckt das Lamm,
Wie die Braut mit ahnungsvollem Herzen
Ausschaut nach dem fernen Bräutigam:
Also sehnt sich dorthin meine Seele,
Wo sie einst im Meer des Lichtes schwamm,
Eh' sie schuldbefleckt herabgewiesen,
Einverleibt ward einem sünd'gen Stamm.

Doch sie ringt empor sich aus den Sünden,
Wie Nymphäen aus des Sumpfes Schlamm,
Und entgegen sträubt umsonst der Drache
Ihr den rothen, giftgeschwollnen Kamm;
Mit der Tugend göttlichem Verlangen
Strebt zu brechen sie des Lebens Damm.
Die Befreite nimm mit starken Armen
Auf in deinen Schooß, o Abraham!

Vergänglichkeit.

Bedenke, daß der Erde Tand vergeht,
Wie kühles Eis in warmer Hand vergeht!
Ach! nicht allein des Leichtsinns eitle Spiele,
Des Ernstes Walten und Verstand vergeht.
Hinwelkt das Gras, und auch die heitre Rose,
Der Liebe süßes Unterpfand, vergeht.
Die Spuren des gewalt'gen Geistes schwinden,
Wie eine Schrift im leichten Sand vergeht.
Was in der Jugend wonnetrunknen Tagen
Ein feuriges Gemüth empfand, vergeht.
Vorüber schwebt das Larvenspiel des Lebens,
Wie Schattenspiel auf einer Wand vergeht.
Doch wisse, daß die reine Seele nimmer
Mit ihrem irdischen Gewand vergeht,
Wenn auch entfesselt wird das alte Feuer
Und diese schöne Welt im Brand vergeht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Brunets Abschied.

An der Oper ist es ein Unglück, alt zu seyn und in einer alten Form aufzutreten; hier stellt sich Alles verjüngt dar und jede Spur der Vergänglichkeit wird ängstlich entfernt; allein auch die jezt so blühend erscheinenden Meisterstücke werden veralten, und mit denen, die sie verdrängt haben, das Schicksal theilen, von einem undankbaren, stets nach Neuem sich sehnenden Publikum vernachlässigt oder gar vergessen zu werden; denn die Schuld des Publikums ist es noch mehr, als die des Operndirektors, daß das alte Repertoire ganz bei Seite gelegt ist. Sogar die Napoleonsche Zeit ist für die Pariser Oper das Alterthum geworden, und vergebens würde man ein Stück suchen, das zu jener Zeit die schaulustige Welt ergözte; alle Stücke aus jener Zeit sind so gut verschwunden, wie die einer frühern. Etwas Aehnliches erlebt man zwar auch auf andern Bühnen, jedoch nicht in demselben Grade, und obschon das Théâtre français es auch meistens mit Neuigkeiten zu thun hat, so werden doch deshalb Molières Lustspiele und Corneilles und Racines Trauerspiele darüber weder vergessen, noch vernachläßigt. — Brunet, der alte komische Schauspieler, hat vor Kurzem von einem Publikum Abschied genommen, das er über dreißig Jahre lang zum Lachen gebracht hat. Selten werden die komischen Schauspieler so alt auf der Bühne; denn entweder ihr Talent oder ihre Kraft schwindet mit den Jahren. Brunet aber, der nie sein Spiel übertrieb und sich nicht einmal anzustrengen schien, dem das Komische, besonders das Niedrigkomische, von dem er sich klüglicherweise nie entfernte, ganz natürlich von der Hand ging, als ob er von der Natur ausschließlich dazu berufen wäre, Brunel ist sich stets gleich geblieben. Freilich erregte er zulezt nicht mehr so viel Aufsehen, wie vor 20 oder 25 Jahren; damals war er fast der Einzige in seiner Art; seitdem haben Andere ihn nachzuahmen versucht, und zwar mit mehr oder minder Glück. Der Reiz der Neuheit war verschwunden; auch gefällt die Gattung des Niedrigkomischen nicht so lange, wie die höhere Gattung. Uebrigens ist Brunet einer der glücklichsten Schauspieler, die es je gegeben hat; er war seit langer Zeit Miteigenthümer des Variétésstheaters, auf welchem er so lange gespielt hat. Er hatte keine Obern, als seine Mitunternehmer, konnte nach Belieben spielen oder nicht, eine Rolle annehmen oder ausschlagen. Gastreisen brauchte er nie zu machen, denn er war vermögend genug, und er hätte schon lange gar nicht mehr zu spielen gebraucht; aber wahrscheinlich machte ihm eine Beschäftigung, die ihn sehr wenig Mühe kostete, Vergnügen. Ein großer Kummer war ihm jedoch vorbehalten. Er hatte seine Tochter an einen begüterten Mann verheirathet, der sich mit großen Spekulationen abgab. Seine Geschäfte schlugen aber fehl, und in seiner Verlegenheit erschoß sich der Mann. Es liegt etwas Rührendes in dem feierlichen Abschiede, den ein alter und allgemein beliebter Schauspieler von seinem Publikum nimmt. Die Pariser sind in diesem Falle auch keineswegs undankbar, und bezeigten dem abtretenden Liebling durch ein volles Haus und durch lebhafte Beifallsbezeugungen ihre Zufriedenheit. Dies geschah denn auch bei der lezten Vorstellung zum Besten Brunets, zu welcher mehrere große Schauspieler von andern Bühnen, sogar Dlle. Mars, beitrugen. Brunet stand auch noch in dem, obwohl unverdienten, Ruf eines kühnen Oppositionsmannes. Er hatte sich einmal einen unbedeutenden Scherz über eine Staatseinrichtung zur Zeit der Konsularregierung erlaubt, der wahrscheinlich nicht von ihm selbst herrührte, sondern in seiner Rolle lag, oder von den Verfassern mündlich hinzugesezt worden war. Er wurde deshalb, wie man sagt, 24 Stunden festgesezt, nach dem Brauche der alten Regierung, welche, wenn sie mit den Schauspielern unzufrieden war, dieselben ohne Urtheil, ohne Verhör ins Fort l'Evêque sperrte, so lange es ihr beliebte. Da keine Preßfreiheit vorhanden war, so hatte sie auch keine Widerrede zu befürchten, und nur zuweilen empörte sich ein großer und allgemein beliebter Schauspieler öffentlich wider solche Eigenmacht. Etwas dergleichen hatte sich denn auch die Bonapartesche Polizei gegen Brunet erlaubt, der wahrscheinlich dieses Ungemach ziemlich geb[illegible] ertrug; aber nicht so das Publikum; denn dieses entrüstete sich über dem kleinen Gewaltstreich, und von nun an kamen allerlei Calembours oder Wortspiele wider die Regierung zum Vorschein, die alle Brunet zugeschrieben wurden, ohne daß er wohl auch nur ein einziges davon erfunden hat. Deshalb haben ihn bei Gelegenheit seiner lezten Vorstellung mehrere Journale sonderbarer Weise mit Talleyrand verglichen, dem auch eine Menge arger Bonmots zugeschrieben wird, an denen er wahrscheinlich ganz unschuldig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Januar 1834.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Goethe.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Der Gelehrte, der sich im Innern nicht so ruhig fühlte, als er sich äußerlich gegen seinen alten Diener gezeigt, ließ einen Theil seiner Besorgnisse schwinden, als er, in einer Seitenabtheilung des Pallastes angelangt, in ein höchst angemessenes, ja sogar mit Bequemlichkeiten aller Art versehenes Gemach geführt wurde. Nach einem kurzen Schlummer hörte er gegen die Morgenstunde den Hauptmann der Wache die Thür öffnen, einem jungen Menschen den Eingang gestattend, der Niemand anders als der Student Paul war, welcher trotz der erzwungenen Fassung den Meister mit höchst bekümmerter Miene begrüßte. Dieser, um dem in der Stube bleibenden Offizier allen Verdacht zu benehmen, als waltete hier ein Geheimniß ob, rief seinem jungen Freund mit heiterer Miene zu, er möge nur frei und ohne Umstände alles sagen, was er auf dem Herzen habe. „Wir sind Euretwegen nicht wenig in Sorgen, verehrter Meister,“ nahm der Jüngling nach dieser Aufforderung das Wort, „und wissen nicht, was Eure Herberufung zu bedeuten hat, besonders, könnt Ihr Euch denken, sind Eure beiden Muhmen untröstlich; sie haben vor, sich im Pallaste vorstellen zu lassen, um dem Herzog Euretwegen einen Fußfall zu thun und um Eure Freigebung zu bitten, falls Ihr dieses Vorhaben billiget.“ Copernicus schüttelte das Haupt; er selbst, erwiderte er, sehe in seiner Lage nichts Schlimmes und erwarte überall das Beste von der Zukunft, da er sich durchaus keines Unrechts bewußt, und so möge man auch zu Hause sich in Ruhe fassen. Hiermit übereinstimmend, traf er noch einige Anordnungen, befahl herzliche Grüße den Frauen und dem alten Jacobus zu bringen, und reichte dem Studenten, der sich noch immer die Thränen abtrocknete, die Hand. Beim Namen Jacobus winkte der junge Mann mit den Augen, so daß der Hauptmann es nicht gewahr wurde, und zog ein kleines Buch hervor: „Dieses schickt Euch der Professor, damit Ihr hier Eure Zeit nicht nutzlos verlieren möget, Euren Liebling, den Pindar.“ Der Offizier trat hinzu und bat sich sehr artig das Buch zum Durchblättern aus, er warf einen Blick hinein und sagte sehr beruhigt: „das sind lateinische Gebete, die sollt Ihr lesen.“ Als Paul und der Hauptmann fort waren, untersuchte Copernicus das Buch, und wirklich fand sich in demselben, wie er gehofft, ein Papier, welches von Jacobus Hand folgende Worte enthielt: „Theurer Freund, wir sind Deinetwegen in Verzweiflung. Du bist verrathen, auf das Schändlichste verrathen! Deine Feinde in Padua haben Mittel gefunden, den Inquisitoren zu Bologna Deine große Entdeckung als die fluchwürdigste

Ketzerei anzugeben; das ganze Kloster haßt Du gegen Dich. Der Herzog, der Dich kennt und schätzt, seine willkommene Gegenwart in dieser Stadt ist unser aller Trost; läßt er Dich vor sich, so ist das einzige Rettungsmittel, daß Du Alles für Lug und Trug erklärst und jede Behauptung öffentli » widerrufst. Deine große Entdeckung kann hiebei nichts leiden, und wenn Du aus diesem Lande der Falschheit und der trüben Vorurtheile wieder heraus bist, dann magst Du desto freier handeln." — „Nein, edler, aber zu besorglicher Freund!" rief Copernicus, den Brief zusammenfaltend, „verleugnen will ich mein Verdienst nicht; ist es gleich gering, so ist es doch die Frucht redlichen Willens, unausgesezter, jahrelanger Thätigkeit, und eine eitle Menschenfurcht soll sie mir jezt zerstören? Nein, mein Battista, auch der Gelehrte muß etwas vom Helden an sich haben; fordert ihn ein feindseliger Haufe heraus, so soll er ihm die offene, freie Stirn bieten. Wie seltsam!" sezte er, in Gedanken verloren, im Gemach auf- und abschreitend, seine Rede fort, „die Bitten meiner Freunde haben nichts über mich vermocht, die Uebelwollenden aber bringen mich zum Geständniß."

Eine Stunde hierauf erschien der Hauptmann von Neuem und beschied den Gelehrten in die Gemächer des Herzogs hinauf. Er folgte sogleich und trat, indem er seinen Geist mit Fassung rüstete, in den Saal, dessen Mitte ein Tisch einnahm, der mit Papieren bedeckt war und an dem ein paar Schreiber Platz genommen hatten. Der Gelehrte, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte, erfuhr von seinem Begleiter, daß er im Gemach des Geheimschreibers des Herzogs sey, und daß der Pater Robertus, der jenes Amt bekleidete, sogleich erscheinen werde. Copernicus kannte diesen Mann als einen beschränkten Kopf, zugleich aber auch als einen arglistigen, boshaften Unterhändler im Dienste des Beichtvaters des Herzogs; unruhig wandte er daher seinen Blick auf die Gestalten, die jezt herein traten, fühlte sich aber nicht wenig beruhigt, als mit jenem Robertus ein junger Jesuitenpater, Vinzentius von Bartola, eintrat. Diesen liebenswürdigen und klugen Jüngling kannte er gar wohl, er hatte ihn wenige Wochen hindurch zum Schüler gehabt und seine gelehrten Forschungen, die sich das gleiche Ziel gewählt, geleitet, jezt aber, da er Erzieher eines kleinen Prinzen des herzoglichen Hauses geworden, verließ er nur selten den Pallast. Ein paar andere Herrn, von denen der eine ein rundes, schelmisches Gesicht hatte, traten ebenfalls ein und blieben an der Thüre stehen, so daß man sie für Leute vom Hofstaat halten mußte. Der Pater, nachdem er einige Papiere zusammengeschoben und mit den Schreibern ein paar Worte gewechselt hatte, bat durch einen gütigen Wink den Gelehrten, näher zu treten. Als dieses geschah, fragte er mit krächzender Stimme: „Wie heißt Ihr, Herr, wer war Euer Vater und wo seyd Ihr geboren?" — „Nicolaus Copernicus, Ehrwürdiger," war die Antwort; „mein Vater war ein rechtlicher Bürger der Stadt Thorn, und in dieser genannten Stadt hab' ich auch das Licht der Welt erblickt." — „Hm, warum habt Ihr denn Euer Vaterland verlassen und seyd hieher gekommen?" — „Der Ruhm der italienischen Gelehrten und besonders der Stadt Bologna hat mich zu dieser Reise vermocht." Der Mönch bewegte sich schwerfällig in seinem Stuhl: „Die heilige Jungfrau gebe, daß Ihr ein andermal zu Hause bleibt!" murmelte er in sich hinein, dann wandte er sich an die Schreiber: „Jezt gebt Acht, was ich fragen werde. Es hat verlautet, Nicolaus Copernicus, als habest Du während Deines Aufenthalts hier große Forschungen angestellt und ein Geheimniß der Natur entdeckt, von dem noch Niemand eine Ahnung gehabt; ist dem so?" Die beiden Herrn an der Thür sprachen lachend und flüsternd mit einander, mit einem drohenden Blick sah sie der Pater an und gebot Stille.

(Die Fortsezung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsezung.)

Wir waren eben recht nach Philadelphia gekommen, um das Independenzfest zu sehen. Neben dem gewöhnlichen Raketengekrach wird die Milizparade mit möglichstem Pomp abgehalten und durch einige effektvolle Zusätze von nationaler Erfindung und Geschmack verherrlicht. Zwischen den Truppenabtheilungen fahren große Gerüstwagen; sie sind schön bemalt, mit kostbaren Teppichen belegt und werden von zwölf, auch von sechzehn Pferden gezogen, die zu vier neben einander gespannt und unbeschreiblich aufgepuzt sind. Auf diesen beweglichen Gerüsten befinden sich die Werkstätten der verschiedenen Gewerbe und die nöthigen Arbeiter dabei. Schumacher, Schneider, Hutmacher, Schreiner, Drechsler, Goldschmiede, Juweliere, Schlosser, Blech- und andere Schmiede, Sattler, Weber, Tuchmacher, Bäcker mit kleinen Backöfen, Buchbinder u. a. m. werden da arbeitend durch die Straßen langsam spazieren geführt. Alle verfertigen werthlose, aber niedliche Kleinigkeiten, die als Muster ihres Handwerks gelten können und, so wie sie vollendet sind, den Zuschauern verabreicht werden. Am meisten paradirt die Buchdruckerei bei diesem Zuge. Es fahren deren wenigstens drei mit. Die eine à-la-tête sezt, druckt und theilt sogleich kleine Gelegenheitsgedichte aus,

die sämmtlich die errungene Freiheit der Gewerbe, besonders der Presse besingen. Die mittelste liefert allerlei Schnurren und Bonmots. Der hinterste Wagen druckt eine kleine Zeitung, welche die Tagesfeier, die Gefühle des Volks beschreibt, ein paar augenblickliche, angeblich zufällige Ereignisse aufnimmt, die aber wohl vorbereitet sind und sich gewöhnlich zu einer Karrikatur auf das ehemalige Mutterland gestalten. Unterwegs werden von Postboten Briefe gebracht und sogleich noch ein paar ausländische, sehr bündige Artikel eingerückt. Diese Zeitung wird dann zum Schlusse ausgegeben. Der ganze Aufzug ist wirklich schön und wird mit einer Ordnung ausgeführt, die in Europa viel Aufwand von Polizei erfordern würde. Es liegt etwas ächt Volksthümliches, ganz Originelles darin, was die Sache sehr anziehend macht. Will man vergnügte Gesichter in Amerika sehen, so muß man an diesem Tag in Philadelphia seyn. Da sieht man aber auch bei einem ganzen Volke auf jeder Stirne die Freude thronen, und doch nirgends Ausgelassenheit, nichts Pöbelhaftes, nichts Gemeines; nicht Einen unartigen Menschen findet man da, wo die halbe Bevölkerung des Staates zusammengekommen ist und sich der Freude überläßt. Jeder benimmt sich mit Anstand, Jeder funktionirt, so zu sagen; es ist doch ein eigenes, ein einziges Volk um diese Amerikaner!

Man kann nicht lange unter ihnen leben, ohne von manchen ihren Gewohnheiten angesteckt zu werden. So befiel uns, nachdem wir etwa sechs Wochen in Philadelphia zugebracht, die Lust zu nomadisiren, der wir nicht widerstehen konnten, und eines Morgens saßen wir auf einem schönen Dampfboot und fuhren nach Baltimore, und dann nach Westen und nach Norden. Ueberall trafen wir Leute, die es gerade so machten wie wir: die Einen reisten in Handlungsgeschäften, die Meisten trieb der Geist der Unruhe, sie zogen herum, um neue Wohnsitze zu suchen oder zu beziehen. Nirgends fanden wir erhebliche Abweichungen von dem in diesen Blättern bereits Gesagten und Beschriebenen, und allenthalben hatten wir Gelegenheit, die Schweinezucht, die in Cincinnati bis zur Raserei getrieben wird, zu bewundern. Diese Stadt liegt in einer sehr schönen Gegend, anmuthige Hügel umlagern sie in malerischen Gruppen, durch die kleinen Thäler winden sich rauschend die Bäche im felsigten Bette, und der Wellen Gemurmel, der Wiesen Grün, der Wälder Schatten, der erwartete Gesang der Vögel, alles ladet zum Spaziergang ein. Aber des Baches Gewässer sind roth, wie mit Blut gefärbt, die Wiesen sind mit den abgeschnittenen Schweifchen der geschlachteten Schweine bedeckt, deren Gedärme und Köpfe in zerstreuten Haufen im Walde faulen und durch ihren pestilenzialischen Geruch vor ihrem ekelhaften Anblick von weitem warnen, und Philomele verstummt vor dem entsetzlichen Geschrei der sterbenden Heerden. Welche Mühe, welche Kosten werden oft aufgewendet, um bei einer Stadt in Europa durch Kunst Promenaden zu schaffen; hier hat die Cincinnatische Schlächterkunst die Natur verdorben. Aber warum gibt es denn hier keine bestimmten, entlegenen Schlachtplätze, keine Senkgruben für die Abfälle? warum müssen denn die schönsten, ja alle Spaziergänge so jämmerlich verunreinigt werden? so fragte ich die guten Bürger. Einen mitleidigen Blick warf mir die Schlächtergentry über die Achsel zu. „Spazieren gehen will die Frau?“ hieß es; „wenn sie sonst nichts zu thun hat, so kann sie ja auf der Straße auf und ab laufen, bis sie genug hat.“

Ich habe Philomelen genannt, muß aber wirklich um Verzeihung bitten: Philomelen gibt es keine hier; sie konnten also auch nicht durch das Gegrunz des mehr erwähnten nutzbaren Geschöpfs verscheucht werden. Amerika ist das Vaterland der Harmonie so wenig, daß man auch nicht einen Singvogel hier hört; hier ist gar nichts poetisch, Alles ist prosaisch und rein praktisch, wie der gute Rath der Cincinnater Bürger. Solche Erfahrungen aber, die nicht zu den Seltenheiten gehören, erinnern an das Epigramm eines berühmten Staatsmanns *) und rechtfertigen es einigermaßen; als ihn Kaiser Napoleon fragte, was denn die Amerikaner für Leute seyen, antwortete er: „Sire, ce sont de fiers cochons et des cochons fiers.“ Eben so kurz, sehr richtig, aber etwas glimpflicher ist das einstimmige Klagelied aller Franzosen, die nach Amerika kommen. „Il n'y a pas de gaité dans ce pays,“ sagen sie, „il faut cependant un grain de gaité dans la vie; c'est une saloperie de pays!“

*) Talleyrand.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Januar.

Tasso's Tod von Raupach.

Mit einem Tode Torquato Tasso's hat Raupach die Theatergänger überrascht. Das königliche Theater gab nämlich ein Trauerspiel des Namens: „Tasso's Tod,“ von Ernst Raupach, und dieser Tasso ist kein anderer, als der Torquato Tasso, welcher nach der unglücklichen Begegnung mit der Prinzessin Eleonore im Hofgarten zu Ferrara dem Hofmann Antonio in die Arme sinkt und ausruft:

Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Antonio gesteht dem Kardinal von Este, Tasso's Freund, daß er wohl der Felsen gewesen, den Schiffer zu tragen aber der Schiffer sey nicht der Mann gewesen, um sich selbst

fest zu halten. Kaum aus jener Raserei zur Besinnung gekommen, sey auch wieder in Tasso's Brust der alte Argwohn eingekehrt. Er sey ihm aus den Augen verschwunden, Allen verschwunden. Nach jahrelangem Umherirren sey er endlich zu des Fürsten Alphons Vermählung zurückgekehrt, habe aber hier durch seinen grenzenlosen Hochmuth, der nur auf sich allein Aller Augen gerichtet wissen wollte, angestoßen. Zurechtgewiesen deshalb, habe er auf den Fürsten geschmäht, und zwar in einer Art, daß Alphons sehr mild gehandelt, indem er ihn für einen Wahnsinnigen erklärt und im St. Annenhospital einsperren lassen, wo er sich noch befinde. Dies hören wir beim Beginn des Stückes aus Antonio's Munde. Aber der Kardinal und Prinzessin Eleonore denken anders über den Kranken. Jener erwirkt dessen Befreiung und überbringt ihm die Nachricht selbst. Tasso's Krankheit war milder Art geworden. Die bösen Geister, die ihn geplagt, waren gewichen, nur noch ein guter war bei dem Schüler des Plato geblieben, mit dem er sich gern unterhielt, wenn der Geist des Mißtrauens entwich. Aber immer kehrt dieser wieder, selbst im Augenblick, wo die angekündigte Befreiung ihn in den Taumel höchster Seligkeit versezt hat, fragt der Argwohn, ob keine List dahinter verborgen. Ihm wird das Glück, persönlich von der Prinzessin Abschied nehmen zu dürfen, und er drückt auf ihre zitternde Hand einen Kuß, um sie nicht wieder zu sehen. Aber kaum in Rom angelangt und von neuen Zweifeln, neuem Argwohn und neuen Chimären geplagt, begegnet er auch hier Eleonoren, die als Pilgerin über Loretto gekommen. Ihr Erscheinen, die Nachricht von seiner vorbereiteten Krönung und die einer im Prozeß gewonnenen Erbschaft versetzen ihn auf's Neue in einen Paroxysmus; die Berge kommen zusammen, die Kräfte schwinden, er verlezt Eleonoren, er kränkt Antonio und stürzt, übermannt von dem lezten Rausch des Stolzes, zusammen. — Im fünften Akte hört man die Glocken vom Kapitol. Sie krönen Tasso's Bild, während er selbst in der Vorhalle des Klosters St. Onofrio stirbt. Tasso ist versöhnt mit der Kirche und mit dem Leben. Er soll sich auch noch mit Antonio versöhnen, welcher ihm, dem willig mit dem Geständniß Entgegenkommenden, daß die Schuld auf seiner Seite, daß Antonio immer recht gehabt, daß er untauglich für das Leben gewesen, das andere Geständniß zum Danke bringt: daß er, Antonio, erst jezt, in der Muße zu Rom, Zeit gefunden, den Dichter in seinen Werken kennen und schätzen zu lernen, daß er nun fühle, wie er ihn immer unrichtig behandelt, daß er komme, es ihm abzubitten. Beide erkennen, daß sie darin gefehlt, den Andern nur nach sich und nicht aus sich heraus zu beurtheilen, und daß in der ewigen Liebe, welche die Welt geschaffen, und im Prinzip des erlösenden Glaubens auch die Lösung der Zweifel zu finden sey, welche dies Leben zerreißen. Tasso stirbt, nachdem auch die Prinzessin noch hinzugekommen und dem Sterbenden bekannt, was ihr Mund dem Lebenden verschwieg, daß sie ihn geliebt und ihm bald nachfolgen werde. Sie drückt den Kranz auf die Stirn des todten Dichters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Benefizvorstellungen.

Bei Talleyrand läßt sich dies begreifen, denn er ist als ein geistreicher, gern mit Worten spielender Mann bekannt, und es mögen ihm in seiner langen öffentlichen Laufbahn viele Calembours entwischt seyn; aber Brunet hat nie Proben eines erfinderischen Geistes gegeben; er hat sich beständig an die bescheidene Aufgabe gehalten, seine Rollen getreu und gut zu spielen, und sich allmählig durch seinen Fleiß und die geschickte Leitung des Variétéstheaters zu bereichern. Die Regierung durch Calembours zu necken, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Der Ruf also, den man ihm in diesem Sinne zuschreibt, ist ganz unverdient. — Auch die Wittwe des vor einigen Monaten verstorbenen Dichters Victor Ducange erhielt in diesen Tagen eine Benefizvorstellung, die ihr die Boulevardstheater wohl schuldig waren, denn ihr Mann hatte fleißig für sie gearbeitet und durch seine Stücke zu ihrem Wohlstande beigetragen. Natürlich spielte das Hauptstück jenes Dichters: „dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers,“ bei dieser Vorstellung die Hauptrolle. Dieses Stück hat auch auf fremden Bühnen Glück gemacht, und ist folglich allgemein bekannt. Die Farben sind in dieser Darstellung der leidigen Folgen des Spiels grell und stark aufgetragen; sie ist augenscheinlich für das Volk berechnet. Auf höheres Verdienst hat es Victor Ducange überhaupt nie abgesehen, und da er vom Volkstheater leben wollte, nachdem er vergebens versucht hatte, von der Journalistik zu leben, so mußte er suchen, den Volksgeschmack zu befriedigen, was ihm denn auch nicht übel gelungen ist. Indessen muß er doch wohl nicht mehr als seinen Unterhalt dabei gefunden haben; denn zurückgelassen hat er, wie es scheint, seiner Wittwe nichts, als etwas literarischen Ruhm und seine Theaterstücke, die ihr gerade so viel einbringen, daß sie nicht ganz verkümmert. Es war ganz billig, daß ihr die Boulevardstheater eine Vorstellung im großen Odeonsaale schenkten, die ihr jedoch nicht mehr als etwa zweitausend Franken eingebracht haben mag. In demselben Saale, wo diesen Winter die Benefizvorstellungen Schlag auf Schlag folgen, sah ich vor einiger Zeit wieder eine dergleichen. Es wurden vier Stücke, und zwar drei vom Theater des Gymnase dramatique gespielt, nämlich Nr. 1 „Rudolphe“ von Scribe, ob neu oder alt, weiß ich nicht, denn das Scribesche Repertoire ist so reichhaltig, daß es fast unmöglich ist, die chronologische Ordnung seiner Stücke im Gedächtnisse zu behalten. Das Stück spielt in Danzig. Rudolph ist ein reichgewordener Seemann, der das Mädchen einer auf der See umgekommenen Frau zu sich genommen, sie erzogen und als seine Schwester behandelt hat; aber unvermerkt hat er sich in sie verliebt, will es jedoch weder sich, noch ihr gestehen. Sein Associé, auch einer der guten Seelen, die Scribe so leicht findet, wünscht sich mit seinem Freunde Rudolph inniger zu verbinden, und hält um die Hand seiner angeblichen Schwester an. Rudolph wird mißmuthig, ja ganz wild, zerwirft sich mit seinem Freunde und macht die liebende Schwester (von Leontine Fay-Volnys allerliebst dargestellt) höchst unglücklich. Sie ist zu allen Opfern bereit, um ihren vermeinten Bruder wieder zufrieden zu stellen. Dieser entdeckt ihr endlich das Geheimniß ihres Verhältnisses zu ihm. Jezt hat sie nur Einen Wunsch, den, mit ihrem lieben Rudolph sich zu verbinden; auch der gute, wieder besänftigte Associé steht von seinen Wünschen ab. Diese Kleinigkeit ist mit dem ganzen Talente Scribes ausgeführt. Aeußerst lieblich ist das Gespräch des naiven Mädchens mit der Schwester des Associé, von welcher sie wissen will, ob auch sie eine so innige Liebe zu ihrem Bruder fühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Januar 1834.

> Dringe tief zu Berges Grüften,
> Wolken folge hoch zu Lüften;
> Muse ruft zu Bach und Thale
> Tausend, aber tausend male.
>
> Goethe.

Berglieder von Georg Rapp.

Naturpoesie.

Bist nur ein Stümper
Im Liedergeklimper,
Gegen der Winde Schall
Hebend des Stromes Herz,
Jubelnd im Orgelschall
Flureneinwärts!

Willst dich begeistern,
Um Worte zu meistern! —
Sprudelnder Klippenbach,
Heiliger Thalpoet,
Singt alle Blumen wach,
Küßt sie und geht.

Dichtest um Ehren,
Als Todter zu währen! —
Vögelchens Waldgesang
Erbt sich von Brut zu Brut,
Bis zum Weltuntergang
Steigend in Muth.

Möchtest sie raufen,
Weil sie dich nicht kaufen! —
Dichterallgegenwart
Herrschet im Donnerstreich.
Wo der sich offenbart,
Horcht ihm sein Reich.

Singst mit Behagen
Erheuchelte Klagen! —
Himmlische Wolken ziehn
Liebend aus blauer Höh,
Rinnen in Thränen hin,
Sterben im Weh.

Wem ist gegeben
Melodisches Leben,
Dem ist sein Herz ein Lied;
Stern in der Brüder Nacht,
Segnendes Weltgemüth
Singend erwacht.

Felsennest.

Felsenblöcke thürmten Riesen,
Höhlten kühle Grotten aus,
Hoch im Sturmwind zu erkiesen
Sich ein luftig Sommerhaus.
Oben auf den rauhen Platten
Sonnten sie den harten Leib,
In der Höhle schwarzen Schatten
Kosten sie ihr wildes Weib.

Ihr Geschlecht ist längst zerstoben.
Einer aber hält noch fest,
Und versteinert sitzt er oben,
Hütet düster sich das Nest;
Stützt das Haupt mit starrem Arme,
Aus den Augen stürzt ein Quell.
Denn das Alter sank dem Harme,
Macht ihn schwach und thränenhell.

Auf der Felsenspitze baute
Sich der Ritter dann den Thurm;
Weil er lieber sich vertraute
Statt dem Menschenvolk dem Sturm.
Kuß und Wein im Waffensaale,
In der Höhle Fluch und Ach,
Wo, getrennt vom Sonnenstrahle,
Der Gefangene zerbrach.

Und die stolzen Mauerkreise
Fraß der Regenstrom, die Luft;
Geisterklagen, bang und leise,
Wimmern aus der Folterkluft.
Droben stoßen sich die Ziegen,
Jagen frech von Hang zu Hang;
Und der Berghirt läßt sie kriegen,
Singt herab den Schelmensang.

Abendeile.

Blutigrothe Todesschatten
Wölbt der Sturmwind um den Berg,
Und das Mädchen mäht die Matten,
Eilt beladen von dem Werk.

Drüben kniet der Hirtenknabe,
Betet laut im Donnerschall,
Treibt die Heerde mit dem Stabe,
Unter hellem Glockenhall.

Drunten in dem Thale rollen
Einen Todten sie zur Ruh,
Decken ihn mit kühlen Schollen,
Weinen still und fromm dazu.

Sie sind Alle heimgegangen;
Nur der Sturm blieb heimathlos,
Stürzt mit neidischem Verlangen
Sterbend auf die Erde los.

Waldgeheimniß.

Heimlich will ich lauschen
Nach der langen Fahrt.
Hohe Wälder rauschen:
„Viel ist dir bewahrt.“

Abendlüfte singen:
„Friede harrt auf dich.“
Goldne Wellen klingen:
„Freudenthräne, brich!“

Sieh, aus Tannenzweigen
Tritt die Hütte vor;
Rosenstrahlen steigen
Um ihr offnes Thor.

Stille Frauenmienen
Schauen aus dem Glanz;
Froh wird unter ihnen
Blonder Kinder Tanz.

Waldprophetenreigen
Stimmen liebend ein:
Sie sind mein, mein eigen,
Und das Weib ist mein!

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Ja,“ erwiderte der Gelehrte mit freudiger Stimme, „dem ist so, ehrwürdiger Herr. Zwar findet sich in den Schriften der alten Autoren Einiges, welches schon auf eine dunkle Kenntniß hinzudeuten scheint; aber doch kann ich sagen, daß ich mit Hülfe meiner Freunde eine ganz neue Entdeckung gemacht.“ — „Und welche ist diese?“ fragte der dicke Geheimschreiber nach einer Pause. Die Gruppe an der Thür bewegte sich wiederum flüsternd, der junge Jesuit hob sich hinter der Lehne des Stuhls höher empor, und während der Gelehrte eben bedachte, daß an den nächsten Worten, die seine Lippe im Begriff stand auszusprechen, das Wohl oder Weh seines ganzen künftigen Schicksals hing, that sich die Thüre auf und ein Kopf mit rothem Haar, einer langen gebogenen Nase und ein paar blassen Augen im Gesicht steckte sich hindurch, mit dem Ausdruck von Lächeln und Neugier auf den Gelehrten sehend. Dieser erkannte nicht sobald den Herzog, als er in der Verwirrung Anstalten zum Gruße machte, doch der Pater winkte, daß er es unterlassen möchte, und der Kopf blieb lauschend zwischen den Thürflügeln stehen. Ja in der Stille, die entstand, während der Meister, im Innersten befangen, zu Boden blickte, hörte man die Worte im Kabinet: „Nun, was wird er sagen? was werden wir zu hören bekommen?“ — „Du antwortest nicht!“ rief der Pater und lehnte sich vorbeugend auf den Tisch. „Ehrwürdiger,“ entgegnete der Gefragte, „Ihr wißt selbst gar wohl, daß im Felde der Wissenschaft sich manches ergeben kann, was

dem Auge des Laien und Weltmanns als nichtig und unmerkwürdig erscheint; so ist es auch mit meiner Entdeckung beschaffen; mir ist sie eine köstliche Perle, der Welt möchte sie jedoch nur als gemeiner Kiesel erscheinen. Bedenkt, daß ich es bloß mit jenen kleinen Lichtfünkchen dort oben zu thun habe, und da werdet Ihr selbst gestehen, daß solches Spielzeug sehr unschädlich ist.“ — „Ihr umgeht die Bekanntmachung dessen, was ich eigentlich begehre,“ rief der Pater; „laßt Euch nicht auf Nebendinge ein, nennt uns vielmehr jezt die Entdeckung, die Ihr gemacht.“ Der Kopf zwischen der Thür, der auf einige Zeit verschwunden, kam jezt wieder hervor und die Hofleute wichen zurück. „Ich habe einen neuen Planeten entdeckt,“ sagte der Gelehrte endlich zögernd. „So?“ rief der Pater, „wie heißt er?“ — „Er ist Euch sehr wohl bekannt, frommer Vater.“ Der Jesuit hinter dem Stuhle griff während der Pause in eine Blumenvase auf dem Fenster und ließ die Erde hoch durch die Finger fallen, so daß ein Theil derselben auf das Papier des Geheimschreibers sich hinstreute. Copernicus mußte lächeln, der Pater jedoch blies emsig die schwarzen Theilchen fort und rief verdrießlich: „Ich ihn kennen? Ihr irrt, Meister, wie soll ich das Ding kennen, das vielleicht hunderttausend Meilen über meinem Haupte dahin läuft und dort leuchtet? wißt, daß ich die Nächte nicht bei so magerem Zeitvertreib zu durchschwärmen pflege, wie Ihr. Noch einmal, wie heißt das Ding?“ Der Gelehrte erwiderte mit heiterem Lächeln: „Herr Pater, Ihr werdet doch Euer Gemach kennen, in dem Ihr die Geschäfte des Tages betreibt, Euer Lager, auf das Ihr Euch niederlegt?“ — „Freilich, doch was soll das?“ — „Nun so kennt Ihr auch meinen Planeten; glaubt mir, Ihr seyd nicht weiter von ihm entfernt, als der kleine Sprung aus diesem Fenster in den herzoglichen Garten ausmacht.“ — „Beim heiligen Hieronymus,“ schrie der Pater, „ich glaube, Ihr unterfangt Euch, Herr, im Beiseyn dieser würdigen Herrn Euern Spaß mit mir zu treiben?“ Ein starkes Gelächter im Kabinet. Der Geheimschreiber erhob sich ächzend, wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und that ein paar unruhige Schritte im Gemach; dann gab er Befehle an einen Diener, der sich sogleich entfernte. „Laßt sehen!“ rief der verdrießliche Mann; „wenn Ihr nicht bekennen wollt, so wird Eurem Famulus die Zunge leichter zu lösen seyn.“ Copernicus sah mit Verwunderung auf und in das leichenblasse, verzerrte Gesicht seines armen Dieners, der, von der Wache begleitet, eben in den Saal trat und nur einen schüchternen Blick auf seinen Meister wagte. Der Unmuth über die Behandlung seines Gehülfen stieg jezt in ihm auf. „Nun gesteh, alter Schwätzer!“ rief der Geheimschreiber dem Eintretenden zu; „gestehe, was Du neulich vor Zeugen von den Geheimnissen Deines Meisters berichtet hast. Leugne nichts, verdrehe kein Wort, sonst könnte es Dir übel gehen.“ — „Sehr verehrte Herrn,“ begann der Arme nach einer Pause, während welcher er abwechselnd seinen Herrn und die Gruppe am Tisch angesehen hatte; „ich soll gestehen? Geheimnisse soll ich offenbaren? Du lieber Gott, hier steht ja der, dem es allein zukommt, in gelehrten Dingen Antwort zu geben. Ihr habt mich trefflich bezeichnet, Ehrwürdigster, ja, ich bin ein alter Schwätzer, ein Mann, der troz seines grauen Bartes noch nicht aus den Kinderschuhen heraus ist, der nicht weiß, was er redet, und auf dessen Worte einmal für alle nichts zu geben ist.“ — „Verdammtes Gezüchte!“ brummte der Pater in den Bart; „ich möchte lieber die Stadt Bologna niederreißen und wieder aufbauen, als hier noch eine Stunde mich plagen. So haltet ihm seine Sünden vor, Schreiber!“ Der Angerufene ergriff ein Blatt und trug mit eintöniger Stimme Folgendes vor: „Der Famulus Giuseppe Bartelli —“ „Ich bitte Euch,“ flüsterte der Aengstliche, „nicht Giuseppe, Joseph, Joseph Bartel!“ — „Schweigt!“ rief der Pater von seinem Sitze aus, und der Schreiber fuhr fort: „Er bekennt, daß im Hause seines Meisters hier in Bologna gotteslästerliche Komödien sind dargestellt worden, in welchen die Personen des heiligen Vaters und der Apostel in Frauenkleidern erschienen sind; zweitens, daß sein [illegible]ister Zaubermittel erfunden, durch die er die Sonne zum Stillestehen zwingen kann; drittens, daß er machen könne, daß keine fromme Seele die Himmelsthüre findet, und daß der Wache in Bologna Nachts unter den Händen die Gauner verschwinden; viertens —“ — „Genug!“ rief der Pater, „erst antwortet hierauf, Ihr loser Mann! was habt Ihr gegen diese Anschuldigungen einzuwenden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Tasso's Tod von Raupach.

Ich fühle, wie Unrecht ich dem Dichter thue, indem ich etwas nacherzähle, was sich nicht erzählen läßt. Das dramatische Element ist schon im Goethe'schen Tasso gering, in diesem geht die eigentliche Handlung aber fast ganz aus, und es ist ebensowenig eine Tragödie im gewöhnlichen Sinne, als es die Geschichte vom wirklichen Ende des Mantuaner Torquato Tasso, des Sohnes des Bernardo Tasso, ist. Raupach hat sich nur die Aufgabe gestellt, den Tasso, den Goethe ihm hinterlassen, diesen Prototyp eines reizbaren Dichters, weiter auszuführen. Sein Thema war ein rein psychologisches: wie ein Mensch von dem gegebenen Charakter, unter den gegebenen Verhältnissen endlich in sich untergehen mußte. An Raupachs Ausführung der kühlichen Aufgabe ist

Zweierlei zu bewundern, einmal die strenge Meisterarbeit: diesen Charakter in allen möglichen Stimmungen, wie man sie sich allenfalls arithmetisch komponiren kann, denken, fühlen und handeln zu lassen, und dann: wie er mit einem solchen handlungs- und effektlosen Seelengemälde ein heutiges Theaterpublikum fünf Akte hindurch fesseln konnte. An jenes sind wir gewohnt. Er ist ein Professor in der Logik und weiß seine Themate zu drehen und zu wenden, bis ihnen jede denkbare Anschauung abgewonnen ist; bildlich, handgreiflich hat er uns das innere Leben repräsentirt, wir sind oft ergriffen, aber meist auch gesättigt, denn wir haben Alles genossen, und es bleibt nichts zu ahnen übrig. Das ist auch in diesem Tasso der Grundtypus. Eleonore flüstert hoch bedeutungsvoll dem sterbenden Tasso zu: daß der Mensch das Zarteste und Heiligste, was er fühlt, wenn es das bleiben soll, nicht den Lüften vertrauen dürfe. Etwas könnte das auch der Dichter sich selbst sagen; denn indem er allen Gedanken, allen Ahnungen des liebe- und am Stolze kranken Gemüthes Worte leiht, und solche Worte, daß uns Alles von A bis Z deutlich wird, verschwindet der süße Schleier, der unsere Phantasie selbst mitschaffen läßt, der Duft zerfließt und das nackte Wirkliche stiert uns entgegen. Aber zugestanden muß werden, daß der Fehler, wenn es einer ist, in diesem Tasso am mindesten heraustritt. Auch darin hat Raupach sich an das Gegebene gehalten, daß er sich bemüht, in denselben zarten Ton der Rede, den Goethe anschlug, fortzufahren. Alles Scharfe, Eckige ist dadurch vermieden, zuweilen ist die Aehnlichkeit der Diktion täuschend, und der Reichthum an wohlgefälligen Bildern und treffenden Sentenzen hat wohl mit dem Stücke den großen Beifall verschafft, der um so merkwürdiger ist, als Goethes Meisterwerk immer nur einen kleinen Kreis Gebildeter zu fesseln weiß. Bei diesem thatenlosen Drama steigerte sich die Aufmerksamkeit merkwürdiger Weise von Akt zu Akt, und der allerlezte, welcher auch der allerleerste an Handlung ist, denn die Hauptperson ist eigentlich schon todt, und er bringe nicht mehr als die Versöhnung mit Antonio und das Bekenntniß der Prinzessin, nur noch ein Hauch über Tasso's Grabe, — dieser Akt gerade erfreute sich der athemlosen Theilnahme des Publikums. — Damit ist noch nicht das Urtheil der Kritik über das Dichterwerk gesprochen; es können und werden sich noch bedeutende Oppositionsstimmen dagegen erheben, sie werden auch in diesem Tasso alle einzelnen Mängel der Raupachschen Dramen aufweisen, jener effektive Sieg bleibt aber immer ein Moment, das sich nicht weglöschen läßt. Raupach wurde nach der ersten Aufführung gerufen, erschien natürlich nicht, obwohl er, nach seiner Art, frei unter den Zuschauern gesessen, dankte aber in einer Zeitungsanzeige für die gute Meinung, indem er, ebenfalls in seiner Art, das Publikum zurechtwies, daß es gegen die Schicklichkeit sey, einen Dichter auf die Bretter zu rufen, wo derselbe nichts mit seiner Person zu thun habe. Aber daß er es verstanden, den Begriff eines Dichters und seiner Leiden so zu gestalten, daß die große Menge, die auf den Brettern nur das will, was sie selbst begreift und ihr selbst passiren kann, ihn versteht, ihm folgt und an seinen innern Qualen Theil nimmt, muß ihm von den Dichtern selbst gedankt werden. — Tasso schrieb sein befreites Jerusalem um in ein erobertes, um alle die Lobsprüche zu vertilgen, die er in jenem dem Hause Este gespendet; wenn noch die Familie regierte, könnte sie jezt dem Professor Raupach einige Orden zuwenden, daß er sie bei Tasso's Ende zu einer Ehre gebracht, welche sie längst verwirkt, ohne etwas zu thun, sie wieder zu gewinnen. Und doch ist, nach Raupachs Stück, auch selbst Alphons einigermaßen gerechtfertigt, denn es wird Niemand längnen, daß Tasso ein äußerst unumgänglicher Charakter gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Scribesche Vaudevilles.

Hierauf folgte Nr. 2: „Simple Histoire,“ wiederum von Scribe, nach dem englischen Roman gleichen Namens und etwas zu nahe mit dem vorigen verwandt, wiewohl mit ganz verschiedenen Nebenumständen. Ein junges, das gesellschaftliche Vergnügen liebendes Mädchen hat einen Vormund mittlern Alters. Dieser liebt sie, ohne daß er es sich gestehen will, was auch nicht wohl angeht, da er Malteserritter ist und also nie hoffen darf, sie heirathen zu können. Sie wird von einem Londoner Fashionable besucht, der einigen Eindruck auf sie macht; da sie aber ein edles Herz hat, so gibt sie zulezt den Vorstellungen ihres Vormundes nach, welcher ihr verbietet, mit diesem leichtsinnigen Gecken Umgang zu haben. Dieser läßt sie aber nicht so leicht los; er wird ungehalten, aufbrausend, und der Vormund muß sich mit ihm schlagen. Dieser lezte Zug rührt das edle Mädchen, und da nun gerade eine Dispensation zum Heirathen aus Rom anlangt, so gesteht der Vormund seine Liebe und sie ihre Gegenliebe, und damit hat das Stück ein Ende. Das einzige Anziehende in dem Stücke ist die geschickte Darstellung des Schwankens und des innern Kampfes des Mädchens zwischen den leichtsinnigen Freuden der Welt und den weisen Ermahnungen des Vormunds. Nur spielt dieser etwas zu sehr den Vater und Herrn, als daß man die Liebe der Mündel zu ihm leicht begreifen könnte. Was dieses ernsthafte Stück etwas erheitert, ist die Figur des derben ehemaligen Hofmeisters des Vormunds, welcher das Recht behalten hat, stets frei von der Leber zu sprechen, und daher weder seinen alten Zögling, noch die Mündel schont, wenn sie sich schwach zeigen. Dieser Hofmeister hat gar keinen Begriff von zarten Gefühlen, und behandelt die Aeußerung derselben ganz unbarmherzig. Nr. 3 „Toujours“ ist auch von Scribe, wahrscheinlich dasselbe, das unter dem Titel „Ewig“ auf deutschen Bühnen jezt gegeben wird. Eine begüterte Dame aus dem Kaufmannsstande, welche ihren Sohn innig liebt, wünscht ihn mit einer ganz jungen, wohlerzogenen Nichte zu verheirathen, die sie deßhalb aus der Erziehungsanstalt von St. Denis zu einem Balle kommen läßt, der des Abends gegeben werden soll. Der Sohn aber, den sie um seine Herzensverhältnisse befragt, gesteht, daß er eine bei seiner Mutter wohnende junge Dame, die bereits in England gewesen und einen altadeligen Namen führt, auf's Heftigste liebe, mit keiner andern glücklich seyn könne und keine andere zur Frau haben wolle. Er wird wüthend, als die Mutter Einwendungen macht, und verschwindet, während der Ball gegeben wird. Dieser Ball wird vom Dichter allzu schnell abgefertigt und die Täuschung ist hier nicht wohl unterhalten. Die Gäste sind schon weg, als der Sohn wieder nach Hause kommt, so daß er also das reizende Nichtchen gar nicht zu Gesicht bekommt. Die zärtliche Mutter scheint nachzugeben, und wünscht nur, ihr Sohn möge mit ihr und der jungen adeligen Dame einige Monate auf einem ganz einsamen Schlosse zubringen, ehe er zur Heirath schreite. Der Sohn willigt ein, und der erste Aufzug hat ein Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Januar 1834.

— Der Zauber schwindet.
Des Traumgotts Bildern gleich;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

Matthisson.

Sommertage in Wallis.

Erster Brief.

Es liegt ein Land in der Schweiz voll greller klimatischer und nationeller Gegensätze, wo italische Glut und ewiges Eis dicht bei einander wohnen, wo man aus reichen schönen Thälern zu starren, drohenden, wolkenumzogenen Gebirgen aufschaut, um deren grause Zacken der Lämmergeier seine Kreise zieht; wo feuriger Wein und die orientalische Pfirsche nahe bei kümmerlichen Tannen und Lerchen wachsen; wo der Zauber einer großartigen, schauerlichen Mittelaltersgeschichte auf den zerfallenen Burgen und Bergen liegt; wo zwei ganz verschiedene Völker in dem Lande wohnen, obgleich nur in Einem großen Thal, von Einem Strom bespült: im berganstrebenden Osten rein erhaltene, kräftige, kühne germanische Sitte und Sprache, im Westen hingegen mit dem Land abgeflachte Cretinsnatur und ausgeartete französische Sprache. Wie diese Länder einst getrennt waren, so nähern sie sich auch jezt wieder der Scheidung unglücklicher Ehe.

Dies Land ist Wallis. Eben weil sich hier in diesem Augenblick Ereignisse vorbereiten, die zum Theil über das Schicksal der Schweiz entscheiden könnten, dürfte eine Folge von Reisebemerkungen über das Land und seine zwei Völker nicht ohne Interesse seyn.

Wir kamen von den Borromäischen Inseln — ich und zwei meiner Zöglinge — und wollten über Wallis nach Genf zurück. Der Toccia entlang baut sich das Land immer mehr auf, und am Abend des ersten Tags sahen wir jene Inseln noch wie einen Blumenkranz auf dem Sapphirblau der Wellen schwimmen. Bei Borgo über Vogogna hatten wir Lust, von der großen Straße abzugehen, uns westlich ins Anzascathal zu wenden und von da in das engere Val Macugnaga, wo der Monte Rosa so großartig und frei dasteht, wenn wir nicht gehört hätten, die furchtbar angeschwollene Anza habe einen großen Theil des Thals überschwemmt und die Brücken weggerissen; wir gingen also weiter nach Domo d'Ossola und bald durch die erste Galerie die Simplonstraße hinan. Man hat sie manchmal mit der Via Appia und Flaminia verglichen; wahrscheinlich geschah dies nur von Leuten, welche die Trümmer dieser beiden Straßen nicht gesehen haben. Ueber sie sind weit mehr denn zwei Jahrtausende und alle die furchtbaren Wogen der Völkerwanderung gezogen; man gab sich ungeheure Mühe, sie zu zerstören, um die herrlichen Steine anderwärts zu verwenden, besonders zu Kastellen und festen Schlössern im Mittelalter; aber was noch von diesen Straßen übrig ist, scheint gestern erst fertig geworden, so fest, gediegen und innig

verbunden ist Alles. Die Simplonstraße hingegen hat schon wenige Jahre nach ihrer Erbauung wesentlich ausgebessert werden müssen, und so immer fort bis auf den heutigen Tag. Man macht den französischen Ingenieurs große Vorwürfe, und Kunstverständige ziehen den Bau der herrlichen Straße über das bedeutend höhere Stilffer- und das Wormser Joch, ja sogar die neue St. Gotthardsstraße vor. Zwischen den Bergen und Anhöhen hinauf gelangt man auf einen Punkt, wo sich der Dom von Mailand gleichsam zum Abschiednehmen den aus Italien Scheidenden zeigt. Isello ist das letzte italienische Dorf, Gunz oder Gondo das erste Wallisische. Hier stehen die elenden, schmutzigen Hütten einiger blutarmen Leute acht Monate des Jahrs halb in Schnee vergraben und darum herum etwas armseliges Gestrüppe über — Goldadern, denn hier wird noch immer auf dies Metall gebaut. Das Dorf Simpeln oder Simpione liegt noch 1700 Fuß höher, und hier hört fast alle Spur von Vegetation auf, denn nur etwas kümmerliches Moos klammert sich an die Felsen. Die Lerchenbäume, die wir unten in kolossaler Stärke sahen, und die nach und nach zum kleinen Gestrüpp werden, schlagen hier oben keine Wurzel mehr; ja die Alpenrose birgt sich nur hier und da in einigen Felsenspalten gegen die tödtende Eisluft. Gelangt man endlich mit 6200 Fuß auf den Gipfel, auf den Col des Simplon, so thut sich ein herrlich glänzendes Krystallreich auf. Gestern wiegte und schaukelte sich der Blick noch auf dem sanften Hügelland und den üppiggrünen Ebenen Oberitaliens, auf dem ruhigen, majestätischen Lauf seiner Flüsse, auf seinen zauberischen Seen und ihren Feeneilanden. Es ist, als schaute man nun auf einen andern Planeten, von anderem Bau, von andern Naturgesetzen beherrscht. Nördlich breitet sich das Meer der Aletschgletscher aus, das vom Finsteraarhorn und der Jungfrau bewacht wird; östlich stehen die Mauern und Zinnen des Matterhorns, die sich bis zum Monte Rosa hinziehen, das Pietschhorn mit seinen zwei Zacken, und zunächst das prachtvolle Fletschhorn; alle stehen da wie die in weiße, silbergestickte Mäntel gehüllten Chorführer des großen Weltdramas.

Die Frömmigkeit der Walliser hat die grausenhaften Wände, Abgründe und Gipfel des Simplons durch religiöse Bilder und Symbole zu mildern gesucht. Auf Absprüngen und Zacken, die ganz unzugänglich scheinen, entdeckt man kleine Kapellen, roh und grob gebaut und bemalt; so stehen auch häufig längs der Straße Kreuze, um Unglücksfälle armer Reisender zu bezeichnen. Wie schön ist das Gefühl des Volks! es pflanzt da ein Kreuz, wo ein Wanderer umgekommen ist; ein Kreuz neben die furchtbaren Trümmer eines Bergfalls; ein Kreuz vor einen drohend herabhängenden Felsen; ein Kreuz vor einen oft verwüstenden Strom! So ist das Kreuz eine Zuflucht vor allen Schlägen des Schicksals, es ist der Helfer in allen zerstörenden Naturereignissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Joseph wandte sich mit einer Verbeugung gegen seinen Herrn und sagte, indem jener schalkhafte Zug in seinem Antlitz wieder über Furcht und Schrecken die Oberhand gewann: „Vergebt mir, gnädigster Meister, wenn ich nun in Eurer Gegenwart von hochgelehrten Dingen Bescheid geben soll; aber Ihr seht, die weisen und ehrwürdigen Herrn da zwingen mich, den Mantel der christlichen Bescheidenheit von mir zu thun, um in meinem ursprünglichen Glanze zu erscheinen. Ja, Verehrte, es ist nicht anders, ihr seht in mir einen sogenannten großen Mann, einen erleuchteten Kopf, der seinem Jahrhundert vorangeschritten ist, und den man, wie alles Treffliche und Ungemeine, verfolgt und anfeindet. Das Geheimniß muß heraus. Und Ihr, Meister, so sehr ich Euch verehre, so oft ich Euch versprochen habe, vor der Welt Euch den Ruhm zu lassen, so werdet Ihr jetzt einsehen, daß dieses Bündniß nicht länger Bestand haben kann, da ich einmal doch schon aus der Schule geschwatzt habe." — „Zur Sache!" rief der Pater, „zur Sache!" — „Nun seht," hob der Sprecher wieder an: „es geht wohl manchesmal ganz gescheuten Leuten so, daß sie sich für etwas Besseres halten, als sie eigentlich sind; der Diener will gern den Herrn, der Söldner einen Hauptmann, der Laie einen gelehrten Examinator darstellen; glückt es, so erbeuten solche wohl Ehre und Ruhm, allein nur so lange, bis die wahren Kenner hervortreten und den gläubigen Haufen eines Bessern überführen. In diesem Fall einer betrügerischen Einbildung sind nun nicht allein jene denkenden Wesen aller Art befangen, sondern sogenannte leblose Geschöpfe, hinter denen man eine solche Schalkheit gar nicht suchen sollte, zum Beispiel dieses wunderliche alte Stück Schöpfung, das Geschiebe von Kies, Metall und Gewächs, auf dem wir und unsere Väter und Großväter leben und gelebt haben, diese sogenannte Erde, tellus, oder wie sie sonst heißen mag. Wer sollte nun meinen, daß diese recht eigentlich vom Hochmuthsteufel besessen, und daß es ihr gelungen ist, Jahrhunderte lang die gelehrtesten Leute an der Nase herumzuführen? Allein ihre Zeit ist gekommen, an mir hat sie ihren Mann gefunden. Berechnungen habe ich angestellt, verehrte Herrn, höchst schwierige Berechnungen, gelauscht habe ich am alten Himmelshaus, und weil das Gebäude nicht mehr ganz haltbar ist, so ist mir durch

die Ritzen und Spalten allerlei ganz wunderliches Zeug zu Gesicht gekommen. Ich konnte ganz deutlich sehen, wie sich manche Gestirne putzen, andere sich ihre Narben verklebten, wieder andere die von durchschwärmten Nächten bleich gewordenen Wangen roth bemalten; nicht selten hört' ich Zank und Verwirrung unter den hohen Herrschaften, denn diese standen spät auf, jene früh, die wanderten langsam mit gichtischen Beinen, und kamen nicht selten denen in den Weg, die jung und ohne Sorgen unbesonnen dahinschwärmten. Kurz, meine Herrn, es war oft eine wahre Schande, es mit anzusehen. Bei der Gelegenheit kam ich nun auch hinter die Schliche unserer alten Mutter Erde. Uns, die wir ihr im Schooß sitzen und aus zärtlichen Rücksichten blind für ihre Schwächen sind, uns hat sie weiß gemacht, sie habe am Himmelsraum den vornehmsten Platz inne, ja, die Sonne und alle übrigen Sterne seyen nur da, um ihr zu dienen. Wie erstaunte ich nun, als ich einmal auf meinem Lauerposten gerade das Umgekehrte fand? Ich paßte ihr auf, wie sie es am wenigsten vermuthete, und entdeckte die Alte, wie sie in ihrem groben Dienerkittel zugleich mit dem andern Pöbel herumtrollte. Wie sah sie da so welk und kümmerlich aus, wie demüthig erbat sie sich das wenige Licht, das ihr zukam, von der Sonne; hatte sie es aber erhalten, dann putzte sie sich schnell hell und glänzend heraus, spielte wieder die alte, übermüthige Thörin, bis die Gabe verschwendet war und sie neue erbetteln mußte. Dieses thut sie jedoch immer Nachts, wenn alle ihre Kinder schlafen, damit keines es erfahre. Allein uns Gelehrten, die, auf der Erde vertheilt, spät bei ihren kleinen Lichtern aufsitzen und grübeln, uns kann sie nicht täuschen. Dieses, meine hochverehrten Herrn, ist nun meine Entdeckung, ich sage meine, und keines andern Menschen. Wollt Ihr mir nun dafür hunderttausend Dublonen geben, so laßt sie mir und keinem andern auszahlen, und wollt Ihr mich auf den Scheiterhaufen bringen, so laßt nur mich, ich bitte Euch, Niemand anders verbrennen als mich."

Der Eindruck, den diese merkwürdige Rede des alten Mannes auf die Anwesenden machte, gewann die Oberhand. Der Herzog war fast ganz hervorgetreten, man sah ihn herzlich lachen, und natürlich theilte auch sein Hofstaat diese frohe Laune, obgleich die wenigsten begriffen, wohin eigentlich jene Scherze zielten. Copernicus selbst, von jeder Befangenheit von allem Unmuth befreit, hatte auch seine Stimme im fröhlichen Gelächter ertönen lassen, und nur der alte Schwätzer, der diese günstige Wendung hervorgebracht, sah kummervoll zur Erde nieder, und auf das Seltsamste zuckte es in den vielen Runzeln seines klugen Antlitzes. Der Pater war zornig und durch das Gelächter jezt aufs Aeußerste gebracht; er warf seine funkelnden Augen im Gemach umher und traf überall auf Spott, den er auf sich bezog. „Ihr sollt," herrschte er dem Famulus zu, „in kurzen Worten sagen, was Eure Entdeckung ist." — „In kürzern Worten," entgegnete Giuseppe, „kann ich's unmöglich ausdrücken, als: ich habe entdeckt, daß die Erde sich um die Sonne und nicht die Sonne um die Erde dreht." — „Schreibt es nieder!" gebot der Pater, „und Ihr," wandte er sich zum Gelehrten, „Ihr erkennt an, daß jene neue, so merkwürdige Entdeckung einzig von jenem Manne ausgegangen, daß Ihr durchaus keinen Theil an ihr gehabt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Vaudevilles.

Beim Wiederaufrollen des Vorhangs sind wir mitten ins alte Schloß versezt; man hat schon zwei Monate ganz einsam darin zugebracht. Den jungen Mann wandelt eine gräuliche Langeweile an, und das Fräulein besizt die Gabe nicht, sie zu verscheuchen. Zum Zeitvertreibe hat er mit der Gärtnerstochter gesprochen; dies wirft ihm die Braut als etwas Gemeines, Unanständiges vor. Man wird mißmuthig, und die hochmüthige Braut läßt etwas Geringschätziges über den Kaufmannsstand fallen. Dies sezt das langweilige Gemüth des edeln Jünglings in Wallung. Dazu kommt, daß er ein junges, reizendes Mädchen nur von Weitem im Parke erblickt hat und in sie augenblicklich verliebt worden ist. Er muß wissen, was das für ein Mädchen sey. Zulezt erhascht er sie, und es kommt heraus, daß es seine naive Base ist, welche die Mutter weislich hat kommen lassen, da der günstige Zeitpunkt herannaht, sie vorzustellen. Der junge, aufbrausende Mann ist über die unschuldige Schöne entzückt, stellt sie weit über seine kaltsinnige, hochmüthige Braut, läuft nun wieder zur Mutter und gesteht, wie im ersten Aufzuge, daß er sie immer lieben und keine andere zur Braut haben wolle. Zum Glücke ist eben ein junger Lord angelangt, der das Fräulein in England gekannt hat, seitdem ein Peer of the realm geworden ist und um ihre Hand anhält. So ändert sich das ganze Verhältniß zur großen Zufriedenheit Aller. Wahrscheinlich soll dies ein moralisches Stück seyn, und der Dichter hat den Zuschauern die Lehre einprägen wollen, daß es mit dem Ewiglieben der Jugend kein Ernst, und ein kurzer Zeitraum hinreichend ist, die Täuschung zu heben. Allein diese Langeweile im einsamen Schloß hätte ihn auch vielleicht etwas später bei der zweiten Braut überfallen können; und wenn nun gar die erste Braut Talent genug besessen hätte, um ihm den Aufenthalt im Schlosse angenehm zu machen, wo wäre dann die Moral geblieben? Eigentlich hat der Dichter sagen wollen: lerne erst deine Braut genau kennen, Jüngling! ehe du behauptest, du werdest sie immer lieben! Dies kann nun freilich bei einem einsamen Aufenthalte in einem langweiligen Schlosse besser geschehen, als anderswo; dann aber hätte Scribe auch mehr Züge vereinen sollen, wodurch sich der Character der Braut zu erkennen gäbe. — Als viertes und leztes Stück wurde „Louis XI. en goguette" gespielt, eine Schnurre von einem Boulevardstheater, worin der Komiker Bouffé die Hauptrolle, nämlich

die des Königs Ludwigs XI., spielt. Bekanntlich war der Charakter dieses Königs ein Gemisch von Tyrannei, Argwohn, Herablassung und Laune. Diesen vielseitigen Charakter haben die Theaterdichter in der lezten Zeit mehrmals behandelt, aber meistens tragisch. Der Verfasser dieser Posse hat bloß die komische Seite desselben dargestellt. Ob etwas Historisches daran ist, weiß ich nicht. Das Stück könnte heißen Schliche um Schliche; denn es handelt sich zwischen dem alten Könige und einem jungen Ritter darum, welcher den andern überlistet. Ludwig XI., um sich von seinen Staatsgeschäften und seinen diplomatischen Ränken zu erholen, stattet einem lieblichen Weibchen fleißig Besuche ab, und zwar in Begleitung seines Compère Tristan, der allerlei Verrichtungen bei ihm hat; die hauptsächlichste ist und bleibt aber, daß er diejenigen aufknüpft, die das Unglück hatten, Seiner Majestät verdächtig zu werden, oder sich wider seine Tyrannei zu empören, wenn auch nur in Worten. Dasselbe liebenswürdige Weibchen wird aber auch von einem jungen Ritter besucht, dem die Gegenwart des alten Königs höchlich mißfällt, und der ihn daher mit List wegzuschaffen sucht. Der König ist aber listiger als er, und der junge Ritter soll eben dem furchtbaren Compère Tristan übergeben werden, als sich der König eines Bessern besinnt und beschließt, den jungen listigen Ritter zu Gesandtschaften zu gebrauchen. Er soll ihm helfen, eine Provinz an Frankreich zu bringen; dann soll er seine Gnade erhalten. Mit diesem ächt diplomatischen Zuge schließt dieses kleine Stück, in welchem Bouffé ein gar nicht übles Bild des grausam-listig-launigen Monarchen gibt, der einzig in der Geschichte Frankreichs dasteht. Es ist ein Glück, daß das Schicksal nicht mehrere solcher Regenten hat auftreten lassen. Dg.

* Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Theater. Gerichtsverfahren. Censur.

Auf dem königlichen Theater, das in Herrn Grua, dem wackern Darsteller jenes Raupachschen Tasso, eine schäzbare Acquisition gemacht, bedauert man die Gemüthskrankheit des Schauspielers Krüger, die demselben auf geraume Zeit, wo nicht auf immer, das Wiederbetreten der Bühne unmöglich macht. Unverbürgte Gerüchte suchen den Grund in Gemüthsbewegungen, ähnlich denen, welche Tasso's Geist störten. Er soll in Petersburg, wo er nur in hochtragischen Rollen sich zu zeigen wünschte, durch einen höchsten Wunsch gezwungen worden seyn, nach dem König Lear den Eckensteher Nante zu spielen. Die Begriffe über Hoheit sind in der Welt verschieden. — Auf dem hiesigen Königsstädtischen Theater sucht man sich im Alterthum, d. h. der deutschen Bühne, zu rekrutiren. Man gibt Schillers Bearbeitung der Turandot (mit Glück), wollte Wallensteins Lager in die Scene sezen und läßt die alten Thränen, Burgverließe und schurkischen Mönche, z. B. in Ludwig dem Springer, sich wieder vor das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts wagen, und seltsam genug: „es thut's halt noch,“ würde der Wiener sagen; ein argumentum ad hominem, wie dürftig es bei uns aussieht. Man spricht jezt, glaube ich, davon, Victor Hugo's neuestes romantisches Kriminaldrama Marie Tudor in Scene zu sezen.

Das mündliche Verfahren vor unsern Gerichten will noch keineswegs zu einem öffentlichen Schauspiel werden. Es hat zwar nicht ohne Glück angefangen; allein, sey es, daß die Partheien oder die Richter oft anstehen, es kommt noch nicht in Gang. Auch ist die eigentliche Oeffentlichkeit wieder so retrahirt, daß das gewöhnliche frühere Verfahren mehr davon hatte. Indessen bereiten sich andere nicht unwichtige Veränderungen in der gesammten Gerichtsverfassung vor. Der bekannte philosophisch juristische Schriftsteller Grevel, Verfasser des Menschen u. s. w., der lange quiescirt hatte, soll zum Mitgliede des geheimen Obertribunals ernannt werden.

In unsern Censurangelegenheiten schreitet die bisherige Thätigkeit in rapiden Progressen fort, um einen Zustand hervorzubringen, dessen Möglichkeit für Deutschland bisher nur durch das Beispiel des österreichischen Staates, und auch da nur theilweise dargethan war. Oesterreich kann sich ummauern mit einem Kordon, der für Preußen unmöglich wird, wie die Erfahrung gelehrt. Wie weit es gelingen wird, uns zu isoliren, steht dahin; bis jezt hat das System für die, welche es betreiben, die meiste Unannehmlichkeit, indem die Menschen, unter andern Ansichten von Jugend auf erzogen, noch wenig gefügig darin sind. Wenn eine Schrift verboten wird, so halten z. B. die Unterbeamten auch alles das mit verboten, worin sie erwähnt wird; es ist daher auch unmöglich, durch Gegenschriften moralisch dagegen zu wirken, und beim Reiz des Verbotenen und der Leichtigkeit, das Verbot zu umgehen, ist die Wirkung solcher Schriften um desto unbeschränkter. Weil der Debit eines Theils von Mickiewicz polnischen Nationalliedern verboten worden, erstreckt der subordinirte Pflichteifer dies Verbot auf Alles, was den Namen Mickiewicz und polnische Nationallieder trägt, und selbst eine harmlose Lebensbeschreibung des Dichters wird nicht geduldet. Indessen wird diesem Uebelstande bald abgeholfen werden, denn um der lästigen und gehässigen Verbote überhoben zu seyn, zumal da auch der Index der verbotenen Schriften wöchentlich so anschwillt, daß es eigene Wissenschaft kostet, sich darin zurecht zu finden, ist es im Werke, durch eine juristische Fiktion alle Bücher für verboten zu erklären, bis sie speziell erlaubt werden. Dies wäre unstreitig das Angemessenere. Nur macht die Frage jezt noch Schwierigkeiten: was soll man mit den ältern Büchern anfangen? Die größere Mehrzahl derselben müßte unstreitig auch verboten werden, denn sie sind polarisch den angenommenen Prinzipien entgegen. Allein viele derselben haben durch mancherlei Anerkennungen, Einführungen ins Leben, in die Schule u. s. w. eine hohe Sanktion, und gegen Bescheide von Behörden soll doch kein Tadel ausgesprochen werden. So z. B. erregen jezt Ifflands Komödien vielen Zweifel. Gewiß würden sie heute nicht die Censur passiren wegen ihres offenbar auf die Revolution hinsteuernden Inhalts; denn was ist es anders, wenn Iffland die Präsidenten zu Schurken macht und die gemeinen Leute tugendhaft seyn läßt? allein da sie dieselbe einmal passirt haben, soll man sie nun nachträglich verbieten, die Komödien desselben Iffland, welcher dafür so viele Zeichen der Gunst von unserm Königshause erhalten? Meines Erachtens dürfte auch hier keine Ausnahme gemacht werden. — Eben spricht man uns vom Verbote der Wiener Bilder von W. Alexis und wundert sich, daß das Werk eines so loyal und royalistisch gesinnten Schriftstellers für verwerflich erklärt wird. Ich finde es nur in der Ordnung. Der Royalismus ist wie die Jungfräulichkeit. Man soll nicht davon sprechen, sonst befleckt man sie. Auch Zelters und Goethes Briefwechsel sollte, nach einem Gerüchte, die Anwartschaft des Verbotes haben, weil die Todten von Dingen sprechen, über die es besser ist, zu schweigen. Indessen sind die darin Betheiligten nur Privatpersonen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Januar 1834.

Du bist der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es Seinesgleichen.

Goethe.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Copernicus zögerte, auf diese Frage zu antworten, der Stolz regte sich in ihm, er war entschlossen gewesen, die Früchte so vieler Anstrengungen und durchwachten Nächte in einem raschen, kurzen Geständniß der Welt hinzugeben; dann wieder traten während Josephs Rede warnende Geister ihm nahe, die Stimmen seiner Freunde wurden laut, und jezt, wo es noch in seine Macht gegeben war, die gutmüthige, aufopfernde Fürsorge des Alten abzulehnen, jezt verwirrte ihn dessen bittender Seitenblick, der Ausdruck von Sorge und Bekümmerniß, der auf dem Antlitz des jungen Jesuiten lag, und endlich der leise, abmahnende Wink, den er in einer Miene des Herzogs zu lesen glaubte. Er antwortete daher, daß er wohl wisse, wie sich sein Famulus mit gelehrten Dingen schon frühe abgegeben, daß er ihm dankbar sey für manche geleistete Hülfe, und daß er ferner nicht zweifle, jene Entdeckung könne auch wohl Joseph Bartel gemacht haben. „Recht so!“ rief der Alte freudig, „gesteht nur immerhin jenem armen Joseph Bartel auch einiges Verdienst zu, und wollt nicht immer alles selbst entdeckt und gemacht haben; und nun, ihr Schreiber, sezt jenes Bekenntniß nur aufs Papier.“ — „Halt!“ rief der Pater, „Ihr habt noch immer nicht auf die ersten Beschuldigungen geantwortet.“ Im Kabinet wurde wieder gelacht und man vernahm die Stimme des Herzogs, die da rief: „Hört, hört, was wird er nun antworten?“ — „Ach, ehrwürdiger Herr!“ rief Bartel, „ich kann Euch versichern, daß wir im Hause des Meisters nichts als eine lustige Kinderkomödie aufgeführt haben, und daß in derselben weder gegen den Staat, noch gegen die Kirche das Geringste vorgekommen, und was nun vollends jene Anschuldigung betrifft, als könne ich die Gefangenen den Wachtmeistern und Bütteln entziehen, so seht Ihr's ja an mir; ich habe ihnen nicht entgehen können, und wahrlich, verstände ich ein solches Kunststückchen, so stände ich nicht hier.“ Der Herzog lachte, er schloß die Thür und mit seinem Verschwinden war auch dieses sonderbare Verhör beendet. Die Schreiber packten ihre Schriften zusammen, und der Pater verließ mit dem Jesuiten den Saal, nicht ohne vorher auf den Meister und seinen Famulus einen finstern drohenden Blick zu werfen. Joseph wurde wieder von der Wache fortgeführt, die es nicht gestattete, daß er mit seinem Herrn noch einige Worte wechselte.

In der Einsamkeit seiner Gemächer angelangt, fand Copernicus Zeit, das Geschehene im Geiste zu ordnen und zu überdenken. Die Nacht überraschte ihn noch am Arbeitstische. Das Fenster vor demselben war mit einem

kleinen Balkon versehen, der auf eine enge, finstere Seitengasse ging. Der Anblick des klaren gestirnten Himmels, für den Gelehrten immer und in seiner jetzigen Lage doppelt erquickend, wurde ihm durch die hohen gegenüberstehenden Häuser fast entzogen; dennoch suchte er einzelne ihm besonders liebe und vertraute Sternbilder, und war in ihrem Anschauen vertieft, als sich unten in der Gasse Jemand mit leisem Husten vernehmen ließ. Der Gedanke, es könne einer seiner Freunde seyn, bewog den Gelehrten, die Lampe zu ergreifen und hinabzuleuchten; aber wie entsezte er sich, als ihm aus der Finsterniß unten die gräßliche beinerne Larve eines Todtenschädels entgegengrinste. Der Kopf starrte aus den weiten Falten eines schwarzen Mantels hervor und dumpf ertönten die Worte:

Fühlst du die Hand, die dich verfolgt,
Die schwerverrathne Erde rächend?
Wohin du fliehest, du entgehst ihr nicht!

Der Meister trat zurück, er schloß das Fenster, und die Lampe an ihren Ort stellend, ging er jezt schweigend auf und ab. Sein klarer Blick, vor sich hinschauend, schien die Nachtgespenster, die sich um ihn sammeln wollten, zu zerstreuen. „Ich hätte nie hieher kommen sollen!“ rief er bei sich selbst; „weht nicht in diesem Lande ein geistiger Scirocco, der aus den glühenden Wüsten des Aberglaubens kommend, jede gesunde Erscheinung des Lebens wie der Wissenschaft mit Tod anhaucht?“ Der Hauptmann im Vorgemach trat jezt anmeldend herein und ihm folgte jener junge Jesuit, der sich mit abgemessenem Gruße dem Meister näherte. Auf seinen Wink verließ der Offizier das Gemach und jezt warf sich der junge Mann mit dem Ausdruck einer stürmischen Zärtlichkeit und Verehrung an die Brust des ältern Freundes. „Versonnet!“ rief dieser, „was bringt Euch so spät noch zu mir?“ — „Sorge um Dich,“ entgegnete der Jüngling; „Du mußt fliehen, mußt Bologna verlassen, ehe drei Tage dahin gehen!“ — „Ihr scherzt, habt Ihr nicht heute selbst mit angehört, wie leicht, wie scherzend jedes Bedrängniß sich gelöst hat?“ — „Glaube das nicht!“ rief der Jesuit, und eine hohe Röthe färbte seine Wangen; „die Klugheit, die unübertreffliche List des Alten hat Dich heute gerettet; er hat als Dein guter Engel Dich von jedem Geständniß abgehalten. Aber meinst Du, daß sich Deine Feinde alle so grob täuschen lassen werden, wie jener bösartige Mönch? Denke an den allgewaltigen Beichtvater des Herzogs, ihn, den Du in der Gunst seines Herrn fast verdrängt hast, denke an den Prior des Franziskanerklosters, dessen stolze Unwissenheit Du einst in einem gelehrten Disput vor seinen Untergebenen in ihrer Blöße aufgedeckt! Ach, denke an Deine große Entdeckung selbst und an die Zeit, in der wir leben!“ — „Wie?“ rief Copernicus erstaunt, „auch Euch, Versonnet, erscheine ich als ein ketzerischer Fantast?“ — „Mann des Geistes!“ entgegnete der Jüngling in Begeisterung, „wunderbarer, räthselhafter Sterblicher, der Du, ein mächtiger Gigant, den Himmel erstürmt hast! unbegreiflicher Geist, Lehrer kommender Jahrhunderte! laß mich Dein Vertrauter, Dein Bewunderer seyn! Unerhörte Dinge geschehen vor unsern Augen, was der ausgebildetste Verstand für ein Mährchen erklärt hätte, wird zur großen, unumstößlichen Wahrheit und hinabsinkt, was Jahrhunderte im Glauben bekannten, worauf die ergraute Welt als auf ein Evangelium baute, hinabsinkt es zum läppischen Ammenmährchen, und dieses Werk ist das Werk eines Mannes, eines schwächlichen, aus Staub zusammengesezten Geschöpfes, gebrechlich wie wir alle, ein Sandkorn am Ufer des Meeres! Und mir, o Himmel, gönnst du das Entzücken, diesen Mann umarmen zu dürfen, das entsiegelte Auge zu schauen, am Busen zu ruhen, der das Schicksal kommender Geschlechter bewahrt, die Hand zu drücken, die das Weltgebäude anders gerückt hat!“ — „Ihr schwärmt,“ rief Copernicus, als der junge Pater inne hielt, „doch Ihr schwärmt auf eine Weise, die mir willkommen seyn muß; gleichwohl, mein Freund, bleibt es Schwärmerei: was ich gefunden und aufgedeckt, hätte früher oder später auch ein Anderer gefunden, ja Ihr selbst waret durch Eure eifrigen Forschungen nahe daran.“ — „Still!“ rief der Jesuit, „still! nichts von dem!“ Er sah sich im Gemach um, ob Niemand lauschte. „Seltsam!“ begann der Meister wieder; „weiß ich denn nicht nach Euren eigenen Worten, aus Euren Angaben und Mittheilungen, wie weit Ihr schon gediehen wart?“ Der junge Mann stürzte zu den Füßen des Gelehrten: „Bei den Wunden Christi!“ rief er leidenschaftlich, „wollt Ihr mich wahnsinnig machen? Ich weiß nichts von jenen Forschungen, nie hab' ich ein Wort mit Euch über diese Dinge gesprochen!“ Copernicus erhob sich unwillig und drohend, der Jesuit umklammerte seine Knie, seine Wangen waren bleich, die Lippen bebten. „Ehe Du mich als Theilnehmer Deiner Entdeckung nennst, ehe stoße einen Dolch in diese Brust!“ Der Meister stand ganz verwundert. „Schöne, herrliche Seele, durch Kindeslächeln und Einfalt, wie durch weiche, süße Fittige geschirmt!“ rief der junge Mann, indem er sich bittend überneigte; „Du spielst mit Sonnenstrahlen wie mit Blumen, und weißt nicht, daß das grobe irdische Auge der Welt an jenen Strahlen, die Du ihnen lächelnd reichst, erblindet! — Wußte ich's doch,“ rief er träumerisch lächelnd vor sich hin, „damals, als Du mir zum erstenmal erschienst am Ufer des Arno, dahinwandelnd, gleich einem großen seligen Schatten der Vorzeit, die Blicke hinaufgewendet in unermeßliche Räume und ins verwandte Antlitz des Himmels; sagte mir nicht damals schon eine Stimme: diesem Manne, diesem Gott in irdischer Gestalt, ihm strebe nach, er wird einst einen

großen Namen tragen, und ich hörte die Blumen, die irdischen Sterne, zusammenklingend Deinen Namen lispeln."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Die dritte Galerie heißt die Gletschergalerie, und mir scheint sie erstaunenswürdiger, wenigstens feenartiger als alle andern. Tausend glänzende Eisstalakliten hängen da wie zur Auszierung des Gewölbes, und an die Seitenwände lehnen sich leuchtende Eispilaster hinauf. Eine reiche Quelle unterhält zuerst diese glänzenden Zierden, dann stürzt sie mit Geräusch in die Galerie und ihre Schaumtropfen fliegen wie Brillantwürmer hin und her. Der Weg zwischen der dritten und lezten Galerie ist gefährlich durch die heftigen Windstöße, bei denen sich auch der Fußgänger nicht anders vor dem Hinabstürzen in die Tiefe sichern kann, als daß er sich an einen Felsen lehnt und da still zusammenkauert, bis der Windstoß vorüber ist. Die lezte Galerie ist sechzig Fuß lang. Ehemals bestand noch eine fünfte nahe bei der Brücke über die Kanter, es lösten sich aber bei der geringsten Erschütterung Steine von dem Gewölbe ab, und dies machte die gänzliche Sprengung dieser Galerie nothwendig.

Vom Col des Simplon bis Brieg, also fast sieben Stunden weit, wechselt das Prachtvollste und Imponirendste mit dem Lieblichsten und Anmuthigsten; ein Kontrast folgt hier auf den andern: hier ragen über bewaldete Berge ungeheure nackte Felsen empor und über diesen leuchten ewige Gletscher; dort erblickt man zwischen zwei Berghörnern hindurch ganz in der Tiefe das reizende Briegerthal mit seinen fruchtbaren Feldern und glänzenden Dächern. Gleich darauf verengt sich der Horizont wieder, denn die ungeheuren Berge treten eng zusammen, und schwer liegen die Wolken an den Schneefeldern. Besonders schön ist auch hier der ungeheure Aletschgletscher gerade Brieg gegenüber zwischen der Jungfrau und dem Finsteraarhorn hinauf, denen er angehört und die ihn unterhalten. Man muß ihn sehen, wenn des Morgens die ersten Sonnenstrahlen darauf fallen, während das Thal und die niedern Höhen noch in dunkeln Mantel gehüllt sind, dann glänzt er in magischem Feuer, und seine höchsten Punkte gehen aus schneeigem Weiß zu Glanz und Schimmer über. Napoleon wollte das große Simplonhospiz auf die Höhe des Bergs stellen, und es sollte das Hospiz auf dem großen St. Bernhard weit übertreffen. Deus afflavit et dissipatus est. So ging es auch seinem kaum über die Grundmauern erhobenen Hospiz. Weiter hinunter steht noch das Hospiz, das kein Fürst gründete, sondern die Freigebigkeit eines Privatmanns; es hat bisher zweihundert Wintern getrozt, und noch wird bei ihm der Name Stockalper segnend genannt. Die Simplonstraße ist vierzehn Lieues weit, von Brieg bis Domo d'Ossola, ein wahres Schlachtfeld, wo die Natur mit der Kunst in ewigem Streit liegt; man kann keinen Schritt thun, ohne über diesen wundervollen Kampf zu staunen, wo die Kunst obsiegt und die Natur doch immer groß, herrlich und imposant bleibt. Es ist fast, als wäre hier, wie in der bildenden Kunst, kein Krieg, kein Streit, sondern innige Freundschaft und herzliches Nachgeben. Die Kunst könnte sonst nicht so regelmäßig und unbeugsam seyn, und zwar gerade da, wo die größten Schwierigkeiten zu überwinden sind. Anderwärts sieht man wohl Fußpfade und enge Saumwege über hohe Berge gehen, in den Felsen gehauen und über Abgründen hängend, bald hinauf, bald hinunter gehend, sich schmiegend an alle Ungleichheiten des Bodens, sich fügend in all seine Launen und Capricen. Hier aber ist eine breite, bequeme, nicht steile, sondern ganz unmerklich aufwärtsgehende Heerstraße, die sich in majestätischem Gang erhebt, die Felsen keck von vorne angreift, die Berge durchbricht und ohne Ungemach die Straßen der Lawinen durchläuft. Rechts und links gähnen entsetzliche Abgründe und Schluchten herauf. Im Grunde eines solchen Absturzes, wo der Blick nicht ohne Schauder hinabdringt, liegt ein Dörfchen; auf steilen, hervorspringenden Felsen über dem Haupt des Wanderers hängen Hütten, und auf den Berggipfeln, die nur dem Bliz zugänglich scheinen, stehen Sennhütten. So hört nur da der Mensch auf, wo die Natur aufhört.

Brieg ist an der Stelle gelegen, wo sich Oberwallis wieder ausbreitet, an der Rückseite der Jungfrau und ihrer Genossen, inmitten von blühenden, fruchtbaren Feldern und uralten Waldungen; dies und seine Lage an der Rhone geben ihm den Vorzug vor Sitten und allen andern Städten des Kantons. Die Dächer sind mit glimmerreichen Schieferplatten bedeckt, und im Sonnenschein glänzen sie wie die vergoldeten russischen Kuppeln und Kirchthürme, oder wie Reisende die Minarets des Orients beschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Spaziergänge durch Hamburg.

I.

Ich hatte einen Gang durch Hamburg zu machen und war beobachtenden Humors, wozu mich der Umstand, daß es Markttag war, doppelt anregte. Das Erste, was mich am Thore frappirte, waren die Heerden von Kälbern und

Schweinen, die sich der Accise nicht unterwerfen wollten, und unmäßig blöckten und quiekten, wenn sie der Schlächterhund Respekt vor dem Geseze lehren wollte. Ohne mich lange bei diesem Schauspiele aufzuhalten, begab ich mich in das Gewühl der Straße. Ein Mann mit tönernem Geschirr auf einem übergroßen Karren schrie aus Leibeskräften: „Hier is Alles wohlfeil! Alles, wat hier is, kost't dre Sößl.*) Alles wohlfeil! De grote Schöttel acht Schilling; de Salatkumm acht Schilling. Alles is hier wohlfeil, Alles för dre Söß!" Und so ging es in Einem fort. Mit ihm rivalisirte ein Jude, der schrie, als ob es um sein Leben ginge: „De lezten föß Döker; fief Schilling dat Stück, egal up beide Sieden!" Dabei schwang er seinen Stock mit altmodischen Baumwollentüchern wie eine Triumphfahne durch die Luft. Fischweiber rufen Fische aus, hübsche Vierlanderinnen, deren Hut einem Strohparasol nicht unähnlich sieht, halten einem die Blumensträußer, auch jezt noch gar bunt und duftend, fast unter die Nase, sagen aber nicht: Alles wohlfeil! Dort fährt ein Schlächterhund auf einen Mops los, sezt ihm die Taze auf den Leib und geht dann, noch knurrend, seinem Herrn nach, während der Mops, heulend, mit eingezogenem Schwanze, in einen Laden läuft, wo ein Judenmädchen ihn empfängt und zur Entschädigung liebkost. Vor mir geht eine junge Frau; ein Elegant folgt ihr angelegentlich und sagt ihr endlich eine schmeichelhafte Impertinenz, worauf sie ihn mit einem Blicke so ungemessenen Erstaunens ansieht, daß er verlegen abzieht. Es muß ein Fremder gewesen seyn, denn die Hamburger pflegen sich nicht mit galanten Aventuren auf den Straßen abzugeben. Es ist nicht wie in Wien oder Paris, wo keine ehrbare Frau sicher vor dergleichen ist, weil das Herumschlendern auf den Straßen, das Pflastertreten, in beiden Städten eine der wichtigsten Beschäftigungen eines jungen Herrn ist, während in Hamburg — in der Regel — Jeder seinem Geschäfte nachgeht. In der That müßte man aber auch hier eine angeborne Sucht zu diesem Vergnügen haben, denn der Mangel an ordentlichen Trottoirs, das schlechte Pflaster überhaupt und vor Allem der freireichsstädtische Sinn machen die Spaziergänge durch die Gassen nicht einladend. Von einer polizeilichen Ordnung, wie sie in manchen Städten herrscht, daß z. B. derjenige, der den Rinnstein zur Linken hat, ausweichen muß, ist hier nicht die Rede, und an Orten, wo etwa eine hervorspringende Treppe oder ein Kellereingang das Quasitrottoir für mehr als eine Person unpracticabel macht, muß man entweder, wie jener Bauer an der Ecke von Bondstreet, bis zum Abend stehen bleiben, um das Ende des Auflaufs abzuwarten, oder mit Nachdruck die Ellenbogen gebrauchen, oder endlich mit Resignation auf die schmuzige Fahrstraße gehen. Diese füllt jezt eben ein Karren, den sechs rüstige Karrenschieber, mit Jacken ohne Schößen und runden, knappen Müzen, ziehen, die zwei stärksten, als „Mittelsmänner" (ein Ehrentitel, auf den sie stolz sind), zwischen den Doppelarmen der Deichsel, die andern zu beiden Seiten. Eine unglückliche Droschke (d. i. hier eine ehrliche deutsche Kalesche mit einem Pferde, also richtiger: ein einspänniger Fiaker) will ihren Weg durch den engen Raum suchen, den dieser Karren und ein himmelhoch beladener Torfwagen, der ausgespannt in größter Bequemlichkeit mitten auf der Straße steht, übrig lassen, und fällt beinahe in einen Keller, wenigstens stößt die Achse ein paar Körbe mit Kohlköpfen und Steckrüben hinunter, so daß die Höckerin sich plözlich mit eigenem Segen überschüttet sieht. Aber sie nimmt es ruhig als eine Calamität hin, die keines Menschen Macht mehr zu ändern vermag, etwa wie eine Italienerin einen Ausbruch des Vesuvs.

*) Ein halber Schilling (Söling, Sechsling).

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Das Schwesternpaar.

Schwester, willst du immer müßig bleiben,
Immer zusehn, wenn ich ganz allein
Mich stets mühe in der Arbeit Treiben,
Willst du stets dich nur der Trägheit weihn?

Nicht nur Scheer' und Nadel muß ich führen,
Arbeit hab' ich überall vollauf,
Gibt es in der Küche was zu rühren,
Bürdet man nur mir den Löffel auf.

Alles muß ich stets allein betreiben,
Bin die Erste stets, gibt's was zu thun,
Muß die Feder führen, gibt's zu schreiben,
Während du dabei kannst müßig ruhn.

Allen muß ich das Verlangte reichen,
Du ziehst immer blöde dich zurück,
Ob wir uns auf's Haar auch beide gleichen,
Wie verschieden sind wir an Geschick!

Ich nur bin's, die überall muß schalten,
Wär' ich nicht, wie ständ' es wohl im Haus?
Denn um Ruh' und Ordnung zu erhalten,
Seh' ich auch, wenn's Noth thut, drohend aus.

Antwort.

Zürne nicht, daß ich, nun so erzogen,
Nimmer deiner Arbeit kundig bin.
Jung nur wird das Bäumchen ja gebogen,
Jezt hast dessen nimmer du Gewinn.

Daß versäumt ich ward, muß ich erkennen,
Unterricht ward mehr dir zugewandt,
Darum muß man ungeschickt mich nennen
In den Werken, die du hast genannt.

Doch es fehlt mir wahrlich nicht am Willen,
Und in Vielem steh' ich dir doch bei,
Und gestehe nur, du fühlst im Stillen
Oftmals deiner Schwester Hülf' und Treu.

Wenn du auf den duft'gen grünen Wiesen
Wähltest dir die schönsten Blumen aus,
Hab' ich mich nicht hülfreich dir erwiesen,
Hielt ich nicht indeß den Blumenstrauß?

Wenn geschickt du rührst der Harfe Saiten,
Daß den Hörer deine Kunst entzückt,
Muß ich dann nicht immer dich begleiten,
Theil' ich nicht den Ruhm, der dich beglückt?

Drum kannst du's nicht böse mit mir meinen,
Möchtest ohne mich fürwahr nicht seyn,
Und beim brünstigen Gebet erscheinen
Wir ja stets im innigsten Verein.

Rosa Maria.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Januar 1834.

Die Väter ließen sich morden
Für Freiheit und Recht, ihre Güter;
Die Enkel sind geworden
Fremder Thüren Hüter,
Die aus dem Lande laufen,
Lüstern nach Fremdlingssolde,
Jedem ihr Blut verkaufen,
Der es aufwägt mit Golde.

Rückert.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Da wir besonders Oberwallis näher kennen lernen wollten, so gingen wir vorerst von Brieg aus die Rhone hinauf gen Mörel, Deisch und Laar nach Arnen, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer des Stroms. Hier in Arnen wurde der berühmte Mathäus Schinner geboren, der sich später nicht nur zum Bischof von Sion, sondern auch zum Kardinal erhob und in der italienischen Kriegsgeschichte seiner Zeit einer der bedeutendsten Partheigänger ist. Bekanntlich begann gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neben der schweizerischen Eroberungs- und Acquisitionssucht auch die schweizerische Seelenverkäuferei, welche bis auf den heutigen Tag da zu Haus ist, und auch nicht eher aufhören wird, als bis die ausländischen Mächte nach und nach alle von dem Vorurtheil zurückkommen, die Schweizertruppen seyen besser als die Landeskinder. Frankreichs und des römischen Kaisers Beispiel ahmten bald die italienischen Fürsten nach. Die Schweizerkantone, Appenzell ausgenommen, verbündeten sich mit Mailand gegen Frankreich, hernach aber mit Frankreich — denn dies zahlte besser — gegen Mailand. So kam es denn, daß Italien auf irgend eine Art das Grab der Schweizer werden mußte und auch so genannt wurde. Ja für's Geld schlugen sich die edlen Nachkommen der Tell's und Winkelrieds gegen ihre eigenen Landsleute, noch dazu in einer Sache, die ihnen ganz fremd war. In jener Zeit lebte der ehrgeizige, habsüchtige und unruhige Mathäus Schinner als Bischof zu Sion. Er gab sich alle mögliche Mühe, die blutige Geldgier der Schweizer immer mehr zu nähren und anzuregen, und er selbst diente ihnen darin zum Beispiel; denn zuerst waffnete er die Schweiz für Ludwig XII. von Frankreich gegen den Kaiser Maximilian I., dann aber, ehe man es sich versah, für den Pabst Julius II. gegen Ludwig XII.; zum Lohn für letztere Wendung ertheilte ihm der Pabst den Kardinalshut. Diese Kriege der Schweizer für fremde Potentaten waren der Schweiz selbst ganz fremd, ja ihrem Interesse manchmal sogar entgegen. So hatte Ludwig XII. einige Tausend dieser Partheigänger in seinem Heer, mit dem er i. J. 1500 ganz Mailand in zwanzig Tagen unterwarf und den Herzog Sforza aus seinem Land jagte; dieser aber wußte sich zu helfen und warb flugs auch Schweizer an, ungefähr fünftausend, die Kantonalregierungen mochten dagegen protestiren so viel sie wollten. Dagegen stießen zwanzigtausend Schweizerkonföderirte zum König von Frankreich, um die Scharte ihrer Landsleute wieder auszuwetzen. Mit ihnen gelang es ihm von Neuem, seinen Angelegenheiten in Italien eine andere Wendung zu geben; zur

Vergeltung trat er ihnen von dem Mailändischen die Distrikte Palenza, Riviera und Bellinzona ab, glaubte sich aber seiner etwas beschwerlichen Hülfstruppen entledigen zu können, vernachlässigte sie und — was das Aergste war — bezahlte sie nicht. Der Bischof Schinner wußte sich aber gleich zu helfen. Schnell vertheilte er dreißigtausend Dukaten unter die Schweizer und Walliser im Namen des Pabstes und der Venezianer. Damit hatte er gleich gewonnen Spiel, denn zwanzigtausend Schweizer zogen nun über die Alpen gegen die Franzosen (1512). Die Graubündtner bemächtigten sich des Veltlins und der Grafschaften Bormio und Chiavenna; die Schweizer Eidgenossen aber nahmen Lugano, Locarno und das Val Maggia in Besitz; die Franzosen wurden gezwungen, die Lombardei zu räumen, und der junge Herzog Maximilian Sforza zog wieder triumphirend in Mailand ein, von dem die Schweizer so schöne Provinzen abgerissen hatten und auch nicht wieder herausgaben, bis sie in der neuern Zeit Napoleon dazu zwang und Oesterreich natürlich bei dieser Vindikation beharrte, wiewohl Bellinzona, Lugano, Locarno und die schöne Parzelle südlich vom Luganersee der Schweiz für's Erste verblieben. Nun stritten die Konföderirten unter des beraubten Herzogs Fahnen und schlugen die Franzosen bei Novara, verloren jedoch dabei zweitausend Mann. Die Schlacht von Marignano kostete sie noch mehr Leute. Sie dauerte den 13ten und 14ten September (1515). Kaum zehntausend Schweizer schlugen sich hier gegen ein mehr denn fünffach stärkeres französisches Heer; endlich mußten sie das Schlachtfeld verlassen und zogen sich in Ordnung — ihre Verwundeten in der Mitte — nach Mailand zurück. Die Franzosen nannten diese Schlacht la journée des géants. Den Schweizern dünkten denn doch ihrer Erschlagenen für fremden Dienst zu viele, und sie wurden sehr erbost gegen die Anstifter dieses Söldnerdienstes, besonders gegen den Bischof Schinner. Sein Schüler, ein Mensch, der ihm Alles zu verdanken hatte, Namens Georg Supersax, stellte sich nun an die Spitze der unzufriedenen Walliser, die freilich von der mailändischen Landesbeute nicht das kleinste Stückchen Land erhalten hatten. Sehr interessant ist es, die Umtriebe, demagogischen Künste, Schmeicheleien und Kriechereien zu kennen, wodurch sich diese beiden Gegner bekämpften und in dem, wiewohl armen Land nach Einfluß und Herrschaft strebten. Endlich gewann Supersax das Uebergewicht, Schinner mußte Sion und Wallis verlassen; er ging nach Rom, aber hier tödtete ihn bald die Ruhe, die ihm unerträglich war.

Von Arnen nach Münster wird Oberwallis immer schmäler, immer rauher. Das Land nimmt hier schon einen sehr ernsten und eintönigen Charakter an, der zur Schwermuth stimmt. Von allen Seiten erheben sich ungeheure Berge; Wälder und Wiesen ziehen sich an der Mitte hin, drüber das dunkle Roth der Felsen und ganz oben, mit den Wolken zusammenfließend, ewiger Schnee oder glänzende Gletscher. Den untern Theil des Thals verwüstet die Rhone, und an dem nächsten nicht felsigen Abhang reift in guten Jahren im Herbst etwas weniges Korn. Das Klima ist hier auf der Höhe von viertausend Fuß über der Meeresfläche schon wie am Baikalsee. Obergesteln, noch zwei Stunden weiter, liegt mit Oberwald unter allen Walliser Dörfern am höchsten (4800'); höher können keine Menschen bleibend hausen, denn in zwei Stunden gelangt man schon zum Rhonegletscher (5200'). Um diese krystallene Rhodanuswiege stehen wie Taufzeugen und Pathen hohe Häupter im Halbkreis: der Nufenen, das Matterhorn, die Furka, der Galenstock, die Maienwand, die Grimsel und das Serdelhorn, die sich in Lüften über das Gletscherkind mit einander zu bereden scheinen und sich Wolken und Adler als Gesandte zuschicken.

Wer sollte glauben, daß dieser einsame, entlegene und rauhe Erdwinkel einmal ein Schauplatz von Kampf und Streit und blutigen Thaten gewesen ist? Und doch wurde hier die Unabhängigkeit von Wallis von den kühnen Gebirgsbewohnern gegründet. Davon das nächstemal.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Junger Freund!“ rief Copernicus, „ich fasse weder Eure zu große Begeisterung, noch Eure übertriebene Furcht.“ — „Unglückseliger!“ fuhr der Pater fort, „seyd Ihr denn so blind für die Verhältnisse der Welt? Euer Ausspruch ist wenig verschieden von dem des Antichrist, vernichtend, umstürzend, was der Glaube vieler Jahrhunderte gewesen, was die Satzungen der Kirche angenommen und bestätigt, worauf eine ganze ehrwürdige Reihe von Päbsten bestanden; Kaiser, Könige und Fürsten, hocherleuchtete Männer des Staats und der Kirche, deren Namen staunende Ehrfurcht allen kommenden Zeiten einprägt, alle haben die Wahrheit des Satzes anerkannt und sind im Glauben an den Satz gestorben, den Ihr jezt umstoßt. Rasender, habt Ihr dieses bedacht?“ — „Ihr seyd ein leidenschaftlicher, kranker Mann!“ rief der Meister und löste seine Rechte aus der umklammernden Hand des Religiosen, der ihn noch immer mit flammendem Auge und hoch gehobenem Arm ansah; „Ihr widersprecht Euch selbst; soll ich nun Eurer frühern Begeisterung oder Eurem jetzigen Haß glauben?“ — „Haltet beide für wahr,“ entgegnete der Jüngling, „sie sind beide marternde Flammen dieser Brust.“ Er verhüllte sein Antlitz und sezte mit dumpfer Stimme seine Rede fort: „Ich verbarg Euch, Meister, die finstern, drohenden Anfälle, die ich damals erlitt, als ich noch mit Euch arbeitete, wenn

ich in der Stille meiner Studierkammer, beschäftigt mit jenen verbotenen Dingen, mit Schaudern inne ward, daß ich immer mehr mich vom Glauben entfernte. Damals in der Einsamkeit lag ich über meinen Büchern oft in Thränen der Buße aufgelöst und bat dem Himmel die Beleidigung ab, die ich ihm durch verbotenes Forschen nach dem, was er gütig dem erdgeschaffenen Auge verbirgt, angethan. O Meister! wie verderblich ist jenes Wissen, wie zerstörend das Gelüste, Geheimnisse zu ergründen und zu offenbaren!“ Copernicus hatte während dieser lezten Worte die Farbe gewechselt, in seinem Auge brannte die lebhafte Flamme des Unwillens. „Genug!“ rief er, „genug! wenn Ihr selbst so sprecht, Personnet, dann muß ich ja fast glauben, daß mein Leben gefährdet ist, und alle jene als thöricht abgewiesenen Besorgnisse treten mir wieder nah.“ — „So willst Du also fliehen? Du willst Dich uns, Deinen Rettern, anvertrauen?“ — „Verlaßt mich jezt,“ entgegnete der Gelehrte; „es ist Euch gelungen, die Ruhe aus meinem Gemüthe zu verscheuchen; ich muß Zeit haben, um wieder zu mir selbst kommen zu können; verlaßt mich, ich bitte Euch, und erwartet morgen nähern Bescheid.“ Der Jesuit entfernte sich und der Meister blieb allein. Eine Stunde ungestörten Nachdenkens kostete es, und er war fest entschlossen, seine Wohnung nicht zu verlassen, um durch eine verdächtige Flucht sich und seiner Sache nicht zu schaden.

Es war in der Nacht des zweiten Tages hierauf, als gegen die Morgenstunden der Gelehrte, aus dem Schlummer aufgeschreckt, ein anhaltendes, tobendes Geschrei vernahm, welches den Pallast umtönte. Ans Fenster eilend, sah er wilde, unbändige Haufen Volks durch die Gassen schwärmen, zwischendurch Soldatenabtheilungen, die sich vergeblich mühten, jene zur Ruhe zu bringen; eine Prozession, aus einer nahen Kirche hervortretend, stob wild auseinander, und mehrere der Geistlichen in ihren fliegenden Chorkleidern retteten sich in die enge Seitengasse, die der Wohnung des Gelehrten am nächsten war. Aus dem verworrenen, dumpfen Gelärm konnte dieser nur so viel merken, daß ein Vorfall im Pallast Ursache dieser Bewegung sey. Als er jezt die Blicke wieder auf die Gasse richtete, drängte sich ein Schreckensschrei aus seiner Brust, er erkannte, von einem wilden Haufen eingeschlossen, seinen alten Famulus, Joseph Bartel, der mit noch ein paar andern unglücklichen Schlachtopfern, mehr geschleppt als geführt, sich über den Platz, der die beiden angrenzenden Straßen verband, hinüberbewegte. Er wollte ihn beim Namen rufen, Hülfe herbeischreien; doch im nächsten Moment erkannte er, wie nutzlos dieses sey, ja wie jede auffallende Handlung jezt seine eigene Sicherheit in Gefahr bringen könne. So mit sich selber kämpfend, seinen Muth und seine Entschlossenheit zusammennehmend, stand er noch auf dem Absatz des Fensters, als die Bewegung unter demselben und auf dem Platze sich verstärkte und sich ihn zum Gegenstand ihrer erhöhten wilden Thätigkeit aussersah. Scheltende Stimmen tönten nahe in sein Ohr, tausend und aber tausend Blicke richteten sich auf das Fenster, und schon begannen Steine dagegen zu fliegen. Eine Gestalt, in eine Kutte gehüllt, warf sich durch die Menge, drang vor bis an die Mauer und schleuderte, indem sie die eiligen und aus der Umhüllung nur dumpf hervortönenden Worte schrie: „Fort, fort vom Fenster!“ einen mächtigen Stein ins Gemach, der polternd zu den Füßen des Gelehrten niederfiel. Dieser wurde kaum die Papiere gewahr, welche den Stein umhüllten, als er begierig darauf losstürzte und seinen Fund besichtigte. Er enthielt von Battista's Hand folgende Worte: „Dein Schicksal hat die allerböseste Wendung genommen. In der Nacht ist ein Mordanschlag auf den Herzog vollführt worden; Deinen Feinden ist es gelungen, Dich und noch ein paar hier lebende fremde Gelehrte als Mitschuldige des Verbrechens verdächtig zu machen und der Wuth des Volks zu überantworten. Die Inquisition streckt ihre Krallen nach Dir aus, so wie sie den armen Joseph Bartel schon ergriffen hat; nur eine klug und vorsichtig angestellte Flucht kann Dich retten. Wir sind hiezu schon gerüstet; durch den Klumpen geschmolzenen Goldes, der in diese Papiere gehüllt ist, mußt Du Deinen Wächter zu bestechen suchen; da sie Dich hier Alle jezt für einen Schwarzkünstler halten, so kannst Du den Offizier, der, wie alle Trabanten des Herzogs, habsüchtig ist, glauben machen, daß Du die Kunst besitzest, Gold zu machen; vielleicht flieht er dann mit uns in Erwartung noch größerer künftigen Schätze. Halte Dich in einer Stunde bereit; während die große Feierlichkeit die meisten Menschen in die Kirche lockt, der Pallast und die Wachen noch in Verwirrung sind, wird uns unser Vorhaben gelingen. Wir hoffen und beten darum zu allen Heiligen.“

Die Unruhe, in der sich der Gelehrte befand, erlaubte ihm erst nach einer Weile, die Hüllen der für einen Stein gehaltenen Masse vollends abzustreifen, wo ihm nun das kostbare Unterpfand der aufopfernden Fürsorge seiner Freunde in die Hände fiel. Allein die drängende Zeit ließ nicht viel Betrachtungen; er trat an seinen Tisch, ordnete die wichtigsten Papiere, die er mitzunehmen beschloß, und war eben im Begriff, an den Jesuiten Personnet ein freundliches, dankendes Lebewohl zu schreiben, als dieser, gefolgt von dem Offizier, ins Gemach trat. Seine Miene war streng und die Stimme befehlend, mit der er dem Meister zurief, sich sogleich anzuschicken, ihm in das Franziskanerkloster zu folgen. „Herr, Euer leztes Stündchen hat geschlagen!“ flüsterte der Offizier dem Gefangenen zu. Der

Jesuite schritt voraus, ungehindert und ohne sich umzuschauen, durch alle Säle und Gänge. Copernicus fühlte sich auf das Schändlichste verlassen und verrathen; Schrecken, Todesangst und Verwirrung bemächtigten sich seiner; mit Mühe suchte er so viel Fassung zu erringen, um dem Hauptmann, der ihm immer dicht zur Seite schritt, jenes Anerbieten zu machen; doch als er zu diesem Zwecke das Klümpchen Gold hervorholen wollte, überfiel ihn der beschämende Gedanke, daß er sich jezt wirklich zu dem elenden Gaukler herabwürdige, für den die unwissende Menge ihn hielt. Doch hier half kein langes Zögern; schüchtern fing er eben die Unterhandlungen an, als der Jesuit sich plözlich umschaute und das Gold gewahr wurde. „Wer es wagt, von einem zum Tode verdammten Ketzer etwas anzunehmen," herrschte er dem Hauptmann zu, „der wird mit ihm gerichtet." — „Die Heiligen bewahren mich vor diesem Verbrechen!" flüsterte jener.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Beschluß.)

Spazziergang durch Hamburg.

Die Karrenschieber sind weiter gefahren, und durch die wieder freie Gasse trabt gemächlich ein Miethgaul, die Stränge, mit denen er angespannt werden sollte, hinter sich herschleppend. Der Fuhrmann, dessen Gewalt er sich entrissen hat, trabt ihm nach, schreit prr! und hebt die Peitsche; aber nur leztere Maaßregel äußert ihre Wirkung, und der revolutionäre Gaul schlägt mit allen Vieren aus. Ein Kindermädchen reißt ein Bübchen, das sie führt, auf die Seite; ein hübsches, geziertes Dienstmädchen, mit fliegendem Haubenstrich, ist über und über mit Koth bespritzt und schreit laut auf; der Fuhrmann, dem sie im Wege steht, schuppst sie auf die Seite und verfolgt sein Pferd, das Niemand beim Zügel nimmt, obgleich Alle, die davor standen, es leicht konnten; keine Intervention! Durch diesen Charivari tönt auf einmal das gellende, falsch gestimmte Glockenspiel vom nahen Thurme. Es ist zwölf Uhr. Jezt naht sich ein langer, feierlicher Zug; ich denke, es ist ein Begräbniß, denn ich sehe die „Herrendiener" mit schneeweiß gepuderten Perrücken, gesteiften Halskrausen und seidenen Strümpfen durch den Koth waten und einem Wagen als Ehrengarde dienen; aber der Wagen ist nicht schwarz und es liegt kein Todter darin, sondern ein neuerwählter Senator fühlt zum ersten Male „eine bange Wonne ihn erfassen, wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung." Der Wagen hält an einem Hause, das die heranbringende Menge schon lange als ein beglücktes bezeichnet hat. Der neue Würdenträger steigt aus, um einen Centner schwerer und leichter an Sorgen, also ungefähr wie er eingestiegen ist, und jeder der Gratulanten bekommt eine Gabe von zwei Mark. In dem Hause daneben sind Thüre und Fenster zu, denn der Nachbar wäre auch gern Senator geworden, und ein tückischer Dämon (es kann auch Mangel an Lokalkenntniß gewesen seyn) hatte die Gratulanten erst in seine, diesmal unbeglückte Wohnung geführt.

Noch hat das Volk sich nicht verlaufen, da läßt sich eine Trommel hören, und ein Häuflein Hanseaten, der preußischen Farbe nicht übel nachgebildet, kommt friedlich dahergezogen. Seyd ruhig, ihr guten Bürger, ihr braucht euer Blut nicht wieder für das Vaterland zu verspritzen; so lange es stehende Heere gibt, gibt es keinen Krieg mehr. Aber wie? schon gehe ich zwei Stunden in der Stadt herum und habe noch keinen Blick auf die Kaufladen geworfen. Wenn sie auch lange nicht so schön sind, wie die Pariser, so ist doch eine große Auswahl schöner Sachen aus allen Weltgegenden vorhanden, und die chinesischen Lackarbeiten, die man in Menge sieht, zeichnen sie besonders vortheilhaft aus. Blumen in Töpfen stehen in geräumigen Buden, Zimmern und Kellern zum Verkaufe aus und bilden die schönste Tapete von der Welt. Wild, Hirsche, Rehe, Hasen, wie es das Land bietet, findet der Liebhaber zu jeder Stunde in großen Hallen aufgehängt; aber am glänzendsten, dünkt mich, erscheint Hamburg in seinen Fleischgewölben. Besonders zieht mich der Schlächtermeister an, den ich in der braunen Jacke mit thalergroßen Silberknöpfen, mit der weißen Schürze, die der wohlgewölbte Bauch wohl eine halbe Elle von den Beinen abhält, mit der rothen Kappe, welche die charakteristische schwere Seidenquaste aus dem breiten Pelzrande gleichsam hervorzieht, und mit dem ungeheuren Messer im blanken Gürtel vor seinem Gewölbe stehen sehe. Sein bloßer Anblick entscheidet die Frage praktisch: ob animalische Nahrungsstoffe der menschlichen Konstitution zuträglich sind, und sollte noch ein Zweifel darüber obwalten, so würde ihn der blasse, magere Gemüsehändler lösen, der unter ihm im Keller wohnt, und dem seine vegetabilische Kost bei Weitem nicht so viel abwerfen muß.

Gott sey gedankt! hier sehe ich blauen Himmel und Wasser, und an einer Seite wird die Straße von einer doppelten Baumreihe eingefaßt. Weiterhin, wo sie in rechtem Winkel abbiegt, sehe ich eine Reihe schöner, großer Häuser, zum Theil noch im Bau begriffen, und drüben, hinter dem breiten Wasserspiegel, einen Theil des Stadtwalls mit einer hübschen Brücke und den geschmackvollsten Anlagen. Ich bin auf dem Jungfernstieg, und mehr als hundert Schwäne schwimmen zahm vor mir herum. Man sagt, diese Schwäne seyen reiche Kapitalisten geworden durch eine Menge successiver Vermächtnisse, welche die Bewunderer ihrer Schönheit zu ihrer Unterhaltung im Winter gemacht haben, wo sie, neben dem Alsterpavillon auf einem kleinen Raum zusammengedrängt, durch fortwährende Bewegung das Gefrieren ihres Elementes verhindern und dafür reichlich gefüttert werden. — Ich gehe nicht den Jungfernstieg entlang, ohne die Schönheit dieses Stadttheils zu bewundern. Verdankt Hamburg der Elbe seinen Reichthum, so verdankt es der Alster seine einzige imposante Parthie. An der Ecke liegt ein Kaffeehaus, in das ich wohlgekleidete, sittsame Damen gehen sehe; ich folge ihrem Beispiel und finde mich in einer großen, eleganten Bonbonboutike mit vielen Spiegelpfeilern und einem kleinen Springbrunnen, et voilà tout. Es ist ein neues Etablissement des vielbekannten Perini. Ich trete mit meiner Tasse Chokolade an's Fenster, da rollen zwei bepackte Reisewagen vorüber; der eine, mit vier eigenen Pferden bespannt, hält vor dem römischen Kaiser und gehört gewiß einem holsteinischen Gutsbesizer; der andere wird von der alten Stadt London, wo kein Plaz mehr ist, nach St. Petersburg verwiesen, und die Inhaber desselben müssen nun, anstatt durch rothe, durch weiße Fensterscheiben auf die Alster sehen. Aber wahrlich, ich muß sie thun lassen, was sie wollen, denn es schlägt Eins und mich rufen Geschäfte an die Börse.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Januar 1834.

— Da ward Newtons Bau
Mir ein Gebäude der Unsterblichkeit,
Mit Erden, Welten, Sonnen aufgeführt
In aller Himmel Wüsten.

Herder.

Verschiedenes vom Himmel.

Nach John Herschel.

Doppelsterne und Nebelflecken.

Wir besprechen heute eine von den früher beschriebenen wesentlich verschiedene Klasse von Phänomenen, die uns wenigstens über einige Fixsterne in so weit sichere Auskunft geben, daß wir behaupten können, sie gehorchen derselben Kraft der Schwere, denselben dynamischen Gesetzen, welche unser Planetensystem regieren. Betrachtet man die Sterne recht genau durch Fernröhre, so sieht man bald, daß manche doppelt sind, d. h. aus zwei, manchmal auch aus drei ganz nahe aneinander stehenden Sternen bestehen. Käme diese Vergesellschaftung nur selten vor, so könnte man sie für zufällig halten; aber schon ihr häufiges Vorkommen, der ausnehmend kleine Zwischenraum zwischen beiden Sternen, und in manchen Fällen ihre fast völlige Gleichheit, sprechen stark für die Vermuthung, daß ein näheres Verhältniß zwischen ihnen herrscht, und sie nicht zufällig bloß uns so gruppirt erscheinen. Betrachtet man z. B. den glänzenden Stern Castor mit stark vergrößernden Röhren, so findet man, daß er aus zwei Sternen dritter oder vierter Größe besteht, welche fünf Sekunden auseinander liegen. Sterne von solcher Größe sind aber am Himmel nicht so häufig, daß, vorausgesezt, sie seyen zufällig im Raume zerstreut, ein solche Nachbarschaft zweier wahrscheinlich wäre, und dies ist nur Ein Beispiel unter sehr vielen. W. Herschel hat über fünfhundert Doppelsterne gezählt, bei denen der eine Stern weniger als eine halbe Minute vom andern entfernt ist, und Struve in Dorpat hat, mittelst zu diesem Zweck noch besser eingerichteter Instrumente, in neuerer Zeit diese Liste fast um's Fünffache vermehrt. Dieses schon so beträchtliche Verzeichniß wird von den Beobachtern noch fortwährend erweitert, und die Fruchtbarkeit des Himmels scheint in diesem Punkte unerschöpflich. Man theilt die Doppelsterne nach ihrem gegenseitigen Abstand in Klassen, und die erste bilden diejenigen, welche einander am nächsten stehen.

Als diese Klasse von Himmelskörpern bekannt wurde, war der erste Gedanke, sie zu der Untersuchung zu benützen, ob die jährliche Bewegung der Erde in ihrer Bahn eine scheinbare relative Veränderung in der Distanz der beiden Sterne, welche einen Doppelstern bilden, zur Folge habe oder nicht. Dachte man sich, die beiden Sterne befinden sich sehr weit auseinander und hintereinander, und stehen somit nur zufällig in derselben Gesichtslinie, so mußten unter dieser Voraussetzung die beiden Sterne bei jeder verschiedenen Stellung der Erde sich unter verschiedene Winkel stellen und am Himmel parallaktische Verrückungen zeigen; jeder der Sterne mußte, in Folge

der jährlichen Bewegung der Erde, am Himmel eine kleine Ellipse zu beschreiben scheinen, der nähere eine bedeutendere als der entferntere. Dieses Raisonnement veranlaßte W. Herschel, ein Verzeichniß der Doppelsterne zu verfassen und bei allen die Positionswinkel und gegenseitigen Abstände genau zu messen. Kaum war er aber mit diesem mühsamen Geschäfte fertig, als höchst unerwartete Phänomene seine Aufmerksamkeit so in Anspruch nahmen, daß er den ursprünglichen Zweck der Untersuchung aus dem Auge verlor, die denn auch, so viel sie noch immer verspricht, da sie wohl das einzige Mittel seyn dürfte, eine Sternparallaxe zu finden, bis heute liegen geblieben ist. Statt nämlich, wie er erwartet, jene jährliche Bewegung hin und her zu finden, wobei ein Stern sich dem andern wechselsweise genähert und wieder von ihm entfernt, und der Positionswinkel in Folge der jährlichen Bewegung der Erde sich verändert hätte, beobachtete er in mehreren Fällen eine regelmäßige progressive Veränderung, bei einigen Sternen vornämlich im gegenseitigen Abstand, bei andern dagegen in der wechselseitigen Stellung. Die sich zunächst aufdringende Vermuthung war, daß sich dabei ein Stern um den andern drehen werde; aber die beobachteten Bewegungen waren so unbedeutend, daß Jahre darüber vergingen, bis diese Vermuthung zur Gewißheit wurde. Erst im Jahr 1803, fünf-und-zwanzig Jahre nach den ersten Beobachtungen, konnte es Herschel mit Sicherheit aussprechen: es gibt aus zwei Sternen bestehende Systeme, wobei sich ein Stern um den andern in regelmäßigen Bahnen dreht. Diese Gestirne kann man mit dem Namen Zwillingsgestirne bezeichnen, zum Unterschied von denjenigen Sternen, welche, obgleich sehr weit von einander entfernt, nur zufällig und für unsern Gesichtswinkel neben einander am Himmel stehen, oder von denen wir dies bis jezt annehmen müssen. Die beiden Weltkörper eines Zwillingsgestirns stehen dagegen gleich weit von unserem Auge ab, oder sind darin doch nur um den Halbmesser der Bahn verschieden, die sie um einander beschreiben, was gegen den ungeheuren Raum zwischen diesen Sternen und der Erde gar nicht in Betracht kommt. Schon W. Herschel zählt gegen sechzig Beispiele von mehr oder minder bedeutenden Aenderungen der Positionswinkel an Doppelsternen auf, und manche derselben sind zu bedeutend und schreiten zu regelmäßig fort, als daß über das Wesen dieser Bewegungen noch ein Zweifel herrschen könnte. Die spätern Beobachtungen haben Herschels Resultate nicht allein im Ganzen, sondern größtentheils auch im Detail bestätigt. Die Zahl der Doppelsterne nimmt neuerdings, je vielseitiger man auf diesen Punkt aufmerksam wird, rasch zu, und man zählt gegenwärtig zwischen dreißig und vierzig Doppelsterne, die ganz unzweifelhaft Zwillingssterne sind. Zur Beobachtung derselben gehören sehr gute Fernröhre, weil sie meist einander so nahe stehen, daß man sehr stark vergrößernde Okulare haben muß, um die beiden Sterne getrennt zu sehen. Für einige Doppelsterne berechnete bereits Herschel ihre Umlaufszeiten, was freilich nur als vorläufige Schätzung gelten konnte. So nahm er die Umlaufszeit des Castors zu 334, die des γ in der Jungfrau zu 708, die des γ im Löwen zu 1200 Jahren an. Wenn hier die langen Umlaufszeiten auffallen, so ist in andern Fällen die Kürze derselben nicht weniger interessant. So hat der Stern η in der Krone seit der Zeit, da er von Herschel entdeckt wurde, bereits seine Bahn ganz beschrieben und eine zweite Periode begonnen; seine Umlaufszeit beträgt nur 43 Jahre. ξ im großen Bären (seine Umlaufszeit ist 58 Jahre), ζ im Krebs (Umlaufszeit 55 J.) und Nro. 70 im Schlangenträger (Umlaufszeit 80 J.) haben seit derselben Zeit den größten Theil ihrer Ellipsen beschrieben. Wäre ja noch ein Zweifel über die Realität dieser Bahnen geblieben, oder die Hoffnung, dieses Fortrücken der Doppelsterne durch bloße parallaktische Veränderungen zu erklären, so müßten Thatsachen, wie die angeführten, ihnen völlig ein Ende machen. Die Umdrehung dieser Sterne um einander ist jezt so streng bewiesen, als die Umdrehung des Uranus oder Saturn um die Sonne, und die Rechnung stimmt auch hier mit der Beobachtung so überein, daß dadurch die Herrschaft des Gesetzes der Schwere in jenen Weltsystemen so streng bewiesen wird, als die Uebereinstimmung von Rechnung und Wirklichkeit in der Stellung der Kometen bei ihrer Bewegung um die Sonne, diese Herrschaft nur immer für unser System beweisen kann. Freilich handelt es sich hier nicht von der Bewegung von Planeten und Kometen um eine Centralsonne, sondern von der Umdrehung einer Sonne um die andere. Jede von ihnen führt vielleicht Planeten, welche wiederum Trabanten in ihrem Gefolge haben, mit sich herum; diese Planeten verschwinden für uns vollkommen im strahlenden Glanz ihrer Sonnen, und sie sind ohne Zweifel in einen, im Verhältniß zu der großen Kluft zwischen beiden Sonnen, so beschränkten Raum um ihren Centralkörper geschaart, als in unserem System die Trabanten um ihre Planeten im Verhältniß zum Abstand der leztern von der Sonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Copernicus.

(Fortsetzung.)

„Das ist also Dein Freund, Dein Schüler!“ rief Copernicus bei sich mit Bitterkeit; „so lohnt sich Liebe, Treue, Anhänglichkeit in diesem Lande!“ Der Jesuit schien die lezten Worte gehört zu haben, er hielt an in

einem dunkeln Gange und winkte den Gelehrten näher zu sich. Hier, im Schatten der Mauer, dem Hauptmann versteckt, ergriff er die Hand des unglücklichen und verehrten Mannes, und sie mit Wärme an seine Brust drückend, rief er: „Scheltet dieses Land nicht, Meister! es gibt auch hier Herzen, die fähig sind, für eine große, erhabene Idee zu schlagen. Seyd unbesorgt, Ihr seyd gerettet; um Euch zu nützen, mußte ich mich für Euern erbittertsten Feind ausgeben.“ Copernicus schloß mit stummer Rührung den wiedergefundenen Freund in die Arme. „Verhaltet Euch ruhig in diesen Gemächern, bis die eingetretene Dunkelheit mir vergönnt, Euch zu den Eurigen, denen ich bereits Kenntniß von Eurem Schicksal gegeben, zu führen.“ — „O, noch ein Wort!“ rief der Gelehrte; „ehe Ihr geht, sagt mir, was ist aus meinem treuen Joseph geworden? werd' ich ihn bald wieder sehen?“ Der Jesuit schüttelte das Haupt: „Ueberlaßt ihn seinem Schicksal, nur so kann es mir gelingen, Euch zu retten; er hat auf seiner Aussage bestanden und hartnäckig alle Schuld auf sich genommen; er hat sich für Euch geopfert.“ — „Der Himmel verhüte, daß dies geschehe!“ rief Copernicus. „Eilt, verehrter Freund, eilt, thut Euer Möglichstes für ihn, überlaßt mich meinem bösen Sterne!“ — „Ich kann nur Einen schützen und retten!“ entgegnete eilig und besorgt der Jüngling; „haltet Euch ruhig, in wenig Stunden sehe ich Euch wieder.“ Er führte den Gelehrten in ein kleines, enges Gemach und entfernte sich; der Hauptmann nahm seinen Platz vor der Thüre ein.

„So ist denn erfüllt,“ rief der Meister bei sich, indem er den Blick auf die dicken schwarzen Mauern seines Gefängnisses richtete, „was jene finstere, wunderbare Prophezeiung mir an jenem Abend ankündigte: aus dem Schooße des Glücks, der Ruhe und Heiterkeit hat mich der tückische Dämon gescheucht, um in dieses Grab mich herabzustoßen! Und werde ich das Licht der Sonne, das Antlitz der Meinigen jemals wieder sehen? So hätte ich umsonst gelebt und gewirkt!“ Bei diesem Gedanken, dem empfindlichsten und schmerzhaftesten, den seine Seele beherbergte, brachen die Thränen aus seinen Augen und er sank, das Haupt auf die Hand gestützt, seufzend auf die Ruhebank nieder. Die tiefe Einsamkeit, die Stille des Grabes, die ihn einschloß, ließen seinem Geist volle Freiheit, sich ins Reich der gefürchteten Möglichkeiten zu verlieren; abgespannt von dieser quälenden Beschäftigung, ermüdet von den angreifenden Begebnissen des unruhigen Tages, versank er in jenen Halbtraum, in dessen geheimnißvollem Zustand sich oft prophetische Bilder der Zukunft mischen. Dem geistigen Auge des Gelehrten schwebten jezt die frühen Scenen seiner Kindheit vor. Er fand sich am Ufer der Weichsel; neben ihm wandelte sein früher Lehrer und väterlicher Freund Regimontan; er zeigte dem staunenden Knaben die unermeßliche Sternenschöpfung, welche in ihrem leuchtenden Glanze sich über ihren Häuptern hinverbreitete und ihren Widerschein auf den dunkeln Wellen des Flusses schweben ließ. Entzücken, Ahnung und süße Schauer füllten die junge Brust, mit dem ersten feurigen Wunsche einer noch ungebeugten Seele strebte sie nach oben. Da stiegen aus den Nebeln des Horizontes finstere Wolken empor und verhüllten immer mehr und mehr die herrliche Schaubühne; der Knabe fing an zu weinen, er hätte mit den kleinen Händen die dunkle Decke hinwegreißen mögen, doch Regimontan sagte mit gütigem Ernst: „Harre aus; der, der diese Nebel steigen läßt, wird sie auch wieder sich zerstreuen heißen; eine dunkle Zeit ist für den Kampf der Geister ersprießlich! Sieh hin, die Namen derer, die aus der Verwirrung, aus der Bedrängniß ihrer Zeit siegreich hervorgegangen!“ Der Knabe richtete ängstlich seine Blicke nach oben, der Wolkenschleier flog zerrissen nieder, und welch ein liebliches Wunder! die Sterne flammten und spielten durcheinander, bis sie sich zu herrlichen Namenszügen formten: es waren die Namen derer, die ein großes Verdienst erst spät anerkannt sahen, es waren die Schöpfer und Verbesserer der Sternkunde. Seltsame, sagenhafte Namen aus dem grauen Alterthume Egyptens führten den Zug an, ihnen folgten arabische, chaldäische Weise, dann in leuchtendem Glanz griechische Philosophen. Kein verehrter Name fehlte von jenen Egyptiern, die Martian Capella aufgeführt, des Ptolemäischen Systems glänzenden Stützen, Pythagoras, Aristoteles, Platos, Hipparchs und Archimedes Weisheit, dann die dem Gelehrten so theuren Namen Nicetas, Heraclides, Ekphontus, sie, die in ihren Schriften vorahnend seine große Entdeckung schon angedeutet, sie, die gleich ihm von ihrer Mitwelt verkannt, vergessen und verhöhnt wurden. Der Knabe lauschte noch verwundert, als er einzelne Sterne sich zu einem neuen Namen formen sah; er forschte den werdenden Zügen nach, begierig, den neuen Gegenstand der Liebe und Verehrung kennen zu lernen, als er mit staunendem Schrecken seinen eigenen Namen erkannte. Die Besinnung drohte ihm zu schwinden; er wollte sich an Regimontans Seite halten, doch dieser hatte sich weggegeben. Allein, verlassen von aller Welt, mit seinem Entzücken, seinem Schmerz und seinen Zweifeln sich selbst hingegeben, stand er da. Mit diesem quälenden und doch erhebenden Bewußtseyn erwachte er. Personnet stand vor ihm. Der Meister warf sich an seine Brust. „Jezt führt mich zum Tode!“ rief er; „ich weiß, ich weiß, daß ich lebe!“ Der Jesuit faßte ihn tröstend und beruhigend; sorgsam empfahl er ihm Stille und Besonnenheit. Beide traten jezt ihren Weg an, nachdem der Hauptmann auf Befehl des Paters am Eingang des Vorgemachs zurückgeblieben

Dunkelheit herrschte schon auf der Gasse; doch unter der Decke derselben schlich Verrath und Tücke mordgierig umher. In die Kutte gehüllt, die ihm Versonnet gegeben, schritt der Gelehrte mit klopfendem Herzen den wohlbekannten Weg dahin; endlich schimmerten die Lichter seiner Wohnung; er glaubte sich am Ziele, als er mit Staunen den Jesuiten vorbeilenken sah. „Die Deinigen befinden sich nicht mehr in diesen Mauern," sagte der junge Mann; „sie haben sie verlassen, und das Volk beruhigt sich, indem es Dich und Deine Familie im Gefängniß weiß. Doch erschrick nicht, hier in diesem kleinen baufälligen Hause wirst Du sie finden. Sie erwarten Dich um diese Stunde; Alles ist zur Flucht bereitet. Eile, mein väterlicher Freund; fände Dich die morgende Sonne noch in Bologna, so hätte ich keine Mittel, Dich ferner zu schützen." Mit diesen Worten wandte der Jüngling sein Antlitz weg, Thränen fielen auf die Hand des Gelehrten. „Du willst mich doch nicht verlassen, mein Freund und Schüler?" fragte dieser bange. — „Suche zu vergessen," war die Antwort, „was ich Dir einst gewesen; vergiß es zu Deinem, wie zu meinem Heil! wir sehen uns nie wieder!" Er drückte noch einmal die ihm dargebotene Hand und war in der Dunkelheit verschwunden. Der Meister blickte ihm trübe nach; indeß wurde es in der kleinen Hütte lebendig, man sah ein Licht erscheinen, flüsternde Stimmen ließen sich hören, und endlich traten drei Gestalten hervor, die, so viel es die schwache Hellung, die aus dem Fenster drang, zuließ, sich ängstlich umschauten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel. Januar.

Städtische Verhältnisse. Theologische Fehden.

Seit einigen Monaten herrscht hier, wie übrigens in der ganzen Schweiz, eine politische Todesstille, bei der einem ganz seltsam zu Muthe ist. Die Million Schweizerfranken, die uns zur Strafe auferlegt wurde, ist ohne Geräusch nach Zürich abgegangen, und die Bürger trugen freudig das schöne Geld auf das Rathhaus, da es als Anleihen bezogen wurde und gut verzinst werden soll. So wurden die Pillen vergoldet und willig verschluckt. Böses Blut macht mitunter das Theilungsgeschäft; einstweilen theilt man aber bloß auf dem Papier, und dann fühlt man sich so glücklich, von der gottlosen Landschaft befreit zu seyn, daß man auch große Opfer gerne verschmerzt. Gegenwärtig hört man aus diesem nahen Gebiete fast weniger, als von Sibirien. Inzwischen trägt unsere gemüthliche Einfriedigung in unsere Stadtmauern schon manche Früchte. Das Gemeinwesen hat eine völlig städtische Einrichtung erhalten, und mehr als die Formen werden die umsichtig gewählten Räthe für die Erhaltung und Befestigung aller städtischen Privilegien zu sorgen wissen. Unlängst noch meinten Manche, es wäre vortheilhaft und billig, einer gewissen Anzahl Einsassen das Bürgerrecht zu schenken, weil sie, wie die eifrigsten Bürger, mit Gut und Blut an der Vertheidigung der Stadt Theil genommen hatten. Manche glaubten überhaupt, eine Erleichterung der Niederlassung und die möglichste Freiheit der Gewerbsamkeit dürfte einer nun so eingeengten Stadt doppelt ersprießlich seyn. Solche liberale Ansichten haben sich aber wieder verloren. Ich glaube nicht, daß Einer von den Räthen den Muth hätte, nur das Wort „Gewerbefreiheit" auszusprechen. Zuweilen werden wohl Bürgerrechte ertheilt, so neulich einem Mechaniker, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich's nicht beigehen lasse, je etwas zu verfertigen, das einem andern Handwerke zukommen mag. Was der arme Mann für sein gutes Geld nun handthieren will, weiß ich wahrlich nicht.

Auch andern gefährlichen Neuerungen wird vorgebeugt. Der jüngst erhobene Streit, ob am Sonntag Theatervorstellungen gestattet seyn sollen, scheint einstweilen zwar, und auf die allereinfachste Weise, beigelegt. Vorerst sollen wir nämlich gar kein Theater haben. Dagegen entspann sich kürzlich eine theologische Fehde. Ein gewisser Valenti hält seit einiger Zeit alle Sonntag Abend bei helldunkelm Kerzenlicht methodistische Predigten in der Martinskirche, in derselben, wo Oekolompad die Reformation zuerst predigte. Aus welchem Grunde diesem nichtordinirten Sektirer der Gebrauch einer öffentlichen Kirche eingeräumt wurde, weiß ich nicht, so viel aber, daß er die Lehrfreiheit und das Kanzelrecht weidlich benuzt, um gegen alle Andersdenkenden loszuziehen. Derselbe Valenti kam ferner auf den Einfall, den weiland Stillingschen „grauen Mann" fortzusetzen, und tischte in dem ersten Hefte eine politisch-theologische Salbaderei über unsere Revolution auf. Hier wird nun zwar Basel höchlich gelobt, daß es standhaft den höllischen Revolutionsgeist bekämpft, zugleich jedoch beschuldigt, daß es sein Unglück sich selbst zugezogen, weil man Freidenker und Irrlehrer geduldet, Hochverräther aus der Fremde herberufen und angestellt, und die rebellischen Griechen und Polen bemitleidet und unterstüzt habe. Die Regierung nahm von dem ihr gemachten schmählichen Vorwurfe keine Notiz; nicht so aber die Professoren de Wette und Jung. Diese behaupteten, daß Niemand anders als sie unter den Hochverräthern gemeint sey, und zogen den Valenti vor Gericht, das jedoch die Kläger abwies, weil sie nicht ausdrücklich genannt seyen. Und in der That hätten die jezigen Gerichte schon vollauf zu thun, wenn sie sich nur mit allen namhaften Verläumdungen der Presse befassen wollten. Valenti triumphirte, wurde aber etwas unsanft durch eine kleine Schrift gestört. Herr de Wette appellirte an das Publikum und stellte diesem das unlautere Benehmen seines Gegners, so wie seine und seines Kollegen Rechtfertigung in einer kleinen, würdevollen Schrift vor. Sie ist ein wohlthuendes Licht, das Einigen doch den dicken Nebel sichtbar machen mag, der unsere Stadt umhüllt. Um so erfreulicher ist übrigens de Wettes Schritt, der ihn auf immer den Finsterlingen entgegenstellen muß, da er wohl früher mit diesen Leuten komponiren zu wollen schien. Es ist zu hoffen, daß auch sein Kollege Hagenbach sich im Kampfe ihm anschließen werde. Das Zusammenhalten der Lichtfreunde ist um so nöthiger, da nächstens wohl über die Fortdauer unserer bisherigen Universität entschieden werden soll, und allerdings zu befürchten steht, daß es den vereinten Bemühungen unserer Dunkelmänner und Brodmenschen gelingen möge, mit der Aufhebung dieser Anstalt aller Pflege der Wissenschaft den Todesstoß zu geben. Damit indessen das Bessere siege, dürfte zu wünschen seyn, daß auch ihre eifrigen Freunde nicht so weit gingen, das Unhaltbare verfechten und den Verhältnissen keine Rechnung tragen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Januar 1834.

— Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Schiller.

Copernicus.

(Fortsetzung.)

Copernicus erkannte die beiden Muhmen; doch waren auch sie wunderlich verhüllt und seltsam gekleidet; er stand dicht neben ihnen, ohne daß sie ihn, durch die Kutte getäuscht, erkannten. Als er sie bei Namen rief, stürzten sie mit einem Freudenruf auf ihn zu. Frau Genevra klagte sich bitter an, daß sie durch jenes Schauspiel die unschuldige Ursache so vielen Elends geworden; auch Fräulein Therese schalt sich und ihre Unbedachtsamkeit; die Klagen und Entschuldigungen der Weiber schienen kein Ende nehmen zu wollen, bis endlich Battista hervortrat und ernstlich an's Fortgehen mahnte. Der kleine Zug ordnete sich in der Stille und Dunkelheit, ein treuer Führer stellte sich an die Spitze; das Gepäck, so viel man davon mitnehmen konnte, war unter des jungen Pauls Aufsicht schon einige Stunden früher abgesendet worden. Des Gelehrten Bücher, die kostbarsten und wichtigsten derselben, hatte Frau Genevra sich nicht nehmen lassen, selbst zu tragen, indem sie sie unter ihren weiten Mantel verbarg. Battista stützte seinen Freund, und beide Männer schritten in tiefer Rührung stillschweigend neben einander. Copernicus dachte schmerzlich an seinen treuen Diener, er hatte noch zuletzt mit Versonnets Hülfe seine Befreiung zu erreichen getrachtet, und nur als dieser geradezu und auf's Bestimmteste jede Dienstleistung der Art von sich wies, suchte er sich jezt mit dem traurigen Gedanken vertraut zu machen, den guten Alten nicht mit in's Vaterland zu bringen.

Als sie sich dem Thore näherten, versperrte ihnen ein Volksgedränge den Weg; Waffen glänzten, Geschrei ertönte und zwischendurch ein wilder Jubelruf, Fackeln warfen ihr rothes, zweifelhaftes Licht auf die bewegten Gruppen. Unsere Flüchtlinge suchten sich an der Mauer hinschleichend Bahn zu machen. Da rief eine Stimme: „Seht, seht einen der fremden Zauberer und Giftmischer, die unserem Herzog das Leben genommen!" — „Wo, wo?" schrieen andere. „Der geschlossene Haufe that sich auf und von den Häschern geführt, wurde Joseph Bartel sichtbar. Ihm zur Seite schritt jener blasse Mönch aus der Klosterhalle mit hoch gehobenem Kruzifix und fliegendem Gewande, der Laienbruder und der dicke Waffenschmied zeigten sich im Gefolge; voran aber schwankte eine Gestalt, die mehr dem Tode als dem Leben anzugehören schien. Den blassen, todtenähnlichen Schädel umflatterten graue, spärliche Locken, im rothen Schein der Fackeln sprühten zwei finstere, tiefliegende Augen aus ihren Höhlen hervor ihr fürchterliches Feuer, und eine Stimme, die aus dem Grabe hervorzutönen schien, rief: „Herbei, herbei, Mann oder Weib, zu schauen die Ketzer, die Erd' und Himmel

verrathen haben!" Das entsetzliche Schauspiel machte, daß die Flüchtlinge unwillkührlich stehen blieben und ihre Blicke darauf wendeten; Copernicus erkannte nicht sobald seinen Diener, als er einen Schrei des Schreckens ausstieß; zum Glück erstarb er ungehört im allgemeinen Lärm. Die Gruppe machte Halt und den armen Schlachtopfern wurde eine kleine Erquickung gereicht; der Laienbruder ließ es sich nicht nehmen, seinem frühern treuen Kunden noch den lezten Trank zu reichen. Joseph nahm ihm das Gefäß aus der Hand und wollte eben einen Zug thun, als seine Blicke denen seines Herrn begegneten, und entsezt fiel die Schaale aus seinen Händen. In dem Moment hatte jener Wahnsinnige auch den Meister erkannt und mit einem Sprunge auf seine Beute zustürzend, sie mit beiden dürren Armen fassend, schrie er laut:

„Du mehr als Schändlicher, den meine Zung' nicht nennt,
Weil deines Namens Klang gleich Schwefel sie verbrennt!
Wohin du fliehen magst, entgehen wirst du nicht
Der tiefverrathnen Erd' und ihrer Rachepflicht!"

„Hier seht Ihr den Hauptketzer!" schrie er, seine tolle Rede gegen die Menge fortsetzend, indem er den Meister umklammerte und sich wie der Tod würgend an ihn hängte, so daß Battistas, der Frauen Bemühungen, den unglücklichen Freund zu befreien, fruchtlos blieben. Sie wurden von der Wache zurückgedrängt, der Franziskaner bemächtigte sich seines Opfers und führte es vor Bartels Augen. „Gestehe, Elender!" rief er diesem zu, „wer ist dieser Mann und warum entsezest Du Dich vor seinem Anblick?" Das Antlitz des Alten, indem er den Meister anblickte, drückte jezt die größte Ruhe und Unbefangenheit aus; das Geschrei der Menge wich einer tiefen Stille, und Aller Blicke waren auf die Hauptpersonen der nächtlichen Gruppe gerichtet. „Was fragt Ihr mich!" rief jezt der Famulus, „ich kenne den Mann nicht, habe ihn nie gesehen." — „Du sollst Deinen Herrn und Meister nicht kennen?" rief eine Stimme aus dem Haufen, „den fremden Teufelsbanner, der mit Dir gefangen worden?" — „Gestehe!" rief der Mönch, „Du kannst Dein Leben retten, wenn Du eingestehst." — „Ei, hochwürdiger Herr," entgegnete Bartel, „Ihr fangt Eure Sache sehr klug und fein an; wäre ich nun ein Schurke und Schelm, was ich zum Glück nicht bin, so brauchte ich jezt nur zu sagen: ja, der da ist Copernicus, mein Herr und Meister, und ich wäre frei, und jenen armen, friedfertigen Reisenden kostete es Hals und Kragen; aber wir Teufelsbanner und Magier sind ehrliche, treffliche Leute, die dadurch sich von den sogenannten anständigen, moralischen, in Amt und Würden stehenden Menschen unterscheiden, daß sie noch eine kleine Scheu vor Lügen, Betrügen, Morden und Verbrennen haben. Fragt den guten Mann selbst, er wird ja am besten wissen, wer er ist und was er will." — „Ihr irrt Euch Leute!" riefen mehrere Stimmen, „der Pilgrim da ist erst heute in die Stadt gekommen." Der Wahnsinnige überschrie alle, indem er sich auf den Boden hinwarf, seinen Leib in Zuckungen umherwand und die schwärzesten Flüche und Anklagen gegen den Gelehrten ausstieß. „Wer Ihr auch seyd," rief der Mönch, indem er der Wache einen Befehl ertheilte, „Ihr erscheint verdächtig, und ich befehle Euch, mir zu folgen." Diese Worte tönten einem Donnerschlag gleich in das Ohr Battistas und der Frauen; diese rangen jammernd die Hände, wirklich schien Alles jezt verloren. Der Zug ordnete sich wieder, schwankend und in wilden Sprüngen tanzend, bewegte sich die dürre Gestalt des Wahnsinnigen im Scheine der Fackeln, aus seinem Munde tönten wieder jene grausigen Anklagen und Flüche. Dem Meister erschien alles um ihn als Wahnsinn, Zerstörung und Entsetzen, er war kaum seiner Besinnung mächtig. Als man um die Straßenecke biegen wollte, kam ein Reiter mit einer Begleitung angesprengt, die Menge wich ihm aus. „Der junge Herzog!" riefen mehrere Stimmen; „macht Platz!" Copernicus blickte auf, er erkannte den Prinzen Benedetto und rief ihn an, als jener, durch's Gedränge aufgehalten, nahe bei ihm hielt. Der Fürst erblickte kaum den in harter Bedrängniß Schwebenden, als er, sogleich mit scharfem Auge des Geistes die Lage der Dinge auffassend und überschauend, dem Zug ein donnerndes Halt zurief.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

An manchen Doppelsternen beobachtet man das schöne, merkwürdige Phänomen kontrastirender oder ergänzender Farben. In diesem Falle ist der größere Stern meistens roth oder orange, der kleinere dagegen blau oder grün; ohne Zweifel in Folge des bekannten optischen Gesetzes, nach welchem, wenn starkes gefärbtes Licht auf die Netzhaut des Augs gewirkt hat, schwächer erleuchtete Körper, welche, allein gesehen, weiß erschienen, sich sofort in der Farbe zeigen, welche zur Farbe jenes stärkern Lichts das Komplement bildet. Herrscht somit im Licht des Hauptsterns das Gelb vor, so erscheint der benachbarte schwächere Stern blau, sticht dagegen das Kolorit des erstern ins Rothe, so zeigt sich der leztere mehr oder weniger grün. Ist aber der farbige Stern der schwächere von beiden, so wirkt er nicht merkbar auf die Farbe des andern. So sind im merkwürdigen Stern η der Cassiopea ein großer weißer Stern und ein kleiner lebhaft purpurfarbiger gegattet. Man darf deßhalb nicht den Schluß machen, daß in allen Fällen der Art die eine Farbe bloß vom Kontrast herrührt.

Man findet in verschiedenen Regionen des Himmels Sterne von rother, fast blutrother Farbe; wir zweifeln aber, ob je ein Stern mit entschieden grünem oder blauem Licht gesehen worden ist, ohne daß er einen stärker leuchtenden neben sich gehabt hätte.

Ein weiteres sehr interessantes Kapitel in der physischen Geschichte der Sterne ist ihre eigenthümliche Bewegung am Himmel. Wir führen die merkwürdigsten Beobachtungen über diesen Gegenstand kurz an. Schon a priori konnte man erwarten, daß eine genauere Forschung unter der ungeheuern Menge im Himmelsraum vertheilter Gestirne hie und da an einem scheinbare Bewegungen verschiedener Art entdecken würde. So ist es auch wirklich, und zwar bewegen sich nicht nur manche einzelne, sondern auch Doppelsterne, unabhängig von ihrer Umdrehung um einander oder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. So sind die beiden, so ziemlich gleich großen Sterne Nro. 61 im Schwan seit wenigstens 50 Jahren fast ganz gleich weit (15 Sekunden) von einander geblieben, während sie in derselben Zeit mit einander einen Bogen von 4 Minuten 25 Sek. am Himmel beschrieben haben und jährlich einen Raum zurücklegen, der etwas mehr als ein Drittheil ihres Abstandes beträgt; so daß dieses Weltsystem Jahr für Jahr auf einer unbekannten Bahn mit einer Bewegung vorrückt, welche Jahrhunderte lang uns gleichförmig und geradlinigt erscheint. Die stärkste bis jezt beobachtete Bewegung, nämlich 3¾ Sek. jährlich, zeigt μ in der Cassiopea, ein einfacher, sich durch nichts auszeichnender Stern. Eine Menge anderer Sterne zeigt eine ähnliche, zwar nicht so bedeutende, aber immerhin merkliche Verrückung.

Bewegungen, welche Jahrhunderte brauchen, bis die veränderte Stellung der Körper dem bloßen Auge sichtbar wird, heben immerhin den Begriff eines mathematischen Feststehens der Sterne auf, sind aber doch zu unbedeutend, als daß wir darum im praktischen Leben die Benennung Fixsterne aufzugeben brauchten. Man weiß vom Umfang und der Richtung jener Bewegungen noch viel zu wenig, als daß man daran denken könnte, sie auf bestimmte Geseße zurückzuführen; so viel kann man aber im Allgemeinen sagen, daß die scheinbaren Richtungen äußerst verschieden sind und nichts von einem gemeinschaftlichen Zuge gegen diesen oder jenen bestimmten Punkt des Himmels zu bemerken ist.

Wer in einer heitern Nacht den Sternhimmel betrachtet, bemerkt bald hin und wieder Gruppen, wo die Sterne näher zusammengerückt sind, als in den angrenzenden Regionen, und glänzende, stark in die Augen fallende Haufen bilden. Dahin gehört die Gruppe der Plejaden, in welcher man deutlich sechs bis sieben Sterne, und, wenn man das Auge etwas zur Seite dreht, während man mit der Aufmerksamkeit auf die Gruppe gerichtet bleibt, *) noch mehrere unterscheidet. Das Fernrohr zeigt in dieser Gruppe fünfzig bis sechzig große Sterne auf dem ziemlich kleinen, verhältnißmäßig im übrigen Himmel isolirt stehenden Raume. Das Haar der Berenice ist eine ähnliche, noch ausgedehntere und aus bedeutendern Sternen bestehende Gruppe. Noch gibt es im Bild des Krebses einen den bisher genannten analogen, aber weniger umschriebenen Lichtfleck, die Krippe oder der Bienenstock genannt, der schon durch ein gewöhnliches, nur wenig vergrößerndes Fernrohr aus lauter Sternen zusammengesezt erscheint. Ein anderer Fleck der Art steht im Schwertgriff des Perseus, den erst ein etwas stärkeres Teleskop in lauter Sterne auflöst. Man nennt dergleichen Gruppen Sternhaufen (clusters), und was es auch für eine Bewandniß mit ihnen habe, so viel ist gewiß, daß hiebei ein anderes Geseß der Vergesellschaftung herrscht, als das allgemeine, nach welchem die Sterne am Himmelsgewölbe verbreitet sind. Noch mehr überzeugt man sich hievon, wenn man auf diese oder ähnliche Gegenstände sehr starke Teleskope richtet. Manche dieser Flecken hat man für Kometen gehalten, und viele sehen allerdings, den Schweif abgerechnet, gerade so aus. Es sind dies kleine runde oder ovale Nebel; so erscheinen sie wenigstens mit Fernröhren von mittelmäßiger Stärke. Ihre Unbeweglichkeit zeigt übrigens gleich, daß es keine Kometen sind, und untersucht man sie mit sehr kräftigen Instrumenten, wie mit Reflektoren von achtzehn Zoll, zwei und mehr Fuß Oeffnung, so findet sich diese Vermuthung vollends ganz widerlegt; denn man sieht nun, daß die Flecken dem größten Theil nach aus lauter Sternen bestehen, die so dicht aneinander gedrängt sind, daß sie fast einen umschriebenen Raum erfüllen, wobei sich im Centrum, wo gewöhnlich die Sterne am dichtesten zusammengehäuft sind, ein Lichtschimmer bildet. Der in diese Klasse gehörende, von Halley 1714 entdeckte Nebelfleck ist für das bloße Auge zwischen den Sternen η und ζ im Herkules sichtbar, mit einem Nachtrohr erscheint er aber völlig wie ein kleiner, runder Komet. Ueberhaupt sind mehrere dieser Flecke vollkommen

*) Es ist ein merkwürdiges Faktum, daß der Mittelpunkt der Neßhaut des Auges für schwache Lichteindrücke ungleich weniger empfindlich ist, als die nach außen gelegenen Theile derselben. Wer den Versuch macht, wird sich über die Größe des Unterschieds wundern. Man darf nur z. B. einen Stern fünfter Größe das einemal gerade, das anderemal von der Seite ansehen; oder man wähle zwei gleich glänzende, drei bis vier Grade auseinander gelegene Sterne und fixire den einen geradeaus, so wird gewöhnlich nicht dieser, sondern der andere gesehen werden; dies ist wenigstens bei mir der Fall. Es erklärt sich hieraus, warum wir, wenn wir gen Himmel blicken, so ausnehmend viele Sterne sehen, und doch so wenige herausbringen, wenn wir sie zählen wollen.
A. d. V.

kreisrund und stellen kugligte, völlig mit Sternen erfüllte, isolirt im Himmel stehende Räume dar, welche gleichsam abgeschlossene, nur nach ihren Hausgesetzen regierte Familien bilden. Der Versuch, die Sterne in einem solchen Haufen zu zählen, wäre rein vergeblich; mit einer Schätzung nach Hunderten reicht man auch nicht aus; man hat aber nach den scheinbaren Intervallen der Sterne an den Rändern (wo sie einander nicht decken) und nach dem Durchmesser der ganzen Gruppe eine ungefähre Rechnung angestellt, und dieser nach bestehen manche dieser Haufen aus wenigstens zehn- bis zwanzigtausend Sternen, die in einem kreisrunden, nicht über acht bis zehn Minuten im Durchmesser haltenden, d. h. kaum den zehnten Theil der Mondscheibe betragenden Raum dicht beisammen stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Januar.

Der festgewurzelte Kurfürst, der Hofrath Förster und die Karnevalsnähe.

Ich habe zweimal den Beginn des neuen Jahrs nicht in Berlin erlebt, und weiß nicht, ob die Runde, welche der Hofrath Friedrich Förster ehemals den Kurfürsten auf der langen Brücke in jeder Neujahrsnacht machen ließ, dieses Jahr zum ersten Male unterblieben ist. Ich sehnte mich nach diesem Büchlein, und hätte gern gewünscht, vom Standpunkte der langen Brücke und der Schloßfreiheit aus über die Ereignisse des verflossenen Jahrs belehrt zu werden. Aber leider war Herr Hofrath Förster mit so vielen anderweitigen Arbeiten im verwichenen Jahre beschäftigt, leider ist er es noch so sehr, daß die Ereignisse vielleicht einen weniger aufmerksamen Beobachter diesmal an ihm gefunden haben, oder es ihm wenigstens schwer wurde, seine Erfahrungen niederzuschreiben und in Reim und Verse zu vertheilen. Es wäre traurig, wenn diese Unterlassungssünde dazu beitrüge, daß über das Jahr 1833 bei unsern Mitbürgern falsche und gefährliche Meinungen verbreitet würden. Denn spricht nicht Hofrath Förster mit vieler Bestimmtheit die Stelle an, welche durch etwas Menschliches, das dem Historiographen des preußischen Staats, dem Geheimenrathe Wilken, zustoßen könnte, dereinst erledigt seyn dürfte? Ist es nicht jezt schon seine Pflicht, die Integrität der historischen Thatsachen unter uns aufrecht zu erhalten? Und wahrlich, man klagt schon an allen Orten, daß eine eigene Vergessenheit sich nebelhaft um die Jahrszahl 1833 schleiert, und deutet mit Fingern darauf, daß ein gewisser Direktor der Kunstkammer nicht wenig zu diesen Nebeln beitrage; denn seine Runde des großen Kurfürsten hätte Alles aufgehellt: sie hätte einen Zeitraum erhalten, der jezt schon in den Sand zerrinnt, sie hätte mit diamantenen Lettern an das Firmament geschrieben, was uns jezt schon so bedünkt, als sey es gar nicht geschehen. Möge Herr Hofrath Förster am Schluß des laufenden Jahrs seinen Anwartschaften besser obliegen, möge er seinen Kurfürsten wieder durch die Sylvesternächte reiten lassen und eine Vergangenheit festhalten, die ohne ihn nur auf sehr schwachen Füßen steht. Sind doch die Andern nicht ausgeblieben, die Herren Spiker, Rellstab, Gubitz, Müchler, und haben redlich in den Zeitungen, wie etwa in Stuttgart „wohl um die zwölf Uhr“ Ihre Nachtwächter, gesungen: das alte Jahr vergangen ist, und haben Alles gethan, was sich für Gott, König und Vaterland nur thun läßt, und waren dabei in ihrem Herrn vergnügt. Man muß uns an nichts gewöhnen, wenn man später sein Wort nicht halten will.

Für den Karneval läßt sich Alles großartig an. Wild, der hier schon lange gastirt, bleibt noch; die Geschwister Elsler sind mit neuen Balletten eingetroffen und tanzen schon; die pensionirte Sängerin Milder wird singen, troz dem, daß ihr die Brust abgenommen ist; die Redouten und Maskenbälle haben schon begonnen, kurz es ist so lustig bei uns, daß ich der halben Welt wünsche, sie möchte bei uns seyn und unsern Jubel theilen. Die Schröder-Devrient wird auch kommen, sie wird singen, vielleicht fünfmal? vielleicht achtmal? vielleicht zehnmal? Nein, singen wird sie vier- und zwanzigmal, und was nicht noch Alles geschehen wird! Wer weiß es! man liebt es, uns zu überraschen, man sorgt so väterlich für uns. Vielleicht fragen Sie mich aber, woher es denn kommt, daß, wer bei uns gastirt, fast nie wieder fort kommt und doch nicht engagirt wird? Das ist eine eigene Geschichte, und es gehört dazu nichts, als daß wir erst noch einmal tiefen Athem schöpfen und dann beginnen, wie folgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Basel, Januar.

(Beschluß.)

Vinet über Voltaire. Mnemotechnik.

Von Vinets Vorlesungen über die französischen Philosophen (s. Morgenblatt Nr. 286 — 87. 1833), die vor einem so zahlreichen Auditorium gehalten worden, schreibe ich Ihnen nichts, obschon namentlich seine lezten Vorträge über Voltaire reichen Stoff zu Bemerkungen darböten. So viel nur, ich bedauerte die höchst einseitige Schilderung dieses großen Geistes, dem nichts verziehen wurde, weil leider das höllische Pfaffenthum ihn blind für die Göttlichkeit des wahren Christenthums gemacht hatte. Voltaire wurde dabei nicht sowohl nach seinem Wirken und den Bedürfnissen der damaligen Zeit beurtheilt, sondern hauptsächlich nach einzelnen Stellen seiner Korrespondenz. So ist es denn freilich nicht schwer, da die Gewinnsucht der Buchhändler sich nicht schämt, jedes Papierchen, das je ein berühmter Mann beschrieben haben mag, nach seinem Tode zu sammeln und bekannt zu machen, mit Beweisen schwarz auf weiß jeden erhabenen Geist zur Alltäglichkeit herabzuziehen.

Seit Kurzem ist auch ein Mnemoniker, ein Herr von Costillho, hier und hat großen Zulauf. Die Anzeige, die er in alle Häuser schickte, enthielt aus einem paar Duzend Zeitungen Wunderberichte von seiner Kunst, und wirklich leistete er, als er zum ersten Male sich produzirte, fast Unglaubliches. Es war ihm ein Kinderspiel, die längsten Zifferreihen, die man hinschrieb, sofort der Ordnung nach herzusagen, u. a. m. Seine Kunst scheint indessen in dem längst bekannten Hülfsmittel zu bestehen, jede Ziffer in einen Buchstaben zu verwandeln, und die Zahlen dadurch zu behalten, daß man Säze bildet, in welchen jene Buchstaben in derselben Ordnung vorkommen, weil bekanntlich Wörter leichter zu behalten sind. Die Anwendung erheischt jedoch, wie die Stenographie, sehr viele Uebung, und die ungemeine Fertigkeit des Herrn Costillho ist begreiflich, wenn man hört, daß er sich von Jugend auf auf diese Kunst legte. Die Zuhörer sind wohl allesammt schon in ihren Erwartungen getäuscht, denn jeder muß einsehen, daß diese Mnemotechnik, wie die Stenographie, ohne viele Anstrengung zu gar nichts führt, und im besten Falle der Gewinn für sehr Wenige nie solche Anstrengung werth wäre. Ungleich wichtiger scheint mir, daß man endlich hier wie anderswo einsähe, auf welch heillose Weise die Uebung des Gedächtnisses in den Schulen verwahrlost wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Januar 1834.

> Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchen uns in der ganzen, dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Keim fehlt.
>
> G. H. Schubert.

Verschiedenes vom Himmel.

(Fortsetzung.)

William Herschel verdanken wir das Meiste, was wir von jenen mannichfaltigen, unter dem allgemeinen Namen Nebelflecke zusammengefaßten Himmelsgebilden wissen. Er theilt sie in mehrere Klassen: 1) Haufen, in denen man ohne Mühe die Sterne unterscheidet; sie theilen sich wieder in kugligte und in unregelmäßige Haufen; 2) auflösliche Nebelflecken, d. h. solche, welche sicher aus Sternen bestehen, die sich uns in kräftigern Telescopen, als wir bis jezt besitzen, zeigen würden; 3) eigentlich sogenannte Nebelflecke, in denen sich keine Spur von Sternen wahrnehmen läßt; 4) planetarische Nebel; 5) Sternnebel; 6) Nebelsterne. Seine ausnehmend kräftigen Fernröhren haben uns mit einer ungeheuren Menge von Körpern der Art bekannt gemacht und zugleich gezeigt, daß sie nicht gleichförmig am Himmel verbreitet sind, sondern sich vornämlich in einer breiten Zone befinden, welche die Milchstraße fast unter einem rechten Winkel schneidet. In einigen Distrikten dieser Zone stehen sie dicht bei einander, besonders da, wo sie durch die Sternbilder der Jungfrau, das Haar der Berenice und den großen Bären streicht; sie sind großentheils telescopisch und werden im Allgemeinen nur durch sehr kräftige Instrumente sichtbar.

Die erste Klasse, die Sternhaufen, sind theils von der bereits beschriebenen kugligten, theils von unregelmäßiger Gestalt. Leztere zeigen im Durchschnitt weniger Sterne, namentlich aber sind dieselben gegen das Centrum nicht so stark zusammengedrängt. Sie verschwimmen auch mehr an den Rändern, so daß ihre Grenzen oft schwer anzugeben sind und man nicht weiß, ob man sie nicht bloß als verhältnißmäßig sternreichere Punkte des Himmels zu betrachten hat. In einigen sind die Sterne fast alle gleich groß, in andern dagegen äußerst ungleich; nicht selten unterscheidet man darin einen dunkelrothen, auffallend glänzenden Stern. W. Herschel betrachtet sie als Haufen, die erst noch in der Verdichtung zu kugligten Sternmassen begriffen sind; diese Ansicht gründet sich freilich einzig auf die Beobachtung, daß ein unmerklicher Uebergang von den unregelmäßigen, verschwimmenden Haufen zu den kugligten stattfindet.

Die auflöslichen Nebelflecke sind offenbar nichts anders, als Haufen, welche zu weit von uns abstehen oder deren Sterne zu klein sind, als daß ihr individuelles Licht zu uns gelangen könnte, wenn nicht etwa ein paar Sterne uns so nahe stehen oder so stark sind, daß uns ihr gemeinsames Licht als ein hellerer Punkt erscheint. Sie sind alle rund oder oval, denn ihre Verzweigungen

und unregelmäßigen Umrisse verschwinden durch die Entfernung, und nur die allgemeine Figur ihrer dichtesten Theile kommt zu unserer Anschauung. Gerade so wie diese erscheinen die stärksten kugligten Haufen in schwächern Telescopen, und man kann daraus sicher schließen, daß Haufen, welche in den mächtigsten Fernröhren kaum Spuren von Sternen zeigen, bei gesteigerter Kraft des Instruments völlig aufgeschlossen würden.

Die eigentlich sogenannten Nebelflecke treten gleichfalls in sehr mannichfaltiger Gestalt auf. Die beiden bei weitem merkwürdigsten sind der von Huygens 1656 im Orion und der von Lacaille im südlichen Sternbild der Karlseiche entdeckte. Diese Nebel, wenigstens der erstere, sehen gar nicht darnach aus, als ob sie aus einer ungeheuren Menge kleiner zusammengedrängter Sterne beständen. Der Fleck im Orion erscheint aus kleinen flockigten, leichtem Gewölke ähnlichen Massen zusammengesezt. Dergleichen Nebelflocken hängen an mehreren gegen den Rand des Flecks gelegenen kleinen Sternen, besonders aber an einem bedeutend großen, der in eine nebligte, ziemlich ausgedehnte und sonderbar gestaltete Atmosphäre gehüllt ist. Mehrere Astronomen haben nach der Vergleichung dieses Nebelflecks mit Huygens Abbildungen desselben behauptet, sein Umriß habe sich seit des Leztern Zeit bedeutend verändert. Bedenkt man aber, wie schwer ein Gegenstand der Art genau zu zeichnen ist, und daß er schon im selben Telescop je nach dem Zustand der Luft und andern zufälligen Umständen anders erscheint, so wird man zugeben, daß bis jezt noch auf derlei Veränderungen kein Gewicht zu legen ist.

Ganz anders erscheint der Nebelfleck im Sternbild der Andromeda. Er ist mit bloßem Auge sichtbar und wird von Personen, die nicht gut orientirt sind, regelmäßig für einen Kometen gehalten. Simon Marius, der ihn i. J. 1612 beschrieben hat, vergleicht sein Licht mit dem Schein einer durch Horn schimmernden Kerze, und der Vergleich ist wirklich nicht unrichtig. Sein Umriß ist ein gezogenes Oval, dessen Schimmer gegen den Mittelpunkt stärker wird, Anfangs nur ganz allmählig, dann aber sehr rasch bis zum Centralpunkt, der zwar weit heller leuchtet als das Uebrige, aber sichtbar kein Stern, sondern nur ein höchst condensirter Nebelfleck ist. Es stehen ein paar kleine Sterne darin, sie sind aber, scheint es, bloß accidentell, und am ganzen Fleck weist nichts darauf hin, daß er aus Sternen bestände. Er ist gegen einen halben Grad lang und 15 — 20 Minuten breit. Er kann in großem Maaßstabe für den Typus einer sehr zahlreichen Klasse von Nebelsternen dienen, welche rund oder oval erscheinen und sich gegen den Mittelpunkt mehr oder weniger verdichten. Bei einigen ist die Verdichtung schwach und allmählig, bei andern stark und so rasch, daß sie wie ein Stern mit schwachem, bleichem Licht oder einer leichten Dunsthülle erscheinen. Dies sind die sogenannten Sternnebel. Andere, ein herrliches, höchst auffallendes Phänomen, erscheinen als ein deutlicher, glänzender Stern, mit einer kreisrunden Atmosphäre umgeben, welche zuweilen ein schwaches Licht von sich gibt, in manchen Fällen nach allen Seiten verschwimmt, in andern aber sehr scharf abgeschnitten ist. Dies sind die Nebelsterne. Manche derselben sind nicht rund, sondern oval; ja manche zeigen sich als lange, schmale, spindelförmige Streifen. Es gibt auch ringförmige Nebelflecke, sie gehören aber zu den seltensten Phänomenen am Himmel. Der allermerkwürdigste befindet sich im Sternbild der Leier und ist mit einem Fernrohr von mittlerer Stärke sichtbar. Er ist klein und sehr scharf umschrieben, so daß er vielmehr einem festen, platten, ovalen Ring als einem Nebelfleck gleicht. Die Achsen seiner Ellipse verhalten sich wie 4 zu 5, und die Oeffnung beträgt etwa die Hälfte des Durchmessers. Sein Licht ist nicht ganz gleichförmig und etwas wolkigt, namentlich am äußern Rand; die Oeffnung in der Mitte ist nicht ganz dunkel, sondern mit einem schwachen, dunstigen, gleichförmigen Licht erfüllt, und das Ganze sieht aus, als ob feine Gaze über einen Ring gespannt wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Copernicus.

(Fortsezung.)

„Wie kommt Ihr hierher, Anselm? ich glaubte Euch schon nahe bei Rom auf Eurer Pilgerfahrt,“ sezte der Prinz, mit gütiger Stimme zum Meister gewendet, hinzu. „Wie? und in dieser Begleitung!“ Der dicke Waffenschmied hatte allein den Muth, hervorzutreten und in einigen übel zusammenhängenden Worten den Verdacht, der gegen die Reisenden laut geworden, vorzubringen. „Nichtswürdiger!“ schrie der erzürnte Herr, „Ihr wagt es, meinen treuen Diener festzuhalten? fort mit der Wache! und Ihr, Anselm, was auch der Grund der Verzögerung Eurer Reise sey, besteigt jezt eines der Pferde und folgt mir.“ Copernicus küßte mit stummer Rührung die Hand seines Retters. Er wollte sich eben auf das vorgeführte Roß schwingen, als sich mit Geheul der Wahnsinnige an seine Knie klammerte: „Ich lass' ihn nicht!“ schrie die entsezliche Erscheinung; „ich lass' ihn nicht, er ist mein, mir gehört er, den beleidigten Erdgeistern, die sein Gebein verschlingen wollen! Ich, ich bin der Geist der Erde, in meiner dunkeln Kammer soll er büßen, die finstersten Grotten will ich ihm aufschließen; dort soll sich in das Tosen der unterirdischen Gewässer sein Klagelaut mischen, alle Schrecken will ich gegen ihn loslassen, Jahrhunderte soll er dort

unten überdauern, bis eine Steinkruste, härter wie der Diamant, seinen verruchten Leib überzieht, inwendig aber soll ewig rege der brennende, blutige Karfunkel, das Herz, brennen, im peinigenden Vorwurf, in stets wacher Selbstanklage!" Der Herzog hatte seinen Blick fest auf den Unglücklichen geheftet, jezt gab er einen Wink, und er wurde weggerissen.

Der Zug bewegte sich weiter und auch das Gefolge ordnete sich neu; für Battista und die Frauen war ebenfalls gesorgt worden, sie befanden sich auf bequemen Sätteln und in Sicherheit. Bald war das Thor erreicht, und erst als sich die finstern Mauern hinter ihnen schlossen, athmeten die armen Verfolgten wieder frei. Copernicus durfte neben dem Herzog reiten, und dieser sagte zu ihm, als sie in einiger Entfernung von der Stadt waren: „Erkennet, verehrter Herr, in dem, was der Zufall mich vor wenig Stunden für Euch thun ließ, einen kleinen, mir sehr willkommenen Gegendienst für jene frohe Stunde, die Ihr mir damals, vor ziemlich langer Zeit schon, durch Eure günstige Prophezeihung bereitet habt. Ich glaubte zuversichtlich an Eure Worte, obgleich ich nicht begriff, auf welche Weise sie in Erfüllung gehen könnten. Der Himmel hat meine Kleingläubigkeit bestraft, ich trage jezt den herzoglichen Hut, und was diesem hohen Geschenk den größten Werth verleiht, ich bin in seinen Besitz ohne Vorwurf gekommen; meine Brust fühlt sich bei jenem unglücklichen Ereigniß völlig frei von jeder Mitschuld. Mein Oheim, obgleich nie gütig gegen mich, war mir stets ein hochverehrtes Haupt; um alle Schätze der Erde hätte ich nicht an sein Leben tasten wollen. Doch seinen vielen Feinden, unter denen jener heimtückische Priester, der Schlange gleich, die man unwissend am Busen wärmt, sich am thätigsten zeigte, ich meine den Beichtvater, der auch Euer Feind ist, gelang jenes Bubenstück, ohne daß ich's verhindern konnte; doch sie sollen sich um den Lohn betrogen haben. Dem Alfredi, dem Sohn des Herzogs, diesem kränklichen, halb blödsinnigen Knaben glaubten sie die Herrscherzügel in die Hand zu drücken, doch der Schwächling hat die Früchte dieser Schandthat nicht erlebt; auch Giacomo, mein Vetter, der nähere Rechte als ich hatte, ist vor wenig Tagen in einem Zweikampf gefallen, und so ist wahr geworden, was die Sterne mir geweissagt. Ihr aber, verehrter Meister, seyd der Gründer meines Glücks." Copernicus lehnte diese Danksagungen auf das Ernstlichste von sich ab, er berief sich auf seine eigenen Worte damals, die der Prinz falsch gedeutet; doch je eifriger er sich von einem ihm mit Unrecht zugeschriebenen Verdienste lossagte, desto mehr bestand der junge Herr darauf, ihn mit Lob und Dank zu überschütten. „Den schönsten und glänzendsten Bestandtheil meines Glückes," sezte er seine Rede fort, „kennt Ihr noch nicht; doch Ihr sollt ihn kennen lernen. Schon sind wir nicht mehr ferne dem Landschlosse, wo Ihr und Eure Frauen Euch gefallen lassen müßt, für diese Nacht meine Gäste zu seyn. Wie glücklich bin ich, Euch dort vor jedem fernern Angriff des dummen Pöbels sicher zu wissen. Von dort aus gebe ich Euch ein sicheres Geleite, das Euch mit meinen besten Segenswünschen bis über die Grenzen hinausführen soll."

Der Gelehrte dankte auf's Herzlichste. Nicht lange dauerte es, so wurden jezt die erleuchteten Fenster eines stolzen Gebäudes sichtbar, das auf einer Anhöhe, umgeben von einigen befestigten Anlagen, sich in den Nachthimmel emporhob. Die Reisenden stiegen am Thore ab, nachdem sie über eine stattliche Brücke dahingetrabt, die Gefährten des Prinzen hoben die Damen aus den Sätteln und führten die Erstaunten und freudig Ueberraschten über die Gänge und Stiegen des Schlosses. Der Herzog war verschwunden; erst am Morgen, als seine Gäste durch einen erquickenden Schlummer von den Bedrängnissen der überstandenen bangen Tage sich in etwas erholt hatten, ließ er den Gelehrten und die Damen zu sich entbieten. Die leztern waren erstaunt über die Pracht der ganzen Anordnung, über die kostbaren Stoffe und die Prunkgefäße, die überall vertheilt standen. Copernicus wurde jedoch vom Fürsten in ein Gemach geführt, wo eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit sich bei seinem Eintritt aus dem Sessel erhob. „Dieses," flüsterte der Herzog dem Gelehrten zu, „dieses, Meister Copernigo, ist mein größter Schatz. Ihr seht die Prinzessin Annonziata vor Euch, jezt noch heimlich meine Braut, bald, nach verflossenem Trauerjahr, meine Gemahlin. Jezt könnt Ihr mir glauben, wenn ich Euch meines Glückes versichere." Die Prinzessin kam mit einem gütigen Gruße auf die beiden Männer zu; sie hörte mit Theilnahme dem Herzog zu, der ihr die traurigen Schicksale des eben der Gefahr Entronnenen erzählte; auch sie hatte von diesen Begebnissen sprechen gehört, sie achtete und ehrte den Fremden, über dessen Verdienste sie aus des Geliebten Munde so vielfache Lobsprüche vernommen. Von diesen Gegenständen ging das Gespräch auf jene Stifter des Aufruhrs über, und der Herzog erwähnte auch hier jenes Wahnsinnigen, indem er sagte: „Ich muß Euch über diesen Mann, verehrtester Meister, der sich so seltsam in Euer Schicksal eingemischt hat, ja der gleichsam als finsterer Prophet Euch dessen ganze künftige Wendung vorhergesagt hatte, noch einige erklärende Worte sagen, da ich jenen Unglücklichen in bessern Tagen wohl gekannt habe. Mein Oheim, der sich einige Zeit viel mit Erforschung geheimnißvoller Dinge abgab, und unter diesen sich auch die Kunst, Gold zu machen, aneignen wollte, pflegte um sich Leute zu versammeln,

die entweder im eingebildeten oder wirklichen Besitz jener verborgenen Kenntnisse sich befanden. So brachte er einstmals von seinen Reisen jenen Roberto mit, der freilich damals nicht von ferne an das Gespenst, welches Ihr gestern saht, mahnte. Die Versuche, die dieser nun in seiner Zauberküche anstellte, mißlangen durchaus, und es schien, als verschließe sich das Geheimniß desto hartnäckiger vor ihm, je eifriger er es suchte."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Die königliche Bühne. Die Kritik. August Lewald.

Einige Vorzüge unserer Hofbühne sind unläugbar: wer wollte die Gasbeleuchtung und die Crelinger in Abrede stellen? Ueber einige Mängel (und sie sind nicht unbedeutend) kann die Partheilichkeit anderer Meinung seyn, unter den Unbefangenen sind sie aber ausgemacht. Es ist wahr, für das recitirende Schauspiel ist bestens gesorgt. Wir zehren hier noch von den vor Jahren angelegten Kapitalen, Lemm, Beschort, die Wolf leben noch. Was in neuerer Zeit hinzukam, mochte nicht besser gefunden werden, die Hagn, Rott, Stawinsky; aber doch ist das Fach des jungen Intriguants und des jugendlichen Liebhabers noch immer nicht passend besezt: Herr Crüsemann ist ein roher Spieler, Herr Grua ein schläfriger. Nichtsdestoweniger steht es um unser Schauspiel gut; die Komik ist bei Rüthling und Gern in den besten Händen. Ebensowenig habe ich an dem Ballet etwas auszusetzen, das ich gar nicht kenne, aber die Oper kenne ich, und mit dieser geht es herzlich schlecht. Schöne Dekorationen, reiches Repertoire, erträgliche Choristinnen, die findet man allenfalls, aber Sänger haben wir nicht. Mad. Milder ist alt und pensionirt, die Seidler-Wranitzky alt, ohne Leben, Feuer, kein Vergleich mit ihrer berühmteren Schwester, der Kraus-Wranitzky. Frl. v. Schätzel hat längst die Bühne verlassen, und für Alles dies ist nichts Neues gekommen. Man wird von Dem. Grünbaum nicht sprechen, einer jungen Dame, welche nie hoffen darf, die Lorbeern ihrer Mutter zu ersingen, einer Sängerin des dritten Grades. Dem. Stephan ist taub geworden; kennen Sie eine Dem. Lehmann, eine Böttcher? Sie sind noch sehr jung, diese Damen, gehen noch in Dilettantenschuhen und verderben alle Rollen, welche man sie unkluger Weise spielen läßt. Wie lange wird es her seyn, so sangen sie noch Kellersche Sonaten zum Klavier? Man denke, wie kindisch und unbeholfen noch das Spiel dieser Sängerinnen ist, und wird sich einen Begriff machen können, wie trefflich unser Opernpublikum unterhalten wird. Von dem männlichen Personale gilt fast dieselbe Anklage. Bader ist dick und alt, Blume macht nur einigen Rollen Ehre, und dies sind die beiden Sänger, welche auswärtigen Ruf haben. Alle übrigen sind überfrüh dem Chor entnommen, oder nur als Dilettanten zu rechnen. Unser erster Tenor, Herr Mantius, studirte noch vor einigen Jahren die Rechte, und wurde mit seiner im Zimmer recht ergreifenden Stimme fast auf die Bühne gezwungen, wohin er mit keinem Fuß und keiner Note gehört. Ein Tenorist, Hoffmann aus Wien, verdirbt mehr, als er gut macht, von einem gewissen Devrient gilt dasselbe, wie von Mantius, kurz, es mögen höchstens die Herren Zschiesche und Hammermeister seyn, die sich innerhalb einer erträglichen Mittelmäßigkeit halten. Nun wollen wir auch keineswegs alle Schuld auf die Intendanz werfen; denn die Herstellung einer Prima Donna für unsere Bühne hat ihr größtes Hinderniß an dem Musikdirektor Spontini, für dessen Opern sich keine Kehle opfern, für den keine Sängerin im dritten Jahre ihre Stimme verloren haben will. Aber dennoch könnte für unser Publikum größere Sorge getragen seyn. Eine Dilettantenbühne ist einer Hauptstadt doch im höchsten Grade unwürdig.

Unter uns sind diese Klagen, denen ich hier nur meine Worte geliehen habe, nicht unbekannt, aber sie sind nicht verbreitet, nicht ausgesprochen, nicht öffentlich genug, um die, welche sie treffen, einzuschüchtern. Namentlich befindet sich die Kritik in so leichtsinnigen Händen, daß z. B. ein Zeitblatt, welches vom Ministerium unterdrückt worden ist, sich dadurch wieder aufzubringen suchte, daß es Alles, was die königliche Bühne bot, lobte, gegen die Königsstadt opponirte, und die Blätter angriff, welche zwar Unrecht daran thun, alle Werke des Herrn Cerf unübertrefflich zu finden, nicht ohne Grund aber mit kühlem Worte die königliche Bühne übergehen; die Kritik ist in so leichtsinnigen Händen, daß z. B. Fräulein von Hagn früher von einem Recensenten in jeder Rolle verfolgt, und sechs Monate später in jeder meisterhaft, bezaubernd gefunden wird. Wie kann bei einem solchen Verfahren der Darsteller an seine Vorzüge oder Schwächen glauben? Er wird, zumal wenn er früher in andern Städten, wo eine gewissenhafte Kritik gehandhabt wird, lebte, er wird das Urtheil dieser Menschen gänzlich übersehen und seinen eigenen Geschmack zum Maaßstabe seiner Leistungen nehmen. Allein dies ist noch die erste Phase der Kritik; die zweite bewegt sich in der Prüfung der Regie, die dritte in der allerdings mißlichen Kontrolle der Intendanz. Hier entscheidet sich der Werth oder Unwerth eines Theaters; hinter den Koulissen wird man am besten über die Mangelhaftigkeit der Produktionen auf den Brettern selbst aufgeklärt. Doch ein solches, ich möchte sagen technisches Auge besizt weder die hiesige Kritik, noch würde sie, wenn sie es hätte, es aufzuschlagen wagen. Wir erwarteten in dieser Rücksicht Vieles von August Lewald, der die Absicht hatte, seine Unterhaltungen für das Theaterpublikum hieher zu verpflanzen. Lewald ist vielleicht der beste Dramaturg in Deutschland; er ist tolerant gegen die Stücke, welche aufgeführt werden, und überläßt das Urtheil über deren Werth der poetischen Kritik; seine Kritik beginnt erst da, nachdem die Stücke eingereicht und zur Aufführung bestimmt sind. Er versezt sich zuerst in die Idee des Dichters, und verlangt vom Schauspieler, daß er diese wiedergebe. Er gehört nicht zu jenen Kritikern, die immer sogleich bereit sind, das Spiel des Darstellers durch die Thorheiten des Dichters zu entschuldigen. Erst in der lezten Instanz läßt er sich auf die Schwäche des Autors ein, nachdem der Maschinist, der Dekorateur, der Garderobier, alle komplicirten Aemter der Regie bis zum Souffleur geprüft worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Januar 1834.

So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn;
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.

Schiller.

Der fromme Knappe.

„Ich sah die ganze Welt Euch hassen,
Euch tilgen aus des Lebens Buche;
Ich konnte so Euch nicht verlassen,
Einsam wie Kain mit dem Fluche.

Mein Grauen hab' ich lang bezwungen
Bei Eurem frevelhaften Höhnen;
Ich dachte Eure Lästerungen
Mit frommem Beten auszusöhnen.

Wenn Eure Flüche durch die Wildniß
Wie Blitze durch das Chaos fuhren:
Sucht' angstvoll ich von Gottes Bildniß
An Euch die fast erloschnen Spuren.

Ich sprach zu mir in meinem Herzen:
Der Wahnsinn ist's, der aus ihm redet,
Es ist das Uebermaaß der Schmerzen,
Das frech des Himmels Rath befehdet.

Drum bannte mich die fromme Scheue
Nicht weg aus Eurer düstern Nähe;
Das Grauen wich der ehrnen Treue;
Nun aber ruf' ich: Wehe! Wehe!

Ihr wurdet aus des Tods Bedrängniß
Durch Wunder nur emporgezogen;
Es ist das drohende Verhängniß
In leuchtendes Gewölk verflogen.

Und Ihr! Kein feuchtes Auge zeugte,
Daß reuevoll das Herz zerschmolzen!
So wenig als der Jammer beugte
Gewährung nun das Knie des Stolzen!

Kein Opfer, mildernd Eure Schulden,
Die schwarz am Himmel angeheftet!
Kein Fleh'n zur Jungfrau, die mit Hulden
Den mächt'gen Arm des Zorns entkräftet!

Nun weiß ich, daß Ihr von der Brücke
Des Heils auf immer Euch entfernet,
Weil, frech im Unglück, Ihr im Glücke
Nicht Dankbarkeit, nicht Demuth lernet.

Und für mich selbst wird mir nun bange,
Ob nicht die Teufel schon frohlockten,
Weil ich, Verblendeter, so lange
Getreu geblieben dem Verstockten.

Ihr überströmtet mich mit Golde,
Weil ich Euch half in bösen Tagen,
Mir aber graut vor diesem Solde —
Ich hab' es in den Strom getragen.

Dort in das Kloster will ich treten,
Daß ich nicht gar mein Heil verfehle,
Und brünstig, bis ich sterbe, beten
Für meine und für Eure Seele."

Der Knappe sprach's und sprang vom Rosse,
Ihn barg sogleich das schwarze Gitter,
Und grimmig zog zu seinem Schlosse
Bei Blitzesschein der finstre Ritter.

G. Pfizer.

Copernicus.

(Beschluß.)

„Es war nicht zu leugnen," fuhr der Herzog fort, „daß Roberto sich damals schon thöricht und verrückt zeigte; er schloß einen förmlichen Bund, wie er es nachher gestanden, mit den Erdgeistern, die er zwingen wollte, ihm die verborgene Mischung zu offenbaren. Zwei herumziehende Magier gesellten sich zu ihm, und der Unfug wurde nun in's Große getrieben; die geistlichen Gerichte, aufmerksam gemacht, fanden Ursache, mit jenen Verirrten nach der ganzen Strenge ihrer Gesetze zu verfahren, und so ereignete sich nun mit dem Armen jene traurige Verwandlung. Der Grund seiner eigentlichen Raserei war der Gedanke, der ihn nie wieder verließ, daß er über die Erde einen Fluch ausgestoßen habe, im Unwillen, daß sie ihm ihre Schätze nicht überliefere, und daß sie, wenn er nun sterbe, ihn nicht in ihrem Schooß aufnehmen werde. Ihr findet auch jenen Gedanken in den Versen ausgesprochen, mit denen er Euch drohte und die er von seinem Zustand auf Euch übertrug. Vielleicht hatte er von den Mönchen oder Eurem Famulus von Eurer Entdeckung reden hören, und sie nun auf seine Weise phantastisch und seltsam genug aufgefaßt; vielleicht, und dieses ist mir nicht unwahrscheinlich, ist in dunklem Ahnungsvermögen ihm dieselbe Idee aufgestiegen, die sich bei Euch zum klaren Bewußtseyn gestaltete, denn er war ein gelehrter Mann, der sich auch mit Eurer Wissenschaft beschäftigte, und eine neue große Idee kann ja wohl, wenn sie sich nicht zum Besten der Welt zum Lichte ringen kann, den umgekehrten Weg einschlagend, in die Nacht des Geistes hineinragen, wo wir dann als Wahnsinn vor ihr und ihrem unverständlichen Antlitz zurückbeben. Geht es denn mit den Dichtern anders? nur Einem von der großen Anzahl in jeder Zeit verleiht Natur oder Zufall die volle Uebereinstimmung aller Kräfte, räumt jedes, auch das kleinste Hinderniß aus dem Weg, und er darf in voller Gesundheit nach Außen hin die prophetische Stimme klingen lassen, indessen neben ihm an derselben herrlichen Gabe andere, wie an einem fürchterlichen Gifte, das jeden Keim frühe ertödtet, dahinwelken. Ihr, verehrter Meister, gehört nun gewiß nicht zu diesen leztern; zieht hin in Euer freies, schönes Vaterland, und gebt Ihr dort jene Schätze offen hin, die man Euch hier verkümmert hat, so denkt im Vollgenuß jeglichen Glückes auch zuweilen an dasjenige zurück, welches Eure tiefe Weisheit hier hat begründen helfen." Er neigte sich hiemit zu seiner schönen fürstlichen Geliebten, und ein dankendes Lächeln begegnete seinem zärtlichen Blicke.

Nach zwei in glücklicher Ruhe verlebten Tagen nahm nun der Gelehrte von seinem vornehmen Gastfreunde und Beschützer Abschied. Die Prinzessin hatte den beiden Muhmen kostbare Geschenke überreichen lassen, auch die kleine Sophie war nicht vergessen worden. Dem Meister, als er sich die Treppe hinabbewegte, wurde ein kostbar gezäumtes, stolzes Pferd vorgeführt, allein es fand sich, daß, als der Gelehrte es besteigen wollte, seinem Muth weder die Kräfte noch die Geschicklichkeit des Reiters gewachsen waren; dieser bestieg also den alten gewohnten Reisegaul, und der junge Paul genoß der Ehre, das kostbare, stolze Thier einstweilen zu zügeln. So trat nun der kleine Zug, von einigen Reitern des Fürsten eingeschlossen, die weite Heimreise an. Je näher sie den Alpen kamen, desto leichter athmete die Brust des Gelehrten, und als er jene Grenze erreicht hatte, schaute er mit einem wehmüthigen Blicke zurück auf das Land, welches er einst mit so großen Hoffnungen betreten hatte, und das er jezt gleichsam als Flüchtling wieder verließ. Er hatte den treuen Joseph, die Rettung dieses Unglücklichen noch auf's Dringendste dem Herzog empfohlen, und so durfte er auch hier noch das Beste hoffen und erwarten. Als er nach einem Gespräch hierüber zu den Frauen zurückkehrte, fand er sie Klagen ausstoßend und in Thränen schwimmend. Der Grund dieser Betrübniß war die Nothwendigkeit, sich von dem jungen Studenten zu trennen, der jezt wieder in sein Vaterland heimkehren sollte. Der Jüngling selbst stand ungewiß und zweifelnd da, die Blicke gesenkt, die Zügel seines Rosses in den Händen; nicht weit von ihm, hinter eine der Tanten halb versteckt, stand Sophie und trocknete sich die Thränen. Frau Genevra trat endlich zum Gelehrten, und indem sie ihn etwas bei Seite führte, sagte sie leise: „Wie wäre es, liebster Vetter, wenn Ihr jenen jungen Menschen statt Giuseppes zu Eurem Famulus annähmet? so dürfte er mit uns die Reise machen,

und wenn er daheim ein sicheres Brod findet, so könnte ja wohl seine Absicht auf unsere Nichte Euch und uns eben gelegen seyn.“ — „Ihr Weiber!“ rief der Gelehrte lächelnd, „kaum sind wir der Bedrängniß und den Gefahren aller Art entronnen, so denkt Ihr schon daran, Ehen zu stiften. Nun, meinethalben, will der Bursche sein Vaterland um des Mädchens willen verlassen, so mag er's thun. Zur Wissenschaft ist aber solch junges Blut lange noch nicht tauglich. Weiß ich's doch selbst; in seinen Jahren waren mir die liebsten Sterne die Augen meines Mädchens, und ich wußte von keinem andern Himmel, als dem ewig heitern ihrer lieben Stirne.“ Der Jüngling, die Frauen und der alte Battista vereinten sich dankend um ihn, und Copernicus breitete segnend seine Hände über sie aus. „Gott sey gelobt!“ rief er, „der Fluch ist nicht in Erfüllung gegangen, ich werde bald wieder frei und glücklich in meinem Vaterland athmen; doch dieses schwöret mir, Ihr Lieben, nie komme ein Wort von meiner neuen Lehre über Eure Lippen; gefühlt habe ich's, daß sie einem zweischneidigen Schwerte gleicht, fürchterlich mordend in der Hand des Aberglaubens und der Bosheit. Erst wenn ich dahin seyn werde, wenn über meinem Grabe eine bessere Zeit wird erschienen seyn, dann soll die Welt in ausführlichen Schriften meinen reichen Schatz, den goldnen Inhalt meines Lebens dahinnehmen.“

Er reichte seine Hände hin, und schweigend gaben ihm alle das geforderte Versprechen. Dann sezten sie frohen Muthes ihre Reise fort.

Verschiedenes vom Himmel.

(Beschluß.)

Höchst merkwürdige Gegenstände sind die planetarischen Nebel. Sie sehen, wie schon ihr Name anzeigt, ganz aus wie Planeten: runde oder etwas ovale, zuweilen scharf umschriebene, in andern Fällen an den Rändern dunstige Scheiben, mit ganz gleichförmigem, oder nur wenig geflecktem Schimmer, der bei manchen der Lichtstärke der wahren Planeten nahe kommt. Sie mögen seyn, was sie wollen, ihre Ausdehnung muß ungeheuer seyn. Einer im Wassermann hat einen scheinbaren Durchmesser von 20 Sekunden; ein anderer in der Andromeda erscheint als eine 12 Sekunden große runde, völlig umschriebene Scheibe. Nimmt man an, daß diese Körper so weit von uns entfernt sind, als die Sterne, so ist ihr wahrer Durchmesser nach der niedrigsten Annahme so groß, daß einer die ganze Bahn des Uranus füllen würde. Gleich augenfällig ist, daß, wenn es feste Körper von Sonnennatur sind, der eigenthümliche Glanz ihrer Oberflächen unendlich kleiner seyn muß als der der Sonne. Ein 20 Sekunden messender Kreisabschnitt der Sonnenscheibe würde ein hundertmal stärkeres Licht geben als der Vollmond, während jene Körper kaum, vielleicht nie mit bloßem Auge sichtbar sind. Nach der Gleichförmigkeit ihrer Scheiben und dem Mangel eines Kerns sollte man glauben, ihr Licht sey bloß oberflächlich, gleich dem Licht einer hohlen sphärischen Fläche; ob aber dieser Raum ganz leer, ob er mit festem oder luftförmigem Stoff erfüllt, bleibt unausgemacht.

Unter den Nebelflecken gibt es vorzüglich zwei von auffallend symmetrischer Figur, die wir wohl sicher als eigenthümliche, geschlossene Systeme betrachten dürfen, so räthselhaft auch ihr Bau und ihre Bestimmung für uns bleiben. Der eine ist ein großer, glänzender, kugligter Nebelfleck, den beträchtlich weit von der Scheibe weg ein doppelter oder vielmehr nur ein auf zwei Fünftheile seines Umfangs in zwei Blätter gespalteter Ring umgibt, wobei ein Theil des Rings gleichsam von der Ebene desselben abgebogen erscheint. Der zweite besteht aus zwei glänzenden, sehr dichten, runden oder nur wenig ovalen Nebelflecken, welche durch einen kurzen Streifen von ungefähr gleicher Dichtigkeit verbunden sind. Beide umgibt eine schwache Lichthülle in Gestalt einer umschriebenen Ellipse, deren kürzeste Achse der durch die Mittelpunkte beider Nebelmassen gehenden Linie entspricht. Diese Körper scheinen wirklich eine ganz eigenthümliche Klasse zu bilden. Der erstere hat offenbar einige Analogie theils mit dem Bau des Saturns, theils mit der Milchstraße; der zweite ist wohl mit keinem Gegenstande am Himmel zu vergleichen.

Mit den Nebelflecken thut sich uns in jeder Hinsicht ein unermeßliches Feld zu Spekulationen und Vermuthungen auf. Es ist unzweifelhaft, daß der größte Theil derselben aus Sternen besteht, aber die Einbildungskraft ist nicht im Stande, diese Räume zu ermessen, in denen sich System auf System, Firmament auf Firmament baut. Ist es andernseits wahr, wie uns nun Alles darauf hinweist, daß es auch einen phosphorischen, selbstleuchtenden Stoff gibt, der in Wolken- oder Dunstgestalt den unermeßlichen Raum erfüllt, und sich hier, gleich wahrem Sturmgewölke, in seltsamen Gestalten zusammenballt, dort, gleich einer Kometenatmosphäre, sich um gewisse Sterne verdichtet, so drängen sich neue Fragen nach Natur und Bestimmung dieses Nebels auf. Wird er von den Sternen, denen er nahe kommt, angezogen? wird er ihnen in seiner Verdichtung eine Quelle des Lichts und der Wärme? oder verdichtet er sich, in Folge seiner eigenen Schwere, allmählich massenweise und bildet so neue Sternsysteme oder einzelne Sterne? Solche Fragen sind leicht aufgeworfen, aber eine auch nur einigermaßen wahrscheinliche

№ 1.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. Januar 1834.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen.

Von F. L. Bührlen.

Mit der Breite der Literatur, des lauten Denkens der Nationen, der Oeffentlichkeit der Besprechung wächst auch der Umfang der Kritik, die Masse der Urtheile, der über alle ersinnliche nur irgend ein Interesse gewährende Dinge ausgesprochenen Ansichten, des Widerhalles der Eindrücke.

So kann es dann nicht fehlen, daß das Urtheil häufig von Unberufenen ausgeht und daß durch ein solches die persönlich Leistenden oder sächlich Betheiligten oft gereizt, beleidigt werden.

Das Urtheil ist ein beinahe instinktmäßiger Akt der Seele. Der Mensch urtheilt über Gott und die Welt, über Natur und Menschenwerke unwillkührlich, und sagt sich erst durch eine ihm später kommende Reflexion auf sich selbst, daß er doch vielleicht nicht unterrichtet genug sey, um mit Fug über das „An sich“ einer Sache zu urtheilen, daß er nach einem flüchtigen Eindruck nur sein einseitiges, subjektives Gefühl ausspreche.

Vernunft und Sittlichkeit gebieten, daß wir uns je eher je lieber mit uns selbst oder gesellig über die Befugniß zum Urtheilen verständigen. Namentlich sollte dieß in der Sphäre der Kunst geschehen; in dem Kreis erwählter Gegenstände, in dem Reich des Schönen sollte wohl auch das Urtheil gewählt und schön, treffend, dem Objekt angemessen seyn.

Diese Verständigung ist nicht so schwierig, wenn man sich einigermaßen den Umfang der Kunst, der Kunstwerke, der zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Einsichten und Fertigkeiten, dann der Kunstliteratur, als des öffentlichen Lebens und Forums, vor welchem die Kunsturtheile gefällt werden, bewußt wird.

Wie über Rechtsfälle der Rechtskundige, über Krankheiten und deren Heilbarkeit der Heilkundige, über Sprachsachen der Sprachkundige, über Naturerscheinungen der Naturforscher, über den Krieg der Kriegskundige, über Geschichte der Geschichtskenner, über Kunst- und Gewerbs-Vortheile der Techniker ꝛc. unterrichtet ist und ein treffenderes Urtheil fällen kann, als der unkundige Laie, — so auch über Kunst und Kunstwerke der Kunstkenner.

Geben wir etwa nicht schon hier den ersten Anstoß, daß wir nicht sagen: — der Künstler? —

Wir hätten sehr Unrecht gehabt, so zu sagen; denn so gewiß es ist, daß viele Künstler auch in gleichem Grade Kunstkenner sind, so treffen wir doch auch nicht wenige Künstler an, die ohne weitere Kunde nur gerade eine gewisse Art von Werken zu verfertigen wissen, wogegen Andere ihrer Genossen noch umfassendere Kunst-Einsichten als Kunstfertigkeit besitzen.

So urtheilt über Musikwerke der Musikkundige mit mehr Fug, als der bloße Musikus, der vielleicht sein Instrument und darauf namentlich gewisse eingeübte schwere Stücke mit Virtuosität spielt, aber darum nicht nothwendig Einsicht in die Construktion derselben und ihr Verhältniß zur Tonkunst, zum musikalischen Geist und Geschmack im Ganzen hat.

Wir unterscheiden die Einsicht in das Machen, in das technische Wirken, und die Einsicht in das Gemachte. in das Werk, und stellen uns selbst die Frage, in wie weit es eine Kunde von der Struktur, dem Wesen des Werks, Kunstwerks geben könne ohne genaue Einsicht in die Handgriffe und technischen Fertigkeiten, ja noch mehr, ohne deren praktischen Besitz.

Wir denken ferner an die Kenntniß der Instrumente und der Stoffe, deren sich der Künstler bedient, und sagen uns, daß, um ein Beispiel aus der Sphäre des Handwerks zu nehmen, über das Leder in der Regel der Gerber besser urtheilt als der Schuster, und so über Hanf, Leisten, Pfriemen ꝛc. deren Verfertiger. — Dieß mag darauf hindeuten, daß auch der Künstler in seinem Urtheil über Kunstwerke Autoritäten der Hülfstechniker neben sich anerkennen muß, und also nicht einmal in der Kunde des Schaffens ganz allein und frei dasteht. Daher

kommt es denn, daß, seit z. B. die Maler die grundirte Leinwand und die geriebenen Farben kaufen, ihre Technik und deren Gelingen von Andern abhängt und auch ihr Urtheil über die Struktur des Werks nicht mehr auf einem vollständigen Durchschauen dieser Struktur beruht.

Während wir also einerseits die Einsicht des Verfertigers, des Künstlers, des Virtuosen gewissen Einschränkungen unterstellen mußten, konnten wir den Begriff des Kundigen erweitern. Urtheilt nicht über das körperlich Angemessene des Schuhes der Arzt besser, als der anmessende Schuster? Ist die Erfindung der geschmackvollen Form nicht eher Sache eines Tänzers? Auch von zweckmäßigen Stoffen neben dem Leder ist selten der Schuster der erste Auffinder; wohl eher ein Fabrikant, Kaufmann oder eine Dame.

Ob aber ein Schuh gut sitzt, ob und wo uns der Schuh drückt (Eindruck), darüber reden wir Alle, Männer, Frauen und Kinder.

Dies erhält auch seine Anwendung auf die Kunst. Sie ist im Allgemeinen Weltgeschmackssache, Nationalsache, Wissenschaft, Szienz, sie gehört zum Anschauungs- und Gedankenkreise des Volkes und ist ein Fach der allgemeinen Literatur. Dieß geht nun von den höchsten, tiefsinnigsten Prinzipien der Kunst bis zum einzelnsten, oberflächlichsten Eindruck des Kunstwerks, von der genialsten Auffassung des Darstellbaren bis zum letzten Pinselstrich und Ton.

Die Sphäre der Kunst ist unermeßlich, die Forschungen gehen in's Unendliche, jede Hauptrichtung und Seite der Kunst kann wohl den ganzen Menschen beschäftigen und die Aufgabe eines Menschenlebens werden.

Wir wollen dieses reiche Feld unter einige große Nenner bringen, um uns das Ueberschauen zu erleichtern:

1) Die Geschichte der Kunst, das gelehrte Wissen von den Alterthümern an bis auf die neuesten Kunsterscheinungen; — Kunstgelehrsamkeit.

2) Die Vergegenwärtigung der Kunstwerke nach Zeitaltern, Völkern, Schulen, Meistern ꝛc. von den ältesten bis auf unsere Zeiten durch leibhafte Anschauung der Kunstschätze; — Kunstkennerschaft.

3) Die Erforschung der Gesetze des Schönen, ihrer Anwendung auf geschichtliche, gesellige, naturgeschichtliche Stoffe, theoretische Geschmacksbildung; — Kunstphilosophie.

4) Die Beobachtung der Natur, der menschlichen, thierischen, vegetativen und elementaren Sphäre und ihrer Fähigkeit, in die Kunstform übertragen zu werden; — Natur- und Kunstsinn.

5) Die Erlernung der Elemente und Fundamente der bildenden Kunst, Uebung, Auffindung der Handgriffe, Vortheile, Geheimnisse, technischen Combinationen, Praktik; — Kunstschule.

Der vollkommenste Kunsturtheiler wäre ohne Zweifel derjenige, dem sämmtlich diese Kunden im vollsten Maße zu Gebote ständen; denn bei jedem gegebenen Kunstwerke schlagen sie an und sind bei dessen Anschauung und Würdigung Leiter der Beurtheilung. Jedes einzelne Werk will aus der Gesammtsphäre der Kunst verstanden seyn. Je höher es in vielen oder allen Beziehungen steht, desto lauter appellirt es an den umfassendsten Kundigen, an den hohen theoretisch-praktischen Meister, an den wissenschaftlichsten Künstler.

Man könnte sagen, das Lernen an einem großen Kunstwerk, sein Durchdringen höre erst mit dem Durchschauen seines Werdens vom Entwurf bis zur letzten Vollendung, seines Lebenselements, seiner zeitlich-räumlichen Herkunft auf, ja das Auge, der innere Sinn entdecke noch immer neue Seiten daran bis zur erlangten Virtuosität des Selbstschaffens oder wohl gar des Besserschaffens.

Das hieße nun freilich die Forderung an die Befugniß zum Kunsturtheil auf's Höchste getrieben. Es ist aber doch gerathen, sich dieß vorzuhalten und dann sich zu gestehen, daß der Richtigkeit, Gründlichkeit und Schärfe unseres Urtheils von jeder Seite der allgemeinen Kunstsphäre her Gefahr drohe, nach welcher hin wir nicht genug unterrichtet sind.

Wie einerseits das Wissen der beste Leiter der Einsicht in das Einzelne, Gegebene ist und Derjenige am meisten und schärfsten sieht, der die beste Kunde besitzt, so pflegt andererseits der Unkundige mit dem besten Willen und mit der angestrengtesten Anschauungslust doch für gewisse Seiten des Gegenstandes, also gleichsam mit sehenden Augen blind zu seyn.

Hier muß nämlich bemerkt werden, daß bei Natur- und Kunstwerken die Oberfläche nur die hieroglyphische Außenseite und räthselhafte Hülle eines geheimnißvollen innern Lebens ist, und daß, wer seinen Blick noch so lange an dieser Schale herumschweifen läßt, darum doch den Kern nicht sehe und die organische Construktion der ganzen Frucht nicht ahne.

Die Betrachtung eines Naturkörpers kann uns von der Richtigkeit dieser Behauptung am leichtesten überzeugen. Wir alle haben von Jugend auf Millionen Pflanzen betrachtet und meinen wohl, an den gewöhnlichen nicht eben viel Neues mehr entdecken zu können. Nun aber lesen wir etwa Goethes kleine Schrift: „über die Metamorphose der Pflanzen." Auf einmal erscheint uns der Organismus derselben in einem ganz anderen Lichte, ja, wir bekennen, daß wir eigentlich denselben noch nie recht bedacht, daß wir noch keine Pflanze, Blume ꝛc. recht angeschaut haben. Ein über die Physiologie derselben genossener Unterricht führt uns noch tiefer in das Leben derselben hinein; unser Blick wird weiter und zugleich

genauer, schärfer. Ein unermeßliches Reich der Formen geht vor uns auf, in welchem wir fort und fort anschauen, forschen, lernen könnten.

So nun auch in dem Reiche der Kunst. Denn obwohl wir das Kunstwerk nur auf einen oberflächlichen Schein berechnet wähnen möchten, so ist es in gewissem Betracht ebenso organisch tief und durch unendliche Combinationen entstanden, wie das Naturprodukt; wie wir denn nicht mißkennen werden, daß dem Künstler bei jedem Zug, Strich rc. das unendlich tiefe, organische Leben zu bewußter, noch mehr aber zu fast unbewußter, instinkt- und taktmäßiger Belebung seines Stoffes vorschweben müsse. —

Dieß wird am liebsten der Kunstliebhaber zugestehen, der bei aller Neigung zu einem Bilde doch wohl weiß, daß er es bei der ersten, wenn auch noch so sorgfältigen Anschauung doch noch lange nicht recht gesehen; der also, wenn er nicht durch seine Hitze in Gefahr kommen will, Lehrgeld zu bezahlen, sich eine wiederholte Schau vorbehält. Und dennoch wieder ihm, wenn er nun endlich das liebe Bild zu seinem Eigenthum erhält, das Auge auf einmal noch mehr aufgehen und sein Sinn für dessen Mängel so sehr geschärft werden, als zuvor seine Liebe für dessen Vorzüge rege war.

Ueberhaupt ist der in Erkenntniß Wachsende nach jeder Wahrnehmung, Begriffberichtigung, Forschung, oft schon nach einem hindeutenden, geistvollen Wort dem Natur-, Lebens- oder Kunstbilde gegenüber ein Anderer, Reiferer, Tieferblickender. So erwacht der sich fortbildende Gebildete zu täglich erneuerter Anschauung des ihn umgebenden Daseyns.

(Fortsetzung.)

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Stolz der wagenbildenden biblisch-hebräischen Kunst und Phantasie, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salamonischen Waschbeckengestelle. Ein monographischer Versuch zur Verdeutlichung des Undeutlichen und zur Erklärung des Unerklärten, das in ihrer Beschreibung vorkommt. Von Friederich Jacob Züllig, evang. protest. Pfarrer in Heidelberg. Mit 2 lithographirten Abbildungen. Heidelberg, bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler, 1832. X, 104. 8.

Was von der Kunst der alten Hebräer aufbehalten ist, liegt in den Beschreibungen der Stiftshütte, der Tempel- und Pallast-Bauten des Salomo und späterer Restaurationen des Tempels, wovon in den Büchern des Moses, der Könige und der Chronik, und bei Josephus zu lesen ist. Diese architektonische, plastische und Ornamentenkunst des israelitischen Volkes ist zwar auf der einen Seite mit demjenigen, was die noch vorhandenen Kunstreste benachbarter Nationen darbieten, namentlich mit dem Aegyptischen und, wie ich bei einer frühern Gelegenheit dargethan zu haben glaube, mit dem Syrisch-Phönizischen nahe verwandt; auf der andern Seite prägt sich aber darin auch die religiöse und nationale Eigenthümlichkeit aus, welche jenes kleine Volk durch seine ganze merkwürdige Geschichte herab, im Zusammenhange mit dem welterziehenden Plane der Vorsehung, verkündigt. Wie unscheinbar und unwichtig nun auch das Eine und das Andere unter den hebräischen Kunstalterthümern heißen mag; so liegt es doch im Interesse der kunstgeschichtlichen Forschung, darüber ins Reine gesetzt zu werden, wenn auch jetzt nicht mehr wie sonst eine Neugierde der Frömmigkeit zur Deutung der über solche Gegenstände mehr oder weniger verbreiteten exegetischen Geheimnisse antriebe. Freilich hat sich seit einem halben Jahrhundert die Untersuchung der Werke der heiligen Kunst in der Bibel weniger häufig geregt, und es blieb seit den Darstellungen des Villalpandus, Coccejus, Vitringa, Lundius u. A. m. bei unbestimmten Muthmaßungen und zweifelvollen Ausweichungen, bis Friedrich von Meyer sich entschloß, von den Resultaten seiner so kunstsinnigen als frommen und gelehrten Forschung, zuerst auch vorzugsweise nur im Kampfe mit Hirt's gräcisirender Auffassung des hebräischen Alterthums, Einzelnes kund werden zu lassen. Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift betritt dieses Gebiet, ausgerüstet mit den Bereicherungen und Vortheilen einer schärfer entwickelten und freier ausgebildeten Auslegungskunst und Alterthumswissenschaft. Mit glücklichem Blicke wagt er sich an mehrere der schwierigsten Gegenstände, die bei der hebräischen Kunst zur Sprache kommen müssen; dahin gehört nicht nur die Gestalt der vom Verfasser der Königsbücher mit umständlicher Vorliebe beschriebenen Gestelle der im Priestervorhofe des Salomonischen Tempels aufgestellten zehen Waschbecken, ferner die Umrisse der von dem Propheten Ezechiel geschilderten Vision des auf seinem Wagen einherziehenden Gottes Jehova, der in der Phantasie späterer Ausleger und Künstler allerlei bald schöne und würdige bald unwürdige und lächerliche Darstellungen erfahren hat; sondern namentlich auch die ältere und jüngere, besonders die von Ezechiel bei seinem Wagenthron gedachte Figur der Cherubim. Je mehr sich der Ausspruch eines geistreichen Uebersetzers der biblischen Bücher bewährt, daß zu solchen Forschungen, die aus den einzelnen mehr oder weniger bestimmten Angaben des Textes ein längst untergegangenes und

oft kaum aus Vergleichung mit den noch übrigen Monumenten der alten Welt erkennbares Kunstwerk herzustellen dienen, eine eigentliche Divinationsgabe gehöre; desto mehr muß man sich freuen, in dem neuen Bearbeiter der alttestamentlichen Kunstberichte die Vereinigung von Scharfsinn und Einbildungskraft zu finden, ohne welche die größte Gelehrsamkeit hier im Finstern umhertappt.

Die Beschäftigung mit der Offenbarung des Johannes führte längst den Verf. zum Studium des daselbst im vierten Kapitel geschilderten Jehovathrons. Um sich diesen richtig vorstellen zu können, wendete er sich zu seinem Vorbild, dem in der Ezechielischen Vision gegebenen. Ueber den letzteren sind aber von jeher die Ausleger einverstanden, daß er in manchen Beziehungen Aehnlichkeit habe mit den von Salomo's Künstlern gefertigten Waschbeckengestellen, und so wurden denn auch diese, deren Erklärung zu den schwierigsten Aufgaben der Bibelkunde gehört, in die Untersuchung hereingezogen. Das vorliegende Buch enthält nun den Erweis der durchgängigen Verwandtschaft zwischen dem Ezechielischen Thronwagen und den Salomonischen Gestellen, sodaß diese als der Typus von jenem durchaus betrachtet werden sollen. Zu diesem Behufe wird zuerst das Bild der prophetischen Vision mit allem Zugehörigen und in besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Cherubgestalt, sodann die Beschaffenheit der im früheren Tempel befindlichen Waschbeckengestelle, und zum Schlusse das vergleichende Ergebniß dargeboten. Es ist dieß Alles mit einer Genauigkeit in der Untersuchung und mit einer Deutlichkeit in der Darstellung theils durch das Buch selbst theils vermittelst der beigegebenen lithographirten Zeichnungen geschehen, daß, wenn auch das Einzelne weniger begründet, oder ganz unhaltbar seyn sollte, dennoch im Ganzen eine Uebereinstimmung der Ansichten des Verf. mit dem Texte und unter sich herrscht, welcher man das Lob einer sinnreichen Auffassung und verständigen Anordnung zuerkennen muß.

Der Verf. hebt mit der Klage an, daß die Irrthümer der bisherigen Erklärungen biblischer Kunstwerke großentheils davon herrühren, daß die Erklärer es unterlassen haben, bei plastischen Vorlagen den Zeichenstift zur Hand zu nehmen. Er beruft sich dabei auf die Darstellungen von Kunstwerken, die man bei den Alten viel genauer, vollständiger und faßlicher, anschaulicher, als bei Modernen vorfinde; und indem er diesen Vorzug auch den Schriftstellern des biblischen Alterthums zuerkennt, meint er ihn namentlich auch von dem Propheten Ezechiel aussprechen und auf die in dessen Visionen hervortretenden Bilder des Tempels, der Cherubim u. s. w. anwenden zu dürfen. „Bei diesem Schriftsteller findet sich ein reiches Maaß jener Gabe, alles wie aus unmittelbarer Autopsie zu beschreiben, weßwegen man auch schon vermuthet hat, daß er wirklich bei manchen seiner Beschreibungen einen gezeichneten Grundriß vor Augen gehabt, und was er darüber sagt, gleichsam Theil für Theil und Zug für Zug, aus demselben abgelesen habe. — Bei einem solchen Schriftsteller ist das Nachzeichnen um so mehr an seinem Orte, da schon jeder Leser, der ihn verstehen will, ihm nothwendig gestatten muß, das Bild das er ihm vorhält, wenigstens in seinem Geiste bis zur Zeichnung auszuprägen. Wer nicht Geduld genug hat, auf alle Einzelnheiten einzugehen, meint da leicht verworrene Dinge und unnöthige Wiederholungen zu hören, während der Aufmerksame bemerkt, daß häufig die scheinbare Wiederholung einen wesentlichen, neuen Zug des beschriebenen Gegenstandes enthält, und daß die Gesammtheit aller vereinzelten Theile der Beschreibung ein höchst vollendetes Ganze bildet.“ (S. 3. 4.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Museen.

Der Fürst von Canino, Lucian Buonaparte, hat nun in seinem Pallast zu Canino alle die Antiquitäten gesammelt, die er zu Rom und anderwärts besaß, und daraus ein etruskisches Museum gebildet. Die Gegenstände sind in fünf Säle vertheilt: In dem ersten sind die Bidecke mit den Inschriften der etruskischen Gräber, worauf man die Namen der Familie Minuca, Fuesca, Larthia, Ranuta, Ariensa, Viunas, Arca, Arusania, Muthia u. s. w. findet. In dem zweiten sind 400 schwarze unverletzte Vasen, ohne Malerei, bewunderswürdig wegen der Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Formen, dann die Gläser und Bronzen, die man in einem Votivgrab, im Jahr 1831, fand. Sie sind ebenso aufgestellt, wie sie in der Grotte standen. In derselben Grotte fand man Armbänder von köstlicher Arbeit und ein Halsband von großen Perlen, nebst andern kostbaren Gegenständen von edlem Metall. Die Gestalt der ganzen Grabesgrotte ist im Museum abgebildet. In demselben Saal findet man noch 20 irdene, mit den Zeichen der Familie und der Fabrik versehene Näpfe. Der dritte Saal enthält 400 gemalte Vasen, einige mit Zierrathen von Laubwerk bedeckt, andere mit schwarzen, weißen, rothen, violetten und gelben Figuren; hier findet man alles, was der Kindheit und dem Verfall der Kunst anzugehören scheint, beisammen. Der vierte Saal enthält 500 Stück in Bronze: Simpula, Strigile, Vasen, Handhaben, Schüsseln, Schilder, Beinschienen ꝛc. ꝛc. Ein Helm findet sich darunter mit einer Guirlande von Goldlaub. Der fünfte und letzte Saal enthält 300 Vasen im etruskischen Styl bemalt, eine große Zahl derselben mit Inschriften versehen.

Kunstliteratur.

Histoire du Palais-Royal, publiée par M. P. Vatout. Livr. 1. 2. 3. fol. Paris 1833. (Prachtwerk mit großen schönen Lithographien, jedes Heft 8 fl.)

Berichtigung.

In Nro. 105 d. Kunstbl. vom vor. J., lese man auf Sp. 2. Z. 22. v. o. statt aufgegangen war — noch nicht aufgegangen war. Auf derselben Spalte, Zeile 12 v. u. ist das Wort noch nicht zu streichen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 2.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. Januar 1834.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel ist die Kunst um der Menschen willen da, bemüht sich für sie, will sie anregen, ergötzen, erheben, reinigen, wie sie selbst ein gereinigtes Leben ist. Sie gilt den Nationen, der Welt. Aber wenn auch ein Volk, ein Zeitalter seine Künstler, wie es sie zeugt, erzieht und ermuntert, so auch sie versteht, ihre Werke achtet, liebt; so hat die Kunst doch oft etwas wenigstens anfangs Befremdendes an sich. Dieses wächst mit der Wandlung des Geschmacks, so daß, einer je frühern Periode ein Kunstwerk angehört, desto weniger Beschauer sogleich mit demselben sich befreunden können.

Hiebei kann nicht unbemerkt bleiben, daß, wenn der Beschauer unterstützt von möglichst reichen Hülfskenntnissen dasselbe in Gedanken in seine Zeit zurückversetzen soll, er wo möglich auch den Raum, für welchen es geschaffen worden, sich vergegenwärtigen sollte. Diese Uebersetzung in sein Zeitliches und Räumliches genügt aber nicht einmal, wenn nicht eine Rückahnung zu dem Denk- und Gefühlskreis der Zeitgenossen des Kunstwerks, ja auch zu dem ganzen Stand der damaligen Kunst sie begleitet. —

Wenn nun ein solches Talent und Wissen sich mehr an den Stoff und seine Merkmale hält, Geschichte, Gelehrsamkeit zu seinem Fundament hat, sich aus Büchern, Urkunden und den Wahrzeichen der Kunstwerke nährt; so wird die Kunstkennerschaft sich eher durch die Kenntniß der charakteristischen Folge der Schulen und ihres Styls, des Vortrages der berühmtesten Meister und ihrer besten Schüler beurkunden, durch leibhafte Anschauung des Bilderschatzes, der sich von allen kunstliebenden Nationen auf uns fortgeerbt hat, also gleichsam auf und niederwandelnd in der großen Weltgalerie sich erbauen und sinnlich-geistig ergötzen und dann um so eher dem einzelnen da oder dort vor Augen tretenden Bilde seine rechte Stelle darin anweisen können.

Wir bemerken ein solches Verlangen, sich im ganzen Kunstcyklus zu orientiren, fast bei allen Kunstliebhabern, die, wenn sie sogleich nach dem Meister eines vorkommenden Gemäldes ꝛc. fragen, sich eigentlich über Schulen und Meister, Werth und Nichtwerth der Bilder so nach und nach belehren möchten.

Wenn dagegen viele Künstler mit Uhland sagen: „Namen sind uns Tand! — wir fragen nur: ist das Bild gut oder schlecht gemalt, sey es auch, von wem es sey?“ — so setzt ein solcher Ausspruch der subjektiven Ansicht gegenüber von der objektiven historischen Achtung, welche die Zeit gewissen Meistern verleiht, — wenn er gültig seyn soll, eben schon ein eminentes kritisches Talent voraus, wie wir es ohne besondere Bewährung nicht Jedem, ja nur sehr Wenigen zutrauen.

In der Kunstwelt und ihrer Literatur begegnet uns aber eine sonderbare, bedenkliche Erscheinung. Wir sehen nämlich, daß in dem Kreise der Kunstgelehrten und Kunstkenner bedeutende Autoritäten über eine Menge von werthvollen Bildern in Beziehung auf Herkunft, Schule und Meister, Authentizität und Originalität zuweilen in heftigen Streit mit einander gerathen, so daß ganze Reihen von Namen in den Catalogen der Galerien zweifelhaft werden.

Statt über solchen Kunsthader schadenfroh zu jubiliren, weil er das drückende Gefühl unserer eigenen Unkenntniß uns erleichtert und unsern Egoismus kitzelt, wollen wir lieber an die unendliche Tiefe des Studiums, an die Schwierigkeit umfassender Anschauung, richtiger Kenntniß hiebei denken, und uns gestehen, daß der Streit erst da bei den Kennern beginnt, wo wir Dilettanten aufhören, Unterschiede und Kunstkriterien wahrzunehmen. —

Alle verdiente Achtung werden wir aber auch der Erforschung des Wesens, der Gesetze des Schönen, der Aesthetik, der Kunstphilosophie widerfahren lassen; nicht jener gesuchten Erklärerei und Zerpflückung der Schönheiten

und anmuthigen Reize des Kunstwerks, sondern der durchdachten, gefühlten Nachweisung des sinnlich-geistigen Bandes, das durch alle Künste sich hindurchzieht.

Sie sind verschiedene Idiome der Sprache der Kunst, die das Leben in einem gereinigten Styl aussprechen will, und nicht ohne Nachdenken, Studium Reflexion, und Vergleichung werden wir uns der Prinzipien klarer bewußt, welche uns behaupten lassen: Hier ist Leben, schönes Leben ausgedrückt oder nicht ausgedrückt!

Sinn und Takt für's Schöne, Abneigung gegen das Unschöne, Abgeschmackte sind überall verbreitet, aber Rechenschaft über die erhaltenen Eindrücke können sich nur Wenige geben, und auf feste Grundsätze und Regeln das Walten der schaffenden Kunstkräfte zurückzuführen, das vermögen die Wenigsten, das kann nur ein poetisch-philosophischer Geist. —

Es gibt indeß noch einen Weg, in die Kunstwelt einzudringen — die Beobachtung der Natur. Um aber diese in ihren allgemeinen lebendigen Bezügen, im Reich des Flüssigen und Festen, des ewig Wandelbaren und des Stehenden, so wie in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit von leblosen und lebendigen Gestalten mit Kunstaugen anzuschauen, aufzufassen, wird schon ein liebendes Vertrautseyn mit Kunstwerken, mit künstlerischen Auffassungen vorausgesetzt. — Die Kunst lehrt uns die schöne Natur kennen. —

Kunst und Natur, in höchster Potenz Eins, sind doch in ihrem einzelnen Erscheinen, in Darstellung ihrer in sich geschlossenen Formen ewig geschieden. Die Pigmentenscale ist nicht die Licht- und Farbenleiter; die Kunst kann mit der Natur weder in ihrer organischen noch räumlichen und zeitlichen Tiefe, weder in ihrer Ausdehnung in's unendlich Große, noch im Wiedergeben ihres unendlich kleinen Getheils wetteifern. Der Künstler muß die Natursprache in seine Sprache übersetzen. Es ist ein eigenes, anziehendes, lehrreiches, den Naturfreund auf Wegen und Stegen begleitendes Geschäft, die leibhafte Erscheinung in Gedanken in den Kunstschein zu übertragen. Der Künstler wird oder soll es in dem von ihm erwählten besondern Kunstzweige thun; der Kunstfreund, durch keine spezielle, ausschließende Uebung gebunden, gibt sich allen Naturerscheinungen und ihrer künstlerischen Geltung mit gleicher Liebe hin.

Dies ist ein freundliches, Genuß, Belehrung und Lebensheiterkeit gewährendes unerschöpfliches Studium, und wer sich demselben widmet, hat von nun an keinen leeren Augenblick mehr, entschädigt sich reichlich für so manche beliebte bodenlose Zeitinteressen und bildet seinen Formensinn zur sieghaften Erhebung über stümperhafte Unkenntniß, anmaßliche Mittelmäßigkeit, hochmüthigen Ungeschmack.

Naturbeobachtung in künstlerischer Hinsicht hat aber die Hauptmomente: Wahrnehmung der Erscheinungsformen, Uebersetzung in die engere Kunstsprache, und innere Wahrnehmung der Natur hinter jeder Kunstdarstellung.

Wir gestehen uns, daß die Farben spärliche, dürftige Behelfe sind, Licht- und Farbenleben der Naturgestalten auszudrücken. Aber eben weil die Kunst zu stärkern, pikantern Gegensätzen ihre Zuflucht nehmen, in Anordnung, Ausdruck, Formen, in Licht und Schatten, Colorit und Widerschein, Hebung und Zurückdrängung, zur Erreichung der möglichsten Schaubarkeit und reizenden Harmonie die Contraste näher an einander rücken muß, — wir möchten sagen: eben weil sie ihre ärmlichen Mittel möglichst theuer verkauft, darum erfreut sie uns und rivalisirt um unsern Antheil mit der leibhaften Natur, und der freie, schöne Kunstgedanke trägt über das nothwendig Schöne den Sieg davon.

So entzückt uns die Poesie, obwohl die Sprache nur ein dürftiges Medium, ein unbehülfliches Organ zur Schilderung des unendlich tiefen Lebens, der Gesinnungen und Empfindungen, ein wahres Kinderlallen ist.

Wir sind überrascht und hocherfreut, daß der Mensch sich solcher Darstellung und Offenbarung erkühnt, und im Hintergrunde stehen doch eigentlich Natur und Menschenleben, die uns der Künstler, der Dichter mehr andeutet, zeigt, durch sein transparentes Werk hindurchschauen läßt, als daß er sie uns selbst vorgebildet zu haben glauben dürfte.

Ist es doch nicht anders mit jeder Sprache, nämlich daß sie nicht sowohl die Dinge an sich ausspricht, sondern unsern Sinn und Geist anspricht, daß wir sie äußerlich oder innerlich anschauen oder aus unserm ruhenden Lebensfonds uns vergegenwärtigen. —

Der praktische Kunstweg, die Malerschule, das Handanlegen führt ohne weiters am sichersten in die Kunst hinein; für nichts ist unser Sinn so geschärft, als für das, was wir mit Mühe und besonnener Wahl der Mittel selbst versucht. Anschauen, Lehre, Nachdenken mögen es noch so sehr sich Ernst seyn lassen, — wer aber thätig einen Gegenstand anfaßt, der empfindet dessen Wesen und mancherlei Bezüge leibhaftig und sieht gewöhnlich mit stärker festgehaltenem Blicke hin, als der bloße Beschauer. Ein Kunstzögling, der gemeiniglich auch des Meisters schaffendes Walten beobachtet, wird den bloßen Kunstfreund an Einsicht in die praktische Anwendung der Mittel und in die verschiedenen Combinationen und technischen Verhältnisse meistens überbieten; Erfahrung, Schwierigkeiten, Mißgriffe, Gelingen ꝛc. bewegen Sinn und Gemüth und geben dauernde Eindrücke, die auch beim Anblick fremder Schöpfungen dem Urtheil zu gut kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Von F. J. Züllig.

(Fortsetzung.)

Das erste und das zehente Capitel im Buche des Ezechiel schildern den Thronwagen Jehova's. Die unbestimmten Andeutungen über den Thron selbst, auf welchem der Herr in Menschengestalt sitzt, bildet der Verf. zu der Vorstellung aus (S. 12): „Der Fußboden (von Krystall), so lang und so breit als er ist, hat über sich eine Oberlage von Sapphir, der den Krystall ganz bedeckt. Dieser Sapphir aber erhebt sich von den Seiten aus zu einem Hügel und bildet das konische Treppengerüste des Throns, mit seinen oben immer enger werdenden Stufen. Oben darauf steht allerdings auch noch ein Thronsessel — ein Lehnstuhl mit schöngebogenen Armen — dessen Stoff man sich so köstlich denken kann als man will, von dem aber, weil er von dem, der darauf sitzt, und von seinem weiten Gewande bedeckt wird, wenig gesehen wird, weßwegen der Prophet dieses kleineren Throntheiles auch gar nicht erwähnt, sondern nur des größern, sichtbaren, unten, des Sapphirgerüstes, das er, a potiori, schlechthin den Thron nennt." Die Beschreibung des untern Theils an diesem Thronwagen führt den Verf. zuerst zu den Cherubim. Er nimmt diese ihrem Charakter nach „als mythische Dienstknechte Jehovas, zum Behufe geringerer und gröberer Verrichtungen um seine Person her, gleichsam seine Leibknechte, seine apparitores" (S. 11), während sie z. B. in der Apokalypse sich der höheren Stellung und dem erhabneren Wesen der Seraphim nähern (S. 17). Die Gestalt der ursprünglichen Cherubim denkt sich der Verf. als die eines zweifüßigen geflügelten jungen Stiers in aufgerichteter Stellung mit menschlichem Angesichte und mit Menschenhänden (S. 18. ff.). Die Stierfigur liegt unzweifelhaft in der wohlverglichenen Stelle bei Ezechiel X, 14, worin der Stier synonym mit dem Cherub ist. Ferner beruft sich der Verf. auf die symbolische Bedeutung „der dem höchsten Gebieter dienenden, wohlthätigen, ehrfurchtgebietenden, physischen Kraft", und auf den im Morgenland und Aegypten bis in den Occident von Großgriechenland herein allgemein verbreiteten symbolisch-religiösen Gebrauch der Stiergestalt; sowie auf den Umstand, daß Ezechiel (I, 7) seinen sämmtlichen Cherubim am Thronwagen Rindsfüße beilegt. Die aufrechte Stellung meint der Verf. annehmen zu müssen, weil er sich den Cherub vor dem Paradiese (1. Mos. III, 24) nicht anders denken kann als auf den Hinterfüßen stehend und das flammende Schwert in menschlicher Hand zückend; ferner, weil er glaubt, daß sonst auf dem Deckel der Bundeslade „kaum Raum genug für zwei Cherubim gewesen wäre, und weil sie dann, einander gegenüber stehend, ihre Flügel nicht hätten so verdrehen können, daß sich diese Flügel zur Beschattung des Heiligthums einander zugewendet hätten". (S. 24.) Es hätte hier wohl die Analogie solcher Stiere, die auf den Hinterfüßen stehen, aus den ägyptischen Alterthümern angezogen werden dürfen, wobei ich nur an die Zeichnungen des Werkes von Denon (Planches 120. 132) erinnern will; noch mehr die aufrechtstehenden vierfüßigen Gestalten an den Thronen oder vielmehr Throngestellen der persischen Könige. Vergl. die Reliefs an den Königsgräbern und im Palast zu Tschilminar bei Ker Porter (Travels). Die Flügel sind bei den Salomonischen Cherubim angegeben, und mit Recht weist der Verf. (S. 27) auf die geflügelten Löwen, Panther, Pferde, Sphinxe u. s. f. im Alterthum hin. Das menschliche Angesicht des Cherub wird davon hergeleitet, daß in der Beschreibung der Salomonischen Beckengestelle Rinder und Cherubim nebeneinander aufgeführt werden, also doch wohl ein Unterschied zwischen beiden stattgefunden haben müsse; ein Unterschied, welchen der Verf. eben darin erkennen will, daß der Cherub ein Menschengesicht, wie Menschenhände gehabt habe. Hiermit verbindet nun der Verf. auch noch S. 31 seine Etymologie des Worts Cherub (כרוב), nicht von carab (mit כ): aravit, oder sculpsit; sondern von Karab (mit ק, welches leicht mit כ verwechselt wird): herannahen, also: der Nahegehaltene, der immer seinem Herrn zu jedem Dienste bereit ist, apparitor. Er führt zugleich eine ganz neue Ableitung aus dem Arabischen von Dr. Paulus in Heidelberg an, wornach aus carab: in die Enge bringen, zusammendrücken, daher auch ängstigen, für den Cherub die Erklärung: ein Geängstigter, als Beiname der in der Nähe des mächtigen Jehova weilenden Engelgestalten hervorgehen soll.

Von hier wendet sich sofort die Untersuchung zu den Cherubim des Ezechiel. Als Veranlassung der von dem Propheten angenommenen Aenderung wird der Gedanke des Jehovathrons angegeben, zu dessen Bestandtheilen auch die Cherubim gehören und den Zwecken desselben dienen sollten. Die Materialien zu dieser weiteren Ausbildung der Cherubgestalt soll Ezechiel in den Bildwerken der Beckengestelle vorgefunden haben. Die wesentlichen Merkmale der neuen Grundidee sind hiernach: die Stellung der vier Cherubim unter dem Thronboden, wie etwa vier Füße eines Stuhles oder Tisches; und die Pflockgestalt, als Typus ihrer neuen Körperbildung (S. 35). Aus den viereckigen Pfosten, die an den vier Ecken den Thronboden trugen, konnte, wie der Bildhauer Caryatiden ausschneiden, so der Dichter belebte Wesen

machen. Der Verf. gibt S. 37 einen Holzschnitt, der diese Entstehung der Cherubimgestalt bei Ezechiel erklären soll. Was Ezechiel Cap. 1. V. 5 von der Cherubim Menschengestalt sagt, wird hier auf die aufrechte Stellung bezogen; die vier Gesichter jedes Cherubs, entlehnt vom Menschen, Löwen, Stier und Adler, werden auf die vier Seiten des Pfostens gesetzt und nach X, 14, so geordnet, daß auf jedem Standpunkte des Beschauers immer viererlei Gesichter von den vier Cherubim des Thronwagens sichtbar waren. Dadurch wird ferner erreicht, daß die vier Cherubim unter sich in einer wohlüberlegten Ordnung stehen, die vom ältesten Symbol, dem Stier, zum Menschen und so weiter geht; daß jedes dieser Gesichter der Reihe nach und von Stelle zu Stelle in die Richtung nach Ost, Süd, West und Nord zu stehen kommt. Aus 1,23, vergl. VI. 11. entnimmt der Verf., daß an jeder Pfostenecke ein horizontalauslaufender Flügel angebracht war, während vorn und hinten an jedem Cherub je zwei Flügel perpendicular fielen, um den Leib zu bedecken, so daß also jeder Cherub vier, nicht Flügel (כנפות), sondern Flügelpaare (כנפים), also acht Flügel hat. Jeder ist demgemäß, so erklärt der Verf. V. 23 das איש als Hälfte, in zwei Personen getheilt, deren jede vier Flügel hat und zwischen deren Gesichtern rechts und links zwei andere Gesichter sind. Die Menschenhände unter den Flügeln, von welchen V. 8. die Rede ist, setzt der Verf. je eine an jede der vier Ecken. Die Füße laufen nach V. 7. 9. in gerader Richtung herab, während der Untertheil derselben, ähnlich dem eines Kalbes, gebogen seyn oder vorwärts laufen mochte. — Am Schlusse dieser Beschreibung (S. 43 f.) macht der Verf. darauf aufmerksam, daß die Pflockgestalt in der Phantasie des Dichters verschwand, der die Cherubcaryatiden als beseelte Wesen und sogar als Wesen von höherer Intelligenz (V. 12. 25.) dachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Akademien und Vereine.

Paris. In der Sitzung vom 7. Sept. ist unter den Preisbewerbern in der historischen Landschaft dem Romain Etienne Gabriel Prieur aus La Ferté-Gaucher, Schüler Bertin's; in der Plastik am 14. Sept. dem Pierre Charles Simart, von Troyes (Aube), Schüler von Pradier und Ingres; in der Architektur am 21. Sept. dem Victor Baltard aus Paris, Schüler seines Vaters; in der Historienmalerei am 28. Sept. dem Eugen Roger, von Sens (Yonne), Schüler von Hersent und Ingres der große Preis zugesprochen worden.

Am 15. Okt. hat die Preisvertheilung stattgehabt. Die Preisaufgabe der Bildhauer war ein Relief mit der Darstellung des Vaters, der seinen Söhnen die Stäbe einzeln und verbunden mit der Aufforderung sie zu zerbrechen darreicht, die der Historienmalerei die Heilung der Israeliten durch die eherne Schlange in der Wüste, die der Landschaftmaler die Scene der Erscheinung des Ulysses vor Nausikaa gewesen.

Am 12. Sept. fand in der großen Aula der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Mailand die jährliche Preisvertheilung unter die Zöglinge der Akademie statt. Deßgleichen am 10. Sept. bei der königl. Kunstschule in Lyon. Mit letzterer ist von jetzt an auch ein Lehrstuhl für die Kupferstecherkunst vereinigt.

In Amsterdam wurden am 30. Sept. die jährlichen Preise von dem Director der Akademie, Bürgermeister von Poll unter die Zöglinge derselben vertheilt.

In der Versammlung der Kunstakademie in Kopenhagen sind im September für eingelaufene Preisaufgaben 1) in der Malerei die kleine Goldmedaille an Hrn. Ebbelien, 2) in der Architektur die große Goldmedaille an Hrn. Bindesbüll, die kleine an Hrn. Nebelong vertheilt worden.

Die Richter bei der Ausstellung zu Arras haben Medaillen dem Geschichtsgenremaler Colin, den Genremalern Louis Boulanger und Biard, dem Landschaftsmaler Huet und dem Thiermaler Francis zuerkannt.

Kunstliteratur.

Métaponte, par le duc de Luynes et F. J. Debacq, architecte. 1 Bd. in Fol. mit Kupfern. Paris 1833. (26 fl. 40 kr.)

Ferrario, Dott. Giulio, Il Costume antico e moderno, o storia dell governo, della milizia, della religione etc. di tutti i popoli antichi e moderni provata coi monumenti dell' antichità e rappresentata cogli analoghi disegni. Firenze 1830 — 1833. Fasc. 1 à 44. in 18mo. Jedes Heft 25 kr. Das Ganze 17 fl. 5 kr.

Mémoire sur les vases panathénaïques, adressé, en forme de lettre à M. W. R. Hamilton, par le chev. P. O. Bröndstedt, et traduit de l'anglais par J. W. Burgon. Paris 1833. 4. 2 fl. 30 kr.

Für Münz-Liebhaber.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 9. Januar 1834.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen.

(Fortsetzung.)

Hiebei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die praktische Schule sich beim theoretischen Unterricht nicht zu lange aufhalten, daß sie Beide den Zögling nicht durch's Leben begleiten können. Er wird seinen Gedanken- und Anschauungskreis bald für sein Lieblingsfach verengern, er wird selbst unter reichen Kunstschätzen am meisten nach seinen Vorbildern schauen, er wird die Natur von seiner Genre-Seite aus beobachten.

Ja wir finden nicht wenige Kunstzöglinge, die je eher je lieber eigene Werke fertig machen und aufstellen und bald sich gegen Tadel ungebärdig erweisen; die mit classischen Ideen hoher Einfalt, mit den Grundmaximen des Schönen sich zu nähren unterlassen; die die Natur geradezu, wie sie erscheint, nachahmen wollen, noch ehe sie die rechten Typen für ihr unendliches Getheil gefunden, und die auch verschmähen, an vorleuchtenden ältern canonischen Meistern zu studieren, wie diese durch jahrelange Versuche und mit Genialität einen täuschenden Ausdruck für das Unaussprechliche des Natur- und Menschenlebens gefunden. Man möchte fragen, um wie viel ein gewöhnlicher Künstler dem tiefsinnigen, geheimnißvollen technischen Walten eines Correggio, Tizian, Van Dyk ꝛc. näher stehe, als ein sonstiger sinniger Beobachter?

Es mag uns also nicht verargt werden, wenn wir den Maler so lange nur Zögling und nicht Künstler, Meister nennen, als er noch keinen bestimmten, kunstgerechten Typus für die Naturformen, keinen sichern Ausdruck für die Physiognomie des Lebendigen, für die Hauptmomente des Erscheinens: Zeichnung, Anordnung, Colorit, Beleuchtung ꝛc. gefunden und sich zu eigen gemacht hat. —

Während wir von unserm Ziel, über das Kunsturtheil, die Wege dahin, die Befugniß dazu in's Klare zu kommen, uns darüber zu verständigen, durch das bisher Vorgebrachte mehrfach abgeschweift und redselig geworden zu seyn scheinen, sind wir unsers Bedünkens demselben doch in so weit näher gekommen, daß wir im Zusammenfassen und Abschluß ziemlich kurz seyn können.

Der Eindruck, den ein Kunstwerk auf den gemeinen, unkünstlerischen, jedoch offenen, lebensfrohen Sinn macht, bewirkt gewöhnlich eine Aeußerung, die wir wohl beachten, ohne ihr jedoch viel kritischen Werth beizumessen. Daß das Meisterhafte Jedermann gefällt, ist naturgemäß; aber mit ihm wird oft auch das Materielle, unkünstlerisch Naturderbe rivalisiren. Der Ungebildete weiß wenig von dem Uebersetzungsprozeß aus der Natur in die Kunst; ein Kopf von Denner wird es einem von Van Dyk oder Rembrand abgewinnen, eine grelle Copie einem etwas dunkeln Originale.

Das Urtheil macht schon mehr Ansprüche; es unterscheidet, wählt, rangirt und ist selbstthätiger, als die passive Aeußerung. Es vermengt nicht mehr die Natur- und Kunstsphäre und wird sich wohl auch schon der verschiedenen Hauptmomente der bildenden Kunst: Idee, Anordnung, Zeichnung und Ausdruck, Colorit und Haltung wenigstens dunkel bewußt.

Die Ansicht, ob richtig oder unrichtig, kann nur für eine solche gelten, wenn dem Geist nicht nur diese verschiedenen Seiten der Darstellung klarer vorschweben, sondern wenn sie auch, mit Einsicht in die verschiedenen Kunstepochen verbunden, den Hauptcharakter der Nationen und Schulen einigermaßen zu unterscheiden weiß, und eine Ahnung von dem Bessern hat, was diese in den verschiedenen Kunstgattungen geleistet haben.

Die Kunstkritik unterfängt sich des Schwersten und bedarf deßhalb auch der edelsten Vermögen. Sie prüft das Kunstwerk nach jeder Seite; sie befragt die Idee, die Intention ästhetisch und sogar sittlich um ihre Höhe, Würdigkeit, Nationalität, Classizität; sie durchschaut die Anordnung, ob nicht zu viel, zu schwerfälliger Stoff genommen worden, ob seine Vergeistigung schon in

der Raumerfüllung gelungen; sie fragt, ob der Geschmack, die leise Fühlung der Schönheitsgesetze das Kunstwerk von den großen Hauptmassen bis in die wohlberechnete Verzweigung der kleinsten Gegensätze durchdringen; sie nimmt den Ton des Ganzen in seiner wohlthuenden Augenhaftigkeit und Harmonie wahr und wird sich der Wahrheit des Colorits, der Kraft der Haltung durch das Helldunkel, der charakteristischen Verschiedenheit des Einzelnen und seiner Zusammenstimmung zur Einheit klar bewußt. — Sie stellt das Werk in die ihm im allgemeinen Welt- und Zeit-Kunstsaale gebührende Stelle.

Ohne Zweifel kann nur ein dem Geiste des Meisters ebenbürtiger Geist den Werth eines Kunstwerks richtig abwägen und würdigen. Die Beurtheilung gebührt dem Wissenden, Kundigen, und wenn allerdings nicht zu läugnen ist, daß der praktische Weg, auf welchem man zum Selbstschaffen von Kunstwerken gelangt, den offenen Sinn auch zum Urtheil über andere Kunstwerke berechtigt, so ist er doch nicht der einzige Weg in die Sphäre der bildenden Kunst und führt, da er den Zöglingen nur zu bestimmten Fertigkeiten verhilft, die wenigsten zu der Höhe umfassender Beurtheilung.

Es wird aber auch der bedeutende, umsichtige und sinnige Künstler Dasjenige, um was er sich am meisten bemüht hat, treffender beurtheilen, als Anderes, was nicht seines Faches ist. So groß ein Van Dyck war, so hat doch gewiß Rubens über die Raumerfüllung durch historische Figuren einen richtigern Blick gehabt, so wie dieser von Raphael im edeln Ausdruck und hoher Einfalt bei weitem überboten worden.

Von jeder Seite der Kunst möchten wir also gern an die größten Meister in ihr, oder an den am meisten klassisch gebildeten Sinn appelliren. Und weil Jene, als Abgeschiedene oder Schweigsame, sich nicht vernehmen lassen, so wenden wir uns dahin, wo wir diesen zu finden glauben.

Selten sind viele oder gar alle zur Kunstkritik erforderlichen Gaben in einem Geiste vereinigt. Jenachdem also von einem Kunstwerke die Frage ist, wenden wir uns entweder an den Kunstgelehrten, Kunstgeschichtforscher, — oder an den überschauenden, richtigen Blick und Takt des gewandten Kenners der Kunstschätze, — oder an den geschmackvollen Kunstphilosophen, den poetischen Geist, sey er nun eben auch kein graduirter Kunstbuchhalter (wiewohl Doktorhut und Gildemantel nicht etwa gegen die Befähigung beweisen, wie viele Empiriker wollen); — aber auch dem lebendigen Sinn des kunstfreundlichen Naturbeobachters trauen wir in gewissen Fällen ein gesundes Urtheil zu.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Von F. J. Züllig.

(Fortsetzung.)

Unter den Cherubim sieht der Prophet die Räder, neben jedem Cherub ein Rad, so gestaltet, daß ein Rad im anderen d. i. von vier Rädern je eines in ein anderes kreuzweis hineingeschoben war, wie Coluren der Sphäre sich kreuzen, V. 16. So können sie, ohne sich umzudrehen, nach den vier Richtungen der Gestalt der Cherubim rollen, weßhalb auch der Verf. ihren Namen (גלגל, X, 13) mit Roll-Roll übersetzt. Sie sind hoch, V. 18; der Verf. denkt sie von doppelter Mannshöhe und gibt ihnen Speichen. Die Augen, die X, 12 den Körper der Cherubim überdecken, ebendaselbst und I, 18 auch den Rädern und namentlich ihren Felgen zugeschrieben werden, meint der Verf. dort, bei den Cherubim, als Symbole der Geistigkeit nehmen, hier aber, bei den Rädern, vielleicht auf die Nägel an den Reifen der Felgen deuten zu müssen. Sofern auch den Rädern Intelligenz zustehen soll, wird V. 18 יִרְאָה לָהֶם auf ihre Gottesfurcht, als Geist des ehrerbietigen, auf die Befehle ihres Gebieters lauschenden Gehorsams bezogen. Ueber das Verhältniß und die Verbindung der Cherubim und der Räder sagt der Verf., beide wurden von dem Geiste (רוח) regiert, aber für das Auge mußte (?) etwas seyn, das dem Ganzen die optische Einheit gab. Daher die Vermuthung, daß von dem Thronboden gleichsam Lichtbalken, spirituelle Leuchsen, herabliefen und über den Rädern standen, diese magnetisch anziehend. — Das Feuer, das im Innern des Wagens unter dem Thronboden brannte, hatte seinen Heerd, seine Anhaltfläche oben an dem auf den Häuptern der Cherubim ruhenden Krystallblock. Von diesem Feuer glühen ohne Unterlaß die Cherubim und die Räder. —

Der zweite Abschnitt des Buches handelt sodann von den Salomonischen Waschbeckengestellen im Tempelvorhof, 1 Kön. VII, 27 — 39. Zuerst wird hier (S. 53 ff) eine Uebersetzung gegeben und alles über das Schicksal der beschriebenen Gestelle Hiehergehörige beigebracht.

Vers 27 werden die Maaße angegeben: 4 Ellen Länge, 4 E. Breite, 3 E. Höhe. Der Verf. bezieht sie auf den Kasten des Gestells und nimmt im Gegensatze zu anderen Erklärern die Höhe des Ganzen — Räder, Kasten, Oberdeckel, Becken und kleinere nicht berechnete Dicken zusammen — zu 7 Ellen, 6½ Schuh badisches Maaß an.

Vers 28 erklärt er so: Füllungen hatten sie (מִסְגְּרוֹת) und Füllungen zwischen dem Zapfenwerke (שְׁלַבִּים Eckleisten); und nimmt das zweite misgeroth nicht als Wiederholung des ersteren mit erklärendem Zusatze, sondern schließt auf zweierlei Tafeln, davon die einen am Kasten selbst zwischen dem Zapfenwerk oder den Eckleisten, die anderen über dem Kasten an oder auf der Erhöhung des Oberdeckels, gleichsam oberwärts stehende Stemmleisten, angebracht gewesen seyen.

In Vers 29 findet er theils die Angabe eines Oberdeckels (כֵּן), theils die Beschreibung der Verzierungen auf den Misgeroth. Die Uebersetzung lautet: Auf den Füllungen zwischen dem Zapfenwerke waren Löwen, Rinder und Cherubim, und auf dem Zapfenwerke ein Boden oberwärts; und unter den Löwen und Rindern Kränze, Hängwerk. Der Verf. meint, Josephus habe mit Recht auch den Adler noch zu Löwen, Rindern und Cherubim (Rinder mit Menschenhaupt und Händen) hinzugethan. Die Composition der Bilder findet er in der Ezechielischen Weise, auf einem Rumpf vier, oder, wie es auf der plastischen Darstellung des Reliefs erschien, drei Gesichter anzunehmen, immerhin möglich; aber doch unwahrscheinlich wegen der darin zum Vorschein tretenden Dürftigkeit jedes einzelnen Blattes und wegen der Einförmigkeit auf allen vieren.

Bei Vers 30 wird angenommen, daß die Füße (פַּעֲמוֹת) Stemmleisten der Räder, auch Sperrleisten, Sperrhölzer, im Oesterreichischen und am Oberrhein Leuchsen, anderwärts Lanstangen genannt, seyen und von dem Vordertheil der Achse bis an den Oberdeckel des Gestells hinauf — und von hier an die capitellähnliche Mündung des Kastens herein und bis unter das Becken selbst emporlaufen. Der obere Theil dieser Füße oder Leuchsen wären die Schultern (כְּתֵפוֹת), der untere vom Oberdeckel abwärts die erst Vers 32 zur Sprache kommenden Hände (יָדוֹת, Griffstücke). „Also, was anders, als eine Art von Stemmleisten, wie an unsern Rüstwagen? Nur daß freilich bei diesen die Eleganz der bebilderten breiten Tafeln in der Mitte wegfällt. Als Stemmleisten hinderten sie, auf der Außenseite der Naben, die Räder am Herausfallen. Ob sie zugleich die Zapfen oder Lünsen waren, — wenn nämlich ihr Unterende einem Zapfen oder Finger glich, der in das Zapfenloch der Achse hineinging — oder ob sie unten eine Art von Leuchsenring hatten, der in die Achse eingefügt war und dieselbe wie eine hohle Hand umfaßte, oder ob sie, wie es unsere Zeichnung gibt, statt des Leuchsenrings, nur eine Oeffnung, gleich einer Nabe, hatten, durch welche die Achse hindurchging, — läßt sich freilich nicht sagen.“ (S. 78 f.)

Im V. 31 folgt die Beschreibung der knaufähnlichen Oeffnung über dem Oberdeckel, in welche das Becken hereingesenkt war. An diesem Knaufe liefen über dem Gestellkasten die zuvorgenannten Leuchsen zusammen und waren durch den Ring oder Kranz des Knaufes festgehalten. Das Maaß, $1\frac{1}{2}$ Ellen, bezieht der Verf. nicht auf die Höhe, sondern auf die Breite der Mündung d. i. auf den oberen Durchmesser. Es wird ein runder Knauf, nicht nur in seiner Mündung, sondern auch in der äußeren Gestalt rund, angenommen und diese Rundheit dem Viereckigen der an dem Kasten befindlichen Tafeln oder Füllungen entgegengesetzt.

Die Räder, von welchen V. 32 gesagt wird, daß sie unter den Füllungen waren und $1\frac{1}{2}$ Ellen Höhe besaßen, denkt sich der Verf. 3 Ellen hoch, so daß davon $1\frac{1}{2}$ Ellen bis an die Achse gingen; die oberen $1\frac{1}{2}$ Ellen aber einen Theil vom Kasten, jedoch keine Bilder bedeckten, weil auf den Räderseiten des Kastens die Kunstwerke erst über den Rädern zu sehen waren. Hier ist es, wo auch von den Händen (יָדוֹת) der Räder die Rede wird, welche der Verf. Griffstücke nennt und als den unteren Theil der von ihm angenommenen Leuchsen betrachtet. Die Arbeit der Räder, welche nach Vers 33 aus Einem Stücke gegossene Naben, Felgen und Speichen hatten, wird ebendaselbst mit der Arbeit eines Rades an dem Wagen (mit ה vor מֶרְכָּבָה) verglichen; und hierbei muthmaßt der Verf., daß der Schriftsteller an die Räder der Bundeslade gedacht habe, welche im 1. B. Samuel. VI, 7, 8, 11; 2. B. Samuel. VI, 2, 3; 1. B. Chron. XXVIII, 18. angedeutet werden und nach der Analogie ähnlicher israelitischer und ägyptischer Geräthschaften viele Wahrscheinlichkeit haben (S. 85—88).

Daß auch die Schulterstücke, wie das Uebrige, mit dem Ganzen aus einem Guße sey, wird V. 35 wiederholt versichert. Bei V. 36, wo von der $\frac{1}{2}$ Elle betragenden Erhöhung auf dem Kastendeckel die Rede ist, sagt der Verf., welcher unschlüssig ist, ob die angegebene Rundung dieses Aufsatzes kugelförmig oder in gerader Linie aufsteigend zu nehmen sey, daß jedenfalls die Basis dieser Rundung nur einen die Mitte der Seitenlinien des viereckigen Oberdeckels berührenden Cirkel habe beschreiben können, wo dann in den Ecken noch kleinere, fast dreieckige freie Räume übrig bleiben mußten, dieselben Räume, an welchen der Verf. die Oberleuchsen oder Schulterstücke befestigt seyn läßt, um von hier in einem Bogen an dem runden Knaufe der Mündung emporzulaufen. Nach V. 36 waren Bilder, Darstellungen von Cherubim, Löwen und Palmen, welche kurze Angabe der Verf. aus dem Vorhergesagten zu V. 29 durch Stiere und Adler ergänzt, auch auf den tafelförmigen Leuchsen angebracht; daher findet er acht solche Bilder auf den vier Füllungen oder Kastentafeln (misgeroth) und auf den vier Leuchsen (chethephoth und jadoth, beides zusammen: peamoth). Hierüber nun ist seine wei-

tere Meinung diese: 1) da der ganze Kasten aus einem Gusse hervorging, so war es für den Künstler annehmlicher und gab dem Ganzen Mannichfaltigkeit, wenn auf jeder Tafel ein von den übrigen abweichendes Bild zu sehen war; 2) die vier Gestelltafeln entsprechen den vier Thiergestalten (חיות), so daß wahrscheinlich auf der Vorderseite Cherubim waren, auf den Seiten rechts und links Gruppen, hier von Löwen, dort von Rindern, auf der Rückseite Adlerbilder, alle zwischen Palmen, die sowohl zwischen Thier und Thier in der Mitte stehen als auch die Seitendecorationen bilden mochten; 3) die Cherubim fand Ezechiel vielleicht schon an dem Gestelle so geordnet vor, daß, wie die von dem Verf. gegebene Zeichnung es enthält, auf der Vorderseite je ein Cherub in der Nähe eines Rades stand; 4) die Tafeln, worauf Löwen und Rinder zu stehen kamen, waren nicht so hoch, wie die der Cherubim, weil diese Thiere weniger hoch sind als Mensch und Cherub; es waren deßhalb auch die untern Leisten (schlabbim) um so breiter, nämlich so breit, als die Räder heraufgingen, weil ohnehin das von den Rädern Bedeckte für den Anblick verloren gewesen wäre; wenn nicht etwa zwischen den Rädern noch ein Ornament angebracht war; daher der Ausdruck V. 32: die Räder, wiewohl nach des Verf. Meinung nur halb unter dem Kasten, waren ganz unter den Füllungen (misgeroth); 5) auf den Leuchsentafeln denkt sich der Verf. „Cherubim in Caryatidenform", etwa mit Abwechslung des Angesichts.

Von den Becken selbst sagt V. 38, daß jedes auf die Mündung eines Gestells gelegt und in dieselbe hineingesenkt war, und daß es 4 Ellen hatte. Der Verf. bezieht dieses Maaß auf die Höhe oder Tiefe des Beckens, das über der dritten Elle aus der Mündung des Gestells frei hervorsah. Der Durchmesser ist nach V. 31 nur, oder eigentlich noch etwas weniger als 1½ Ellen, weil dieses Maaß dort dem das Becken umschließenden Knaufe des Gestelles zugeschrieben wird.

Aus diesem Allen wird nun S. 98 — 104 im dritten Abschnitte das Resultat gezogen, daß bis zur Gewißheit sich die Vermuthung erhärten lasse, Ezechiel habe an dem Bilde der Beckengestelle die Idee seines Jehovathrones abgesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

Am 11. Sept. 1833. hatte der Architekt. Hr. Wilkins, die Ehre, dem Könige von England im St. James-Palast seine Pläne und Entwürfe zu dem Bau einer National-Galerie vorzulegen, und Se. Majestät billigte dieselben vollkommen. Am folgenden Morgen wurden schon die Anstalten zum Bau an dem ursprünglich dazu erwählten Platze getroffen, und die Grundsteinlegung hat bereits begonnen. Zuerst soll der östliche Flügel ausgebaut werden, damit die von dem Parlamente für die Nation angekaufte Gemälde-Sammlung, wovon jetzt Kopien im Stahlstich herausgegeben werden, darin aufgestellt werden kann. Nächsten Frühling soll dann das Hauptgebäude folgen, und den Bau des westlichen Flügels, in welchem die Nationalbibliothek aufbewahrt werden soll, wird man wahrscheinlich erst nächsten Herbst beginnen. — Auch am St. Jamespalaste sollen auf Befehl des Königs bedeutende Ausbesserungen, sowohl von Innen als von Außen, vorgenommen werden. Man hat bereits mit dem Bau der Gerüste angefangen.

Der Wiederaufbau der St. Paulskirche zu Rom schreitet vorwärts. Die für diesen Zweck von der Regierung niedergesetzte Commission hat vor Kurzem eine Aufforderung zur Lieferung von zwölf weißen Marmorsäulen für die kleineren Peristyle des großen Schiffs der Kirche erlassen.

Die neueröffnete Kettenbrücke zu Cosne über die Loire ist in ihrem kürzeren Theile durch Springen eines Ringes aufgelöst worden und hat einem Arbeiter das Leben gekostet, mehrere bedeutend verwundet.

Eine Gesellschaft von Engländern läßt in der Straße D'Aguesseau zu Paris eine Kirche für den anglikanischen Cultus in gothischem Styl erbauen.

Die steinerne Brücke Saint-Eloi bei Pontailler-sur-Saône, merkwürdig durch die Kühnheit ihrer Verhältnisse, ist im September eröffnet worden.

Die Wasserleitung, welche die Stadt Lissabon mit Trinkwasser versieht, ist eines der schönsten neueren Bauwerke in Europa und steht in Bezug auf Großartigkeit keinem der aus dem Alterthum uns übriggebliebenen Aquäducte nach; der eine Meile von Lissabon im Thal von Alcantara liegende Theil derselben, von wunderschöner Struktur, besteht in 35 Bogen, über welchen durch das von 2 einander gegenüberliegenden Bergen gebildete Thal das klarste Wasser der Stadt zufließt. Der mittlere Bogen ist 263' 10'' hoch und 107' 8'' breit. Die Ausführung davon v[illegible]nkt man Johann V, der 1713 den Grundstein legen ließ. Aus einigen Spuren von altem Mauerwerk schließt man, daß schon die Römer an dieser Stelle eine Wasserleitung zu bauen beabsichtigt hatten.

Kunstliteratur.

Sugli Smalti. (Ueber Schmelzarbeiten, so wie über Malereien auf Glas und Porzellan.) Sendschreiben von Cesare Cantù. Mailand 1833. Pr. 75 Cent.

Etudes des passions, appliqués aux beaux arts. Von J. B. Delestre. Paris. Pr. 7 Fr.

Arsène, E. C., Manuel du peintre et du sculpteur (enthaltend eine Philosophie der Kunst und ihrer praktischen Mittel) 2 Bände. Paris 1833. Pr. 6 Fr.

Tremblay, P. F., L'art égyptien. Paris 1833. Fol. mit 6 Kupfern. (Die ägyptische Kunst, betrachtet in allen ihren Hervorbringungen, Tempeln, Palästen, Säulen, Obelisken, Kolossen, Bildsäulen, Figürchen, geschnittenen Steinen, Malereien und Manuscripten.

Del Laocoonte, o sia dei limiti della pittura e della poesia. (Uebersetzung von Lessings Laokoon.) vom Cav. C. G. Londonio. Mailand, Ant. Fontana. 1833.

The art of drawing on stone. By C. Hullmandel. London 1833. Preis 12 Sch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 4.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. Januar 1834.

Ueber Meinung, Urtheil, Ansicht, Kritik in Kunstsachen.

(Beschluß.)

Lassen wir aber sämmtlich diese Talente über Werke urtheilen, die sie selbst zu schaffen nicht im Stande sind, dürfen sie sogar tadeln, wo sie nicht besser machen können, wenn sie nur ein klares Bild des Bessern in sich tragen und verständlich anzudeuten im Stande sind, so wollen wir gern auch dem praktischen Künstler ein Urtheil, eine Kritik über sein eigenes Kunstvermögen hinaus zugestehen, weil der Urtheilende an den allgemeinen Kenntnissen Theil nimmt und höhere Forderungen ausspricht, als er, der als Schaffender ganz auf sein Selbst und seine bedingte Zeugekraft zurückgeführt ist, zu befriedigen vermag.

Wir müssen uns nämlich den großen Unterschied zwischen Schaffen und Beurtheilen hier vorhalten.

Das Werk entsteht aus einem Keime; wir bilden es auf durch ein unendliches Wählen und Verwerfen, Sammeln und Ablehnen. Unwillkührlich pflanzen wir ihm unsere Eigenthümlichkeiten, Unzulänglichkeiten, Schwächen ein; und so leicht es diese annimmt, so schwer fällt es uns, es mit unsern guten Gaben und Eigenschaften, mit dem Besten, was wir besitzen, auszustatten und zu schmücken. Alles verschwört sich gegen uns, Stoff und Form, Behelfe und Umstände, Denkkraft und Laune, daß das Werk nicht wird, wie wir es geistig-vorbildlich empfingen.

Nun ist es endlich ein Fertiges. Das Produkt unsers eigenthümlichsten Innern tritt in die äußere Welt, als Kunstwerk in den allgemeinen Kunstsaal, als Lebendiges in das unendliche Leben. Zur Vergleichung steht das Aehnliche, das Unähnlichste bereit. Jedes Kind sieht, was der Meister, als hätte er blind geschaffen, selbst nicht gesehen. Und wirklich — er hat auch den Totaleindruck seines Werkes in dieser Verbindung mit der öffentlichen Mannichfaltigkeit nie zuvor empfunden.

Sind doch die Erzeugnisse des Kunstvermögens darin denen des animalisch-natürlichen ähnlich. Man bildet diese für die Welt zu; aber eben weil dies schrittweise geschieht, sieht man eigentlich niemals recht, was an ihnen ist, ist halb blind für ihre Eigenthümlichkeiten, die sie von uns geerbt, für ihre Fehler, die sie uns leichter nachgeahmt, als unsere guten Eigenschaften.

Noch viel näher scheint aber zu liegen, daß wir, so scharfsichtig wir fremde Besonderheiten wahrnehmen, die eigenen uns selbst vorzuhalten, sie uns abzuthun nicht im Stande sind, weil wir nicht außer uns hinauszutreten vermögen.

Dies nur über den verschiedenen Umfang des produktiven und des kritischen Vermögens.

Das Schaffen strebt hinaufwärts zum Darstellen; es arbeitet für die Anschauung, den Eindruck, den Beifall. Das Urtheil geht abwärts; es versenkt sich in das Kunstwerk, es sucht sich der Schönheiten näher bewußt zu werden, es fragt nach dem Werden des Werks und möchte gern sowohl dessen geistige Empfängniß, als seine technische Struktur sich recht vergegenwärtigen. Wer auf jenem Weg am weitesten gelangt, ist der beste Meister; wer auf diesem, der beste Kritiker.

Im Rückblick auf das Vorgebrachte können wir also behaupten: Urtheilen soll und kann nur mit Fug der Wissende. Wissen kann man aber nur, was man angeschaut, erfahren, erforscht, mit Ernst behandelt hat. Man dringt aber in keine Sphäre ein, für die man keinen Sinn hat. Sinn ist der Leiter des Interesse; dieses aber nährt Gedächtniß, Denken, Sprache. Der Sinn schärft die Sinne. Eine sittlich ernste, eifrige, lebhaft thätige Richtung auf seinen Gegenstand ohne selbstische Rücksichten ist überall unerläßlich und entscheidend.

Da nun der Seiten der Kunst, wir wollen jetzt nur an die bildende denken, so viele sind, da man auf mehreren Wegen zur Einsicht in sie gelangen kann, da Sinn und Geistesvermögen verschieden ausgetheilt sind, so ist auch die Befähigung zum Kunsturtheil, die wir im eminen-

testen Grade nur dem allseitig gebildeten Künstler und Obermeister zutrauen, im Leben an verschiedene Talente als eine getheilte Befugniß hinzugeben, Jedem in dem Maße, als ihm Wissen, Kunde, Einsicht beiwohnt.

Jedem wird man den Weg anmerken, auf welchem er zum Wissen gelangt ist. Keiner wird dem Andern wegnehmen, in was dieser der Stärkere ist.

Es gibt einen Takt, ein richtiges Empfinden, eine treffende Fühlung, ein geistreiches Handhaben, kurz — eine Genialität der Kunstgelahrtheit, der Kennerschaft, des philosophisch-poetischen Kunstblickes, des Natur- und Kunstsinnes, so wie des eigentlichen praktischen Kunsttalents, welche, wo sie vorkommen mögen, Anerkennung heischen. Das Ausgezeichnete ist immer selten; es gibt Städte und Länder, die kein eminentes Talent besagter Art besitzen, und wenn es auch von Künstlern und Kunstkennern wimmelt, so geräth doch ein sinniger Bildner oft in Verzweiflung, wenn er bedenkt, daß Einem von Diesen sein liebes Werk zur Würdigung und Beurtheilung hingegeben werden soll.

Die zur Kritik befähigenden Eigenschaften sind jedoch a priori Keinem abzusprechen, Keinem beizumessen. Kunstwerk und Kunsturtheil müssen sich jederzeit durch sich selbst legitimiren. Hier gilt kein Privilegium, kein aristokratischer oder demokratischer Kunstterrorismus; keine Gilde, kein Clubb, Bund, Corps, kein Empfehlungs-Büreau. Untergeordnete Naturen mögen zanken und streiten, die Welt belügen, betrügen oder sich belügen und betrügen lassen; Absicht, Selbstsucht, Leidenschaft mögen ihr Ränke-Unwesen treiben. Gesunder Sinn, gebildeter Geschmack hat die Schätze der Vorwelt, die Schöpfungen der Mitwelt vor sich, und kennt die Bestrebungen der Zeitgenossen. Alte und junge Kinder mögen sich am Abgeschmackten, farbigem Marktland, ergötzen, sich durch massive Mittel aufregen lassen; das Classische wird darum nicht wohlfeiler.

Und es mögen sich zum Kunsturtheil zudrängen so Viele nur wollen, es bleibt doch ewig wahr, wie im Leben, so in der Kunst: „Wer nichts gesehen hat, der weiß nichts, und wer nichts weiß, der sieht nichts! und ihre Worte sind leerer Schall!“

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Von F. J. Züllig.

(Fortsetzung.)

Dabei nimmt nun der Verf. aus dem Gestellbilde zu dem Jehovathron, ohne daß es von Ezechiel bemerkt wäre, herüber, daß an dem Thronboden Sapphir und Crystall Ein Stück bilden, worüber ein Thronsessel sich auf sapphirnen Treppen erhob; daß die Räder zugleich neben und unter den Cherubim standen und daß jene „durch eine Art von Stemmleisten“ mit dem Firmamentboden verbunden waren und Speichen hatten. Aus dem Ezechielbilde fällt hingegen auf die Gestelle dies zurück: daß die Räder groß, also nicht 1½, sondern 3 Ellen hoch waren und nicht unter, sondern neben dem Kasten, wohl aber unter den Seitenfüllungen standen; daß an der Vorderseite zwei Cherubgestalten zu sehen waren; daß der Kessel des Beckens schmal seyn mußte, „indem nur so der Prophet aus diesem Becken seine Menschengestalt (demuth adam) machen konnte.“

Die Combinationsgabe des Verfassers hat sich durch die Zusammenstimmung scheinbar so verschiedenartiger Momente zu einem lichtvollen und harmonischen Ganzen in seiner Erklärung des Ezechielischen Jehovathrons und der Salomonischen Waschbeckengestelle zu Tage gelegt. Es dürfte jedoch wohl bei unserer Prüfung ein gerechter Zweifel an dem Einen und Anderen, was zu seinen Deutungen gehört, erhoben werden. Das Wichtigste in dieser Hinsicht scheint mir in folgenden Bemerkungen enthalten zu seyn.

Einmal möchte ich gegen die im Eingang ausgesprochene Behauptung protestiren, daß Ezechiel einen in alle Theile gehenden Entwurf des Thronwagens, sey es nun eine bloße Zeichnung oder ein plastisches Modell, vor Augen gehabt habe, als er an die Ausschreibung seines prophetischen Gesichtes ging; daß überhaupt die morgenländische Poesie auf einer ausgebildeten Plastik ruhe. Dies läßt sich schon bei dem entschiedenen Gegensatze nicht zugeben, welchen die orientalische Kunst mit der occidentalischen bildet. In dieser, der hellenischen, hatte sich Geist und Gesetz plastischer Darstellung auch dem Dichter mitgetheilt, ja, vielmehr waren die Dichterwerke, z. B. Homers, früher in plastischen Formen vollendet als die der Plastik unmittelbar zugehörige Kunst der Glyphik. Die Beschreibungen der griechischen und römischen Dichter von Erscheinungen oder Kunstwerken, wie z. B. des achilleischen Schildes oder jenes des Aeneas, sind daher auch, ohne daß wohl der Dichter sich eine Zeichnung zuvor gemacht hatte, so plastisch treu und lebendig wahr, wie die prosaischen Berichte des Pausanias über die delphische Lesche u. A. m. Die hebräische Kunst ist zwar mit den Formen ägyptischer Bildung nahe verwandt, und sofern die ersten Grundlagen griechischer Plastik auf Aegypten zurückweisen und dieses überhaupt sich schon mehr zu dem occidentalischen Prinzip einer festen räumlichen Umgrenzung und naturgemäßen Darstellung hinneigt, — insofern steht auch das hebräische Alterthum unter gleichen Bedingungen. Die hebräische Dichtkunst aber und der in dieselbe gekleidete Prophetismus haben in der späteren Zeit vornämlich sich ausgebildet, in welcher der Geist des tiefern Orients mit überschwenglichen

Anschauungen und phantastischen Bildern, sey es nun durch die Acclimatisirung im Orient überhaupt, oder besonders durch die Berührung mit den chaldäischen und persischen Ideen während des Exils am Euphrat, in die Vorstellungsweise der Juden eingedrungen war. Es ist in und neben aller Bestimmtheit prophetischer Bilder und dichterischer Schilderungen in den Psalmen mehr oder weniger zugleich ein mystisches Element erkennbar, welches die Form einer plastischen Anschauung zerbricht und den ahnenden Blick in's unbestimmte Unendliche hinausdehnt. Eben dies gibt sich namentlich in der Ezechiel'schen Vision zu erkennen, welche den Gegenstand der ersten Hälfte der vorliegenden Untersuchung bildet. Der Prophet schildert, was er im Zustande der Begeisterung geschaut hat, und führt es in einzelnen Zügen aus; doch bleibt ein und das andere Geheimnißvolle übrig, und daß namentlich das zusammenhaltende Band des Ganzen, wodurch die Räder zu den Cherubim, die Cherubim zu dem Wagen gehörten, blos als Wind oder Geist und durch nichts Erscheinendes bezeichnet wird, dies vornämlich gibt dem prophetischen Gemälde den Charakter der orientalischen Mystik, der Unbestimmtheit und Unendlichkeit im Bestimmten und Einzelnen. Schon von dieser Seite ist es also nicht wahrscheinlich, daß Ezechiel eine Zeichnung zuvor entwerfen und nach dieser oder nach irgend einem anderen Muster genau und ängstlich sich in seiner poetischen Darstellung gerichtet habe; nicht zu gedenken, daß es wenig poetischen Geist verriethe, hier gerade an ein äußeres Schema poetischer Bildungen gefesselt zu seyn; noch viel weniger aber, daß der Schwung religiöser Erhebung und göttlichen Einflusses auf die andächtige Rede sich mit dem sorglich rechnenden und kleinlich messenden Verstande nicht verträgt. Anders freilich bei dem Entwurfe seines Tempels im vierzigsten und den folgenden Capiteln, woraus unstreitig hervorgeht, daß die Entwerfung und Zeichnung solcher Pläne unter die Aufgaben gehörte, die sich der Prophet gestellt hatte, und deren Prüfung und Forschung sodann in Stunden religiösen Aufflugs reifen mochte, wenn wir nicht eine unmittelbare und unvorbereitete Anschauung, die ihm von oben eröffnet war, anzunehmen berechtigt sind. Indessen auch hier, wie eigenthümlich ist bei aller Anschließung an das Urbild des Salomonischen Tempels die Ezechielische Anordnung, so daß wenigstens so viel sich ergibt, der Prophet werde, wenn ihm ein alterthümliches Gebilde bei seiner Vision und deren Erzählung vor der Seele schwebte, davon einen freieren Gebrauch gemacht haben, als welcher in der vorliegenden Parallelisirung des Wagenthrons mit den Salomonischen Gestellen ihm angemuthet wird. Ebenso natürlich und noch würdiger mochte z. B., wie auch Andere schon vermuthet haben, das Cherubimpaar, das mit ausgebreiteten Fittigen kolossal in dem Allerheiligsten des Tempels stund und den Ort des Orakels beschirmte, ihm bei der Ausschmückung seines Wagenthrons gegenwärtig seyn.

Wenn mit dem Gesagten die Hypothese der ätherischen lichten Leuchsen des göttlichen Wagens erschüttert seyn mag: so scheint mir ferner die Auffassung und Darstellung des Künstlerischen an den Gestellwerken sich mit dem Charakter der ägyptischen und morgenländischen Bildnerei nicht durchaus vereinbaren zu lassen. Die Einförmigkeit, welche zu vermeiden der Verf. die vier Seiten an Tafeln und Stemmleisten, jede mit andern Bildern schmückt, gehört vornämlich zu den Eigenthümlichkeiten jener Kunstsphäre, wo z. B. lange Reihen von Sphinxen ohne Abwechslung in Gestalt und Behandlung vor den großen religiösen und fürstlichen Bauten aufgestellt, auch an den Wänden der Tempel in der Anordnung eine gewisse Gleichmäßigkeit beobachtet zu werden pflegt. *) Ferner ist die Strenge und Starrheit in den ägyptischen Figuren wohlbekannt; wenn man damit die persepolitanischen vergleicht und von beiden einen Schluß auf die mitteninneliegende syrische Kunst zieht, von welcher uns leider keine zuverlässigen Denkmale aufbehalten sind, während sie doch zunächst auf die Beschaffenheit der Salomonischen Kunst durch die von ihm verwendeten phönizischen Bauleute und Bildhauer eingewirkt haben muß: so ergibt sich, daß die einzelnen Figuren sowohl als die Gruppirung derselben auf den Tafeln der Gestelle von der Freiheit, Rundung und Mannichfaltigkeit, welche hier bei der Zeichnung des Verf., namentlich in der Rindergruppe zum Vorschein kommt, nichts an sich getragen habe. Ein weiterer Punkt ist, daß der Verf. S. 22 sagt, man müsse sich auf der Bundeslade die Cherubim aufrecht stehend denken, weil sonst die Flügel zu sehr hätten müssen verdreht werden, um eine Beschattung des Heiligthums damit zu bewirken, während er selbst auf seinem Mechonabilde eine Darstellung gibt, welche mit der anatomischrichtigen Zeichnung der Flügel sich keineswegs verträgt, was übrigens ihm wohl erlaubt war, sofern es ganz die Art der Behandlung auf ägyptischen Wandsculpturen ist. Auch die indischen Bilder haben zwar eine freiere Haltung und Bewegung als die ägyptischen, aber sie sind um desto mehr noch von der Strenge der Zeichnung entfernt, welche jene zu Vorgängern hellenischer Kunstwahrheit machte. Es hängt also die Richtung der Flügel der Cherubim von der Haltung des Körpers nicht ab, wie für ihre entgegengesetzten Meinungen unser Verf. und Friederich von Meyer **) behaupten. Auch hat sowohl die aufrechte als die vierfüßige Stellung Vorbilder in der ägyptischen Kunstwelt.

*) Man vergl. u. a. auch im A. T. den Ezechielischen Tempel, Ezech. XLI, 19. 20.

**) Bibeldeutungen. S. 190, wo die Cherubim der Bundeslade als vierfüßige Thiergestalten angenommen werden.

Was weiter die verschiedenen Gestalten der Cherubim in einer früheren und späteren Periode betrifft; so hat wohl der Verf. sich zu sehr beschränkt, wenn er blos den ursprünglichen und den Ezechielischen Cherub unterscheidet, und jenen, den ursprünglichen, unter einer sich allenthalben gleichbleibenden Form aufzufassen sucht. Es schein., daß der Cherub eine wandelbare Gestalt hatte, daß, wie er z. B. bald ein einziges Gesicht *), bald zwei **), bald viere ***) besaß, auch seine Füße bald zwei bald vier seyn, seine Haltung bald aufrecht bald auf Vieren stehend, bald liegend erscheinen mochte, bald mehr der ägyptischen Sphinx bald mehr dem persischen Martichoras ähnlich. Es ist daher unendlich schwer und gewagt, irgend etwas genaueres über diese mystische Gestalt und Zusammensetzung bestimmen zu wollen. Von dem ältesten Cherub ist wohl nur soviel als gewiß anzunehmen, daß er Flügel ****) und die Gestalt des Rindes, auch dessen Kopf und Gesichtsform hatte †). Daß ihm menschliche Hände zugeschrieben wurden, kann aus der Erzählung von der Austreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese ††) geschlossen werden. Für Annahme des Menschengesichtes ist blos die Analogie der ägyptischen Sphinx; wenn der Verf. (S. 27) dasselbe aus dem Umstand entnehmen will, daß bei den Bildern der Mechona Löwen, Rinder und Cherubim †††) neben einander erscheinen, weil hiernach Rinder und Cherubim verschieden seyn müßten, diese Verschiedenheit aber außer den Menschenhänden und, wie der Verf. meint, der aufrechten Stellung in dem Menschengesichte der Cherubim begründet war, so ist dieses letztere nur seine freiwillige und willkühliche Zuthat, welche durch keinen exegetischen Grund gerechtfertigt ist und ihn vielmehr zu einer gezwungenen Auslegung jener Ezechielischen Stelle, worin Rind und Cherub verwechselt werden, veranlaßt (S. 20. 21.) Der Unterschied zwischen Cherub und Rind war auch ohne des Ersteren menschliche Gesichtsbildung durch die Flügel, und, wenn man will, durch die menschlichen Hände, zur Genüge dargelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer.

Nachrichten aus Chalons-sur-Saône vom 17. Sept. melden, daß man daselbst in einem Hause 8 Schuh tief unter der Erde 30 menschliche Skelette, in Ordnung übereinander liegend, und dabei eine Medaille von Großerz, mit dem Bilde Kaiser Hadrians, und verschiedene metallene Stücke, welche aber durch die Oxydation unkenntlich geworden sind, aufgefunden habe. Einige Schritte nördlich von diesen Gerippen hat man ein altes Mauerwerk von $2\frac{1}{2}$ Fuß Dicke entdeckt, ohne übrigens zur Basis zu gelangen, weil das Wasser nicht erlaubt weiter zu graben. Diese Mauer ist von großen Bruchstücken, aus Säulenstücken von 6 — 7 Zoll im Durchmesser aufgeführt; Stücke von Capitellen mit Widderhörnern; der Kopf eines Kindes mit lockigtem Haar, von Stein; die Büste eines jugendlichen Kopfes, Capitell oder Base, ähnlich denen an gothischen Fenstern, aber doch von verschiedenem Style, und aus einem Steine, der seit Erbauung der ältesten Kirchen von Chalons verloren gegangen zu seyn schien. Nach Tradition und Geschichte muß nicht weit von diesem Orte unter Claudius und Nero eine unterirdische Capelle gewesen seyn, von den Druiden geweiht. Es schiene demnach daß hier gefundene in eine Zeit hinaufzureichen, deren Styl älter wäre als der unserer kirchlichen Bauwerke.

Im Straßburger Münster wird gegenwärtig die berühmte Uhr, ein seltenes Kunstwerk, das seit langem in's Stocken gerathen war, vorerst auswendig restaurirt. Die innere Wiederherstellung soll 20,000 Franken kosten. Die Fabrik des Münsters hat auch die bisher in der hinteren Abtheilung der protestantischen neuen Kirche befindlichen schönen Glasmalereien um 36,000 Fr. angekauft, um sie in den Chor des Münsters versetzen zu lassen.

Hr. Tessier reist im Auftrage der franz. Regierung in den Orient, um Nachforschungen über die alte Baukunst anzustellen. Namentlich will er sich mit der Maurerei der Morgenländer beschäftigen und die vorzüglichsten Steinbrüche in Kleinasien bereisen, aus denen die Alten die feinsten und kostbarsten Marmorblöcke zu ihren Bauten erhielten. In einem unlängst der Akademie zu Paris vorgelesenen Aufsatz über die alten Brücke bei Frejus hat er bewiesen, daß die schönen, die Bauwerke der Römer in Italien und Gallien zierenden Porphyre nicht aus dem Osten und vornämlich aus Aegypten, wie man lange angenommen hatte, sondern aus den Steinbrüchen an den Küsten des mittelländischen Meeres gezogen wurden. In der Nähe von Frejus entdeckte er einen solchen, der in voller Arbeit verlassen worden seyn mußte, denn Obelisken und Säulen waren in den Felsen eingehauen und hingen nur noch mit einer Seite daran.

In der Gemeinde Saint-Rustique, auf der Grenze zwischen dem Dep. Haute-Garonne und Tarn-und-Garonne, ist ein römisches Landhaus aufgegraben worden. Unter den Ruinen fand man zwei Mosaiken, davon eines, der Boden eines Badezimmers, eine Scene von Meergöttern und Göttinnen darstellt, mit griechischer Ueberschrift des Namens bei jeder Figur. Was dabei für das mythologische Studium merkwürdig seyn dürfte, ist dies, daß zwei Namen von Oceaniden aufgezeichnet sind, die man bisher nicht gekannt hatte: Leukas und Xanthippe.

Kunstliteratur.

Delle colonne (die Säulen-Ordnung nach Vitruv, so wie über den Unterschied zwischen natürlichen und perspektivischen Ansichten.) Von Paolo Landriani, Mailand 1833. Preis 5 Lire.

Annales du Musée et de l'école moderne des beaux-arts, par Landon. Salon de 1833. 6 livr. in 8. Paris. 9 fl. 36 kr.

*) Ezech. X, 14.
**) Ebend. XLI, 18.
***) Ebend. I, 10.
****) Exod. XXV, 20. 1 Reg. VI, 24.
†) Ezech. X, 14, vergl. I, 10.
††) Gen. III, 24.
†††) 1 Reg. VII, 29.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 5.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. Januar 1834.

Konrad Eberhard's neueste Arbeiten.

Schon mehrmals hat das Kunstblatt, bald umständlicher, bald in eingestreuten Winken, auf das ausgezeichnete Talent hingewiesen, welches Eberhard, abgesehen von seinen plastischen Schöpfungen, außerdem auf einem lange vernachläßigten und erst neuerlich wieder frisch angebauten Felde mit einer so entschiedenen Neigung entwickelt, daß er ihr die Freistunden seiner anderweitigen Thätigkeit fast ausschließend widmet. Es sind damit jene malerischen Kompositionen gemeint, in denen er Gegenstände des Christenthums zu verherrlichen sucht, in einem Sinn und Umfange, wie es noch immer selten geschieht. Einem Bildhauer pflegt man auf fremdem Boden das malerische Verdienst nicht streng nachzurechnen, es bleibt in den meisten Fällen ein entfernteres; als solches erscheint es auch bei Eberhard, verglichen mit dem Reichthume und der Tiefe der ausgeführten Gedanken. Jedes Kunstwerk von vielseitigem Gehalt erregt in der Seele der Beschauer mannichfaltige, auch wohl abweichende Eindrücke; die Fruchtbarkeit der Wirkungen gehört mit zu seinem innern Wesen, macht einen nothwendigen Theil seiner Vorzüge aus. Ref. will daher die vorliegende Komposition beschreiben, wie er sie in seiner Art für den Zweck eines bequemen Ueberblicks auffaßt, ohne allen Anspruch, die bestimmtern Absichten ihres Urhebers völlig begriffen und treu dargestellt zu haben. Der Künstler selbst hat sich darüber bei einer frühe.⸗ Veranlassung öffentlich ausgesprochen, um so freier darf sich gegenwärtige Anzeige bewegen.

Das Ganze besteht aus einem Mittelbilde, dem zwei Flügel in durchlaufender Anordnung und Inhaltsverwandtschaft augenfällig entsprechen. Vier Hauptregionen, so mögen die hervorstechendsten Abtheilungen heißen, hie und da durch einige ausgefüllte Zwischenräume näher bedeutet, erheben sich übereinander in geregelten Abstufungen, den Blick aus der Vorhalle der sichtbaren Geschichtswelt, je höher je kühner, in das Reich himmlischer Anschauungen führend. Demnach stellt das Mittelbild, vermöge seiner eigenthümlichen Geschlossenheit, den Auf- und Fortgang der göttlichen Entfaltungen dar; es fängt an von der Geburt des Erlösers und verschwindet in dem Schooße der Ewigkeit, wo die Fülle des höchsten vereinigten Daseyns thront, der reinste Inbegriff des beseligten Alles. Zwar geben sich auch innerhalb dieser Abgränzung, den wechselnden Erfordernissen der Entwurfs gemäß, vielfältige Merkmale irdischer Verbindung kund, aber sie sind in die leitenden Ideen so innig aufgenommen, daß sie durch ihre unmittelbare Verknüpfung gewissermaßen zu redenden Zeugen derselben werden und nicht sowohl für sich betrachtet Geltung fordern, sondern zunächst und vorzüglich in dem gedachten Zusammenhange. Die beiden Seitenbilder verweilen dagegen, während sie jene aufsteigende Entwickelungsreihe begleiten, merklicher auf den schwebenden Linien menschlicher Thätigkeiten und Zustände, zumal bis gegen die Mitte hin; sie ruhen in der untersten oder ersten Region auf dem Grunde erlebter Wirklichkeit, nahen dann den Räumen einer vorbildlichen Zeit und schließen sich endlich in stetem Fortgange dem Ziele ewiger Bestimmungen an, deren Schleier das Mittelbild mit dem Schimmer der Offenbarung überstralt. Zur nachdrücklichern Bezeichnung des beobachteten Doppelbezuges, der erwähntermaßen theils ein historischer, theils ein außerweltlicher ist, insofern der letztere die Loose der Menschheit auf den Waagschalen des Glaubens admißt und bis in das weiteste Dunkel der Zukunft vergegenwärtigt, weist der rechte Flügel ganz oben den Stern der Liebe auf, der linke gegenüber die Gestalt der Gerechtigkeit. In Rücksicht auf diese rubrikartigen Angaben müssen sich natürlich die beiden äußern Staffeln der Vorstellungen nicht nur unterscheiden, sondern auch für die symmetrische Ordnung ergänzen. Sicherlich war es keine geringe Aufgabe, jenes zweifache Verhältniß überall klar und befriedigend auseinander zu halten, ja auch nur in hinlänglicher Schärfe anzudeuten. Es wird interessant seyn, darauf zu achten, wie der Meister dies Geschäft

vollzogen hat. Sein Zweck führte ihn noch einen Schritt weiter; er wollte auch zeigen, wie das Gesetz des alten Bundes durch den Geist des neuen erfüllt worden sey und wie beide sich zu den letzten Ergebnissen des Glaubens verhalten. Deßhalb konnte er nicht umhin, einzelne Würdeträger jener beiden Verfassungen, wo Ort und Sinn es erheischte, in gemischter Gesellschaft aufzuführen, wodurch die Kraft der Komposition, so weit sie nur immer reichen konnte, alle habhafte Saiten zum harmonischen Einklang beseelte. Mögen den Meister auch frühere Beispiele zu dieser Darstellung nebenbei bestimmt haben, so geht doch die künstlerische Nothwendigkeit des Verfahrens schnurstracks aus der Wahl des Gegenstandes hervor und trägt ihr Gesetz in sich selbst. Soviel im Allgemeinen über die Grundanlage des Ganzen.

Die genauere Beschreibung mag mit dem Mittelbilde beginnen und sodann zu den beiden Flügeln übergehen. In der ersten Region wird Christi Ankunft auf Erden nach ihren wesentlichsten Beziehungen in's Licht gesetzt, sowohl den gleichzeitigen als spätern. Wir erblikken zunächst die Mutter mit dem Sohne der göttlichen Liebe in seiner Geburtsstätte, über dieser eine Gruppe von drei Engeln, die den beigeschriebenen Lobgesang anstimmen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden u. s. w. Damit ist zugleich die sichtbare Gränze gezogen, unter welcher herabwärts der angeschaute Ursprung des Göttlichen in Menschengestalt waltet und aufwärts über jener die Rückkehr desselben in seinen himmlischen Ausfluß erscheint, eins und das andere in deutlicher Verbindung, in reinem Fortschritt. Das Innere des Aufenthalts ist erfüllt von den goldenen Radien der Glorie, die das Haupt Mariens umkreisen. In geisterhaftem Helldunkel weben ringsum Schattenköpfe von Engeln. Je zwei und zwei, völliger ausgeführt, schwingen sich unterhalb der Decke des Gebälks einander entgegen. Nichts ist versäumt, um die Phantasie zur wirksamen Aufnahme des außerordentlichen Ereignisses zu stimmen. Zur Linken des Neugeborenen steht Joseph, ihm schließen sich die Hirten an, diesen wieder in einiger Entfernung Verwandte aus der Familie des Künstlers. Letztere fügen sich in ihrer ehrfürchtigen Treuherzigkeit so glücklich ein, daß sie dem Eindruck keineswegs schaden, die Folge der Hirten ungesucht fortsetzen. Auf der andern Seite bringen die Weisen aus Morgenland dem aufgegangenen Sterne der Welthoffnung ihre Huldigungen dar. Die zweifache Veranschaulichung eines und desselben Grundgefühls, in einem und demselben Augenblicke, hebt sich noch kenntlicher hervor durch die Verschiedenheit der angewiesenen Gaben. Unter diesen Abbildern andächtiger Hingebung ruhen einige Lämmer; sie scheinen vor unsern Augen mit der Mannichfaltigkeit ihrer figürlichen Bedeutung anmuthig zu spielen und zeigen in einer glücklichen Nebenvorstellung unter sich auf die vier angebrachten Ströme des Paradieses zurück, aus denen für den Zweck der Sendung Christi ein neuer, befruchtender Sinn hervorquillt; hinter der Geburtsstätte treibt Jerusalem aus der Ferne seine Armen aus. Mit Vorliebe hat sich Eberhard, seiner eigenen Anzeige zufolge, an die Johanneische Darstellungsweise gehalten, die Christus mit der stärksten Inhaltsbetonung als das lebendige Wort einer geistigen Schöpfermacht bezeichnet. Dieses Wort versiegeln die vier Evangelisten, getheilt zur Rechten und Linken, auf dem Grund der christlichen Lehre, den auf beiden Seiten ein Sockel versinnbildet, worauf jene sitzen, umgeben von den herkömmlichen Charakteren ihrer besonderen Persönlichkeit. Einige Portraite von Freunden des Künstlers stehen den früher bemerkten gegenüber. Es wird nicht ungeziemend seyn, werthe Namen öffentlich zu nennen. Man will unter ihnen Overbeck, einen Münchner Universitätslehrer aus der Schule Aeskulaps, und Rebenitz, einen Kunst-, Gemüths- und Familienverwandten des zuerst angeführten Meisters, erkennen. Zwei Palmen, deren Zweige aus der Mitte ihres Umfangs hochragende Blüthen treiben, schmücken die Geburtsstätte und bereiten dergestalt die Betrachtung nach oben vor. Gegen den linken Flügel hin, wo das Symbol der Gerechtigkeit regiert, erhebt sich Golgatha mit drei Kreuzen; die beigesellte Vorstellung des bethlehemitischen Kindermordes verstärkt das Gewicht des bezielten Gedankens, indem sie auf das Licht hinwinkt, welches die Finsterniß nicht begriff. Gegenüber erscheint Christus, wie wenn er von dem ihm zugehörigen Stern der Liebe sanft von der Erde weggerückt würde, im Glanze seiner Himmelfahrt. Die äußersten Endpunkte der Hoheit und Niedrigkeit sind sonach erschöpfend angegeben, die entgegengesetzten Gipfel des wunderbarsten Lebens verkündigen die Nähe der zweiten Region.

Sie vergegenwärtigt die völlige Herrschaft des göttlichen Worts, an den Kelch des neuen Bundes knüpft das gewisse Unterpfand der gestifteten Gemeinschaft, umschlingt ihn mit Erinnerungen an den alten und nimmt dabei einzelne Farben aus den typischen Gemälden der Schrift zu Hülfe, um den unzerstörbaren Bau der Stadt Gottes jubelnd zu begrüßen, die in einem Betracht dem Glauben die Straßen des Himmels aufthut und in einem andern noch mit der Sichtbarkeit zusammenhängt. Es ist, so zu sagen, der Transitus der triumphirenden Kirche. Rechts und links von den Engeln, in deren Obhut der Kelch ruht, wie ein leuchtendes Auge der Unermeßlichkeit, feiern die vierundzwanzig Aeltesten im Namen der unsichtbaren Gemeine mit Psaltern, Gebet und Rauchwerk den neuen Tag, welchen ihnen die Nähe des Herrn bereitet hat. Höher hinauf rechts der Glorie zunächst stimmt das Haupt der Propheten, Jesaias, der größte unter den Großen

das Dreimal heilig an, der König David fällt mit seiner Harfe ein, Johannes der Täufer weist auf den von ihm verkündigten Christus hin; andere Figuren in der ersten und zweiten Reihe ordnen sich derselben Sonne bei, unter ihnen mehrere Stammväter des jüdischen Volks. Links entsprechen ihnen zwei Schaaren von Jungfrauen, die eine hält Lampen in der Hand und will dem früher gesuchten und jetzt gefundenen Horte ihrer Seelen sich nähern, die andere theilt unter verschiedenen Attributen jene Gemüthsstimmung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Von F. J. Züllig.

(Fortsetzung.)

Die eigenthümliche Darstellung der Ezechiel'schen Cherubim geht zwar von der Annahme zu eines materiellen Motivs des Propheten aus, gehört aber zu dem Scharfsinnigsten, was die Abhandlung darbietet. Durch die Verdoppelung des Cherubleibes mit acht Flügeln, wozu den Verf. eine wohl zu rechtfertigende Auslegung von Vers 23, worin er איש — איש als die 2 Hälften jedes Cherubträgers bezeichnet und auf den Dual in כְּנָפַיִם hinweist, geleitet hatte, ist dem ganzen Bilde eine Lebendigkeit und Fülle für die Anschauung gegeben, welche ganz dem die einfache Organisation der Natur vervielfältigenden Reichthum einer morgenländischen Phantasie und der Großartigkeit des Gegenstandes selbst entspricht. Weniger aber möchte sich die Annahme (S. 12 f.) billigen lassen, daß der Sapphirthron nur den oberen Theil des Thronbodens und das aus ihm hervorsteigende Gerüste, nicht den Thronsitz selbst bezeichne, welchen sich der Verf. nicht anders denn aus Elfenbein und Gold gefertigt denken will, ohne dazu irgend einen andern Grund zu haben als die vermeintliche Form des Mechonaknaufs, den er zum Typus des Ezechielischen Thrones macht. —

Bei den Waschbeckengestellen in 1. Kön. VII. ist der schwierigste Punkt derjenige, welcher die Form der sogenannten Schulterstücke betrifft. Es ist gezeigt worden, wie gut Alles nach der Erklärung des Verf. übereinstimme, soferne er Wagenleuchsen annimmt, welche er unter den peamoth V. 30 versteht; ferner weil er den oberen nach der schmäleren knaufähnlichen Mündung des Gestells eingebogenen Theil jener peamoth in den Schulterstücken, chethephoth V. 30, den unteren in die Räder eingreifenden Theil in den Griffstücken, jadoth V. 32, erkennt. Vor allen Dingen kann er freilich nicht umhin das Geständniß zu thun, daß dergleichen Wagenleuchsen ein moderner Gebrauch und seines Wissens im Alterthume sonst nirgends eingeführt gewesen seyen. Schon dies macht den Vorschlag allerdings verdächtig. Noch mehr aber wird man davon abgezogen, wenn man Folgendes bedenkt:

1) Die Handstücke oder Griffstücke, jadoth, sind zwar V. 32 in Verbindung mit den Rädern, aber nicht im Zusammenhange mit den Schulterstücken, chethephoth, und mit den Fußstücken, peamoth, angeführt, während letztere beide in V. 30 in naher Beziehung zu einander stehen. V. 35 ist allerdings auch von Hand- oder Griffstücken, jadoth, auf oder an dem Haupte des Gestells die Rede, aber auch hier ohne alle Rücksicht auf die Schulterstücke und Fußstücke. Es können daher auch wohl diese jadoth an dem Gestellwerke eine von den chethephoth und peamoth unabhängige Beziehung haben; und dies ist wenigstens gewiß im V. 32 der Fall, wo der einfache Sinn der jadoth an den Rädern, wie anderer Orten, z. B. Exod. XXVI, 17. 19; XXXVI. 22. 24, der von Zapfen ist, durch welche das Rad an der Achse festgehalten wurde. In einem ganz anderen Zusammenhange als mit den Rädern, erscheinen jadoth in V. 35 am Haupte des Gestellkastens, wo, wenn man die Erklärung von Gesenius und de Wette „Seiteneinfassungen" nicht will gelten lassen, etwa Handhaben oder Stützen für den breiten Beckenkessel zu verstehen wären, welche von dem Obertheil des Kastens, etwa von dessen Ecken aus, wie Arme und Hände, gerade oder gebogen, emporstiegen, um das im Innern von der Knaufmündung des Kastens getragene Gefäß auch in seinen äußeren Theilen zu unterstützen.

2) Die Fußstücke, peamoth, sind nach dem Vorgange von Exod. XXV, 12, wovon es unser Verf. S. 86 gleichfalls zugibt, die Füße, dort der Lade, hier der Beckengestelle. Wie nun unten an den Füßen der Bundeslade die Rinken angebracht waren, in welchen man die Tragstangen einlegte, damit die Lade selbst über den Häuptern der Tragenden schwebe; wie in dem nicht unwahrscheinlichen Falle, daß die Lade auf einen Wagen gesetzt wurde, hier eine solche Vorrichtung mittelst der peamoth stattfinden mochte, wodurch die Räder des Wagens unter die Basislinie der Lade zu stehen kamen; so mußte sich's denn auch mit den Waschbeckengestellen verhalten, daß sie durch die, schmal oder breit vorzustellenden Fußstücke über die Höhe der Räder, die wir deßhalb nach dem einfachen Wortsinn V. 32 auf 1½, nicht mit dem Verf. auf 3 Ellen schätzen möchten, emporgerückt und somit auch die auf den Räderseiten des Gestells befindlichen Blätter ganz mit Bildern ausgefüllt waren, ohne daß etwas davon durch die Räder verdeckt worden wäre.

3) Wenn es nun V. 30 von **Schulterstücken** der Fußstücke heißt, so sind diese wirklich als Schulterblätter, Stangen oder schmälere Tafeln zu denken, welche an den vier Ecken (V. 34), zunächst den die Bilder der Füllungen einschließenden Kränzen oder jenseits — längs derselben (V. 30), von den peamoth ausliefen, eigentlich aus den Fußstücken hervorstiegen, oder verlängerte, an den Ecken des Gestellkastens befestigte, oder (V. 34) angegossene Schultern waren. Sie liefen noch über die Höhe des Kastens heraus und reichten als Tafeln oder Stangen bis unter den Beckenkessel, V. 30. Bekamen sie nun aber nicht in dieser freistehenden Emporrichtung die Gestalt von tragenden Händen oder Armen, von Lehnen und Stützen, und paßt nicht eben hierauf der Ausdruck Hand- oder Griffstücke auf dem Haupte des Gestelles (V. 35)? So hätte sich das Verhältniß verändert: peamoth sind die Füße, chethephoth die aus den Füßen hervor und an den Ecken längs der Pflanzenornamente hinlaufenden Schulterstücke, jadoth V. 35 und 36 die aus den Schulterstücken hervorgehenden freien Hände oder Stützen des Beckens, V. 32 aber ohne Beziehung hierauf, sondern in Verbindung mit den Rädern, die Zapfen derselben. Ich meine, diese Erklärung sey wohl die dem Alterthume selbst wie dem einfachen Wortsinn des Textes angemessenste; sie trifft im Wesentlichen mit dem zusammen, was Meyer in der berichtigten Bibelübersetzung meint, nur mit dem Unterschiede, daß M. peamoth mit Ecken übersetzt und die chethephoth ohne sicheren Grund als die tragenden Arme nimmt. Nach V. 36 hatten die jadoth, je nach dem räumlichen Verhältniß, gleichfalls Ornamente, und es scheint dieß auch von den Schulterstücken angenommen werden zu müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Denkmale.

Am 18. Oktober 1833 ist in München der zum Andenken an die im russischen Feldzuge gefallenen bayerischen Krieger in Erz gegossene kolossale Obelisk eingeweiht worden. Das dazu verwendete Metall besteht aus 450 Centern am Gewichte. Mit einem Kostenaufwande von ungefähr 50.000 fl. entstand nach Klenze's Entwurf und unter Stiglmayr's Leitung das Denkmal, das nun auf dem Carolinenplatze im Durchschnittspunkte zweier, nach bayerischen Siegen benannten Straßen, der Brienner und der Barer, errichtet, mit Einrechnung des 6' hohen Unterbaues von Marmor und des 10' hohen Sockels, 100' bayerisch in der Höhe mißt. Auf dem Sockel sind folgende von dem Könige selbst verfaßte Inschriften an den vier Seiten angebracht; 1) den 30.000 Bayern, welche im russischen Kriege den Tod fanden; 2) errichtet von Ludwig I. König von Bayern; 3) vollendet am 18. Okt. 1833; 4) auch sie starben für die Befreiung des Vaterlandes.

Am 15. Oktober, dem Namenstage der regierenden Königin von Bayern, ist in Aybling der Grundstein zu dem Theresiendenkmale gelegt worden, welches daselbst zum Andenken an die dort stattgefundene Trennungsscene der Königin Therese von ihrem königlichem Sohne Otto aus den Beiträgen bayerischer Frauen errichtet werden soll.

Am 26. Oktober fand zwischen Hochenbrunn und Perlach auf der Stelle, wo König Ludwig von Bayern von seinem Sohne, König Otto von Griechenland, Abschied nahm, die feierliche Grundsteinlegung zu einem Monumente statt, welches der Münchener Steinmetzmeister Anton Ripfel unter dem Namen Otto-Säule auf eigene Kosten und aus rein-patriotischem Antriebe errichtet, und dessen Enthüllung am Jahrestag jener Trennung, den 6. Dez. 1833 erfolgte.

Die Büste des Königs der Franzosen ist am 15. Okt. von den Einwohnern von Nogent bei Vincennes feierlich aufgestellt und eingeweiht worden.

Die Stadt Valenciennes hat das Bildniß der großen dramatischen Künstlerin, Mlle. Duchesnois erkauft. Dasselbe war von Madame Tripier-Lefranc, Nichte der berühmten Madame Lebrun, auf die Ausstellung der Kunstfreunde im Nordbepartement gegeben worden.

Einige Personen von Einfluß zu Cowes auf der Insel Wight beabsichtigen die Errichtung eines Denkmals an der Stelle, wo die künftige Königin von England, die junge Prinzessin Victorine von Kent, den Boden der Insel betrat, zu veranstalten.

Am 15. Juli, dem Geburtsfeste der Kaiserin von Rußland, ist in Brailoff der Grundstein zu einem Denkmal gelegt worden, welches zum Andenken an den Aufenthalt des Kaisers im Lager von Brailoff und an die Einnahme dieser Festung durch die russischen Truppen errichtet wird.

Neapel.

Von den im Beginne des Jahres 1833 unter dem besondern Schutze des Königs gegründeten Annali civili sind bis jetzt mehrere Hefte erschienen, und enthalten Aufsätze über die Ausgrabungen in Herkulanum und Pompeji, Berichte über die Verhandlungen der Akademie der Künste, über die Arbeiten der archäologischen Akademie von Herkulanum u. s. w.

Kunstliteratur.

Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. In malerischen Ansichten aufgenommen von Strack, Architekt, und Meyerheim, Maler. Lithographirt von Meyerheim, mit erl. Text von Dr. Fr. Kugler. 1te Lieferung. Berlin 1833. fl. Fol. 3 fl. 30 kr.

Malerische Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Cathedralen, Kirchen und Monumente der gothischen Baukunst, am Rhein, Main und an der Lahn. Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von C. Lange, lithographirt von Bornum u. A. Lieferung 1. Frankfurt 1833. 4. 5 fl. 24 kr.

Grüneisen, Dr. Carl. Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipzig, Barth. 1833. 8.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 6.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. Januar 1834.

Konrad Eberhard's neueste Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Die dritte Region trägt auf Christus die Phasen seiner Verklärung auf Erden über und steigert sie unter dem Zeichen des dreieinigen Gottes zum höchsten Ausdruck seiner Theilnahme an demselben. Alle Lüfte des Irdischen sind verweht, selbst die Flugbilder des irdischen Ausdrucks ziehen sich entsagend zurück, wir sollen unserm Haupte die Schwingen unbegrenzter Gedanken ansehen und dasselbe im Morgenthau unbegreiflicher Fernen baden. Christus hält die Rechte segnend ausgestreckt, in der Linken ein aufgeschlagenes Buch, dessen zwei Schriftsiegel ihn als den Anfang und das Ende aller Dinge verkündigen; verheißungsvoll blicken sie auf den Kelch herab, ziehen ihn mit unsichtbaren Banden an, lassen ihn gleichsam inmitten zweier Welten schweben. Moses zur Rechten und Elias zur Linken Christi, der sichtbar in seine Herrlichkeit eingegangen ist, beide in anbetender Stellung stehen da als ausgesuchte sinnbildliche Bürgen für die Erfüllung der Erlösung und ihres unaussprechlichen Rathschlusses; Seraphim und Cherubim winden sich in drei concentrischen Ovalen um den Abglanz aus der Höhe. Auf dem kleinern eingeschlossenen, in gerader Richtung über dem Haupte des Mittlers sieht man nach alterthümlicher Vorstellungsweise die Taube als Symbol des heiligen Geistes.

In der vierten Region endlich krönt sich die Gesammtheit der verschiedenen Erscheinungsformen mit dem Bilde des dreieinigen Gottes, dem zur Verdeutlichung das eingeführte Symbol des Triangels beigegeben ist. Mit ausgebreiteten Armen scheint er nach dem Sinne des Entwurfs die Fülle alles geordneten Daseyns, aller beschriebenen Entwickelungen, sich selbst in seiner Unzugänglichkeit zu umfassen, den Ernst des Antlitzes mit den Strahlen der Ewigkeit zu gürten und den abwärts tönenden Lobgesang des Himmels und der Erde in unwandelbarer Ruhe durch gnadenvolles Wohlgefallen an seinen Werken zu bestätigen. Auf blauem Grunde wölbt sich ganz oben ein verklärtes Firmament von Sternen, rechts winkt das Zeichen der Sonne, links jenes des Mondes. Es herrscht in diesem Gebiete zwar kein Wechsel des Lichtes, vielleicht sollen aber Sonne und Mond als Denkmäler, welche die Allmacht aus dem Nichts hervorrief, in ihrer angewiesenen Stellung den Vollendungsakt jener zweiten geistigen Welt andeuten. So würde das Bild gleichsam mit einem allgemeinen Freudenrufe schließen, er klänge von einem nahen Stern zum andern und verschwände am letzten wie wandelnde Musik, die lange den dankbarfrohen Wanderer aus der Ferne nach sich gezogen hat, bis sie plötzlich an einer Seitenwendung des Gebirgweges abbricht und mit ihrem sterbenden Nachhall in verdeckten Tiefen zerschmilzt. Eine solche Absicht ist Eberhard recht füglich beizumessen, sie sieht ihm ähnlich. Uebrigens war noch ein anderes Verfahren möglich. Da die Gnade im gegenwärtigen Zusammenhange als die Gerechtigkeit angesehen werden darf, insofern letztere von der Liebe gemildert wird; so hätte das Attribut der Sonne, für sich allein genommen, die beiden andern auf den Flügeln zu einer besondern Einheit verschmelzen und so dem Mittelbilde als durchgehende Signatur dienen können. Der systematische Reiz der Anordnung würde dabei vielleicht nicht verloren haben; wirksamer bleibt aber ohne Zweifel für das oberste Feld des Mittelbildes die Auskunft, welche unser Meister oder vielmehr unser Poet getroffen hat. Zu beiden Seiten des göttlichen Symbols ziehen sich von obenher zwei Reihen jungfräulicher Gestalten herab; links vergegenwärtigen sie in lebendigen Erinnerungszeichen das Leiden des Heilandes, rechts die Vorstellungen des messianischen Reiches. Beide verweben sich durchaus zwanglos mit dem Grundgeheimnisse aller Dinge, dem dreifältigen Ausdruck der göttlichen Wirksamkeit, und verknüpfen die beiden Hauptepochen der Offenbarung in ihren nothwendigen Zusammenhang. Auf den beiden Flügeln entspricht dem höchsten Wesen Nichts; es waltet in seiner Selbst-

genugsamkeit nach außenhin ohne Umgebung über dem beherrschten Ganzen.

Wird jetzt der Inhalt der beiden Seitentafeln mit den Hauptvorstellungen der Mitte in Verbindung gesetzt, so findet der Leser darin einen Maaßstab, an welchem er die analoge Zweckmäßigkeit der Theile nach Gutdünken prüfen mag. Wir gehen zu dem Ende wieder die erste oder unterste Region zurück und wenden uns zuvörderst links. Hier vertheidigt Paulus in Athen mit den Waffen seiner mächtigen Beredtsamkeit die Sache des lebendigen Gottes gegen das Phantom eines unbekannten Wesens, dem daselbst sichtlich frische Opfer bereitet werden. Einen andern Beweis von dem Gerichte der Wahrheit, das über die Welt ergeht, gibt das nahestehende Bild des unfruchtbaren Baumes, an dessen Wurzeln so eben die aufgerufene Hand der Vergeltung ihre geschwungene Art legt. Er ist entlaubt, seine abgefallenen Blätter modern, wenn wir einer entferntern Anspielung glauben mögen, unten am Boden, bezeichnet mit den Namen irreligiöser Schriften. Es hat der naiven Kühnheit des Künstlers behagt, diese geschichtliche Scene mit einer pittoresken Dichtung zu verbinden und letztere bis in unsere Tage herüberzuleiten. Einen Theil der in solchen Fällen althergebrachten Freiheit wird die Billigkeit hoffentlich auch der Beschreibung vergönnen. Im Rücken des Apostels ragt Goethe hervor, klar und sicher zusammengenommen, die Jovisstirn mit einem Lorbeerkranz umwunden, durch und durch achtunggebietend. Seinen geheimen Verkehr mit dem unbekannten Gott zeigen die Propyläen an, die er fest in den Händen hält; er scheint der Predigt Pauli nicht sonderlich nachzusinnen und lieber seinen eigenen Gedanken Raum zu geben. Dessenungeachtet kann der Großmeister des deutschen Dichterordens mit seiner etwas verfänglichen Rolle vollkommen zufrieden seyn, denn er ist dazu ausersehen, Dante, der auf dem rechten Flügel unter den Lichtern der Kirche glänzt, das Gegengewicht zu halten, und behauptet deßhalb unfehlbar einen hohen Ehrenplatz. Hin und wieder, vorzüglich bei Gelegenheit der sogenannten Gegenstandstheorie, die überhaupt mehrere schwache, unhaltbare Seiten darbietet, spukt freilich der artistische Antichrist, jedoch auch dort nur von weitem, bedächtig, leise, auf den Zehen; solchergestalt passen jene gar wohl für die untergelegte Rolle, die ihnen Eberhards gutmüthige Rache zugedacht hat. Dicht neben Goethe rührt sich ziemlich lebhaft ein achtbarer Künstler und gelehrter Kunstkenner, mit entschlossener Miene und stammhaftem Wesen; es will beinahe scheinen, als habe er ein heimliches Auge auf die Propyläen und Lust, mit deren Widersachern bis auf's Blut zu kämpfen; sie sind übrigens für den Augenblick nahe daran, ihm einen Proselyten zu entreißen, auf dessen Herausgabe er das vollste Gewicht seines Daseyns legt. Mit allen Merkmalen feuriger Theilnahme, in Wendung und Geberde, schreibt einer der Anwesenden die Rede des Apostels nieder; kein Wort geht ihm verloren. Unterrichtete Personen wollen in ihm einen beredten Koryphäen der Münchener Universität erkennen, der einst unter andern Verhältnissen geraume Zeit hindurch die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland beschäftigte. Koch, der Landschaftmaler, merkt mit ernster Fassung auf; man sieht ihm an, daß er gesonnen und gerüstet ist, mit seinem kernhaften Wanderstabe noch eine tüchtige Strecke zurückzulegen, wozu sich die Kunst im Voraus Glück wünschen darf. Rhoden blickt mit gemüthlicher Ruhe auf die verschiedenen Vorgänge wie auf landschaftliche Staffagen hin; seine Subjektivität trifft unverkennbar Anstalten, die Objektivität von innen und außen zu erfassen. Goethe hat Ursache, sich deßhalb über ihn zu freuen; er wird ihn nochmals loben müssen, wie es früher von ihm geschehen ist in der Schrift: Winckelmann und sein Jahrhundert. Plattner zeigt in seinem Ausdruck Spuren einer kritischen Physiognomie; in Rom kann aus dem kritischen Gesicht leicht ein hippokratisches werden, merken ihm seine Genossen, zumal die verschworenen Zwölfmänner, den verwegenen Tick ab, welchen sie sogar im weiten, kunstfreien Deutschland durch einen allerhöchsten Senatsbeschluß förmlich proskribirt haben, datirt von den Wolkenspitzen ihres eingebildeten Kapitols.*) Cornelius wagt sich ziemlich weit gegen Goethe vor, vielleicht aus alter Dankbarkeit, hat sich aber zugleich rückwärts die eine Flanke gut gedeckt, so daß seiner eigentlichen Tendenz schwer beizukommen ist. Arbeitet er etwa an einer Vermittelung der Parteien? Eberhard wird darüber die beste diplomatische Auskunft geben. Noch einige andere Figuren, selbst aus den höchsten Ständen, beleben das Kolorit der Gesellschaft. Während so die mannichfaltigsten Kontraste die Frage des Einzigrechten erörtern, befriedigt den Blick auf dem rechten Flügel eine reiche Gruppe von Gestalten, in denen sich die Einigkeit gläubiger Liebe spiegelt. An der Spitze erscheinen vier Häupter des Lehramts, mit den beiden angrenzenden Evangelisten in augenfällige Beziehung gestellt. Letzteren zunächst erhebt Gregor der Große in betender Stellung

*) Plattner läßt seine Leute [illegible]en, damit er selbst am Leben bleibt; er kritisirt bl[illegible] die todte Kunst, ungefähr bis 1780, wo auch Johannes Müller aus ähnlichen Gründen seine Universalgeschichte zur Ruhe brachte. Man muß aber dem rückwärtsgekehrten Recensenten zur Steuer der Wahrheit nachsagen, daß er in den Katakomben der Kunst gut zu leben und zu graben versteht; beides hat er durch seine interessanten und unbefangenen Beiträge zu der ausführlichen Beschreibung Roms, die unter Niebuhrs Auspicien in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist, sattsam bewiesen.

die Hände, neben ihm sitzt Hieronymus in tiefem Nachdenken beschäftigt mit Schreiben, diesem folgt Ambrosius, begeistert emporschauend, zufolge einer nähern Angabe in dem Moment gedacht, wo er seinen abgefaßten Lobgesang: Te deum laudamus, anstimmt, wozu Augustinus ihm zur Seite in verwandter Geisteserhebung die Auslegung zu liefern scheint. Den Stützen des Lehramts sind die Helden des beschaulichen Lebens beigesellt, Benedikt von Nursia, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi. Dante, der Ahnherr der verjüngten christlichen Poesie, behauptet, nicht ohne sinnreiche Verbindung, den Vortritt bei Augustinus; ihm reihen sich Fra Angelico und Albrecht Dürer als Repräsentanten der altitalienischen und altdeutschen Malerei an. Zu den Füßen der Versammlung bereitet sich ein anmuthiger Blumengarten aus, der von der entgegengesetzten Seite, wo die Saat irreligiöser Verstockung in vertrockneten Halmen zergeht, für seine eigenthümliche Bedeutung volles Licht empfängt.

Die Seitenvorstellungen der zweiten Region entsprechen sich auf ähnliche Weise, nur sind sie, wie es nicht anders seyn konnte, mehr im Allgemeinen gehalten, um in ihnen beständige, noch immer fortwirkende Verhältnisse aufzuzeigen. Diese ergeben sich aus den Configurationen des zwischen ihnen schwebenden Kelches und wollen daran durchgehends in ihrer verschiedenartigen Abzweckung ersehen werden. Auf dem linken Flügel kommt das Endurtheil der Gerechtigkeit gegen die Macht des unchristlichen Wesens zur anschaulichen Vollziehung. Sie ist nach biblischer Ausdrucksweise in dem Sturze Babylons versinnbildet, das vom Feuer der Vergeltung weggetilgt wird. Der Witz des Künstlers hat dem Strafakte des Himmels durch eine besondere Inversion, angewendet auf die freigeisterische Neige des vorigen Jahrhunderts, noch einen besondern Nachdruck geben wollen, was vielleicht mit strengen Geschmacksforderungen nicht völlig übereinstimmen dürfte. Michael, den Kopf des Drachen zertretend, Engel, die mit niedergehaltenen Posaunen das Schrecken der Verwüstung ankündigen, andere, Schaalen des Zorns auf die Fluthen des rauchenden Verderbens herabgießend, diese Bilder sind zur Versinnlichung des übersinnlichen Gegenstandes mit Vortheil benutzt worden. Ein gothischer Dom, das Wahrzeichen der Kirche, bildet auf dem rechten Flügel den Gegensatz zu Babylons Fall; er meldet an, daß der Stern der Liebe über ihm leuchtet. Aus dem anstoßenden Bezirke des Mittelbildes bewegen sich die vier Welttheile, gleichsam aus dunkler, unabsehlicher Entfernung gegen den Dom zu; auf der Grenze der Seitentafel haben sie sich, wie man vermuthen mag, in eine zahllose Procession gespaltet, die ihren Weg durch einen Weinberg nimmt und gegen die Pforten des bezeichneten Heiligthums richtet. Dort tritt dieselbe vorerst in's Baptisterium ein, wandelt dann durch das Innere in einen zweiten Nebenbau, steigt auf den Stufen einer Leiter empor, welcher Jakobs alttestamentliche Vision zum Grunde liegt, und naht dergestalt nach mannichfaltigen Wendungen den Entzückungen der dritten Region im Mittelbilde. Ueber dem Dome erblickt man auf einem eigenen Plan Gruppen von Kindern, Eltern, Verwandten, Freunden, welche unter dem Panier der Liebe die Freude des Wiedersehens schmecken. Die Darstellung kann in manchen Einzelnheiten gewagt heißen, sie überspringt offenbar die Grenzen der heutigen Weise, ist indessen geistreich angelegt und durchgeführt, zum Theil nach dem Vorgange alter Meister und, wie es das Ansehen hat, im strengkatholischen Sinn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstarchäologie.

Der Cherubim-Wagen, der Jehova-Thron Ezechiels und die Salomonischen Waschbeckengestelle. Von F. J. Züllig.

(Beschluß.)

Die Füllungen (misgeroth) mit plastischem Bildwerk befanden sich nicht bloß am Kasten selbst, sondern auch über demselben. Dies erhellt weniger aus V. 28, wo das zweite misgeroth als Zusatz und Erklärung des ersten stehen kann, als aus V. 35, wo ganz deutlich von Griffstücken und Füllungen auf dem Kopfe des Kastens die Rede ist. Hier aber scheint mir die Erklärung von Meyer der des Verf., der die oberen Füllungen nur an breite Leisten angebracht wissen will, vorgezogen, sowie überhaupt die ganze von M. angegebene Anordnung des Obertheils angenommen werden zu müssen, daß nämlich das auf dem Boden (chen) befindliche, was in der Höhe eine Elle betrug, nach V. 31, halb aus einem Hals mit verzierten viereckigen Feldern, halb aus einer darüber befindlichen ganz runden ausgebogenen Mündung bestanden habe. Auch dürfte sich die Frage geltend machen, ob nicht über der runden Erhöhung des Oberdeckels, wie sie der Verf. nach V. 35 annimmt und zeichnet, ein viereckiger Aufsatz von der Höhe einer Elle als Untersatz des Beckens, innen rund nach V. 31 mit einem Durchmesser von 1½ Ellen, und nach oben zu mit einer den Ornamenten der Säulenknäufe nach V. 16 ff. nachgebildeten Verzierung ausgebogen, auswendig aber auf den vier Seiten mit Füllungen und etwa auch schmälern Leisten, (schlabbim, nicht jadoth) wie der größere Kasten, und auf jenen Füllungen mit ähnlichen Bildern, wie die unteren, besetzt, gestanden haben möchte? Wie die großen

und kleinen Cherubim im Allerheiligsten und auf dem Deckel der Bundeslade sich entsprechen, wie an und über den Knäufen der beiden Säulen Jachin und Boas kleinere Knäufe heraustreten (nach V. 20 desselben Kapitels); so wäre eine ähnliche Correspondenz der Verhältnisse im Großen und Kleinen nichts Neues und Ungewöhnliches an den Waschbeckengestellen gewesen.

Das Becken selbst hat keine genaue Bestimmung als daß es 40 Bath Wassers faßt und daß seine Höhlung oder Mündung (pijhu) in die, 1½ Elle im Durchmesser betragende Mündung des zum Untersatze dienenden Knaufes hereingesenkt ist. Ob die V. 38 angegebenen 4 Ellen von der Höhe des Beckens oder von seinem Durchmesser, vom Rande zum Rande genommen, zu verstehen seyen, ist der Hauptgegenstand des Streites zwischen den Auslegern, und ich kann nicht anders als gegen den Verf. für diejenige Ansicht mich bekennen, welche die 4 Ellen vom Durchmesser nimmt. Meine Gründe sind: 1) V. 19 können dieselben Worte gleichfalls nur vom Durchmesser (der Säulencapitelle, deren Höhe nach V. 16 eine Elle weiter betrug) verstanden werden; 2) ist in dem ehernen Meere bereits eine Form vorhanden, die für diese Auslegung spricht; 3) vereinigt sich diese Form besser mit der Bestimmung der Becken, die nach 2 Chron. IV, 6 diese war, „das zum Brandopfer Gehörige darin abzuspülen und rein zu waschen.“ Hiefür eignete sich weit nicht so sehr ein langes schmales Gefäß. Wenn man frägt, wozu nun aber der breite große Kasten des Gestells, in welchen von dem Becken selbst eigentlich nichts hereinsank, da solches von dem Oberboden und dessen Aufsatz als Untersatz und von den vier Stützen (jadoth) getragen wurde; so dient die Meinung Meyers *) zur Antwort: „Ich vermuthe, daß jeder Kessel am Boden eine Oeffnung hatte in den Hals des Kastens, so daß sowohl der Kasten und der Hals als der Kessel oder das Becken ganz mit Wasser angefüllt war und bei dem Waschen des Opferfleisches dessen Abfall und Unreinigkeiten durch den Hals in den Kasten sanken, das obenstehende Wasser aber so lange wie möglich rein blieb. Der Kasten wurde seiner Zeit, indem man das Gestelle umherfahren konnte, ausgeleert, gereinigt und frisch gefüllt.“

Man sieht aus dem Bisherigen, wie den ehrenwerthen Forscher die Vorliebe zur Parallelesirung verleitet hat, dem Mechonawagen größere Räder als der Text besagt zuzuschreiben, weil die des Ezechielischen Thronwagens nach Ezech. I, 18 vergl. X, 2 sehr hoch sind; ferner das Bekken schmal und mit den von den Ecken des Gestellkastens hereinlaufenden gebogenen (Leuchsen-) Stangen umgeben und geschmückt sich vorzustellen, weil er darin den Typus eines Thronsessels fand; sodann die moderne Leuchsenpraxis auf das antike Wagenwerk anzuwenden, weil ihm dadurch theils die Erklärung schwer zu deutender Wörter in der Beschreibung des Mechonabildes selbst und eine vollständige plastische Zeichnung der Ezechielischen Vision gelang; u. s. f. —

Es bleibt ihm gewiß das Zuerkenntniß, daß er die zwischen einem uralten, jedem frommen Besucher des Tempels zu Jerusalem theuern Kunstwerke und der prophetischen Vision durch eine leicht erklärliche Ideenanknüpfung bestehende Aehnlichkeit gründlicher und anschaulicher als irgend ein früherer Bearbeiter der hebräischen Kunstarchäologie in's Licht gesetzt habe; allein ob ihn die Hypothese nicht zu weit in Einzelnheiten und in allgemeine Bestimmungen und Grundsätze hineingeführt habe, welche weder mit dem einfacherwogenen Texte noch mit dem Geiste morgenländischer Poesie und eines ächten freien Prophetismus sich vertragen, dies ist, was ich zum Schlusse dieser beurtheilenden Anzeige als einen unvorgreiflichen Zweifel zu wiederholen mich nicht entbrechen kann.

Grüneisen.

*) Der Tempel Salomo's, S. 17 f.

Alterthümer.

Professor Seiffarth zu Leipzig fand 1826 zu Turin einen neuen (sechsten) ägyptischen Thierkreis unter Papyrus-Fragmenten, den eigentlichen Schlüssel zu den astronomischen Inschriften der alten Aegyptier. Er verspricht in einem Werke, das hierüber jüngst unter dem Titel: Systema astronomiae Aegyptiacae quadripartitum. Lips. 1833. Sumt. J. A. Barth. 4. 445. XXX. die bedeutendsten Aufschlüsse für die Geschichte, Religion und Wissenschaft des Alterthums.

In den meisten Theilen der alten Stadt London hat man bisher bei geringer Nachgrabung römische Alterthümer gefunden. Unter dem alten St. Maryle-Bow fand man das Täfelwerk und ansehnliche Ueberreste eines römischen Tempels, und nahe dabei ein römisches Trottoir 18' tief in einer leicht zugänglichen Erdschichte. Bei Grundsteinlegung der St. Paulskirche wurde ein Friedhof mit sächsischen und britischen Gräbern entdeckt. Auch fand man verschiedene elfenbeinerne Nadeln, womit wahrscheinlich die Leichentücher zusammengesteckt wurden. 1711 wurde in der Camomile-Street in Bishops-Gate ein Begräbnißplatz entdeckt, der mit Quadersteinen sehr zierlich gepflastert war und viele mit Asche von verbrannten Gebeinen erfüllte Urnen enthielt; dabei waren auch Perlen, Ringe und eine Münze aus der Zeit der Antonine.

Der französische Consul in Saloniki, Hr. von Saint Sauveur, hat dem Könige Ludwig Philipp mehrere antike Skulpturen verehrt, die er bei Nachgrabung im Boden der alten Städte Macedoniens gefunden hat und die auf Befehl des Königs im Museum des Louvre aufgestellt worden sind. Es sind Köpfe von Göttern und Königen, Grabsteine mit Reliefs und Inschriften verziert; die kolossale Büste, wie man glaubt, des letzten macedonischen Königs, Perseus, und eine überlebensgroße Bildsäule der Diana. Die beiden letzteren Kunstwerke gehören den besten Zeiten der griechischen Kunstgeschichte an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. Januar 1834.

Konrad Eberhard's neueste Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Um einigermaßen die vier Welttheile kenntlich zu machen, hat Eberhard letztere in fürstliche Personen eingekleidet, die auf Rossen in Farbe, Tracht, Gesichtszügen und eigens gewählten Insignien ihre Abkunft darlegen als Abgesandte der verschiedenen Länder. Ein gewisses Inkognito war natürlich nicht ganz zu vermeiden; dieß beliebt jedoch bei ungewöhnlichen Veranlassungen vielen hohen Häuptern und ziemt vor allen den unmittelbarsten und größten Erdmächten, deren Werkzeuge jene sind. Die beiden Nebentheile des Doms sollen wohl in Verbindung mit seinem Innern die kirchliche Abgeschlossenheit des katholischen Lebens bezeichnen, von seinem Anfange, der Taufe, bis zum Ende, oder der Weihe des Verstorbenen. Man wird dabei unwillkührlich an die poetische Darstellung erinnert, in welcher sich Goethe nach seiner Weise über Folge und Bedeutung der katholischen Sakramente erklärt hat. Seitwärts auf einer Anhöhe von dem Dom reicht Christus dem Petrus die Schlüssel. Damit ist die Gesammtgegenwart der Apostel in der dritten Region geschickt eingeleitet, zu welcher wir jetzt übergehen wollen.

In demselben Maaße als die Bedeutung des Mittelbildes den Saum des letzten Vorhangs zu erfassen und auszubreiten sucht, muß dem Sinne des Entwurfs zufolge auch der Gedankeninhalt der Flügel dieselbe Richtung angeben. Ueber die Grenze der zweiten Region hinaus ist aber die Statthaftigkeit der frühern Gegensätze rein abgeschnitten, denn die dritte soll den schrankenlosen Triumph, die überschwengliche Segenskraft der Erlösung, dargestellt in der Person Christi, durch die angebrachten Nebenbeziehungen auf die bestmögliche Weise zur Anschauung bringen und zwar in dem Lichte der selig erhöhten Menschheit. Daher blieb dem Nachdenken des Künstlers auf dem Wege der Annäherung bloß die Versinnlichung solcher Differenzen übrig, die sich vermittelst der religiösen Phantasie auf das Spiegelbild der verklärten Ewigkeit übertragen lassen, ohne dem geläuterten Bewußtseyn wehe zu thun. Jene Differenzen, waren sie gefunden, mußten sich ferner in den Strahlen der Liebe und Gerechtigkeit auf eine eigenthümliche Art brechen, sie mußten dabei zugleich ihr früheres Farbenspiel im Ganzen beibehalten, durften es wenigstens nicht völlig aufgeben. Ohne Zweifel eine schwere Aufgabe, zu welcher die Poesie eines frommen Gefühls für sich allein nicht ausreicht, denn das Zweckmäßige wird sie kaum anders finden können, als mit Hülfe einer ordnenden Reflexion. Folgende Annahme scheint unter mehreren andern, die, näher besehen, schwerlich genügen dürften, der gewählten Ausführung und den ausgesprochenen Bedingungen noch am nächsten zu kommen; ob sie die richtige oder überhaupt zulässig ist, mögen die Leser im Sinne des Künstlers entscheiden. Beide Flügel schildern die Theilnahme der Menschheit an dem Werke und den Früchten himmlischer Erlösung. Der rechte scheint das menschliche Zuthun und Mitempfinden hauptsächlich von dem Punkte des immanenten, innerlich bleibenden Daseyns und Wirkens anzudeuten, den Urquell der gläubigen Stimmung, das Grundmaaß ihrer verschiedenen Stimmungen; die linke dagegen mehr den thatsächlichen Fortgang zum Ziele, gleichsam die sichtbare Leiter, welche der Mensch auf Erden ansetzt, um den Himmel zu erreichen, und auf welcher er auch dort noch weiter vordringen soll. Beide Tendenzen sind ihrem wahren Wesen nach eine, bloß für die äußere Anschauung auseinandergehalten, sie bilden zusammen den Anfang und das Ende einer unendlichen Reihe, zwischen welche zahllose Mittelglieder hineinfallen; sie selbst aber schlingt sich um Christus als den höchsten Anfang und das höchste Ende. Der malerischen Anlage dürfte diese Erklärung nicht zu nahe treten, ihr vielmehr in mannichfacher Rücksicht zusagen, wie sich sogleich zeigen wird. Sechs Apostel rechts und sechs links nehmen die beiden Flügel auf der untersten Linie ein; dort macht Petrus mit dem Schlüssel, hier Paulus mit dem Schwert die letzte Figur aus. Das ihm beigelegte Schwert trifft

den aufgezeigten Sinn vortrefflich, mit zwei Schneiden möchte man sagen, denkt man dabei insbesondere an den guten Kampf des Lebens im Sinne des Heldenapostels. Sonach legt das Schwert an der gegenwärtigen Stelle die traditionelle Bedeutung ab, um eine reinhimmlische zu empfangen oder einzutauschen. Dieselbe Bewandtniß dürfte es mit dem Schlüssel des Petrus haben. Er ist nicht mehr, was er in der zweiten Region war, er darf es streng genommen nicht mehr seyn, Christus gegenüber. Dafür bezeichnet er aber passend den Eingang zu der geistigen Tiefe, in welcher die innersten Triebfedern des frommen Gemüths fort und fort klopfen. So reichen sich Petrus und Paulus von den beiden Angeln des christlichen Lebens aus, in der vollkommensten Einigkeit, die Hände. Ganz ungesucht liegt der Zusammenhang der Liebe mit der Ansicht zur Rechten vor Augen. Denn was ist der reinste, uranfängliche Grund aller gläubigen Regungen, selbst nach teleologischen Vernunftgesetzen, als das Vertrauen einer mit sich selbst übereinstimmenden Liebe zum Höchsten, deren Nothwendigkeit eben in ihrer Freiheit liegt? Und wo findet auf der andern Seite die Sphäre der Gerechtigkeit ein völligeres Maaß als in dem Vollgehalt des zur Wirklichkeit gereiften Verdienstes? Die Nebenfiguren aufwärts sprechen nicht minder für diese Meinung. Ueber Paulus dringt gegen die Mitte ein Zug von Jungfrauen heran, mehrere halten Palmen in den Händen empor, wahrscheinlich deuten sie damit auf überstandene Leiden hin, jedenfalls vergegenwärtigen sie das unaufhaltsame Streben auf der Bahn der Vollendung und ihr glückliches Fortschreiten auf derselben. Die Zweige ihres Sieges erhalten von dem Schwerte des Paulus das wünschenswertheste Verständniß. Oberhalb des Apostels Petrus hat der Künstler alle seine Kräfte für die entschiedenste Wirkung aufgerafft. Dante begegnet, uns abermals begleitet von Beatricen. Ein herrlicher Gedanke. Das Paradies des großen Florentiners leuchtet aus der Ferne des Mittelalters in den neuen Raum hinein und schüttet seine schönsten Blumen auf ihn hin, woraus Beatrice Kränze für die Unsterblichkeit, die Vereinigung alles Guten und Besten zu flechten scheint. Bernhard von Clairvaux, Lehrer und Muster der Contemplation, steht nicht weit abwärts von Dante, mit ihm begriffen, so mahnt es den Beschauer, in seelenvoller Zwiesprache. Diese Annahme will Wirklichkeit werden, sie ist es, denn noch ein Höherer gesellt sich Beiden zu, Johannes der Evangelist, auf dessen lebendiges Wort die ganze Composition erbaut ist.

Den reichen Inhalt des Schnitzwerkes, welches die malerische Darstellung umgibt, in den Mittelräumen pfeilerartig durchschneidet und oberwärts in zwei Spitzbogen ausgeht, verstattet keine nähere Angabe, da gegenwärtige Anzeige ohnehin das herkömmliche Maaß beträchtlich überschritten hat und deßhalb die Nachsicht der Leser in besondern Anspruch nehmen muß. Selbst bis auf die Deckenflügel der Bildtafeln hat der Fleiß des Künstlers seine Aufmerksamkeit ausgedehnt. Sämmtliches Beiwerk, zumal das innere, ist theils eine sinnreiche Erläuterung der jedesmaligen Hauptgedanken, mit sorgsamer Berücksichtigung des Oertlichen, theils eine freiere Zusammenstellung geschichtlicher Momente, die jedoch insofern auch wieder gebunden sind, als sie die Verflechtung des alten und neuen Bundes vornehmlich herausstellen, aus jenem hauptsächlich den Ursprung, Zustand, Fall und Fortgang des ersten Menschenpaares in seinen Schicksalen und Nachkommen, so zu sagen, die über den dunkeln Zeitenschooß ausgestreuten Motive der Erlösung. Die ganze Composition ist offenbar, was auch ihre hartnäckigsten Gegner zugeben werden, die Frucht einer langen und stillen Liebe; sie gehört in ihrer Art zu den künstlerischen Merkwürdigkeiten unserer Tage und kann insofern vielleicht auf deutschem Boden einzig heißen, wo nicht noch weiter hinaus. Eben darum wollte ihr Ref. möglichst Recht widerfahren lassen, indem er der Entscheidung des Lesers die nöthigen Data vorzulegen suchte; hat er durch Ausführlichkeit seinem Zweck geschadet, so mag die Absicht seine Ungeschicklichkeit entschuldigen.

Was die Malerei betrifft, so kann sie bei dem mäßigen Umfange des Bildes und der bedeutenden Menge von Figuren schon an und für sich nicht wohl Ansprüche auf vollendete Ausführung machen; sie scheint sich aber auch absichtlich auf die Gränzen einer genügenden Andeutung zurückgezogen zu haben, um die Wirkung der Komposition durch die einfachsten Mittel desto reiner auf sich selbst zu beschränken und sie als das Wesentlichste herzuheben. Es entsteht dadurch eine Art von schlichter freiwilliger Entsagung, die schwerlich ein Auge beleidigen wird, das sich ernstlich mit dem Ganzen befreundet hat. Die Engelsgestalten kommen größtentheils mehr dem innern als äußern Sinn entgegen. Ueberraschend ist die Kraft und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks in den hervorstechenden Figuren, nicht in allen, aber doch in den meisten. Sie zeigen, wie vertraut der Künstler mit den Typen der Vorzeit ist, und wie sehr sein Beispiel in statthaften Fällen Nachahmung verdient, da ganz freie eigenthümliche Schöpfungen, so hoch sie stehen, wenn der Genius sie hervorrief, gegenwärtig selten gelingen wollen, häufig zum Alltäglichen herabsinken oder in's Seltsame ausarten, wo nicht gar in mißgeborne Effektstücke. Wäre Eberhard nicht ein vorzüglicher Bildhauer, so würde er in seinen jüngern Jahren bei fortgesetzter Beschäftigung ein ausgezeichneter Maler geworden seyn. Davon gibt Adam und Eva im Paradiese den augenfälligsten Beweis. Eva ist dargestellt, wie sie neben Adam nach der verbotenen Frucht greift, in Form und Ausdruck ein würdiges

Gewächs aus Eden. Adam ist nicht in gleichem Maaße gelungen. Ohne Spuren gemeiner Lüsternheit entwickelt Eva ein so verstohlenes süßes Verlangen nach dem Apfel, daß man die erste Sünde nicht nur leibhaft im Keime ihrer Geburt erblickt, sondern auch mit dem Abzeichen des Allgemeingültigen. Daß sie als Stammmutter des menschlichen Geschlechts keine strengbestimmten Züge der Nationalität trägt, daß sie vielmehr auf das reine Prototyp weiblicher Schönheit hinweist, gereicht ihr zu einem besondern Vorzuge. Damit ist die Forderung des Charakteristischen nicht verletzt, bloß vor einer höhern Ansicht zurückgetreten, vor den Rechten jener Individualität, welche von der Gesammtfolge des menschlichen Gattungsbegriffs auf dem Wege der spätern Entwickelung bedingt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri.

Von Ernst Förster.

Die Wandgemälde des Capitelsaales in S. Francesko zu Pisa, von denen ich in Nr. 25 v. J. 1833 dieser Blätter geschrieben, zeigen, wie dort gesagt, nicht nur einen geist- und gefühlvollen, sondern auch einen in seiner Kunst so geübten Meister, daß mit Zuversicht auf ein sehr thätiges künstlerisches Wirken zu schließen ist. Es sind mir bisher keine Nachweisungen über sein Leben, noch über anderweitige Werke zu Gesicht gekommen; Hr. von Rumohr (dessen Bekanntschaft mit Niccolo ich irriger Weise früher in Abrede gestellt), der bei Gelegenheit der „umbrisch-toskanischen Malerschule" mit treffenden Worten seiner gedenkt, kennt außer der Pisaner Arbeit keine, spricht dagegen von seiner vermuthlichen Niederlassung in Pisa (ohne jedoch die Quellen dieser Vermuthung zu bezeichnen), von einer wahrscheinlich außerhalb Florenz erlangten Ausbildung, da daselbst nichts von seiner Hand zu finden; und von dem Einfluß, den der Aretiner Spinello auf ihn ausgeübt haben möchte.

Was das letztere betrifft, so bin ich weit entfernt, den umfassenden Forschungen des Hrn. von Rumohr entgegentreten zu können, glaube aber zuversichtlich, daß eine wiederholte Vergleichung der obenerwähnten Arbeiten des Niccolo, die sich durch eine schlagende Richtigkeit der Empfindung, Tiefe und Stärke des Ausdrucks, eine gewissenhafte Zeichnung und sehr fleißige Ausführung auszeichnen, mit den gleichzeitig im Campo Santo derselben Stadt gefertigten, aber ungleich flüchtigern, ja man darf sagen zum großen Theil leichtsinnigen und auch empfindungsarmen Darstellungen des Spinello aus dem Leben der heil. Ephesus und Potitus, das Resultat geben wird, daß wenigstens zu jener Zeit keine Einwirkung, ja kaum eine Mittheilung stattgefunden, die dann nothwendig von dem Begabteren hätte ausgehen müssen. Ob aber Niccolo in Florenz gemalt, darüber sollte nicht wohl ein Zweifel, bestehen, da die Werke von denen ich hernach sprechen will, zugänglich sind und so deutlich das Gepräge unsers Meisters haben, daß man unmöglich auf einen andern gleichzeitigen zu schließen berechtigt ist. Da aber an einer andern Arbeit, die ich auch beim ersten Besuch sogleich für die des Niccolo erkannte, bei einem zweiten mir die beglaubigende Unterschrift sichtbar wurde, will ich zunächst von dieser reden und nur noch die gewissermaßen rechtfertigende Bemerkung hersetzen, daß ich die Aufklärung über diesen Künstler und seine Leistungen, an denen sich die Verdienste der Giottoschen Schule um freiere Entwickelung der Kunst durch selbstständige Geister besonders herausstellen, für eine wirkliche Bereicherung der Kunstgeschichte halte, um so mehr als man sich durch die zum größten Theil geistlosen Nachahmer Giottos zu einer Mißstimmung gegen den Meister selbst unbemerklich und leicht gebracht sieht.

Im Franziskanerkloster zu Prato findet man im Kreuzgang eine, jetzt offene Halle, die ehedem mag als Capitelsaal gedient haben, ganz mit alten Malereien ausgeschmückt, von denen einige noch gut, einige doch leidlich erhalten sind, so daß es sich in jedem Fall der Mühe lohnt, dieselben aufzusuchen. An der Decke, einem Kreuzgewölbe, sieht man auf dunkelblauem mit Sternen besäeten Grunde die vier Evangelisten, große, großartige Gestalten voll tiefen Ernsts im Ausdruck und von edler, plastischer Form der Gesichtszüge und der Gewandung. Die Färbung ist tiefkräftig (jedoch ohne absichtliche Annäherung ans Natürliche), die Zeichnung, mit Ausnahme der zu großen Hände, verhältnißmäßig correkt, die hohen gewölbten Stirnen und offenen Augen ziemlich frei von giotteskem Einfluß, und ein deutliches und nicht unglückliches Bestreben nach Abrundung sichtbar. Eine Eigenheit sind die kleinen zerbröckelten Wölkchen, auf denen die Heiligen stehen, und neu für mich war der Gegensatz zwischen Johannes und Lucas, von denen letzterer als der jüngste dargestellt war, was, wenn auch ersterer meist als Greis vorkommt, doch auf eine neue und verschiedene Weise vom Symbolischen leicht abweichend nach einer geschichtlichen Auffassung hinüber deutet. Den Meister kenne ich nicht, die Arbeiten setze ich aber ungefähr in's Jahr 1420; auch sind sie sicher später in den ältern Grund eingesetzt, von dem sie sich durch nun sichtbare Nähte scheiden, welche die Gestalten in weitem Bogen umschreiben.

Auf der Hauptwand, dem Eingang gegenüber, an der man noch die Spuren eines Altars sieht, der, so weit er früher gereicht, zuerst die des Bildes mag vertilgt

haben, sieht man die Ueberreste einer Passion, in gewöhnlicher Weise, jedoch ohne die Schächer dargestellt. Beiläufig sey gesagt, daß die Meister jener Zeit am allerwenigsten durch ein Vorwalten der Phantasie, durch ein Geltendmachen eigner Anschauungen sich auszeichnen; in den meisten Fällen war es ihnen bloß um Ausbildung vorhandner, von Alters her überlieferter Darstellungen zu thun, und wir würden sehr irren, in überraschenden Motiven und Gedanken ihre Eigenthümlichkeit auffinden zu wollen. So rechnet z. B. Vasari dem Giotto es als einen ganz besonders originellen Einfall an, bei einem Tod der Maria, Christus neben ihr Bett zu stellen mit der zum Kind gewordenen Seele seiner eben verstorbenen Mutter im Arm, und hätte doch ganz dieselbe Darstellung an der um 100 Jahre ältern von ihm angeführten Kanzel zu S. Giovanni in Pistoja und gewiß an noch ältern Kunstwerken sehen können. So überraschten mich denn auch in der angeführten Passion nicht die Gruppe der schmerzlich zusammensinkenden Mutter, die das Kreuz umfassende Magdalena, nicht die um dasselbe fliegenden, klagenden, blutauffangenden, gewandzerreißenden Engel, die mit der gleichen Darstellung im Pisaner Capitel zusammenstimmten, wohl aber die Weise der Gesichtszüge, die, soll ich sagen, Tonart des Ausdrucks, die Verhältnisse, und die Technik des Zeichnens und Malens mit ihrer Aehnlichkeit der Pisaner Arbeiten, obschon nicht zu verkennen, daß sie von einer weniger fertigen Hand herrühren. Neue, wahrscheinlich durch die Namen der Besteller bedingte Theilnehmer an der Klage um's Kreuz sind zur Linken, der Erzengel Michael mit einer Kugel und dem Schwert neben einem heiligen Bischof im Bernhardinergewand; die entsprechenden Gestalten auf der andern Seite hat die Zeit ausgewischt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Malerei und Maler.

Hr. Peter Heß ist nach neunmonatlicher Abwesenheit am 26. Sept. 1833 aus Griechenland glücklich in München eingetroffen. Unter den Arbeiten, welche er sich zur nächsten Ausführung vorgesetzt hat, nennt man: die Landung des Königs Otto und der bayerischen Truppen in Griechenland, den Einzug in Nauplia, die Huldigung und andere interessante Momente. Auch der Landschaftmaler Rottmann wird demnächst aus Griechenland zurückerwartet, um die dort aufgenommenen Landschaften in den Arcaden der königl. Central-Gemäldegalerie a fresco auszuführen.

Der preußische Ministerresident, Hr. von Bunsen in Rom, hat für seine Regierung eine Anbetung der Könige von Raphael aus dessen prima maniera erkauft. Das Bild war früher in Spoleto und soll zu einer Standarte bei Processionen gedient haben, wie die Dresdner Madonna del Sisto. Leo XII. wollte es früher kaufen und bot dem Besitzer Baron Ancajani 5000 Scudi, allein derselbe verlangte damals das Doppelte dafür und so zerschlug sich zum Besten Deutschlands der Handel.

Der Ritter Camuccini in Rom hat von der Beschaffenheit des Grabes und der Gebeine Rafaels während und nach der Ausgrabung derselben im Pantheon zwei Zeichnungen gefertigt, welche aber nicht, wie früher hieß, im Kupferstich erscheinen sollen.

Das Gemälde von Ingres, Pabst Pius VII. wie er umgeben von den Kardinälen, in der sixtinischen Kapelle die Messe liest, ist von Hrn. Sudre in Paris glücklich auf Stein gezeichnet worden.

Der Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu Paris, Hr. Thiers, hat nächst dem Hrn. Sigalon, der in Rom das jüngste Gericht von M. Angelo für die Sammlung im Louvre copirt, einen andern jungen Künstler, Hrn. Joseph Guichard, mit der Copie der Kreuzabnahme von Daniel Volterra in der Kirche S. Johann vom Lateran, für denselben Zweck beauftragt. Guichard ist ein Schüler von Ingres, jedoch selbstständig namentlich in Hinsicht des Colorits.

Der Maler Steube in Paris hat sein großes Gemälde für einen Plafond des Louvre, die Schlacht von Ivry darstellend, vollendet.

Medaillenkunde.

Der Landtag von Krakau hat am 19. Sept. 1833 zum Beweise seiner Erkenntlichkeit die Ausprägung einer goldenen Denkmünze für die russischen, östreichischen und preußischen Organisations-Kommissarien beschlossen. Sie soll auf der einen Seite die Brustbilder der drei Kommissarien, der Hrn. Pflügl, Forkenbeck und Tengoborski, auf der andern das Wappen der Stadt Krakau mit einer passenden Legende erhalten.

Die bei G. Loos in Berlin erschienene Denkmünze, welche die Stadt Breslau zu Ehren der Naturforscher und Aerzte, die im Jahre 1833 in ihren Mauern versammelt waren, hat prägen lassen, zeigt vorne das Rathhaus von Breslau in seiner ursprünglichen Gestalt, auf der Kehrseite die Worte: „Breslau den willkommenen Gästen", und als Umschrift „Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte im September 1833." — Zugleich sind von der gedachten Anstalt drei neue Medaillen mit den wohlgetroffenen Bildnissen des Grafen Caspar Sternberg in Prag, des königl. preuß. Geh. Medic. Raths Dr. Johann Wendt in Breslau, und des Professors Dr. Oken in Zürich ausgegangen. Die Kehrseite der ersten enthält in einem Kranze von Saxifragen die Worte: Naturae et florae utriusque scrutator indefessus; die der zweiten den Altar Aesculaps mit der sich nach der Schaale der Hygiea emporwindenden Schlange und den Worten: „die größte Weisheit ist, ein Mensch zu seyn." Auf Oken's Kehrseite sieht man Osiris, Isis und Harpocrates, mit Lotosblumen, Systrum und andern Attributen der ägyptischen Natursymbolik; die Umschrift: Ordines corporum organis aequavit; unterhalb: Scrutatores naturae consociavit. Diese Medaille, eine der schönsten, die bei Loos erschienen sind, ist von Hrn. König geschnitten. Vergl. die ausführliche Beschreibung in der Allgem. Preuß. Staatsztg. vom 10. Oktober 1833.

Nekrolog.

Am 24. Mai 1833 ist zu Paris Hr. Monfort, einer der ausgezeichnetsten Antiquare und gelehrtesten Numismatiker Frankreichs gestorben. Man hofft, daß sein seit 25 Jahre gesammeltes Münzkabinet unter der Direktion seines Sohnes vereinigt bleiben werde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 8.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. Januar 1834.

Konrad Eberhard's neueste Arbeiten.

(Beschluß.)

Da über die Grundsätze der Historienmalerei unter Kunstfreunden und Künstlern fortwährend eine merkliche Spaltung herrscht, so ist als gewiß anzunehmen, daß Eberhard's Komposition, nach Anlage und Ausführung, einer gewissen Partei höchlich mißfallen und auf ihre Denkart wirken wird wie das vergebliche Beginnen etwas Unmögliches darzustellen. Das Formular der Opposition ist bekannt genug, hat sie doch sogar ihre eigenen einbalsamirten Glaubenspräparata, auf welche ihre ästhetische Vernunft den Eid der Unterthänigkeit ablegt. Es ist hier nicht der Ort, ihre Einwendungen näher zu beleuchten, bloß obenhin sey mit einigen Worten die sträfliche Verletzung der Raums- und Zeiteinheit berührt, woran sich der Widerwille wahrscheinlich am stärksten reiben wird. Was kann wohl Einheit des Raums und der Zeit bei religiösen Darstellungen überhaupt bedeuten? In der dramatischen Poesie ordnet man mit Recht die Einheit des Orts und der Zeit der Einheit der Handlung unter. Sollte nicht ein ähnliches Verhältniß auf dem Gebiete der religiösen Malerei Statt finden? Man fragt, wie das Aequivalent heißt, das letztere der Einheit der Handlung zu bieten hat? — Einheit der geistig-sinnlichen Bewegung, sollte ich meinen. — Wie diese die Verschiedenheit des Raumes und der Zeit zu einem Ganzen vermitteln kann? — Auf dem Wege der innern Wahrnehmung. Die empirische Vorstellung des Raums ist schlechterdings, wenn auch versteckterweise, mit der Vorstellung der Zeit verknüpft, denn erstere beruht in der Klarheit ihrer Entwickelung zuletzt immer auf dem Bilde einer Messung, der wir uns in der gemeinen Erfahrung nur nicht bewußt werden. *) Die Messung aber geschieht nothwendig im Verlaufe der Zeit, ist ohne diese nicht möglich. Da nun der Begriff der Bewegung in dem Sinne, wie er hier genommen wird, jene beiden verhüllten und schlechthin unzertrennlichen Grundoperationen umfaßt, so muß in ihm der Haltpunkt jener künstlerischen Einheit liegen, auf welche es zunächst ankommt. — Wie diese verbindende Einheit gültig ausgeboren wird? Durch die Dazwischenkunft der Phantasie, die aus der Aufeinanderfolge ihrer bewußten Zustände nach ihrer Art auf die beiden durchlaufenen Stadien zurückblickt und in ihnen die Einheit ihrer eigenen Bewegung erfaßt. — Wie es sich mit diesem Proceß in Absicht auf reines Denken verhält? — Die Frage macht den Anfang aller statthaften Untersuchung aus, Eberhards Gegner können mithin den Kampf nicht einmal für eröffnet, geschweige für beendet ansehen, bis sie entweder im Besitze jener fraglichen Anhöhe sind oder bündig bewiesen haben, daß dieselbe ein wolkiges Dunstbild ist. Meistens klettern die Tapfern auf den Stelzen leichter Phrasen bloß am Abhange herum und schneiden sich bei Gelegenheit aus ihren hölzernen Unterbeinen allerlei Pansflöten, um darauf vor der Zeit das Siegeslied zu blasen. Eberhard kann unterdessen dem Treiben ruhig zusehen, das Steigen, vollends das Stürmen kostet Athem, verlangt eine weite Brusthöhle, die mit einer schwindsüchtigen Vernunft unverträglich ist.

Aus dem Gesagten lassen sich zum Vortheile unserer Komposition mehrere Folgerungen ziehen; es kann indessen an einer einzigen genügen; sie ist greiflich, populär bis zur Annehmlichkeit. Gesetzt, Eberhard hätte den Inhalt seines Bildes cyklisch vorgetragen: würde er dann nicht bei seinen muthmaßlichen Widersachern unfehlbar einen leichtern Stand haben? Es ist kaum zu glauben,

*) Kants transscendentale Aesthetik kann uns in der künstlerischen Betrachtungsweise, die es ihrer Natur nach mit Accommodationen zu thun hat, nicht irren, auch widerspricht ihre formale Anschauung der hiergemeinten keineswegs. Da es immer noch Theologen gibt, welche die Accommodationen durchaus für sich behalten wollen, so thun wir wohl, sie ihnen als ein besonderes Privilegium zu überlassen und uns mit Analogien zu begnügen. Wir fahren am Ende noch besser dabei.

wie viel ihre Consequenz auf ein Stück Zwischenwand hält; es verrichtet Wunderdinge. Ist aber unsere Komposition in ihrer ganzen Anordnung nicht sichtbar auf eine ähnliche Abgrenzung angelegt, einzig und allein mit dem Unterschiede, daß in ihr nebeneinander steht, was die cyklische Folge nacheinander stellen würde? Und dieser geringe Unterschied der Construktion soll angeblich die Einheit des Raums und der Zeit unverantwortlich aufheben? Hat denn die Bewegung der Phantasie weniger Macht als ein Stück Zwischenwand? Muß sie erst Gitter über das Ganze legen, um die verschiedenen Regionen und Abseiten einzurahmen? Ueber das Gitter wollen wir nicht streiten, es steht den Herren zu Diensten. Soviel ich einsehe, kommt es der Phantasie zu, auf ihrem eigenen Grund und Boden, im Lichte ihrer freien innerlichen Bewegung jene Grenzmarken zu ziehen, welche die cyklische Ordnung andeuten würde; sie darf sich ohne den mindesten Anstoß dazu verstehen, sobald die Vernunft ihr zuraunt, daß alles, was Eberhard vorgestellt hat, auf der absoluten Einheit einer idealen Anschauung beruht, ohne welche keine religiöse Kunst bestehen kann, die antike so wenig als die christliche. — Auch die antike nicht? — Schwerlich. Will die Opposition ihren erklärten Grundsätzen treu bleiben und ihrem unbekannten Gott, Eberhards Ironie zum Trotz, ein ungeheucheltes Opfer der Verehrung bringen; so steht selbst der olympische Jupiter mit seinem mythologischen Beiwerk auf schwachen Füßen, so droht sogar der Niobe und ihren Kindern einige Gefahr, sobald auf beide Werke der beliebte Wahlspruch in seinem ganzen Umfange angewendet wird, daß jedes gesunde Kunstwerk sich selbst rein aussprechen müsse. Bekanntlich streiten die Archäologen noch über die nothwendige Gegenwart oder zulässige Abwesenheit des Apollo und der Diana in besagter Gruppe. Die strengen Metaphysiker wollen schlechterdings keine Wirkung ohne deutliche Ursache sehen, sie halten unverbrüchlich auf die Ehre der rücklaufenden Reihen, bereit, wenn und wo es Noth thut, ihre ganze Persönlichkeit obenein als Index anzuhängen. Die poetischen Liberalen nehmen die Sache leichter, sie sind nicht abgeneigt, Apollo und Diana aufzuopfern, einige unter dem Vorbehalt, daß Niobe mit ihren Kindern im Giebelfelde Platz nimmt, andere mit der Bemerkung, die Glieder der Familie könnten allenfalls auch in Nischen sterben, nur müßten sie in der Todesnoth treulich zusammhalten, was der zerstreuten Gesellschaft allerdings einige Mühe machen dürfte. Hinter der Niobe und ihren Kindern bleibt sonach für Eberhard's Komposition ein ungefährdeter Aufenthalt, wo ihr die feindliche Schaar vor der Hand Nichts anhaben kann; dort mag sie so lange verweilen, bis unsere Archäologen den berühmten Zweifelsknoten werden gelöst haben. Die Einwendung hingegen, daß der durchherrschenden Würde des Bildes die arabeskenartige Anspielung auf den Parteigeist unserer Tage nicht recht geziemen wolle, weiß Ref. nicht zu entkräften, um so weniger, da er voraussieht, daß eigensinnige Anstandszeloten ihm die geringe Freiheit verübeln werden, deren er sich bei Schilderung jener Episoden bedient hat. Eberhard's Komposition läßt sich in ihrer Tendenz mit einem Epos vergleichen; jedes Epos aber muß die Gegenwart meiden und sich in die Vergangenheit zurückziehen.

Das Bild ist für den Besitz des Fräuleins von Linder bestimmt, einer schweizerischen Kunstfreundin, die mit entschiedener Vorliebe die ernstern Richtungen einzelner Talente begünstigt. Verschiedenen Lesern wird vielleicht die Nachricht angenehm seyn, daß die bei Gelegenheit der letzten Münchener Kunstausstellung in diesen Blättern besprochenen Zeichnungen von Overbeck ein Eigenthum derselben Dame geworden sind, die ihn außerdem beauftragt hat, einen seiner neuesten Entwürfe, den Tod Josephs in den Armen Christi darstellend, in einem Bilde auszuführen.

Zu den letzten Skulpturarbeiten Eberhard's gehört eine Büste der Madonna. Anmuth der Züge vereinigt sich mit Reinheit der Formen zum Bilde jungfräulicher Schönheit und Gottergebung. Auf dem sinnenden Antlitze ruht der Zauber einer künftigen Gegenwart, als habe sie eine leise Ahnung von dem Wunder ihrer Bestimmung. Die zartgeschlossenen Lippen scheinen den Inhalt ihrer denkenden Empfindung vor jeder äußerlichen Regung zu bewahren und zur ruhigen Vollendung hinzuweisen. Man muß beinahe darüber erstaunen, daß ein so gelungenes Werk noch in den Händen seines Urhebers ist. Unsere Historienmaler werden sich anstrengen müssen, um eine Madonna hervorzubringen, die es dieser gleichthut.

Schon ist in einer allgemeinen Uebersicht von einem andern Ref. des königlichen Auftrages gedacht worden, wodurch Eberhard berufen ist, dem verstorbenen Bischof Sailer im Regensburger Dome ein Denkmal zu errichten. Ganz fühlt der Künstler das Gewicht einer Aufgabe, die dem ermunternden Vertrauen seines Königs, der Würde des Orts, dem seltenen Werthe des Abgeschiedenen und seinen eigenen Anforderungen entsprechen soll. Das Münchener Publikum hat jenen Auftrag mit lebhafter Theilnahme vernommen und sich laut darüber gefreut, daß ein heimisches Talent dazu ausersehen ist, in der Nähe der Walhalla seine vielfach bewährten Kräfte in einem neuen Aufschwunge zu zeigen. Bis jetzt sind für die Ausführung noch keine nähere Anstalten getroffen worden; sobald diese so weit gediehen sind, daß sie sich für die öffentliche Aufmerksamkeit eignen, wird Ref. darüber Bericht erstatten.

Gegenwärtig ist Eberhard nahe daran, die beiden Gypsmodelle zu den Standbildern des Erzengels Michael und des Ritters Georg zu vollenden. Letztere sollen als Zierde dienen für die Wiederherstellung des Isarthores, die geflissentlich in einem solchen Sinne behandelt wird, daß die Erinnerungen an den Charakter des früher bestandenen möglichst geschont werden. Der Vorwitz kann allenfalls fragen, ob denn der Ritter Georg für den Erzengel Michael eine ebenbürtige Gesellschaft sey und ob der letztere überhaupt an dem Isarthore ganz auf seinem Platze stehe. Darauf dient zur Antwort, daß bei jener Zusammenstellung örtliche Bestimmungsgründe entschieden haben; der Erzengel deutet auf die hiesige nach ihm benannte Hofkirche hin und der Ritter Georg auf den bayerischen Orden, dessen Stiftung seinem Patronat anvertraut ist. Dazu kommt noch, daß die beiden Standbilder sich in der dargestellten Bedeutung begegnen, wodurch die Ungleichheit ihrer Abkunft zum Theil aufgehoben wird. Der Gedanke zu beiden Standbildern gehört dem Vernehmen nach dem Architekten Gärtner, welcher die Wiederherstellung des Isarthores leitet.

München, Nov. 1833. —er.

Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri.

(Fortsetzung.)

An der Wand zur Rechten vom Eingang sind drei bedeutende Momente aus dem Leben des Matthäus dargestellt. Die Kunst, den gegebenen Raum mit dem bestimmten Gegenstand auf eine angemessene und schöne Weise auszufüllen, gehört vielleicht mit zu den erheblichsten Verdiensten Giottos; in die Schule ist dieselbe nicht überall mit Bewußtseyn übergegangen. Auch Niccolo, wie großartig er oft in dieser Beziehung seine Maaße nimmt, ist zuweilen überfüllend, (wie bei der Gefangennehmung Christi in dem Pisaner Werk); dann aber auch zerstreuend, wie bei dem obersten der drei Bilder in Prato, auf welchem er die Berufung des Matthäus zum Apostelamte darstellen wollen. In der Mitte an einem langen Tische sitzen zwei Zöllner vor Geld-Säcken und Haufen. Der übrige Raum des ziemlich weiten Zimmers ist leer. Außerhalb der Wand desselben, die im Durchschnitt angegeben ist, sieht man links Matthäum, der — eine sehr kurze Gestalt — mit halber Kniebeugung sich Christo zu wendet, welcher in Begleitung dreier anderer Jünger (Johannes, Jacobus, Andreas) durch eine leichte Handbewegung nach dem im andern Arm liegenden Evangelium, den Zweck andeutet, für den er jenen wirbt. Die Auffassung ist sehr würdig und einfach, doch weniger tief zu nennen. Auf der andern Seite vor der Zollstube sieht man drei Männer, wahrscheinlich ehemalige Freunde Matthäi, aus deren Gebehrden man deutlich die Mißbilligung des von ihrem Gefährten gethanen Schrittes herausliest, eine Stimmung, die auch die Zöllner am Tische theilen. Es ist leicht zu erkennen, daß eine so in die Breite gezogene Darstellung eines ganz einfachen Gegenstandes, zumal bei mangelhaftem Vortrag, nicht von erheblichem Werth ist, so wenig als die untergeschriebenen Distichen auf Classicität Anspruch machen können, die so heißen:

Jesus mathei cor cernens in tholoneo
a sociis revocat protinus ipse venit.
non curat merces non aurum nonque sodales
ut vacet in domino texit evangelium.

Wie nun in dem bezeichneten Bilde die Vorzüge fehlen, die wir an Niccolo sonst gewohnt sind, so kommen in dem darunter befindlichen, linker Hand, neue hinzu, die an den anderen Darstellungen weniger hervortreten, nämlich außer der Deutlichkeit und dem guten Verhältniß in der Anordnung, dem treffenden Ausdruck der Mienen und Bewegungen noch ein besonderes Talent für Schönheit, das in späterer, entwickelter Zeit ganz Vollkommenes geleistet haben würde. Der dargestellte Gegenstand erklärt sich, wie der folgende, aus der Legende vom Matthäus, und ist die durch letztern an einem verstorbenen Königskinde ausgeübte wunderbare Wiedererweckung. Mit dem Ausdruck einer innern Machtvollkommenheit und der segnend ausgestreckten Rechten steht der Heilige vor der Bahre neben dem mit großer Gemüthsruhe den Ausgang abwartenden König und umgeben von Männern, mit denen ich — obschon sie nicht von Niccolos Hand gemalt sind, — schon vom Oelberg und der Kreuztragung in Pisa her bekannt war, und die ich nicht zu seinen Freunden rechnen möchte. Von der Bahre wendet sich nach ihm das ebenerwachte königliche Kind *) mit sanft gefalteten Händen und einem Blick unsäglicher Freude und Dankbarkeit, der sagt, es habe inzwischen nichts Besseres als das Leben kennen gelernt.

Daneben knien die Königin und eine andere Frau, zwei schöne anmuthige Gestalten mit dem Ausdruck eines zart bewegten tiefen Gefühles, umgeben von einem ganzen Chor lieblicher Frauengestalten, auf das Anspruchloseste als die Zierde des ganzen Bildes eingeflochten. Von den erklärenden Versen habe ich nur folgendes entziffern, oder vielmehr — da fast Alles verlöscht, — entziffern können:

. . . . regis revixit ecippi
matheus in (corpus?) ponens evangelium

*) Ich sage „Kind“, obschon die Jahre, die es haben mag, die Angabe des Geschlechtsunterschieds erheischen, die aber aus der Darstellung nicht zu entnehmen.

opvertens christo patrem matremque fideles
magorum sanie purget eius patriam.

Das Nebenbild zeigt das Martyrthum des Heiligen, das er, wenn ich die Unterschrift recht verstehe, auf Ithaka, der Legende nach, während er Messe las, erlitten, wo er auf Befehl des römischen Proconsuls (?) meuchlings ermordet wurde. Die Handlung ist gut ausgedrückt und lebendig dargestellt; man sieht den Gewalthaber links seine Schergen entsenden, den Apostel am Altare mit der heiligen Handlung beschäftigt, während herzustürzende Mörder ihm die Schwerter in den Rücken stoßen und der erschrockene Administrant bang entflieht. So lobenswerth die Composition indeß ist, so wenig erfreulich ist die Ausführung, wie es scheint, von einem Gehülfen besorgt und selbst da, wo man des Meisters Hand erkennt, flüchtig. Die Unterschrift, in Apostrophe an den Heiligen zu nehmen, hat sich mir so zusammengestellt:

Dum missam celebras ac epygenie mentem
virginis egregie firmas herere deo
perfidia praesulis hitaci necaris iniqui
martyrium passus: nunc pro cunctis ora.

Die gegenüberstehende Wand ist mit Bildern aus dem Leben des heiligen Antonius geschmückt gewesen, doch hat eine später eingebaute Glockenstube wenig davon übrig gelassen. Man sieht eigentlich nur noch einen Theil der Lünette, in welcher der junge Antonius das väterliche Haus verlassend und Almosen spendend dargestellt ist, eine Scene, in der sehr unzweifelhafte Reminiszenzen aus dem täglichen Leben vorkommen, das denn noch heut zu Tage für ähnliche Gegenstände die ganz gleichen unerfreulichen Motive bietet: Krüppel, Kranke, Tröge und Widerliches aller Art, neben dem die Tugenden des Heiligen fast ein Vorwurf werden. Die Gestalt des letzteren ist angenehm, wie die Geberden der Andern sprechend und die Ausführung keck und kräftig. Der Vers darunter heißt:

Quae peritura videt teneris Antonius annis,
egenis tribuit emat ut perpetua.
hic propriam patriam fugit et fallacia mundi
totum se clero tradit ut obediat.

Auf einem andern Feld unten zur Rechten ist die Apotheose des Antonius vorgestellt, eine allerdings ganz unbedeutende Arbeit. Unerklärlich aus welchem Grunde hat der Meister das Landschaftliche, womit es ihm unter keiner Voraussetzung möglich gewesen, Lob zu ernten, in jenem Bilde vorherrschen und seinen Heiligen darin als eine Mückenerscheinung verflattern lassen.

Auf der Wand endlich über dem Eingang sieht man in architektonischer Umgebung, in der Weise, wie in Pisa den Laurentius und Johannes Baptista, eben den letztern und drei andere Heilige, die ich mir nicht namentlich aufgemerkt, darunter aber die Unterschrift:

Nicchelo di piero cierino dipintore
fiorentino pinse qui con suo colore.

Das ganze Werk ist auf die mehrfach erwähnte Weise al secco gemalt; ob früher oder später als das Pisaner, will ich nicht entscheiden, vermuthe aber — trotz der größern Flüchtigkeit, die Folge äußerer Umstände seyn kann — früher. Der Gebrauch, in die nach Maßgabe der Absicht oder des Vermögens ausgeführten und etwas flau gewordenen Formen mit rother Farbe feste, ja starke Conturen zu zeichnen, ist hier ganz besonders vorherrschend; im Uebrigen der Technik aber keine besondere Abweichung sichtbar.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstausstellungen.

Unterm 13. Okt. 1833 ist eine Verordnung des Königs der Franzosen gegeben, wornach künftighin jedes Jahr eine Ausstellung von Werken lebender Künstler vom 1. März bis zum Ende des April im Louvre statthaben wird. Zwei Monate vor deren Eröffnung nimmt die Direktion des Museums die ihr anzuvertrauenden Kunstwerke in Empfang. 10 Tage vor Eröffnung ist der letzte Termin der Einsendungen. Ausgeschlossen sind 1) Werke, welche schon einmal im Louvre ausgestellt waren; 2) bloße Skizzen, Entwürfe, Modelle von Papier, Zeichnungen auf Stein, Reliefpläne, künstliche Blumen oder Früchte, Schriftproben und Federzüge; 3) Copien, außer denen auf Porzellain, Email, Elfenbein und Zeichnungen von Meistern, die gestochen werden sollen. Alle Werke, welche nicht in der Ausschließung des 3ten Artikels begriffen sind, werden einem Schiedsgericht zur Prüfung unterworfen. Dieses Schiedsgericht besteht aus den Mitgliedern der vier ersten Sektionen der Akademie, Malerei, Bildnerei, Baukunst und Kupferstecherkunst. Von diesen Mitgliedern müssen wenigstens neun gegenwärtig seyn, um einen Beschluß der Sitzungen gültig zu machen, welche im Louvre zu halten und zu Protokoll zu nehmen sind. Kein Beschluß einer Sitzung kann in späterer Sitzung geändert werden. Das Gericht kann sich nur auf Einladung des Generalintendanten der Civilliste versammeln. Die nicht zugelassenen Kunstwerke werden sogleich ihren Verfassern zurückgegeben. Die Werke, die ausgestellt sind, werden 8 Tage nach dem Schlusse der Ausstellung, aber nur gegen Rückgabe des von der Direktion ertheilten Empfangscheins ausgeliefert.

Nekrolog.

Am 13. Nov. 1833 ist zu München der Professor der Baukunst an der Dresdner Akademie der Künste, Joseph Thürmer, an einer schnell endenden Lungensucht gestorben. Er war am 3. Nov. 1789 in München geboren und hatte daselbst seine Studien unter Fischer gemacht.

Am 16. Januar 1834 ist in Paris der Historienmaler Thomas, früher königl. Pensionär zu Rom, nach zweijährigem Gehirnleiden gestorben.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 30. Januar 1834.

Kunstverein zu Düsseldorf. Vierte Ausstellung. 1833.

Vortrag in der General-Versammlung des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westphalen vom 17. Aug. 1833, gehalten von K. Schnaase, als Sekretair des Vereins.

Obgleich im Laufe des verflossenen Jahres die Nachfrage nach Kunstwerken in Deutschland durch die mehr angeregte Liebhaberei und besonders durch die noch immer wachsende Zahl der Kunstvereine bedeutend zugenommen hat, ist es uns gelungen, eine nicht geringere Zahl von zum Theil ausgezeichneten Kunstwerken, wie in den vorigen Jahren, zur Verloosung zu bringen.

Vor Allem dürfen wir uns Glück wünschen, wiederum ein Gemälde von Hrn. Eduard Bendemann erworben zu haben. Der junge Künstler, dessen erstes Werk schon seinen Namen berühmt machte, hat dieses zweite in Berlin, entfernt von der hiesigen Schule, aus der er hervorgegangen ist, gefertiget, und dadurch einen erfreulichen Beweis seiner Selbstständigkeit abgelegt. Auch bei diesem Gemälde bemerkt man, daß die bildende Kunst keine Freundin des Wortes ist, und man von ihren Werken etwas Aehnliches sagen kann, wie es einst von der Tugend der Frauen ausgesprochen wurde. Je weniger die Schönheit des Bildes sich in Worten beschreiben läßt, desto größer ist sie. Es hat den unbestimmten Namen: Zwei Mädchen am Brunnen, und schwerlich möchte es ihm vortheilhaft seyn, den Gegenstand in näherer Beziehung, etwa in einem allegorischen Sinne, aufzufassen.

In der That sind es nur zwei weibliche Charaktere in einem Gegensatze, der sich nach einer gewissen Naturnothwendigkeit in der Wirklichkeit und bei den Dichtern oft wiederholt. Die eine offen, feurig, begeistert, die andere bescheiden, schweigsam, sinnig. Wie aber dieser Gegensatz im Leben in unzähligen Färbungen erscheint, so erhält er auch hier seine Bedeutung durch eine eigenthümliche Auffassung.

Der gemeinsame Charakter beider ist ein Zug der Milde, der Befriedigung und heiteren Ergebung, welcher auch jene lebendigere Gestalt zu einer mehr sanften als glänzenden Erscheinung macht, und während allerdings auch in der Kleidung und den Umgebungen der Gegensatz auf künstlerische Weise durchgeführt ist, so ist doch dieser Geist der Einheit und Ruhe das Vorherrschende. Aus der lieblichen Gruppe, aus der freien, lachenden Landschaft, aus der ganzen Erscheinung dringt es wie ein harmonischer Ton hervor, der in die Seele des Beschauers übergeht und auch ihn zu heiterer Ruhe stimmt.

Es ist der Ton der Natur, der nicht durch die Nachahmung ihrer einzelnen Gestalten entsteht, sondern durch die unbefangene liebevolle Hingebung der Seele, welche, wie sie den Glücklichen und Frommen bezeichnet, so auch dem bildenden Künstler nicht fehlen darf.

Durch diesen Geist plastischer Ruhe ist dies zweite Bild mit jenem ersten, so verschieden sonst der Inhalt und Ausdruck beider ist, verwandt, und wir dürfen daher hoffen, daß es an dem allgemeinen Beifall, den jenes erhalten, auch Theil nehmen wird.

Nicht bloß die Arbeiten dieses jungen Künstlers selbst, sondern auch der große Erfolg, den sie überall finden, sind ein erfreuliches Zeichen für den Zweck, zu dem unser Verein sich bekennt, für die Förderung der bildenden Kunst. Denn der Geist der Ruhe, welchen sie athmen, ist das Lebenselement dieser Kunst, und gerade er schien unserer sonst so reich begabten Zeit zu fehlen.

Im vorigen Jahrhundert wiederholte man es gern, daß die Kunst immer nur durch die Künstler gestiegen oder gefallen sey; aber die Erfahrung jener Zeit selbst hat das Gegentheil gelehrt. Die Kunst steigt und fällt durch den Geist der Zeit. Sie ist immer ein treues Spiegelbild der Sitte, und von dieser hängt es ab, ob sie ihre höhere Blüthe erlangen soll. Die Jahrhunderte, in denen

eine mönchisch-ascetische oder eine puritanisch-strenge Moral vorherrscht, und die, in welchen eine laxe Casuistik der Sinnlichkeit schmeichelt, sind für die bildende Kunst gleich ungünstig. Sie gedeiht nur dann, wenn die Sitte weder die sinnliche Natur flieht noch heimlich mit ihr buhlt, sondern in heiterm, unbefangenem Wechselverkehr mit ihr lebt.

So war die Sitte der alten Welt, so die der christlichen Völker des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, aber freilich war sie bei beiden sehr verschieden, und sehr verschieden daher auch die Gestalt der Kunst. Unsere Zeit hat sich seit den letzten vier oder fünf Decennien der Natur und dadurch der Sitte jener Zeiten wieder sehr genähert, und so weit dies der Fall war, belebte sich auch die Kunst wieder mehr. Allein zugleich machte das, was die Gegenwart von jenen frühern Perioden unterschied, die Hoffnung auf eine bleibende Kunstblüthe sehr unsicher. Es war der Geist des höchstgesteigerten Selbstgefühls der Einzelnen, der Willkühr und Absichtlichkeit, der sich in sonderbarem Kontraste neben dem wieder erwachenden Gemeinsinne überall auf grelle und störende Weise hervordrängte und den Kampf erzeugte, der unsere Zeit charakterisirt.

Auch in der Kunst entstand ein solcher Kampf, denn dieser Geist des Eigenwillens scheuet die Selbstverläugnung, die mit der ruhigen Hingebung an den Gegenstand und die Natur verbunden ist, und sucht daher in die bildende Kunst so viel wie möglich von dem mehr bewegten, selbstbewußten Wesen der Dichtkunst einzuführen, ohne zu ahnen, daß dadurch die eigenthümliche Poesie des Bildes, in welcher seine Schönheit und seine sittliche Kraft besteht, zerstört wird. Dies Bestreben zeigte sich nicht selten in den Werken selbst durch die Wahl eines Gegenstandes von mehr poetischer als malerischer Schönheit, oder doch durch das Hervorheben scharfer, bewegter Motive. Noch allgemeiner aber als bei den Künstlern, die durch die innere Konsequenz des Talents und durch das Stoffartige ihrer Kunst mehr oder minder davon abgehalten wurden, war es im Publikum verbreitet, und namentlich in den öffentlichen Urtheilen hörte man immer nur das Bewegte und mehr Poetische herausheben. Die recht Wohlwollenden unter den Wortführern wußten sogar in den Bildern, die bloß das Verdienst einfacher Naturtreue hatten, solche Beziehungen aufzufinden. So war also selbst bei großer Empfänglichkeit für die Schönheit der bildenden Kunst, jener feindliche Geist mächtig, und es fragte sich, für welches die Zeit endlich entscheiden werde. Und freilich ist diese Frage noch jetzt nicht gelöst. Gewiß siegt das, welchem der Geist der Zeit am meisten innerlich geneigt ist. Aber nur den Geist der Vergangenheit kennen wir gewiß, die Gegenwart bleibt uns zweifelhaft, weil wir selbst darin befangen sind.

Indessen liegt in dem Entwickelungsgange der Kunst eine gewisse Stätigkeit, und aus der Richtung, die sie in ihrem, wenn auch kurzen Bestehen in unsern Tagen genommen hat, können wir schließen, ob sie ferner zum Ziele hinführen wird. Nicht bloß ihr erstes Entstehen geht aus einer ihr entsprechenden Sitte hervor, sondern auch ihre fernere Entwickelung ist nicht unabhängig von dieser, obgleich sie selbstständig scheint. So lange der künstlerische Natursinn nur leise auftritt, in Landschaften und ähnlichen Gattungen, wo die Treue noch die Gestalt der Nachahmung hat, bleibt sein Verhältniß zum innern Geiste der Zeit zweifelhaft. Wenn er sich aber in das sittliche Gebiet erhebt und auch hier ganz jenen Sinn der ruhigen Hingebung zur Natur behält, dann muß es sich entscheiden, ob das innere sittliche Gefühl ihm verwandt ist. Der Geist der Zeit duldet, wie der organische Körper, nichts Fremdes; was er nicht abstößt, sondern mit Wärme empfängt, das wirkt in seinem Innern; auch die Kunst bleibt daher nicht wirkungslos, sondern, wenn sie verstanden wird, übt und kräftiget sie die ihr verwandten Regungen des sittlichen Gefühls.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über einige bisher nicht bekannte Werke des Florentiner Malers Niccolo Petri.

(Beschluß.)

Die Malereien in Florenz, welche ich unbedingt für die Arbeiten Niccolos halte, befinden sich in der Sacristei von Sta Croce, Eingangs an der rechten Seitenwand. Sie sind vortrefflich erhalten und gewähren mit ihren lichten kräftigen Farben und den reichen Verzierungen einen sehr angenehmen Anblick, wenn schon zu keiner Zeit ihre Wirkung durchaus ergreifend seyn konnte. Die Darstellungen umfassen in vier Bildern den gewöhnlichen Cyklus der Passion, Kreuztragung, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt. Die Anordnung geht von der Linken zur Rechten und stellt das letzte Bild in den obersten dreieckigen Raum, unter dem das Quadrat in drei Theile für die übrigen drei Bilder getheilt ist. Die Vergleichung mit den Pisaner Arbeiten drängt sich sogleich auf und hier dürfte man nicht zweifeln, daß sie früher sind. Unausgebildet, obschon in bestimmter Andeutung, liegen alle Motive, wodurch die Passion im Capitelsaale Eindruck macht, da, und wir werden in den Stand gesetzt, das Eigenthümliche des Meisters, die Richtung seines Gemüthes und Talentes nur um so bestimmter kennen zu lernen. Ein entschiedener Ernst der Auffassung, der ihm nicht erlaubt, von seinem Gegenstand abzuweichen oder eine neue, wohl gar entgegengesetzte Empfindung in die

einmal angeregte Stimmung zu bringen, unterscheidet ihn von einem großen Theil seiner Zeitgenossen und Vorgänger, die, wenn sie sich einmal mit der Hauptsache abgefunden, den etwa übrigen Raum zu anderweitigen gefälligen Zwecken, zu Gruppen aus dem Leben und dergl. benutzten, ein Brauch, der später verderblich genug auf die Entwickelung der Kunst im Allgemeinen eingewirkt. Das Talent betreffend, so gelang es dem Niccolo besser als seinen Zeitgenossen, in scharf umschriebenen Zügen Individualitäten aus dem Leben aufzufassen, ohne zum Portrait seine Zuflucht zu nehmen, und — bei seiner Gabe, die Stimmung im Ganzen festzuhalten — wirkt die Mannichfaltigkeit der Charaktere höchst wohlthätig. Nur nebenher gedenke ich seines richtigen Farbensinnes, und seiner anmuthigen Weise zu coloriren, in der er jedoch von Andern, z. B. dem Agnolo Gaddi übertroffen wird.

Die Anordnung des ersten Bildes, der Kreuztragung, gleicht ganz der in Pisa: Christus, halb gebogen unter der Kreuzeslast, wendet sich nach der rechten Seite den nachfolgenden Frauen zu, denen durch einen Kriegsknecht das Weitergehen verwehrt wird. Die Gesichtszüge haben nicht die Schönheit, durch die die Frauen im Pisaner Bilde sich auszeichnen, und die Stärke des Gefühls ist mehr noch in der allgemeinen Haltung, vorzüglich bei der, mit beiden nach oben geöffneten Händen und mit weit vorgestrecktem Oberkörper nach Christus verlangenden Mutter, ausgedrückt. Der Kreuzesbalken, der in Pisa hoch in die Luft hinausreicht, durchschneidet hier in fast horizontaler Richtung das Bild; die Physiognomien der Juden und Kriegsknechte darüber sind zwar schwächer, doch dieselben, die wir aus der andern Arbeit kennen; auch sie scheint derselbe Schauer zu fesseln, dieselbe Angst vorwärts zu treiben. Nirgend eine abweichende Gemüthsstimmung, kein Zorn, kein Spott, keine frevelnde Schadenfreude noch was man auf ähnlichen Darstellungen zu sehen gewohnt ist, und erscheint mir diese Auffassung als dem Niccolo besonders eigen. Selbst der Kriegsknecht, den wir gewöhnlich den ermattenden Christus mit empörender Roheit vorwärts drängen sehen, faßt hier, die Last erleichternd, mit der einen Hand unter das Kreuz, während die andere die angedeutete Bewegung des Forttreibens auszuführen sich scheut.

Weder diese noch eine der frühern Darstellungen geben einen Fingerzeig über den Meister, in dessen Schule Niccolo sich gebildet, man erkennt nur die Nachfolge Giottos in gerader Linie.

Das zweite oder Mittel-Bild ist eine Kreuzigung, oder vielmehr ein Christus am Kreuz, an dessen Fuß man zwei Marien und Johannes zur Linken, drei neuere Heilige, darunter den heiligen Ludwig, zur Rechten sieht. Diese Arbeit trägt nicht das Gepräge des Niccolo, und wenn es nicht grad unmöglich ist, daß sie von seiner Hand herrührt, so würde mich's doch durchaus nicht überraschen, wenn ihr Alter um 20 bis 30 Jahre früher urkundlich festgestellt würde. In der Sakristei Ognissanti ist ein ähnlicher Cruzifixus mit Heiligen an die Wand gemalt, und ich finde in beiden eine sehr große Uebereinstimmung. In Sta Croce befindet das genannte Bild sich grad über einer Thüre, und es ist nicht undenklich, daß es früher allein gemalt und erst später Beweggrund zur erweiterten Darstellung der Passion wurde. Dafür spricht auch noch dies, daß Niccolo für einen wirklichen Cyklus der Passion eine mehr geschichtliche Anordnung des Mittelbildes getroffen haben dürfte.

Im dritten Bilde, der Auferstehung, tritt der eigenthümliche Sinn Niccolos kräftig auf. Die Entschiedenheit der Empfindung läßt ihn hier den Sieg über den Tod, und die Befreiung des Gesalbten des Herrn mit einer solchen Gewalt und Majestät vorstellen, daß darüber hinaus in dieser Auffassungsweise keine vollendetere Darstellung möglich, und die Abänderung im Pisaner Bilde, aus einem aufschwebenden Heiland in einen aufstehenden gewiß bei ihm nur räumlich bedingt war. Christus schwebt, die Rechte erhoben, mit der Linken die Kreuzesfahne haltend, über dem geöffneten Sarkophag; zerstreut und zerschlagen liegen die Kriegsknechte am Boden, ein Chor von Engeln, je drei von jeder Seite, umgeben anbetend und lobsingend den Auferstandenen. Ich will nicht sagen, daß die andere Weise der Darstellung die That selbst nicht besser bezeichne, aber gewiß ist, daß die im Florentiner Bilde, würde sie durch eine vollendete Ausführung unterstützt, ganz die Wirkung einer erhabnen Kirchenmusik machen müßte. Wenn übrigens grade in Nebensachen die Künstler ihre Eigenheiten unwillkührlich walten lassen, während bei dem Hauptsächlichen sie mehr nach einem Allgemeingültigen ringen, so dürfte die Landschaft in diesem, wie die Häuser im Bilde der Kreuztragung, vor Allem aber die den Engeln anhängenden Wolkenflocken als Monogramm des Meisters gelten.

Die Himmelfahrt ist in den sehr ungünstigen obern Raum eines ganz flachen Dreiecks gezwungen; doch hat sich der Meister zu helfen gewußt. Christi Gestalt steht schwebend in der Mitte, zu beiden Seiten kniet Maria und die Apostel, und die beiden Engel, deren in der Apostelgeschichte Erwähnung geschieht, sind, wie in Pisa, unter beide Partheien vertheilt, nur daß Einer von ihnen hier sich mit in's Knie gelassen, und zwar derjenige, nach dessen Rede Johannes sich umwendet, ein Motiv, welches in Pisa gleichfalls wiederkehrt. Die Gemälde sind von breiten Verzierungen in dem antik-romantischen Geschmack umgeben, in welche, in damals üblicher Weise, die Bilder einzelner Propheten, Sibyllen und anderer Heiligen eingeflochten sind. Unmittelbar unter dem



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 1. 1. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

1) England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer, Parlamentsglied und Verfasser des Pelham &c. Uebersezt von Louis Lax. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Wie von einem unsichtbaren Magnet fortgezogen, läuft alles jezt der Politik nach. Die Schusterjungen verlangen Reform und der alte Seekönig muß über diese „sehr jungen Rathgeber“ nicht nur lächeln, sondern ihnen sogar nachgeben. Daß einem so gewaltigen Zuge der Zeit auch die Poeten folgen, ist nicht zu verwundern, denn die Poeten waren immer etwas elastisch, für alle Eindrücke empfänglich und ehrgeizig genug, um da mitzusprechen, wo man nicht mitsingen konnte. Walter Scott hielt gewiß viel auf seinen Dichterruhm, doch schien es ihm noch mehr zu schmeicheln, wenn man ihn für einen Aristokraten hielt. Bulwer ahmt ihn nach, obgleich in entgegengesezter Richtung. Der berühmte Romandichter tritt als Parlamentsglied auf, liest allen Partheien den Text und gibt nicht undeutlich zu verstehn, daß er es für möglich halte, wenn man sich seiner Führung überlassen wolle, der Thiers von England zu werden. Nichts kann liebenswürdiger seyn, als die Art, mit welcher Bulwer sich über die Tiefe und Klarheit seiner politischen Ansichten selbst zu verwundern scheint.

Man sollte meinen, Herr Bulwer sey ein Deutscher, denn er rühmt sich, keiner Parthei anzugehören. Inzwischen ist dies — was in Deutschland so äußerst unbedenklich wäre — in England originell und keineswegs unwichtig. Sehr richtig sagt Bulwer, bisher sey kein Plebejer in England aufgekommen, ohne sogleich ein Renegat seines Standes und wüthender Patricier zu werden. „Die höchsten Aemter stehen jezt Jedermann, ohne Rücksicht auf Stammbaum und Ahnen, offen, aber Einflüsse, welche stärker als Geseze sind, haben es dahin gebracht, daß diese Aemter nur mit Hülfe eines oder des andern Theils der Aristokratie erworben werden können. Daher sehen wir täglich Männer, die aus dem Volke hervorgegangen sind, in hohen Würden, ohne daß diese die erlangte Gewalt zu Gunsten des Volkes verwendeten. Ja es muß bemerkt werden, daß selbst unter den Juristen, welche doch meistens die ersten Schritte zu ihrer Beförderung ihren eigenen Talenten und ihrer Ausdauer verdanken, obgleich sie für den Gipfel der Ehren sich nach oligarchischer Begünstigung umsehen müssen, daß selbst bei ihnen, wie dies bei einem Scott oder Sugden der Fall ist, der niedrigste Plebejer von Geburt, sobald er zu einiger Wichtigkeit gelangt, sogleich in der Politik der bitterste Aristokrat wird. — So hat die englische Aristokratie, weil sie keine strenge Abgränzung, wie der deutsche Adel, um ihren Stand aufgeführt hat,

ihren moralischen Einfluß durch die ganze Gesellschaft ausgedehnt und man kann so ihren Stand, wie die Stadt der Lacedämonier, um so sicherer durch innere Kraft nennen, weil sie alle gewöhnlichen Befestigungen verschmäht hat. Aus dieser Vermischung der höchsten Aristokratie mit den untergeordneten Klassen der Gesellschaft entspringen in diesem Lande bei weitem schärfere und zahlreichere Grade des Rangs, als in irgend einem andern Lande. Sie sehen die beiden Herren dort — an Geburt, Vermögen, Gütern sind sie ganz gleich — und doch haben sie keineswegs gleichen Rang; der eine blickt auf den andern, als ob er unbestreitbar unter ihm stände. Wollen Sie wissen warum? Er hat vornehmere Konnexionen. Auch haben Konnexionen nicht etwa nur einen idealen, sondern einen sehr positiven Werth. Das Bekanntschaftswesen bringt auch seine Ehren; nächst dem Glück mit Großen verwandt zu seyn, kommt das, die Großen zu kennen: und selbst die Frau eines Bürgersmannes, welche ihr Haus voller anständiger Leute hat, hält sich, und wird von Andern stillschweigend höhern Rangs gehalten, als die, welche, wenn schon von besserer Geburt und größerem Vermögen, dem Vermögen und der Geburt Anderer nicht so fleißig den Hof macht; die eine Frau hat nur ihren eigenen achtbaren Rang aufzuzeigen, aber die andere reflektirt den höhern Rang jeder Herzogin, welche in ihrem Visitenkartenrahmen glänzt. Diese mystischen, in einander spielenden und mannichfaltigen Schattirungen der Abstufungen; diese schillernden Färbungen der Gesellschaft bringen die Wirkung hervor, daß die Leute keine genaue und bestimmte Stellung haben; daß sie durch bloße Bekanntschaften steigen und auf Bessere herabsehen können; daß während der durch Verstand oder Einfluß gewonnene Rang nur wenigen offen ist, der Rang, welcher durch die vornehme Welt erlangt werden kann, irrig allen offen scheint. Daher zuerst jenes ewige Wetteifern unter einander, daher jene Prunklust, jene Nachahmungssucht, welche unsere Landsleute beiderlei Geschlechts bezeichnet. Diese von Fremden so gleichmäßig beobachteten Eigenschaften sind noch nie auf ihren wahren Ursprung zurückgeführt worden. Es ist mir, denke ich, gelungen, ihre Ursache als nationnelle Charakteristik der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres aristokratischen Einflusses aufzustellen. Da Reichthum die Verbindung mit Adeligen und ihre Achtung erwirbt, so wird Reichthum selbst da erheuchelt, wo er nicht ist; und da Modeton, welcher eine Schöpfung der Aristokratie ist, nur durch Nachahmung der Modewelt erlangt werden kann, so sucht einer dem andern ähnlich zu werden und hofft die gute Meinung anderer zu gewinnen, indem er auf eigene Meinungs-Unabhängigkeit verzichtet. Und daher entspringt auch der vorstechende Zug in unserm Nationalcharakter, unsere Zurückhaltung, jener Stolz, bei weitem mehr der Ausdruck von Mißvergnügen, als von Würde, der von unseren Gästen vom Kontinent mit Verdruß und Verwunderung betrachtet wird, und sprichwörtlich geworden ist. Da Niemand in der Gesellschaft einen festen Standpunkt, außer dem ganz Großen besitzt, (in dem meistentheils diese Charakterzüge verschwinden) so wird man bei jeder Annäherung zu einem, der scheinbar unseres Gleichen ist, sich entweder durch eine Bekanntschaft herabsetzen, die durchaus der fingirten, einmal für ehrenwerth gehaltenen Vorzüge entbehrt, oder man wird andererseits seinen Stolz der Kränkung oder Zurückstoßung eines Mannes Preis geben, der aus Gründen, die man unmöglich zu entdecken vermag, seine Stellung bei weitem unzweideutiger findet, als unsere eigene. La Bruyere bemerkt, daß, da der Rang der ledigen Leute weniger feststehe, als der der Verheiratheten, da jene sich noch durch eine Verbindung aufschwingen können, dieselben in der Gesellschaft gewöhnlich einen Grad höher gestellt würden, als sie von Rechtswegen verlangen können. Ein anderer französischer Schriftsteller hat bei einem Kommentar über diese Stelle bemerkt, daß dies Ein Grund sey, warum die ledigen Personen in der feinen Gesellschaft gewöhnlich weniger wahre Würde und mehr künstliche Anmaßung besäßen, als die Verheiratheten: sie affektiren einen eingebildeten Standpunkt. Bei uns sind alle Klassen wie die Junggesellen La Bruyeres: alle streben nach irgend einem ideellen Standpunkte, eine Stufe über der übrigen, und handeln gemäß der Würde dieses chimärischen Barataria. Der geistreiche Verfasser des Opium-Essers sagt, daß die Familie eines Bischofs sich meist durch ihren Stolz auszeichne. Das rührt daher, weil die Familie eines Bischofs eine zweideutige Stellung hat und immer fürchten muß, daß man sie nicht hoch genug anschlägt: ein Bischof gehört zur Aristokratie, aber seine Familie zur Gentry. So auch sind natürliche Söhne bekannt wegen ihrer Anmaßung und ihres Hochmuths — die Ursache ist dieselbe."

Bulwer kämpft gegen diesen aristokratischen Einfluß und Geist, und will ihn aus den Sitten, aus der Gesellschaft verbannen. Das ist ganz etwas Anderes, als die Opposition radikaler Plebejer gegen die politische Aristokratie, und eben das macht das Buch merkwürdig und zu einem Zeichen der Zeit. Bulwer hat nichts mit den Hunts oder Cobbets gemein, er gehört der Gentry an, er ist einer der feinsten Köpfe, einer der zartsinnigsten Dichter Englands. Auch ist seine Opposition keine bloß poetische, weltverachtende, göttliche oder diabolische oder Beides zugleich, wie die des Lord Byron, sondern es ist eine ganz verständige bürgerliche Opposition eines Parlamentsglieds. Die poetische Opposition kennt und definirt er sehr gut: „Aus dem Ton der Gesellschaft,

welchen ich zu beschreiben versucht habe, enspringt eines unserer tiefsten Nationalgefühle, jene vage, unbestimmte Melancholie, welche zum Theil philosophisch, zum Theil poetisch ist, jenes trübe und tiefe Gefühl, welches sich nur im englischen und deutschen Charakter findet, und in beiden Nationen aus denselben Ursachen hervorgeht; es ist das Resultat eines regen, in einen schalen, geistlosen Kreis gebannten Sinnes. (In den kleinen Städten Deutschlands bietet die Gesellschaft, wenn sie auch unterrichteter ist, als in England, doch auch nicht mehr Reiz.) Eine Geistesermattung überschleicht uns, und die Flachheit der Welt bringt fast dasselbe moralische Ergebniß hervor, als die Nichtigkeit des Wissens. Daher kömmt bei den Geistvollern unserer Gentry jene rastlose und flüchtige Reiselust. Unbefriedigte Sehnsucht, welche sie nicht ergründen, drängt sie, dem nüchternen und unerquicklichen Leben ihrer Heimath zu entrinnen. Bei keinem Volke findet man so viele Beispiele von unzufriedenen Reichen. Diese, für den, der sie besitzt, so unglückliche Gemüthsstimmung ist der Poesie nicht ungünstig, und gibt, wenn auch aus den kleinlichsten Gründen entspringend, doch oft dem Charakter etwas Interessantes und Edles. Aber sie beschränkt sich hauptsächlich auf die Jugend; nach einem gewissen Alter entwachsen wir ihr; die Seele gewöhnt sich an diese Tretmühle und geht mechanisch ihren Gang fort, den sie mit Widerwillen begonnen hat."

Bulwers Ansicht über den Einfluß der englischen Aristokratie ist in folgenden Auseinandersetzungen am klarsten ausgesprochen: „In allen Staaten ist irgend ein vorherrschender Einfluß, entweder ein monarchischer, oder priesterlicher, oder populärer, oder aristokratischer. Was ist es aber für ein Einfluß, dessen Vorherrschen ich in den vorigen Abschnitten dieses Werkes nachgewiesen habe; der den Nationalcharakter färbt, jede Abstufung unseres socialen Systems durchdringt, unser Unterrichtswesen beherrscht, unsere Religion leitet, auf unsere Literatur, unsere Philosophie, unsere Wissenschaft, und Künste wirkt? Ihr antwortet schnell, der aristokratische. Und so ist es auch. Nun aber seht, wie einige eurer (vielleicht) unüberlegten Freunde auf die Nachtheile einer Monarchie und die Fehler einer Staatsreligion hindeuten — hier, sagen sie, liege der Einfluß, der eurem Wohle im Wege stehe. Ihr erkennt aber aus der Untersuchung, welche wir vorgenommen haben, daß dies nicht der Fall ist; welcher Art auch die Fehler in einem Theile unseres moralischen, socialen, oder intellektuellen Systems seyn mögen, so haben wir die Ursachen dieser Fehler nicht in dem monarchischen Einflusse gefunden. Ich gebe zu, daß wir in gewisser Beziehung (aber auch hierin nur als Folge einer schlechten Anordnung) uns in etwas über gewisse Einflüsse der gesetzlichen Kirche zu beklagen haben. Zehnten sind schlimme Liebesboten zwischen unsern Hirten und uns; aber da wir in Begriff sind, statt derselben eine bessere Einrichtung zu treffen, so wollen wir kein Wort mehr über diesen alten Beschwerdepunkt verlieren: wir wollen, nach gut englischer Weise, sobald das Uebel abgeschafft ist, vergeben und vergessen. Die Sitten des gutsherrlichen Patronats in der Kirche, welche die Selensorge zu einer Versorgung für jüngere Söhne macht, gibt uns, wie ich bereits zu beweisen gesucht habe, eine Menge fauler und nutzloser Priester. Aber man sieht, daß dies nicht die nothwendige Folge der gesetzlichen Kirche selbst, sondern nur des aristokratischen Einflusses ist, welcher auf die Kirche wirkt: eben so wie an den großen Ausgaben, welche wir uns aufgeladen haben, nicht das Repräsentativsystem, sondern die Aristokratie Schuld ist, welche das System verdorben hat. Darin, daß in jeden Winkel der Insel eingedrungen, jedes Dorf von den Werkzeugen der Civilisation kolonisirt wird, Schulen gegründet, die Gutsherren aufgeklärt, der moralische Charakter und die geistige Tendenz der Dissenters unbewußt geleitet, die düsteren Exzesse des Fanatismus bis zu einer gewissen Ausdehnung niedergehalten werden, darin erkennt man die wiedergutmachenden Wirkungen einer gesetzlichen Kirche, welche, wie wir gestehen müssen, deren Mißbräuche zehnfach ersetzen, und welche selbst die aristokratischen Verschlechterungen nicht zu vernichten vermocht haben. Nicht also gegen eine Monarchie, oder eine Staatsreligion ziemt es uns, meine Freunde, als denkenden und unbefangenen Männern, den Liberalismus unserer Zeit zu richten, sondern vielmehr gegen die eigenthümliche, alles durchdringende Organisation des aristokratischen Geistes. Es ist von Wichtigkeit für uns, daß wir dies gehörig einsehen, und vollständig anerkennen. Das ist der erste Grundsatz, den wir fest halten müssen, wenn wir nicht im Dunkeln uns mit eingebildeten Dieben herumschlagen wollen, während die wahren Schelme uns ungestraft ausplündern. Unter uns, ich finde, daß ein großer Theil der Aristokraten selbst bereit ist, bei jeder Gelegenheit den Vorwurf wegen ihren eigenen Uebelthaten auf den König oder die armen Bischöfe abzuwälzen; hütet euch vor ihnen! — Wenn wir den Nationalcharakter und unser vielseitiges sociales System untersuchen, finden wir nicht, daß der monarchische Einfluß verderblich ist; ja ich möchte weiter gehen und sagen, daß der Monarch der wirksamste Rückhalt gegen die antipopulären Interessen ist. Blicken wir auf unsere neuere Geschichte! Hat nicht bei allen politischen Maßregeln der König des Volkes Parthei genommen? Die Uebereinstimmung zweier gesetzgebender Zweige — des exekutorischen und des repräsentativen — hat die widerstrebende Einwilligung der erblichen Kammer gezwungen. Welches Interesse hat auch ein Monarch an der Fortdauer von Mißbräuchen? Er

hat nicht, wie die Aristokratie, bei Konzessionen zum Vortheil des Volkes etwas zu verlieren. Was liegt ihm an Beibehaltung der Jagd- und Korngesetze — der Korporationen und Monopole, oder der ausgedehnten und komplizirten Verzweigungen, aus welchen der aristokratische Nepotismus einen Wald von Unheil vermittelst einer einzigen Banyane gezogen hat? Ein glückliches Volk gibt einen mächtigen König, aber einen schwachen Adel. Nein, meine Freunde, nein — ein König gewinnt nichts, wenn er das Volk arm macht; wohl aber hat jeder Lord eine Hypotheke einzulösen, oder einen jüngern Sohn zu versorgen, und der Aristokratie also, nicht dem Könige, bringt das verdorbene System Gewinn. — In Wahrheit, meine Freunde, alle diese alten Beweise für die Nothwendigkeit einer mächtigen Aristokratie, die den König auf der einen und das Volk auf der andern Seite beschränke, sind jezt nicht mehr anzuwenden. Die beschränkende Macht ist nicht mehr damit zufrieden, bloß eine Schranke zu bilden; sie ist wie die See, die überall weiterdringt, wo sie nicht zurückgeht; wir haben bereits gesehen, wie sie jeden Einfluß, der sich ihr hätte entgegenstellen sollen, durchdrungen und überschwemmt hat. — Ihr könnt, wenn ihr wollt, das Oberhaus wegjagen, ihr könnt die Titel abschaffen, ein Freudenfeuer aus Grafenkronen und Hermelinmänteln machen, aber troz eurer Mühe würde die Aristokratie eben so stark bleiben, als früher. Denn ihre Macht liegt nicht in den Gobelins des Oberhauses, nicht in einem scharlachenen Wollsack, nicht in Bändern und Sternen, Goldreifen und Titeln: ihre Macht, meine Freunde, liegt in euch selbst, liegt in dem aristokratischen Geiste, und der Sympathie, von der ihr alle durchdrungen seyd. In eurer Brust liegt, während ihr nach populären Maßregeln strebt, doch eine ehrfurchtsvolle Meinung von der Trefflichkeit aristokratischer Geschäftsführer; ihr haltet nur die reichern Leute für „respektabel;" ihr habt einen hohen Begriff von dem Stande; ihr haltet den Mann für vorzüglich, der nicht in Tugend und Verstand, sondern in den Lebensgütern über seinen Nebenmenschen steht. Der ausgezeichnetste eurer Repräsentanten rühmt sich gewöhnlich, „daß er seinen Stand nur seines Vaters Industrie als Wollspinner zu danken habe; ihr bewundert ihn, wenn er das sagt; vor wenigen Wochen noch, als er jene Ruhmrede äußerte, erscholl euer Beifallsgeschrei durch die Luft, ihr glaubtet, die Rede sey demokratisch und aus Liebe zur Wahrheit gemeint. Gerade das Gegentheil war sie, sie war aristokratisch (obgleich in einem gemeinen Style der Aristokratie) und ganz falsch. Er verdankt seinen Stand der Wollspinnerei! Seht ihr denn nicht, daß dieß einen Geldstolz in sich schließt, eine Aristokratie, die noch viel schlimmer ist, als der Geburtsstolz. Er verdankt seinen Stolz der Wollspinnerei! Wenn Jemand das bloß so hinsagt, so sehe ich nicht, was man sich dessen zu rühmen habe, was im Geschäft des Wollspinnens so Edles liegt! Aber euer Repräsentant meinte es anders, nämlich, daß die Industrie seines Vaters, ein ungeheures Vermögen zusammenzubringen, lobenswerth, und daß er deßhalb stolz darauf sey; und ihr, meine Freunde, die ihr größtentheils beschäftigt seyd, Geld zu verdienen, seyd sehr geeignet, über das Kompliment entzückt zu seyn. Aber Erfolg im Geldsammeln ist eine armselige Tugend in den Augen derer, welche höhere Begriffe von Moralität haben; es verträgt sich mit den gemeinsten Lastern, mit knechtischem Sinn, mit Geiz, Hinterlist und Uebervortheilung. Ja, es verträgt sich nicht bloß mit diesen Eigenschaften, sie sind es eben, vermittelst deren gewöhnlich das große Vermögen erworben wird. Ohne Zweifel waren dieß nicht die Fehler des Vaters jenes Repräsentanten. Ich weiß nichts über diesen jezt verstorbenen Herrn; er stand in großem Rufe; er mag jede mögliche Tugend gehabt haben, ich will das Alles gerne zugeben, aber ich halte mich nur an den Punkt, daß Sir R. Peel nur mit der Einen Tugend prahlte, nämlich der, Geld zu erwerben. Wenn dies ein aristokratischer Stolz war, wenn dies einen armseligen Begriff von Moralität verrieth, so ist es auch auf der andern Seite gar nicht einmal wahr. Und euer Repräsentant muß es gewußt haben, als er es aussprach. Es ist nicht wahr, daß dieser ausgezeichnete Mann seine Stellung in der Welt seines Vaters Industrie verdankt; es ist nicht wahr, daß Wollspinnen etwas damit zu schaffen hat: er verdankt seine Stellung seinen eigenen Talenten, seiner eigenen Beredtsamkeit, seiner eigenen Ausdauer. Das sind Eigenschaften, auf die man stolz seyn kann, auf sie kann ein großer Mann mit edler Bescheidenheit hinweisen, aber euch zu Gefallen, meine theuern Freunde, spricht der verschlagene Redner nur von dem το καλον des Wollspinnens, von dem το πρεπον des Gelderwerbes. Glaubt mir also, daß, wenn ihr morgen eine Republik einrichtet, es eine aristokratische Republik werden wird; und obgleich es eben so schlimm seyn würde; wenn es eine Aristokratie von Krämern, als wenn es eine Aristokratie von Adeligen wäre, so glaube ich doch, daß im Ganzen es eine Aristokratie seyn würde, die der jetzigen bedeutend gleichen dürfte (nur ohne die Beschränkungen, welche jezt die königliche Prärogative ausübt.)"

Dies sind inhaltschwere Worte. Aber durch welche Mittel will der Verfasser diesen bösen Dämon der Geldehre bannen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 2. 3. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

1) *England und die Engländer.* Von Edward Lytton Bulwer, Parlamentsglied und Verfasser des Pelham ꝛc. Uebersezt von Louis Lax. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

(Beschluß.)

Es klingt fast komisch, wenn Bulwer einige Hoffnung auf eine moralische Emancipation des Parlaments, etwa unter den Auspicien seines eignen poetischen Geistes durchblicken läßt. „Es ist kein Wunder, meine Freunde, daß ihr über das Schweigen und den Mangel an Energie bei euren unabhängigen Mitgliedern klagt; es müßten in der That trozige Geister, wahre Molochs seyn, die so großen Hindernissen widerstehen könnten. Verlaßt euch darauf, entschließen sich die unabhängigen Mitglieder einmal, zusammenzuhalten, so werden sie, was Energie und Sprache betrifft, euch nicht mehr mißfallen. Was mich angeht, so habe ich, ist diese Parthei erst gehörig gebildet, große Hoffnung, daß der Strom sich klar genug aus der schlammigen Quelle herausarbeiten, und daß euer reformirtes Parlament, welches jezt euch nicht genügt, in ein paar Jahren euch hinreichend befriedigen wird.“

Inzwischen vergißt er nicht, daß durch Erziehung viel geschehn kann, und darum legt er großen Werth auf eine Reform des Unterrichts in England. Die gelehrten Schulen schildert er als die entartetesten Institute der Aristokratie. „Der größere Theil der Knaben in einem Gymnasien besteht nämlich aus den Söhnen der — was man sagen kann — kleinern Aristokratie, aus Söhnen von Landedelleuten, reichen Kaufleuten, wohlhabenden Advokaten, von Leuten, die zu den bürgerlichen Eigenthümern des Landes gehören; der geringste Theil sind die Söhne von Staatsmännern und Pairs. Nun aber denkt jeder Vater von den ersteren Klassen innerlich an die Vortheile der Bekanntschaften und Konnexionen, welche sein Sohn durch sein Zusammenleben mit denen der leztern Klassen erringen wird. Er blickt über den Nuzen des Unterrichts hinaus — auf die Aussichten in der Welt vorwärts zu kommen. Der Vater des jungen Howard hat zehn Pfründen zu vergeben, der junge Johnsohn kann ein guter Freund des jungen Howard werden, und eine dieser Pfründen erhalten. So denkt der alte Johnson, wenn er für das Griechische bezahlt, das sein Sohn nie lernen wird. Der junge Cavendish ist der Sohn eines Ministers, wenn der junge Smith sich hervorthut, kann er zu der herrlichsten Konnexion kommen! So sagt der alte Smith, wenn er findet, daß sein Sohn prächtige lateinische Verse macht, obgleich er den Lucian nicht ohne ein Lexikon übersezen kann! Weniger beschränkt, obwohl gleich aristokratisch, sind die Ansichten der Mutter. Mein Sohn ist sehr

intim mit dem kleinen Lord John: er wird, wenn er das Alter hat, in die beste Gesellschaft kommen! Wer weiß, ob er nicht einmal die kleine Lady Maria heirathet!" — Noch schlimmer steht es mit den Universitäten. „Nirgends sind die Abgränzungen der Geburt und des Vermögens so schwach gezeichnet, wie in einer Schule, nirgends so scharf und tief wie auf einer Universität. Der junge Adlige wird mit einem Male von der Seite des jungen Bürgerlichen entrückt: wenn er ausgeht, hat er ein ausgezeichnetes Kostüm an, wenn er speist, sizt er an einem höhern Tische mit den Vorstehern seines Kollegiums, in der Kapelle wendet er sich an seinen Schöpfer, oder liest den Rennkalender in einem besondern Kirchenstuhle. In den meisten Kollegien ist die Disciplin, der er unterworfen ist, verhältnißmäßig schlaff und gelind. Pünktlichkeit bei Vorlesungen und Gebeten ist nicht so durchaus wichtig bei einem „jungen Manne von solchen Hoffnungen." Was das erste betrifft, so haben erbliche Gesetzgeber keinen Unterricht nöthig, was das leztere angeht, so hat die Religion eines Kollegiums keine Verdammung für einen Lord. Ja, in Cambridge sind die Abgränzungen der Stände so scharf, daß der Sohn eines Baronets etwas Eigenthümliches in seiner Kleidung hat, um sich von dem jüngern Sohne eines andern zu unterscheiden, und daß er vermuthlich ein größerer Mann im Kollegium ist, als später sein ganzes Leben lang. Und diese abergläubische Beachtung der socialen Abstufungen hält sich nicht bloß an den Rang; im Kollegium schwingt sich der älteste Sohn plötzlich zu der Wichtigkeit, der Erhebung über seine Brüder auf, welche er später für das Leben beibehält. Es geschieht gewöhnlich, daß der älteste Sohn eines Gentleman von etwa fünf tausend Pfund Einkommen als Mit-Kollegiat und seine Brüder als Pensionär eintreten. Eine bestimmte Auszeichnung in Kleidung, Essen, Bequemlichkeiten, und in einigen Universitäten auch in der Disciplin, zeigt bei Zeiten, welcher Werth auf Reichthum, und nur auf Reichthum gelegt wird; und der jüngere Sohn lernt bis auf den Grund, daß er so und so viel tausend Pfund weniger werth ist, als sein älterer Bruder." — Sodann beklagt sich Bulwer über die einseitige Klassicität des Unterrichts. Latein und Griechisch wird abgehaspelt, ohne die mindeste Berücksichtigung eines höhern Realunterrichts oder wahrer humaner Bildung. „Die aristokratische Welt liebt weder die Geistlichen, noch die Weiber, wenn sie zu viel Lärm machen. Von einem populären Prediger, der auf der Kanzel sich durch seinen Feuereifer für die Seelen seiner Heerde hinreißen ließe, der eine unerwartete Redefigur oder eine zu heftige Gestikulation gebraucht, würde man glauben, daß er die Würde seines Standes schände. — Der Pastor wird seine Predigt beginnen; es ist ein sehr gelehrter Mann; die Leute sagen, er werde in diesen Tagen Bischof werden, denn er hat ein griechisches Trauerspiel herausgegeben, und ist der Erzieher des Lord Glanzreich gewesen. Haben Sie jezt Acht auf ihn; wie eintönig ist seine Stimme, wie kalt sein Wesen, wie gelassen seine Miene!"

Neben diesen jämmerlichen Unterrichtsanstalten für die Aristokratie bestehn noch viel ärmlichere für das gemeine Volk, wenn anders das dafür bestimmte Geld zu keinem der Aristokratie gelegenern Zweck verwendet wird. „Welcher Ueberfluß von Stiftungen! Welche Masse von Ungerechtigkeiten! Es sey mir erlaubt, noch einmal das traurige und gespenstische Beispiel der Pocklington-Schule aus seiner unverdienten Vergessenheit hervorzurufen. Ein Beispiel, das viel erörtert, nie bestritten worden ist! Diese Schule ist reich fundirt; sie ist in Verfall gerathen und ihr Vorsteher hat ein Einkommen von 900 Pfund jährlich! Wie viel Schüler glauben Sie, daß für dies Gehalt unterrichtet wurden? Einer! Nicht mehr als Einer. Wo ist die Schule selbst? Die Schule, Sir? Man hat eine Sägegrube daraus gemacht. Und der Schulmeister? Daß sich's Gott erbarme, er versteckt sich vor seinen Gläubigern! Gerechter Himmel, und ist denn Niemand, der nach diesen schreienden Mißbräuchen sieht? Doch, Sir; die Schulvisitatoren sind der Rektor und die Beamten von St. Johns Kollegium in Cambridge. Wir wollen uns einmal nach Berkhamstead wenden; diese Schule ist reich fundirt; der Schulmeister unterrichtet nur ein Kind und der Unterlehrer wohnt in Hampshire!"

Daher denn die Noth und Verwahrlosung der Armen, die Erziehung vieler Tausende zu Bettlern und Dieben, und die Unmenschlichkeiten in den Fabriken. Dieses Kapitel hat der Verfasser durch Urkunden belegt, die Staunen erregen. Es werden mehrere gerichtliche Aussagen von Knaben vorgelegt, die man im zartesten Alter fast ohne Schlaf zu ununterbrochener harter Arbeit verdammte. Es wird bewiesen, daß der fleißige Arbeiter, bei der großen Ueberhandnahme der Maschinen, weniger verdient, als den gröbsten Verbrecher im Gefängniß zu beköstigen hinreicht, daher der Kerker für so viele Engländer eine Freistätte ist, wo sie wenigstens einen relativen Ueberfluß finden. Die Armengesetze, welche sich vorzugsweise der armen Kinder annehmen, haben zu neuen Mißbräuchen geführt, denn die Erwachsenen spekuliren nun auf das Almosen, das ihre Kinder erhalten, und das vermehrt die Population auf eine unglaubliche Weise. „Auf dem Lande haben die Mädchen erst ein Kind, und dann erst einen Mann. Eine Frau in Swaffham, Norfolk, hatte sieben uneheliche Kinder; sie erhielt zwei Sch. für jedes; wäre sie eine Wittwe mit sieben rechtmäßigen Kindern gewesen, hätte sie vier bis fünf Sch. weniger erhalten. Ein uneheliches Kind ist also für eine Mutter fünf und zwanzig Prozent mehr werth als ein eheliches. Es wird für eine sehr gute Spekulation gehalten, eine

Person zu heirathen, die als Vermögen eins oder zwei Liebespfänder hat."

Gleichwohl rühmt der Verfasser, wie die so sehr verwahrlosten Arbeiter aus eigner guter Natur, aus einem Instinkt des Bessern sich selbst moralisch und intellektuell zu emancipiren trachten. „Die gemeinschaftliche Charakteristik der Werkleute, troß ihrem Elend und den häufig ihnen anklebenden Ausschweifungen, ist die, daß sie nach Höherem begehren, als ihre Lage ihnen bietet. Sie wünschen sich sämmtlich Kenntnisse. Sie gehen in den Branntweinladen, und diskutiren dort über die Elemente der Tugend! In den strengsten Prüfungen des Lebens aufgewachsen, steigt in ihnen eine allgemeine Theilnahme für die Unterdrückten auf. „Ihr Vaterland ist die Welt." Man findet diese Tendenz in allen ihren politischen Theorien; aus der Nacht ihres Elendes stoßen sie das laute Geschrei hervor, welches die Ungerechtigkeit erschreckt. Ihre Stimme gegen das Unrecht in jedem Winkel der Erde erhebt sich zum ersten, und stirbt am lezten; sie machen allein gemeinschaftliche Sache mit dem beraubten Polen — mit Irland, das im Verborgenen unter Dragonaden blutet — mit den Sklaven Jamaikas — mit den Menschenopfern Indostans; wo es Leiden gibt, zieht ihre Erfahrung sie an; und oft tragen ihre, für sie selbst fruchtlosen Anstrengungen dazu bei, die Wage der Welt zu berichtigen. Wie (in dem rührenden arabischen Sprichwort) der Barbier seine Kunst am Gesicht der Waise erlernt, so erwirbt zuweilen die Gesetzgebung ihre Weisheit aus Versuchen mit dem Elend. Gegen den demoralisirten gesellschaftlichen Zustand, welchen ich einem großen Theil der Werkleute zugeschrieben habe, gibt es zwei Mittel, ein physisches und ein moralisches. Wenn man den Körper durch übermäßige, frühzeitige Arbeit niederbeugt, so müssen die Dulder vor der Zeit zu den künstlichen Hülfsmitteln gegen Schwäche ihre Zuflucht nehmen. Opium und Branntwein sind die wohlfeilsten Waaren; sie verderben den Geist, und rauben den Arbeitern ihren Lohn. Was nüzt hohe Bezahlung, wenn sie in einer einzigen Nacht durchgebracht wird? Kinder sollten daher nicht zu früh, noch zu stark zur Arbeit angehalten werden. Frauen in der lezten Periode der Schwangerschaft sollten nicht zur Arbeit in den Fabriken zugelassen werden, sie haben kein Recht, einen Fluch auf den Ungebornen zu übertragen. Die Gesetzgebung muß allerdings nicht übermäßig einschreiten, aber sie muß nicht bloß vollstrecken, sondern auch wachen; wenn sie einschreitet zur Strafe, kann sie es auch zum Verhüten. Das wäre das physische Heilmittel; das moralische ist Erziehung. Nationalschulen, nach einem weiten und umfassenden Plane, begreifen mehr als die Elemente des Wissens in sich (ich werde mich über diesen Punkt in der nächsten Abtheilung dieses Werkes weiter auslassen); sie sollten der Klasse angepaßt werden, für welche sie bestimmt sind; sie sollten nicht sowohl Arbeit, als die Gewohnheiten der Arbeit lehren, und den jugendlichen Sinn, besonders den weiblichen, zu der Nothwendigkeit häuslicher Oekonomie bilden. Arbeitsschulen müßten mit intellektuellen verbunden seyn." Ueber die Kapacität der Arbeiter heißt es an einer andern Stelle: „Eine Kenntniß der Handelsprincipe und der Wahrheiten politischer Oekonomie ist für den Armen von solcher Lebenswichtigkeit, daß diese Principien und Wahrheiten das Hauptthema der ihrem Bedarf gewidmeten Journale seyn werden. Da sie nicht, wie die Reichen, den We„ des bloßen Vergnügens einschlagen können, so haben Frivolität, Skandal, und der unfruchtbare, aus leeren Deklamationen gezogene Genuß keinen Reiz für sie. Alle große Principien der Staatsmoral und der Staatspolitik sind aus der Einen Grundidee, der richtigen Leitung der Arbeit, entlehnt; welches Thema ist noch so interessant und unerschöpflich für die, welche von Arbeit leben? Wir können schon aus dem Penny-Magazin ersehen, was die wahrscheinliche Tendenz der wohlfeilen, für die arbeitende Klasse bestimmten Zeitungen seyn wird. Die Werkleute finden das Penny-Magazin belustigend; für den reichen Mann ist es die langweiligste aller periodischen Schriften. Damit wäre das anmaßende Geschrei der Aristokraten abgefunden, daß die Journale, welche dem gemeinen Hansen gefallen wollten, sich herablassen müßten, ihren gemeinen Leidenschaften zu schmeicheln. Nein! dies ist der Fehler aristokratischer Journale, welche nur durch die Auswüchse der Aristokratie, durch Spielhäuser, Courtisanen und Lakeien erhalten werden. Die arbeitsamen Armen kaufen den „Age" nicht. Der Diener eines Pairs hatte seinen Bruder, einen Arbeiter aus Sheffield, zum Besuch bei sich. Als der Pair eines Sonntags an einem Zeitungs-Bureau am Strande vorbeiging, sah er die beiden Brüder, welche die anlockenden Anzeigen an dem Ladenfenster lasen, die den Inhalt verschiedener Journale mittheilten; das Gedränge hielt ihn einen Augenblick auf, und er hörte folgendes Gespräch an: „Du, Tom," sagte der Diener, „sieh nur, was für eine Menge Neuigkeiten in diesem Blatte sind! Außerordentlicher verbrecherischer Umgang zwischen einem Lord und einer Pastorsfrau. — Jack ***'s (Jack, mußt Du wissen, ist einer von unsern Fashionablen) Abentheuer mit der Wittwe ** — Auftritt bei Crocky. O, welcher Spaß! Tom, hast Du keine sieben Pence? Ich habe nur Gold bei mir; wir wollen das Ding hier kaufen." — „Menge Neuigkeiten," sagte Tom grämlich. „Nennst Du das Neuigkeiten? Was kümmre ich mich um eure Lords und eure Modeleute? Crocky! Was zum Teufel geht mich Crocky an! Da hab ich mehr für mein Geld in dem großen Blatte hier: Rath für die Arbeiter. — Vollständiger Bericht der Debatten über die Vermögensteuer. — Brief eines Auswanderers von Neu-Süd-

Wales. Das nenne ich Neuigkeiten." — „Bettel!" rief der erstaunte Bediente. Der Lord entfernt sich, einigermaßen erbaut von dem, was er gehört hatte. Der Salonskandal ist Neuigkeit für die Bedientenstube, die legislativen Verfügungen geben den Stoff zu Neuigkeiten am Weberstuhle her."

Als den Hauptcharakterzug der Engländer hat der Verfasser schon gleich im Eingangange seines Buchs den Egoismus bezeichnet: „Die Eitelkeit des Franzosen besteht, wie ich irgendwo gelesen habe, darin, daß er einem so großen Lande angehört; aber die Eitelkeit des Engländers stolzirt in dem Gedanken, daß ein so großes Land ihm angehört. Die Wurzel aller unserer Begriffe, wie aller unserer Gesetze, entspringt aus dem Gefühl des Eigenthums. Es ist mein Weib, das ihr nicht beleidigen sollt; es ist mein Haus, in das ihr nicht treten sollt; es ist mein Land, das ihr nicht verläumden sollt; und — in Folge einer gewissen überirdischen Zueignung — es ist mein Gott, den ihr nicht lästern sollt." Wenn dieser Egoismus sich nicht durch Selbstbeschränkung nach allgemeinen nationalökonomischen Grundsätzen ungefähr eben so mäßigt, als der ungemeßne Drang nach Freiheit sich in demselben England gemeinnützlichen Gesetzen unterworfen hat, so würde freilich nicht nur alles Reden, sondern sogar alles Umwälzen umsonst seyn, weil die von oben gestürzte Aristokratie von unten nur immer wieder emporwachsen würde. Es ist daher bedeutungsvoll, daß sich das englische Volk mit Nationalökonomie beschäftigt, eine Wissenschaft, die ganz geeignet ist, den Völkern den Kopf zurecht zu setzen, und die einzige, durch die Revolutionen vermieden oder zu Verstand gebracht werden können.

Das Werk von Bulwer enthält noch schätzbare Nachrichten über englische Sitten, englische Literatur und Kunst, kurz über Alles, was sich in jener wunderbaren Insel über das Niveau des Meers erhebt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über Lord Grey, die nicht aus der Luft gegriffen ist. „Da der König (in der Reformsache) eingewilligt hatte, im Nothfalle Pairs zu ernennen, sollte er ein so viel vernünftigeres Eingeständniß verweigert haben, wenn es mit gleicher Kraft verlangt worden wäre? Nein. Lord Grey hatte die Macht, aber er mochte sie nicht benutzen. Er hätte bedenken sollen, daß seinem Souverän, welcher der einen Parthei verhaßt geworden, die Dankbarkeit der andern gebührt hätte; er hätte seine eigene pomphafte Popularität edel zurücksetzen und bedenken sollen, daß der König bei diesem großen Akte der Gnade zuerst, und vor Allen vortreten müße; er hätte wissen sollen, daß der Schein einer so lauen Sanktion ein Zeichen von Schwäche der Krone sey; der Schein einer warmen Zustimmung dagegen ein Zeichen ihres Edelsinns und ihrer Macht gewesen wäre. Aber Lord Grey wollte sich als den Hauptagenten des Guten zeigen; der Vorhang sollte vor dem Throne vorgezogen werden, damit er auf dem Vordergrund unverdrängt und allein in aller Steifheit prunkhafter Herablassung dastände; er wollte die Ehre der Reform monopolisiren und den Schein annehmen, als habe er einen Sieg über den König selbst erkämpft. Seht ihr, meine Freunde, das ist die Loyalität eines Aristokraten!" Diese Aeußerung, obgleich sie etwas sehr Wahrscheinliches enthält, ist gleichwohl ungerecht. Grey ist ein geborner und erzogner Aristokrat, und wenn er es nicht so ausschließlich ist, um zugleich für das Beste des Volks zu sorgen, so verdient dies nur Anerkennung und Dank. Jedem klebt etwas von seiner Geburt an, und es hieße der Natur Gewalt anthun und wäre eine historische Unmöglichkeit, wenn jeder englische Lord ein Mirabeau werden sollte. Wenn man gerecht und vorzüglich, wenn man empirisch seyn, wenn man die Dinge und Menschen ansehn will, wie sie sind, so kann man nicht mehr verlangen, als daß ein englischer Lord ein Whig sey.

Was würde Herr Bulwer seyn, wenn er, was wir zunächst nicht erwarten, in die Verwaltung einträte? Ein Unpartheiischer, ein Unabhängiger, so sagt er selbst. Aber wozu hat ihn diese Einbildung im Parlament verdammt? Zu der schweigsamen Rolle, über die er klagt und die er zu entschuldigen nicht für unnöthig erachtet. Ich denke, der elegante Bulwer würde nicht eher ins Conseil gelangen, bis Hunt und Cobbet darin Platz genommen, und seine Unabhängigkeit würde dort eben so auf die stille Bank gesezt werden, wie im Parlament. Zu spät würde er begreifen, daß er bei der besten Absicht, seinem Ideal moralischer Reform und nebenbei sich selbst zu dienen, doch ohne es zu wollen, nur dem Radikalismus gedient habe. Während er die Verhältnisse zu durchschauen und zu beherrschen wähnte, haben sie ihn selbst ans Schlepptau genommen. Mit einem Wort, Herr Bulwer ist eine unwillkührliche Concession der Aristokratie an den Radikalismus. Gegen solche unwillkührliche Concessionen ist aber die Parthei allezeit undankbar, und wenn Herr Bulwer sich von dem Erstaunen über die Neuheit seiner Ideen erholt haben wird, so bleibt ihm nichts weiter übrig, als sich ehrlich für Cobbet zu erklären, oder in die Comforts der literarischen Gentry zu verschanzen, wie Walter Scott in seine alterthümlichen Mauern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 3. 6. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

2) Tyrol und ein Blick auf Baiern. Von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1833.

Seit Yorik ist wohl kein Engländer wieder so gereist, doch ist Inglis Sentimentalität und Naivetät eine absichtslose. Er freut sich oft wie ein Kind und äußert sich wie ein Kind.

Eine Menge alte Dinge sind ihm in Deutschland ganz neu und er beschreibt sie mit einer solchen Kraft der Illusion, daß wir selbst über die alten bekannten Dinge lächeln müssen, z. B.: „Das unaufhörliche Rauchen eines deutschen Fuhrmanns ist unterhaltend und lästig zugleich: unterhaltend ist es zu beobachten, wie er seine Pfeife zum Gegenstande seiner Hauptsorge macht, und sich den ganzen, lieben, langen Tag mit den verschiedenen Theilen seiner Favoritin beschäftigt; wie er sie mit beständigem Vergnügen auseinanderschraubt, und wieder zusammensezt, die einzelnen Theile reinigt, seinen Feuerstein besieht, Feuer anschlägt, und die Pfeife bald in, bald aus dem Munde nimmt. Es ist aber auch lästig; denn unmöglich kann ein Mensch auf seine Pfeife und seine Pferde zu gleicher Zeit aufmerksam seyn. Bei dieser wie bei andern Reisen, welche ich in Deutschland zu Wagen gemacht habe, war ich daher auch in beständiger Gefahr, umgeworfen zu werden. Die Zügel werden oft mit Stein und Stahl vertauscht, und nur die Gelehrigkeit der Pferde erspart den Reisenden einen Sturz in den Graben, oder einen Stoß gegen ein andres Fuhrwerk.“ So gefährlich ist es nun wohl nicht.

Da der Reisende nur das Oberland passirte, so irrt er sich in manchen seiner Urtheile über Deutschland und trägt die nur dem Oberlande eigenthümlichen Vorzüge größerer Reinlichkeit, schönern Putzes, kräftigerer Volksthümlichkeit und Gemüthlichkeit auch auf das untere Deutschland über. Unter andern sagt er: „Es ist kaum möglich, nach Baiern zu kommen, ohne an die bairischen Besenmädchen und das „Kauft Besen“ der Madam Vestris zu denken. Natürlich erwartet man, in Baiern die Erinnerung daran aufgefrischt zu sehn; allein von dem Augenblicke, wo ich dies Land betrat, bis zu dem, wo ich es verließ, kam mir auch nicht ein weibliches Wesen zu Gesicht, dessen Kleidung, noch weniger dessen Besen, mich an die auf allen Straßen Englands zu findenden Besenbinderinnen erinnert hätte. Ich zweifle sehr, daß dieselben aus Baiern sind, viel wahrscheinlicher kommt der größere Theil aus Holland und Belgien. Baiern ist zu weit entfernt von England, und ich habe keinen

Grund bei seinen Bewohnern gefunden, der zu dem Glauben bewegen könnte, sie würden von der Noth aus ihrer Heimath vertrieben.“ Wenn er sich näher erkundigt hätte, würde er in London selbst haben erfahren können, daß die gedachten armen Besenverkäuferinnen aus dem Odenwalde sind.

Es ist sehr hübsch von ihm, daß er seine Landsleute wegen ihres ungeselligen Benehmens auf Reisen tadelt. Er versteht den Genuß des Reisens, die Vergnüglichkeit kleiner Abentheuer und Ueberraschungen besser. „Meines Theils, gesteh' ich, ist mir etwas Sprachseligkeit an einer Wirthstafel nicht zuwider, und ich ziehe sie dem Schweigen bei Weitem vor, welches an einer Tafel voll zufällig zusammengetroffener Engländer herrscht. Kleine Fragen und Gegenfragen führen zu einem Austausch von Höflichkeiten; einige höflich angebrachte, von lächelnden Mienen und Verbeugungen begleitete Ungezogenheiten — wie z. B. die Erkundigung nach den Geschäften eines Andern — bringt eine Masse Artigkeiten zur Welt und eine zufällig vereinte, gemischte Gesellschaft, entgeht mittelst einiger einleitender Unarten, dem weit größeren Uebelstande, grämlich und stumm beisammen zu sitzen.“

In seinen politischen Urtheilen ist der Verfasser sehr leichtsinnig; in Baiern findet er Alles in Jubel und Himmel und Erde voller Geigen, in Tyrol Alles voll Mißmuth. Er ist sehr geneigt, ein Land weiß oder schwarz anzusehn, je nachdem er es des Sonntags im Putz oder des Werkeltags bei der Arbeit, in Sonnenschein oder Koth gesehn hat. Wenn er aber im Ernst die Tyroler bemitleidet, warum übt er nicht mehr Diskretion gegen die, mit denen er sich unterhalten hat? Er erzählt, wie ein Tyroler dadurch, daß er einem Fremden seinen Mißmuth anvertraut habe, verrathen worden sey, und er selbst ist so naiv, alle die namhaft zu machen, die sich ihm auf ähnliche Weise vertraut. Man sollte meinen, dieser Engländer sey ein Deutscher, so einfältig ist er oft, und doch auch wieder sehr geistreich.

Ueber Tyrol sagt er unter anderem: „Schwer ist es zu begreifen, warum Tyrol so wenig besucht wird. Das Land wird häufig genannt, die Idee romantischer Gegenden und wackerer Bewohner ist mit wenigen so nahe verknüpft, und dennoch, obgleich die Schweiz so zu sagen vor der Thür desselben liegt, und von Reiselustigen überschwemmt ist, weicht selten einer von der breitgetretenen Straße ab, um diesen Boden romantischer Ideen und patriotischer Erinnerungen zu betreten. Freilich ist es schwer, Touristen von der großen Straße abzubringen, noch schwerer, wenn dadurch auf Bequemlichkeiten verzichtet werden soll, und doch bin ich überzeugt, daß die Wenigen, welche sich zu einer Tour durch Tyrol entschließen, keine Ursache haben werden, zu bedauern, daß ihm seine angestammten Sitten und einfältigen Herkommen gelassen worden sind. — Im Bereiche des rein Großartigen und Erhabenen, abgesehen vom Malerischen und Schönen, kann sich Tyrol mit der Schweiz nicht messen. Die öden Herrlichkeiten der Jungfrau, des Schreckhorns und ihrer gewaltigen Verwandten, ihre unbetretenen Schneegefilde und unnahbaren Gipfel, ihre weitausgreifenden Gletscher und Zinnen von Eis, werden in Tyrol kaum angetroffen. Es gibt zwar auch Gegenden, welche Erhabenes besitzen, wie z. B. in der Nähe der Salzwerke, oberhalb des Lago di Garda, und in der Umgebung des Großglockner, aber es ist eine Erhabenheit im Kleinen gegen die umfassende Großartigkeit des Berner Oberlandes. Die Gebirge Tyrols erheben sich nicht zu hinreichender Höhe, um die hehren Schrecknisse der Jungfrau und ihrer erhabenen Umgebung zu erzeugen. Die um zwei oder drei tausend Fuß größere Höhe einer Gebirgsgegend, übt einen unberechenbaren Einfluß auf ihre Darstellung aus, denn grade innerhalb dieser drei tausend Fuß sind die Erfordernisse zum Erhabenen vereinigt. Dort liegen die nie betretenen Schneegefilde, die unzugänglichen Gipfel und nur dieser drei tausend Fuß wegen bildet sich der Gletscher nicht und stürzt keine Lavine herab. Die Höhe der Gebirge des Berner Oberlandes wechselt im Allgemeinen zwischen acht und vierzehn tausend Fuß, und jener Gebirgsast insbesondere, zu dem die Jungfrau, der Eiger, der Mönch, die Silberhörner und Schreckhörner, das Wetterhorn und das Finsteraarhorn gehören, erhebt sich bis zu zehn und dreizehntausend Fuß. Nun sind die Hauptgebirge Tyrols die, welche es gegen Baiern begrenzen, die Markscheide des nördlichen und südlichen Tyrols, und die Grenzgebirge gegen Graubünden und das Veltlin. Die lezteren sind jedoch kaum zu Tyrol zu rechnen, und die höchste Spitze derselben, der Ortles, liegt eben so viel außerhalb wie innerhalb seiner Grenzen. Die Bergkette an der baierischen Grenze übersteigt gewiß nicht eine Höhe von sieben, oder wenn man viel annimmt, von acht tausend Fuß, und das quer durchs Land ziehende Gebirge, zu welchem auch der Brenner gehört, erhebt sich vielleicht um tausend Fuß höher. Bedeutender zwar sind die Berge, welche Tyrol vom Veltlin scheiden, allein sie sind ihrer Lage wegen nicht füglich zu Tyrol zu rechnen. Demnach sind die Tyroler Gebirge zwar hinlänglich hoch, um die meisten Reize eines Hochlandes zu besitzen, aber doch nicht hoch genug, um auch die höchsten, auf das Erhabene gegründeten, aufweisen zu können. — Ich komme jezt zum Malerischen und der Vereinigung desselben mit dem Schönen, und hier sind die Ansprüche Tyrols größer. In Allem, was das Gebiet der Felsen, Wälder und Gewässer Reizendes

aufzuweisen hat, kann Tyrol mit der Schweiz bequem wetteifern. Den malerischen Schönheiten von Lauterbrunnen, des Reuß-Thales, der Umgegend von Thun oder Brienz, halten die Ufer der Eisack und Etsch vollkommen die Wage, und die über Tyrol zerstreuten zahlreichen Schlösser und Burgruinen verleihen offenbar dem Malerischen einen Reiz, welcher ihm in der Schweiz abgeht. Allein mehr wie aufgewogen wird dies durch den Reichthum an Seen, denn Nichts kann meiner Ansicht nach für die malerische Schönheit des Vierwaldstädtersees, Züricher, Brienzer oder Genfer Sees entschädigen. Reicher dagegen wie die Schweiz, ist Tyrol an reizender Fruchtbarkeit mit malerischer Schönheit gepaart. Die Ueppigkeit des untern Etsch-Thales, oder der Ebene von Riva, hat in der Schweiz nicht ihres Gleichen. Die Erzeugnisse des Bodens sind mannichfaltiger und vollkommener, und ein weit größerer Theil des Bodens ist der Kultur unterworfen. Die Thäler in der Schweiz sind zahlreicher wie in Tyrol, allein sie sind beschränkter. Wo gäbe es dort ein Inn- oder Etsch-Thal, siebzig bis achtzig englische Meilen lang und an mancher Stelle acht bis zehn breit? Das Thal der Reuß, vielleicht das berühmteste der Schweiz, ist wenig mehr wie eine Schlucht, und Interlaken mit seiner bezaubernden Fruchtbarkeit, hat einen sehr beschränkten Umfang. Somit wäre denn, glaub' ich, ein billiger Ueberblick der beiderseitigen Ansprüche der Schweiz und Tyrols auf den Preis der Naturschönheiten, gegeben. Diese Schönheiten sind nicht nur dem Range, sondern auch der Art nach von einander verschieden. Den Freund der erhabenen Natur wird ein Besuch der Schweiz mehr befriedigen; der Bewunderer des Malerischen und Schönen wird im Zweifel stehen, welchem der beiden Länder er die Palme zugestehen soll."

Ueber die Thäler insbesondere heißt es: „Mir ist kein Thal in Europa bekannt, welches, bei fortwährender Behauptung dieses Charakters, mit dem Inn-Thale verglichen werden könnte. Ich rede hier natürlich nur von Thälern, wie man sie in Gebirgsländern findet, und die nie in Ebenen ausarten. Auch das Rhein-Thal hält in der Beziehung, in der ich es hier vergleiche, dem Inn-Thale nicht die Wage. Das Rhein-Thal ist wenig mehr wie ein Wasserbette, enthält zwar einige Dörfer und Städte, bildet aber nicht, wie das Inn-Thal, ein fruchtbares und volkreiches Gebiet. Die Schweizer Thäler sind, was Umfang und Bevölkerung anlangt, sämmtlich klein. Das Reuß-Thal, sein unterstes Ende ausgenommen, ist nur eine Schlucht, und das Rhone-Thal (Wallis) ist grade das Gegentheil von fruchtbar und volkreich. In Frankreich gibt es nur in den Pyrenäen sogenannte Thäler, und die Garonne und Gave sind wenig mehr wie Engpässe, bis diese Flüsse in die Ebenen von Languedoc und Bearn heraustreten. Spanien hat im eigentlichen Sinne auch keine großen Thäler. Sobald seine Flüsse von den Sierras herabgekommen sind, fließen sie durch Ebenen. Die Donau und Elbe bilden, in der Nähe der Quellen ausgenommen, keine Thäler, sondern durchfluthen Schluchten oder flaches Land. Das Glommen-Thal in Norwegen hat zwar einen großen Umfang, allein es ist weder volkreich noch fruchtbar. Die Ufer der Maas, obgleich sie sich zuweilen amphitheatralisch öffnen, wie bei Namür, behaupten doch den Charakter der Schlucht, bis der Fluß in die Ebene von Lüttich kommt. In England fehlen die zur Bildung von Thälern unerläßlichen großen Bergketten, und in Schottland bilden die Flüsse nur tiefe Betten, den Tweed, Clyde und Tay etwa ausgenommen. Die beiden ersteren sind aber da, wo fruchtbare und volkreiche Landschaften sie umgeben, keineswegs von Bergen eingeschlossen, und der Clyde, dessen Ufer oberhalb Hamilton nur fruchtbare Streifen sind, tritt dort in die Ebene hinaus. Allen diesen Thälern will ich das Inn-Thal gegenüber stellen. Bevor noch der Inn Tyrol erreicht, bildet er die beiden Engadins, ein Thal von sechzig englische Meilen Länge mit drei und zwanzig Städten, dessen Bewohner von seinen Produkten leben. Dieses Thal wechselt in der Breite von einer zu fünf Meilen, und wird auf beiden Seiten von hohen Alpen begrenzt. Als den Anfang des Tyroler Inn-Thales kann der Einfluß der Oetz in den Inn, etwas oberhalb Miemingen, angesehen werden, und von da bis Kufstein mißt es nicht weniger wie hundert und zwanzig Meilen in die Länge, und verläugnet in dieser Ausdehnung nicht einmal den Charakter eines Thales. Hohe Berge schließen es zu beiden Seiten ein, treten aber nie so weit zusammen, um Schluchten zu bilden, noch entfernen sie sich so sehr von einander, daß zwischen ihnen eine Ebene entstünde. Ihre Entfernung wechselt von zwei zu sechs Meilen, nimmt man die Grenze der Felder, welche sich zu beiden Seiten etwas an den Abhängen hinaufziehen, als die des Thalgrundes an. Dieser leztere steht durchgängig unter der höchsten Kultur. Mais wird zwar hauptsächlich erbaut, daneben aber auch alle andere Getreidearten, Flachs und Gartenfrüchte. Außer sieben ansehnlichen Städten liegen über vierzig kleine Städte und Dörfer, beinahe zweihundert Weiler und viele einzelne Höfe, Schlösser und Hütten im Inn-Thal, welches über 150,000 Bewohner zählt, und so viel ich glaube, damit Bevölkerung und Größe jedes andern Thales in Europa übertrifft. Eben so merkwürdig ist es wegen seiner Fruchtbarkeit, welche allen Bedürfnissen seiner Bewohner genügt, ausgenommen denen, welche der Luxus zu ihnen übergesiedelt hat. Merkwürdig ist, daß Tyrol noch ein anderes, nur dem Inn-Thal nachstehendes Thal besitzt, nämlich das der Etsch, welches den größten Theil von Süd-Tyrol bildet."

„Doch Naturschönheiten sind es nicht allein, welche

einem Lande die verdiente Aufmerksamkeit Reisender zuwenden, und in Allem, was die Bevölkerung anlangt, scheint Tyrol mehr Interessantes darzubieten, wie die Schweiz. In unsern Tagen, wo der europäische Kontinent fast zur Heerstraße geworden ist, wird nicht leicht ein Volk gefunden, dem ausländische Sitten fremd geblieben sind, und bei dem man ein nationales Leben und nationale Tracht wahrnimmt. Mit Ausnahme von Spanien, glaub' ich, ist Tyrol allein zu dieser Auszeichnung berechtigt, und besizt demnach ein ihm ganz besonders angehörendes Interesse. — Im Inn-Thale gibt es, wie schon erwähnt, viele kleine Grundeigenthümer, und sein Hauptprodukt ist Mais. Die Eigenthumsrechte der Landleute sind im Allgemeinen aber sehr beschränkt. Das große Inn-Thal ist nicht, wie die kleinen Schweizerthäler, im Besitze ausgedehnter Hutgerechtigkeiten auf den benachbarten Bergen, deren sich alle Bewohner, gegen einen kleinen Theil des Ertrages ihrer Milchwirthschaft, bedienen können. Daher besitzen die Bauern hier nicht solche Viehheerden, wie sie in der Schweiz mit wenig Kosten gehalten werden, und die ihrem Eigenthümer, durch den gewonnenen Käse, reichen Gewinn bringen. Selten hat ein Landwirth im oberen Tyrol mehr Vieh, als er zum Bedarf seiner Familie braucht; eine Kuh, ein paar Schweine sind sein ganzer Viehstand. Alle Ländereien, die nicht zur Ernährung desselben gebraucht werden, bestellt er mit Mais, mit wenigem Gemüse, zuweilen mit etwas Flachs, und die Ernte reicht nicht weiter, als der Unterhalt seiner Familie erfordert. Der Tyroler, zwar in gewisser Hinsicht unabhängig, auf eigenem Grund und Boden lebend und die Erzeugnisse seines eigenen Feldes und Fleißes genießend, ist dennoch arm, und lebt geringer wie ein Taglöhner in andern Ländern. — Sobald man Botzen hinter sich hat, und gegen Trient zureist, wird eine ganz veränderte Gestaltung der Dinge bemerklich. Verschwunden ist der edle Schlag der Landbewohner; Armuth und Dürftigkeit treten hervor, und das behagliche Ansehn der Wohnungen, das Selbstständige ihrer Insassen, erfreut nicht mehr das Auge. Im südlichen Tyrol ist alles Land in den Händen großer Besitzer, und die Landleute haben hier kein eigenes Interesse mehr an dem Boden, welchen sie bearbeiten." — Vom edlen Anstand der deutschen Tyroler heißt es: „Haben die Tyroler überhaupt kaum nöthig, die Kleider zu wechseln, um festlich zu erscheinen, so ist dies doch bei den Pusterthaler Landleuten am allerwenigsten erforderlich. Vielleicht waren einige grüne Schleifen mehr zu dem gewöhnlichen Aufputz des Hutes gesellt, oder ein paar neue grünseidene Quasten zum ersten Mal angethan worden, allein im Uebrigen erschien die Tracht der Landleute ganz der alltäglichen gleich. Doch es gibt Etwas der Art, wie es unter Feiertags- oder Sonntagsgesicht verstanden wird, so gut wie Sonntagskleider, und im Mangel desselben liegt der Unterschied zwischen einem ländlichen Fest in Frankreich und in Tyrol. Es sind nicht bloß die Bandschleifen, oder die Blumen im Knopfloche der Franzosen, welche den Festtag verkünden, sondern auch sein Gesicht. Vive la gaieté! vive la bagatelle! steht dort auf jedem Antlitz und spricht sich in jeder Bewegung aus. Sogar John Bull bringt eine Art Feiertagsgesicht mit, wenn er aufs Dorf zum Jahrmarkt geht, das zwar etwas linkisch und plump aussieht, sich aber doch von seinem Werkeltagsantlitz unterscheidet; nicht so der Tyroler. Begegnet man ihm mit dem Spaten auf der Schulter, oder richtet er sich von der Arbeit auf, dem Vorübergehenden nachzuschauen, er ist immer ernst und gemessen; sieht man ihn fröhlich und galant beim Feste, er ist doch derselbe. Sein Anzug ist tausendmal muntrer, wie der eines Franzosen, aber seine Haltung, sein Anstand ist feierlich, sein ganzes Wesen ernst und würdevoll." Von den Trachten überhaupt wird gesagt: „Den meisten Gebirgsländern scheint Verschiedenheit der Trachten ihrer Bewohner eigen zu seyn. Für die Schweiz, für Tyrol und Norwegen, die drei bergigsten Ländern Europas, gilt diese Bemerkung insbesondere. In allen hat jedes Thal sein unterscheidendes Merkmal, und da diese Kennzeichen von klimatischen Einflüssen in einem hohen Grade frei scheinen, ist es wahrscheinlich, daß sie aus jenen frühen Zeiten herstammen, wo ein Thal das andere befehdete, und die Bewohner eines jeden Dienstmannen eines andern Herrn waren. Unterscheidungszeichen wurden damals nothwendig, und individuelle Eitelkeit, unterstützt von ein wenig Eifersucht, haben fortgepflanzt, was die Feudalzeit gründete. Indessen ist Verschiedenheit der Trachten keineswegs auf Berggegenden beschränkt, und ich bin veranlaßt zu glauben, daß in allen Ländern, wo die Dienstbarkeit bei Zeit aufhörte, und die Macht des Adels zuerst in Verfall kam, die wenigsten Spuren einer Nationaltracht gefunden werden. In Deutschland haben sich deren viel erhalten, und in manchen Gegenden existiren dergleichen fast in so hohem Grade, wie in der Schweiz, welche — darf man nicht vergessen — so viele kleine Gebiete zählt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Im Literaturblatt vom vorigen Jahre Nr. 99 heißt es: der ehrwürdige Verfasser der Tunisias, Pyrker, sey in seinen frühern Jahren selbst einmal Sklave in Tunis gewesen. Das Gerücht aber, worauf diese Behauptung sich gründete, und das uns von mehrern Seiten zugekommen war, hat uns getäuscht. So eben wird uns aus zuverlässiger Quelle gemeldet, daß Pyrker niemals in Tunis war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 4. 10. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

2) Tyrol und ein Blick auf Baiern. Von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1833.

(Beschluß.)

„Auch in Frankreich besteht noch Mannichfaltigkeit der Trachten, obgleich weit weniger wie in Deutschland; allein sie ist dennoch nicht zu verkennen. Jedermann weiß, wie verschieden der Anzug eines Normannen von dem anderer Bewohner Frankreichs ist. Gehen wir vollends in die Pyrenäen, so begegnen wir derselben Verschiedenheit, welche in andern Gebirgsländern herrscht. Unter den großen europäischen Reichen haben sich unterscheidende Nationaltrachten am meisten in Spanien erhalten, welches lange unter verschiedene Gebieter getheilt war, und wo die Großen lange außerordentliche Macht besaßen. Die Biscayer, Kastilier, Andalusier, Valenzier, die Bewohner von Murcia und Katalonien, sind sämmtlich an ihrer Kleidung zu erkennen. In England wird unter allen Ländern das wenigste von einer Nationaltracht gefunden, und seine Provinzen bieten die geringste Verschiedenheit der Anzüge. Es scheint demnach, als ob Nationaltrachten und Abzeichen am schnellsten aus Ländern verschwinden, welche zu den civilisirtesten gehören. Spanien steht unstreitig unter allen europäischen Reichen auf der niedrigsten Bildungsstufe. Frankreich, wo nach England nationale Trachten und Unterscheidungszeichen am seltensten vorkommen, befindet sich, was Civilisation anlangt, an der Spitze des Kontinents, und vielleicht erscheint es nicht zu national, wenn ich England das civilisirteste Land in Europa nenne."

Eine ausführliche Beschreibung des Tyrolerkriegs von 1809 erhöht das Interesse für dieses Land und Volk. Sie ist den besten deutschen Quellen entlehnt und sorgfältiger, als wir erwartet hätten. Am liebenswürdigsten erscheint der Reisende in den Schilderungen kleiner Naturscenen, ländlicher Gemälde und dessen, worauf nur ein sentimentaler Reisender achtet, z. B.: „Während ich am Bache lustwandelte, kam ein Mädchen, um ihre kleine Kuh zu melken. Sie war schlank und gut gewachsen, und gerade ins jungfräuliche Alter getreten; ihre etwas groben Züge waren weder unregelmäßig, noch unangenehm. Sie kniete nieder, melkte ihre Kuh und als sie damit bald fertig war, kam ein junger Bursch, wenig Jahre älter, und sezte sich zu ihr. Sobald sie ihre Arbeit geendigt hatte, hob er sich den Milch-Eimer auf den Kopf, und indem beide nach dem Dörfchen zurückkehrten, hielt er denselben mit der einen Hand, während er mit der andern seine Begleiterin wiederholt

umfing. Nachher fand ich das Pärchen in derselben Hütte wieder, wo ich mich einquartirt hatte, und trotz der schwierigen Verständigung erfuhr ich, daß sie noch vor dem Winter Mann und Frau werden sollten. Also freit man und wird gefreit in diesem kleinen Dörfchen am Rande des ewigen Winters. Wie verschieden sind die Aussichten und das Loos dieses Paares von denen Mylords und Myladys Soundso, vermählt kraft specieller Erlaubniß, die in ihrer herrlichen Karrosse davon fahren, die Flitterwochen auf des Bräutigams prächtigem Landsitze verbringen!" Oder: „Ich kann nicht umhin, ein überraschendes Bild zu schildern, welches mir hier in die Augen fiel, nachdem ich die der Straße zur Einfassung dienende Mauer übersprungen hatte, um über den Abhang zum Rande des Flusses zu gelangen. Unvergeßlich wird mir der Anblick bleiben, dessen ich damals genoß. Ein junges Weib saß einige Klaftern vom Uferrande auf einem kleinen Damm; ihr Haupt war unbedeckt, das Haar geflochten. Sie strickte und sang dabei Strophen einer seltsamen, eintönigen Gebirgsweise vor sich hin; eine Kuh und fünf Ziegen weideten um sie her. So gab sie mit ihrer kleinen Heerde ein reizendes und vollkommenes Bild der Ruhe, welches mit dem wild vorüberbrausenden Flusse auffallend kontrastirte. Wordsworth hätte dieses Anblicks genießen sollen, er hätte ihn unsterblich machen können. Ich fühlte, daß es eine Art Frevel gewesen wäre, eine so vollkommene Ruhe zu stören, und kehrte nach der Landstraße zurück, um meinen Weg fortzusetzen."

3) Das Oktoberfest im Jahre 1832. Skizzen aus München von August Lewald. München, Mich. Lindauer, 1832.

Der Verfasser, dessen Schilderungstalent durch sein Album aus Paris sich glänzend bewährt hat, entwirft hier ein sehr lebendiges Gemälde des heitern Volksfestes, das jährlich bei München gefeiert zu werden pflegt und das im Jahr 1832 durch die Anwesenheit der griechischen Gesandtschaft insbesondere verherrlicht wurde. Er versteht die Landschafts- und Sittenmalerei, wie nur wenige und dies kleine Tableau gehört zu den besten in seiner Art.

4) Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. Leipzig, Brockhaus, 1832.

5) Römisches Leben von Friederike Brun, geb. Münter. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Ein sonderbares Pärchen, diese Beiden zusammen, beide aus der guten alten Zeit, beides Leute, die einmal Mode waren, beide noch immer im altmodischen Hofkleide prunkend und widerstrahlend von genossenen Gnaden, und beide dennoch unendlich von einander verschieden; er ein liebenswürdiger Verstandes- und Genußmensch, einer von jenen feinen Geistern des vorigen Jahrhunderts, die noch mit Grazie Egoisten zu seyn verstanden, während es die unsern ohne alle Grazie sind; und sie, eine prude, altkluge, sentimentale, mit einem Wort eine deutsche Schriftstellerin, welche die Caprice hat, die Engländerin spielen zu wollen, d. h. nobel und einfach groß, wie die Morgan zu erscheinen, wobei ihr aber die deutsche Natur, so zu sagen, durch den Strumpf guckt.

Seyn wir ungalant und stellen diese seidne, gefeierte Dame, wie einen Regenschirm, wenn die Sonne scheint, einstweilen in den Winkel, um uns mit dem heitern Werk des Herrn von Rumohr zu beschäftigen. Dasselbe hat mancherlei Veranlassungen und Zwecke. Bald scheint es bloß unbefangene Erinnerung an froh verlebte Stunden, bald überläßt es sich dem Strom beredter Kunstlehre, bald nimmt es einen entschieden polemischen Ton an und spricht zuletzt, als ob dies die eigentliche Absicht wäre, ausschließlich gegen Hirt in Berlin. In den unbefangenen Erinnerungen stellt sich der Verfasser von der angenehmsten Seite dar. Wir folgen ihm mit Vergnügen in die schöne Zeit in Rom, da aus der Fernowschen Schule nur noch der Ausgezeichnetste, Carstens, übrig war, und die neue Generation, Thorwaldsen, Koch, Schick, Friedrich Tieck, in der Blüthe stand, da eben Alexander von Humboldt von seinen südamerikanischen Reisen zurückgekehrt war, und alle diese genialen Männer, in Rom vereinigt, sich einem schönen Enthusiasmus überließen. Wir hören ferner mit Vergnügen, wie Herr von Rumohr in der Fülle des poetischen und materiellen Lebensgenusses der komischen Laune Audienz gibt, wie er auf der Reise seinen jungen Freund Horny, ein echt norddeutsches blondes Original, zärtlich zugleich und ungeschliffen, für einen Irokesen ausgibt, dessen Erziehung er leite; wie er in seiner Wohnung von Räubern überfallen wird, und wie er dieselben zu prellen weiß ꝛc.

Was er sodann über Kunst sagt, das verdient größtentheils wohl beherzigt zu werden. Trotz seiner Erfahrungen, trotz seiner Kennerschaft fehlt auch ihm die theoretisirende Einseitigkeit seiner Generation nicht; auch erscheint sein Urtheil deßwegen unsicher, weil er nicht verbergen kann, daß es bestechlich ist, allein das hindert nicht, daß ihm große Wahrheiten entschlüpfen. Einseitig ist die Ansicht, die er mit Goethe, der Schlegel'schen und Solger'schen Schule theilt, daß das Schöne durchaus nur „Resultat einer glücklichen Behandlung," mit einem Wort bloß Schöpfung des Künstlers sey, und daß es dabei auf den Gegenstand nicht ankomme. Es wäre

nicht weniger einseitig, wenn man umgekehrt behaupten wollte, das Schöne liege bloß im Gegenstande und der Künstler könne nichts hinzuthun. Aber klar ist, daß bei solchen Einseitigkeiten nichts herauskommt. Der Künstler leistet gewiß mehr, als was er aus der Natur entnehmen kann, wie schon die Musik beweist, die in der Natur kein Vorbild hat. Aber wenn die Kunst sich darauf pikirt, ihre Meisterschaft an unbedeutenden, ja selbst an widrigen Gegenständen zu üben, so ist das gewiß geschmacklos. Die Aufgabe der Kunst ist, daß man die Kunst über dem Gegenstande vergesse. Die Einseitigkeit der Goethe'schen Kunstschule besteht aber grade umgekehrt darin, daß sie über dem Künstler und seiner Bewunderung den Gegenstand vergessen macht.

Wenn ich übrigens das Urtheil des Herrn von Rumohr ein unsicheres, weil ein bestechliches, nenne, so rechtfertige ich dies durch die ganz sonderbare ästhetische Logik, mit der er behauptet, daß ein Kunsturtheil, dem irgend eine hohe oder höchste Person ihre Zustimmung ertheilt, sofort nothwendig infallibel seyn müsse.

Vortrefflich ist, was er über die unnützen Kunstverschwendungen des vorigen Jahrhunderts sagt. Er spricht von den neuerrichteten Akademien: „Von 1700 bis 1800 darf man wohl annehmen, daß sie, von Neapel nach Stockholm, von Petersburg bis Lissabon im Ganzen jährlich an Gehalten, Unterstützungen, Zinsen vom Gebäudekapital und anderen Anschaffungen, an Feuerung Licht und Modellen wenigstens dreimalhunderttausend Thaler jährlich gekostet haben. Das macht in jenen hundert Jahren dreißig Millionen Thaler; und, wenn die Summe zu groß scheint, doch wenigstens zwanzig. Was ist aber daraus hervorgekommen? Welchen Künstlern dieser Zeit gestattet man, in Gallerien sich neben anderen hinzustellen? — Kaum dem Denner, Ditricy und Mengs, welche alle drei, als Schüler ihrer Väter, den Akademien nun auch gar nichts zu verdanken haben. Will man sehn, was herausgekommen ist, so suche man auf den Treppen und Hausböden und anderen Magazinen älterer Lehranstalten dieser Art, nach den Preis- und Aufnahmestücken, welche von 1700 bis 1800 dort allmählich sich aufgesummt haben. Es ist ein niederschlagender Anblick, welcher auf die Vermuthung leiten könnte, daß so großer Aufwand zu nichts geführt habe, als falsche Richtungen zu perpetuiren, welche wahrscheinlich, aus Mangel an Abnehmern, sonst ungleich früher in sich selbst würden erloschen seyn. — Was ist denn überhaupt in Dingen der Kunst, publice und klassenweis zu lehren? Ich denke, doch nur Anatomie, Perspektive, etwa noch die Art von Literatur, von welcher der Künstler Gebrauch machen, Belehrung und Begeisterung entlehnen kann. Doch: Malen, sein Werkzeug gebrauchen, Modelliren, in Bronze, in Marmor und jedem anderen Stoffe arbeiten, kann nur gezeigt, vorgemacht, unter den Augen des Meisters eingeübt werden. — Man wird mir sagen: das geschieht auch zu seiner Zeit. Jawohl, erwidere ich, doch wenn's bei weitem zu spät ist. Nein, nein, mein werthes Zeitalter, das Technische in der Kunst ist für das Knabenalter die rechte, und diesem auch eine leichte Aufgabe, ganz wie in den lateinischen Schulen die dürren Sprachformen. Sie aber stellen die Sache auf den Kopf und theoretisiren mit dem Knaben, um ihn sodann, an demselben Tage, in die Barbierstube und in die specielle Meisterschule zu senden. Als wenn es die Aufgabe wäre, das Bischen Talent, was die Natur dem Jünglinge verliehen, so lange hin und herzustoßen, bis aller Lebenskeim darin erstickt worden ist. — Jezt, da er lebhaft empfinden, gründlich verstehen, ja schon sich begeistern, mit ganzer Seele vorandringen sollte in diejenige Region des Geisteslebens, welche seine Natur und sein Verhängniß ihm vorausbestimmen, in dieser kostbaren unwiederbringlichen Zeit muß der arme Jüngling nach Gyps, dann nach Gefärbtem, erst schmieren, dann auf gewisse Weise malen lernen; und dieses, weil der Knabe schon alt ist, mühsam und jahrelang. Grausenhaft! — Wenn nun auch den Leuten die Kunst selbst völlig gleichgültig ist, so mögen sie doch die Menschlichkeit haben, ihren lieben Nächsten zurückzuhalten, wenn sie ihn hineilen sehn zu jenem Abgrunde unerschöpflichen Ungenügens, zu welchem eine falsch eingerichtete Künstlerbildung die Mißleiteten unwiderruflich verdammt. — Nicht nachholen, sondern hinzubringen sollte der Knabe oder Jüngling, den man auf akademischen Anstalten zuläßt, die nöthige Anstelligkeit und Geschicklichkeit, mit seinen Werkzeugen und Materialien richtig und mit Sicherheit umzugehn. Verschiedentlich habe ich bei Anstreichergesellen das rein Technische sehr entwickelt gefunden; auch sind einige der ausgezeichnetsten Bildhauer unserer Tage bei handwerkmäßigen Steinmetzen und Bildschnitzern technisch vorgebildet worden, ehe sie übergegangen sind zu wissenschaftlichen und anderen Gegenständen einer allgemeineren Bildung. Ich schließe aus diesen Erfahrungen, daß kein Lehrmeister dem Knaben zu gering ist, wenn er nur reichliche Arbeit hat und praktisch dazu anweisen kann. Wie wäre es nun, wenn man als Bedingung der Aufnahme in den öffentlichen Kunstschulen aufstellte: es müsse der Aufzunehmende in der Kunstart, welche er zu betreiben sich vorgesezt, ein bemerkliches technisches Geschick entwickelt haben? Würde hiedurch nicht auch, von Anderem abgesehn, der Uebermehrung ganz hülfloser Individuen vorgebeugt werden, in welcher die europäischen Akademien so fruchtbar sind. Was nun aber können die öffentlichen Kunstschulen dem schon Aufgenommenen gewähren? Nur Wissenschaftliches. Denn im Poetischen

drohet ihm, bei nothwendiger Verschiedenheit und Durchkreuzung in den Richtungen verschiedener Lehrer, in den Akademien statt begeisternder Anregung, vielmehr nur Verwirrung und Zerrissenheit. Und in Ansehung des rein Technischen haben wir uns bereits verständigt. Nun frage ich sämmtliche Akademien Europas auf ihr Gewissen hin: ob irgendwo in diesen Anstalten die Anatomie mit derjenigen Strenge und Beharrlichkeit getrieben werde, welche dieser Wissenschaft zukommt? Ich frage sie: ob irgendwo dem Erforschen der Theile an den Leichnamen, die Beobachtung ihrer Bestimmung und Handlung bei verschiedener Bewegung unmittelbar zugesellt werde; wie sich's gehört, wenn das anatomische Studium dem Maler nützen, ihm zu Anderem dienen soll, als zu jener pedantischen Ruhmredigkeit, in welche ihrerzeit die Schüler des Michel-Angelo sich verloren haben. — Allein auch in der Perspektive ist man lau; und die Vorlesungen über die Künstlerliteratur sind, wo sie überhaupt sind, pedantisch, zerstreulich und von aller Anschauung ihres eigentlichen Zieles entblößt."

Der Verfasser hat sich, um diesen akademischen Schlendrian zu vermeiden, einen Schüler nach seinen eigenen Grundsätzen erzogen, Herrn Nerly, dessen Erziehungsgeschichte er sehr ausführlich beschreibt.

In die Polemik gegen den alten Hirt wollen wir uns nicht einlassen, weil wir vom Materiellen des Streits nichts verstehn. Nur in Bezug auf das Formelle können wir nicht umhin, Herrn von Rumohr zu bemerken, daß er sich in den Augen aller Männer von Ehre eine gewaltige Blöße gibt, indem er auch hier wieder Gründe durch Autoritäten ersezt und von der Zustimmung hoher und höchster Personen spricht, wo nur von dem Werth der Sache an sich gesprochen werden sollte.

Bei wissenschaftlichen und Kunststreitigkeiten kann und darf nur die Einsicht, nicht der Rang der Streitenden entscheiden. Hier kann David, ja ein Pariser Maurergeselle mehr Recht haben, als der große Napoleon. Es ist daher niedrig, sich bei einem solchen Streit der Musen hinter die Macht zu flüchten, und den Gegner eines Majestätsverbrechens zu zeihen, weil er sich erlaubt, anders über Kunstgegenstände zu urtheilen, als eine Person von Rang. —

Das römische Leben der Frau Friederike Brun versezt uns mitten in die Fernow'sche Zeit, denn mit ihrem Fernow ist sie viel herumgelaufen und mit ihrer schönen Seele, und da rührt sie uns nun Colosseen, Capitole, Peterskirchen, Aquädukte, Triumphbogen, Palläste, Villen, Albanerberge, Seen, italienischen Himmel, Nacht und Mondschein, sirtinische Kapellen, Marmorstatuen, englische Lords, deutsche Kunstfreunde, deutsche Töchter, Alles in einen süßen rührenden Brei durcheinander. Wir kriegen da nichts zu sehn, woran nicht eine Thräne der Empfindung hinge und doch läßt uns die Verfasserin in Zweifel, ob sie mehr zur Sorte der Denkenden oder der Fühlenden gehöre. Sie gibt uns bei jeder Gelegenheit zu verstehn, daß sie troz der Staël und Morgan in Begleitung der Männer die Dinge, ja die Männer dazu zu beurtheilen wisse, aber als eine echte deutsche Frau schiebt sie immer ihre lieben Kinder vor sich her und verbirgt ihre klugen Gedanken unter dem sentimentalen Mutterblick. Worauf diese Dame eigentlich ihren Beruf zum Ruhme gründet, ist mir bis jezt nicht klar geworden. Was sie da schreibt, ist so abgedroschenes, hundertmal gehörtes Gesalbader über die Alterthümer und Kunstschätze und Umgebungen Roms, daß man es nicht ohne Widerstreben lesen kann. Toujours perdrix, das ewige Rom, ewig, weil auch dann noch, wenn es aufgehört hätte, man von ihm nicht aufhören würde. Italien ist vor lauter Schönheit wieder häßlich geworden. Es geht uns mit Italien wie dem chinesischen Liebespaar, das nicht von einander lassen wollte, bis die klugen Eltern, die andre Absichten mit ihren Kindern hatten, auf den Einfall geriethen, beiden den hölzernen Kragen anlegen, d. h. beiden ihre Köpfe durch ein Brett dergestalt stecken zu lassen, daß sie einander unverwandt ansehen mußten. Nachdem sie das eine Zeitlang getrieben hatten, fingen sie an, sich nicht mehr für so schön zu halten und am Ende hielten sie sich gar für häßlich.

6) Malerische Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Nach dem Italienischen übersezt. Mit Original-Ansichten. Nach Zeichnungen von G. Pezolt auf Stahl gestochen. Erstes Heft. London, Tombleson, Schloß. Verona, Pollidi. Karlsruhe, Creuzbauer, 1833. gr. 4.

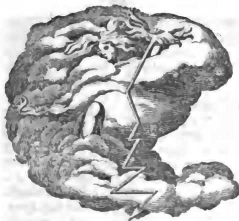
Dieses erste Heft enthält die Ansicht der Stadt Verona und der Kirche von S. Fermio Maggiore daselbst. Da diese Stahlstiche nach derselben bewunderns-würdigen Vollendung streben, welche die in dem gleichen Verlag erschienenen Rheinansichten auszeichnet, so werden sie, wenn das Werk sich rasch fördert, allen Reisenden und Freunden Italiens eine willkommene Gabe seyn.

7) Costumes et moeurs des Italiens d'après Pinelli en cinquante feuilles. Daselbst.

Diese bekannten allerliebsten Sittengemälde Italiens sind hier in sehr verjüngtem Maaßstabe aufs artigste ausgeführt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 5. 13. Januar 1834.

Rechtsgeschichte.

Antrag, die Regierung um ein Gesetz zu bitten, wodurch der Nachdruck als ein, das Eigenthum beeinträchtigendes, der öffentlichen Moral schädliches, und die Ehre des würtembergischen Namens vor dem Auslande verunglimpfendes Institut unbedingt aufgehoben würde, vorgetragen in der Sitzung der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vom 2. Juli von Dr. Wolfgang Menzel, Abgeordneten von Balingen. Stuttgart, Metzler, 1833.

Nicht gewohnt, seine eignen Schriften in diesen Blättern anzuzeigen, glaubt der Redakteur derselben doch in Bezug auf diese kleine Schrift eine Ausnahme machen zu müssen, weil es ihm am Herzen liegt, diese Sache zur Sprache zu bringen, nicht seinet= sondern der Sache wegen. Er fühlt sich jezt um so mehr dazu aufgefordert, als das Lese=Publikum erfahren haben wird, daß der Nachdruck im Würtembergischen noch immer im Flor ist und so eben erst die Gedichte Uhlands, die von einem Würtemberger verfaßt und in Würtemberg verlegt sind, gleichwohl von einem Würtemberger, in Kannstadt bei Stuttgart, also gewissermaaßen unter den Augen des Autors und rechtmäßigen Verlegers nachgedruckt und öffentlich feil geboten worden sind.

Der Antragsteller sagte: „Meine Herren! Schon am 23. Mai 1821 brachte Herr Weber, damaliger Abgeordneter von Künzelsau, eine Motion, welche das Verbot des Nachdrucks verlangte, an die Kammer. Sie begann mit den Worten:

„Deutschland, das mit Wohlgefallen auf das konstitutionelle Würtemberg blickt, und vorzugsweise dem Schwaben das Lob der Biederkeit und Redlichkeit beilegt, — Deutschland kann nicht begreifen, wie gerade bei diesem biedern Volke, und unter einer, durch Humanität so ausgezeichneten Regierung, das Gewerbe des Büchernachdrucks könne geduldet werden. Es ist wohl ein Ueberrest der verfassungslosen Zeit, und die Regierung hatte seit ihrem segensvollen Wirken wichtigere Aufgaben zu lösen und auch gelöst, als daß sie ihre Aufmerksamkeit einem so untergeordneten Gegenstande der Gesetzgebung hätte schenken können, als der Nachdruck ist.“

Noch bis auf den heutigen Tag ist die alte Buchbinder=Ordnung des Herzogs Eberhard Ludwig von 1719 in Kraft, in welcher das später erst sich ausbildende Verhältniß einer Verlagshandlung im Gegensatz gegen Speditionshandlungen, Buchdrucker, Buchbinder

und Antiquare, noch nicht erkannt und unterschieden ist. Daher kommt es denn, daß noch heute jeder erste beste Buchbinder, Buchtrödler oder Buchdrucker verlegen darf, was er will, ohne Rücksicht darauf, ob es Original oder Nachdruck ist.

In dieser unumschränkten Willkühr sind die würtembergischen Verleger nun einerseits durch Censur, und andererseits durch das königliche Reskript vom 25. Febr. 1815 beschränkt. Dieses Reskript nämlich untersagt den Nachdruck einer Original-Ausgabe, sofern der rechtmäßige Verleger gegen eine Taxe von 15 fl. und 2 Frei-Exemplaren ein Privilegium darauf gelöst hat. Ein solches Privilegium gilt aber nur auf sechs Jahre, wenn es nicht unter besondern Umständen auf einige Jahre mehr ausgedehnt wird, und gilt nur de dato für noch nicht gedruckte Werke. Es kann nicht auf bereits erschienene Werke, oder frühere Theile eines Werkes zurückdatirt werden.

So verhält es sich bei uns. In allen andern gebildeten Staaten verhält es sich anders. In England und Frankreich, die eine so große Literatur und ein so durchgebildetes politisches Leben besitzen, und seit einiger Zeit auch in Rußland, ist der Nachdruck unbedingt verboten. Auch der deutsche Bund hat im achtzehnten Artikel der Bundesakte ein ähnliches Verbot versprochen, und durch den Bundesbeschluß vom 6. September 1832 sich noch bestimmter in diesem Sinne erklärt. Auch haben alle Bundesstaaten, mit Ausnahme Würtembergs, bereits dem Nachdruck entsagt, da selbst Oesterreich in jüngster Zeit nachgedruckten Werken das Imprimatur versagt. In Würtemberg aber ist jener Bundesbeschluß nicht nur nicht publicirt worden, noch könnte es auch irgend etwas helfen, wenn er publicirt wäre; denn er verlangt nur Gleichstellung der auswärtigen Bundesangehörigen mit den Einheimischen. In Würtemberg ist aber der einheimische Verleger, wenn er kein Privilegium löst, oder lösen kann, so wenig vor Nachdruck geschützt, als ein auswärtiger.

Alle jene gebildeten Staaten, welche den Nachdruck verboten haben, gingen von dem Grundsatz aus, daß er ein Eingriff in das Eigenthum sey. Sofern aber, wie sehr häufig der Fall ist, der Nachdrucker dem rechtmäßigen Verleger, noch vor dem Erscheinen der Originalausgabe, die Aushängebogen aus der Druckerei buchstäblich stehlen läßt, um sie sogleich nachzudrucken, oder sofern der Nachdrucker sich sogar heimlich eine Abschrift des Manuscripts, z. B. Kollegienhefte eines Universitäts-Professors verschafft, und dieselben druckt, ehe der Verfasser selbst an eine öffentliche Herausgabe gedacht hat, insofern ist der Eingriff in das Eigenthum zugleich ein wirklicher Diebstahl.

Ich will zuerst die Eigenthumsrechte des Schriftstellers vertheidigen, und kann deßfalls nicht umhin, die Worte des vormaligen Vice-Präsidenten dieser Kammer, des Frhrn. v. Cotta, die derselbe bei Gelegenheit der erwähnten Weber'schen Motion in der Debatte äußerte, hier zu wiederholen. Er leitete das Eigenthumsrecht aus dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft her:

„Nur deßwegen sey man aus dem Naturstand in den bürgerlichen Verband getreten, um das Eigenthum zu sichern, und durch Gesetze jeden Eingriff in dasselbe zu verhindern, und wo noch keine Gesetze für die einzelnen Fälle vorhanden seyen, werden sie, wie hier bei'm literarischen Eigenthum, vom Gesetzgeber verlangt. Die Engländer seyen uns hier vorangegangen, und nicht nur gegen den Nachdruck haben sie durch das Gesetz die Schriftsteller in ihrem Eigenthum gesichert; auch die Erfinder jeder Erfindung, jeder nützlichen Einrichtung, von Instrumenten und Maschinen, werden durch Patente in diesem ihrem Eigenthum als Erzeugnisse des Geistes gesichert, und diesen gedoppelten Vorgang müsse man nachahmen, denn nur wenigen erfinderischen Köpfen sey es möglich, 10—20 Jahre ihres Nachdenkens, Fleißes und Aufopferung einem Gegenstande zu widmen, und den Nutzen, der daraus hervorgehe, Andern zu überlassen, und nichts für sich als Ersatz zu erhalten. Nur durch solche Patente, nur durch Gesetze gegen den Nachdruck, sichere man die Erfinder und ihre Wittwen und Waisen, daß sie nicht darben dürfen, während die Gesellschaft den größten Vortheil von den Erzeugnissen ihres Geistes genieße. Er glaube daher, daß die Nothwendigkeit, das literarische Eigenthum den Schriftstellern und deren Vertretern durch ein Gesetz gegen den Nachdruck zu sichern, in dem Zweck des geselligen Verbandes liege, und nicht bezweifelt werden könne."

Die Vertheidiger des Nachdrucks nöthigen mich, noch bestimmter das Eigenthumsrecht des Schriftstellers zu bezeichnen. Sie sagen: es gebe kein geistiges Eigenthum; Geist und Wahrheit, wie sie in guten Büchern enthalten seyn mögen, seyen ein Gemeingut der Menschheit, wie das Licht, und Jeder könne sein Licht beliebig bei'm Andern anzünden, Niemand könne ein ausschließliches Monopol darauf besitzen. Ich würde dies unbedenklich zugeben, wenn der Schriftsteller ein ätherisches Lichtwesen wäre, das weiter nichts zur Existenz bedürfte, als sein Licht. Er bedarf aber neben der himmlischen, auch der irdischen Speise; auch der unsterbliche Shakespeare hat essen und die Mahlzeit, die er in einer Londoner Taverne zu sich nahm, bezahlen müssen. Seine

Feder hat uns Werke von so hoher Schönheit hingezaubert, daß wir dabei an etwas Gemeines nicht denken mögen; aber so gewiß diese Feder von einer gemeinen Gans war, so gewiß hat der, welcher sie führte, auch von ihr leben, durch sie seinen täglichen Unterhalt verdienen müssen.

In diesem Sinne muß der Schriftsteller doch wenigstens eben so viel Eigenthumsrecht an die Erzeugnisse seiner Feder haben, als der Krämer an das, was er mit seiner Elle, der Bauer an das, was er mit seinem Pfluge verdient.

Dieses Eigenthumsrecht kann ihm aber auf keine andere Weise gesichert werden, als wenn *die Verbreitung seiner Geistesprodukte von ihm selbst abhängig gemacht wird*, wenn Niemand sie verbreiten darf, als der rechtmäßige Verleger, mit dem er darüber kontrahirt hat.

Es ist gewiß, daß jedes gute Buch, nach Abzug der Druck- und Speditionskosten, noch einen bedeutenden Gewinn abwirft. Wem gebührt von Gott und Rechtswegen dieser Gewinn? Gewiß nur dem Urheber des Buchs, oder dem, welchem er das Buch gegen ein Honorar auf dem Wege des Vertrags überlassen hat. Kein Dritter hat ein Recht auf diesen Gewinn, am wenigsten aber der, welcher sich ihn schon anmaßt, noch ehe der Schriftsteller und der rechtmäßige Verleger des Ihrigen gewiß sind.

Der Schriftsteller wird aber durch den Nachdruck offenbar in seinem Honorare verkürzt. Gesezt, das Publikum konsumirt 10,000 Exemplare, und der Nachdrucker verkauft die Hälfte davon, so erhält der Verfasser auch nur für die Hälfte vom rechtmäßigen Verleger Honorar, und würde es für das Ganze erhalten haben, wenn das Publikum die andere Hälfte ebenfalls vom rechtmäßigen Verleger, der alsdann um so viel mehr Exemplare hätte drucken können, gekauft haben würde. Oft weigern sich die rechtmäßigen Verleger ausdrücklich, dem Verfasser ein, seinen Leistungen angemessenes Honorar zu zahlen, weil sie den Nachdruck fürchten. Dies geschieht in allen Fällen, wo von Werken die Rede ist, die man nicht mehr privilegiren lassen kann. Ich will einen bestimmten Fall anführen, der sehr merkwürdig ist.

Vor einigen Jahren besuchte mich der unter dem Namen *Tromlitz* als Unterhaltungs-Schriftsteller bekannte Oberst v. *Witzleben* und klagte mir mit gerechter Entrüstung, er habe hundert Meilen weit mit Extrapost hieher reisen müssen, um den Nachdrucker *Richter* in Kannstadt vom Nachdruck seiner ältern Romane und Novellen abzuhalten; denn würden diese nachgedruckt, so könne er für die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften vom rechtmäßigen Verleger nur ein verhältnißmäßig sehr geringes Honorar bekommen. Er sey zu obgedachtem *Richter* gegangen, und dieser habe sich endlich durch seine dringenden Bitten zu dem edelmüthigen Entschlusse bewegen lassen, vom Nachdrucke der betreffenden Schriften abzustehen, wofern ihm *Tromlitz* eine Entschädigung von — ich weiß nicht mehr wie vielen — hundert Gulden baar auf den Tisch lege. Diese Summe hat der arme Dichter, wie er sagte, in seiner Noth, um die weite Reise nicht ganz umsonst gemacht zu haben, obgedachtem Richter wirklich ausbezahlt.

Aehnliche Beispiele waren bisher nur von Tunis, Tripolis und Algier bekannt. Zu diesen Raubnestern mußten die Hanseestädte und die kleinen italienischen Staaten schicken, um ihnen die Gunst, nicht beraubt zu werden, mit schwerem Gelde abzukaufen.

Uebrigens wird der Schriftsteller durch den Nachdruck nicht bloß in seinem Honorar verkürzt. Er muß es sich auch gefallen lassen, daß der Nachdrucker den Inhalt seiner Schriften durch fehlerhaften Abdruck, durch willkührliche Auslassungen entstellt.

Endlich wird durch den Nachdruck der ersten Auflage das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage zuweilen ganz verhindert, zuweilen wenigstens verzögert, wodurch der Schriftsteller eines wichtigen Rechtes und Vortheils verlustig geht, denn es ist ihm oft sehr daran gelegen, in der zweiten Auflage zweckmäßige Verbesserungen oder Nachträge anzubringen. —

Ich gehe zu dem Eigenthumsrechte des *Verlegers* über. Er besizt dieses Recht in zweiter Hand durch Uebertragung von Seiten des Verfassers. Er erlangt dasselbe gegen eine vertragsmäßige Gegenleistung, das Honorar.

Schon *Weber* sagt in seiner Motion: „Ist das Honorar ein Recht, so ist der Nachdruck ein Unrecht." Sobald der Verleger ein Honorar zahlt, muß er die Garantie haben, daß er allein das Werk in Verlag bekommt. Es wäre schlechterdings unmöglich, ohne diese Garantie ein Honorar festzusetzen. Das Honorar ist die Pflicht des Verlegers; jene Garantie, das Monopol auf das Buch, ist sein Recht. Eins kann ohne das andere nicht bestehen. Wenn der Verleger dem Verfasser einen Theil des erst zu hoffenden Gewinns als Honorar vorauszahlen soll, muß er wenigstens versichert seyn, daß er diesen Gewinn nicht noch mit einem Nachdrucker werde theilen müssen. Er übernimmt schon ein Risiko, indem er das Honorar bezahlt und das Buch auf seine Kosten drucken läßt, ehe er noch weiß, ob das Buch auch hinlänglich Käufer finden werde, die ihm seinen Verlust decken.

Dies ist die Rechtsbasis alles literarischen Verkehrs.

Es ist allgemein und auch in Würtemberg anerkannt, daß der Schriftsteller nicht dasselbe Buch an zwei verschiedene Verleger verkaufen, und sich von jedem derselben Honorar zahlen lassen dürfe. Wenn ich den Einfall hätte, ein Manuscript zugleich an die Cotta'sche und Metzler'sche Verlagshandlung zu verkaufen, so würden sie sowohl untereinander, als gegen mich prozessiren, nur einer von Beiden würde die Erlaubniß des Drucks und die Leistung des Honorars an mich zugesprochen werden, ich aber würde mit Fug und Recht verurtheilt werden, der andern dafür, daß sie das ihr angetragene Buch nun nicht drucken darf, eine Entschädigung zu geben. Nach demselben Rechtsgrundsatz aber, der zwei verschiedenen Verlegern nicht gestattet, ein und dasselbe Buch gegen Honorar zu verlegen, darf es noch viel weniger einem zweiten Verleger gestattet seyn, dasselbe Buch unhonorirt im Nachdruck zu verlegen, nachdem ein erster Verleger es schon honorirt hat. Es wäre das non plus ultra gesetzlicher Inkonsequenz, wenn mir verboten seyn sollte, doppeltes Honorar zu empfangen, ohne daß es zugleich den Verlagshandlungen verboten wäre, eine doppelte Auflage meines Werks zu veranstalten. Gleichwohl besteht diese Inkonsequenz in Würtemberg wirklich.

Wenn die Gesetze den Zweck und die Pflicht haben, das Eigenthumsrecht zu schützen, so ist der rechtmäßige Verleger eines solchen Schutzes vollkommen bedürftig und würdig, denn er sezt einen bedeutenden Einsatz gegen einen ungewissen Gewinn, und wenn es zum Besten der Gesellschaft überhaupt einen literarischen Handel geben soll, so muß das Gesetz, welches dem Verleger seinen, von dem Bedürfniß oder der Laune des Publikums abhängigen Gewinn nicht sichern kann, ihn wenigstens vor dem offenbaren Verlust durch den Nachdruck schützen, denn dies kann das Gesetz.

Es streitet gegen alle gesetzliche Vernunft, daß Jemand ein Risiko übernehmen und, wenn er glücklicher Weise statt Verlust Gewinn hat, diesen Gewinn mit einem Unberufenen, der kein Risiko übernommen hat, theilen soll. Sagt man auch, der rechtmäßige Verleger gewinne genug, er theile mit dem Nachdrucker nur den Ueberfluß, so ist dies doch ein schlechtes Argument, denn der rechtmäßige Verleger muß sich durch den Gewinn eines glücklich abgesezten Buches für die Verluste entschädigen, die er bei so manchem leidet, das ihm als sogenannter Ladenhüter sitzen bleibt.

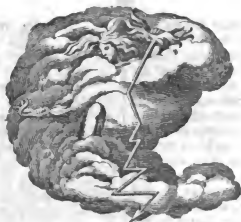
Dem Muthe der rechtmäßigen Verleger, unbekannte Werke von Neulingen auf ihr Risiko zu drucken, verdanken wir die trefflichsten Werke unserer Literatur. Es ist natürlich, daß sich die Verleger oft über den Werth eines Buches täuschen; aber ohne den Muth, sich an den Druck neuer Bücher zu wagen, würde auch das Bessere nicht bekannt werden. Für die vielen Verluste, die aus diesem Risiko entspringen, gebührt den rechtmäßigen Verlegern die volle Entschädigung durch die verhältnißmäßig wenigen Bücher, welche Glück machen.

Wie aber die Schmarotzer-Pflanze den Baum, so saugt der Nachdruck dem rechtmäßigen Buchhandel die gesunden Säfte aus. Ein Haufe Unberufener, der keine Pflichten, kein Risiko übernimmt, der Nichts wagt, mustert die Bücher durch, läßt alle die liegen, bei denen die rechtmäßigen Verleger Verluste erlitten haben, und nimmt ihnen durch den Nachdruck der besten Werke auch den besten Theil ihres Gewinnes weg. Sie theilen immer nur den Gewinn, nie den Verlust. Nur der aber hat einen rechtlichen Anspruch auf Gewinn, der auch am Verluste seinen Theil trägt.

Man pflegt gern einzuwenden, daß, wenn auch in der That Schriftsteller und Verleger durch den Nachdruck Einbuße leiden, doch das gesammte Publikum dabei gewinne, indem es gute Bücher zu wohlfeilern Preisen erhalte, wodurch überhaupt gute Bücher mehr verbreitet würden. Hierauf kann ich nur erwidern, daß es ein jesuitischer Grundsatz ist, wenn der Zweck das Mittel heiligen soll, daß es dem Crispinus mit nichten erlaubt war, Leder zu stehlen, wenn er auch den Armen Schuhe daraus machte, und daß es überhaupt kein öffentliches Wohl auf Kosten des Rechts gibt. Ueberdies thut man aber dem Nachdruck viel zu viel Ehre an, wenn man ihm allein oder auch nur vorzugsweise die Wohlfeilheit guter Bücher zuschreibt. Nirgends sind die guten Bücher verhältnißmäßig wohlfeiler, als in England und Frankreich, wo kein Nachdruck existirt, und selbst in Deutschland hat die Wohlfeilheit guter Bücher in dem Maaß zugenommen, in welchem der Nachdruck außerhalb Würtemberg abgenommen hat. Gerade je weniger der rechtmäßige Verleger die Konkurrenz des Nachdruckers zu befürchten hat, um so eher kann er zu seinem Gewinne kommen, ohne den Preis des Buchs auf eine schamlose Höhe zu treiben. Das Publikum sorgt schon dafür, daß geizige Verleger sich bekehren, und so verblendet ist keiner, daß er nicht begreifen sollte, er verkaufe eher viele wohlfeile Exemplare, als wenige theure, und gewinne von jenen mehr als von diesen. Sollte dennoch hie und da ein Verleger dem Publikum Gewalt anthun, und nützliche, vielleicht unentbehrliche Bücher zu kaum erschwinglichen Preisen verkaufen wollen, so braucht eine erleuchtete Gesetzgebung doch keineswegs zum Nachdruck ihre Zuflucht zu nehmen, um jene Preise herabzudrücken."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 6. 15. Januar 1834.

Rechtsgeschichte.

Antrag, die Regierung um ein Gesetz zu bitten, wodurch der Nachdruck unbedingt aufgehoben würde, vorgetragen in der Sitzung der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vom 2. Juli von Dr. Wolfgang Menzel, Abgeordneten von Balingen. - Stuttgart, Metzler, 1833.

(Beschluß.)

„Es steht ihr alsdann immer noch der Weg offen, nach Beschaffenheit des Papiers, des Drucks und der Bogenzahl ein Maximum des Preises festzusetzen. Ein solches Gesetz ließe sich vollkommen durch die Nothwehr rechtfertigen, in welcher sich die Gesellschaft gegenüber einem wucherischen Kaufmann befinden würde, und wenn jenes Maximum nur den Gradationen des Werthes einen billigen Spielraum ließe, würde der Verleger nicht dabei verlieren, denn es ist und bleibt eine unläugbare Erfahrung, daß die Zahl der konsumirten Exemplare mit dem Preise des Buchs in umgekehrtem Verhältniß steht, daß der Verleger eher eine Million Exemplare, jedes zu 9 kr. verkaufen kann, als ein Exemplar zu 1000 fl., und daß er bei verhältnißmäßiger Wohlfeilheit allezeit mehr gewinnt, als bei Uebertheurung. So lange es nun im eigenen Vortheile des Verlegers liegt, wohlfeile Preise zu machen, und so lange es der Gesetzgebung möglich ist, den Mißbrauch übertriebener Preise auf eine schonende Weise zu verhüten, so lange bedarf es keines Nachdrucks.

Man sezt bei einer Hungersnoth wohl das Maximum des Getreidepreises fest, aber man duldet keine Auspasser, welche die Bauernwagen anfallen und zu plündern drohen, damit die Bauern nur so schnell und wohlfeil als möglich ihr Getreide verkaufen.

So viel über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks. Ueber seine Moralität will ich mich nicht ausführlich ausbreiten. Ich begnüge mich, Ihnen einige Beispiele von der Handlungsweise unserer Nachdrucker vorzutragen.

Sie kennen bereits die merkwürdige Verhandlung zwischen dem Nachdrucker Richter von Kannstadt und dem Obersten v. Witzleben. Ich füge ein zweites Beispiel hinzu. Derselbe Richter hatte vor einigen Jahren kaum in Erfahrung gebracht, daß Herr Spindler, ein bekannter Lieblingsschriftsteller der Deutschen, bei der Frank-Hallberger'schen Verlagshandlung die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke beabsichtige, als auch er die nämlichen sämmtlichen Werke in seinem Verlag als Nachdruck ankündigte. Der rechtmäßige Verleger hatte an Herrn Spindler bereits kontraktmäßig ein beträchtliches Honorar bezahlt und wandte Alles an, sich des Nachdrucks zu erwehren. Er konnte jedoch von der

betreffenden Behörde, welche dem Reskript vom 25. Febr. 1815 gemäß handeln mußte, nichts weiter als ein Privilegium auf die noch nicht erschienenen Werke Spindlers erlangen, Richter aber durfte ungehindert alle früher erschienenen Werke dieses Schriftstellers nachdrucken und fügte seiner Anzeige derselben die höhnende Bemerkung zu: nur diese früheren Schriften Spindlers taugten etwas und er habe seitdem nichts Gescheidtes mehr geschrieben. Spindler mußte sich diesen Schimpf und Hallberger den Verlust gefallen lassen, hätten sie aber den Kontrakt nicht schon vorher abgeschlossen gehabt, so würde Spindler des Nachdrucks wegen ein viel geringereres Honorar erhalten haben, und hätte nach einem langen Kampfe mit der Noth des Lebens die Genugthuung entbehren müssen, endlich einmal die wohlverdienten Früchte seines Talentes zu ernten.

Ein dritter Fall.

Der Nachdrucker Wolters in Stuttgart druckte das chirurgische Handbuch von Chelius nach, und als der rechtmäßige Verleger, Groß in Heidelberg, sich darüber beschwerte und ihm nachwies, daß Wolters den Buchdrucker-Gesellen Wagner bestochen habe, ihm die Aushängebogen des genannten Werks aus der Druckerei wegzustehlen, höhnte ihn Wolters unterm 1. Mai 1829 öffentlich im Schwäbischen Merkur aus und sagte unter Anderem:

„Der Streit gehöre nicht vor das Publikum, das sich um dergleichen Gegenstände des Privatinteresses wenig bekümmere."

Ein vierter Fall.

Der Buchdrucker Macklot in Stuttgart druckte Rottecks Weltgeschichte nach. Als sich der rechtmäßige Verleger, Herder in Freiburg, darüber beschwerte, rückte Macklot unterm 13. Juni 1831 Folgendes in den Schwäbischen Merkur ein:

„Glücklicherweise für ihn und seine Abnehmer stehe Macklot nicht unter der Machtvollkommenheit des Freiburger Bibliopolen, sondern er habe sich des Schutzes unserer gerechten Würtembergischen Regierung zu erfreuen, sein Unternehmen sey ein gesetzlich erlaubtes und werde unfehlbar vollendet, wie es begonnen worden."

Ein fünfter Fall.

Im Schwäbischen Merkur vom 18. Juli 1832 rückte der Nachdrucker Enslin von Reutlingen eine Annonce ein, die er ausdrücklich dem gebildeten Stande, den Herrn Erziehern und Lehrern zur Beachtung empfahl, und worin er seinen Nachdruck der „Moral von Ammon" gegenüber der Göschen'schen Originalausgabe nicht nur auf jede Weise herausstrich, sondern auch diese höhnenden Worte gegen den rechtmäßigen Verleger hinzufügte:

„Die tollen, keineswegs uns beleidigenden, noch im geringsten Schaden bringenden Ausfälle des Herrn Göschen tragen vielmehr dazu bei, daß unsere Ausgabe, von welcher bereits 1500 Exempl. verkauft sind, demnächst vergriffen seyn wird, und daß wir dann nicht säumen werden, eine zweite Nachdrucksausgabe folgen zu lassen. Domine Goeschen, ut placeat?"

Genug! Diese Beispiele mögen hinreichen, einen Maßstab für die moralische Würdigung des Nachdrucks zu geben. In der That, man glaubt sich auf einer englischen Landstraße zu befinden, wo uns ein Ritter der Industrie den Rock auszieht, und uns noch lachend zuruft: Was beklagst du dich? dein Rock steht mir viel besser als dir.

Verschiedene Buchhandlungen klagen, daß sie selbst ein erkauftes Privilegium vor Nachdruck nicht schütze. Die v. Seidl'sche Verlagshandlung in Sulzbach führt die Beschwerde, daß sie seit zwölf und mehr Jahren für jede neue Originalauflage der Morgen- und Abendopfer von Witschel ein neues Privilegium in Würtemberg gelöst habe, und daß die Reutlinger dieses Werk dennoch unaufhörlich nachdrucken, wobei sie bloß die kleine Schlauheit anwenden, statt ihrer eigenen die Firma: „Wien bei Bauer" unter den Titel zu setzen. Im Juli 1832 kaufte der Buchhändler Markus in Bonn ein würtembergisches Privilegium auf Walters Kirchenrecht, und am 19. März 1833 kündigte der Nachdrucker Rapp in Rottweil dasselbe Buch im Schwäbischen Merkur an. So werden auch die längst privilegirten Stunden der Andacht und das Conversations-Lexikon fortwährend nachgedruckt. Auf dem Reutlinger Nachdruck von Bröders lateinischer Grammatik wurde sogar das würtembergische Privilegium der Originalausgabe auf dem Titel mit abgedruckt.

Zu bedauern ist, daß selbst Schulbehörden in Würtemberg nachgedruckte Werke in Schulen einführen, z. B. den Rochow'schen Kinderfreund und Tillichs Lesebuch. Dies stimmt wenigstens nicht mit den Aeußerungen unsers Bundestags-Gesandten überein, der am 13. Februar 1823 (vergl. die Allg. Zeit. von diesem Jahr, Beil. 33) den Nachdruck zwar nicht für unrechtlich, aber doch für unedel und unbillig erklärte.

Die Vorsteher der deutschen Buchhändler-Börse in Leipzig haben eine Petition verfaßt, welche Hr. Dekan Münch heute ins Diarium eintragen läßt. Sie bitten im Namen aller Buchhändler Deutschlands um die Verwendung dieser hohen Kammer für ein endliches Verbot des Nachdrucks. Sie klagen einstimmig, was ich Ihnen vorgetragen: alle Staaten der gebildeten Welt, und insbesondere die deutschen Bundesstaaten haben den

Nachdruck verboten, nur Würtemberg allein nicht, nur hier ist den Piraten des Buchhandels noch eine sichere Zufluchtsstätte gewährt. Vernehmen Sie diese Klagen eines ehrenwerthen Standes! Klagen, in welche ganz Deutschland einstimmt.

Gerechtigkeit ist die Basis des konstitutionellen Staats. Ohne Gerechtigkeit ist die Verfassung nichts werth, sind ihre Vertreter in dieser Kammer Nullen oder noch etwas Schlimmeres. Ueben Sie daher Gerechtigkeit und thun Sie, was in Ihrer verfassungsmäßigen Gewalt liegt, um endlich diese Schmach alter Ungerechtigkeit aus den würtembergischen Gesetzen, diesen Flecken vom würtembergischen Namen wegzuwischen!

Ich erlaube mir zum Schluß nur noch darauf aufmerksam zu machen, was daraus entstehen müßte, wenn alle deutschen Staaten auf dieselbe Weise verfahren wollten, wie es Würtemberg bisher gethan hat. Wäre der Nachdruck überall freigegeben, so müßte der Buchhandel zu Grunde gehen, denn kein vernünftiger Mensch würde ferner ein Honorar für Bücher zahlen wollen, die ihm Jedermann sogleich nachdrucken könnte. Eben so wäre der Buchhandel ruinirt, wenn alle deutschen Bundesstaaten sich ein Privilegium gegen den Nachdruck mit 15 fl. und zwei Frei-Exemplaren, größere Staaten wohl gar nach Verhältniß mit noch mehr bezahlen ließen; denn die Privilegienkosten würden dann, nach den 38 Bundesstaaten verachtunddreißigfacht, die Druck- und Honorarkosten übersteigen, und kein vernünftiger Mensch würde mehr ein Buch verlegen wollen.

Nun haben wir zwar, indem die übrigen Bundesstaaten gerechter und billiger sind, als wir, einen Vortheil vor ihnen voraus. Durch den Nachdruck strömt manche Summe Geldes in unser Land, die sonst ausbleiben würde; ist es aber gerecht, ist es dem allgemeinen Völkerrecht und ist es der Bundespflicht angemessen, auf nachbarliche Kosten uns wohlzuthun, des Nachbars Schafe zu scheeren?

Und wie? wenn es den Bundesstaaten, deren literarisches Eigenthum unsere Nachdrucker so oft und lange sich zugeeignet haben, einmal einfiele, Repressalien zu gebrauchen? Dann wären unsere rechtmäßigen Verleger ruinirt. Ja noch mehr! Würtemberg, das an geistigen Produkten verhältnißmäßig reicher ist, als fast alle andern deutschen Staaten, würde die Früchte dieses Vorzuges nicht mehr einsammeln. In irgend einem geistesarmen Winkel Deutschlands würde sich ein Nachdrucker niedersetzen, und z. B. Schillers Werke zu 100,000 unter das Publikum werfen. Was würtembergische Gelehrsamkeit, würtembergisches Dichtergenie, würtembergische Industrie im literarischen Gebiete hervorbrächte, würde der erste beste Plattländer als gute Prise für sich ansprechen. Können wir nun aber eine Regel gelten lassen, die, wenn sie gegen uns selbst angewendet würde, uns den größten Schaden brächte? „Was du nicht willst, das dir geschicht, das thu' auch keinem Andern nicht!"

Es könnte auch der Fall eintreten, daß von Seiten des deutschen Bundes eine Mahnung an Würtemberg erginge, den bereits in den europäischen Bann verurtheilten Nachdruck nicht ferner innerhalb seiner Gränzen zu hegen. Einer solchen Mahnung aber aus eigenem Antrieb, aus eigenem Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl zuvorzukommen, würde der anerkannt hohen Stellung angemessen seyn, welche Würtemberg unter den civilisirten, und namentlich unter den literarischgebildeten Staaten einnimmt.

Dem gemäß, meine Herrn, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen den Antrag zu stellen:

> Sie möchten die Regierung um ein Gesetz bitten, durch welches die Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck unbedingt und für immer sichergestellt würden,

und ich kann hiebei aus dem zulezt angeführten Grunde den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein solches Gesetz wo möglich noch auf diesem Landtage zur Verabschiedung gebracht werden möchte."

Dem theilnehmenden Publikum diene zur Nachricht, daß wegen anderen wichtigen Landtagsarbeiten die Berichterstattung über diese Motion bis auf die Wiederzusammenkunft der Stände verschoben werden mußte. Inzwischen ist zu hoffen, daß die Abschaffung des Nachdrucks vielleicht noch eher erfolgt, als dieser Wiederzusammentritt.

Humoristische Literatur.

Leben und Treiben der feinen Welt. Von A. Glaßbrenner. Leipzig, Wigands Verlagsexpedition, 1834.

Glückliche Seelen, die ihr noch lachen könnt! Der Scherz, die unberechnete Laune des Augenblicks, die unschädliche Satire sind in unsrer Literatur Geheimnisse geworden, die wir zwar in den Paragraphen der Kompendien definirt finden, die aber Niemand mehr offen geben will. Es ist eine langweilige Zeit; man lacht nicht mehr, man findet den Scherz seicht, verspottet die Liebenswürdigkeit unsrer ältern Autoren, und verdammt die Laune einiger Jüngern, die ohne Befangenheit, Absicht und versteckte Zwecke leicht, heiter, gewandt ihre muntre Feder rühren.

Glaßbrenner ist noch sehr jung, und es kann daher nicht auffallen, daß sich unter seine leichten Scherze Stellen mischen, wo er ernst und nachdenkend spricht. Nichts kann aber für den heitern Humor eine bessere Probe abgeben, als der ernste. Glaßbrenner verräth hier

und dort einen scharfen und feinen Blick. Ich greife ohne Wahl einige Stellen aus seinem Buche heraus. „Die Geburt des Menschen ist das Redezeichen; die Jugend das Ausrufungszeichen; die Ehe das Bindezeichen; das Alter der Gedankenstrich; der Tod der Punkt; und die Hoffnung auf Jenseits — das Fragezeichen.“ — „Im tiefsten Felsen findet man Gold und Diamanten, aber keine Sonne scheint hinein, keine Blume duftet in ihm. So sammelt der Geiz seine Schätze, aber er genießt sie nicht; er kennt kein Mitleid und die Freude erquickt ihn nicht.“ — „Wenn das Leben ein Traum ist, kann da Gott Rechenschaft von uns fordern?“ — „Das Verbrechen ist entsetzlich; der Verbrecher bemitleidenswerth.“ — „Die Uebertreibungen fremder Fehler haben denselben Grund, warum der Elephant, ehe er sich badet, das Wasser trübe macht. Er will sein Bild nicht sehen.“

Der heitern Richtung des Buches sind folgende witzige Definitionen verwandter: „Das Pfandhaus ist ein Ort, wohin mancher Bürger sein Bett bringt, um im eignen Hause ruhig schlafen zu können.“ — „Im Spinnhause leben Leute, welche das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen bereits kennen gelernt haben.“ — „Das Vaterhaus ist ein solches, von dem sich wenigstens mit Bestimmtheit sagen läßt, daß die Mutter darin gewohnt hat.“ Ja zuweilen nimmt die Satire einen höhern Flug; wie z. B. ein Redner in der Sylvesternacht ausruft: „Ich bin so überselig, daß ich ohne Weiteres den sternbesäeten Himmel da oben an mein Herz drücken könnte, wenn ich nicht fürchtete, daß ein Stern davon an meiner Brust sitzen bliebe.“

Obschon in den kleinern Erzählungen die Motive der italienischen Novellistik, und namentlich die geprellten Ehemänner zu häufig benuzt sind, so empfehlen sie sich doch durch ihren leichten Ton. Die Liebe wird hier nicht zu Empfindeleien, die Verzweiflung zu keinen Tiraden benuzt. Die Heirathen werden nicht weit verschoben, die Geprellten reiben sich den Buckel und die Getäuschten sind um den Trost nicht verlegen, dessen sie nicht bedürfen.

G.

Theodor Hell als Uebersetzer.

Mit welcher Unverschämtheit jezt Uebersetzungen ohne die geringste Sprach- und Sachkenntniß in den Tag hineingemacht werden, dafür ist die von dem Uebersetzer französischer Melodramen, Theodor Hell, angefertigte Uebersetzung des „Paris ou le livre des Cent-et-un“ ein sprechendes Beispiel. Man sollte es fast für unmöglich halten, daß in einer, so wie die französische bei uns von hunderttausenden gekannten Sprache ein sogenannter Gelehrter stellenweise so wie folgt übersetzen kann; und doch gibt sein Buch auf jeder Seite einen schlagenden Beweis von Unwissenheit jeder Art.

1) (Tome 1r, Edit. de Bruxelles, pag. 16. Le Palais-royal.) En cet endroit, une multitude de guéridons verts supportent, pour les convives des deux sexes assis à l'entour, des plateaux couverts de glaces pyramidales diversement colorées et sur lesquelles la cuiller de vermeil façonne sans cesse de nouveaux angles qu'elle déforme aussitôt, jusqu'à ce que la base elle même soit prête à disparaitre etc.

(Zu Deutsch.) An diesem Orte tragen, für die umhersitzenden Gäste beiderlei Geschlechts, eine Menge grüner Gestelle, Aufsätze mit verschiedenfarbigen Eispyramiden, in welche der Löffel von vergoldetem Silber unaufhörlich neue Winkel einschneidet und sogleich wieder ausgleicht, bis die Grundlage dem Verschwinden nahe ist.

(Nach Theodor Hell.) Dort tragen eine Menge grüner hoher Gueridons, zur Bequemlichkeit der Umhersitzenden beiderlei Geschlechts, mit pyramidalischen, verschiedenartig gefärbten Spiegeln bedeckte Dächer, auf welchen der vergoldete Hohlspiegel oben immer neue Winkel bildet, und sie auch sogleich wieder zerstört, bis die Basis selbst endlich zu verschwinden anfängt.

2) p. 138. La conciergerie.) — — Rousseau, fabriquant les rouages de son père — — —

(zu Deutsch) — Rousseau (dessen Vater bekanntlich Uhrmacher war) macht für seinen Vater Räder — — —

(bei Theodor Hell) — Rousseau, Wagenbauer für seinen Vater —

3) (p. 139.) Cette salle de jeu m'occupoit beaucoup; là je voyais entrer de vieilles femmes, avec un ridicule vert, à trois heures du soir, et je les voyais en sortir le lendemain à dix heures du matin; elles y avoient passé la nuit. Un coup de pistolet s'y fit entendre certain jour, sur la midi; j'aperçais encore la chambre au tapis vert — — — —

(zu Deutsch) Dieses Spielzimmer beschäftigte mich viel; ich sah in dasselbe alte Frauen, mit einem grünen Arbeitsbeutel, in der dritten Abendstunde gehen, und des andern Morgens um zehn Uhr wieder herauskommen; sie hatten die Nacht darin zugebracht. Eines Tages gegen Mittag ließ ein Pistolenschuß darin sich hören; ich sehe das Zimmer mit dem grünen Tuche noch — — — —

(bei Theodor Hell) Dieses Spielzimmer beschäftigte mich sehr. Ich sah in dasselbe bejahrte Frauen mit lächerlicher Jugendlichkeit um 3 Uhr des Nachmittags gehen, und am andern Morgen um 10 Uhr erst wieder herauskommen. Sie hatten also die ganze Nacht dort zugebracht. Eines Tages gegen Mittag hörte ich darin einen Pistolenschuß. Ich sehe noch das grün tapezirte Zimmer vor mir. — — — —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 7. 17. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienbarg. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Mit sehr guter Laune geschrieben. So muß man in Holland reisen, um sich nicht zu langweilen, mit viel Einbildungskraft und einem guten Vorrath Witz. Die einzelnen Schilderungen sind sehr lebendig. „Es war in Holland Alles so, wie ich es mir gedacht hatte. Diese Städte mit ihren stumpfen Thürmen und Glockenspielen, ihren Grachten — man sieht in eine Gracht hinein, wie in einen Guckkasten, in der Mitte einen dunkelgrünen Kanal mit Torf- und Kartoffelschiffen, eine perspektivische Reihe von Brücken, Bäumen, Krahnen, Häusern, schlafenden verschlossenen Häusern mit hohen verhängten Fenstern, Winkelspiegeln, Klingelzügen, hohen Schornsteinen, den einen noch wunderlicher gebaut, wie den andern, so daß man sagen kann, die Phantasie der Holländer hat sich an ihren Schornsteinen erschöpft. — Diese Dörfer mit ihren schmalen Gassen, ihren kleinen bunten Häusern, diese Bauer- und Milchwirthschaften mit ihren blanken Kesseln und Heuschobern, diese Landschaften, verhaßt der Diana, der Göttin des Wildes und Waldes, weil sie weder Wild noch Wald enthalten, verhaßt dem Apoll, weil sie sein poetisches Gefühl durch Schnupftabaksmühlen beleidigen, verhaßt selbst dem Pan und den Feldgöttern, sonst Liebhabern von Vieh, weil ihnen keine Hirtenflöte oder auch nur ein Kuhhorn entgegenschallt, aus gänzlichem Mangel an Hirten; diese Landschaften, die immer und ewig dasselbe Gesicht behalten, und unveränderlich mit Gras, Kühen, Kanälen und Windmühlen abwechseln. — Gottlob! rief ich, als ich wieder Gottes freie Luft schöpfte; Gottlob! daß ich nicht im Butter- und Käselande geboren bin; Gottlob! daß ich ein Deutscher bin. Nein, diese Holländer sind keine Deutsche mehr, sie haben aufgehört es zu seyn, seit sie, aus unsern Urwäldern vertrieben, in diesem nassen Jammerthal sich niederließen. Feuer, Wasser, Luft und Erde haben sie zu Holländern verarbeitet, ihre Sprache ist versumpft und in Gurgellaute ausgeartet, ihr Geist ist nur der feuchte Niederschlag des Deutschen, beraubt des himmlischen Funkens der Begeisterung, baar und ledig der Phantasie und des Gemüths. Begeisterung — wer wollte das trübe und neidische Feuer, was ihnen jezt aus den Augen sieht, Begeisterung nennen."

Doch nimmt der Verfasser von dieser harten Aeußerung wieder einen guten Theil zurück und läßt dem holländischen Volk, abgesehn von seinen kaufmännischen und

politischen Leidenschaften, hinsichtlich seiner Treuherzigkeit und ehrlichen Naivetät alle Gerechtigkeit widerfahren.

Vortrefflich ist folgendes Bild der alten holländischen Patrioten: „In sehr alten Zeiten trugen die Holländer gar keine Hüte, auch keine Mützen. Sie gingen, was wir nennen, im bloßen Kopf, aber die Menschen hatten damals außerordentlich viel Haare auf dem bloßen Kopf. Damals nannten sie sich Bataver, Kaninefaten oder Kaninchenfresser, Marsen u. s. w. Später, unter ihren Grafen, trugen die Holländer eine Zeit lang rothe und graue Mützen. Die mit den rothen Mützen nannten sich die Huks, die mit den grauen die Kabeljauer; wenn sie sich begegneten, schlugen sie sich todt und daher waren diese Mützen sehr gefährlich zu tragen. Dann kamen die burgundischen und spanischen Hüte in die Mode. Mit diesen Hüten sieht man sie noch auf den Bildern von Rembrand, Franz Mieris und der andern Maler jener Zeit. Darunter sahen die Holländer kecker und listiger aus, waren es auch vielleicht. Eine besondere Abart des spanischen Huts, war der Hut der Wassergeusen, darauf war ein Halbmond genäht mit der Umschrift, lieber türkisch als papistisch. Er muß die zerhackten sturmdurchwehten Gesichter dieser einarmigten und einbeinigten Seepanduren Wilhelms des Ersten sehr malerisch beschattet haben. Weniger malerisch, aber desto ehrbarer saßen die dreikantigen Hüte auf den Köpfen der Holländer. Gott weiß, wie das Ungethüm des dreikantigen Huts aus dem schönen spanischen Hut entsprossen ist. Ganz Europa trug im 18ten Jahrhundert das Joch dieses Tyrannen, er sezte sich auf einen Thron von Haarpuder, nahm den Zopf als königliches Scepter in die Hand und übte einen unausstehlichen Druck auf alle Köpfe aus. Darauf bekam er die Jakobinermützen in Paris zu seinen Todtfeinden, und ward in den Sturz der Bourbonen mit verwickelt. Da es aber früher revolutionäre Köpfe, als revolutionäre Mützen gab, so muß man ihm die Fähigkeit zugestehen, revolutionäre Ideen bis auf einen gewissen Grad der Reife ausbrüten zu können. In Holland kam sogar die kurze Revolution vom Jahr 1785 ausschließlich unter diesen Hüten zu Stande; die Patrioten, welche den Statthalter verjagten, der Statthalter, welcher sich von den Patrioten verjagen ließ, hatten dreikantige Hüte auf dem Kopf — die Preußen, welche den Statthalter an der Spitze ihrer Bajonette wieder zurückführten, ebenfalls. Man kann sogar nicht ohne Schein die Behauptung aufstellen, daß für Holland die dreikantigen Hüte ihrer demagogischen Natur nach dasselbe sind, was die rothen Mützen für Frankreich, die schwarzen Kappen für Deutschland und die weißen Hüte für Polen. Der dreikantige Hut hat die batavische Republik gekannt, und so lange es noch einen dreikantigen Hut in Holland gibt, stirbt die republikanische Erinnerung nicht. Wenn ein dreikantiger Hut auf dem Kopf eines der alten stämmigen Leute aus jener Zeit über die Straße wandelt, so scheint er mit stiller Verachtung auf seine entarteten Brüder, die runden Königsdiener herabzublicken."

Ueber die Nordsee und den holländischen Wasserstaat äußert sich der Reisende also: „Beim Anblick der Nordsee fühle ich theetrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikenkabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Schevelingen, ich sah die See, die braudende, brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer. Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner jonischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene Aepfel, hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abentheuer. Im jonischen Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im jonischen Meer ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont. In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche troz Winckelmann und Goethe. — Der größte und beste Theil Hollands liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwischen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder auf's Trockene gesezt werden, ohne das Vorhandenseyn jenes natürlichen Bollwerks der Dünen und andererseits der künstlichen Dämme und Deiche, womit die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse, der Südersee u. s. w. beschirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos versinken und in sein altes morastiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Wassers herauszuschaffen, welche sich täglich von innen sammelt aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchsinterung des Bodens u. s. w. Für diesen Zweck benuzt man auf die einfachste und sicherste Weise das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der

hydrotechnischen Anstalten dieses Landes wesentlich basirt ist. Die Polder, so nennt man die tiefliegenden Wiesen, welche einer künstlichen Entwässerung bedürfen, verdanken diesen Akt und ihre Erhaltung Schleußen, welche eingerichtet sind, wie Ventile an Pumpwerken. Sie öffnen sich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, sobald der Wasserdruck von innen erfolgt und das Strom- oder Meerwasser diesen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, also zur Zeit der Ebbe. Das andringende Wasser der Fluth hingegen schließt die beweglichen Thore der Auswässerungsschleußen, so daß kein Seewasser in die Polder tritt, und das Binnenwasser Zeit erhält, sich während dem Verlauf der Fluth in den gezogenen Gräben und Kanälen zu sammeln. Ein nicht geringer Theil der holländischen Polder hat sogar eine noch tiefere Lage als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe, sie sind entstanden aus alten ausgetrockneten Mooren, Sümpfen, Seen u. s. w. und ihr Wasser läßt sich nur durch Windmühlen in die Kanäle auswässern, aus welchen es durch Auswässerungs-Schleußen ins Meer ausgestoßen wird.

Alle Gewässer der Seeprovinzen, eingeschlossen von der Maas, dem Leck und dem Y bilden eine Zahl von Bewässerungs- und Entwässerungssystemen, deren Centralpunkt das sogenannte Harlemmer Meer ist, ein großer Binnensee, der vormals im offenen Zusammenhang mit dem Y und der Südersee stand und daher dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgesezt war, jezt aber durch die großen Schleußen und Sparendam und Halfweg abgeschlossen und von Ebbe und Fluth gänzlich befreit ist. Vermöge dieser Schleußen, welche zur Ebbezeit geöffnet und hinterher sogleich geschlossen werden, ist der Wasserstand des Harlemmer Meeres gefestigt und um ein Beträchtliches niedriger gelegt worden. — Jede dahin auswässernde Landschaft, als Rheinland, Delfland, Schieland u. s. w. (uitwatering) bildet sein eigenes Wasserreich, dessen Wasserbürger alle dahin gehörigen Grundbesitzer sind. Diese erwählen einen Rath sachverständiger und starkbetheiligter Männer, Hemradschapi genannt, welchem sie ihre hydrotechnischen Interessen mit großen Vollmachten anvertrauen. Er wacht für die Dauer und Sicherheit der Dämme und Schleußen, und läßt alle beobachteten Mängel und Gebrechen ohne Zeitverlust in Stand setzen. In die Kosten theilen sich alle Grundbesitzer. Soll etwas von Bedeutung unternommen werden, so wendet sich der Rath an den Waterstaat, welcher ein besonderes Ministerium bildet, und die Hemdrathschaften centralisirt. Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für diese wichtigste Angelegenheit des Landes, dieses kleinen Landes, das so große Dinge durchgesezt hat. Die Noth hält sie beständig in Athem. Sie gleichen Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unterzugehen."

Von den holländischen Städten und insbesondere Harlem, macht der Verfasser eine höchst artige Schilderung. „Die holländischen Städte unterscheiden sich weniger durch ihren Anblick, als durch ihren Geruch. Schiedam und Gouda (Gauda) z. B. sehn sich ähnlich, wie ein Holländer dem Andern; allein Gouda riecht nach Käse und gebrannten Pfeifen, Schiedam nach gebranntem Wachholder. Es ist nämlich mit den holländischen Städten nicht so, wie mit den deutschen, daß man an einem Orte eine mannichfache, für Stadt und Umgegend hinreichende Industrie treibt; hier hat vielmehr jede Stadt ihr ausschließliches Getriebe, das sie sich untereinander nicht streitig machen. So ist Gouda die einzige Stadt in Holland, welche die bekannten, weit verführten holländischen Pfeifen backt, wozu sie den Thon, wenn ich nicht irre, aus dem nördlichen Brabant erhält. So Schiedam die einzige Stadt, welche Genever brennt und nicht allein Holland und die Holländer, sondern auswärtige Liebhaber in großer Anzahl mit diesem Getränke versorgt: Thurm und Häuser sind schwarz vom ewigen Dampfe, selbst die weißen Mützen und Schürzen der Weiber sehn nicht so reinlich aus, wie anderswo. So kann man sagen, daß Amsterdam vorzugsweise nach Pfeffer, Delft nach Töpfen, der Haag nach Orangen und vor Allen Harlem nach Blumen und Blumenzwiebeln riecht. Ich zog im Frühling in dieses Reich der Flora ein, ward vor den Thoren wie ein König begrüßt, hundert und aber hundert Blumenbatterien bewillkommten mich und schossen aus Millionen Kelchen und Duftschlündchen das feine Pulver ihrer Wohlgerüche ab. Ja, hier hat die Göttin ihre Residenz aufgeschlagen, hier, wo die Winde, wie anderswo über Kartoffelfelder, über Hiazynthenfelder, Rosenfelder, Tulpenfelder wehn, hier hat sie ihren Sitz, ich will sagen, hier schwebt sie nicht, wie in unsern Gärten eilfertig und mit nachlässiger Hand aus ihrem Füllhorn Blumen streuend vorüber, hier weilt sie, hier sizt sie, hier verrichtet sie, um holländisch naiv zu sprechen, ihre Blumennothdurft. — Harlem ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. Seine Gärtner sind reiche Sklavenhändler, welche die rosigen und tulipanischen Schönheiten für die Harems der Vornehmen und Reichen aufeziehen. In früherer Zeit ging der Handel mit den süßen Geschöpfen beinah ins Unglaubliche, es kostete eine schöne Hiazinthe, eine schöne Tulpe in der That nicht viel weniger, als eine schöne Georgierin oder Tscherkassierin. Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden, sauber gemalt, an verliebte und verrückte Blumenprinzen in Europa umherversandt. Noch jezt sind aus den Registern der Harlemer Blumenhändler die erstaunlichen Preise zu ersehen, wofür diese und jene Blume verhandelt worden. So kostete die Tulpe, genannt

Admiral Liefkees, ihrem Liebhaber 5200 Gulden, und eine andere, der Semper Augustus ward mit 4500 Gulden bezahlt. Es gab Jahre, in welchen die Stadt Harlem ein Kapital von 10 Millionen im Blumenhandel stecken hatte."

Von Leiden erzählt der Reisende. „Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: „wo habt ihr Schills Kopf." Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes, schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden in eine Spiritusflasche gesezt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. Wo habt ihr Schills Kopf, fragte ich also den Famulus. „Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen." Es ist immerhin merkwürdig, und für den deutschen Nationalstolz tief beschämend, daß Schills Kopf ein solches Schicksal haben konnte. Man kann nur fragen: sind die deutschen Köpfe nicht mehr werth, als von Holländern in Spiritus gesezt zu werden, oder ist Deutschland keines Kopfes werth, da die Nation auf diese schmachvolle Weise mit ihren Köpfen umgehn läßt? Das hätte einem französischen oder englischen Kopf begegnen sollen!

Die gegenwärtige Begeisterung in Holland sieht der Verfasser nicht als eine natürliche Bewegung des Volks, sondern als ein künstliches Machwerk der Regierung und der mit ihr verbündeten altrepublikanischen Aristokratie an. „Ueberdies besteht die zweite Kammer dem größten Theil nach aus dem aristokratischen Element reicher Mijnheers, auf deren Wahl, nach den bestehenden Wahlgesetzen, die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgesetze fortbestehen, wird nicht leicht irgend eine Absicht des Ministeriums in den Kammern scheitern und die Konstitution wird hier, wie anderswo, nur das geduldige Saiteninstrument seyn, worauf die souveräne Gewalt ihre Volkslieder sezt und spielt. Selbst die Staaten-General des vorigen Jahrhunderts, unter den lezten Statthaltern, gewährten kein freieres und stolzeres Bild, sie hatten den starren und unabhängigen Selbstwillen der alten Aristokratie der Laune des Hofes zum Opfer gebracht, waren Thon in der Hand des Töpfers, oder mit einem holländischen Bilde zu sprechen, fetter Käse, worauf die Sonne scheint." Den Reden in den Generalstaaten hat der Verfasser keinen Geschmack abgewinnen können: „Der holländische Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange sprechen kann, ohne zu langweilen, und eben so lange zu hören, ohne daß ihm langweilig zu Muthe wird. Langeweile ist nämlich eine Pein, die der Holländer selten aussteht, gerade nicht, weil er beschäftigter ist, als andere Leute: es gibt im Gegentheil in keinem Lande so viele Nichtsthuer, Leute, die von ihren Renten leben u. s. w.; sondern weil es gar nicht in seiner Natur liegt, sich zu langweilen, weil er eher die Leere im Magen, als die Leere im Kopfe fühlt, und keine Phantasie hat, die eine laufende Beschäftigung verlangt."

Interessant ist folgende Bemerkung. Nachdem er die Dünen geschildert, fährt er fort: „Man könnte außerdem die lange Sandbank, welche sich an der Küste von Holland hinzieht und größeren Schiffen das Anlanden bei Schevelingen, Katwyk u. s. w. unmöglich oder gefährlich macht, als vierte Dünenreihe hinzufügen. Sie ist vermuthlich die große Streusandbüchse, welche der holländischen Küste mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt und dieselbe von Jahr zu Jahr höher legt. Feindin der holländischen Schifffahrt, hat sie den Texel und die Mündungen der Maas und des Rheins versandet und außerordentliche Kosten zur Anlegung großer und tiefer Kanäle nothwendig gemacht. Die Mündungen der Schelde sind dagegen von diesem Uebel weit mehr verschont und für die größten Schiffe offen und fahrbar geblieben. Ein beneidenswerther Umstand für Antwerpen, der in Verbindung mit der vortheilhaften Handelslage der Stadt und deren geräumigem und schönem Hafen Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt machen wird, sobald es nämlich den eifersüchtigen Holländern nicht zum zweiten Mal gelingt, durch die Schließung der Schelde ein unerhörtes Verbrechen zugleich an der Natur und an der Gesellschaft zu erneuen, oder auch durch übertriebene Ansprüche, durch ihre Tonnen- und Lootsenrechte und andere ungebührliche Beschränkungen der freien Stromfahrt der Stadt Antwerpen die natürlichen und rechtmäßigen Vortheile ihrer Lage zu schmälern."

Am Schluß des ersten Theils gibt der Verf. noch eine große historische Abhandlung über die tolle Eitelkeit der holländischen Gelehrten zum Besten, die sich durch die lächerlichste Sophistik bemüht haben, die Ehre der Erfindung des Drucks Mainz zu entreißen und auf Harlem überzutragen. Der Verf. stellt alle die Absurditäten und Widersprüche zusammen, die sich die Holländer dabei haben zu Schulden kommen lassen. Dieser ganze literarische Prozeß ist, obwohl sehr langweilig, doch nicht uninteressant und nimmt in der Geschichte der gelehrten Narrheiten eine nicht unbedeutende Stelle ein. Erst soll Faust, dann Guttenberg den Druckapparat einem gewissen Koster in Harlem gestohlen und nach Mainz gebracht haben, so daß Koster nicht mehr fortdrucken konnte. Als ob ein armer Gesell so unbemerkt Lettern, Preßbengel und Zubehör gleichsam in der Tasche hätte bis Mainz forttragen können, und als ob Koster nicht auf der Stelle sich neue Lettern hätte machen können! Ueberdies ist auf einem Grabstein in Holland der Name dessen zu lesen, der, wie es ausdrücklich dabei heißt, die Buchdruckerkunst aus Deutschland einführte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 8. 20. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienbarg. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

(Beschluß.)

Der zweite Theil breitet sich vorzüglich über den Handel und über die Malerei der Holländer aus. Zuerst schildert der Verfasser die wohlthätige Einrichtung der Maatschapijen. „Nichts beweiset mehr für den aristokratisch-republikanischen Geist der Holländer, als die auffallende Menge der von ihnen zur Erreichung verschiedener Zwecke gestifteten Vereine. Wer den Holländer von einer seiner besten Seiten kennen lernen will, muß auf diesen Gegenstand seine Aufmerksamkeit richten. Er wird aus der Anzahl, Stärke, Einrichtung, Verzweigung und Wirksamkeit der maatschapijen in Holland einen sehr vortheilhaften Schluß auf den regsamen öffentlichen Geist machen, der in diesem Lande herrscht. Ich will nur einige dieser Gesellschaften nambaft machen und zwar solche, die entweder ihren Hauptsitz oder wenigstens eine bedeutende Mitbesteurung im Haag gefestigt haben. Zunächst führe ich an: Die maatschapij tot nut van't algemeen."

Ihre Früchte sind eine Leihbibliothek von nützlichen Volks- und Jugendschriften, eine Schule, eine Zeichenschule, eine Sparbank.

Maatschapij van weldadigheid. Aus ihr gingen die berühmten holländischen Armenkolonien hervor. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege, etwas vor sich zu bringen, der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Besitz, den er mit seinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode seinen glücklicheren Kindern überlassen. Das lasse ich mir gefallen. Sonst, ich hasse diese Hungergaben, diese Haide-Sibirien, diese Zuchthäuser in freier Natur, diese Armen-Kolonien mit ihren todtblassen Gesichtern, die muthlos auf den Boden starren, mit ihren gespenstischen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Brust, die langen dürren Hände zum Betteln ausstrecken, mit ihren Hütten, die das menschliche Elend selbst gebaut und aufgezimmert zu haben scheint, um sie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnungslosigkeit, bewohnen zu lassen; ich hasse diese Kolonien, wo das Land kein Wasser, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten von den 2200 Menschen, die in den holländischen Kolonien einen Grund von 1100 Bundern Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger

und Bücher haben, die Wohlthat der Gesellschaft dankbar anerkennen und segnen. Sie haben nicht viel, aber sie haben die Hoffnung, sie sind arm, aber sie sind keine Bettler, sie wohnen einsam, aber sie sind nicht ausgestoßen von der Gesellschaft, sie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, sie haben einen Weg hinter sich, einen Weg vor sich und niemals, wenn sie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es sich leben. Und selbst jene zwei andern Kolonien, welche die Gesellschaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehn, zwischen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit versunkenen Bettelei, selbst diese beiden Kolonien sind menschlich, sind mit menschlichem Sinne auf menschliche Bedürfnisse berechnet, lassen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen, und gewähren dem Bettler, der arbeitet, die nahe und gewisse Aussicht, kein Bettelkolonist zu bleiben, sondern in die achtbare Gesellschaft der drei oberen Landbaukolonien einzutreten. Das eine dieser Stifte befindet sich an der Ommerschans in der Provinz Overyssel, das andere zu Veenhuizen in der Provinz Drenthe. Ersteres zählt 1400 Seelen mit 800 Bundern Grund, lezteres 1100 Seelen, mit einem mir unbekannten Inhalt von Moor und Ländereien. — Zu Veenhuizen hat die Gesellschaft noch zwei andere wohlthätige Einrichtungen getroffen. Sie hat 2—3000 Bunder Landes bestimmt für Waisen, Findlinge, verlassene Kinder, alte Soldaten, nothdürftige Leute, welche sie auf eine ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Kräften angemessene Art auf dessen Raum in Thätigkeit sezt. — Endlich hat die Gesellschaft eine Landbauschule zu Wateren errichtet, wo sie einer Zahl von 60 jungen Leuten Gelegenheit gibt, durch die dort erworbenen Kenntnisse sich einmal zu Beamten in den verschiedenen Kolonien der Gesellschaft aufzuschwingen. Vortrefflicher konnte die Maatshapij van weldadigheid den Kreis ihrer Kolonisationsthätigkeit nicht schließen.

Maatschapij tot onderwijs van dooven en stommen. Eine Gesellschaft für Taubstummen-Unterricht. Dann folgen ähnliche für Blindenunterricht, für Verbesserung der Gefangenen, eine haushälterische Gesellschaft, eine für Beförderung der Tonkunst, für Naturkunde, Künste und Wissenschaften, für Beförderung des Wohlstands, Verbreitung des Christenthums unter den Sklaven, eine Bibelgesellschaft und ein Bibelverein, eine Gesellschaft von Missionären, eine andere zur Vertheidigung des Christenthums (Genootschap tot verdediging van de christelijke Godsdienst, tegen derzelver hedendaagsche Bestrijders.)

Ueber den Handel der Holländer in älterer und neuerer Zeit theilt der Verfasser eine interessante Uebersicht aus den 1828 in Haag erschienenen recherches sur le commerce de la Hollande mit. Ferner spricht sich der Verfasser über die holländischen Kolonien aus und tadelt bitter das unpolitische System von Grausamkeit, welches die Holländer in Java befolgen, und das sie früher oder später um diese herrliche Kolonie bringen muß. Er erzählt unter anderem. „Im Jahr 1816 machte sich ein zahlreicher Haufe Javaneser, welcher sich über die Bedrückungen eines holländischen Beamten zu beklagen hatte, nach landüblicher Sitte auf den Weg, um einer entfernten höheren Behörde ihre Klagepunkte vorzulegen und um Abstellung der Mißbräuche zu bitten. Sie vergriffen sich unterwegs an keines Menschen Eigenthum und führten sich tadellos auf, wurden aber dennoch als Empörer angesehen, auf ihre Weigerung, sich ruhig zu zerstreuen, angegriffen, besiegt und in ein Kaffeevorrathshaus zu Indramayo eingesperrt, das nach der Versicherung eines englischen Reisenden, gleich der berüchtigten schwarzen Höhle zu Calcutta, für die eingesperrte Menschenmenge viel zu eng war. Die Gefangenen suchten sich Luft zu machen, durch die Latten des Dachs und die Lehmmauer zu entkommen, wurden aber bei diesem Bestreben von den wachthabenden Soldaten in Gegenwart und auf Befehl der Offiziere wie Sperlinge niedergeschossen und nach Beendigung dieser Blutscene, die 300 Gefangenen das Leben kostete, nach Sambong eingeschifft, auf welcher Fahrt der zweite Akt des Trauerspiels vorfiel und noch viele in die andere Welt befördert wurden, so daß zulezt von 591 wehrlosen Gefangenen nur 113 am Orte ihrer Bestimmung eintrafen. — Lebt ein Gott im Himmel!"

Was Herr Wienbarg über die holländische Malerei sagt, ist zwar im Wesentlichen nichts Neues, aber mit so guter Laune vorgetragen, daß wir es mit Vergnügen lesen. Insbesondere ist die Episode von Jan Steen, dem pittoresken holländischen Eulenspiegel, vortrefflich.

Zum Schluß gibt der Verfasser einige sehr artige Volkslieder, die aber alle schon bekannt sind durch die Sammlungen von Wolff in Jena und Hoffmann von Fallersleben in Breslau.

9) Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Daniel Leßmann. Erster Theil. Süd-Frankreich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.

Die tiefe Schwermuth des Verfassers, der bald nach Vollendung dieses Werks sich selbst auf eine elende Weise ums Leben brachte, verräth sich durch den ganzen Ton des Buchs. Gleich im Anfang tritt ein Selbstmörder auf, den er mit folgendem Humor anredet: „Theuerster Verbrecher, welch eine betrunkene Parze hat Ihnen den vermaledeiten Pistolengedanken eingegeben? Oder sollte es Ihr eigener gewesen seyn? Kaum kann ich es glauben. Wie möchte ein junger hoffnungsvoller Dichter

durch eine sündliche Bleikugel die Welt um all die schönen Erzeugnisse bringen wollen, deren Keime in seinem fruchtbaren Geiste lauschen? Ich bitte Sie, schonen Sie sich; man lebt gewöhnlich nur *ein* Mal, und bekanntlich gibt es nur zwei Dinge, die durch den Tod schöner werden, ein Krebs nämlich und ein reicher Schwiegervater — Sie aber scheinen mir keins von Beiden zu seyn. Lesen Sie Mendelssohns Phädon oder Hufelands Makrobiotik, ein Buch, welches man Delinquenten nicht genug empfehlen kann. Suchen Sie sich überhaupt zu zerstreuen — an Mitteln fehlt es nicht; wir haben gegenwärtig in unsrer Stadt sechs poetische Gesellschaften, wo man recht gut ißt; fünf belletristische Blätter; jedes in seiner Unart das Beste und lassen sich alle mehrmals lesen, weil man schwerlich behält, was darin steht; vier berühmte Sängerinnen, die, größtentheils ohne Ehemänner, dennoch auf einander eifersüchtig; drei Reitschulen, wo die Damen sich im Zügelführen üben; zwei Theater, welche die Sehnsucht nach einem dritten lebendig erhalten, und ein anatomisches Museum. — Nie habe ich einen Selbstmörder aus vollerem Halse lachen hören. — Wo wollen Sie hin, geehrter Herr? rief er. Ich will ja lieber in der ersten besten Buchdruckerei bis an mein selig Ende die Romane meines Todfeindes setzen, als einen frevelhaften Teufelsfinger an meinen Körper legen. Außer dem Thoren, der sich entseelt, gibt es, auf Ehre, keinen größeren Narren als Einen, der sich entleibt.“

Doch ist nicht Alles in diesem herzdurchschneidenden Ton geschrieben. Die Melancholie äußert sich größtentheils sanft; doch immer sucht sie das Düstere auf. Unter den Schilderungen aus Südfrankreich heben wir folgende hervor: „Im Schimmer der Abendsonne lag *Blayes* (das nach des Verfassers Tode noch berühmter werden sollte), wo *Roland*, der Enkel Karls des Großen, geherrscht. Er soll in der Stadt geboren und begraben worden seyn, seine Streitrüstung wird dem Fremden noch gezeigt. Hinter *Blayes*, im Nebelgewoge des Horizontes nur mit Mühe zu unterscheiden, erhob sich auf einem Felsen der *Thurm von Cordouan*, der an der Mündung der *Gironde* stehend, des Nachts eine flammende Laterne trägt und die Schiffe vor den Sandbänken der Mündung warnt. — Wellen und Sagen murmeln um den Thurm. Ein alter Feldherr, der unter jenem Roland als Knabe zum ersten Mal in die Schlacht gezogen, hatte drei Töchter. Die Mädchen prangten, wie das in so grauen Zeiten sich von selbst versteht, mit seltener Schönheit; wer eine Jede allein betrachtete, fühlte sich geneigt, den Kranz des Sieges ihr hinzureichen, wer sie bei einander sah, stand verlegen und wußte nicht zu entscheiden. Wackere Krieger bewarben sich um die holden Jungfrauen; doch waren sie dem stolzen Vater nicht herrlich genug, und mußten unbefriedigten Herzens wieder davon schleichen. Ein Ritter aber, der längs der Meeresküste hin das Raubhandwerk trieb, behagte dem Alten, und unwiderruflich beschloß er, in ihm seinen Eidam zu sehen. Der Ritter war häßlichen Angesichts, aber er rühmte sich, aus dem Geschlechte der alten Merovinger zu stammen, und hatte seinen Namen durch glänzende Heldenthaten vergoldet; rohe Leidenschaften verunstalteten sein Leben, aber er war reich an Dörfern und Knechten, die Wellen des Meeres bedeckten seine Fahrzeuge, und wo er erschien, neigte sich weit umher jedes Knie; er hielt es heimlich noch mit den Heiden und pflegte den Götzen in schweigender Nacht zu opfern, aber er schmeichelte dem Alten und schenkte ihm die stattlichen Rosse, die er erbeutet. — Die Mädchen verbargen ihren Widerwillen nicht; sie flohen, so oft er sich ihnen näherte. Doch der Vater drohte mit Gewalt, und der Unhold versicherte, es könne ihm ein Mädchen, so wenig als ein Feind, lange widerstehen; der Feldherr möchte seine Töchter ihm übergeben und bald würde er hören, daß eine derselben ihm ihre Liebe gestanden; die andern Beiden sollten dann unverzüglich zurück gesandt werden. Der schwachköpfige Greis ließ sich beschwatzen, und der Ritter sperrte die unglücklichen Mädchen in den Thurm von Cordouan. — Hier sollte sie der Hunger zum Geständniß der Liebe bringen. Fünf Mal des Tages erschien der Wütherich an der Thür ihres Kerkers und erwartete, welches Schlachtopfer zuerst sich ihm nähern würde. Aber die Mädchen hatten einander das Wort gegeben, gemeinschaftlich in die Arme des Todes lieber, als ihres Tyrannen, zu sinken. Die Waffe, die er für sich streiten ließ, entkräftete allmählich den Entschluß; am Morgen des dritten Tages wankte die Jüngste auf ihn zu und umfaßte sein Knie. Er hob sie auf und winkte dem Diener, der hinter ihm mit voller Speiseschüssel stand. Zu spät — kaum vom Boden erstanden, sank sie zurück und gab den Geist auf. Am Abend endigte die Aelteste auf die nämliche Weise. — Ein Knecht des Ritters, welcher der unglücklichen Mädchen sich erbarmte, brachte heimlich des Nachts dem Vater von dem Ereigniß Kunde. — Mögen sie Beide im Grabe ruhen! gab der unmenschliche Alte zur Antwort, die Dritte wird ein Beispiel daran nehmen, wird seine Gattin werden und mir ihre Schwestern ersetzen. — Betrübt ging der Knecht zurück, und als er durch die Vorhalle schritt, langte er das Schlachtschwerdt des Feldherrn von der Wand und nahm es mit sich. — Dein Schwäher, sagte er zurückgekehrt zu seinem Herrn, hat Nachricht erhalten von dem, was hier geschehen. Sein Grimm schnaubt nach Rache. Dieses sein Schwerdt sendet er Dir, damit Du Dich hinein stürzest, und wenn Du seinem Gebote nicht Gehorsam leistest, so wird er mit Heeresmacht herbei ziehen und Dich zu finden wissen. — Entrüstet beschloß

der Ritter, dem Alten zuvor zu kommen. Er ließ seine Reiter aufsitzen und eilte nach dem Schlosse des Feldherrn. Ehe Beide sich in Worten einander erklären konnten, flogen sie schon im Zweikampfe zusammen; des Ritters Lanze verwundete den Alten am Schenkel, die Waffe seines Gegners aber drang ihm durch den Hals. Sein Blut rann zur Erde und vergebens bejammerte der Alte neben der Leiche seines Schwiegersohnes das Mißverständniß. — Der Knecht indessen brachte den Thurmwächtern die Zeitung, daß der Ritter besiegt fliehen müsse und der Sieger daher eile, seine Tochter zu holen. Die Söldlinge übergaben ihm das Mädchen, damit er in einem andern Schlupfwinkel sie verbärge; er führte sie hinweg, und Beide erschienen nicht wieder. Ein Mönch, heißt es, nahm an einer öden Insel sie auf; der Knecht machte die Wildniß urbar, und das Mädchen, die Gattin ihres Retters geworden, leistete ihm hülfreiche Hand.

10) Skizzen aus Spanien. Dritter Theil. Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Von V. A. Huber. Erste Abtheilung. Manuel. Bremen, Schünemann, 1833.

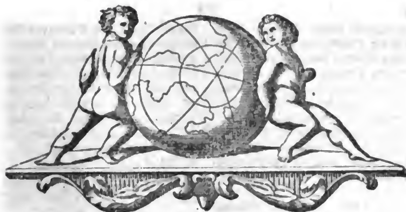
Seit geraumer Zeit hat mir keine Lektüre eine solche Marter verursacht, als die des vorliegenden Buchs. Man höre nur eine einzige Schilderung eines liberalen spanischen Paares. Das Mädchen vereinigt Frömmigkeit mit Liberalismus. „Wie diese auffallende Mischung scheinbar so heterogener Elemente entstanden war, brauchen wir für's erste nicht weiter zu untersuchen, und wenn wir dem Leser versichern, daß solche und ähnliche Erscheinungen in Spanien nicht ganz selten waren, so wird er in seiner Weisheit wohl von selbst dahin kommen, zu zweifeln, ob diese Elemente wirklich so unbedingt und wesentlich feindselig sind, wie man gewöhnlich annimmt. Genug — hier begegneten und verstanden sich Rafaela und Manuel vollkommen, denn auch er war, wenn auch auf anderem Wege, auf demselben Punkte politischer Ansichten angelangt, so daß die Besorgnisse des alten Nuñez in dieser Hinsicht, mehr als dieser selbst ahnte, begründet waren. Natürlicher Weise aber unterschied sich Manuels Liberalismus von dem des Mädchens nicht nur dadurch, daß er auch auf dem Gebiete religiöser Ansichten konsequenter durchgeführt war, und dort so viel Früchte und Verwirrung hervorgebracht hatte wie nöthig, sondern auch dadurch, daß er mehr den Charakter leidenschaftlich thatkräftigen Ehrgeizes annahm, wie denn in solchen Zeiten der politischen Aufregung dem fähigen, geistig und körperlich seiner Kräfte bewußten Jüngling nicht zu verargen war. — Von vorne herein aber müssen wir den geneigten Leser warnen, sich von seiner voreiligen Phantasie nicht etwa auf eine falsche Spur verlocken lassen und zu glauben, er werde hier die herzbrechende Geschichte einer eben so zärtlichen als unglücklichen Liebe zwischen diesen Beiden vernehmen. Diesen Weg und diese Form nahmen ihre Gefühle nicht; sondern es blieb bei dem aufrichtigen Wohlwollen und vollen Vertrauen der Freundschaft — aber dem Wie und Warum in solchen Dingen nachzuspüren hat bekanntlich noch nie zu erheblichen Resultaten geführt, und statt dessen wollen wir lieber mittheilen was wir von den frühern Verhältnissen des jungen Mannes wissen, den wir, in Ermanglung eines Bessern, zum Helden dieser Geschichte gemacht haben. Lieber hätten wir freilich eines solchen Luxusartikels ganz entbehrt; aber da wir aus Erfahrung wissen, daß der Leser sich doch nicht eher beruhigt als bis er ihn in einem oder andern der dramatis personae herausgefunden hat, so wollen wir ihm die Sache erleichtern und etwaigen Meinungsverschiedenheiten zuvorkommen, indem wir, da wir doch unsre Leute am besten kennen dürften, dem Würdigsten diese undankbare Rolle zutheilen.“ Und in diesem Tone der gräßlichsten Langenweile ist das ganze Buch geschrieben. Man glaubt einen redseligen, geistlosen, schwachen Greis zu hören, der sich immer wiederholt, nicht fertig werden kann und dabei noch die abgeschmacktesten Abschweifungen und Entschuldigungen über seine Geschwätzigkeit macht. Ich vermochte nur, bis zu der angeführten Stelle S. 95 zu lesen. Mein Kopf drohte zu zerspringen, wenn ich weiter gelesen hätte, denn nichts strengt so übermäßig an, als ein geistloser und noch dazu verworrener und endlos gedehnter Styl. So gern ich etwas über den ganzen Inhalt des Buchs sagen möchte, ich gestehe, daß ich in diesem Style wie in einem zähen Teige stecken geblieben bin und nicht weiter kann. Wollt ihr gelesen werden, Autoren, so lernt erst schreiben.

11) Bruchstücke aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Dr. A. Fr. Schweigger. Halle, Expedition des Vereins zu Ausführung des Leibnitzischen Missionsplans, bei Ed. Anton.

In dieser kleinen Schrift ist den Verdiensten des Prof. Schweigger das gebührende Lob gezollt und dessen unglückliches Ende, dem unsres großen Winckelmann so ähnlich, genau erzählt. Er wurde bekanntlich auf Sicilien durch einen Vetturino, der Geld bei ihm gesehen hatte, ermordet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 9. 24. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

12) Der Deutsche in Spanien, oder Schicksale eines Würtembergers während seines Aufenthalts in Italien, Spanien und Frankreich. Von R. M. Felder, ehemal. Adjudanten der berühmten Generale Porlier und Mina. Zweiter und dritter Theil. Stuttgart, 1832.

Nachdem Herr Felder im ersten Theil (Literaturblatt von 1832. Nr. 117) erzählt, wie er mit der französischen Armee nach Spanien gekommen, dort von den Spaniern gefangen worden sey und bei denselben Dienste genommen habe, gibt er nun ein nicht uninteressantes Gemälde seiner Abentheuer im Gefolge des tapfern Polier und später Minas. Zwar ist schon außerordentlich viel über den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel geschrieben worden; schon viele Deutsche haben ihre dortigen Kriegsabentheuer erzählt und in Druck gegeben, und noch unlängst hat der Oberst Schepeler in Aachen das detaillirteste Bild davon entworfen, das, wenn auch nicht so poetisch als der Roman Don Alonso, doch an wahren Thatsachen ungleich reicher ist. Auch können wir uns bei allem Interesse für den Gegenstand nicht verhehlen, daß die Schilderungen des kleinen Kriegs in Spanien viel Wiederholungen enthalten, daß die ewigen Hin- und Herzüge den Blick verwirren, und daß insofern die zuerst in englischen Taschenbüchern aufgekommene Manier der kleinen Tableaux, worin nur einzelne ergreifende Züge gezeichnet werden, den Vorzug vor den ausgedehnteren Schilderungen verdienen. Wenn nun Herr Felder den angedeuteten Uebelstand nicht ganz hat umgehn können, so unterbricht er doch die gehäuften Darstellungen von Märschen und Gegenmärschen, nächtlichen Aufbrüchen, kleinen Scharmützeln, Hinterhalten und dergleichen mit nicht wenig Scenen, die ein originelles Gepräge haben. Dahin gehört das Zusammentreffen mit einer jungen Frau aus Hildesheim, die von dort einem zu Romanas Korps gehörigen spanischen Offizier gefolgt war, und die jezt in einer elenden Hütte ihren schwerverwundeten Gatten mit der Pistole vertheidigte. Ferner die Geschichte des deutschen Malers Busch, der sich in spanischem Dienst auszeichnete, die Liebe eines edlen Mädchens gewann, aber sein Leben verlor, indem er das ihrige rettete. Höchst ergreifend erzählt der Verfasser, wie er selbst einst mit mehreren Gefährten von den Franzosen überfallen und in einem spanischen Hause durch dessen treue Bewohner versteckt worden sey, aber so, daß er in einem engen Behältniß unmittelbar über dem Zimmer zubringen mußte, in welchem französische Soldaten

sechs Wochen lang einquartirt lagen. Er wurde krank, aber durch die Sorgfalt der Hauswirthin gerettet. Eine noch weit größere Gefahr bereitete ihm aber einer seiner Gefährten, ein Schweizer, Namens Dolder, der es in dem Versteck nicht mehr aushalten mochte, sich heraus-schlich und heimlich in der Stadt seinem Vergnügen nachging. Die Bewohner des Hauses baten ihn um Gotteswillen, sie nicht zu kompromittiren, denn wenn er entdeckt wurde, waren sie alle verloren. Er drohte ihnen aber, sie selber anzugeben, wenn sie ihn nicht gehn ließen und in dieser Noth entschloß sich der Hausherr, ihn zu ermorden und vollbrachte die That eben so heimlich, als er den Lebenden bedient hatte. Gräßliche Mordscenen kommen viele vor, mit deren Wiederholung wir die Phantasie unsrer Leserinnen nicht beunruhigen wollen. Wenn der Erzähler solcher kriegerischen Abentheuer freilich immer den guten Glauben für sich haben muß, so ist doch in diesen Erzählungen nichts, was nicht vollkommen dem Charakter jenes Landes und jenes mörderischen Krieges angemessen wäre.

Ueber das traurige Schicksal seiner spanischen Waffengefährten nach der Restauration äußert sich der Verfasser mit männlichem Unwillen. „Salvo de Rosas, der Gefährte des edlen Palafor bei der Vertheidigung Saragossas wurde im Jahr 1817 als Theilhaber einer Verschwörung, um das von der Camarilla tyrannisirte Vaterland, in Verbindung mit andern ausgezeichneten Männern der spanischen Nation, eines Lacy rc. zu befreien, angeklagt und eingezogen. Er litt sechs Stunden lang Folterqual; durch schwere eiserne Gewichte wurden ihm an Händen und Füßen die Gelenke auseinander gezerrt; er blieb für seine übrige Lebenszeit Krüppel, auf der Folter selbst aber standhaft wie ein Mann." Auch Porlier, der so viel für die Sache Ferdinands VII. gethan, wurde später in eine Verschwörung verwickelt und am 4. Oktober 1815 an den Galgen gebracht.

Von Land und Leuten gibt Herr Felber manches anziehende Bild. Sehr charakteristisch ist die Schilderung der Gebirge von Cangas und Tineo: „Von hier aus bewunderte ich höchst erstaunt alle die kolossalen Spuren einer frühern Naturrevolution in diesen Gegenden, durch welche uns ein ihrer sehr kundiger, rüstiger Führer geleitete. Diese tiefen, breiten Ströme zwischen den höchsten Gebirgen, man kann sagen Erdstrichen von 18—20 Stunden im Umkreis; diese schmalen, nur für zweirädrige, mit Kühen oder Ochsen bespannte, schrillende Karren fahrbaren Felsenwege, und die auf rechter oder linker Seite den Wanderer angähnenden Klüfte und Abgründe haben mich überzeugt, daß wenige Länder solche gewaltige Ueberreste einer frühern Erderschütterung aufzuweisen haben mögen. — Der Schweiz steile, schroffe Granitabhänge, der Abruzzen Wildnisse gewähren solch' imposantes Naturschauspiel nicht, erregen nicht jenes unheimliche Grauen, welches der Mensch empfindet, wenn er sich in diesem ungeheuern Chaos von Bergen, Wäldern und Ebenen größter Ausdehnung, deren Höhen, von welchen aus der Wanderer den unbegrenzten Ocean erblickt, nur nach drei- bis vierstündigem Niedersteigen an die Ufer irgend eines dem Stir ähnlichen Stromes ermessen werden können, wie auf einer wüsten Insel sieht."

Vom Volk sagt er: „Der spanischen Soldaten Mäßigkeit ist außerordentlich, ihre Geduld hält die härtesten Proben aus; diese Eigenschaften, dazu geeignet einen guten Soldaten zu bilden, hat der Spanier von der Natur erhalten; er ist auch religiös und die Religion, welche des Menschen Gedanken erhebt, macht ihn vor allen andern Nationen tauglicher zu jener Verläugnung seiner selbst, zu welcher der Krieg alle Tage Veranlassung gibt. Ruhig und voll Resignation ist er von Natur gehorsam, wenn der Befehl nicht albern ist; des Enthusiasmus für einen kühnen, ihm wohlwollenden Chef äußerst fähig, opfert er gerne für ihn sein Leben, hat sich jener einmal seine Liebe erworben. Gerne theilt er sein Stück Maisbrod, seine Sardellen oder seinen Knoblauch (ajos) mit den hungernden Kameraden, das Bett ist ein Ueberfluß für ihn, er schläft auf dem harten Boden oder unter freiem Himmel, ist ausdauernd während langer Märsche und im Erklettern der Berge, nicht widerspenstig noch ein Schwätzer, weder Zänker noch liederlich, und berauscht sich selten; — er liebt sein Vaterland über Alles und spricht mit hoher Begeisterung von demselben, er kennt nur ein für den Soldaten häßliches Laster, die Unreinlichkeit. — Das spanische Volk hat einen hohen Ruhm behauptet, ohne der fortlaufenden Civilisation gehuldigt zu haben! es hat sich nicht mit andern Völkern vermischt, es blieb bei seinen ursprünglichen Gewohnheiten und Tugenden. Dieses Volk gleicht einem entthronten König, welcher das Andenken an seine frühere Macht nicht verloren, und den sein Schicksal gestürzt hat, ohne ihn zu erniedrigen!"

Folgende Schilderung des Fandango verräth den Augenzeugen: „Obgleich alle südlichen Nationen eine besondere Neigung zum Tanze zeigen, so wird doch hierin keine die Spanier übertreffen, wenn auch ihr Charakter sie mehr zu stillem Ernst als lauter Freude zu stimmen scheint; — sobald sich eine Saite hören läßt, oder ein Mund zum Gesang sich öffnet, verwandelt sich der finsterste Ernst in die heiterste Fröhlichkeit. In Hinsicht auf Anmuth und Gewandtheit hat jedoch der Andaluse unstreitig den Vorzug; der erste freie Platz genügt den jungen Burschen und Mädchen, ihren Fandango oder

Bolero aufzuführen, Gesang und das Spiel der Castañetas macht ihre ganze Musik aus. Der Fandango ist der beliebteste Tanz, eine Abart von diesem der Bolero, aber gewöhnlicher als jener, weil er die Sinne weniger ergreift, auch die Moralität nicht so sehr gefährdet; man sieht ihn bald zu einem, bald zu zwei Paaren tanzen, der Fandango wird immer nur von zwei Personen aufgeführt; die Seguidillas sind noch häufiger, doch nicht so anziehend, weil der Zuschauer Aufmerksamkeit durch der tanzenden Gruppen vermehrte Zahl getheilt ist. Solche sinnenberauschende Tänze sollten heute im großen, mit Schönheit und Pracht nach modernem Geschmack dekorirten Saal des berühmten Kaffeehauses St. Fernando aufgeführt werden, alle Plätze waren gedrängt voll, Männer verschiedener Nationen, jeden Grades, auch Damen, abgesondert jedoch von diesen, hatten sich eingefunden. — Bald war unser Orchester vollständig. — Zuerst spielte der Nationalgarde gut besetzte Musik eine spanische Freiheitshymne, in vollen Akkorden fiel die große Versammlung ein. — Aber auf einen durchdringenden Pfiff verstummt die hundertfache Melodie in der ganzen weiten Halle, der Vorhang rauscht auf. Jetzt erscheint eine unbeschreiblich schöne Gruppe auf der brillant erleuchteten Bühne, man glaubt überirdische, in Menschen verwandelte Wesen zu sehen, durch Kunst und Körperwuchs gleich stark anziehend, und des höchsten Wunsches Streben genügend. — Dort schwebt sie hin, die herrliche, höchstens 14—15 Jahre alte Spanierin, in des Reizes üppigster Fülle an des schönen Tänzers Seite, der in jugendlicher Vollkraft blüht, Beide in der lockendsten Landestracht, die keine Form verhüllt. Der junge Andaluse besonders zeichnet sich durch Kühnheit seiner Sprünge aus, die er jedoch vor Uebergefühl der Zärtlichkeit gegen seine schöne Mittänzerin vergessen zu haben scheint, und nun verdoppelt. Sein Geberdenspiel ist gleich ausdrucksvoll und gefällig, dagegen haben der Tänzerin Manieren einen unbeschreiblichen Zauber: Füße und Arme in steter Bewegung, spricht sich in dem übrigen Körper äußerst reges Leben aus, und verräth des Herzens heiße Gluth, während ihr flammend Augenpaar nichts als Seele ist. Entzücken die Füße durch schnelle [illegible]wechslung, durch Mannichfaltigkeit der Sprünge, so reizt das Spiel der schön gewölbten Arme nicht weniger; bald stützt sie diese in die Hüften, oder streckt sie sehnend nach dem Gegenstand ihrer Liebe aus, hebt sie bald in die Höhe, oder läßt sie wieder sinken. „Arriba! arriba!" (in die Höhe! in die Höhe!) ruft jetzt die Versammlung. — Nun scheint neues Leben in die Tanzenden zu kommen, volltöniger rauscht die Musik und in raschern Akkorden, stärker klappern die Castañetas zwischen den Fingern! die Liebe- und Wonneberauschten waren sich noch nicht nahe genug, schüchterne Schaam hat bisher das fühlende, leidenschafterfüllte Mädchen zurückgehalten, und der bescheidene, sich selbst bekämpfende Mann wagte noch nicht, der Heißgeliebten in die Arme zu sinken. Jetzt aber können Beide der Sehnsucht nach Umarmung nicht länger widerstehen, der Liebe Genius beflügelt ihre Schritte, er stellt sie tanzend einander dicht gegenüber, krampfhaft ist jede Muskel angezogen, verzehrend scheint ihr Blick Flammen zu sprühen, auch die Lippe bebt dem Kusse entgegen, in lauten sichtbaren Schlägen pochen die Pulse nur Wollust, eine lang verhaltene Leidenschaft übersteigt jetzt in wilden Strömen des Anstands und der Sittlichkeit Schranken, Beider Hüften und Lenden zittern, der Athem stockt, die Augen brechen, und eben sind sie im Begriff, von heißer Liebe hingerissen, einander in die Arme zu stürzen, als irgend Etwas, einem unsichtbaren Dämon gleich, sie in diesem seligsten Augenblick des Sinnentaumels auseinander zu reißen scheint, — die ganze Länge der Bühne trennt nun die Tanzenden wieder. Unwille scheint sich der harrenden Zuschauer bemächtigt zu haben, rascher und feuriger rauscht die Musik, und mit diesen belebenden Tönen strömt frische Gluth in ihre verlangenden Seelen über, sie eilen sich in ungehemmtem Fluge entgegen, unvermögend, dem heftigsten Drang heißer Liebe länger zu widerstreben, die Gegenstände entschwinden ihren Sinnen, glühende Begierde hat alle Schaam unterdrückt, die vorher so wilde Musik wird matt und leise, ist kaum mehr hörbar, noch einmal lächeln sich ihre ersterbenden Blicke entgegen, aber der Vorhang fällt im nämlichen Augenblicke, als sich beide Liebetrunkenen in die ausgebreiteten Arme stürzen, um nach dem Wiederaufrollen desselben in einer unbeschreiblich schönen Gruppe den Triumph befriedigter Sehnsucht zu feiern!"

Herr Felder verließ Spanien 1815 und reiste durch Frankreich zurück, als eben Napoleon von der Insel Elba entflohen war.

13) Die Alhambra. Aus dem Englischen des Washington Irving, von Johann Sporschil. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg, 1832.

14) Dasselbe Werk. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

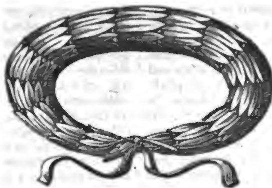
Washington Irving behandelt historische Stoffe, und zumal solche, wobei es zugleich die Natur zu schildern gilt, mit großem Glück. Seinem Columbus tritt die Alhambra würdig zur Seite. Jenes sonnenhelle Granada, jene schönen Alterthümer der Mauren, die längst im Munde der Dichter leben, sind hier höchst malerisch geschildert. Nur weil diese Gegenstände schon zu bekannt sind, enthalten wir uns, Tableaux, wie sie

der Verfasser vom Löwenhof, von der Alhambra im Mondschein ꝛc. entwirft, hier auszuheben. Dagegen dürfte es manchem unsrer Leser interessant seyn, zu vernehmen, was der Verfasser über die zahlreichen modernen Dichtungen sagt, welche den Untergang des maurischen Granada zu ihrem Gegenstand gemacht haben. „Diese Mährchen kann man sämmtlich auf ein Werk unter dem Titel: „die Bürgerkriege von Granada“ zurückführen, welches eine vorgebliche Geschichte der Fehden zwischen den Zegris und Abencerragen während des lezten Kampfes des maurischen Reiches enthält. Es ist ursprünglich in spanischer Sprache erschienen, und von einem gewissen Ginez Perez de Hila aus Murcia angeblich aus dem Arabischen übersezt worden. Seitdem ist es in mehrere Sprachen übergegangen; Florian hat daraus den größten Theil seines „Gonsalvo von Cordova“ genommen, und es erlangte das Ansehen einer wirklichen Geschichte, die von dem Volke, insbesondere den Bewohnern von Granada, allgemein geglaubt wird. Das Ganze ist jedoch ein Gewebe von Dichtung, untermischt mit einigen entstellten Thatsachen, die demselben den Schein der Wahrhaftigkeit geben. Es trägt das innere Gepräge der Falschheit; die Sitten und Gebräuche der Mauren sind darin außerordentlich entstellt, und Scenen geschildert, welche mit ihrer Lebensweise und Religion gänzlich unvereinbar sind, und nie von einem mohamedanischen Schriftsteller beschrieben werden konnten. Ich gestehe, daß ich die geflissentlichen Entstellungen dieses Werkes für verbrecherisch halte. Wohl ist der romantischen Dichtung ein großer Raum gewährt, aber es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten darf, und es ist eben so wenig erlaubt, die Namen berühmter Todten, die der Geschichte angehören, als jene erlauchter Lebenden zu verunglimpfen. Man sollte glauben, daß der unglückliche Boabdil seine gerechte Feindschaft gegen Spanien durch den Verlust seines Reiches hinlänglich gebüßt hätte, ohne daß es nothwendig gewesen wäre, seinen Namen muthwillig zu schmähen und zu einem Schimpfworte in seinem Vaterlande, ja sogar in dem Stammsitze seiner Väter zu machen!“

Sehr anmuthig ist die Sage von dem Berge, auf welchem die Alhambra gebaut ist. Sie ist eine äußerst artige Satire auf die menschliche Thorheit im Styl eines arabischen Mährchens. Der König Aben Habuz war alt geworden und suchte Hülfe bei den Aerzten. Da kam ein uralter arabischer Arzt, Ibrahim Ebn Abu Hajeb, dem der Ruf erstaunenswürdiger magischer Künste voranging. Unter anderm sollte er die Gabe besitzen, das Leben zu verlängern, und sein Aeußeres zeigte, daß er sie an sich selbst erprobt habe. So ein Mann hatte dem alten König gerade gefehlt, und es währte nicht lange, so war Ibrahim sein vertrautester Rathgeber. Einst klagte der König, daß er vor seinen unruhigen Nachbarn in beständiger Besorgniß schwebe. Da verfertigte ihm der Arzt einen ehernen Ritter, der, auf einen hohen Thurm gestellt, jedesmal, wenn eine Gefahr drohte, sich umkehrte und mit der Spitze seiner Lanze den Ort der Gefahr bezeichnete. Nun geschah es, daß ein feindliches Heer ins Land fiel, plötzlich drehte sich der Ritter nach jener Gegend hin, und schon wollte der König seine Truppen marschiren lassen, als Ibrahim ihm sagte: laß dich nicht aus deiner Ruhe stören! und ihn zu einem magischen Tisch führte, auf welchem in verjüngtem Maaßstabe in Holz geschnizt dasselbe feindliche Heer zu sehn war, das eben die Grenzen überschritten hatte. Die kleinen Figuren bewegten sich förmlich und machten einen kriegerischen Lärm. Jezt, sagte Ibrahim zum König: nimm diese Lanze und berühre diese Figuren mit dem Schaft, dann werden sie in Unordnung gerathen und unter einander selbst uneins werden; willst du aber, daß sie in tödtlichen Kampf gerathen, so berühre sie mit der Spitze. Die Augen des alten Königs leuchteten. „Wir wollen etwas Blut haben,“ sagte er, berührte die Figuren mit der Spitze, und siehe da, sie tobten durch einander und erwürgten sich. Ganz dasselbe aber, was auf diesem kleinen Zaubertische, geschah auch bei der wirklichen Armee des Feindes. Der König vernahm, daß dieselbe sich plötzlich bekriegt und vernichtet habe. Der glückliche König war darauf bedacht, seinen alten Rathgeber zu belohnen, wunderte sich aber nicht wenig, als dieser fromme Greis, der bisher ein ascetisches Leben geführt hatte, seine Höhle in einen glänzenden unterirdischen Pallast verwandelte und sich darin Tänzerinnen hielt. Die großen Kosten, welche dies Sr. Majestät verursachte, stimmten Höchstihre Neigung für den bisherigen Günstling etwas herab, und Sie konnten es ihm nicht verzeihen, daß er in seinem Alter noch so unmoralische Neigungen blicken ließ. Inzwischen that der eherne Ritter seine Schuldigkeit, alle gothische Fürsten in der Runde, welche den maurischen König angriffen, verloren ihre Heere, zulezt wollte sich kein Feind mehr sehen lassen, bis auf einmal der Ritter seine Lanze ausstreckte und doch der Zaubertisch vollkommen leer blieb. Der König schickte Boten aus, und diese brachten eine gothische Prinzessin, deren Vater mit seinem Heer durch des Königs Zauberkunst zu Grunde gegangen war, und die jezt allein umherirrte. Sie war die von dem Ritter bezeichnete Feindin, Ibrahim warnte den König und bat sich selbst die Prinzessin aus. Der verliebte alte Fürst aber ließ sie sich um keinen Preis nehmen. Nun hatte die Prinzessin eine Laute, auf der sie spielte, und ihr Lied hatte die Kraft, die Menschen einzuschläfern. Der alte König schlief jezt fast immer, seine eignen Unterthanen wurden darüber rebellisch, und er verlor wieder die kostbare Ruhe. Da wandte er sich noch einmal an den alten Ibrahim, und dieser zauberte ihm ein Paradies vor, deß Eingang gefeit war, und wo er in ungestörter Ruhe leben könne. Er verlangte jedoch zum Lohn das, was das erste Lastthier tragen würde, welches durchs Thor käme, und zum größten Aerger des Königs war es die gothische Prinzessin, die zuerst durchs Thor ritt. Doch er war Herr, er wollte sein Wort nicht halten. Ibrahim bestand darauf, und die Prinzessin sah mit spöttischem Lächeln zu, wie die beiden Greise sich um sie zankten. Endlich bediente sich Ibrahim seiner Zaubergewalt, und verschwand mit der Prinzessin unter die Erde. Vergeblich ließ der König nachgraben und der Ort behielt den Namen: „das Paradies der Thoren.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 10. 27. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.*

(Fortsetzung.)

15) Preußen und Frankreich. Staatswirthschaftlich und politisch, unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz, von David Hansemann. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Rein, 1834.

Schnell sind die beiden Auflagen auf einander gefolgt, und wahrlich, wenn irgend ein Produkt der neuern politischen Literatur Deutschlands, so verdient dieses Anerkennung und Verbreitung. Die Männer, die ohne Theoriensucht und ohne Illusionen den trocknen Weg der Erfahrung wandeln, die Männer, die ohne Leidenschaft nur mit der Kälte des Arztes der leidenschaftlichen Zeit den Puls fühlen, die Männer endlich, die zwar vieles sagen, aber noch mehr denken, solche Männer sind selten. Ich sehe dies Buch als das Kennzeichen eines bedeutenden Fortschritts unsrer politischen Begriffe an. Dummheit und Lüge auf der einen, falsche Begriffe und Illusionen bei mancherlei gutem Willen und sogar echter Tugend auf der andern Seite, endlich eine breite, beide Theile mit Liebe umfassende Allklugheit in der Mitte, das hatten wir bisher zur Genüge, aber an Verstand, dem echten Verstande, der doch allein helfen kann, litten wir fast überflüssigen Mangel.

Der Verfasser vergleicht ganz einfach die Staatskräfte und den sie bedingenden Staatsorganismus Frankreichs und Preußens. Einige seiner Resultate führen wir hier an: „Daß die Staatsmacht und die Staatskräfte Frankreichs viel größer als diejenigen Preußens sind, nicht nur nach der Bevölkerung und den Staats revenüen, sondern auch wegen der geographischen Gestalt beider Länder, ist höchst bekannt; ich will daher nur auf einige andere Verhältnisse aufmerksam machen. Zu solchen Verhältnissen gehört vor allen Dingen, daß das Haupt-Nationalvermögen Frankreichs nach meiner Ermittelung fünfmal so groß als das von Preußen ist, während das Bevölkerungs-Verhältniß sich wie $2^1/_2$ zu 1 stellt. Indessen wünsche ich, daß in jener Ermittelung das Verhältniß unrichtig dargestellt, und daß dasselbe günstiger für Preußen seyn möge; ein einsichtsvoller Staatswirth kann keine dem Patrioten erfreulichere Abhandlung schreiben; als eine solche Berichtigung. Für den Bewohner der Rheinprovinz würde dieselbe zugleich in anderer Hinsicht erfreulich seyn. Denn das Verhältniß wäre nur dann günstiger für Preußen, wenn erwiesen würde, daß das Haupt-Nationalvermögen Frankreichs zu hoch, oder das von Preußen zu niedrig veranschlagt worden ist, oder daß, — was am leichtesten möglich seyn

könnte, — beides zusammen Statt gefunden hat; wäre aber das Haupt-Nationalvermögen Preußens zu niedrig veranschlagt worden, so müßte die größte Differenz nicht bei der Rheinprovinz, sondern bei den übrigen Provinzen sich ergeben und dann hätte die erstere so viel Grund mehr, von der Billigkeit und Gerechtigkeit der preußischen Staatsregierung eine Steuer-Verminderung zu erwarten. — Ein anderer zu berücksichtigender Umstand ist das Kosten-Verhältniß der Armee und der Marine. Frankreich besizt nämlich beides gegen einen Kosten-Aufwand, welcher 24,[13] Prozent der sämmtlichen Staatsrevenüen, oder 14,[06] Prozent von dem Reinertrage der Grundgüter beträgt; Preußen dagegen besizt keine Marine, und die Armee-Verwaltung allein kostet 27,[17] Prozent der sämmtlichen Staatsrevenüen, oder 26,[13] Prozent von dem Reinertrage der Grundgüter. Ueber einige andere auf das Verhältniß der Staatskräfte einwirkende Umstände werde ich an andern Stellen mich zu äußern Veranlassung finden. Hier will ich aber schon darauf aufmerksam machen, daß die angeführten Verhältnisse keineswegs allein den Maaßstab der relativen Staatsmacht Preußens und Frankreichs bilden können, sondern daß insbesondere auch folgende dabei zu erwägen sind: 1) ein zweckmäßiger Staats-Organismus, durch welchen die Ausbildung der Staatskräfte gefördert, und die leichte Benutzung derselben für höhere Staatszwecke möglich gemacht wird; 2) ein so eingerichteter Staats-Organismus, daß die so seltenen Fähigkeiten zum höhern Staatsdienste, oder zum vollendeten Staatsmanne, gleichsam von selbst in die Höhe getrieben werden, so daß die Landeshoheit die höchsten Staatsstellen auch mit den fähigsten Männern zu besetzen im Stande ist; 3) Nationalgefühl; Anhänglichkeit der Nation an die Dynastie und an die Staatsinstitutionen; Einheit und Gleichartigkeit der National-Gesinnung und -Interessen in den verschiedenen Theilen des Staates. Daraus folgt, daß Preußen, wenn es nicht nur allein zu Frankreich, sondern auch zu den übrigen europäischen Großmächten in keinem untergeordneten Verhältniß der Staatsmacht stehen soll, die besten und zweckmäßigsten Staatsinstitutionen, die einfachste und beste Verwaltung, die beste Gesetzgebung und die größten Staatsmänner am Ruder, und überhaupt die höchste moralische Kraft besitzen muß. Mit einem Worte, die moralischen Kräfte müssen zum großen Theile die Inferiorität der materiellen ausgleichen. — Es folgt ferner hieraus, daß die relative Staatsmacht Preußens sinkt, wenn eine der andern europäischen Großmächte ihre Institutionen, oder die Verwaltung, oder die Gesetzgebung verbessert, oder auf andere Weise die moralischen und materiellen Kräfte erhöhet, insofern Preußen nicht wenigstens in gleichem Maaße und auf ähnliche Weise die Staatsmacht und die Staatskräfte vermehrt; denn jede Macht eines Staates ist groß oder klein nur in dem Verhältniß zu der Macht der andern Staaten. — Würde aber auch Preußen die materiellen und moralischen Staatskräfte stets auf dem Punkte der angemessensten Entwickelung halten, so ist doch unverkennbar, daß es hinsichtlich der nämlichen Kräfte den andern europäischen Großmächten, welche auch die Ausbildung derselben nicht verabsäumen, untergeordnet bleibt, und daß, wenn dies durch einen großen Armee-Etat einigermaaßen ausgeglichen werden soll, ein zu starker Verbrauch von Staatskräften herbeigeführt wird, welcher der Vermehrung der leztern wesentlich schadet. Es entsteht daher die höchst wichtige Frage, ob überhaupt Preußen für sich allein eine nützliche und angemessene Stellung als fünfte europäische Großmacht einnimmt, und ob es nicht als Schutzmacht der kleinern mittel-europäischen Staaten eine die Staatskräfte weniger verzehrende, angemessenere und mächtigere Stellung in Europa einnehmen würde. Auf diese scheint in der That Preußen durch geographische Lage, durch die Zerstückelung und Weitläuftigkeit der Gebietstheile, durch eignes Interesse und durch das der kleinern Staaten naturgemäß angewiesen zu seyn. Ohne diese Ansicht, welche die reiflichste Prüfung der Staatsmänner verdient, hier völlig ausführen zu wollen, mache ich nur auf einige Umstände, welche dieselbe unterstützen, aufmerksam. a) Preußen liegt ziemlich im Zentrum der kleinen mittel-europäischen Staaten. b) Sobald Preußens höhere Staatspolitik völlig die Tendenz des Schutzes und der Unabhängigkeit der kleinen mittel-europäichen Staaten annimmt, entsteht durch die Homogenität der Interessen der leztern mit dem preußischen Interesse eine viel selbstständigere und größere Macht, als wenn Preußen sich isolirt mehr oder weniger an eine oder mehrere der andern europäischen Großmächte besonders anschließt. c) Das Bedürfniß eines völlig freien Verkehrs unter den kleinern mittel-europäischen Staaten tritt immer stärker hervor, und nur Preußen kann, vermöge seiner Lage und seines Zollsystemes, welches mehr als dasjenige der andern europäischen Großmächte den freisinnigern und richtigern staatswirthschaftlichen Grundsätzen entspricht, und sehr leicht noch mehr nach denselben modifizirt werden kann, die Idee ausführbar machen, einen solchen freien Verkehr mit der Zeit herzustellen. Man denke sich die großen Vortheile, welche für Preußen und die kleinern germanischen Staaten, zu welchen auch Dänemark, Holland und Belgien gehören, aus einem gegenseitig völlig freien Verkehr zwischen 34½ Millionen Menschen auf 11,700 Quadratmeilen entspringen würden: Zunahme des Wohlstandes und der Zufriedenheit der Menschen, Homogenität der Interessen und die daraus entstehende größere Sorge für innere und äußere Sicherheit, Parität der kleinern

Staaten in den Vortheilen, welche die größern europäischen Staaten vermittelst des freien Verkehrs im Innern besitzen. Ich werde im 73sten Kapitel über diese Vortheile mehr reden. d) Ein mehr gesicherter Friedenszustand für die andern europäischen Großmächte, und die höchste Wahrscheinlichkeit für Preußen und die kleinern mittel-europäischen Staaten, daß sie fortan nicht mehr der Tummelplatz für alle europäische Fehden seyn würden; denn die Folge der Homogenität der Interessen würde ein vereinigtes Defensivsystem, den andern Staaten gegenüber, seyn. — Könnte oder möchte Preußen sich auf diesen politischen Standpunkt stellen, und wäre überhaupt diese, vorstehend nur in den allgemeinsten Umrissen hingeworfene Idee ausführbar, so hätte der preußische Patriot keine Veranlassung, die im Vergleiche gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich und Großbritannien untergeordnete Staatsmacht Preußens zu bedauern, und es würden die großen und erheblichen Bedenklichkeiten wegfallen, welche der denkende Staatsmann über die jetzige, offenbar für die Staatskräfte unverhältnißmäßige, und wirklich künstliche politische Stellung Preußens schwerlich unterdrücken kann."

Hier folgen noch weitere nur abgerissene Gedanken, die aber in den Geist des Ganzen blicken lassen: „Wäre wirklich die Schwerkraft der Staatsgewalt in Frankreich so stark, wie sie mir zu seyn scheint, so würde daraus zu folgern seyn: daß die Besorgnisse, welche Preußen seit länger als zwei Jahren wegen Frankreichs Ultra-Liberalen und Bonapartisten hegt, zum größten Theil völlig ungegründet gewesen sind; daß die beträchtlichen Kosten für Rüstungen oder für die Erlangung eines schlagfertigen Zustandes des Heeres meistens hätten erspart werden können; daß Preußens Politik im Wesentlichen darin hätte bestehen müssen, den nämlichen Weg wie England einzuschlagen, welches solche Besorgnisse nicht gehegt, wenigstens deshalb keine Rüstungen angeordnet hat, ungeachtet Englands Interessen ohne Zweifel einen Krieg gegen Frankreich hervorrufen würden, wenn dieses Miene machte, seine Grenzen nach dem Rhein und nach der Nordsee hin ausdehnen zu wollen; endlich, da die noch in diesem Augenblicke schwebende holländisch-belgische Frage wenigstens eben so vortheilhaft entschieden werden würde, wie dies bei der von Preußen befolgten Politik nun geschehen wird. Ich meine natürlich damit: vortheilhaft für Preußen. Dahin gehört z. B. die völlig freie Schelde-Schifffahrt; die Vereinigung der ganzen Provinz Limburg mit Belgien, (da für den nördlichen Theil der Rheinprovinz und für die Provinz Westphalen sehr nachtheilig ist, auf dem direktesten und bequemsten Wege nach Antwerpen holländisches Gebiet berühren zu müssen, wo, aller Traktaten ungeachtet, ohne Zweifel Erschwerungen des Verkehrs Statt finden werden,) wogegen das Verbleiben des ganzen Großherzogthums Luxemburg bei der Dynastie Oranien für Preußen und Deutschland vortheilhaft seyn dürfte; Konkurrenz Preußens bei dem in Belgien seit der Revolution von Frankreich und England ausgeübten Einfluß, und dies um so mehr, als die Interessen eines unabhängigen Belgiens sich viel näher zu Preußen als zu Frankreich hinneigen, und als Preußen das Interesse hat, Belgien nicht dem vorherrschenden französischen Einflusse zu überlassen."

„Beachtungswerth hinsichtlich der Tendenz der preussischen Staatsregierung ist auch die Theilung der Staats-Interessen in provinzielle. In dieser Beziehung herrschen völlig entgegengesetzte Ansichten bei den französischen und preußischen Staatsmännern. Bei jenen galt die Einheit des Staates und der Staatszwecke allezeit als höchste Tendenz. Deshalb wurden die Provinzen in kleinere Theile, Departemente getheilt, und alle Bande, welche die erstern vereinigt, zerrissen; deshalb war man so sehr behutsam bei Bestimmung der Funktionen der Departementalräthe, beschränkte dieselben strenge auf bloße Departementalinteressen, und ertheilte ihnen das Besteuerungsrecht nur unter Genehmigung der gesetzgebenden Staatsgewalten; deshalb wurde die Gleichförmigkeit aller Staatseinrichtungen konsequent durchgesetzt. In Preußen geschieht von allem dem fast das gerade Gegentheil. Kleinere administrative Theile wurden zu größern in Provinzen vereinigt; jede Provinz erhielt eine eigene landständische Einrichtung, und die Stände können alle Angelegenheiten, die provinziellen wie die höchsten und allgemeinsten des Staates, vorbringen; mit dem Besteuerungsrechte wurde es weniger scharf genommen, da den Ministern und Provinzialstaatsbehörden ein Theil desselben übertragen worden ist; Gleichförmigkeit der Staatseinrichtungen besteht nur: im Verwaltungssache hinsichtlich der Provinzial- und Bezirksstaatsbehörden; in der allgemeinen Volksbewaffnung; in der Gewerbe-, Klassen-, Zoll- und Verbrauchssteuern. Im Uebrigen herrscht meistens Ungleichförmigkeit, und zwar zum Theil sehr große, und jede Provinz entwickelt und bildet die Verhältnisse und Einrichtungen eben fort, wie es gehen will. Solchergestalt stellt Preußen in mehrerer Beziehung sich einigermaaßen in einen homogenen Zustand mit den kleinern deutschen Staaten, dergestalt, daß wenn diese ein mit Preußen gleichförmiges System der Zoll- und Verbrauchssteuern besitzen, die Verschiedenheiten nicht viel größer sind, als die zwischen der Rheinprovinz und den östlichen preußischen Provinzen bestehenden. Uebrigens beginnen die politischen Wirkungen des Provinzialtrennungssystems schon hervorzutreten; denn in der Rheinprovinz faßt die Idee einer eigenthümlichen Verfassung, oder eines Vicekönigreichs der westlichen Provinzen bei einigen klugen und einflußreichen Männern Wurzel. — In Frankreich ist bisher, trotz der widerstreitenden Bemühungen der

Oppositionspartei, stets der Grundsatz festgehalten worden, daß die Ernennung aller Staatsverwaltungsbeamten vom Könige ausgeht; nach diesem Grundsatze werden die Unterpräfekten und Bürgermeister (Maires) wie die Präfekten vom Könige ernannt, und nur hinsichtlich der Bürgermeister findet die Beschränkung Statt, daß dieselben zum Gemeinderathe gehört haben müssen, welcher von den Höherbesteuerten gewählt wird. Auf diese Weise ist die doppelte Funktion der Bürgermeister, als Organ der Staatsgewalt und als Kommunalbeamte, berücksichtigt worden. — In Preußen werden andre Grundsätze befolgt. Die Landräthe, deren Funktionen fast ganz denen der französischen Unterpräfekten gleich sind, werden gewählt, so auch nach der Städteordnung die Bürgermeister. Herr von Lancizolle, der als Mitglied des Ober-Censur-Kollegiums ein angesehener Staatsbeamte und einsichtsvoller Mann seyn muß, und Professor der Geschichte in Berlin ist, meint sogar, man möge von der frühern städtischen Verfassung des Mittelalters soviel nur irgend thunlich wieder herstellen. — Wenn durch Schwächung der aristokratischen Kraft, durch die vorzugsweise Ausbildung der Kraft der untern Volksklassen, durch einen sehr niedrigen Wahl-Census bei Wahlen zu politischen Funktionen, durch Volksbewaffnung, durch die Trennung der Staats-Einrichtungen in verschiedene provinzielle, durch die Einführung des Erwählungssystems zur Anstellung von Beamten, die theilweise oder gänzlich Organ der Staatsgewalt sind, und zwar durch alles dies vereinigt, das demokratische Element, und insbesondere die Tendenz zum demokratischen Föderativsystem, nicht genährt und gestärkt, das monarchische Princip hingegen nicht geschwächt wird, so haben anti-monarchische und anti-aristokratische Liberale sehr Unrecht, alles das zu verlangen und zu befördern. Nach den Regeln der Ausbildung der politischen Kräfte, und nach den Lehren der Geschichte haben aber jene Liberalen nicht Unrecht, sind vielmehr höchst konsequent in ihren eben angeführten Bemühungen; denn jede Kraft im Staate, sobald sie stark genug geworden, wird bei irgend einer Veranlassung eine ihrer Stärke angemessene politische Wirksamkeit äußern. Da in Preußen nun, wie in den vorstehenden §§ gezeigt worden ist, die angeführten Einrichtungen alle vereinigt bestehen, so scheint die demokratische Tendenz der Staatsregierung nicht bezweifelt werden zu können, und die Liberalen machen derselben einen höchst ungerechten Vorwurf, indem sie sich über eine entgegengesezte Tendenz häufig beklagen."

„Fast alle Beamte in Preußen haben eine eben so sichere Stellung wie die Richter, und unter Beamten versteht man fast jeden Angestellten. Auf diese Weise ist die preußische Beamtenwelt beinahe eine Macht geworden. Sie ist, der großen Mehrzahl nach, demokratischer Natur, und demokratisch sind auch meistens die politischen Ansichten der preußischen Beamten; sie wollen, insofern politische Rechte ertheilt würden, daß Jedermann, der Bildung hat, dieselbe besitze, und der hohe Wahlcensus in Frankreich ist ihnen eine schlechte Geldherrschaft; gegen eine mächtige Aristokratie sind sie sehr eingenommen. So sind wenigstens sehr viele preußische Beamte gesinnt, und ihre Antipathie gegen ein unabhängiges Polen hatte zum Theil Abneigung gegen die Aristokratie zum Grunde, wie dies auch aus den gegen die Polen gedichteten Liedern eines berühmten preußischen Staatsmannes hervorgeht."

„So wie Preußen durch eine ausgezeichnete Ausbildung des Princips, welches im vorigen Jahrhundert geherrscht hat, durch die Stärke des stehenden Heeres, sich vergrößert hat, so muß es sich auch durch die gehörige Würdigung und Ausbildung des Princips, das nun begonnen hat und die Staaten groß machen soll, auszeichnen, durch die Vergrößerung der innern Staatskräfte. So wenig unter der Bourbonischen Regierung in Frankreich für die materiellen Interessen gesorgt ist, so emsig wird dies jezt geschehen. So wenig mehrere kleinere benachbarte deutsche Staaten in dem Geiste fortschritten, der den preußischen Gesetzen von 1807 bis 1820 innewohnt, so groß sind jezt die Fortschritte dieser Art in jenen Staaten. Nicht nur des relativen Machtverhältnisses wegen, sondern auch, weil jede Regierung nur gut oder vorzüglich genannt oder erachtet wird, insofern die benachbarten nicht besser oder nicht so gut sind, ist nothwendig, daß für die materiellen Interessen in Preußen alles nur mögliche geschehe. Um so nothwendiger ist, für dieselben zu sorgen, als die Staatsregierung sich auf die Macht der Gewohnheit des Gehorsams, auf Liebe zum König und besonders auf die untern Volksklassen stüzt, und ein solches Regierungssystem wohl natürlich voraussezt, daß die Unterthanen im Vergleiche gegen die in andern Staaten an materiellem Wohlseyn voraus haben, was sie an politischen Rechten entbehren; eine besonders in Beziehung auf die Rheinprovinz zu nehmende Rücksicht, weil nun allem Anschein nach die Franzosen nicht mehr durch das konstitutionelle parlamentarische System „gemartert," sondern dasselbe als „eine Wahrheit" besitzen werden, und weil dieses System im leztern Falle, nach allen Erfahrungen, doch für die Menschen etwas anziehendes haben muß, was auch sehr gescheite Männer immerhin dagegen einwenden mögen."

Welche Kommentare sich zu diesen Ansichten machen lassen, ist wohl jedem klar. Referent begnügt sich, sie als die verständigsten anzuerkennen, die ihm in Betreff der nämlichen Objekte noch vorgekommen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 11. 31. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

16) Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristisch-artistischen Fresken und humoristisch-satirischen Briefen eines Reisenden von August Traxel. Zwei Theile. Köln, Arnd, 1833.

Briefe, nichts als Briefe! und immer aus Paris. Ich schlage unsern sämmtlichen Schriftstellern vor, nach Paris auszuwandern und das gute deutsche Publikum von dort aus zu unterhalten. Wenn auch das Publikum nicht viel dabei gewönne, würde doch dieser oder jener Autor zum erstenmal in seinem Leben erfahren, daß er kein Kompliment zu machen versteht, daß er eine lächerliche Tournure hat, kurz, daß er ein Tölpel ist. Herr von Raumer fing diese Pariser Briefliteratur zugleich vornehm, gelehrt und patriotisch an und gab sich den Parisern gegenüber ein kleines nordisches Air, daß man unwillkührlich an die Gesandten der alten Friesen im alten Rom erinnert wurde, die von den prachtvollsten römischen Schauspielen bloß insofern Notiz machen, als sie dabei den ersten Platz usurpirten. Es ist unendlich zu bedauern, daß Herr August Wilhelm von Schlegel nicht auch Briefe aus Paris geschrieben hat, da er dorthin gereist war, um durch den Kanal des Herzogs von Breglio, des Schwiegersohns seiner großen „Gönnerin und Beschützerin," der Frau von Staël, eins von den vielen Ehrenlegionskreuzen in Empfang zu nehmen, in welche sich damals die Pariser Polizei und Gelehrtenwelt theilte. Er hat keine Briefe aus Paris geschrieben, oder wenigstens nicht drucken lassen. Schade dafür. Herr Depping, ein Deutscher, der sich in Paris niedergelassen, ließ auf Raumers Briefe seine „Erinnerungen aus Paris" folgen, ein reichhaltiges Gemälde, dessen leidenschaftslose Objektivität es sehr vortheilhaft vor den übrigen Schriften über Paris auszeichnet. Dann folgt die wildeste Explosion deutscher Subjektivität in Börnes glühenden Briefen. Dicht hinter ihm folgte Seybold mit seinen Briefen, deren eiskalte Ironie Börnes Zorn beschämte. Dann Heine mit seinen so brillant geschriebenen „Zuständen," die ihm hauptsächlich darum zur Ehre gereichen, weil er darin gern die Rolle des Humoristen mit dem des Geschichtschreibers verwechselt, und, vom Interesse des Gegenstandes hingerissen, diesen selbst, nicht mehr nur sich in ihm darstellt. Da alle diese Herrn mehr den handelnden Personen als dem Schauplatz, mehr den

Staffagen als der Landschaft ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten, gab Lewald in seinem „Album", ausgezeichnet malerische Ansichten der Stadt Paris und ihres Treibens.

Nun kommt noch Herr Trarel — wahrscheinlich der nämliche, von dem kürzlich in den preußischen Zeitungen so viel die Rede war. Er schreibt nicht so patriotisch, wie Herr von Raumer, nicht so zornig, wie Herr Börne, nicht so sarkastisch, wie Herr Seybold, nicht so erfahren, wie Herr Depping, nicht so phantasiereich wie Herr Lewald, und doch auch geistreich. Aber jezt darf keiner mehr Briefe aus Paris schreiben, sonst müssen sie nothwendig aufhören, geistreich zu seyn. Wenn hinter Napoleon wieder ein Napoleon, hinter diesem wieder einer kommt u. s. f., so ist schon der siebente kein Napoleon mehr, so gelten alle folgende nur noch als gemeine Soldaten in grüner Uniform.

Die Rücksicht auf Belgien unterscheidet diese Briefe von den übrigen. Ueber Paris aber bieten sie nicht viel Neues dar. Wir kennen diesen Louis-Philippe, diesen Lafayette, diesen Odillon-Barrot, wir kennen diese Malibran, diese Noblet, diese Taglioni, und wir bedauern nur, daß die gewinnsüchtigen Künstlerinnen nicht schon ein Mittel ersonnen haben, die Beschreibungen zu besteuern, die unsre Reisenden von ihnen machen. Indeß, so lange wie in Deutschland kein London und Paris haben, werden diese Städte immer unsre Neugier beschäftigen und befriedigen, und so oft sie uns beschrieben werden, wir werden es immer lesen, und mit Vergnügen lesen. Es liegt ein Zauber in den großen Städten, in dem öffentlichen Leben, das sich hier zusammendrängt und all seine Talente, Tugenden und Laster, all seine Reichthümer und sein Elend auslegt. Ganz abgesehen davon, ob das Franzosen, Engländer, oder was sonst sind, uns interessirt eben das große öffentliche Leben.

Schade, daß sich Herr Trarel durch die Eitelkeit lächerlich macht, mit der er von seinen Pariser wichtigen Bekanntschaften spricht. Er prahlt mit ein Paar Billetchen, die ihm Lafayette geschrieben hat, Lafayette, der gegen Jedermann freundlich ist, täglich hundert Billette schreibt und dem bei allen seinen großen Tugenden doch Niemand die Entscheidung über den größern oder geringern Werth eines Deutschen anvertrauen wird, weil er niemals Menschenkenntniß besessen hat und für uns Deutsche kein besonderes Vorurtheil hegt, was ein Franzose allemal erst haben muß, ehe er nur den kleinsten unsrer Vorzüge großmüthig anzuerkennen sich entschließt. Eine solche Manier, die kleinsten, bedeutungslosesten Einladungskarten eines großen Mannes abdrucken zu lassen, ist eines Matthissons, ist eines der altmodischen literarischen Antichambrirers würdig, aber keines jungen Mannes der neuen Generation. Allein es ist eine bekannte Sache, daß der Deutsche keinen Nationalstolz hat, und daß ihn die servile Gesinnung auch dann nicht verläßt, wenn er sich in seinem vermeintlichen Liberalismus so recht kannibalisch wohl fühlt; denn bücken muß er sich, bückt er sich nicht mehr vor den Aristokraten, so bückt er sich desto tiefer vor den Demagogen.

Doch nein — es gibt noch Deutsche, die den Franzosen fühlen lassen, daß ein Deutscher nicht nur mehr sey, sondern sich sogar für mehr halten kann, als einen Franzosen, wie folgendes Werk beweist:

16) Paris. Fragmente aus seinem Theater-Leben, von Eduard Jerrmann. München, Jaquet, 1833.

Mit edler Dreistigkeit tritt der Verfasser mitten in alle Pariser Soiréen und Theater, schlägt auf die Brust und sagt: ich bin der Mann, der den Karl und Franz Moor an einem Abend spielt. Dies Bewußtseyn gibt allen seinen Ansichten und Urtheilen eine Sicherheit, wie sie der große Hegel kaum in sich fühlte, als einer seiner Schüler ihn den verständigen Christus und Christus nur den gemüthlichen Hegel nannte. Aber, Scherz bei Seite, ist diese Sicherheit nicht eine angenehmere Erscheinung, als das schwankende und höfliche Dafürhalten so vieler andrer deutscher Reisender, und wird nicht selbst der Blick, der nicht blinzelt, sondern keck dreinschaut, klarer und schärfer? Ich mag diese dreiste Manier wohl leiden, wenn sie über Andre spricht, nur über sich selbst sollte sie zurückhaltender seyn. So kann und wird man Herrn Jerrmann immer bewundern, wenn er in einem Abend den Karl und Franz zugleich, und überraschend gut spielt, aber man wird es immer tadeln, wenn er selbst so viel davon spricht: „Die Aufgabe ist, zwei ganz heterogene Charakter, dicht neben einander gestellt, zu gleicher Zeit zu schildern. Sie zerfällt in zwei Theile: in moralische und physische Lösung des Problems. Nun habe ich selbst von meinen leidenschaftlichsten Gegnern die körperliche Kraft bewundern gehört, mit der zwei so anstrengende Parthien bis zu Ende geführt wurden ꝛc. Aber die moralischen Kräfte des Darstellers werden in einem noch weit höheren Grade in Anspruch genommen, und ihre gänzliche Abhängigkeit von meinem Willen, war das eigentliche Ziel meines Strebens. Welche Herrschaft über die Phantasie wird nicht erfordert, aus der Darstellung des einen Charakters, der in leidenschaftlichen Ausbrüchen sogar oft eine große Aehnlichkeit mit dem anderen gewinnt, in diesen urplötzlich überzugehen, ohne im Entferntesten an jenen zu erinnern ꝛc." Er schließt diese Apostrophe: „Ich bitte meine Leser ernstlich, alles hier Angeführte nur als Rechtfertigung der besagten Unternehmung, ja nicht

ihrer Ausführung zu halten. Diese geht mich nichts mehr an. Die Idee ist mein, die mußte ich vertreten; die Ausübung gehört dem Publikum: es richte; wird es sie ferner so günstig aufnehmen wie bisher, so werde ich in seinem Beifall den schönsten Hebel zum Aufbau dessen finden, was noch chaotisch in meinem Geiste schlummert." Schon 1823 schrieb der Verfasser an den berühmten Talma, er wolle in Paris debütiren. Talma antwortete nichts als, daß ein solcher Gedanke nur dans le cerveau d'un fou, entspringen könnte. „Ich war fou genug meine Lieblingsidee damals zu unterdrücken; unglücklich genug, Talma nie zu sehen; unglücklich! ja! jezt fühle ich erst ganz das Gewicht dieses Wortes, denn damals war ich noch in dem Wahn befangen, der ganz Deutschland über die Darstellungsart der Franzosen verblendet; jezt, wo ich diese und den Geist der französischen Sprache kennen gelernt, bereue ich schmerzlich den herben Verlust, denn jezt kenne ich erst den Maaßstab, der für eine Darstellung der Franzosen, mit Berücksichtigung auf ihre Literatur, Sprache, Schule, und, aus alle dem hervorgehenden Form gebührt. Und welche Anregungen hätte in mir Talma's Spiel erweckt, von dem selbst die Traditionen noch unverkennbar zeugen, wie bei ihm der Ausfluß des Genius der strengsten Kritik des Verstandes unterworfen war; wie kühn er schaffte, wie sorgsam er feilte. O Talma! Talma! dein Tod gehört mit zu meinen herbsten Verlusten."

Dennoch begab sich der Verfasser noch nicht zu spät für seinen Ruhm nach Paris, um daselbst in französischen Stücken aufzutreten. Liest man folgendes, so sollte man fast fürchten, er habe seinen Weg über die, dem französischen Theateraccent so gefährliche Gascogne genommen, denn ist das nicht eine sehr liebenswürdige Gaskonnade: „Ich passire den pont-neuf, und gehe ins Theater, um den Cid zu spielen. Wenn man eine Rolle im Geiste repetirt, entschlüpft einem leicht laut eine schöne Tirade. Ich spreche hörbar die Worte: „On est toujours tout pr..t quand on a du courage." Gleich schlägt mich ein Student des pays latin enthusiastisch auf die Schulter und schreit: „Nest-ce pas; on aurait pu sauver la pologne; mais notre gouvernement n'est jamais prêt!" Das Wort Pologne, eng vereint mit Gouvernement, ist ein hinreichender Magnet um zehn Menschen anzuziehen; zu diesen zehn gesellen sich noch zehn andere: die Emeute ist fertig. Notre Dame schlägt sechs Uhr; ich eile ins Theater. — Um neun Uhr kehre ich über den pont-neuf zurück, und finde vier Todte, siebenzehn Verwundete, fünfzehn hundert Mann Linientruppen und Nationalgarde und zwei Kanonen; und das Alles weil mir ein Vers entschlüpfte; nach dem ich applaudirt zu werden hoffte." Gleichwohl kam er in sechs Monaten so weit, nicht nur sich, sondern auch Andern das Gaskonniren abzugewöhnen. „Ich studirte sechs Monate lang die Aussprache aus dem Fundamente, dergestalt, daß ich einigen meiner Bekannten, die aus dem südlichen Frankreich waren, durch Anwendung des genossenen Unterrichts das sogenannte Gaskoguiren abgewöhnte."

Endlich trat er auf dem Théâtre français auf. „Ich wurde den anwesenden Mitgliedern vorgestellt; die, welche mich in der Audition gehört, sagten mir viele Artigkeiten, besonders fand ich die Damen sehr liebenswerth. Mit diesem ersten angenehmen Eindrucke betrat ich die Scene; denn ich habe mein Theil Eitelkeit und hätte diesen Augenblick nicht gegen Talmas Ruhm vertauscht. Noch ganz voll von meinem Glücke schritt ich einsam im Hintergrunde auf und nieder; ein heiliger Schauer bewegte meine Brust; ich stand auf dem klassischen Theater der Franzosen, auf dem ersten Theater der Welt; dem Einzigen, das sich, seines alten Ruhmes bewußt, von jedem literarischen und moralischen Schmutze rein erhalten hatte, auf einem Theater, das, wähnte ich, vor jeder Unwürdigkeit entsezt zurückschaudern müßte, denn es ist ein noch lebendes Denkmal ehemaliger Größe. Ich war exaltirt. — Da faßte mich der Regisseur unter den Arm, und führte mich in den Vorgrund. Ich werde Ihnen, sagte er, hier einen Mann vorstellen, dessen Bekanntschaft für Sie sehr wichtig ist. Hoch schlug mein Herz; es ahnte die Gegenwart irgend eines ausgezeichneten Schriftstellers, eines bedeutenden dramatischen Künstlers. — Ein elegant gekleideter Mann, von ungefähr 36 Jahren, trat mit höflicher Verneigung auf mich zu, — es war der Chef der Claque. Herr des Lebens! wie fiel ich aus meinem Himmel! Le Théâtre français et la Claque! ich war zerschmettert. Das Beginnen der Probe entriß mich meiner tiefen Wehmuth; ich ermannte mich, doch war mir sonderbar zu Muthe; dies fremde Theater, diese fremde Umgebung, diese fremde Sprache, diese verschiedenartigen Eindrücke; — Worte vermögen mein Gefühl nicht zu schildern; die Beklemmung theilte sich meinen sämmtlichen Organen mit; die Töne brachen sich im Entstehen. Da trat Herr David, der größtentheils das Emploi Talmas bekleidet, und den Cid darstellte, auf mich zu, und sagte mir leise ins Ohr: „Si vous parlez ce soir comme à présent, personne ne vous entendra." — Diese schöne, edle Freimüthigkeit gab mich mir selbst wieder; die Beklommenheit wich von meiner Brust; ich drückte ihm feurig die Hand, dankte, und glaubte mich auf die heimathliche Bühne versezt. Die Probe war aus; mein Claqueur versicherte mich noch einmal seiner Huld, und ging seiner Wege; ich warf ihm einen bitteren Blick nach, und sagte zu Herrn Demousseaux: „Quel horreur!" — Que voulez-vous, mon ami," gab er zur Antwort, „ce sont d'anciens abus." — Ich hatte nicht den Muth, mich dem alten hergebrachten Uebel entgegen zu stellen,

gab diesem modernen Kunst-Mäcen ein Goldstück, und so oft ich spielte, acht Billets, die ich jedoch gratis von der Administration erhielt; aber mit gerechtem Stolze sage ich laut, daß, wenn ich auch seine Feindschaft fürchtete, ich seiner Freundschaft nicht bedurfte, denn gerade am ersten Abend meines Auftretens, an diesem, für mich so verhängnißvollen, entscheidenden Abende war auch nicht ein Billet an die Claque gegeben. Es war ein Benefice, wo alle Plätze verkauft wurden, ein Benefice, in dem Alles spielte, was das Théâtre français noch von Talenten erster Größe aufzuweisen hat; Demoiselle Mars, die zurückgezogenen Societärs, Herr Michelot, Baptiste ainé, Baptiste cadé, Armand u. a. m., wetteiferten an diesem Abende um die Palme der Kunst! das Publikum glaubte sich in eine längst entschwundene schöne Zeit zurückversezt, Beifalls-Sturm erschütterte das Haus, und obgleich erdrückt von jenen Kunststernen, fiel dennoch auf mich ein freundlicher Blick der Anerkennung, und verdanke ich ihn auch nur der Nachsicht, so bin ich dennoch stolz darauf, — denn kein Handschlag der Claque hat ihn entehrt. — Der Erfolg meiner Versuche auf dem Théâtre français ist in fast allen französischen Blättern zu umständlich und zu günstig beurtheilt worden, als daß ich mir erlauben dürfte, seiner hier nur mit einem Worte zu erwähnen. Meine Absicht beim Niederschreiben dieser Zeilen war, die Eindrücke zu schildern, die auf mich gemacht wurden, nicht die, so ich etwa selbst erzeugt haben könnte."

Der Verfasser schildert das Théâtre français in allen seinen Beziehungen, wirft auch den Blick auf die übrigen Pariser Theater und gibt gelegenheitlich einige Gemälde der in dieser Stadt herrschenden Sittenlosigkeit.

17) Der deutsche Sergeant unter den Sarden, in den Jahren 1810 — 1817. Leipzig, Köhler, 1831. Mit einem illum. Kupfer.

Der Verfasser, ein Weimaraner, machte den Feldzug in Spanien mit, wurde gefangen und gezwungen, in Sardinen Dienste zu nehmen. Diese Insel hat große Schicksalswechsel erlebt. Im höchsten Alterthum scheint sie als ein heiliges Eiland geehrt gewesen zu seyn. Später ward sie Zankapfel zwischen Rom und Karthago, und Schauplatz unaufhörlicher Empörungen der tapfern Einwohner gegen das römische Joch. Im 5ten Jahrhundert fiel sie in die Gewalt der Vandalen, dann der Gothen. Im Jahr 594 wanderten eine große Menge Barbaricini von Nordafrika, vor den Vandalen fliehend, in Sardinien ein. Im 8ten Jahrhundert begannen die Araber, die Insel auszuplündern und im Jahr 1000 machte sogar ein maurischer König die Stadt Cagliari zu seiner Residenz. Den Mauren wurde die Insel durch die Pisaner entrissen, und diesen wieder; der schöne Sohn Kaiser Friedrichs II., Enzio, trug den Namen eines Königs von Sardinien, von ihm kam die Insel an Arragonien. Sie blieb fortan bei Spanien, bis sie 1717 an den Herzog von Savoyen abgetreten wurde. Von der spanischen Herrschaft schreibt sich der dort herrschende religiöse Fanatismus und Aberglaube her, der mehr spanisch als italienisch ist. Bei der ungeheuren Anzahl Pfaffen ist eine Art von Schutz- und Trutzbündniß zwischen diesen und den Weibern auf der Insel entstanden, wobei denn freilich Niemand kürzer kommt, als die armen Ehemänner. Unser Sergeant gibt davon folgende erbauliche Schilderung: „Das weibliche Geschlecht in Sardinien kann man wirklich schön nennen. Es behauptet auch diese Schönheit gegen die Männer. Die Frauen und Mädchen thun nichts weiter, als sich putzen bis sie zur Kirche gehen, und dies geschieht in der Regel alle Tage; nach der Kirche steigen sie auf das Portal ihres Hauses, schauen und lassen sich beschauen, während der Mann auf den Markt geht und einkauft; Knaben von 12 — 14 Jahren mit Körben tragen das Eingekaufte für ein Billiges in die Wohnung, wenn sie keinen Majolu haben. — Auf den Dörfern ist das weibliche Geschlecht ebenfalls zu keiner Arbeit zu bewegen. Ihr einziges Geschäft ist, wie in den Vorstädten, das Getreide zu mahlen, weil sie alle Tage frisches Brod backen. Es steht in der Mitte der Stube eine der deutschen Roßmühle ähnliche kleine Mühle (Molentu), die hier von einem Esel in Bewegung gebracht wird. Die Frauen und Mädchen sitzen um die Mühle herum, an ihrer Seite liegt ein Stock, mit welchem sie von Zeit zu Zeit den Esel antreiben, oder ihm zurufen: ey, ey va! — Gewöhnlich sitzt ein Geistlicher zur Unterhaltung bei der schönen Frau oder schönen Tochter. — Kann oder will der Mann die Gewalt der Frau einmal nicht anerkennen, hat vielleicht nur eine geringe Gewaltthätigkeit an ihr ausgeübt, so läuft sie ins Kloster, verklagt [illegible]n Mann und dieser erhält nach Umständen eine harte oder gelinde Büßung." In den Gebirgen hat sich dagegen noch der ursprüngliche Naturzustand erhalten. Dort lebt das wilde Volk noch, wie in alter Mythenzeit, und ergözt sich bei der Panpfeife. Auch die Naturerzeugnisse Sardiniens erinnern uns an die alte Welt, in welcher sie berühmt waren, z. B. der Sardonix, das Kraut, dessen Genuß den Lachkrampf oder das berühmte sardonische Lachen hervorbringt 2c.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Nro. 11.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Februar 1834.

Sie werden sich ewiglich freuen und fröhlich seyn über dem, das ich schaffe; denn siehe, ich will Jerusalem schaffen zur Wonne und ihr Volk zur Freude.

Jesaias. 65, 18.

Hat sich das Klima von Palästina seit Moses verändert?

Das neueste Annuaire du bureau des longitudes für 1834 enthält einen Aufsatz von Arago über die Veränderungen, welche seit der historischen Zeit mit dem Klima mancher Länder vorgegangen sind. Er leitet Alles aus den Einflüssen lokaler Umstände, nämlich der Kultur oder Verwilderung der Länder, her. Nachdem er dargethan, daß sich weder die eigenthümliche Wärme der Erde, noch die Temperatur des Weltraums von jeher merkbar verändert, ferner daß die Aenderungen in Form und Lage der Erdbahn entweder mathematisch ohne Bedeutung oder von so geringem Einfluß sind, daß er auch mit den empfindlichsten Instrumenten nicht zu berechnen ist, sagt er: „um den Wechsel, den das Klima mancher Gegenden erlitten, zu erklären, bleiben also nur noch zwei Momente übrig: lokale Umstände oder eine Aenderung in der wärmenden und strahlenden Kraft der Sonne. Eine dieser beiden Ursachen wird sich aber auch noch beseitigen lassen. Gelingt uns der Beweis, daß in einem Lande, dessen ganzer physischer Charakter sich in einer langen Reihe von Jahrhunderten so ziemlich gleich geblieben, das Klima in dieser Zeit weder wärmer, noch kälter geworden ist, so können wir wohl die anderwärts beobachteten klimatischen Veränderungen nichts Anderem zuschreiben, als der kultivirenden Hand des Menschen, der Ausrottung der Wälder auf Bergen und Ebenen, der Austrocknung der Sümpfe u. s. w." Zu einem solchen Probierstein wählt er nun das gelobte Land, und wir theilen sein auf jeden Fall scharfsinniges Raisonnement mit.

* * *

Wenn in einem Lande der Palmbaum Früchte tragen, oder besser gesagt, wenn die Dattel reif werden soll, muß seine mittlere Temperatur einen bestimmten Grad erreichen. Andernseits wird die Rebe nicht mehr mit Vortheil gebaut, ihre Frucht taugt nicht mehr zu der Weinbereitung, sobald dieselbe mittlere Temperatur einen gleichfalls bestimmten Grad des Thermometers übersteigt. Nun liegt aber die untere Temperaturgrenze, bei der die Dattel eben noch gedeiht, sehr nahe bei der obern, jenseits welcher die Rebe nicht mehr fortkommt. Sehen wir also, daß zu zwei weit auseinander liegenden Zeiten Dattel und Rebe neben einander in einem Lande gediehen, so können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß sich in der Zwischenzeit das Klima nicht merkbar verändert hat. Sehen wir nun, wie sich das gelobte Land in dieser Beziehung verhält.

Die Stadt Jericho hieß die Stadt der Palmen, die Bibel spricht von den Palmen Debora zwischen Rama

und Bethel, von den Palmen am Jordan u. s. w. Die Juden aßen die Datteln, sie trockneten sie, bereiteten ferner eine Art Honig und ein gegohrenes Getränke daraus. Auf den hebräischen Münzen tritt deutlich der mit Früchten beladene Palmbaum auf; Theophrast, Plinius, Tacitus, Strabo, Josephus sprechen übereinstimmend von Palmenwäldern in Palästina. Es ist demnach kein Zweifel, daß dieser Baum von den Juden im Großen gezogen wurde. Dasselbe gilt, wie wir sogleich sehen werden, von der Rede; man baute sie nicht allein zum Genuß der Trauben, sondern wirklich zur Weinbereitung. Allbekannt ist die gewaltige Traube, welche Moses Abgesandte aus dem Land Canaan brachten und die so groß war, daß zwei Männer daran zu tragen hatten. Eine Menge Bibelstellen erwähnen der Weinpflanzungen in Palästina. Das Landhüttenfest wurde nach der Weinlese gefeiert und in der Genesis wird ausdrücklich des Weins aus Juda erwähnt. Man weiß überdies, daß die Rebe nicht allein im nördlichen und gebirgigten Theil des Landes gepflanzt wurde, weil in der heil. Schrift häufig der Weinberge und des Weins aus dem Thale Engaddi Erwähnung geschieht. Zur Noth kann man sich auch noch auf Strabos und Diodors Zeugniß berufen, welche beide von den Weinbergen in Judäa viel zu rühmen wissen. Endlich erscheint auch die Rebe auf den jüdischen Münzen so häufig als der Palmbaum. Kurz, es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß schon in den fernsten Zeiten in den Thälern des gelobten Landes Palmbaum und Rebe zugleich gezogen wurden.

Es ist nun zu untersuchen, bei welchen Wärmegraden die Früchte beider Gewächse zur Reife gelangen.

Zu Palermo, wo die mittlere Temperatur nicht über 17 Grade der hunderttheiligen Skale beträgt (die 80 Grade des Reaumurschen Thermometers entsprechen den 100 des sogenannten Celsiusschen), kommt die Dattelpalme fort, ihre Frucht gelangt aber nicht zur Reife; auch noch bei Catanea, unter einer Temperatur von 18 — 19°, sind die Datteln nicht eßbar. Bei Algier aber, dessen mittlere Temperatur auf 21° steigt, werden die Datteln ganz zeitig; im Innern des Landes sind sie indessen unstreitig besser. Von diesen Thatsachen ausgehend, läßt sich behaupten, daß in Jerusalem zur Zeit, da in der Umgegend die Dattelpalme im Großen gezogen wurde und ihre Frucht der Bevölkerung als Nahrungsmittel diente, die mittlere Temperatur nicht geringer seyn konnte als die von Algier, wo die Dattel eben noch reif wird, daß sie demnach 21° oder mehr betragen mußte.

Leopold v. Buch nimmt als südliche Grenze des Weinstocks die canarische Insel Ferro an, deren mittlere Temperatur 21 bis 22° betragen muß. In der Gegend von Cairo, bei einer mittleren Temperatur von 22°, trifft man zwar in den Gärten noch einzelne Reben, aber keine eigentlichen Weinpflanzungen mehr. Bei Abusheer in Persien, wo die mittlere Temperatur 23° sicher nicht übersteigt, kann man, nach Niebuhr, die Rebe bloß in Gräben, überhaupt an Stellen bauen, welche vor dem unmittelbaren Sonnenstrahl geschützt sind. Eben haben wir aber gesehen, daß in Palästina seit den ältesten Zeiten der Wein im Großen gewonnen wurde, und müssen somit annehmen, daß die mittlere Temperatur des Landes nicht über 22° betragen habe. Die Zucht des Palmbaums hat uns aber andernseits überzeugt, daß man dieselbe Temperatur auch wieder nicht unter 21° setzen kann. Schon diese wenigen, einfachen Momente aus der Vegetation des Landes charakterisiren also für uns das Klima Palästinas zu Moses Zeiten sehr bestimmt, und wenn wir seine mittlere Temperatur zu 21½° annehmen, so werden wir uns schwerlich um einen ganzen Grad irren.

Welche Temperatur hat nun aber Palästina heutzutage? Leider fehlt es darüber an direkten Beobachtungen; sie läßt sich aber von Egypten aus annähernd bestimmen. Die mittlere Temperatur von Cairo ist 22°. Jerusalem liegt 2 Grade nördlicher; zwei Breitegrade machen nun aber in diesem Klima einen Unterschied von ½ — ¾°; die mittlere Temperatur von Jerusalem kann also nicht viel höher seyn als 21°. Für die fernsten Zeiten fanden wir aber eben als die Grenzen 21 und 22° und als Mittel 21½°. Alles zusammen drängt uns also die Ueberzeugung auf, daß sich das Klima des gelobten Landes in 3300 Jahren nicht merklich verändert hat. Für diese Beständigkeit des Klimas ließen sich aus der Vegetation auch noch weitere, freilich nicht so strenge Beweise hernehmen. So deutet der Bau des Weizens in Palästina darauf hin, daß die mittlere Temperatur nicht über 23—25° betrug; die Balsambäume bei Jericho andernseits weisen der Temperatur als untere Grenze den 21 — 22 Grad an. Die Juden feierten vor Alters das Laubhütten- oder Weinlesefest im Oktober; noch heutzutage liest man um Jerusalem die Trauben zu Ende Septembers oder Anfang Oktobers. Im Alterthum war in Palästina die Ernte von der Mitte Aprils bis zu Ende Mais; neuere Reisende haben im südlichen Theil des Landes um die Mitte Aprils die Gerste schon ganz gelb gesehen; bei Acre war sie am 13ten Mai reif. In Egypten, wo die Temperatur höher ist, schneidet man gegenwärtig die Gerste zu Ende Aprils oder zu Anfang Mais.

Warum wir uns für diesen einzigen Erdfleck um so viele Momente bemüht haben, die alle zum selben Beweis führen, kann nicht länger auffallen, wenn man bedenkt, daß Palästina wohl zu den Punkten des alten Festlandes gehört, welche denjenigen Modifikationen des Klimas, deren Ursachen man in der Urbarmachung des Landes und überhaupt im Einflusse des Menschen sucht, von jeher wohl am wenigsten unterlegen sind. Zeigte

sich ein solches Land in seinem Klima unverändert, so waren wir, wir wiederholen es, zu dem Schluß berechtigt, daß sich seit drei-und-dreißig Jahrhunderten die leuchtende und wärmende Kraft des Sonnenstrahls um nichts verändert hat. Für einen solchen Satz können aber nicht Beweise genug beigebracht werden, seitdem man die Beobachtung gemacht hat, daß manche Sterne, oder vielmehr ferne Sonnen an Licht abnehmen und am Ende völlig erlöschen.

Reiseskizzen.

Von K. Gutzkow.

Dritter Artikel.

In Verona verlebte ich einen der anmuthigsten Tage meines jungen Lebens. Mein Grundsatz war, als ich auf dem Corso in den uns empfohlenen Gasthof fuhr, dahin festgestellt, aus dem Betrachten der vielen Merkwürdigkeiten dieser Stadt kein ertödtendes Geschäft zu machen, und als ich gar in ein falsches Zimmer trat, wo meine Blicke auf drei bezaubernde Grazien fielen, und ich die erschrockenen Damen von meiner rechten Wohnung aus unten auf dem Balkon zu jeder Minute, wo es ihre Caprice zuließ, sehen konnte, da hätte mich auch nichts mehr von dem Entschlusse abgebracht, mich dem planlosesten Genusse hinzugeben. Der Buchhändler war außer sich, als er mich schon dreimal wegen eines Cicerone gefragt und von mir keine Antwort bekommen hatte. „Was wollen wir sehen?“ rief ich endlich; „die Denkmäler der großen Hunde, wie sich blutig genug einst die Scaliger, die Tyrannen dieser Stadt, nannten? Das Grabmal der Julietta, das sich in Gestalt eines Troges präsentirt, und dem Stalle einer Fuhrmannsherberge zugehört? Oder den Cypressengarten des Grafen Giusti, der auf der Chaussee von Crossen nach Zilenzig, oder meinethalben in Nymphenburg bei München eine größere Merkwürdigkeit wäre, als er es in Italien ist? oder was?“ und dabei gab ich dem kleinen bucklichten Platzbedienten, der die Stelle des vor vierzig Jahren in Verona berühmten Grafen und Lohndieners Alessandro vertrat, nichts als den Auftrag, Kleider und Schuhe so rein zu putzen, daß man sich öffentlich damit sehen lassen könne. Den Buchhändler tröstete ich indeß mit dem morgenden Tag.

Durch den Hof, über mehrere mit Blumen besetzte Galerien, welche dadurch noch lebhafter wurden, daß sich auf ihnen der Brunnen befand, und alle Kammermädchen der im Gasthofe wohnenden fremden Herrschaften hieher Wasser zu schöpfen kamen, gelangte man in ein schattiges Zimmer, worin das Mittagsmahl ziemlich tumultuarisch verzehrt wurde. Die Passagiere der von Mailand kommenden Post saßen in bestäubtem Aufzuge rings auf den Stühlen, und geriethen bald über Saumseligkeit der Bedienung, und zulezt über hohe Preise mit den Kellnern in Streit. Ein ungarischer Offizier, strotzend von Wohlbeleibtheit, mit einem grauen Knebelbarte, der auf dem vom Wein glühenden Antlitze noch greller abstach, wollte durchaus das Schlachtfeld nicht räumen, ohne mehr als einen Zwanziger von den Forderungen abzuhandeln. Mit dem bekannten naiven, sylbenzählenden Deutsch, das die Ungarn sprechen, sezte er uns übrigen Gästen die Unverschämtheit der Italiener, ihre kleinen Portionen, ihr faseriges Fleisch, ihren wässrigen Wein auseinander, und schied unter hundert Teremtemtem erst dann, als die weiterfahrende Post die größte Eile gebot. Wir hatten darauf viel mit dem Wirth und den ihn umgebenden dienenden Geistern zu thun, welche sich alle an uns machten, um die Verwünschungen des Ungarn und den bösen Einfluß, den sie auf unser Vertrauen zu dem Gasthofe haben mußten, zu entkräftigen. Wir gaben uns aber sehr bald zufrieden und geriethen fast unter uns selbst in Streit. Der Eine wollte jezt in alle Kirchen laufen, der Andere die Engländerinnen (das waren unsere weiblichen Halbantipoden) auf dem Balkon beobachten, ein Dritter à l'italienne leben und die Sieste halten. Der Erfolg schlug sich diesmal dem Buchhändler zu, und wir gingen mit ihm in eine Kirche, welche am rechten Ausgange des Corso liegt. Es war ein großartiger, freier Bau, der durch Vorhänge an den Fenstern in einem feierlichen Zwielichte gehalten wurde. Es mußte noch viele andere Kirchen in Verona geben, denn diese war so leer, daß sich die Frömmigkeit, an der wir doch zu zweifeln keine Ursache hatten, in andere heilige Räume begeben haben mußte. Nur eine lange Reihe von Knaben und Mädchen, von einem geistlichen Schulmeister sehr pedantisch beaufsichtigt, mühte sich ab, mit unaufmerksamen Gebeten die Bestimmung zu erhalten, welche einer Kirche zukommt. Wir aber sahen uns inzwischen die Grabmäler an, die mancherlei Inschriften und die Votivtafeln, welche zu Hunderten hier hingen. Selbst an diesen gelleckten Bildern merkten wir, daß sie in Italien, auf dem Parnaß der Malerei, gefertigt waren. Bei aller Rohheit der theologischen Begriffe, die in ihnen versinnlicht wurden, ließ sich eine gewisse Kunst der Anlage, ein Streben nach lebhafter Anschauung, ja selbst nach Gruppirung nicht verkennen. Die rohe, sinnliche Einfachheit und Armuth der deutschen katholischen Gedenktafeln war hier zwar nicht vergeistigt, aber doch lebhafter, dreister, und selbst in der Armuth prangender geworden.

Der Buchhändler mußte sich zufrieden geben, denn wir hatten eine Kirche gesehen; der Enthusiast sprach jezt von den Engländerinnen und der Leipziger Autor von der Sieste; auch diesen sollte willfahrt werden. Wir

ließen uns auf den Stühlen eines Kaffeehauses, das unserm Gasthof gegenüber lag, nieder, und dabei die Veronesischen Damen die Revue passiren. Hier sahen wir überall die italienische Frauentracht, den langen, weißen Schleier, der das Haupt und den größten Theil des Oberkörpers verhüllt, und nichts sehen läßt, als die bekannten großen Füße, die noch bekannteren feurigen Augen in den ausdrucksvollsten Gesichtern, und die Andeutung einer Taille, die unschön wäre, wenn sie nicht auf die stärksten Schultern und Hüften schließen ließe. Die Jugend erhöht durch diesen Schleier, den leider an vielen Orten die französische Mode verdrängt hat, ihre angebornen Reize, und das Alter gewinnt wirklich durch ihn an Frische und jugendlichem Anscheine. Der Schleier leistet in Italien dieselben Dienste, wie bei uns seit Kurzem die Hauben mit den langen Spitzenstrichen, welche Stirn und Wangen bedecken. Die Jugend wird durch beide interessanter und der Anblick des Alters weniger störend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Die Dult.

An dem Ammersee auf dem heiligen Berge, wo die mächtigen Andechser hausten, war einst da, wo jezt die berühmte Wallfahrtskirche steht, eine Kapelle, klein im Angesichte des Hochgebirgs, aber von großem Ansehen im Land umher ob der Wunderkraft der darin verrichteten Gebete. Niemand wußte, woher ihr diese besondere Kraft kam, denn Niemand wußte vom heiligen Schaz, der in ihr verborgen lag, bis es sich endlich begab, daß, als ein Minorite, mit Namen Jakob Dachauer, an ihrem Altare opferte, ein Männlein, sat magnus superis nuntius, kam und demselben eine Schrift zu Füßen legte, welche nichts weniger als die Authentika von jenem Schaze war. Man verfolgte die Spur des kleinen Boten Gottes, und siehe da! man fand mehrere Milchtropfen aus der heiligen Jungfrau Brust, einige Locken vom Haupthaare der heiligen Anna und Judas Ischariots dreißig Silberlinge. Der heilige Vater in Rom, Bonifaz IX., davon benachrichtigt, gestattete die Aussezung dieser Reliquien zur Verehrung der Gläubigen. Die Verehrung ward zur Anbetung, die Reliquien kamen nach München, und in München entstand darob großes Jubiliren. Jede Person, die sieben Tage hier verweilte, täglich vier Kirchen besuchte und überall eine milde Gabe zurückließ, erlangte, so wollte es besagter heiliger Vater, vollkommenen Ablaß, Indult. Diesen zu spenden, hatten täglich sonder Unterlaß vierzig Priester zu thun, und nicht allein der Menschen Seele, sondern auch der Menschen Fleisch fand da Gelegenheit zu außerordentlichem Vergnügen. In allen Gassen Gebet und Buße, Tanz und Spiel, Priester, Mönche und Pilger, Abentheurer, Spielleute und Gaukler. Da war viel Geld zu gewinnen, und es zogen heran die Kaufleute und die Krämer und schlugen ihre Buden auf, und — so entstand die Dult, so genannt von jenem Indulte. Heutzutage werden vier dergleichen gehalten: zwei auf dem großen Maximiliansplatze und zwei in der Au. Jene, die Jakobi- und die Dreikönigdult, dauern vierzehn, die andern, von denen die eine im Mai, die andere Anfang Oktobers stattfindet, nur drei, höchstens vier Tage. Sie werden feierlich eingeläutet, ihre Buden bilden Gassen und sehen ziemlich kleinstädtisch aus. Die Kaufleute, die sie beziehen, sind theils einheimische, theils ausländische, die leztern größtentheils Tyroler, Sachsen, Schweizer, Böhmen und Lombarden, ihre Waaren weniger für den Luxus, als für den Bedarf eines anständigen, gemächlichen Lebens berechnet. „Stück für Stück zwölf oder sechs Kreuzer! kaufen's, meine Herrn! kaufen's, denn die Geduld geht aus! Stück für Stück sechs oder zwölf Kreuzer!“ so lauten die dominirenden Stimmen. Eine Menge Buden, wo Pfeifen, viele, wo nur Zündhölzchen und Kameradschaft, sehr viele, wo Lebkuchen und anderes Naschwerk, eine ganze Reihe, wo nichts als Käse verkauft werden. Der Töpfermarkt liegt neben an und hat nichts Ausgezeichnetes aufzuweisen. Das Ausgezeichnetste der hiesigen Industrie, für die Ausländer, bleiben noch immer die Zahnbürstchen und die Malerpinsel, welche beide selbst in Amerika sehr gesucht sind. Zum Beweis, wie sehr das Bayervolk die Musik liebt, dienen die vielen Alpenzitern, welche auf der Dult aushängen, und zum Beweis, wie fest der Adel in unserer Nation steht, dient das Duzend Wappenschneider, welche da ihre Folianten aufschlagen und alle zu thun haben. Bauer, Bürger und Edelmann, sie haben oder wollen wenigstens Alle heutzutage ein Wappen haben. Der Bauer läßt es auf seinen Streitring graben, womit er seinen Kameraden die Köpfe blutig schlägt; da hat es doch etwas zu bedeuten. Auch heilige Sachen werden auf unserer Dult feilgeboten: Marienkronen, Rosenkränze, hölzerne Kruzifixe, die immer recht bluttriefend aussehen müssen, Eichenblätter, oder vielmehr deren Gerippe, geschmückt in der Mitte mit einem Heiligenbildchen u. dgl. Die wahren Heiligenbilderhändler aber, die Welschen aus den südlichen Alpenthälern, nehmen ihren Standort nicht auf dem Dultplaze, sondern in der Stadt selbst, wo sie in den überwölbten Mündungen der Seitengassen und in einigen geräumigen Hausfluren ihre Waare aushängen; und leztere besteht nun nicht mehr allein in Bildern von Heiligen, sondern auch in Bildern von Königen, Prinzen und Prinzessinnen, berühmten Männern und Frauen, Schauspielern und Karrikaturen, Ansichten von Städten und Schlachten. Viele fremde Kaufleute, und zwar die ansehnlichsten, haben ihre Waarenlager ebenfalls in der Stadt und nicht auf dem Dultplaze, wodurch diesem ein beträchtliches Stück Ansehen entgeht. Daß auch Luckeser mit Gypsfiguren sich einstellen, versteht sich von selbst. Die Büsten Napoleons und Maximilian Josephs und Statüen von Canova sind es, was sie am meisten verkaufen. Diese Leute sind unverschämt theuer, wenigstens um das Dreifache theurer, als in Italien, obgleich der Gyps und die Kost hier eben so wohlfeil sind, wie dort. Wie kommt es, daß man ihnen ihren Kunstgriff nicht ablernt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel aus der Apotheke.

1.

Wer das moralisch Häßlichste
Mit physisch Häßlichstem verbindet
Und seinen Namen sucht: er findet
Der Arzeneien gräßlichste.

2.

Baumaterial
Aus dem Ort der Qual,
Salz, Metall und Stein,
Stoff, o weh! zu schrei'n.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Februar 1834.

Er schonet keines Worts, das ohne Glanz,
Das müßig oder seiner Stelle sonst,
Auf welche Art es sey, nicht würdig ist,
Und wenn es noch so ungern wiche.

Wieland nach Horaz.

Der erste Gesang von Dante's göttlicher Komödie,

nach der neuen Uebersetzung von K. Streckfuß.

Mit Vergnügen sehen wir uns in den Stand gesezt, den Lesern eine Probe der umgearbeiteten Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie durch K. Streckfuß, die zu Ostern d. J. erscheinen wird, mitzutheilen. Eine flüchtige Vergleichung mit der ersten Ausgabe wird die Ueberzeugung gewähren, wie viel näher die gegenwärtige Bearbeitung der schon früher von dem berühmten Uebersetzer angestrebten Vollendung gekommen ist. Wir wählen naturgemäß den ersten Gesang der Hölle, der gleichsam die Einleitung zu dem gesammten großen, hundert Gesänge umfassenden Gedicht bildet. Die meisten folgenden Gesänge haben, laut der Versicherung des Herrn Uebersetzers, eben so große, zum Theil noch größere Veränderungen erfahren, und ein Kommentar wird in derselben Art, wie bei dem vorliegenden Gesange, das ganze Werk begleiten. Die äußere Ausstattung ist, nach dem vor uns liegenden Probebogen zu urtheilen, eben so elegant als zweckmäßig.

D. Red.

Auf halbem Weg des Menschenlebens fand 1
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.
Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu sagen, 4
Wie wild, rauh, dicht er war, voll Angst und Noth;
Schon der Gedank' erneuert noch mein Zagen.
Nur wenig bitterer ist selbst der Tod; 7
Doch um vom Heil, das ich drin fand, zu kunden,
Sag' ich, was sonst sich dort den Blicken bot.

---

1. Das Menschenleben dauert gewöhnlich 70 Jahre. In seinem fünf- und -dreißigsten Jahre also, in dem Alter, wo der Mann den Gipfel seiner Kraft erreicht hat, wo die Leidenschaften, ohne noch an Stärke verloren zu haben, von uns nicht mehr nur dunkel gefühlt, sondern erkannt werden, tritt der Dichter in der heiligen Woche des Jahres 1300 seine verhängnißvolle Reise an.

2. Der finstere Wald, jener Zustand des Geistes und Gemüths, jene Unklarheit und Verwirrung, in welche ungezügelte Leidenschaften, und die daraus in Gesinnung und Handlung sich ergebenden Irrthümer uns stürzen. Nicht nur von politischen Leidenschaften ist, wie wir aus der Folge sehen werden, im Gedichte die Rede, sondern von allen, welche den Menschen vom rechten Wege ableiten.

7. Der Tod raubt uns das irdische Daseyn und läßt jede dem irdischen Auge erkennbare Aeußerung des Willens und der andern Kräfte aufhören. Jener Zustand, welcher mit dem klaren Bewußtseyn uns die Freiheit unsers Willens benimmt, ist daher nur wenig besser, als der Tod selbst.

Nicht weiß ich, wie ich mich hineingewunden,
So ganz war ich von tiefem Schlaf berückt,
Zur Zeit, da mir der wahre Weg verschwunden.
Doch bis zum Fuß des Hügels vorgerückt,
Der an dem Ende lag von jenem Thale,
Das mir mit schwerer Furcht das Herz gedrückt,
Schaut' ich empor, und sah, den Rücken male
Ihm der Planet, der uns auf jeder Bahn
Gerad zum Ziele führt mit seinem Strahle.
Da fingen Angst und Furcht zu schwinden an,
Die mir des Herzens Blut erstarren machten
In jener Nacht, da Grausen mich umfahn.
Und so wie athemlos, nach Angst und Schmachten,
Schiffbrüchige vom Strand, entflohn der Fluth,
Starr rückwärts schauend, ihren Grimm betrachten:
So kehrt' ich, noch mit halb erstorbnem Muth,
Mich jezt zurück, nach jenem Passe sehend,
Der jeglichem verlöscht des Lebens Gluth.
Und, etwas ausgerastet, weiter gehend,
Wählt' ich bergan den Weg der Wildniß mir,
Fest immer auf dem tiefern Fuße stehend.
Sieh, beim Beginn des steilen Weges schier
Bedeckt mit buntgeflecktem Fell die Glieder,
Gewandt und sehr behend ein Pantherthier.
Nicht wich's von meinem Angesichte wieder,
Und also hemmt es meinen weiten Lauf,
Daß ich mich öfters wandt' in's Thal hernieder.
Am Morgen war's, die Sonne stieg jezt auf,
Von jenen Sternen, so wie einst, umgeben,
Als Gottes Lieb' aus ödem Nichts herauf
Die schöne Welt berief zu Seyn und Leben;
So ward mir Grund zu guter Hoffnung zwar
Durch jenes Thieres heitres Fell gegeben,
Und durch die Frühstund' und das junge Jahr,
Doch so nicht, daß in mir nicht Furcht sich regte,
Als furchtbar mir ein Leu erschienen war.
Es schien, daß er sich gegen mich bewegte,
Mit hohem Haupt und mit des Hungers Wuth,
So daß er Schrecken, schien's, der Luft erregte.
Auch eine Wölfin, welche jede Gluth
Der Gier durch Magerkeit mir schien zu zeigen,
Die schon auf Viele schweren Jammer lud.
Vor dieser mußte so mein Muth sich neigen,
Aus Furcht, die bei dem Anblick mich durchbebt,
Daß mir die Hoffnung schwand, zur Höh' zu steigen.
Wie der, der eifrig zu gewinnen strebt,
Wenn zum Verlieren nun die Zeit gekommen,
In Kümmerniß und tiefem Jammer lebt:
So machte dieses Unthier mich beklommen;
Von ihm gedrängt, mußt' ich mich rückwärts ziehn,
Dorthin, wo nimmer noch der Tag entglommen.

(Der Beschluß folgt.)

---

10. In diesen Zustand gerathen wir, ohne es zu wissen, nach und nach, wie wir aus der unschuldigen Welt der Kindheit wie träumend in die Jahre der entwickelten Kraft übertreten. Bewußtlos geben wir uns den Leidenschaften hin, und das Bewußtseyn erwacht erst bei den Schmerzen, welche die Folgen unserer Irrthümer uns erregen.

13 — 18. Dann erkennen wir, daß es ein Höheres gebe, dem wir nachstreben müssen, und dieses noch unerreichte Höhere wird von der Sonne, die unsern Weg erleuchtet, von der Wahrheit, in der Ferne gezeigt.

19 — 27. Wir fangen an, Hoffnung auf einen bessern Zustand zu fassen. Aber die Erkenntniß, daß wir im Irrthume gewandelt, heißt uns zurückblicken auf die Bahn, die wir nicht wieder betreten wollen, und auf welcher Jeder, der sie durchwandelt, sich des wahren sittlichfreien Lebens beraubt findet.

28 — 31. Dieser Rückblick wirkt wie die Rast auf den müden Wanderer. Er gibt die Kraft, vorwärts zu schreiten. Und wir bedürfen ihrer, denn noch ist für uns der Weg zum Höhern ein schwieriger, ungebahnter. Nur langsam, Schritt um Schritt, klimmen wir empor, vom niedrigern Punkt zu dem höhern. Nur dann können wir dem höhern Punkte zuschreiten, wenn wir auf dem niedrigern erst fest und sicher stehen. Denn das geistige Emporsteigen ist denselben Gesetzen unterworfen wie das körperliche. (V. 30.)

32 — 36. Aber noch sollen wir nicht ungestört emporklimmen. Die Lust der Sinne — der Panther — tritt zuerst, und so lange der Körper noch jugendlich frisch ist, uns feindlich entgegen und hemmt unsere Fortschritte zu dem Höhern. Droht sie auch, den bessern Vorsaz in uns zu vernichten, so erscheint sie doch in minder abschreckender Gestalt, ja anziehend durch Munterkeit und Frische.

37 — 43. Aber wenn nun eben die Sonne der Wahrheit uns den Morgen hat tagen lassen, wenn wir die Welt in einem neuen Glanze liegen sehen, dann schöpfen wir Muth, das Höhere zu erreichen, ja die jugendlich sinnliche Lust, mit dem frischen Muthe, der ihr Begleiter zu seyn pflegt, gibt uns selbst die Hoffnung, sie zu überwinden. (Diese Reise des Dichters wird, wie gedacht, in der heiligen Woche, im Beginne des Frühlings unternommen, in der Jahreszeit, in welcher das erneute Leben der Natur in uns selbst Muth und Hoffnung erneuert, und in welcher, wie der Dichter V. 38 — 40 voraussezt, Gott die Welt erschaffen hat. Die Sonne steht zu dieser Zeit im Widder.)

44. Wenn die sinnliche Begier der Jugend sich mindert, so ist es der Ehrgeiz (der Löwe), welcher die kräftigeren Naturen von dem wahren Ziele ächt menschlicher Bildung, von dem Streben nach dem einzig Wahren und Göttlichen ableitet — in seinem Uebermaaße die mächtigste, furchtbarste der Leidenschaften, besonders in Zeiten politischer Partheiung, sey es, daß der Mensch selbst sie in sich empfindet oder ihr Opfer wird.

49 — 60. Endlich im höhern Alter erscheint die Habsucht — die Wölfin — welche alles irdische Gut an sich zu reißen strebt, und um so weniger befriedigt ist, je mehr sie verschlingt. Keine schlechte Leidenschaft, kein Laster ist, mit welchen sie sich nicht verbände, zu welchen sie nicht führte (vergl. V. 97 — 100). Sie, die gemeinste Leidenschaft, nie rastend, weil es ihr nie an einem Gegenstande fehlt, ist es, die dem Menschen auf dem Wege zum höhern Ziele am gefährlichsten wird, die dem Dichter alle Hoffnung, es zu erreichen, raubt und ihn zur Tiefe zurückstürzt.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Unsere Betrachtungen verfolgten nicht nur allgemeine Ansichten, die wir über die vorübergehenden Frauen faßten, sondern sie galten, da wir uns an das Gemeinsame gewöhnt hatten, bald einzelnen hervorragenden Erscheinungen, auf welche unsere Blicke theilnehmender gerichtet waren. Es wurde uns auffallend, daß ein großer Theil dieser mit mehr Interesse Verfolgten einige Häuser von uns entfernt immer dieselbe Thür öffneten und ein Gebäude betraten, dessen äußere Form nichts von einer besondern Bestimmung verrieth. Wir folgten, öffneten die schwere, eisenbeschlagene Thür und traten in das Vestibül einer kleinen Kirche, welche dicht mit einer weiblichen Gemeinde besezt war. Ein junger Priester, der noch Seminarist seyn mochte, stand auf einem erhöhten Kanzelpult und las mit singender Monotonie einen Diskurs ab, der in den glühendsten Farben die Zukunft der Gläubigen und Ungläubigen schilderte. Wir verließen diesen Gottesdienst, der in uns recht lebhafte Erinnerungen an unsere heimischen Betstunden und Winkelkonventikel weckte. Die Veroneser Damen verließen diesen Ort auch wieder, um heiter und scherzend in das Theater zu gehen, welches in der Arena des Amphitheaters aufgeschlagen war, einer wandernden Truppe zur Produktion ihrer Leistungen diente und um fünf Uhr unter freiem Himmel seinen Anfang nahm.

Das Amphitheater von Verona ist eine der großartigsten Ruinen des Alterthums. Dieser ungeheure Umfang ist zu oft beschrieben, als daß ich nöthig hätte, die überraschenden Eindrücke, welche er auf Jeden machte, hier zu wiederholen. Warum man nicht in diesem großen Raume den Kongreß von Verona abgehalten hat? Man rechnet, daß auf den rings herumlaufenden Stiegen dreißigtausend Menschen versammelt seyn und die Kämpfe in der Arena, die Thierhetzen, die Naumachien, zu denen sich noch Vorrichtungen finden, ohne Hinderniß übersehen konnten. Wenn man seinen Blick auf der höchsten Stufe über die Plätze und Dächer der Häuser, über die Ringmauern und die Etsch hinaus schweifen läßt, so genießt man eines wunderbaren Anblicks. Man kann dabei der Zeit, in deren Anschauung man sich denkt, nicht recht gewiß werden, denn Alles hat einen Anstrich von Alterthum, und durch den Kopf jagen sich Griechenland, Rom, Mittelalter, Napoleon, der Kaiser Franz, daß man in dieser beträchtlichen Höhe, auf der etwas abgerundeten Spitze des Baus sehr leicht dem Schwindel ausgesezt ist. Aber auch dieser Schwindel wird einen klassischen Anstrich bekommen: man denkt an den Tarpejischen Felsen, an den Sprung des Curtius, an den Sprung der Sappho, kurz an alle Sprünge, welche das Alterthum nur gemacht hat. In der That, Verona ist die vortrefflichste Vorstudie, welche uns in die Kenntniß des antiken Alterthums einführt, so wie Cornelius Nepos, der hier geboren wurde, der Leitfaden unserer ersten lateinischen Sprachversuche war. O du kleiner Cornelius Nepos aus Verona, du bist uns unvergeßlich! Deine zierlichen, leichten Phrasen, deine ungesuchte Auswahl von Wörtern, die Oktavpräparationen, welche wir jeden Abend auf deine ausgezeichneten Feldherrn machen, wer könnte für diese Erinnerung sein Gedächtniß verschlossen haben! — Ein tausendfaches Händeklatschen störte diese Betrachtungen, die sich von dem Pantheon auf die Tertianer Märkischer Schulen verloren hatten. Wir konnten das Theater mit seinen zwei-, dreitausend Zuschauern in dem großen Raume ganz übersehen. Ein gemischtes, buntes Publikum glitt von dem obern Kranze des Baus in die Arena hinunter, welche das Parquet, die Seitenlogen und das Theater faßte. Man saß auf dem kalten Stein oder auf Stühlen, welche Entrepreneurs für einige Centesime mit lauter Stimme anboten. Auf der Scene war Alles in lebhafter Aktion; ein Stück von Scribe, dessen Namen ich vergessen habe, war in Aufführung begriffen, und die Akteurs leisteten namentlich im Markiren ihres Spiels alles Mögliche. Sie spannten sich nie zu dem einfachen Ton der Conversation herunter, sondern alle Modulationen der Stimme schwebten in der singenden Höhe der Verzweiflung, des falschen Verdachtes, der Eifersucht, des Trotzes. Ungeachtet der übertriebenen Deklamation und des Pathos, welches oft die Natürlichkeit beeinträchtigte, belebte ein gewandtes Spiel die ganze Bewegung und den Sinn des Stückes, das mit rauschendem Applaus von den Zuschauern aufgenommen wurde. Es mußte uns Deutschen, die wir an kleine, finstere, von Lampen spärlich erleuchtete Häuser, an eine Bühne, welche bis zum dritten Range hinaufreicht, gewöhnt sind, schwer werden, uns in die Illusion zu versetzen; wir gingen und opferten ein Stück von Sign. Gozzebue, das zum Beschluß gegeben werden sollte. Es war die kleine Piece: das Landhaus an der Heerstraße.

Als wir in den Gasthof zurückkehrten, war von der Fortsetzung unserer Reise die Rede. Die Absichten des Buchhändlerpaars gingen auf den ganzen klassischen Boden, und sie waren deßhalb nach Italien gekommen, von Verona nach Mailand zu lenken und den Stiefel bis auf den Absatz zu durchreisen. Allein ist hatte einen andern Weg, den nach Venedig und in die Heimath zurück, einzuschlagen, und beklagte deßhalb das grausame Verhängniß der unvermeidlichen Trennung. Doch sah ich wohl, daß die Entschlüsse der Brüder nicht sehr reif waren, und sie würden sich unfehlbar an die meinigen

angeschlossen haben, hätte sich nicht jezt in unsern Verhältnissen eine Aufklärung ergeben, die zu Spaltungen führte. Mancherlei Erläuterungen über Zweck und Ziel der anderseitigen Reise gaben nämlich einer Vermuthung, die in aufmerksamen Lesern vielleicht längst schon entstanden ist, ihre vollkommene Bestätigung. Die beiden Buchhändler machten zusammen eine italienische Reise, nicht der Erholung wegen, oder um einen Autor, der ihnen eine solche anerbieten würde, gründlich beurtheilen zu können, sondern um sie selbst herauszugeben. Der jüngere Bruder lieferte die Entzückungen, der ältere die Worte dazu, jener beschrieb den Himmel, dieser die Erde, beide beobachteten, doch hinderte jener diesen am Erfrieren, dieser jenen am Verbrennen. Diese Neuerung mußte jeden Autor, und zumal einen jungen, außer sich bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Dult.

Die Münchner Stuckatoren thun es bereits denen vom Comersee gleich, und werden sie in Kurzem in Deutschland gänzlich verdrängen; so wäre auch München ganz die Stadt dazu, wo man anfangen könnte, den Luckesern in ihr vortheilhaftes Handwerk zu greifen und sie selbst zu überbieten, indem man, wie sie, nicht nur Abgüsse von verkleinerten Kopien, sondern Originalabgüsse lieferte. Auch die Arbeiten in terra cotta, wie sie die Bologneser machen, dürften hier, in der Hauptstadt der deutschen Kunst, eingeführt werden. Eine andere Art Leute, die gleich den Luckesern in aller Welt mit ihrer Waare herumziehen, sind die Zillerthaler; ein eigener Schlag Menschen, selbst in Bezug auf die übrigen Tyroler, wiewohl sich ihr Thal in das große Innthal öffnet, wie eine schmucke Bude in Neapel auf den Toledo, d. h. ohne Schwelle und gleichsam ohne Thüre. Inglis, welcher neulich seinen Landsleuten eine interessante Beschreibung von Tyrol gegeben hat, weiß vom Zillerthale nichts Anderes zu sagen, als daß er in Zell gewesen ist, und doch ist das Zillerthal, hinsichtlich der Mannichfaltigkeit seiner Naturscenen und des Körperbaus, der Lebensart, des Charakters, des Kostüms und der Industrie seiner Bewohner, eines der merkwürdigsten Thäler des ganzen Alpenzuges. Da man im Sommer von hier aus in zwei Tagen dort seyn kann, und es sonach zu den Umgebungen Münchens gerechnet werden darf und auch wirklich von Künstlern und Wegweisern dazu gerechnet wird, so ist es natürlich, daß ich an dem allzuflüchtigen Sprunge des Hrn. Inglis ein Aergerniß nahm, um so mehr, da vorauszusehen ist, wie ihn die Deutschen citiren und ihm nachbeten werden; denn die Deutschen sind nun einmal so: sie beklagen sich über die Leichtfertigkeit der über sie sprechenden Fremden und scheinen deren Gerede zu verachten; aber kaum zündet ein gutmüthiger Fremder ein leichtes Strohfeuer an, um sie in ein günstiges Licht zu setzen, so freuen sie sich darüber, wie die Kinder, und sehen schmunzelnd einander an, verwundert ob den schönen Zügen, die sie jezt erst an einander zu entdecken scheinen. Seit Frau von Staël geht diese Schwachheit ins Grenzenlose; o, wir sind sehr schwach! Ein Duzzend Zillerthaler schmücken gewöhnlich die Dult mit ihrer Gegenwart. Ihre Standorte sind die Ecken an den Kreuzwegen der Budengassen; ihr Kram ist der Kasten, den sie bei ihren Wanderungen auf dem Rücken tragen; auf dem Kasten steht als Schild ein Gemsgeweih, verziert mit Gemsbärten und Spielhahnfedern, und in seinen Schublädchen liegen Handschuhe, Hosenträger 2c. Treten Sie hinzu und sprechen Sie den pittoresken Handschuhmann auf deutsch an, und Sie glauben, die liebe, naive, fröhliche Alpennatur selbst zu hören; er duzt Sie und thut so unschuldig, so treuherzig und so bieder. Sprechen Sie aber darauf französisch, italienisch oder selbst englisch mit ihm, so wird er Ihnen Rede stehen, und Sie werden erstaunen über die Gewandtheit und die Abgeschliffenheit des Mannes, der Sie vorhin noch so treuherzig Du nannte und dessen biederer Händedruck bis zum Aufschreien rührend ist. Unweit der Dultbuden schlagen ihre Theater auf: die Bären-, Affen-, Hunde- und Menschenführer, Dramamänner, Männer mit kunstfertigen Kanarienvögeln, mit Zauberspiegeln und Glücksrädern, mit Tyroler Wachsfiguren; ferner Kunstreiter, Pantomimen, Seiltänzer, Burattinisten und Bänkelsänger. Nebenan sizen die Obstweiber, die Würstelweiber, die Weiber all' Italiana mit dem Backwerk für das gemeine Volk, und unter dem Gewölbe einer fahrenden Waffelküche steht ein schmuckes Mädchen und verkauft die heiß und duftig aus den Formen springenden Waffeln. Die Wirthshäuser umher haben ihre besten Tage. Zur Unterhaltung ihrer Gäste stellen sich ein: ein Knabe aus Aschaffenburg, welcher im Stande ist, mit einem Stück Papier 42 Figuren zu machen und eben so viele mit einem Stück Filz, z. B. den Hut Napoleons, den Hut des ewigen Juden; ein Bursche aus dem Schwabenlande, welcher mit einem bloßen Blatt im Munde die Lerche, die Nachtigall, den Frosch, den Hund, die Kaze, das kleine Kind, den Specht im Walde und die Weihe nachahmt; ein Würzburger Geiger mit seinen vier Töchtern, die alle das Horn blasen und auch singen, z. B. das Lied vom vierten Regiment und die Barcarole aus der Stummen; ein Berchtesgadner, welcher mit den sechs Kreaturen von sechs bis vierzehn Jahren, so ihm sein Weib gebar und die er alle in der Tonkunst unterrichtet, ein erfreuliches Konzert hören läßt; ferner Spielleute aus dem Böhmerlande und aus den Alpen. Das bisher Gesagte gilt im Ganzen nur von der Michaelidult; den übrigen geht davon ab, was mit dem Zeitpunkt der einen und mit der Kürze der Dauer der andern nicht vereinbar ist. Die sechs-und-dreißig Tage, welchen sie, alle zusammen, ihre Reize leihen, sind, vom Wetter begünstigt, zu den genußreichsten Tagen Münchens zu zählen. Der Dultplaz bildet dann einen Mittelpunkt, wo man unsere elegante Welt und ihre Schönheiten, unser Volk und seinen Geist, unsere Gebirgsbewohner und ihre Kostüme, unser Leben und seine Bedürfnisse in einer einzigen Stunde kennen lernen kann. Eben wird die Dreikönigsdult gehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Februar 1834.

— Tractant fabrilia fabri:
Scribimus indocti doctique poemata passim.
Horat.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Man hat erlebt, daß sich der Alkoven oder der Beichtstuhl eine Thür zum Throne gebrochen, und eine junge Königin einem alten König oder ein Priester beiden am Regieren geholfen; man kann sich eine Vorstellung davon machen, daß sich ein Strumpfwirker auch Tragbänder fertigt, ein Schuhmacher Stiefeln, und daß ein Bibliothekar Neujahrswünsche verkauft; aber kann sich der Henkel dem Topf, der Schlauch dem Weine widersetzen und eins die Dienste des andern übernehmen? Die verkehrte Welt fängt mit den Pferden an, welche ihre Kutscher einspannen, mit den Eseln, welche die Müller in die Mühle schicken, mit den Buchhändlern, welche sich auf die Schriftstellerei legen. Ich bin ein guter Mensch, ich lasse mich enthusiasmiren für die Civilisation, die allgemeine Gewerbefreiheit und die Konkurrenz, wenn sie uns vom Thaler einen Silbergroschen spart, ich bin es zufrieden, wenn sich die Nordamerikaner selbst regieren, wenn meine junge Wirthin ihre Magd abschafft und mich selbst bedienen will; doch unerhört bleibt es, wenn sich die Buchhändler mit dem Verlage ihrer eigenen Geistesprodukte beschäftigen, wenn sie Zeitungen redigiren und auf Reisen gehen, um Itinerarien herauszugeben. „Ach!“ rief ich, als mir Alles klar wurde, mit erstickter Stimme; „Sie sind solche, welche —“ und sezte erst später hinzu: „Wissen Sie wohl, daß Sie Hermaphroditen gleichen, welche sich selbst befruchten? Jener römische König, welcher die Sibyllinischen Bücher nicht kaufen wollte, war der erste Verleger, der dem Schriftsteller sein Recht nicht widerfahren ließ, und wie oft hat Roms Geschichte diesen Fehlgriff nicht bereut! Von den ersten etablirten Buchhändlern, welche ihre Firma trugen und Wechsel ausstellten, den Gebrüdern Sosius in Rom, ist niemals bekannt geworden, daß sie sich schriftstellerisch versucht und andere Bücher als ihre Contobücher geschrieben hätten. Von den Manuzzis und Etiennes des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts kann gar nicht die Rede seyn; denn sie druckten allerdings ihre eigenen Werke, aber der Unterschied zwischen dem Selbstverfaß der Buchhändler und dem Selbstverlag der Gelehrten ist beträchtlich. Sie galten als Männer der Wissenschaft, und es blieb ihnen beim Mangel an Verlegern nichts übrig, als es so zu machen, wie Herbart mit seiner Metaphysik, der Regierungsrath Graff mit seinem althochdeutschen Wörterbuche und der Professor Schottky mit zahllosen Werken thaten und thun werden, nämlich ihre Untersuchungen auf eigene Kosten herauszugeben. Aber Sie beide, meine Herrn, kehren das Verhältniß um, in einer Zeit, wo die große schriftstellerische Konkurrenz die Ehrensolde so

tief herabdrückt, wo sich Professoren der Naturgeschichte bereit finden, über die Theologie zu schreiben, und Theologen die Fragen beantworten, welche die Medizin aufwirft, in einer Zeit, wo den Verlegern so viel zu wirken überlassen ist, weil die Literatur von ihrer Willkühr abhängig gemacht ist, und junge Köpfe nur dann auf ein Publikum rechnen können, wenn sie mit der Empfehlung einer soliden und durch ihren Verlag klassischen Buchhandlung auftreten. Nein, meine Herrn, wir werden uns trennen; ich wünsche Ihnen Glück zu Ihren neuen Beobachtungen in einem Lande, das der Scharfsinn und der Enthusiasmus schon umgewühlt haben; ich bin begierig auf Ihre italienischen Studien.“ Damit empfahl ich mich, und ohne weiter zu überlegen, daß ich vielleicht zu hart geurtheilt hatte, bestellte ich einen Wagen, der mich mit meinem Leipziger Freunde nach Vicenza bringen sollte.

Es war Abend, und jezt erst lebten die Straßen Veronas auf. Auf den Balkonen versammelten sich die Vornehmeren und Alten, welche sich in den Straßen nicht unter die wogende Menge mischen wollten, jene, um nicht verwechselt, diese, um nicht gestoßen zu werden. Ein erfrischender Hauch wehte zuweilen den Corso, welcher am belebtesten war, herauf. Doch diente die Straße nur zur Vermittlung, um wieder in die Nähe des Amphitheaters auf den Platz Bra zu kommen. Hier hatte man Mühe, einige Schritte ohne Hinderniß nacheinander zu machen; die halbe Bevölkerung Veronas war auf den Beinen und drängte sich auf einem nicht gar großen Raume vor einigen hellerleuchteten, mit tausend Stühlen besezten Kaffeehäusern. Alle Welt saß unter freiem Himmel und kühlte sich an Eis und andern Erfrischungen, welche in den Sorbettièren reichlich verabfolgt wurden. Dazu spielte die österreichische Militärmusik die lustigsten Wiener Walzer von Strauß und Lanner, welche in dem trüben Italiener alle Grillen verscheuchen müssen. Bis in die tiefe Nacht währte dieses Hin- und Herwogen, und in allen Straßen war es schon still und einsam, als auf dem Platze Bra noch immer die Menschen sich in einer lichten Dunstwolke, über welcher sich die friedliche Sternennacht wölbte, auf und ab bewegten und zu den lustigen Melodien der österreichischen Klarinette mit Hand Fuß den Takt schlugen. Bei der Rückkehr sahen wir in unserem Zimmer noch Licht, die beiden Brüder waren also vielleicht noch wach. Schon auf der ersten Stiege kam uns der jüngere entgegen und sagte: „Es war ja immer mein Reden; allein er wollte gar keine Vernunft annehmen. Ich mußte ihm folgen, denn ich liebe ihn und hänge in Vielem von ihm ab. Jezt wünschte ich lieber daheim zu seyn und im Sortiment zu arbeiten, als diesen Jammer zu ertragen. Er ist sehr zornig, meint es aber herzlich gut und stellt sich, als wenn er schliefe.“ Wir versprachen dem jungen Manne, die Geschichte fallen zu lassen und morgen in aller Frühe, ohne Geräusch und Vorwurf die Fortsetzung unserer Reise zu bewerkstelligen. Er sagte nichts und ging mit uns auf unser Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste Gesang von Dante's göttlicher Komödie.

(Beschluß.)

Als ich zur Tiefe niederstürzt' im Fliehn, 61
Da war ein Wesen dorten zu erkennen,
Das durch zu langes Schweigen heiser schien.
Ich rief, sobald ich's nur gewahren können 64
In großer Wildniß: „O, erbarme dich,
Du, seyst du Schatten, seyst du Mensch zu nennen.“
Und Jener sprach: „Nicht bin, doch Mensch war ich; 76
Lombarden waren die, so mich erzeugten,
Und beide priesen Mantuaner sich.
Eh, spät, die Römer sich dem Julius beugten, 70
Sah ich das Licht, sah des Augustus Thron,
Zur Zeit der Götter, jener Trugerzeugten.
Ich war Poet und sang Anchises Sohn, 73
Der Troja floh, besiegt durch Feindestücke,
Als, einst so stolz, in Staub sank Ilion.
Und du — du kehrst zu solchem Gram zurücke? 76
Was bleibt die freud'ge Höhe nicht dein Ziel,
Die Anfang ist und Grund zum vollen Glücke?“

---

62 u. ff. Da macht endlich die Vernunft sich geltend, welche aus dem, was von den Sinnen wahrgenommen, vom Verstand erfaßt ist, folgerecht weiter schließend, uns der Dinge Wesen zeigt, uns Falsches und Wahres erkennen läßt und uns den Weg zeigt, jenes abzuwerfen und dieses uns anzueignen. Aber auch sie kann, wenn sie lang in uns geschwiegen, nicht sofort beim ersten Wiedererwachen klar und deutlich zu uns sprechen, sie scheint heiser durch zu langes Schweigen.

Die Vernunft sehen wir in dem klaren, gemäßigten und besonnenen Virgil personificirt. Wenn auch der Genius desselben ohne Zweifel dem unsers Dichters weit untergeordnet und die dichterische Art und Weise Beider unendlich verschieden, ja in vieler Beziehung entgegengesezt ist, so finden wir doch in der großen Verehrung, welche das Mittelalter diesem Dichter widmete, die Stellung hinreichend erläutert, welche Dante demselben in seinem Gedichte anweist. Fand man doch in einigen Versen desselben selbst die prophetische Verkündigung des Christenthums (vergl. Fegefeuer. Ges. 22. V. 70 — 72). Um so mehr war er geeignet, die Vernunft darzustellen, welche als die Führerin zum Höhern erscheint, und, das Höchste vorahnend, uns demselben so nahe bringt, als dies ohne den Glauben möglich ist.

70. Virgil wurde zwar bei Lebzeiten Cäsars, jedoch eher geboren, als derselbe die Oberherrschaft erlangte.

„So bist du," rief ich, „bist du der Virgil,
Der Quell, dem reich der Rede Strom entflossen?"
Ich sprach's mit Schaam, die meine Stirn befiel.
„O Ehr' und Licht der andern Kunstgenossen,
Mir gelt' izt große Lieb' und langer Fleiß,
Die meinem Forschen dein Gedicht erschlossen.
Mein Meister, Vorbild! dir gebührt der Preis,
Den ich durch schönen Styl davon getragen,
Denn dir entnahm ich, was ich kann und weiß.
Sieh dieses Thier, o sieh mich's rückwärts jagen:
Berühmter Weiser, sey vor ihm mein Hort!
Es macht mir zitternd Puls' und Adern schlagen."
„Du mußt auf einem andern Wege fort,"
Sprach er zu mir, den ganz der Schmerz bezwungen,
„Willst du entfliehn aus diesem wilden Ort.
Denn dieses Thier, das dich mit Graun durchdrungen,
Läßt Keinen ziehn auf seines Weges Spur,
Hemmt Jeden, bis es endlich ihn verschlungen.
Es ist von böser, tückischer Natur,
Und nimmer fühlt's die wilde Gier ermatten,
Ja, jeder Fraß schärft seinen Hunger nur.
Mit vielen Thieren wird's sich noch begatten,
Bis daß die edle Dogge kommt, die kühn
Es würgt und hinstürzt in die ew'gen Schatten.
Nicht wird nach Land und Erz ihr Hunger glühn,
Doch wird sie nie an Lieb' und Weisheit darben;
Inmitten Feltr' und Feltro wird sie blühn,
Zu Welschlands Heil, deß Ruhm und Glück verdarben,
Obwohl vordem Camilla für dies Land,
Eurialus, Turnus und Nisus starben.
Nicht wird sie ruhn, bis sie dies Thier verbannt;
Sie wird es wieder in die Hölle senken,
Von wo's zuerst der Neid heraufgesandt.
Du folg' izt mir zu deinem Heil — mein Denken
Und Urtheil ist's — ich will dein Führer seyn,
Und dich durch ew'gen Ort von hinnen lenken.
Dort wirst du hören der Verzweiflung Schrein,
Wirst alte Geister schau'n, die brünstig flehen
Um zweiten Tod in ihrer langen Pein.
Wirst Jene dann im Feu'r zufrieden sehen,
Weil sie verhoffen, zu dem sel'gen Chor,
Sey's, wann es immer sey, noch einzugehen.
Und willst du auch zu diesem dann empor,
Würd'ger als ich, wird eine Seel' erscheinen,
Die geht, schied ich, als Führerin dir vor.
Denn Jener, der dort oben herrscht, läßt Keinen
Eingehn, von mir geführt, in seine Stadt,
Weil ich mich nicht verbunden mit den Seinen.
Er herrscht im All, dort ist die Herrscherstadt,
Sein Thron und seine Burg in jener Höhe.
Heil dem, den er erwählt dort oben hat!"
„O Dichter," sprach ich jezt zu ihm, „ich flehe
Bei jenem Gotte, den du nicht erkannt,
Daß diesem Leid und schlimmerm ich entgehe,
Bring' an die Orte mich, die du genannt,
So, daß ich Petri Thor erschauen möge,
Und Jene, wie du sprachst, zur Qual verbannt."
Da schritt er fort, ich folgte seinem Wege.

---

82. Sämmtliche Schriften des Dichters beweisen, daß er, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Naturen, die Werke Virgils zum Gegenstande seines fleißigsten Studiums gemacht hatte. Vielleicht hat Virgils zierliche Einfachheit und Klarheit dazu beigetragen, ihn von dem Schwulst entfernt zu halten, welchen andere Dichter jenes Zeitalters hervorbrachten, und in so fern verdient er wohl auch die Namen des Vorbildes und Meisters (vergl. Fegefeuer, Ges. 24. V. 46—63).

101. Die edle Dogge, wahrscheinlich Can della Scala. Die hohe Meinung des Dichters von ihm spricht sich auch im dritten Theile, Ges. 17. V. 76—90 aus.

107 und 108. Camilla und Turnus starben, nach der Aeneide, bei der Vertheidigung, Eurialus und Nisus bei der Eroberung Latiums.

112. Um aus dem dunkeln Walde der Irrthümer und Sünden sicher zu führen und einer neuen Verirrung dahin vorzubeugen, reicht die Kraft der Vernunft aus, welche uns das Laster in seinen Folgen, und dadurch in seiner ganzen Abscheulichkeit zu zeigen, und uns, wenn wir es erst in seinem Wesen erkannt haben, zu lehren vermag, was wir thun müssen, um unsere Seele von sündlichen Neigungen zu reinigen.

121. Weiter aber reicht die Vernunft nicht. Das Göttliche, nach welchem der gereinigte Geist strebt, und welches die Ahnung ihm verspricht, läßt uns nur der Glaube, und nur der christliche Glaube, erkennen. Virgil, welchem dieser Glaube fremd geblieben, vermag daher nicht, den Dichter bis in die Stadt Gottes zu leiten. Er wird ihn, wenn er ihn, so weit die Vernunft reicht, gebracht hat, der Führung der Beatrix übergeben, unter welcher wir uns das Resultat des Glaubens: die beseligende Erkenntniß, das Anschauen Gottes im Gemüthe, denken dürfen.

133. Dem heiligen Petrus sind die Schlüssel übergeben, welche die Pforte der Seligkeit aufschließen. Es ist gleichgültig, ob der Dichter unter dem Thore Petri den unmittelbaren Eingang des Paradieses, oder das im Fegefeuer Ges. 9 V. 73 beschriebene gemeint habe, da diejenigen, die durch das leztere gehen, der Seligkeit gewiß sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Der neue Cagliostro.

Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mit der Fortsetzung der Geschichte unsers Cagliostro so lange gezögert habe; ich eile jezt, sie zu Ende zu bringen, obgleich ich nicht zweifle, daß, wenn Einer Muße hätte, alle einzelnen Züge derselben zu sammeln und die Verirrungen des Helden selbst sowohl, als seiner Anhänger psychologisch zu verfolgen, ein Oktavband daraus würde. Nach seinem in meinem vorigen Briefe erwähnten Triumphzuge hielt er sich außerordentlich still und verborgen, indem, wie es scheint, mehrere Gläubiger auf den Beinen waren und ihn zu verhaften

suchten. Ich habe Briefe aus dieser Periode von Damen aus Canterbury, verheiratheten und unverheiratheten, an ihn gesehen, welche eine eben so heftige Liebe, als Besorgniß um des Lieblings Sicherheit verrathen. Um diese Zeit begab er sich auch nach Paris und ging, nach seiner und eines seiner Begleiter Angabe, den dort lebenden Grafen von Devon um die Anerkennung seiner Rechte an, bis dieser sich an die Polizei wandte, worauf der Pseudo-Courtney für gut fand, nach England zurückzukehren. Indessen fuhr er fort, Canterbury und die Grafschaft Kent in Gährung zu erhalten; denn bald erschien ein Blatt seiner Zeitschrift, bald ein Brief an diesen oder jenen Gutsherrn, auf dessen Besitzungen er Anspruch machte, bald eine Ankündigung, daß er bereit sey, 150 tüchtigen Zimmerleuten und Maurern Beschäftigung zu geben. Selbst Devonshire, wo sich das Schloß Powderham, der Hauptsitz der Courtneys, befindet, sezte er in Bewegung, indem er den früher erwähnten armen Jungen Robertson dahin sandte und — ohne ihn mit einem Heller zu versehen — Wochen lang da liegen ließ. Einige Briefe, die der arme Schelm bei dieser Gelegenheit an ein hiesiges Frauenzimmer schrieb, welches er im Besitz des ganzen Geheimnisses glaubte, sind im hohen Grade interessant; mit Mühe bekämpft der Getäuschte die Zweifel an der Aechtheit und Wahrhaftigkeit des Gegenstandes seiner Anbetung, die sich gewaltsam in seiner Brust emporarbeiten; eine Ehrfurcht, die er noch nicht zu überwältigen vermag, erlaubt ihm nicht, seiner natürlichen Wißbegierde freien Lauf zu lassen, welche täglich durch Geldnoth gesteigert wird, und ein jugendlicher Leichtsinn schlägt die Ahnungen einer traurigen Zukunft gewaltsam nieder. Ich sah selbst den Abentheurer — und dies war das einzige Mal — am Abend, ehe er diesen jungen Menschen auf jene tolle Reise aussandte; er spielte mit ihm, wie eine Kaze mit der Maus, und der arme Teufel schien es recht gut zu fühlen, daß sein Quäler nur sein Spiel mit ihm trieb, unterwarf sich aber, wie ein vernünftiger Mensch sich einer Naturnothwendigkeit unterwirft. Der Mann wurde mir als Sir William vorgestellt, und ich mußte es mir natürlich gefallen lassen, ihn so zu nennen; aber da ich nicht einen Augenblick an seine Titel und Würden geglaubt hatte, so machte ich wenig Umstände mit ihm und bekämpfte ohne Schonung die religiösen und politischen Grundsäze, die er zu Umgestaltung der Welt angenommen wissen wollte. Es wurde mir bald klar, daß er selbst nicht wußte, was er eigentlich wollte. Seine Schilderungen von der Verderbtheit, der Selbstsucht der Menschen, von der Anhäufung der Kapitalien in wenigen Händen und der daraus folgenden Verbreitung der Armuth waren leider nur zu treffend. Sobald er aber von den Heilmitteln zu sprechen anfing, war er eben so verwirrt, wie die meisten Weltverbesserer, obgleich ihm offenbar dabei eine Idee vorschwebte, die er aber nicht auszusprechen vermochte. Dabei war er wie ein Aal und suchte mir jeden Augenblick zu entschlüpfen; aber ich hielt ihn fest und brachte ihn immer wieder auf unser Kapitel zurück, um ihn auf's Neue entschlüpfen zu sehen.

(Die Fortsezung folgt.)

München, Januar.

(Fortsezung.)

Fräulein von Haßelt.

Ich komme so eben aus dem Theater. Fräulein von Haßelt trat zum erstenmale auf. Da habe ich doch wieder einmal eine Sängerin ordentlich singen hören! Wir können uns Glück wünschen, die deutsche Opernbühne hat eine kostbare Acquisition gemacht. Fräulein von Haßelt singt zum Entzücken; ihr Gesang ist nicht eine Art von Gesang, wie es z. B. der getragene ist oder der groteske, es ist der wahre Gesang, es ist die Kunst oder die Macht, durch Töne unsere ganze Seele in einem einzigen unserer Sinne sich reflektiren zu lassen. Auch er ist, sobald es seine Stimmung so will, getragen; aber wie ist er es da? nicht träge, nicht furchtsam vor den Höhen, nicht schwindlig vor den Tiefen, sondern getragen von leichten, glänzenden Schwingen, und jede Schwingung erzeugt eine neue Regung in unserer Seele. Auch er gaukelt und spielt, taucht unter und auf, wirbelt und kreist, bildet Kaskaden und Säulen, verblümt sich mit Einem Worte; aber wie verblümt er sich da! wie in dem Schleier des Staubbachs spielen die Farben, wie im Laube blühen die Blumen, und an jeder Blume der Frühlingsthau und die Thräne der Rührung. Fräulein von Haßelt ist bei einem guten italienischen Meister in die Schule gegangen und rastlos muß sie studirt haben. Eine schöne Seele und eine schöne Kehle machen noch keine Künstlerin. Nur durch rastloses Studium gelangte unsere Künstlerin zu jener Sicherheit, mit welcher sie keck Alles wagen kann, zu jener Weichheit, welche ihr die schmelzendsten Modulationen möglich macht, zu jener außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit ihrer Stimme. Diese ist nicht groß, ist klein und dünn, wird man sagen. Weil sie nicht tief geht und also auch nicht breit ist? Aber sie geht hoch, unendlich hoch, und in ihrer höchsten Höhe, so dünn sie da seyn mag, ist sie noch von großem Umfang, weil sie noch von großem Gehalte ist, was, materiell genommen, im Widerspruch stände, wenn sie nicht gleichsam ätherischer Natur wäre. Ich bin entzückt, wie Sie sehen; ich habe aber noch Bewußtseyn genug, um mich der peinlichen Momente zu erinnern, die mir diesen Abend unsere Künstlerin Anfangs verursachte. Sie trat als Imogene im Piraten von Bellini auf. Das Publikum, äußerst gespannt nach all dem, was von ihr gesagt worden war, hatte das Haus überfüllt. Herr Pellisow, ein Mann von den gründlichsten musikalischen Kenntnissen, hatte nämlich im Bazar gesagt und Viele stimmten mit ihm überein, daß sie die vorzüglichste Sängerin sey, die man hier noch gehört habe. Sie mochte dies Urtheil in den Konzerten, in welchen sie gesungen hatte, gerechtfertigt haben. Man war also sehr gespannt. Der erste Akt ging vorüber und man sah sich befremdet an. Die gepriesene Sängerin machte Vieles recht gut, Vieles auch recht mittelmäßig; ihrem Gesange gebrach die Haltung: sie fertigte kühne Läufe, kecke Wendungen, aber seelenlose; es waren keine Sprünge aus dem Herzen, und ähnelten selbst mitunter den mit Recht verschrienen Schnörkeln; sie schlug einen superben langen Triller, aber sie that es am unrechten Orte, und ihr Rezitativ war ungenügend. Armes Fräulein! Wie begann die menschliche Schadenfreude sich über sie lustig zu machen! Da kam der zweite Akt und mit ihm das Duett Imogenes mit Ernesto (Pellegrini); da kam der Triumph unserer Künstlerin. Es entstand eine Stille im Publikum, wie ich sie hier noch nie gehört habe, eine wahre italische, hörbare Stille, eine von heißen Seufzern, von dem Stöhnen der Wonne bewegte; und in dieser Stille herrschte wahrhaft göttlich die Stimme des Fräuleins von Haßelt. Der Applaus darauf war, was man Furore nennt. Wer so singen kann, kann nie schlecht singen, es sey denn aus Zufall, aus Befangenheit, aus Vergessenheit, oder um mich besser auszudrücken: wer so singen kann, kann immer gut singen. Daher seyn Sie versichert, daß das, was ich oben gesagt habe, keine Uebertreibung ist. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Februar 1834.

> Ein grösseres Lob hat Tacitus nicht einem einzigen Mann ertheilt, ein reineres hat er Niemanden zu ertheilen vermocht, als Armin. Soweit die Geschichte der Menschen reicht, kann kein Volk sich einer solchen Vorzeit rühmen, wie das deutsche, kein Volk eines solchen Mannes und solcher Thaten.
>
> Luden.

Wanderungen durch Altgermanien.

Arminius.

Wir haben in einem frühern Artikel (s. 235 ff. 1833.) gesehen, daß der Römer das cheruskische h, jenes hh, in seiner Sprache durch ch wiedergab, und dies veranlaßt uns zu einer nähern Betrachtung des Namens Arminius, der gemeinhin Hermann ins Deutsche zurückübersezt wird.

Seit langer Zeit hörte man nur Hermann und Hermannsschlacht. Erweislich hat wenigstens schon Luther in seinen schätzbaren Bemerkungen über altdeutsche Namen den Arminius so gedeutet. Nun hat man aber bald angefangen, die Einheit beider Namen zu bezweifeln, und halten wir die obige Behauptung fest, daß die Römer deutsche Namen, die sonst ein h an der Spitze tragen würden, sobald sie unter Cherusken und andern nichtsuevischen Völkern Deutschlands vorkommen, mit einem ch beginnen lassen, so wissen wir durchaus nicht, wie hier ein Hermann geduldet werden könne, dem ein Arminius entsprechen soll. Wir sahen har oder haer in cher verwandelt; im vorliegenden Fall aber wird aus hariman oder heriman nicht Charminius, nicht einmal Harminius, sondern Arminius; wie sonderbar! Das Wort heriman bedeutet freilich den Krieger, und wer war mehr Krieger als Arminius! Aber man vergesse nicht, daß der deutsche Held seinen Namen nicht erst wegen seiner Thaten erhielt, sondern daß er ihn ohne Zweifel so gut in frühester Kindheit empfing, als sein Sohn den Namen Thumeliko, den er als dreijähriger Knabe führt. Der Name Hermann, Herimannus, ist freilich ein alter deutscher Name. Indessen erscheint er in der Geschichte der Deutschen erst mit dem zehnten Jahrhundert, so viel uns bekannt ist, und in Altgermanien kommt kein Hermann zum Vorschein, ja überhaupt kein Mannesname, der mit man endet, während Germanen, Markomannen und Alemannen in Aller Munde waren. Daher knüpft sich auch sogleich die Zwischenfrage an: wie es gekommen, daß die Römer, die uns Germanen u. s. w. nennen, den Hermann nicht in Armanus, sondern in Arminius umgeschaffen haben. Der Begriff des Mannes in seiner Kraft liegt dagegen bei deutschen Einzelnamen in der alten Endung mund, althochdeutsch munt, was theils Schutz, theils Beschützer bedeutete, und zuerst bei Tacitus in Segimundus hervortritt, weiterhin aber in Pharamund, Thrasamund, Eunemund und vielen andern. Am wenigsten würde uns also ein Cheri- oder Charimundus befremden als Bezeichnung eines deutschen Namens, der den Kriegsmann bedeutet und den der Fürstensohn führte, als römische Paraphrase eines deutschen Hermund.

Aber dafür, oder für den Heriman, ein Arminius — nein! dies geht nicht an, unter Cheruskern vollends gar nicht.

Fragen wir also weiter. Der Gedanke, daß die Römer den deutschen Herrmann dem Sinne nach zu einem Arminius gemacht, also diesen Namen aus ihrem arma geschaffen haben konnten, liegt nahe; doch ist gar Manches entgegen. Es gibt nämlich für eine solche Umwandlung kein Beispiel in der lateinischen Sprache. Auch pflegt man überhaupt, wenn man berühmte Namen eines andern Volkes hört, nach ihrer Bedeutung nicht zu fragen; man hört sie nennen und spricht sie nach. Umsonst würde es ferner seyn, wenn man ein Wort in Arminius suchen wollte, dessen erste Sylbe die Partikel ar — d. i. er — wäre, wie in armuatan (ermüden). Auch ar als Adler, gothisch ara, althochdeutsch aro, führt zu nichts. Was allein auf die richtige Spur zu leiten scheint, dies ist ar in der Bedeutung Ehre, angelsächsisch are, althochdeutsch gewöhnlich era. Ehrmann ist deutsch, nur muß man bedenken, daß nicht nur das man, dem Germanus gegenüber, in minius verwandelt, Schwierigkeiten verursacht, sondern auch, daß das alte Wort arimanus, (ari oder Erimann) so weit man zurückkommen kann, den Dienstmann bezeichnete, der im Kriegs- und Ehrengeleit seinem Herrn folgte, nicht als Knecht, sondern als Freier, obschon nicht als Freiwilliger. Nur zwei Beispiele hierzu. Nach dem Longobardischen Gesetz stellt der Graf (comes loci) seine Arimanos zur Vertheidigung des Vaterlandes. Nach Marculf zieht der Getreue (fidelis noster) mit seiner Arimania als zur Huldigung in das Palatium ein. Nach dieser unzweifelhaften Bedeutung würde ariman für den Fürstensohn kein schicklicher Name gewesen seyn. Am nächsten liegt also arminni. Dies würde heißen ehrliebend, der Ehre eingedenk, ar und minni. Man kennt ein altes Wort: ur-minni, uneingedenk, oder, um es auf Zukünftiges zu beziehen, an Etwas nicht denkend. Der Greis Zacharias sagt von Elisabeth bei Otfried I. 4, 100: sie ist kindes urminni (bei Schilter minnu, nach Grimm minni). Arminni, das der Römer auf das Begreiflichste in Arminius umschuf, würde also so viel seyn als Arnold, Ehrenhold. Ein Arnold half die Schweiz befreien; ein Arminni wurde, wie ihn Tacitus nennt, der liberator Germaniae.

Wir können von dem Retter deutscher Freiheit nicht scheiden, ohne einen kurzen Blick auf sein Leben geworfen zu haben. Selten zeigte sich in der Geschichte eines Deutschen der Wechsel des Schicksals und das Außerordentliche der Lebenslagen in so großen Bildern, als in Arminius Geschichte. Der Führer einer deutschen Schaar in römischem Dienst wird Urheber eines Kriegs, der Rom aufs Tiefste erschüttert. Am Rhein und an der Weser erblickt der Deutsche, trauernd über sein Vaterland, römische Standlager, Gerichtshöfe und Märkte. Alles hat auf dieser Seite bis zur Elbe hin das Ansehen einer römischen Provinz. Bald sind Adler, Toga und Liktoren verschwunden, Varus Legionen vernichtet, und unendlicher Jubel herrscht in den deutschen Gauen. Es ist vor Allem Arminius Werk. Nichts ahnend, feiert Rom einen fünften Festtag wegen Pannoniens Unterwerfung; da trifft die Botschaft aus dem Teutoburger Walde ein. Welche Umwandlung! Niemand aber ist trostloser und angstvoller, als das greise Haupt des stolzen Reichs, der bis dahin in seinem Regiment immer glückliche Augustus. Von Neuem beginnt Rom den Kampf um das Verlorene. Segest hält, von Arminius Schaaren in einer Veste belagert, die Gattin desselben, seine Tochter gefangen, wie er den Eidam selbst zuvor festgehalten. Er nennt ihn den Entführer seiner Tochter, wohl nur, weil er sie ihm wider Willen, und die Stimme des Volks scheuend, gegeben hatte. Germanikus entsezt ihn, und nun wird Thusnelda der Römer Gefangene. Arminius soll sein Theuerstes im Leben nicht wieder sehen. Die Römer dringen in den Teutoburger Wald, um auf der traurigen Stätte der Niederlage des Varus die Gebeine ihrer erschlagenen Brüder zu begraben. Während deß ruft Arminius im edlen Zorn Alles zu den Waffen. Die Heere begegnen sich. Bald, und zum Theil in großer Bedrängniß suchen die Römer den Rhein wieder zu gewinnen. Sie kehren wieder, kämpfen glücklicher, siegreich auf einem Platze zwischen der Weser und einer Hügelreihe, Idistavisus oder Idistaviso von Tacitus genannt — aus der Endung vis schimmert der Wiesengrund deutlich hervor — dann unbesiegt in einem zweiten Treffen. Aber damit ist nichts erreicht, der Herbst ist im Anbruch, und Germanikus vermag sich dem Arminius gegenüber nicht zu halten. Der nothgedrungene Rückzug sezt ihn mit seinen Schiffen in der späten Jahreszeit den Stürmen der Nordsee aus; die Flotte geht wirklich verloren; kaum rettet sich Germanikus an die Küste der Chauken, kaum hält man ihn zurück, daß er sich nicht verzweifelnd in die Brandung stürzt, und so endet der Krieg ohne Friedensschluß. Im nächsten Jahre muß Arminius hören, wie sein Weib und sein in ihrer Gefangenschaft geborner Sohn im prahlerischen Triumph vor den Augen des undeutschen Segest durch die Straßen Roms geführt werden. Indeß sieht man noch von der großen Niederlage her, wie Seneca bemerkt (II. 133.), Römer aus edlem Geschlecht in Menge theils in deutschen Höfen, theils in Hütten, als Hüter des Viehs oder des Hauses. Den Siegern über Rom hatte Marobod, König des neuen, von ihm, dem Emporgekommenen, geschaffenen Markomannenreichs, weder als Freund noch als Feind gegenübergestanden. Jezt bricht Feindschaft aus, und bald wandert der überwundene, gewaltige König als Flüchtling zu den Thoren Ravennas ein, um hier unter römischer Aufsicht bis an

kein Ende zu bleiben. Bald aber auch trauert Deutschland am Grabe des Arminius. Im Sturm des Bürgerkriegs ist er, vielleicht meuchlings, gefallen, von Feinden beschuldigt, nach Alleinherrschaft getrachtet zu haben. Kaum ist es denkbar, daß er nach etwas Anderem strebte, als nach freiem Walten zum Untergange Roms. Klopstocks edler Geist war nicht ganz in seiner Sphäre, als er diesen Stoff bearbeitete. Glücklicher würde sich der Genius eines Shakespeare auf solchem Felde bewegt haben.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen, durch die tiefen Seufzer des ältern Bruders vielfach gestörten Nacht, verließen wir in der Frühe, als unsre beiden Reisegefährten fest eingeschlafen waren, Verona. Die Landstraße nach Vicenza war so breit, daß sie um zwei Drittel hätte verringert werden können. Wozu diese Paradewege, welche den kostbaren Boden stehlen und ihn der Kultur entziehen? Die Gegend, welche wir übersahen, war völlig eben, fruchtbar und mit den mannichfachsten Pflanzungen besezt. Ein gleichmäßig bebauter Landstrich wird dem pittoresken Reisenden immer einförmig erscheinen, und diesen Eindruck machten auch auf uns die Umgebungen des Weges von Verona nach Vicenza, die nur mit kleinen, durchsichtigen Baumanlagen, die vielleicht hier als Wald gelten konnten, obschon sich die einzelnen Stämme zählen ließen, und mit einigen steinigten Parthien abwechselten. In einer solchen offenen, steinigten Gegend liegt das Schlachtfeld von Montebello, an welchem wir vorüber kamen. Mitten in dieser Ebene, die es uns auffallend machte, daß wir hernach doch noch auf einige Anhöhen stießen, liegt Vicenza, das wir gegen Mittag erreicht hatten. Vicenza ist eine Stadt, von der sich selbst des Abends wenig Leben erwarten ließ, da sie uns am Tage gar zu öde und einsam ansprach. Diese herrlichen Palläste, die zum größten Theil von Palladios Meisterhand herrühren, sind dem Aufschwunge der behaglichen, wohlhabenden, kleinen, aber eifrigen Freude im Wege. Sie hindern die Bewohner, welche vielleicht Mittel genug besitzen, einen bürgerlichen Aufwand zu machen, aber sich keineswegs mehr in dem Wohlstande befinden, diese ausgestorbenen Räume einer alten Herrlichkeit wieder neu zu beleben und zu füllen. Vicenza erschien uns in dem ganzen brennenden, ermattenden Sonnenlichte der italienischen Sieste. Die Erinnerung an eine schönere Vorzeit schien sich in die hintersten Gemächer der prachtvollen Bauten geflüchtet zu haben, und in einem schattigen Winkel, hinter Vorhängen, auf einem trocknen Maisbette von ihrer Einsamkeit zu träumen. Auch das theure Mittagessen, das wir uns nach der Karte in einer Trattorie zusammensezten, war ungenießbar. Alles widerte mich an, und ich folgte nur in höchster Mißstimmung unserm dienstwilligen Vetturin, der uns den Säulengang der Madonna del monte zeigen wollte.

Diese Portici führen eine beträchtliche Anhöhe hinauf, auf deren Gipfel sich die ziemlich einfache Kirche einer für besonders heilig gehaltenen Madonna befindet. Der interessanteste Genuß, den man sich durch diese Ersteigung verschaffen kann, ist die wechselnde und zulezt unermeßliche Aussicht über die Stadt, die Ebene nach Padua und Verona hin. Jezt erhielten wir erst von der anmuthigen Lage Vicenza's einen Begriff. Die Stadt taucht mit ihren herrlichen Kuppeln und Plattdächern aus einer üppigen Vegetation auf, welche zu unsern Füßen mit Weinstöcken ihren Anfang nimmt. Ein lachendes Feld mit weißen Landhäusern und allem Schmuck der italienischen Natur dehnt sich in unabsehbare Fernen hinein, und das Auge trügt sich nicht, wenn es an den äußersten Grenzen die schmalen Streifen der Tyroler Berge zu erkennen glaubt. Wir verließen die Anhöhe auf einem andern Wege, der durch wohlgehaltene, die Pflege des Gärtners verrathende Weinberge und Gärten führte, jezt erst von Vicenza befriedigt, dessen schönste Zierde sich bei unserer Einfahrt in die Stadt dem Auge nicht sogleich dargeboten hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Beschluß.)

Bellini. Der Winter.

Was das Spiel unserer Künstlerin betrifft, so ist es das einer Anfängerin, und jenes Schnörkelähnliche im ersten Akt anlangend, so mußte es Zufall seyn, weil sie im zweiten Akt so vielen Geschmack bekundete. Wenn aber ihr Rezitativ wirklich nicht besser ist, so möge sie inständigst gebeten seyn, zu seiner Ausbildung sich alle mögliche Mühe zu geben, um ihrer selbst willen und auch um die Deutschen immer mehr fühlen zu lassen, wie schön das Rezitativ dem störenden, monströsen Prosageklapper gegenübersteht, das in ihren Opern seine Stelle vertreten soll. Warum sie gerade im Piraten und nicht in einer andern Oper ihr Debüt hielt, kann ich nicht einsehen. Das Libretto des Piraten ist erbärmlich, die deutsche Uebersezung wahrhaft halsbrechend, die Musik sehr schwer. Nun ist man zwar ungemein nachsichtig gegen die Operndichter, so wie an das unverschämte Machwerk unserer Uebersezer so ziemlich gewöhnt, und man hält sich hauptsächlich nur an die Musik, welche mit ihrem Zauber auch das Häßlichste übergießt und verhüllt; sobald

aber dieser ohnmächtig wird, so werden alle Gebrechen und Makel sichtbar, und statt eines entzückenden Phantoms sieht man nur ein heilloses, durch seine Bewegung noch abschreckender gemachtes Gerippe. Bellinis Pirate erschien diesen Abend oft in lezterer Gestalt, weil die Schwierigkeit seiner Darstellung nicht überwunden werden konnte. Fräulein von Haßelt sang, wie ich schon vermeldet, Pellegrini mitunter recht gut und selbst schön; allein es fehlte das Hauptsächlichste, es fehlte — Rubini, welcher, meines Wissens, gegenwärtig allein im Stande ist, die schweren, etwas bizarren, gleichwohl außerordentlich reizenden Tenorstücke in dieser Oper vollkommen wiederzugeben. Wenn es sonach unserer Künstlerin zum Nachtheil gereichen mußte, im Piraten zum erstenmale aufzutreten, so ist damit noch nicht gesagt, daß der Pirate eine durchaus schlechte Oper sey, so wie auch nicht, daß Bellini's Musik überhaupt eine schlechte sey, obgleich es mehrere deutsche Komponisten gesagt haben. Ein leidenschaftliches Schreien kann nie als eine vernünftige Stimme gelten. „Was treten Sie denn so mit den Füßen?" fragte man eines Tags einen jener Komponisten, welcher sich höchst ergrimmt geberdete. „Es ist eine Partitur Bellini's!" antwortete er, und diejenigen, welche ihn gefragt hatten und auch nur, wie er, für Holz und Blech komponirten, klatschten ihm Beifall zu. Bellini ist der Liebling der Italiener, und die Italiener haben bekanntlich ein sehr delikates Gehör; die berühmtesten Tonkünstler, bei denen man Ohr und Gefühl schon voraussezt, wählen oft zu ihrem Vortrag Bellinische Stücke; Bellinische ebenfalls, und vorzugsweise, tragen die Banden der österreichischen Regimenter vor, und die Oesterreicher sind doch wahrlich nicht auf's Ohr gefallen; was müssen denn nun jene groben Lästerer für Ohren haben? Bellini leuchtet am musikalischen Himmel nicht wie ein Stern erster Größe; er kämpft nicht mit den erhabenen Meistern selbst, er ringt nur, sich von ihrem Gefolge loszureißen und einen eigenen Weg zu gehen. Den geht er dann freilich oft so, daß jene ob der Gewalt, die er sich anthut, und den Sprüngen, die er machen muß, etwas schadenfroh lächeln; aber nicht selten geht er ihn auch so, daß sie ihm Beifall zunicken. Ist er bizarr, so ist er doch nicht langweilig, ist er nicht immer neu, so ist er doch immer frisch, wenn ihm aber die erhabenen Meister Beifall lächeln, ist er entzückend. Dann durchströmt seine Musik etwas ungemein Phantastisches, wobei aber unsere Seele sich nicht zusammenkauert, sondern aufflattert und alle ihre Seiten zeigt, weil dann der Schauer nicht durch nordische Nadelhölzer umherfährt, sondern durch blühende Orangenwälder, mit deren Düften er sich durchdringt.

Das neue Jahr hat uns weder Eis, noch Schnee gebracht. Unser Winter ist zum Erstaunen mild. Ich schaue täglich nach den Alpen, ob sie wohl noch da sind, und wenn ich dann sehe, daß sie wirklich noch dastehen, diese Erzengel an der Pforte des irdischen Paradieses, so glaube ich, es seyen nur Nebelgestalten, unvermögend, den südlichen Lüften und Düften den Durchgang zu wehren. Kein Feuergeläute auf unsern Thürmen, keine Feuersbrünste auf unsern Firsten, an unsern Fenstern keine Blumengerippe, von bösen, schauerlichen Geistern hingehaucht, aber Blumen, Frühlingsblumen auf unsern Feldern. Freilich blühen diese nur hie und da, nur wie Verirrte; aber Weiber und Mädchen sammeln sie zu Sträußen und ziehen durch die Gassen, rufend: wer will Blumen des Feldes? Schade, daß die Nachtigallen und die Lerchen in der Fremde sind, sie würden Musik dazu machen. Musik macht oft der Regen dazu; dies ist aber hier ein alter Hausfreund, dessen Unarten nicht auffallen. Das neue Jahr wurde durch die Vermählung unserer liebenswürdigen Prinzessin Mathilde verherrlicht. Die Feste und Bälle waren sehr glänzend und nur durch einen Schlagschatten vom Theater her in etwas verdunkelt. Lord Stanhope, der Beschüzer Kaspar Hausers, hielt sich damals hier auf. Er soll auch eine große Summe auf die Entdeckung des Mörders jenes Unglücklichen gesezt haben.

L.......s.

London, Januar.

(Fortsezung.)

Der neue Cagliostro.

Besonders verwickelte sich der Abentheurer in dem Punkte, daß seine politische Regeneration nicht ohne Blutvergießen von Statten gehen könne, daß er aber als Christ, um zeitlichen Vortheils willen, zu keinem Blutvergießen, ja selbst nicht, wenn Glauben und Sittlichkeit dadurch befördert werden möchten, Anlaß geben dürfe. Am Ende, als er sich nicht mehr herauszuhelfen wußte, warf er sich mit majestätischem Anstande in den Sopha zurück und sagte mit vornehmem Lächeln: „Meine Grundsäze mögen sich nicht genügend in Worten aussprechen lassen, aber (mit berechnender Miene) in zwei Monaten, ja, binnen zwei Monaten, sollen sie sich in Thaten ausprägen." Dies machte natürlich einem Gespräche ein Ende, nach welchem ich den Mann für Alles eher gehalten hätte, als für einen Wahnsinnigen. Und doch erwies er sich als solcher. — Sein Prozeß des falschen Eides wegen fand zu Maidstone statt. Der Gerichtshof war gedrängt voll; selbst viele Damen hatten sich eingefunden, um den außerordentlichen Menschen zu hören und zu sehen, und darunter viele von seinen Canterburyer Freundinnen, welche auf ein Wunder zu seiner Befreiung gefaßt schienen. Er selbst schien seine Befreiung vom Volk zu erwarten; denn er hatte sich oft gerühmt, er dürfe nur den Finger aufheben, um hunderttausend Mann für sich aufstehen zu sehen. Das Volk aber verhielt sich ganz ruhig, sowohl während des Prozesses, als nach demselben. Seine Schuld wurde ohne Schwierigkeit erwiesen. Es hatte seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß die Schmuggler ihn zu ihrem Vertheidiger gewählt; bei dem ersten trat er als Rechtsbeistand auf, und als derselbe troz seiner Verschlagenheit und vermeintlichen Rednerkraft verurtheilt wurde, erlaubte er dem zweiten, sich eines Rechtsgelehrten zu seiner Vertheidigung zu bedienen, und trat selbst als Zeuge für ihn auf. Anfangs wollte er sich nicht beeidigen lassen und gab sich für einen Quäker aus, deren feierliches Wort, dem Geseze nach, vor Gericht an Eides Statt angenommen, aber auch, im Fall einer falschen Aussage, gleich dem Meineid gestraft wird. Als man dies aber nicht gelten lassen wollte, beschwur er in seinem Eifer auf die Bibel, was sich sofort als offenbare Lüge erwies. Das Urtheil (wahrscheinlich wollte die Regierung einen solchen Ruhestörer aus dem Wege schaffen) fiel strenge aus: nämlich, daß er drei Monate im Gefängnisse der Grafschaft eingesperrt und nach Verlauf derselben auf sieben Jahre jenseits des Meeres deportirt werden solle. So verflog der schöne Traum der Canterburyer, welche einestheils die Begründung des tausendjährigen Reichs, anderntheils einen bedeutenden Zufluß von Guineen von dem merkwürdigen Unbekannten erwartet hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Februar 1834.

Laßt euch nicht hohe Worte schrecken,
Und ist Vernunft in einem Ding,
Wird's der gesunde Sinn entdecken.

Wieland.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung. *)

Vorwort des Einsenders.

Es ist gewiß eine merkwürdige und höchst erfreuliche Erscheinung, daß sich in den meisten europäischen Ländern, namentlich aber in England und nun auch in Frankreich, die besten Köpfe wieder der Religion und einer inhaltsreicheren Philosophie, ohne in die alte konfessionelle theologische und philosophische Scholastik zu verfallen, mit Ernst zuwenden, und daß diese Richtung, welche in Deutschland am frühesten eingeschlagen wurde, von den Naturforschern ausgeht, seit sie sich über die bloß mechanische und rein organische Ansicht der Natur, um diese besser verstehen und erklären zu können, zum spiritualistischen Standpunkte erhoben haben. Wer könnte z. B. die „letzten Tage eines Naturforschers“ von H. Davy lesen, ohne jene Richtung zu erkennen und freudig als die richtige anzuerkennen? Noch mehr überrascht es aber, jezt auch von Frankreich aus ähnliche Töne anschlagen zu hören, von Frankreich aus, über welches der Sirocco eines sterilen, sogar dogmatisirenden Skepticismus seit langer Zeit, alles frische Leben vertrocknend, geweht hat und noch weht, so daß Cousin und Andere, welche höhere Ziele im Auge haben, wenigstens in ihren früheren Schriften, von Gott, Christus und christlicher Religion nur mit großer Vorsicht sprechen durften und gleichsam um Verzeihung bitten mußten, daß sie solche obsolete Dinge wieder und sogar mit einiger Anerkennuug zu berühren wagten. Zu jenen überraschenden Tönen in Frankreich dürften nun wohl auch die gerechnet werden, welche Charles Nodier in seinen „Rêverien“ erklingen ließ. Es wird daher denjenigen Lesern des Morgenblatts, welche an den darin aufgenommenen geist- und gemüthvollen Ansichten deutscher Naturforscher Wohlgefallen fanden, nicht ganz unwillkommen seyn, auch die eines Nodier kennen zu lernen, und die Uebersetzung einiger seiner „Träumereien“ möchte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn. — In der „Palingenesie des Menschen“ greift Nodier die schon vor ihm gemachte Bemerkung auf, daß von den sechs Schöpfungstagen, wie sie die Genesis bezeichnet, nur fünf durch Schöpfungswerke ausgefüllt sind, und er folgert daraus, daß die Ausfüllung des sechsten Tages noch bevorstehe. Dabei einmal angekommen, scheint es

*) Der vorliegende Aufsatz ist nicht nur durch seinen französischen Ursprung so merkwürdig, sondern an sich so originell, daß wir durch die Mittheilung desselben den Dank der Leser zu verdienen glauben; nur müssen wir sie zu einer Ausdauer auffordern, die sich gewiß lohnen wird.

D. Red.

ihm unzweifelhaft, daß dieser Tag, welcher die Schöpfung erst vollende, ein Geschöpf hervorbringen werde, welches die Kluft zwischen dem jezt lebenden Menschen und dem auferstandenen Menschen auszufüllen bestimmt sey. Dieses neue Geschöpf nennt er l'être compréhensif, d. h. wörtlich übersezt, das erkennende Wesen. Ist denn aber nicht schon der heutige Mensch ein erkennendes Wesen? Nodier, der doch ein heutiger Mensch ist, könnte seine geistreiche Abhandlung nicht geschrieben haben, wenn er nicht selber ein erkennendes Wesen wäre. Er muß also unter jenem Ausdrucke mehr verstehen, als die wörtliche Uebersetzung wiedergibt. Auch deutsche Philosophen unterscheiden zwischen sinnlicher Verstandes- und Vernunfterkenntniß und setzen leztere als die höchste; aber auch diese wird dem Menschen als mögliches Besitzthum eingeräumt. Oder nimmt Nodier mit Kant, den er zu kennen scheint, an, daß uns Menschen, wie wir einmal organisirt sind, nur eine Erkenntniß der Dinge, wie sie uns erscheinen, möglich sey, nicht aber eine Erkenntniß der Dinge, wie sie an sich sind? Es scheint beinahe so, daß er der Meinung ist, daß wir von Raum, Zeit und Schöpfung, daher noch viel weniger von Freiheit des Willens, Unsterblichkeit und Gott etwas Erschöpfendes wissen und aussagen können. Und doch scheint es auch wieder nicht so, wenn wir lesen, daß das Wesen der Zukunft, welches er das erkennende Wesen nennt, neben ganz neuen Organen für übersinnliche Erkenntniß auch mit solchen für eine ausgebreitetere sinnliche ausgestattet seyn soll. Oder meint er darunter das, was manche unserer Philosophen mit intellektueller Anschauung zu bezeichnen suchen? Ich weiß es nicht. Bis nun Nodier sich etwa selber näher darüber erklärt haben wird, oder bis Kenner der französischen philosophischen Sprachweise eine bestimmtere Uebertragung an die Hand geben, habe ich das être compréhensif durch „intuitiv-erkennendes Wesen“ wiederzugeben versucht, und zwar in dem Sinne, wie Kant es in seiner Kritik der reinen Vernunft da bezeichnet, wo er sagt: „Der Begriff eines Noumeni, bloß problematisch genommen, bleibt demungeachtet nicht allein zulässig, sondern auch als ein die Sinnlichkeit in Schranken setzender Begriff unvermeidlich. Aber alsdann ist es nicht ein besonderer intelligibler Gegenstand für unsern Verstand, sondern ein Verstand, für den er gehörte, ist selbst ein Problema, nämlich nicht diskursiv durch Kategorien, sondern intuitiv in einer nicht sinnlichen Anschauung zu erkennen, als von welchem wir uns nicht die geringste Vorstellung seiner Möglichkeit machen können.“

Dem sey nun, wie ihm wolle, so wird meine Uebersetzung des französischen Worts insofern immer richtig seyn, als damit eine Erkenntniß bezeichnet werden soll, welche jede menschliche Erkenntnißfähigkeit überschreitet, ohne jedoch mit der des auferstandnen Menschen in Eins zusammenzufallen.

Erster Artikel.

Ich erkläre gleich von Anfang, daß ich mich in diesem excentrischen Kapitel, welches mit allen geschriebenen Lehren nichts gemein hat, mit der Palingenesie der Gesellschaft durchaus nicht beschäftigen werde. Diese beiden Ausdrücke schließen sich, meiner Meinung nach, wechselseitig aus, da die Genesie ein Schöpfungswerk ist, welches die Handlung einer höhern Macht voraussezt, während die Gesellschaft ein Werk des Instinktes ist, dessen Vollendung sich nach dem beschränkten Organismus der Gattung richtet. Der Mensch hat die Gesellschaft nach seinen Kräften gemacht, weil ihm gegeben wurde, sie einzurichten. Sich selbst vollkommener zu machen, ist ihm nicht gegeben. Jedoch hege ich tiefe Ehrfurcht vor allen Theorien, welche der Mensch zum Glück der Menschen ersonnen hat. Ein Gedanke zur Verbesserung im Schicksale der Menschheit ist die höchstmögliche Offenbarung des Verstandes. Ich kenne nichts Ehrwürdigeres.

Troz St. Simon, Fourier und Ballanche gibt es für die jetzige Organisation des Menschen keine spezifische Palingenesie. Wenn die Gattungen dieses Vorrecht hätten, so würde schon längst das Metall vegetirt, die Pflanze gefühlt, das Thier gedacht haben, und ich würde aus dieser vorwärtsschreitenden Vervollkommnung kühn schliessen, daß auch wir auf dem Wege zur anschauenden Erkenntniß sind. Nichts von dem Allem ist geschehen seit dem Tage, an welchem die Schöpfung begann, weil die Möglichkeit der Fortschritte aller Wesen in gewisse Grenzen eingeschlossen ist. Hundertmal haben wir diese Grenze berührt, und hundertmal sind wir vor ihr zurückgewichen, weil uns nicht zukommt, sie zu überschreiten. Dem Antäus gleich, umklammert der Mensch die Erde, aus der er ward, um mit mehr Kraft gegen den ihn drängenden Gott zu kämpfen, und er steht nur wieder auf, um zu sterben. Diese Fabel des Titanen ist die unveränderliche Geschichte der Welt. Nein, es gibt für die jetzige Organisation des Menschen keine spezifische Palingenesie, weil der Mensch sich der Zeit nähert, wo er seine Rolle auf Erden ausgespielt haben wird, gleichwie die Ueberbleibsel der fantastischen Thiere der fossilen Welt.

Wenn eine Idee so vieles in sich faßt, wie die in diesem Satze enthaltene, so muß sie genau und sorgfältig zerlegt werden, um von denen verstanden zu werden, die sich damit befassen wollen. Die andern können sie ruhen lassen; sie würden doch nichts dabei lernen, und das ist kein großes Unglück; denn, wenn die Hypothese, welche ich jezt auseinander setzen will, nur ein Irrthum ist, so ist eine entschiedene Sorglosigkeit vermuthlich der höchste Punkt, den die Vernunft erreichen kann. Doch

bevor man die Tiefe eines gewagten Gedankens aufschließt, sollte man ohne Zweifel sagen, wie man dazu gekommen ist, und welchen Nutzen man, zum Vortheile der jetzigen Geschlechter, daraus zu ziehen hofft. Dies sind zwei Dinge, die ich nicht weiß und um welche ich mich nie bekümmert habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach Padua hatte mit dem von Verona nach Vicenza viel Aehnlichkeit: dieselbe Fruchtbarkeit, dieselben Pflanzungen; vielleicht mochten gegen Padua hin die Baumgruppen häufiger seyn. Es war schon um die vierte Nachmittagsstunde, als wir durch eine Reihe von Landhäusern, die mit Gartenlauben und schönen Facaden geschmückt waren, Vicenza verließen. Der Weg dehnte sich so lange, daß der Abend hereinbrach und sich die Aussichten bis auf die nächsten Umgebungen in Dunkel hüllten. Ein frischer Wind erhob sich, der uns die Nähe des Meers verrieth, und so mild er war, so trieb er doch am Rande des westlichen Horizontes eine Wolke zusammen, welche sich bald in häufigen Wiederholungen mit einem malerischen, wetterleuchtenden Zickzack entlud. Am späten Abend trafen wir in Padua ein, das heißt, zu einer Zeit, wo die Straßen erst anfingen, lebhaft zu werden. Es überraschte uns, die ganze Stadt mit Säulengängen durchzogen zu finden; sie müssen namentlich, da sie allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt sind, dazu beitragen, daß Padua ein alterthümliches, bemoostes Ansehen erhielt, wie wir am folgenden Morgen wahrnahmen. Unsere Herberge war an einem lebhaften Platze gelegen und galt für einen der ersten Gasthöfe. Das erhandelte Zimmer war in der That höchst freundlich und ansprechend, wie man es von einer neuen Einrichtung, mit welcher sich der Wirth des stella d'oro brüstete, erwarten konnte. Doch welcher Reisende hätte selbst in der elegantesten Wohnung bleiben können, während die Straßen von Lustwandelnden wogten und alle öffentlichen Plätze durch sie belebt waren? Wir mischten uns unter sie und geriethen bald in die Nähe der Universität, welcher gegenüber ein Etablissement steht, das in Europa seines Gleichen sucht. Ein großes Gebäude war bis in seinen kleinsten Winkel nichts als eine Eisbude. Sieben bis acht großartige Säle von der glänzendsten Ausstattung, auf das Brillanteste erleuchtet, mit Marmortischen besezt, zogen sich in unmittelbarem Zusammenhang um den innern Kern des Hauses herum, welcher aus mehreren ausgezeichneten Sälen und einem höchst eleganten Büffet bestand. Ich war nie in Paris, kenne die Anlagen Tortonis nicht, zweifle aber, ob man in einer so glänzenden, großartigen Umgebung bei ihm seine Panacee schlürfen kann. Gereiste Leute, mit denen wir zusammentrafen, versicherten, daß die Sorbettiere von Padua bald eines europäischen Ansehens genießen werde. Rechnet man hiezu, daß sich nach langem vergeblichem Suchen hier zum erstenmale wieder die allgemeine Zeitung blicken ließ, daß die Einnahme von Lissabon und die inzwischen in der Schweiz ausgebrochenen Unruhen unsere Neugier und Combination beschäftigten, so wird man es erklärlich finden, daß wir die Merkwürdigkeiten Padua's nicht aus der Finsterniß mit den Händen heraustappten, sondern so lange an diesem Orte verweilten, bis wir das Bedürfniß der kürzesten Rückkehr nach unserer Stella d'oro empfanden.

Wer schildert aber unser Erstaunen, als wir vor dem Gasthofe aus einem eben anfahrenden Wagen mit bekannten Stimmen angerufen werden, und im nächsten Augenblicke die beiden Buchhändler aus ihm herausspringen sehen! Der jüngere fliegt mir um den Hals und ruft mir in verworrenem Durcheinander zu: „Ich habe ihm keine Ruhe gelassen und er hat selbst keine gehabt. Italien ist sehr groß, und wir thaten närrisch, es mit unserm Verstande messen zu wollen. Wir fuhren Ihnen nach, denn ich liebte Sie seit jenem Augenblicke, als Sie das Thal von Innsbruck mit dem dreigespaltenen Kelche einer Tulpe verglichen. Können wir hier wohnen?" Raum war genug, und der ältere Bruder, dem es nicht so kalt um das Herz war, als er sich das Ansehen gab, entschuldigte sich, daß er das für uns schon bestimmte Zimmer wieder für vier eingerichtet wünschte. Warum nicht? diese Anordnung war bald getroffen; die ungeschminkte Natürlichkeit des jungen Mannes brachte wieder einen vollkommenen Frieden zu Stande, und der folgende Tag, der sonnig in unser Fenster schien, fand uns so gut einverstanden, als sey unser Vernehmen durchaus keinen Augenblick gestört gewesen. Nichtsdestoweniger erhielten wir vom ältern Bruder noch einige Erläuterungen, die aber nichts waren, als die Umschreibungen eines Peccavi, bei denen er sich nichts zu vergeben brauchte. „Der Gedanke einer italienischen Reise," sagte er, „entstand in mir nur zufällig, als ich mich in Geschäften nach München begeben hatte. Man erzählte mir so viel von Italien, schilderte den Weg dorthin so schnell gemacht, daß ich mir zulezt sagte: ein Vorsprung, wie der von meiner Heimath nach München, ist sobald nicht wieder gewonnen. Ich ging nach dem Gardasee; Sie wissen das Alles; aber damals dacht' ich, du könntest Mailand sehen; wann wirst du wieder einen solchen Vorsprung erhalten, wie du ihn schon hast! Sie sehen, daß ich auf diese Art so viel Vorsprünge hatte, daß ich billig in Alexandria

oder in Konstantinopel ein Ende genommen hätte. Und meine schriftstellerischen Absichten? Sie haben nicht Unrecht, sie lächerlich zu machen; aber Sie sollen mich entschuldigen lernen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro. Kirchliche Zwiste.

Ein Mann, welcher dem Abentheurer sein ganzes Vermögen geopfert hatte, wurde rein toll; der arme Robertson soll, wie schon früher erwähnt, eine Wittwe geheirathet haben, die fast allein noch von allen Anhängern des Verurtheilten fest in dem Glauben verharrt, daß er nächstens mit erneuertem Glanze aus allen diesen Prüfungen hervorgehen, seine Feinde bestrafen und seine Getreuen mit Ruhm krönen werde; die meisten aber läugnen, daß sie je Antheil an ihm genommen, und wollen ihn immer für einen halb tollen Betrüger gehalten haben. Seine jüdischen Freunde, und besonders seine Freundinnen, hatten sich inzwischen nie überzeugen können, daß es dem Manne, der mit so vieler Salbung von den Patriarchen, von Moses und David gesprochen hatte, mit seiner Vertheidigung des Christenthums Ernst sey. Anfangs hielten sie es für eine Finte; da aber am Ende diese Ansicht nicht Probe halten wollte, so mußte es Wahnsinn seyn. Mit dieser Idee im Kopfe erinnerte sich eine derselben, vor acht bis neun Monaten eine Anzeige gelesen zu haben, wornach ein Mann, Namens Nicholl Thom, aus Truro in Cornwall, sich mit einer bedeutenden Summe Geldes von den Seinigen entfernt und seit mehrern Monaten nichts von sich hören lassen, daher die Angehörigen denjenigen, der zu dessen Beischaffung behülflich seyn würde, ansehnlich zu belohnen versprachen. Gleich damals war der Leserin die Aehnlichkeit der Beschreibung mit dem Unbekannten aufgefallen, ohne daß sie es jedoch über sich vermochte, den Grafen Rostopchin Rothschild zu Nicholl Thom schlechtweg zu degradiren. Jezt, wo der große Mann als verurtheilter Verbrecher im Gefängnisse saß, fiel ihr die Anzeige auf's Neue ein. Der Zufall wollte, daß sie sich des Namens und der Adresse erinnerte; sie schrieb an Mistriß Thom, sie kenne einen Mann, auf welchen jene Beschreibung passe, und verlangte, man möchte ihr etwas von seiner Handschrift zur Vergleichung schicken. Dies lehnte man ab, bat sie aber, von ihrer Seite etwas von der Handschrift der Person zu schicken, die sie für den Gesuchten halte. Dies that sie, und wenige Tage darauf erschienen Mistriß Thom und ihr Bruder in London und wurden nach Maidstone gewiesen, wo sie auch sogleich in dem Gefangenen den Gatten und Schwager erkannten. Er aber, bei dem sich nach seiner Verurtheilung der Wahnsinn stärker entwickelt hatte, wollte sie nicht kennen, und weigerte sich mehrere Tage lang, Nahrung anzunehmen. Glücklicherweise kam die Frau auf den Gedanken, ihn als Sir William zu behandeln; dies gab ihm neue Lebenslust, und er nahm nun von ihrer Hand Alles an. Inzwischen gelang es der Familie, die nöthigen Beweise zu liefern, daß man schon längere Zeit Spuren von Geistesverwirrung an ihm bemerkt, obgleich dies ihn nicht gehindert hatte, sein Geschäft als Böttcher und Branntweinbrenner zu betreiben. Er war nicht glücklich verheirathet, was ihn wohl mit bewegen mochte, sich oft Wochen lang von Hause zu entfernen. Dabei war er der behendeste Ringer, Ruderer und Ballschläger in der Gegend, spielte mehrere Instrumente, und hatte — obgleich ohne eigentliche Bildung — Manches, was ihn vor seinen Mitbürgern auszeichnete. Die Beweise müssen auch gültig befunden worden seyn; denn nach Verlauf von drei Monaten wurde Sir William Courtney, Malteserritter u, s. w., statt deportirt zu werden, seiner Familie als der wahnsinnige Nicholl Thom zur Aufsicht übergeben. — Sic transit gloria mundi.

Es herrscht in diesem Augenblick bei uns große Gährung in den Gemüthern. Die dissentirenden Protestanten, obgleich in zahllose Sekten zersplittert, vereinigen sich alle in dem einen Punkte, daß sie die bischöfliche Kirche hassen und vom Staate trennen wollen. Natürlich stimmen ihnen hierin die Katholiken, so wie das Heer der Ungläubigen und Gleichgültigen bei, und die meisten von denen, welche der Kirche treu anhängen, thun nichts zu ihrer Vertheidigung, weil sie Manches daran verbessert zu sehen wünschen und sich schmeicheln, daß die Geistlichkeit sich diese Reformen um so eher gefallen lassen werde, wenn sie sich von so vielen Seiten her bedrängt sieht. Was die Sekten mit Recht verlangen können, ist die Veranstaltung einer Civilregistratur für Geburten, Ehen und Begräbnisse, so daß sie nicht länger genöthigt wären, zur Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte sich den Ceremonien der Staatskirche zu unterwerfen; ferner, daß ihnen erlaubt werde, zu Oxford (wie sie es bereits einigermaßen zu Cambridge können) ohne Gewissenszwang zu studiren. Auch wäre es billig, wenn man ihnen gestattete, ihre Todten auf den Gemeindegottesäckern selbst zu begraben. Da aber viele der gewissenhafteren Christen gewiß mit Recht der Meinung sind, daß eine Verbindung der Kirche mit dem Staat der allgemeinen Sittlichkeit förderlich sey und die Religion in äußerer Achtung erhalte, wenn auch zuweilen dadurch ihr inneres Wesen gefährdet werden möchte, so können die Sektirer nichts dagegen haben, wenn die bischöflichen Protestanten es wagen wollen, ihre Religion mit dem Staate in Verbindung zu lassen. Dazwischen lassen sich Stimmen vernehmen, welche im wahren Geiste der christlichen Liebe dem Sektenwesen ein Ende zu machen wünschen und daher vorschlagen, daß man statt der so kunstreich zusammengesezten neun-und-dreißig Artikel, welche sich am Ende doch jeder Denkende auf seine eigene Weise erklären muß, das apostolische Glaubensbekenntniß zum Symbol wähle, woran alle Mitglieder der Kirche Christi einander erkennen könnten. Dem bigotten Eiferer blieben alsdann noch immer die Socinianer übrig, die er als Ungläubige hassen könnte. Auch wäre eine solche Vereinigung wohl denkbar, wenn es sich bloß um Meinungen handelte. Aber mit den neun-und-dreißig Artikeln sind fürstliche Prälaturen und ein Einkommen von vielen hunderttausend Pfunden verknüpft, und eine Sekte, welche sich im Besize solcher Würden und Reichthümer befindet, wird sich nicht beeilen, die Anzahl der Konkurrenten um die fetten Bissen zu vermehren. Freilich gibt es auch viele Anhänger der bischöflichen Kirche, besonders unter den gemeinern Klassen, welche der Klerisei diese Güter mißgönnen; aber das sind die, welche ihre religiösen Grillen hinsichtlich einer reichen Geistlichkeit haben, oder bloß vom Schwindel der Neuerung ergriffen sind, oder sich in keiner Lage befinden, worin sie von diesen reichen Stiftungen der Vorzeit für sich oder die Ihrigen einen unmittelbaren Vortheil erwarten. Da aber gerade die, welche sich in dieser Lage befinden, für jezt noch das Schicksal der Nation lenken, so ist auch für jezt an keine solche Erweiterung der Kirche zu denken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Februar 1834.

Wer eine Abgeschmacktheit abbittet, kommt leicht in den Ton, daß er am Ende doch Recht haben will.

Voltaire.

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

„Unsere Literatur," fuhr der Buchhändler fort, „ist in einem charakterlosen Zustande, es fehlt ihr an momentanem Gepräge, und der Buchhändler ist es, der darunter am meisten leidet. Meine Kollegen hatten bisher immer nur daran gedacht, Bedürfnisse zu befriedigen und Lücken zu füllen, niemals, selbst die Nachfrage zu bestimmen. Ich glaubte, die Theilnahme des Publikums habe sich in neuerer Zeit allein dem Fache der Reisebeschreibung, der Länder- und Völkerkunde hingegeben, ich habe in dieser Branche zahllose Schriften verlegt, und nicht so viel Gelehrte in mein Interesse ziehen können, als ich zu bedürfen glaubte. Die Gelegenheit, selbst an das Ausfüllen der Lücke zu gehen, war durch den Zufall gegeben. Sie haben mich deßhalb so hart getadelt, daß ich sie nicht von mir wies. Ihr Gewissen verzeihe Ihnen; Sie haben mir harte Dinge gesagt. Aber kurz nach Ihrer Abreise empfing ich einen Brief; mein Geschäftsführer schrieb mir, daß es mit der Länder- und Völkerkunde zwar noch immer gut stehe, aber nicht in Form von Reisebildern und Genregemälden, sondern als Futter für Pfennig- und Hellermagazine. Die Farblosigkeit der Literatur hat sich überlebt, eine neue Bahn ist gebrochen, und ich stehe gern ab, mich länger für die Nation aufzuopfern. Da haben Sie den Grund meiner Rückkehr; das Vaterland hat sich selbst geholfen; meine Sendung ist nicht mehr nöthig. Gewiß bleiben wir noch recht lange zusammen?" Er war ein Fuchs, dieser gute Freund; er lachte zufrieden über seine Vertheidigung und schloß sich unserm Führer an, der schon längst wartete, um mit uns in der alten Stadt die Runde zu machen.

Dieser Cicerone war ein Franzose, höchst gewandt und verschlagen, und schien von dem Ohre der hiesigen Behörden nicht weit entfernt zu stehen. In einer Universitätsstadt gibt es mancherlei Phantasien und Schwärmereien, über welche sich das Gouvernement zu unterrichten hat. Unser Franzos hatte ein sehr schlaues Ansehen; doch was kümmert uns das? Er wird uns in Paduas Sehenswürdigkeiten einführen, durch sein gefälliges, polirtes Wesen vielfach unterhalten und zufrieden von uns scheiden. — Wir gingen zunächst durch die äußerst belebten Straßen nach einer einfachen, alten Kirche, welche eine sehr hohe Wölbung trug, aber keine Säulen hatte. Es war die Kirche der padri Eremitani, so bekannt durch ausgezeichnete, leider von der Zeit verbleichte Freskomalereien und durch ein Denkmal, welches Canova für das Grab eines Nassauischen Prinzen verfertigt hat. In der Universität, welches ein ziemlich kleines, Palladios

Namen tragendes Gebäude ist, sahen wir auf dem Viereck des Hofes einige Studenten unter den Säulengängen wandeln, die aber zum großen Theil Seministenkleidung trugen und zum geistlichen Stande gehörten. Rings an den Wänden waren, aus Stein gehauen, die Wappen der Professoren seit den ersten Zeiten aufgehängt, welche die Stelle der Doktordiplome vertreten zu haben scheinen und von der Universität verliehen wurden. In einer Nische zur rechten Hand steht die Statue einer Professorin der Philosophie, die noch im vorigen Jahrhundert lehrte, und um auf ihren transcendentalen Umgang mit jungen Studirenden kein übles Licht fallen zu lassen, sich Lukretia nannte. Sehr merkwürdig für die Geschichte des Tages schienen uns am schwarzen Brette die Relegationen von dreihundert Studenten, die sich politischer Umtriebe verdächtig gemacht hatten. Von hier aus sezten wir unsern Fuß auf den Justizpallast zu, der gänzlich verödet steht und zu den heterogensten Zwecken benuzt wird. Auf der vordern Treppe ist über dem Eingang in den großen berühmten Saal der Gerechtigkeit die Göttin Justitia abgebildet, wie sie den Finger auf den Mund legt und dem Verbrecher andeutet, daß sein Loos noch nicht gezogen sey. Auf der entgegengesezten Seite ist die Sache schon abgemacht, und Justitia zeigt ein offenes Papier, welches das Urtheil enthält und dem Angeklagten erlaubt, entweder zur Linken in die freie, nicht criminelle Welt zurückzukehren, oder ihn auf die rechte Seite schickt, wo sich das Gefängniß, der Pranger und alle Anstalten zur Hinrichtung befanden. Der durch seine Größe weltbekannte Gerichtssaal ist niedrig und dunkel, rings mit braunen, aus der Vergangenheit erhaltenen Pulten besezt, und am äußersten Ende noch immer durch das Brustbild des Pataviners Livius geschmückt. Herr v. Raumer konnte zu dem großen Geschichtschreiber nicht durchdringen, weil er mit Mehlsäcken umringt war, ich traf diesen Raum zur Aufbewahrung und Anfertigung von Dekorationen bestimmt.

Der Platz der Signoria ist ein schöner, großer Raum, den rings die ansehnlichsten Gebäude und zwei Standbilder zieren. In derselben Gegend, wo einst zur Zeit der Revolution eine Statue der Freiheit stand, ist jezt die Hauptwache gelegen. Die Kathedrale befindet sich diesem Platze zunächst. Diese Kirche ist durch ihre Erinnerungen an Petrarka, welcher hier Diakonus war, und durch Tizians Madonna berühmt. Wir schwelgten im Anblick dieses Meisterwerks, welches den Altar einer kleinen Kapelle schmückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich suchte mit Cuvier, der eine incarnirte Vernunftidee war, in die Geheimnisse der Urwelt einzudringen, und habe nur bedauert, daß er den Cyklus von Folgerungen, in den er mit so viel Glück eingetreten war, nicht durchlaufen konnte, um die Geheimnisse der neuen oder zukünftigen Welt zu enthüllen; Geheimnisse, welche nicht minder augenscheinlich sind, denn alles, was in der Schöpfung konsequent ist, ist auch wesentlich darin. Die Kette der Wesen brach in seiner Hand beim Ringe des Intellektuellen; sie mußte nur wieder angeknüpft werden. — Da wurde mir klar, daß alle Rathschlüsse der Schöpfung zu ihrer Zeit in Erfüllung gegangen seyen, diejenigen ausgenommen, durch welche des Menschen Daseyn hätte vervollständigt werden sollen, und daraus schloß ich, daß, da des Menschen Schicksal nicht vollendet, der Mensch selbst auch nicht der Schlußstein der Schöpfung seyn könne. Er ist in dieser nur eine flüchtige Episode, deren Entwicklung sich in der Haupthandlung verliert. Ich sah ein, daß dieses Leben voll Spott und Irrthum, welches wir hier auf Erden führen, und welches sonst wie das ironische Spiel eines bösen Geistes erscheinen würde, im Gegentheil gerade das ist, was es in dem stets lebendigen und fortschreitenden System einer nie rastenden Schöpfung seyn soll. Ich lernte endlich eine vollständige, eine erhabene Schöpfung begreifen, deren großes Ganze den unruhigen Zweifeln unseres so leicht zu erschütternden Glaubens nichts zu wünschen übrig läßt, und welche verdiente, Gottes Werk zu seyn, wenn sie es nicht wäre. Und das Gewicht dieser Ueberzeugung hat mich in den Staub niedergeworfen, weil sie im Lichte so hoher Gewißheit, so vieler Vernunftschlüsse zu mir gelangte, daß ich nicht glauben konnte, sie komme nur aus mir selbst.

Aus mir! großer Gott! aus einem wankelmüthigen, schwachen, reizbaren, inkonsequenten Wesen, welches sich in seinem eigenen Lebenslaufe täglich irrt und in dem menschlichen Schlamme sich herumwirft, wie in den Windeln seiner Wiege; aus einem jener Greise im Mannesalter, welche ihr leibliches Gefängniß schon lange belästigt und welche im Kampfe gegen das Leben die Triebfedern ihres Muthes abgenüzt haben! Wahrlich, ich bin weder ein Sektirer, noch ein Thaumaturg, noch ein Prophet; ich bin kein Philosoph, ich würde sogar Bedenken tragen, ein Denker zu seyn, im weitern Sinne des Wortes, weil die Fähigkeit, zu denken, beinahe immer schlecht gebraucht wird. Die Wahrheit hat sich mir weder in Mosis brennendem Busche, noch in Numas

Hain geoffenbart; sie hat mich weder auf Elias Wagen, noch auf Abaris Pfeil in die Wolken erhoben; sie ist weder in einer leuchtenden Offenbarung wie zu den Evangelisten, noch in strahlender Begeisterung wie zu den Dichtern zu mir gelangt. Ich habe sie mit der Aufrichtigkeit einer reinen Seele gesucht, und vielleicht habe ich sie gefunden. Wenn dem so ist, so werdet ihr sie an einem untrüglichen Zeichen erkennen: ihr werdet sie verstehen. Alles, was einem aufmerksamen Geiste nicht verständlich ist, alles, was die Seele nicht mit der Klarheit der Erinnerung und der Lebhaftigkeit des Gefühls fassen kann, ist nur Wahrheit des Dialektikers, Wahrheit des Sophisten, eine scholastische und Bücherwahrheit, das heißt Irrthum oder Lüge. So bald man in sich selbst den Unterschied dieser beiden Wahrheiten erkennt, und mehr fordere ich nicht von denen, die mich zu lesen würdigen, werden sie auch so viel wissen, als ich, wenn ich etwas weiß, sie werden besser wissen als ich, ob ich irre, und können mich verlassen oder mir folgen.

Dieser Anfang wird abstoßender ausgefallen seyn, als ich wünschte, aber wir werden mit einigen Schritten herausgelangen. Die Schwierigkeit, der ich begegnete, ist unvermeidlich, wenn man auf noch nicht gebahntem Wege zu einer noch nie geöffneten Pforte gelangen will. Doch werde ich diese nicht gewaltsam aufbrechen, denn ich habe den Schlüssel dazu.

Es wäre heutzutage wohl unnütz, auf den Spott umständlich zurückzukommen, mit dem die Genesis in dem traurigen Zeitalter der Philosophen überhäuft worden ist. Zwei Worte werden genügen, dieses Treiben gehörig zu würdigen, das nichts ist als der Ausdruck eines unwissenden Pedantismus und eines leichtfertigen Eigendünkels. Erstens: die Tage der Genesis waren nicht Tage von vier-und-zwanzig Stunden, wie einige einfältige Scholiasten haben beweisen wollen. Die tägliche Vertheilung unserer Stunden gehört unserem Erdball an, welcher noch nicht geschaffen war, als das Licht geschaffen wurde, durch eine Macht, welche nicht, wie unser Pariser Institut, gerade Osten in Bercy und Westen in Vaugirard hatte. Die Tage der Schöpfung sind also nach dem Laufe einer andern Sonne berechnet, welche nicht die des Menschen ist, und deren Lauf kein Mensch kennt. Zweitens: die Sternkunde, die Physik und die Naturgeschichte der Bibel sind keine dogmatischen, sondern sinnliche Thatsachen. Diese Lehren sind dem menschlichen Verstande mit weisem Maaße zugetheilt worden, und sind also dem mittlern Grade der Fassungsgabe der Menschheit angemessen. Sie sind ganz, was sie seyn sollen, weil sie für den Menschen bestimmt sind, und zwar für den aufdringlichen Menschen, dessen Natur eine vollkommene Lehre nicht ertragen hätte, und gerade ihre scheinbare Unvollkommenheit macht ihre Spezialität aus. Es gibt einen Katechismus für den wilden Irokesen, es gibt einen für Pelisson und für Turenne, es gäbe einen für Sokrates, wenn Sokrates wieder auf die Welt käme; die Bibel ist für Alle. Indem uns Esra und andere Rhapsoden der Bibel die Geschichte der Schöpfung des Menschen für den Menschen zuschneiden wollten, ohne Ehrfurcht für das augenscheinlich Unbestimmte, welches der göttliche Schriftsteller darin ließ, haben sie die Genesis völlig entstellt. Je mehr man auf den ersten Text und die ersten Ausleger derselben zurücksieht, desto mehr überzeugt man sich, daß die Woche der Schöpfung nicht vollständig ist, und daß darin einer jener Tage fehlt, deren Minuten Jahrhunderte sind.

Dieses ist keine verwegene Behauptung. Schon der h. Hieronymus und der h. Augustinus haben sich damit beschäftigt; die ältesten Commentatoren, welche Johann Mercerius angibt, glaubten, daß dieser weggelassene Tag durch die Schöpfung der, dem Menschen überlegenen, höhern Geister ausgefüllt worden, und daß dieser Tag der **zweite** seyn müsse, was jedoch dem bekannten, fortschreitenden Gange der schöpferischen Kraft nicht angemessen ist, die stets vom Einfachsten zu dem Vollkommenen fortschreitet, wie wir später sehen werden. Neuere hebräische Kritiker verbesserten diesen Fehler auf eine sehr rationelle Weise, indem sie in diese Lücke den **sechsten** Tag setzten und, wie ihre Vorgänger, diesem Tage die Schöpfung des intuitiv-erkennenden Wesens (être compréhensif) zuschrieben, so daß, nach ihrer Hypothese, das vollkommenste Wesen der Schöpfung gleich nach dem Menschen, in der logischen Ordnung der Progression, zum Vorschein kommt. Diese kamen der Wahrheit nahe, ohne es zu wissen und ohne sie zu kennen, indem sie in eine schon vergangene Zeit setzten, was doch nur unfehlbare Nothwendigkeit der Erfüllung der Dinge ist, oder vielleicht offenbarten sie nur, was ihnen zu offenbaren gegeben war; aber der Grundsatz war gewonnen, und er steht fest. Der weise Ambrosius Catharin, Erzbischof von Gonza, erklärt diese Zurückhaltung, indem er sagt, der Mensch sey weder fähig, noch würdig, dieses Geheimniß zu fassen. Es ist auch in der That ein wundervolles Geheimniß, der Begriff eines zwischen Gott und den Menschen gestellten Wesens, ein Begriff, den übrigens die Kirchenlehre selbst ihren Gläubigen gibt, obschon diese Idee aus keiner Stelle der heiligen Schrift ausdrücklich hervorgeht, in welcher der Engel nur als ein Geschöpf sui generis, von Gott als Botschafter gebraucht, bezeichnet wird.

Hier ist also eine Thatsache der Anschauung, nicht der Offenbarung, und eine Thatsache, welche allen Menschen, allen Jahrhunderten und allen Glaubensweisen gemeinschaftlich ist, nämlich die nothwendige Existenz eines intuitiv-erkennenden Wesens. Hier ist ein and

der Kritik der heiligen Schrift sich ergebendes Faktum, ein von Christen und Juden, Gelehrten und Heiligen anerkanntes Faktum, nämlich die materielle Lücke von einem Tage in der mystischen Woche der Schöpfung. Ich weiß darnach und werde darthun, daß die intuitiverkennende Gattung seyn und die Schöpfung sich seiner Zeit darin vollenden wird.

Was ich hier niederschrieb, richte ich an meine Brüder, die Christen, welche ein ungerechter Zweifel hätte abhalten können, mir bei den Entwicklungen zu folgen, wozu mich diese Vordersätze führen werden, und ich bemerkte dies, um ihnen zu zeigen, daß die Wahrheit, die ich durch sie selbst, das heißt dadurch, daß ich sie ausspreche, beweisen will, den Lehren der heiligen Schrift durchaus nicht zuwider läuft, sondern im Gegentheil die Entwicklung dieser Lehren ist. Und jezt verlasse ich die Theologen und befrage die Weltweisen; ich lerne von denen, die nichts glauben, und wenn wir, um den unbekannten Weg, auf welchen ich mich wage, zu erhellen, der unendlichen Lichtmasse, die heutzutage die Welt beleuchtet, einige Strahlen entlehnt haben werden, schreiten wir auf diesem Wege ohne Hinderniß fort; denn was ich dann noch zu sagen habe, erfordert von meinen Zuhörern nur Aufmerksamkeit und guten Willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Die Opernbälle.

Da dieses Jahr der Fasching so kurz ist, so haben sich die Tanzlustigen und die Ballunternehmer getummelt, um die kurze Zeit recht zu genießen oder genießbar zu machen. Es ist daher beinahe von nichts als von Bällen die Rede, und man sollte glauben, die Pariser haben kein anderes Geschäft, als zu tanzen. Vor Allen zeichnet sich durch ihre Bälle die große Oper aus, und der berühmte Dr. Veron ist in diesem Augenblicke der gröste Balletmeister Frankreichs. Schon nach dem lezten Ballette: „der Aufruhr der Weiber des Serails,“ soll ihm die Regierung das Ordenskreuz der Ehrenlegion wegen des glänzenden Zustands der Oper angeboten haben, der ihm hauptsächlich zu verdanken ist. Er aber soll aus Bescheidenheit geantwortet haben, nicht ihm, sondern der unübertrefflichen Taglioni gebühre Ehre und Preis. Da man nun aber eine Demoiselle, wäre sie auch die erste Tänzerin von der Welt, nicht in die Ehrenlegion aufnehmen kann, so ist weder er, noch sie hineingekommen. Dr. Veron war indessen viel zu bescheiden; denn was wäre aus der Oper ohne sein rastloses Bemühen, sie empor zu bringen, geworden? Zwar meinen strenge Kunstrichter, Dr. Verons Eifer äußere sich nicht immer auf die löblichste Art, und es laufe etwas Windbeutelei mitunter, besonders in den prunkenden Ankündigungen, die er über seine Leistungen in die Zeitungen einrücken läßt, oder die seine Freunde besorgen. Man muß jedoch dem Direktor etwas zu Gute halten. Er hat eine schwere Aufgabe zu lösen. Paris ist voll von Schauspielen; die Pariser können jeden Abend unter zwanzig angenehmen Unterhaltungsarten wählen. Um daher den großen Opernsaal zu füllen, bedarf es ungewöhnlicher Anstrengung. Das Publikum muß unaufhörlich an die Wunder und Zaubereien erinnert werden, welche Dr. Veron ihm vorführt. Er muß, wie auf dem Jahrmarkte, Leute an die Thüre seiner Kunstbude stellen, welche die Vorbeigehenden durch Trompetenstöße und anlockende Reden herbeiziehen, damit sie nicht in die Kunstbude des Nachbars ihre Kreuzer tragen. Nachdem der Wunderdoktor die Oper und das Ballet wieder auf einen höchst achtbaren Fuß gestellt hatte, kam es darauf an, auch den längst in Verfall gerathenen Opernbällen wieder zu Ehren zu verhelfen. Schon im vorigen Jahre machte er einen Versuch dazu, der nicht übel ausfiel; aber seine besten Einfälle hat er für dieses Jahr aufgespart. Erst im Jahre 1834 sollte Paris sehen, was ein Veron erfinden kann, um die unersättlichen Pariser zu belustigen. Der Zufall kam ihm dabei zu statten. Es mußte der König von Spanien sterben, damit das spanische Ballet einstweilen eingestellt werden und sich nach Paris begeben könnte, und so hat denn Paris durch Ferdinands Tod und Verons Fürsorge ein Schauspiel bekommen, das ihm sonst nicht zu Theil geworden wäre, nämlich Boleros, Manchegas, Zapateados und dergleichen auf dem Opernballe. Ohne diesen Umstand würde Paris die allerliebste Senhora Dolores Serall und die Senhora Manuela nicht bewundern können mit ihren südlichen Tänzen, von deren Lebhaftigkeit und Anmuth man hier nur einen unvollständigen Begriff hatte. Die Völker haben von der Züchtigkeit beim Tanze verschiedene Begriffe. Gewiß ist der Balletanz bei der hiesigen Oper nichts weniger als züchtig; dennoch würde das Pariser Publikum über die Unanständigkeit eines andalusisch-maurischen Tanzes schreien, wenn man ihm denselben in seiner ächten Gestalt vorführte. Man sagt, aus diesem Grunde habe der Operndirektor die Senhoras gebeten, ihre südliche Gluth etwas zu dämpfen und den maurischen Tanz nur in ganz gemäßigter Gestalt den Parisern vorzuführen. Es scheint, die Pariser Damen fürchteten Anfangs, sie würden Anstands halber dem Tanze der spanischen Bailaderos nicht beiwohnen können, und es fragten einige wirklich, ob man ohne Erröthen dem neuen Schauspiele zusehen könne. Ueberhaupt macht der Tanz jezt der Polizei und den Ballentrepreneurs viel zu schaffen. Die jungen Leute von schlechtem Tone in Paris haben einen Tanz, gegen welchen die Polizei zu Felde zieht. Im vorigen Jahre mußte der Opernball einmal unterbrochen werden, weil ein Trupp junger Leute ihren Zapateado, des Verbots ungeachtet, aufführen wollte. Auch kommt es ziemlich häufig in dieser Jahrszeit vor, daß junge Leute vor das Polizeigericht geführt werden, weil sie sich erlaubt haben, den unanständigen Tanz in irgend einer Kneipe der Vorstädte aufzuführen. Jene spanischen Tänze sind nicht der einzige Reiz der diesjährigen Opernbälle. Dr. Veron hat auch den Einfall gehabt, den Parisern die Trachten der vorigen Jahrhunderte darzustellen. Die berühmtesten jungen Künstler sind von ihm aufgefordert worden, Zeichnungen dieser Trachten zu liefern. Dies war eben nicht nöthig; es hätte nur einen mittelmäßigen Künstler gebraucht, um solche Trachten nach vorhandenen Bildern genau zu kopiren; Fleiß war hier wichtiger als Kunst; allein die Namen sind von großem Gewicht in Paris, und wenn der Operndirektor ankündigen kann: diese Trachten sind nach den Zeichnungen Paul Laroches, Cicéris u. s. w. verfertigt, so thut dies eine viel größere Wirkung, als wenn es bloß hieße, man habe sich nach den Porträts und Miniaturgemählden in alten Handschriften gerichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Februar 1834.

— Umzuschaffen das Geschaffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Gothe.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Die Geologie hat ihre Genesis nicht niedergeschrieben, und dies war auch der Mühe nicht werth; denn sie ist in der ganzen Natur geschrieben. Die Geologie, übrigens eine herrliche Wissenschaft, ist nur eine Experimentalwissenschaft, eine Wissenschaft der Thatsachen. Sie gehört ganz der Vergangenheit an. Diese geologische Genesis wollen wir deutlich, handgreiflich und sprechend auseinanderlegen. Hier ist sie.

Im Anfange wurde die Materie, die Materie, die hier in Luftströmen sich ergießt, dort in klingenden und leuchtenden Flüssigkeiten sich ausbreitet, in Atome und Monaden sich zertheilt, begabt in allen ihren Theilchen mit dem Vermögen, zu seyn und hervorzubringen, erfüllt mit dem Triebe des Fortschreitens, der befruchtenden Liebe, der alma Venus des Lucretius, das heißt, mit dem Prinzip der Bewegung und des Wachsthums, dem unsterblichen Beförderungsmittel aller Existenz. Und dieses war am ersten Tage jenes Zifferblatts, dessen Eintheilungen wir nicht zu bezeichnen, dessen Durchmesser wir nicht zu berechnen vermögen. Die Materie folgte den Gesetzen ihres Wesens, sie sollizitirte, sie antizipirte sie zuweilen, faßte Antipathien, unterwarf sich gewissen Affinitäten, bildete sich zu Kugeln, Würfeln, Prismen, Polyedern aller Art, wurde Welt oder Sand, gleichviel! Sie wuchs, dehnte sich, vergrößerte sich durch Juxta-Position. Dies war ein Beginn von Leben und geschah den zweiten Tag.

Die Lebensungeduld in ihr ließ sie nicht stille stehen. Ihre Poren öffneten sich auf einmal einem Saft, einer Cirkulation, dem neuen Phänomen einer nährenden Intus-Susception. Sie ging von ihrer ursprünglichen Weise des Wachsthums auf eine erst willkührliche, dann regelmäßige, dann endlich beständige Weise von Wiedererzeugung über. Ihre dunkeln, mechanischen Affinitäten machten einer beinahe vernünftigen Sympathie Platz. Sie wuchs, sie erhielt Geburt, Leben und Tod, den Tod, das nothwendige Erforderniß bei Allem, was sich vervollkommnet, und den das Steinreich nicht kannte. Sie bildete aus diesen seit Jahrtausenden angehäuften, fruchtbaren Trümmern von Generationen einen jungfräulichen Humus, in welchem alle Pflanzen der Erde in einer unendlichen Reihe von Gattungen keimten. Dieses war der dritte Tag.

Die Pflanzenwelt lebte bloß, sie mußte auch empfinden. Die immer thätige Materie trachtete so lange nach neuen Verwandlungen, bis sie Organe erhielt,

nämlich die Fähigkeit, zu empfinden, die Fähigkeit, äußere Gegenstände zu fassen, und das Vermögen, sich von der Stelle zu bewegen. Die Thiere kamen zum Daseyn, und der vierte Tag verstrich wie die andern, in drängenden Trieben, in Versuchen, Fortschritten und Entwicklungen. Die vollkommenern Gattungen wurden gesellig, arbeitsam, erwerbsam, gestachelt von jenem unersättlichen Trieb, der alle Geschöpfe in Unruhe erhalten wird bis zum Tage der Ruhe.

Der fünfte Tag war der Tag des Menschen oder des denkenden Wesens, und dieser fünfte Tag ist der lezte der philosophischen Schöpfung. Weiter kann man nur durch Induction gelangen, und jede wäre falsch, wenn der Mensch, wie er es sagt, aber ja nicht glauben darf, wirklich das höchste und vollkommenste Wesen einer rationellen Schöpfung wäre. Aber wenn dem so wäre, würde der Mensch nicht mehr nach Veränderung trachten, und kein Geschöpf hat es mit größerer Ungeduld versucht, die Grenzen seiner Sphäre zu überschreiten. Empört gegen die Armuth seiner Organisation, die Trüglichkeit seiner Hoffnungen, das Elend seines Schicksals, sucht er nur sich selbst und andere über den Besitz der Eigenschaften zu täuschen, die ihm fehlen; und der Haß gegen diese Schöpfung, deren Geheimniß er nicht zu ergründen vermag, hat ihn gegen seines Gleichen grausam und gegen seinen Schöpfer undankbar gemacht. Er entrüstet sich über die erniedrigende Unwissenheit, worin die Natur ihn hält, und lästert in seinem gereizten Stolze, weil sein eitles Wissen ihn nicht dahin gebracht hat, zu begreifen, daß er selbst auch nur die vergängliche Schöpfung eines der Tage der Welt sey.

Alle Entwicklungen, welche durch den schöpferischen Instinkt der Materie hervorgerufen worden, sind zu ihrer Zeit in Erfüllung gegangen: Wachsthum, Leben, Gefühl, Gedanke. Der noch nicht erfüllte Schritt, welchen der menschliche Instinkt thun möchte, ist die anschauliche Erkenntniß der Wahrheit.

Ich wünschte nicht, daß man mir vorwerfen könnte, was sich einer meiner Lieblingsschriftsteller selbst vorwirft, nämlich Dunkelheit, indem man sich kurz zu fassen sucht. Diese Entwicklungen der schöpferischen Materie, wie wir sie so eben rasch überblickt, wollen wir daher in ihren zeugenden Fortschritten einen Augenblick verfolgen; doch fordert nicht zu viel von mir, denn ich habe wenig Zeit, wenig Platz und wenig Wissenschaft.

Das Steinreich spaltet sich in Gattungen, Familien und Arten; es ist in seiner Art vollkommen. Der Tag seiner Schöpfung neigt sich seinem Ende zu, aber ein anderer muß anbrechen. Da modifizirt sich das vorherrschende Wesen und vervollkommnet sich; im Magnet erhält es zwei Sinne auf einmal, die Anziehung, welche von weitem die sympathischen Körper herbeiruft, und die Polarität, welche uns später den Weg der Meere geöffnet. Doch dies ist nicht Alles: es erhebt sich in baumähnlichen Stämmen, sproßt in Fäden gleich Zweigen, breitet sich aus in zierlichen Blattformen, fasert sich im Amianth in haarähnlichen Fibern, bricht im Cobalt in bunten Blumenkronen auf, oder flockt sich in der Magnesia in wollichtem Schimmel, rollt sich bei manchen gediegenen Metallarten in glänzende Körner oder dreht und höhlt sich eiförmig um gewisse Krystalle. Und allermittelst kommt die trockene, schuppige, unter der Hand zerreibliche, dem Ansehen nach metallähnliche Flechte, die sich auf dem Metalle festklammert und für den Naturforscher noch lange ein Schwankendes zwischen Oryd und Pflanze bleibt. Damit ist das lebendige Wesen in die Familie der Cryptogamen eingegangen: das Moos starrt wie von thönernen und ehernen Urnen; das Farrenkraut kräuselt seine Blättchen um kiesartige, ocherhaltige Cylinder, und der Erdschwamm überschattet seinen Fuß, indem er sich über demselben wie der Helm eines Klappersteins wölbt.

Unermüdlich verfolgt die Materie ihre organischen Eroberungen: die Pflanze strebt zu empfinden; in den Sinnpflanzen erbebt sie bei der Berührung, in den Fliegenfängern (Dioneen) zuckt sie, bewaffnet und wehrt sich, in der fleischfarbigen Anemone (Clitia), welche die Sonne sucht, in sie schaut und sich nach ihr wendet, sieht sie, im Palmbaum wählt, liebt sie und zieht an sich; in allen Gattungen aber hat sie das Gefühl von Tag und Nacht und den geringsten Zeitabschnitten. Sie grenzt an das empfindende Wesen in dem Byssus, den Conferven und den Polypenhäusern, sie nähert sich dem Thiere, sie bevölkert sich.

Die Wissenschaft muß Namen schaffen für diese Zwischenklasse von Gattungen, und da die erst erfundenen Namen gewiß bezeichnend und wahr sind, so nennt sie sie Zoophyten, das heißt Thierpflanzen.

Dieses schöpferische Prinzip geht sofort immer weiter, aber in Stufenfolgen, welche für die gemeine Aufmerksamkeit unmerklich sind, indem es den Typus seiner plastischen Formen jedesmal kaum verändert. So spiegelt sich mit immer neuen Eigenschaften die Sternstrahlung, welche am Firmamente glänzt, in einer Menge von Krystallisationen und Metallen ab; sodann ist sie schon in den Kelch der Rosaceen übergegangen, vervielfältigt sich in den zierlichen Einschnitten der Sternkorallen (Madreporen), ihren blätterartigen Einwachsungsstellen und ihrer scheibenförmigen Blattbildung. Später findet ihr diese Sternstrahlung wieder in den Wirbelthieren, und in den Wirbeln selbst, welche die Trümmer der fossilen Welt mit so vielen Sternsteinen besäet haben. Während der sensitive Schwamm (fungus) tief im Wasser unter einem Korallenwalde sein glattes, mit feinen,

zerbrechlichen Blättern geschmücktes Gewölbe ausbreitet, ganz wie es sein Pflanzenbruder mitten auf frischem Grasplatze des Waldes thut, klammert sich die empfindliche, sich bewegende Skolopender an die feuchten Felswände mit mehr Fingern an, als das Milzkraut, und windet sich die Schlange um die schlanken Stämme mit mehr Ringeln, als die Liane. Dieses abgedorrte Blatt, welches noch vor den kalten Herbsttagen durch Zufall von dem Gipfel jener Linde herabgeweht zu seyn scheint und wirbelnd zur Erde fällt, seht nur nach, es ist ein Schmetterling; und dieser hübsche Argus, welcher dahinflattert, würdet ihr ihn nicht für ein fliegendes Wintergrün halten? Die Vogeleier selbst sind nur ein Saame, den die Sonne nicht befruchten kann, und welcher nichts hervorbringt, wenn er nicht durch die Mutter ausgebrütet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Fortsetzung.)

Ehe wir den großen Platz del Valle erreicht hatten, trieb uns unser Führer in den Pallast eines Grafen, dessen Namen ich vergessen habe. Dieser Besuch galt weniger den Kopien sämmtlicher Werke Canovas, welche rings eine schöne, helle Rotunde schmückten, als einem höchst kunstvollen, den Sturz der Engel vorstellenden Gebilde, das gegen sechzig Figuren enthielt, die sämmtlich aus einem Marmorstücke geformt waren. In Zeichnung, Gruppirung, in dem charakteristischen Ausdrucke der Gesichtsbildungen zeigte sich eine humoristische Auffassung, welche dem Künstler Ehre machte. Wir hatten den Grafen in seiner ganzen Häuslichkeit überrascht; neben dem Perseus des Canova stand ein Kinderwagen, und bei dem Haupte der Medusa lag eine Puppe. Auf dem genannten Platze befindet sich auch die heilige Kirche der Justina, eine der berühmtesten in ganz Italien. Sie ist oft beschrieben, und ihre einzelnen Vorzüge, z. B. vortreffliche Holzschnitzereien sind vielfach hervorgehoben. Unter den Gemälden tragen viele den Namen eines Paul Veronese und anderer Meister, allein wir hatten wenig Sinn dafür, weil die ewig wiederkehrenden Märtyrergeschichten die blutigen Gegenstände waren. Man wird dieses endlosen Siedens und Bratens, dieser Annagelungen, Durchpfählungen zulezt herzlich müde. Der Platz del Valle ist berühmt durch seine Statuen, die in bunter Reihe rings seine Einfassung bilden und nach dem Maaßstabe aufgestellt seyn sollen, in welchem jeder dieser Männer in Padua seine Studien, und der Universität durch seine Gelehrsamkeit, seinen spätern Ruhm oder seinen Stand Ehre machte. Wir sagten unserm Führer, daß seine Landsleute an vielen Verstümmelungen dieser Bildsäulen Schuld seyen, ja, daß sie manche gänzlich ruinirt haben. „Allerdings," antwortete er; „die Franzosen richteten die Podestas und die Professoren zu Grunde, aber nur diese, weil die Revolution gegen das Gouvernement und den Aberglauben Krieg führte."

Gegen Mittag hatten wir unsern Weg vollendet und berathschlagten, ob wir auf der Brenta in der Nacht, wo sich Alles den Augen verbirgt, unter den Ausdünstungen des unreinen Flusses und einem bunten Mischmasch von Passagieren auf dem täglichen Marktschiff unsere Fahrt nach Venedig fortsetzen, oder uns selbst einen Wagen miethen sollten, und zogen das Leztere vor. Die Ufer der Brenta sind bekannt durch die große Anzahl fortlaufender Villen, welche aus grünen Pflanzungen unabsehbar mit weißen Lichtschimmern hervorblicken. Hier sucht euch die Formen und Grundrisse aus, wenn ihr vor den Thoren eurer Landstädte und Residenzen eine geschmackvolle Verzierung der Straße anbringen wollt! Welche Mannichfaltigkeit in diesen Bauten! Wie alterthümlich und in welch verschollenem Geschmack auch mancher dieser Lustsitze entworfen seyn mag, so ist doch keiner, welcher sich widrig ankündigte oder dem Auge Zwang verursachte. Dies ist die Folge der blühenden Umgebungen. Die Villen der Brenta gehören weniger den Bewohnern Padua's an, als den Venetianern, welche hier erst festes Land unterm Fuße haben. Auch wir hatten den Kontinent in Fusina, dem kleinen Hafen einer der größten venetianischen Lagunen, zum leztenmale betreten. Hunderte von Schiffern umringten uns, die Dienste ihrer schwarzen Barken anbietend. Die Zollbedienten forderten unsere Pässe in die Kanzlei und betrachteten unser unverdächtiges Gepäck von allen Seiten. Jezt endlich haben wir unter den Gondeln gewählt, die Effekten sind geborgen, unsere Personen polizeilich legitimirt, und die Schiffer stoßen vom Ufer. Dort liegt Venetia, aus den salzigen Fluthen auftauchend, die untergehende Sonne schlägt mit glühenden Strahlen an die fernen, marmornen Punkte, es ist ein mährchenhafter Traum, von dessen Zauber wir gebannt sind. Aber wir rücken der Wirklichkeit immer näher, die Barke gleitet schnell über den tief blauen Spiegel, unsere Hoffnungen stecken wir als schwellende Segel auf, und die Flagge der Lust und Freude ist das Zeichen, welches uns dort drüben Einlaß verschaffen wird.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Opernbälle.

Vielleicht ist die Darstellung der Trachten der vorigen Jahrhunderte jezt ungetreu; denn jeder berühmte Künstler wird etwas von seiner Erfindung haben hinzuthun wollen. Dies ist aber dem Publikum, dem es auf Opernbällen um archäologische Richtigkeit nicht sehr zu thun ist, völlig gleichgültig. Man hat sich hauptsächlich an die Hoftrachten gehalten, da diese die glänzendsten sind und daher auch am meisten ins Auge fallen. Erst nach diesem doppelten Schauspiele beginnt der französische Tanz auf dem Opernballe. Seit wenigen Jahren hat die sogenannte Galoppade, oder, wie man jezt kürzer sagt, der Galopp, auf großen Bällen eine große Wichtigkeit erlangt; daher denn auch auf dem Opernballe jezt viel galoppirt wird. Um nun auch diesem Tanze etwas Eigenes zu geben, hat Veron die ausgezeichnetsten Tonkünstler, als Boyeldieu, Auber, Herz, Meyerbeer, Rossini, bewogen, Tanzstücke zum Galopp zu komponiren, was auch geschehen ist; einige bekannte Musikfreunde, wie der Prinz de la Moskowa, Madame G. Lavigne und andere, haben ebenfalls solche Tanzstücke geliefert, und somit kann sich die Oper rühmen, leichte Musikstücke von den berühmtesten Tonsezern in Paris zu haben. Daran hat Veron wohl gethan, und einige dieser Tonsezer, wie Rossini und Boyeldieu, welche schon lange keine Opern mehr sezen, sind dadurch wenigstens veranlaßt worden, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Zwar hat Rossini vor einiger Zeit zu der Kirchweihe des Dorfes neben dem Aguadoschen Schlosse, worin er sich während der schönen Jahrszeit aufhält, die Kirchenmusik gesezt; lieber hätte man aber wieder eine Oper oder Operette von ihm. Das Sezen scheint ihm aber nicht mehr so leicht von der Hand zu gehen, als vor zwanzig Jahren. Hat er die Ueberzeugung, daß er seine ältern Opern nicht mehr übertreffen wird, so thut er wohl daran, daß er sein Talent nicht verschwendet, ist es aber Trägheit oder Unlust, so muß man bedauern, daß der berühmte Maestro die Zeit seiner männlichen Kraft ungenüzt verstreichen läßt. Was Boyeldieu betrifft, so ist leider sein körperlicher Zustand Schuld an seiner Unthätigkeit. Er hat fast ganz seine Stimme verloren und kann sich nur mit Mühe verständlich machen. Auch haben seine lezten theatralischen Versuche bewiesen, daß er nicht mehr der Mann ist, der Seitenstücke zu dem Jean de Paris, dem Chaperon rouge und der Dame blanche liefern könnte. Boyeldieu wird alt und seine beste Zeit ist vorbei. Einige Zeitungen hatten sogar angekündigt, er befinde sich in höchst dürftigen Umständen. Diesem hat er jedoch selbst widersprochen, und obgleich von Wohlleben bei ihm nicht die Rede ist, so hat er doch zu leben und kann für die Zukunft unbesorgt seyn. Mit allem oben Angeführten hat sich aber Veron noch nicht begnügt. Er hat eine Lotterie von schönen Sachen aus den besten Waarenlagern von Paris veranstaltet. Ein Opernbillet, das sonst nur sechs Franken kostete, kostet jezt zehn Franken. Mit diesem Eintrittsgelde bekommt man ein Lotterieloos, die Ziehung hat aber nicht während der Vorstellung, sondern erst beim nächstfolgenden Balle statt, zu welchem man folglich wiederum ein Billet von zehn Franken kaufen muß. Die Spekulation ist von Seiten des klugen Direktors so übel nicht; allein man meint, sie sey seiner unwürdig und sehe so ziemlich aus wie die der englischen Fuhrentreprenneurs, welche, um viele Kunden zu bekommen, die Passagiere auf den Poststationen freizuhalten versprechen. Der Direktor sorge für die Unterhaltung des Publikums während des Balls; er mag spanische und französische Tänzer auftreten lassen, alle Künste in Anspruch nehmen, um die Sinne der Zuschauer und Theilnehmer zu fesseln; aber die Lotterie sollte er bei Seite lassen, denn sie hat mit dem Balle nichts zu thun und erscheint als baare Charlatanerie. Allein in Paris, wo das Marktschreierwesen so allgemein ist, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, muß man einem Theaterdirektor schon etwas verzeihen, was in dieses Fach einschlägt. Im Grunde kostet ihn die Lotterie doch etwas und einige der Ballbesucher gewinnen dabei. Es gibt manche Marktschreierei, welche die Welt betrügt und wobei Niemand gewinnt, als etwa der Marktschreier selbst.

Dg.

Auflösung der Räthsel in Nr. 28:

Teufelsdreck. Höllenstein.

Charade.

(Gegenstück zu der in Nr. 316 v. J. mitgetheilten.)

1. 2.

Mitten im Herzen
Wurzle und keim' ich, umflattert von Scherzen;
„Liebe, Musik und ein goldener Wein
„Senkten mich ein,
„Locken hervor mich, wie Sonnenschein.“

Roth im Gesicht,
Grüß' ich als Blume des Tages Licht,
Strahlen und Duft in die Runde versendend,
Unmuth wendend,
Armen erquickende Früchte spendend.

3. 4.

Vom Berg herunter
Tragen sie, was mich tröstet, so munter,
Treten es, pressen es, legen es ein,
Nennen es Wein,
Siehe, wie blinket sein purpurner Schein!

Kommt er ans Licht,
Blink' ich entgegen und fehl' ihm nicht,
Und mich ergreifen beim Kopfe sie all.
Klinge, mein Schall!
Find' in den Herzen den Widerhall!

1. 2. 3. 4.

Aber aus mir
Zechen auch feinere Frau'n mit Begier,
Bringen mich gern an die dürstenden Lippen,
Freu'n sich, zu nippen,
Tauschten um mich ja sogar Aganippen.

Lärmt es wo: fort
Flücht' ich an heimlichen, stilleren Ort;
Und in den Falten des Herzens verborgen
Findet mich morgen
Mancher, den heute noch drückten die Sorgen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Februar 1834.

Oui, l'argent est plus précieux que toutes les choses du monde, et vous devez rendre grace au ciel de l'honnête homme de père qu'il vous a donné.

Molière. L'avare.

Der fette Braten.

Original-Schweizersage.

Zum erstenmale mitgetheilt von Adolph v. Schaden.

Im wildromantischen, langen Reußthale, aus welchem der geschichtlich so berühmte Kanton Uri eigentlich ganz besteht, und nicht sehr fern von der Stelle, wo sich die Reuß in den Vierwaldstädtersee ergießt, erhoben sich noch gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die verfallenden Zinnen der Evenbacher Burg, deren lezten Ueberreste in unsern Tagen gänzlich verschwunden sind. In dieser Burg hausete zu jener Zeit der Landeshauptmann von Uri, Herr Zweier von Evenbach. Er war ein runder, fünfzigjähriger Wittwer, aus dessen kleinen grauen Augen und rothem Vollmondsgesichte die Behaglichkeit leuchtete. Herr Zweier behauptete, wie nach ihm der berühmte Raimund Montecuculi, stets: man bedürfe zum Kriegführen, wie zu Allem im menschlichen Leben, nur der Dinge drei, nämlich des Geldes, des Geldes, und noch einmal des Geldes, und von solcher Theorie ganz durchdrungen, suchte der Rittersmann Schätze auf Schätze zu häufen; er war mit einem Worte ein schmutziger Geizhals und eben nicht sehr um die Mittel verlegen, seiner Hauptleidenschaft zu huldigen. Nur in einem Falle sparte Herr Zweier der Batzen nicht; wenn es nämlich darauf ankam, die Gurgel mit trefflichem Rebensafte zu spülen und dem eigenen Magen fette Bissen zu spenden, wußte des Ritters Rechte nicht, was die Linke gab, denn er war ein gewaltiger Wohlschmecker.

Es lebte dem Landeshauptmann von Uri, in Fräulein Mechtildis, ein holdes, einziges, nur erst achtzehnjähriges Töchterlein, und wir überlassen es des geneigten Lesers Phantasie, das Mädchen mit allen nur denkbaren Reizen auszustatten; wenn ihr Aeußeres anmuthig war und liebreizend, war es nicht minder ihre reine Seele. Nun gab es aber zu jener Zeit im Reußthal einen gewissen Junker Pfyfer; der junge Bodo war arm, allein von schöner Leibesgestalt, bieder und wacker wie die Altvordern. Die Seelen der beiden jungen Leute lernten sich erkennen, und bevor man sich's versah, schloßen beide, wie in grauer Vorzeit die Männer im Grütli, einen festen und ewigen Bund. Eines Tages nun traten die jungen Eidgenossen Hand in Hand und ganz zuversichtlich vor den Landeshauptmann hin und baten ihn, auch seinerseits diese ihre Hände auf ewig zu verbinden. Allein die groben Züge des dicken Gesichtes unseres Herrn Zweier von Evenbach verfinsterten sich ganz gewaltig, und grimmig rief er aus: „Seyd Ihr jungen Leute wohl bei Troste? Junker Bodo ist ein Habenichts, und ich meinerseits vermag meiner Tochter nicht einen Plappert *)

*) Eine geringe Schweizermünze.

mitzugeben; packt Euch von dannen und entsagt für immer Euern tollen Wünschen und thörichten Hoffnungen!“

Sanft wie ein Lamm hatte Fräulein Mechtildis bisher stets willig die beinahe unausstehlichen Launen des Vaters ertragen und sich immer als eine folgsame Tochter erwiesen, allein jezt fiel das Fräulein plötzlich aus diesem Charakter, der ihm sonst zur andern Natur geworden schien. „Wie,“ sprach Mechtildis mit hochrothen Wangen, und indem Thränen die schönen blauen Augen füllten, „wie, Vater, könnt Ihr es verantworten, also an einem Kinde zu handeln, welches Euch nie betrübte? — Ihr seyd ein arger Geizhals und Schlemmer; ein Bischen Fett von Euren köstlichen Braten würde hinreichen, der einzigen Tochter Lebensglück auf immerdar zu gründen, und selbst solch kleines Opfer vermag Eure schnöde Selbstsucht nicht zu bringen?“ Herr Zweier von Evenbach lächelte ganz absonderlich widerlich, indem er höhnisch antwortete: „Nun, nun, mein liebes Töchterlein! also arg war es nicht gemeint. Ist Dir damit gedient, so wahr Gott meiner armen Seele helfe! sollst Du unbestritten das Fett von allen Braten Dein nennen, welche ich je verzehren werde. Sammle nur hübsch emsig das Bratenfett in Töpfen, und vermagst Du aus dem Erlöse dereinst Deinem Junker Habenichts ein Stück Landes anzukaufen, dann tritt wieder mit ihm zu mir und ich will — noch einmal sey es geschworen! — Euerer Verbindung keine Hindernisse in den Weg legen. Doch bis dahin muß ich bitten, mich ungeschoren zu lassen.“ Also entschied der Landeshauptmann von Uri, und die arme Tochter mußte sich in des harten Vaters Willen fügen.

Man lebte in jenen wenig preiswürdigen Tagen des siebzehnten Jahrhunderts, in welchen in der Schweiz, wie in Deutschland, der unchristlichste und unversöhnlichste Haß zwischen Katholiken und Reformirten sich überall und bei jeder Gelegenheit kund gab. Zu Arth *) im Kanton Schwyz mußten sechs Familien, weil sie evangelischen Glaubens waren, flüchtig werden. Sie traten (i. J. 1655) weinend und flehend vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigstens den freien Wegzug ihres Vermögens auswirken möchte. Da schrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieser Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone darüber das eidgenössische Recht anriefen, sprachen die Schwyzer: „Wir sind in unserem Lande Niemanden Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!“ und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelischen Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode. — Dieses empörende Ereigniß gab in der ganzen Schweiz die Losung zum Bürgerkriege, und es ergriffen die reformirten Kantone gegen die katholischen die Waffen. Uri stellte sein Bundeskontingent unter die Befehle seines Landeshauptmanns. Das Banner mit dem schwarzen Stierkopf im goldnen Felde wurde erhoben, und wohlgemuther ritt Ritter Zweier von Evenbach auf einem riesigen Falben voraus; an seinem Sattel hingen ein paar mächtige Korbflaschen, und hinter dem Kriegerhaufen her wurden auf sichern Maulthieren Pater Ambros, der Schloßkapellan von Evenbach, und Fräulein Mechtildis getragen. Der Pater blieb als geheimer Rath und Zechbruder dem Ritter unentbehrlich, das Fräulein aber verstand sich am besten darauf, seine Leckerbissen zu bereiten, und deren gedachte Herr Zweier im Felde keineswegs zu entbehren; vielleicht folgte das Fräulein auch nicht ganz ungern einem Zuge, in welchem der geliebte Bodo eine Unteranführerstelle bekleidete.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Ein wohlgebauter Flecken und Landungsplatz am Zuger See. Das reizende Gebirg, welches über diesem Orte sich erhebt, und der liebliche See mit seinen Umgebungen verleihen ihm große Anmuth. In einer Kirche des Fleckens werden noch mehrere silberne Geschirre aus der reichen Beute von Granson, worunter eine Schaale mit Karls des Kühnen Wappen, aufbewahrt.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Die Thiere, von der Ungeduld getrieben, welche Allem, was da ist, inwohnt, halten sich eben so wenig an die eben erworbene Sensitivität, als die Pflanzen an die Vegetation und die Metalle an das Wachsthum, an die Crescenz oder Cretescenz, von einigen Medicastern Crutescenz genannt. Es regt sich in ihnen auch das Bedürfniß des Denkens (Cogitation); aber glücklicher als der Mensch, genügen sie diesem Triebe mittelst regelmäßiger, unveränderlicher Instinkte, wie sie sich in den arbeitsamen Republiken der Bieber, Bienen, Termiten und Ameisen ausprägen. Im Elephanten und im Pferde erheben sie sich beinahe zur Ueberlegung; die Fähigkeit, mächtige Zuneigung zu einem Wesen eigensinnig in der Erinnerung festzuhalten, zeigt sich im Seehunde des Polarmeers, welchem der Beobachter ungern eine Seele abspricht, und den die Alten zur Syrene oder Muse der Klippen gemacht haben. Und doch denkt der Seehund nicht, und der Hund, der für den Menschen geschaffen wurde, ist in der Wesenkette eine noch auffallendere Ausnahme. Gott gab ihn uns spät, gleichsam

als ein Ausgleichungsmittel, damit er dem Blinden ein Führer, dem Elenden ein Freund, uns Allen in jedem Unglück ein eifriger, liebkosender Tröster sey. Wahrlich, wenn treues Wohlwollen eine der ersten Bedingungen zur Auferstehung ist — und wer könnte daran zweifeln? — so bin ich fest überzeugt, daß der Hund aufersteht.

Endlich am fünften Tage tritt unter einem staunenden Volke von Ourang-Outangs und Pongos der Mensch auf. Dieser ist nun mit einem Vermögen weiter begabt, nämlich mit dem Vermögen des Gedankens, nebst Allem, was damit verbunden ist: Unbestimmtheit der Vorstellungen, Verwirrung der Worte, Auseinandergehen der Sprachen, Lehren und Meinungen; da steht er, unbekannt mit der Vergangenheit, von der er nichts wissen kann, unbekannt mit der Zukunft, von der er niemals etwas wissen wird, und in der Gegenwart etwas Besseres, was niemals war, vermissend, oder etwas Besseres, was nie seyn wird, schmerzlich ersehnend; das unglücklichste aller Geschöpfe, weil es das einzige ist, welches sein Ende voraussieht und doch keine Organe hat, dieses Ende zu verstehen, aber doch nur mit einem relativen, einem versöhnbaren Mißgeschicke behaftet, welches wie eine mahnende Strafe für das unzeitige und darum thörichte Streben nach Umwandlung seiner Natur auf ihm lastet. Ich will jene herrliche, in ihren Sinnbildern so durchsichtige, in ihren Lehren so klare, allegorische Geschichte nicht noch einmal erzählen; lest sie bei Moses.

Es ist freilich sonderbar genug, daß ich mich mit so vielen logischen Verschanzungen umgeben, mich auf so viele Beweise stützen mußte, um Schritt vor Schritt einen einfachen Gedanken zu entwickeln, welcher auf der ersten Seite des ersten Abschnitts des ersten aller bekannten Bücher, das also für die erste Unterrichtsquelle des Menschen gelten kann, geschrieben steht: — das am fünften Tage der Schöpfung erscheinende Wesen bekam den Gedanken zum Werkzeug und zum Ziel die wahrhafte Erkenntniß; allein die Unvollkommenheit seiner Organe erlaubt ihm nicht, dahin zu gelangen. Vor mehr als dreitausend Jahren ist dies gesagt, und seit dreitausend Jahren immer wieder vergessen worden.

Sieben, acht unsterbliche Geister haben alles Wissen des Menschengeschlechts mit einer die Andern demüthigenden Ueberlegenheit in sich vereinigt: Pythagoras, Plato, Aristoteles, Descartes, Karl Bonnet, Cuvier und Andere mehr. Was anders haben sie die Menschheit gelehrt, als was sie schon am Fuße von Adams Baum lernte? Der Mensch hat vergeblich vom Apfel der Erkenntniß gegessen und — muß sterben.

Die pythagoräische Lehre von der Seelenwanderung war ein sinnvoller Traum, und mich wundert nicht, daß er der Glaube mancher Völker wurde. Pythagoras wäre der zugänglichen Wahrheit noch näher gekommen, wenn er seine Theorie auf die ganze materielle Schöpfung erstreckt hätte, statt sie nur auf ein leztes, höchstes Geschöpf zu beschränken. Es gibt kein Geschöpf, das den Schlußstein der Schöpfung bildete, so lange die Schöpfung selber nicht vollendet ist, und diese Behauptung ist so einfach, daß es beinahe nicht der Mühe werth ist, sie auszusprechen. Nun aber ist die Schöpfung gewiß so lange nicht vollendet, als dem Geschöpfe ein bestimmter Trieb nach Vervollkommnung bleibt, und es einen höhern Zustand ahnt, zu dessen Begriffe und Verständnisse ihm aber die Organe fehlen. Jezt frage ich den Menschen, ob er glauben kann, daß er den Schlußstein der Schöpfung bildet?

(Die Fortsetzung folgt.)

Appellation an die Geliebte.

Zu dir drang auch die schwere Klage,
Daß ich mit wildem Uebermuth,
Im Drang der heißen Jugendgluth,
Ungern der Ordnung Fesseln trage?

Verdammest du ob dieser Sage?
Kennst du des Herzens Ebb' und Fluth?
Kennst du der Pharisäer Brut?
Löst du des Daseyns schwere Frage?

Nicht will der Ordnung Band ich sprengen,
Die Schranke nicht, die unser Leben —
Wohl weiß ich es — begrenzen muß.

Doch Willkührzwang kann nur beengen;
Will jene Regeln Liebe geben:
Auf deinen Fesseln ruht mein Kuß!

Rudolph Binder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Die englischen Schauspieler in Hamburg.

Vor einigen Tagen haben die englischen Schauspieler ihre lezte Vorstellung hier gegeben; ich habe mithin zur Erweiterung oder etwaigen Berichtigung meines Urtheils keine fernern Data mehr zu erwarten, und will daher auch mit meinem Berichte über diese interessante Erscheinung nicht länger zögern. Interessant darf ich die Erscheinung unbedingt nennen, und das in mehr als einer Beziehung. Die Abgeschlossenheit des Inselreiches gehörte in frühern Zeiten mit zu den charakteristischen Merkmalen, und hatte unstreitig großen Einfluß auf die Bildung des Nationalcharakters. Die unglaubliche Erleichterung und Förderung der Kommunikation hat darin eine solche Aenderung hervorgebracht, daß

auch für England mit unserer Zeit wohl eine neue Aera beginnen möchte. Freilich ist in Bezug auf Produktion und Industrie im Allgemeinen die Insel bis jezt nur einseitig, d. h. zur Ausfuhr, geöffnet, und erst in neuester Zeit fänge man dort an zu begreifen, daß es auch in dieser Beziehung nicht lange mehr möglich seyn wird, das alte System, das in Folge des Reciprocitätsprinzips des preußischen Zollverbandes schon mehrfach erschüttert ist, aufrecht zu erhalten. Und somit sind bis jezt die Folgen des vermehrten Personenverkehrs weit mehr in die Augen fallend. Während früher nur die jungen Aristokraten ihre sogenannte Tour nach dem Kontinent machten, und nicht selten ohne allen Gewinn an Kenntnissen und Sitten zurückkehrten, während andererseits die Fremden wohl zugelassen, aber als untergeordnete Wesen betrachtet wurden, und sich den steifen Verkehr mit den Eingebornen durch strenges Fügen in alle ihre Sitten und Gewohnheiten erkaufen mußten, ist jezt halb England auf der Reise, theils um die fremden Sprachen an Ort und Stelle zu erlernen, theils um Geschäftsverbindungen aller Art zu suchen, oder durch persönliche Bekanntschaft zu beleben, theils um für das erworbene oder ererbte Geld, das in der theuren Heimath nicht zum Allernothwendigsten hinreicht, im Auslande sorgenfrei und angenehm zu leben, theils endlich, um die daheim nicht mehr rentirenden Erwerbszweige oder zu häufig gewordenen Fähigkeiten als Fremde in der Fremde zu nüzen.

In diese lezte Rubrik gehören seit einiger Zeit auch die Schauspieler, und schon in dieser Beziehung ist die Erscheinung, von der ich zu berichten habe, interessant zu nennen. Daß in Paris, wo es von reichen Engländern wimmelte, auch ein englisches Theater sich einfand, konnte nur der Neuheit wegen auffallen; im Grunde war es sehr begreiflich und führte zu keinem weitern Aufschluß über den Zustand des Nationaltheaters in England selbst. Jezt erscheint die Sache in einem andern Lichte. Ein gebildeter, lebhafter und vermögender junger Mann, Kapitän Livius genannt, kommt mit einer bedeutenden Schauspielertruppe — wie man sagt, auf zweihundert verschiedene Stücke vollständig eingerichtet — mit dem Dampfschiff von London nach Hamburg, angeblich, um, auf früher erfolgte Einladung, nach Petersburg zu gehen. Die Russen sind bekanntlich sehr ausgezeichnet durch Sprachtalent, und ich zweifle durchaus nicht daran, daß in Petersburg die englische Sprache hinlänglich bekannt und geschäzt ist, um eine Unternehmung der Art erklärlich zu machen. Allein die zur Reise gewählte Jahrszeit mußte befremden; es war im November, die Dampfschifffahrt zwischen Lübeck und Petersburg hatte aufgehört, die Reise mußte also auf vielen Wagen zu Lande gemacht werden. Welcher Aufwand an Zeit und Geld! Für eine Privatunternehmung der Art mußte ein Gelingen in pecuniärer Hinsicht geradezu unmöglich erscheinen. Nach dergleichen Andeutungen hieß es denn: der Kaiser von Rußland habe die Einladung veranlaßt; auch der König von Preußen habe den Wunsch geäußert, unterwegs einige Vorstellungen in Berlin zu sehen u. s. w. Unmöglich war das Alles nicht, und es ward auch von Vielen geglaubt. Mittlerweile quartirten sich die Reisenden in den besten Gasthöfen ein, die in Hamburg eben nicht wohlfeil sind, und Kapitän Livius begann mit der Theaterdirektion zu unterhandeln, wie es hieß, weil es doch in England sonderbar erscheinen könnte, wenn man in dem befreundeten Hamburg nicht wenigstens eine Probe seiner Fähigkeiten ablegte. Es dauerte lange, bis man einig ward; endlich, am 20sten November, begannen die Vorstellungen, in der großmüthigen Absicht, für einige Engländer, die, von Paris kommend, schon früher hier gespielt, aber wenig Beifall gefunden hatten, die kontrahirten Schulden zu bezahlen. Das gefiel und fand verdientes Lob. Das Haus war voll zum Brechen und — doch nein, von den Leistungen nachher. Vier Vorstellungen wurden angekündigt; darauf ward ein neuer Kontrakt mit der Direktion abgeschlossen, und bald darauf auch mit dem Theater im allzu nahen Altona, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, die H. Heine mit Recht zu den Merkwürdigkeiten Hamburgs zählen würde, wenn sie überhaupt merkwürdig wäre. (Dort soll, nebenbei bemerkt, das Haus wenig besucht gewesen seyn.) Es war sogar die Rede davon, ein kleineres, jezt unbenuztes Theater neu einrichten zu lassen und den Winter über in Hamburg zu bleiben; mit der Reise hatte es also keine Eile. Inzwischen reiste Kapitän Livius allein nach Berlin, um mit der dortigen Direktion zu unterhandeln; von sechs Vorstellungen wurden ihm zwei Drittheile der Einnahme offerirt, was ihm natürlich nicht hinreichend schien, um die Kosten zu decken. Er kam daher zurück. Schon ging das Gerücht, es werde diesem Unternehmer nicht besser gehen, wie seinen Vorläufern; ich glaube jedoch aus sicherer Quelle zu wissen, daß er wirklich ein wohlhabender Mann ist, der sich aber wohl hüten wird, zum zweiten Male, ohne wirkliche, bestimmte Einladung, sich auf eine so gewagte Entreprise einzulassen. Ich zweifle sehr, ob selbst in Hamburg, wo über drittehalb tausend Engländer sich aufhalten und gewiß weit mehr Englisch gesprochen und verstanden wird, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, die Einnahme hinreichend gewesen ist, um seine großen Kosten zu decken. Uebrigens könnte er, oder einer der Schauspieler — wenn er der Feder gewachsen ist — gewiß einen unterhaltenden Roman über diese Expedition schreiben, zumal da der beste Akteur, Mr. Charles Kean, sich in Hamburg mit der besten Aktrice, Miß Ellen Tree, verlobt hat und jezt im Begriff steht, mit ihr nach England zurückzukehren, um dort Hochzeit zu halten. Die übrigen Mitglieder sollen die Absicht haben, von hier nach Brüssel zu gehen, um dort mit einigen Landsleuten und Kunstgenossen zusammen zu treffen; die Hamburger aber haben zum Abschiede ein großes Diner auf Subscription veranstaltet.

Was hat nun alle diese, zum Theil ausgezeichneten Menschen veranlaßt, ihre feste Stellung in London aufzugeben und in solcher Jahrszeit eine so wagliche Reise zu machen? — Man sagt, der gegenwärtige Unternehmer der beiden Londoner Theater habe die Truppen in eine verschmelzen wollen, um auf diese Weise alle Rollen mit guten Schauspielern besezen zu können; den Schauspielern aber, die nur gewohnt gewesen, erste Rollen zu übernehmen, habe es nicht gefallen, sich dann und wann mit Nebenrollen zu begnügen. Mag seyn, dergleichen kommt bei uns auch vor; aber ich frage weiter: was hat denn den gegenwärtigen Unternehmer in London auf den Gedanken jener löblichen Neuerung gebracht? Und ich antwortete mit Ueberzeugung: nichts Anderes als die Thatsache, daß das englische Schauspiel, in seiner bisherigen Form und Weise, keine rege Theilnahme mehr findet, weil es veraltet ist, weil auch in diesem Zweige der Kunst die Zeit ihr mächtiges „Vorwärts!“ geltend macht, jezt in England, wie früher schon in Frankreich, vielleicht auch, weil so manche neuerwachten Interessen die Theilnahme für das Theater überhaupt geschwächt haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. Februar 1834.

Ich sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Goethe.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier einen Augenblick inhalten, um einer Einwendung Raum zu gönnen, die man mir, wenn man mir bis hierher gefolgt seyn sollte, gewiß machen wird; denn ich habe gleich von Anfang vorausgesezt, daß ich mit geduldigen und entschlossenen Lesern zu thun habe.

„Was du uns da gesagt hast, wußten wir beiläufig schon; du hast bloß ein paar Ideen, die wir lange vor dir hatten, in Reih und Glied gestellt; aber gerade auf diesen Ideen beruht unser philosophischer Glaube an die Perfektibilität. Der Mensch muß innerhalb seiner eigenen Gattung einer immer höhern Erkenntniß fähig und theilhaftig werden. Wir selbst sind schon jezt sehr reich an Erkenntniß der Wahrheit; wir glauben an nichts mehr, und gerade dieses macht, daß wir sehr viel wissen. Hat denn die Civilisation, seitdem wir ihr Fortschritte versprochen, deren nicht schon genug gemacht? Seht, welch rührende Anmuth und Milde sie den Sitten, welche Klarheit sie dem Unterrichte, welch raschen, unwiderstehlichen Schwung sie allen Köpfen gegeben hat! Die Jurisprudenz irrt nie mehr, die Medicin ist, wie Jedermann weiß, eine wirkliche, exacte Wissenschaft geworden, das Verdienst allein führt zu Ehrenstellen, und Tugend allein zur Macht; der Einklang, welcher in den, zu menschenfreundlichen Zwecken verbrüderten Gesellschaften herrscht, und den wir der unbeschränkten Preßfreiheit, dem wechselseitigen Unterrichte und der Methode des Herrn Jacotot zu verdanken haben, ist wohl noch größer, als ihn sich ein Morus in seinen Utopien, und des Sokrates weisester Schüler in seiner idealen Republik dachten. Die Politik ist zwar in ihrem dunkeln Gange noch ein wenig unsicher, dagegen aber hat Vater Enfantin für alle Religionen ein mächtig strahlendes Licht aufgesteckt, und wie anders wird es erst dann seyn, wenn „das freie Weib“ gefunden und Fouriers Phalanstère organisirt seyn wird! Endlich verbrennen wir keine Bücher mehr, und wenn wir von Zeit zu Zeit welche im Wasser ersäufen, so geschieht es nur, weil wir eigentlich gar keine mehr brauchen. O! es ist ein höchst erfreulicher Anblick um die augenfällige Vervollkommnung der Menschheit! Wir geben sehr gerne zu, daß das Wesen, welches du das intuitiv-erkennende (l'être compréhensif) nennst, dereinst aus der Schöpfung hervorgehen muß, aber dieses Wesen wird der Mensch selbst seyn.“

Dieses so eben gezeichnete Bild mag nun ironisch oder ernst gemeint seyn, jedenfalls ist es der Ausdruck unserer gesellschaftlichen Statistik; und wenn man auch

diesen Gegensatz in seinem günstigsten Sinne nimmt, so kann er doch an der logischen Augenfälligkeit meines Satzes, den ich jezt in strengerer Form darstellen will, durchaus nichts ändern.

Es liegt mir ob, zweierlei zu beweisen, einmal: es ist dem Wesen, welches der Organe zu jener Erkenntniß entbehrt, eben so unmöglich, zu derselben zu gelangen, als es dem Blindgebornen möglich ist, eine Vorstellung von Licht und Farbe zu gewinnen, und dann: der Mensch ist mit den zur höhern anschaulichen Erkenntniß nöthigen Organen wirklich nicht begabt.

Wenn der Mensch bei seiner Geburt eine organische Fähigkeit zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit erhalten hätte, so hätte er dieselbe vor Allem an dem versucht, was ihn am unmittelbarsten berührt. Es gibt aber drei solche absolute Gegenstände des Denkens, nämlich die Schöpfung, Raum und Zeit.

Die Schöpfung: der Mensch lebt in ihr, durch sie, mit ihr. Das Unbestreitbarste in seinem Wissen besteht darin, daß Er ist, weil sie ist. Der Raum: er fühlt ihn überall, in den Schritten, die er am Gängelbande versucht, in dem Laufe des Pferdes, im Fluge des Adlers, im ewigen Gange der Kometen, im unmeßbaren Blicke, mit dem er in das Unendliche dringt. Die Zeit: er ist ihr unterworfen in allen seinen Tagen, seinen Stunden, seinen Minuten, in allen seinen Handlungen und Gedanken. Jeder Athemzug, jeder Pulsschlag, jede Ausdehnung und Zusammenziehung seines Herzens mahnt ihn an die Zeit. Laßt nun nicht alle Menschen — dies wäre unnütz — aber einige, die ich namhaft machen will, zusammentreten; sie heißen Orpheus, Epikur, Demokrit, Aristoteles, Hippokrates, Archimedes, Marc-Aurel, Cicero, Montaigne, Baco, Locke, Leibnitz, Bonnet, Kant, Georg Cuvier. Diese sollen, denke ich, eine Gesellschaft bilden, die schön, geistreich, einsichtsvoll genug ist. Nehmt dazu als Referenten noch jenen guten Fürsten von Mirandola, welcher sich erboten hatte, gegen jeden, der da wolle, eine Thesis de omni re scibili zu verfechten, und fragt diese Männer, deren Ausspruch man sicher nicht wird verwerfen wollen, ob sie wissen, was Zeit, Raum und Schöpfung sey, jene drei unmittelbaren Gegenstände und Aufgaben für den Menschen, und ob sie auf organische Weise begreifen und einsehen, wie diese mit ihrer eigenen Existenz identischen Fakta haben seyn oder nicht seyn, einen Anfang oder ein Ende, oder weder Anfang noch Ende nehmen können? Sie werden antworten, sie wissen es nicht, und kein Mensch könne es wissen. Und ihr wollt mehr?

So viel also weiß der Mensch, wenn er mit Erfolg die Geheimnisse seiner Organisation erforscht hat, daß er sehr wenig Perfectibilität besizt, weil ihm die wesentlichen Mittel zu derselben abgehen. Das Thier würde solches einsehen, wenn es begreifen könnte, daß es nicht denkt; die Pflanze, könnte sie begreifen, daß sie weder impressibel ist, noch sich frei bewegt; das Metall, könnte es begreifen, daß es nicht lebendig ist. Auch der Mensch im Allgemeinen würde es wissen, wenn er nicht ein denkendes Wesen wäre, das heißt, wenn er nicht das Unglück hätte, seine Vernunft mit tollen Hirngespinnsten zu beschäftigen.

Der Mensch ist nicht das intuitiv-erkennende Wesen. Die Schöpfung ist nicht vollendet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der fette Braten.

(Beschluß.)

Zürich, unterstüzt von Basel, Mühlhausen und Schaffhausen, war bereits mit seinen mächtigen Schlachthaufen an den Rhein gerückt, hatte sich des ganzen Thurgaus bemeistert und belagerte Rapperswyl, welches die katholischen Kantone nebst dem Albis besezt hielten, und die Urner unter ihrem Landeshauptmann Zweier waren bestimmt, Rapperswyl zu entsetzen. Rapperswyl gegenüber, auf der Südseite des Zürichersees ist eine Waldhöhe gelegen, welche der Etzel genannt wird. Die Straße nach Einsiedeln führt über sie, und zu der auf der Höhe des Uebergangs, 3310 Fuß über dem Meer und 2010 Fuß über dem Zürchersee befindlichen St. Mainradskapelle wurden vormals jährliche Prozessionen von vielen Orten gehalten; auch befindet sich dort ein Wirthshaus mit einer herrlichen Aussicht. Auf dem Etzel nun hatte der Landhauptmann Zweier von Evenbach mit den Urnern Posto gefaßt und in dem dortigen Wirthshause sein Hauptquartier aufgeschlagen. Es konnte auch in der That keinen günstigern Punkt geben, von welchem aus die Rapperswyl belagernden Züricher anzugreifen gewesen wären, als gerade diesen; allein Herr Zweier verschob den Angriff von einem Tage auf den andern, und das Seltsamste bei der Sache blieb, daß die Züricher von denen in ihrem Rücken stehenden Urnern gar keine Notiz zu nehmen schienen. Die wackern Urner, voll Begierde, sich mit den verhaßten reformirten Feinden zu messen, fingen wohl an zu murren, allein es herrschte in ihren Reihen dennoch zu viel Mannszucht, als daß es hätte weiter als zu Worten kommen können. Uebrigens herrschte im Lager der Urner der empfindlichste Mangel an Lebensmitteln, nur Herrn Zweiers Tafel war in Geheim regelmäßig nicht nur reichlich, sondern selbst lecker besezt; wer aber dieselbe so sorgsam versah, blieb ein Räthsel.

Eines Tages früh am Morgen erhielt der Landhauptmann durch einen geheimen Boten abermals einen ungemein stattlichen Kapaun. Den Vogel auf den Händen

wiegend, rief Herr Zweier mit verklärten Zügen, und indem er mit der Zunge schnalzte, aus: „Bei St. Medardus! ich verstehe mich doch auch auf dergleichen, allein solch ein fetter Braten ist mir nimmermehr vorgekommen; der Kapaun ist so schwer als wäre er von Blei. Hurtig, Mechtildis! spute Dich zur Küche, denn dieser fette Braten muß diesen Mittag noch unsere Tafel zieren.“ Das Fräulein nahm das Geflügel und entfernte sich seufzend mit demselben.

Als eine halbe Stunde später Pater Ambros zufällig an der Küche im Wirthshause auf dem Etzel vorüberging, hörte er aus derselben einen lauten gellenden Schrei erschallen. Der Kaplan stürzte erschrocken in die Küche und sah dort die reizende Mechtildis in der weißen Schürze leichenblaß am Herde stehen; das Fräulein hielt in den runden, kleinen und zitternden Händchen den gerupften Kapaun, vor ihr aber stand eine irdene Schüssel, mit vielen blinkenden Goldstücken angefüllt. „Um Gott, mein Fräulein!“ fragte voll Erstaunen der Pater, „wo kommen diese Münzen her?“ — „Sie staken im Bauche des Thiers,“ erwiderte Mechtildis mit bebender Stimme. „Ei, ei!“ rief Ambros lächelnd, „ein fetter Braten, wahrlich! nun, nun, gratulire von Herzen, Fräulein! des Bratens Fett ist Euer rechtmäßiges Eigenthum und Ihr mögt dafür ein schönes Stück Land kaufen. Nun steht ja Eurer Verbindung mit Junker Pfyfer kein Hinderniß mehr entgegen; Ihr kennt des Vaters Schwur; ich war Euch, wie Ihr wißt, stets gewogen; so rechnet auch in diesem Falle auf meinen thätigen Beistand.“

Der Wink ging nicht verloren. Als Fräulein Mechtildis Mittags mit dem fetten Braten auf blinkender Schüssel in das Gemach des Vaters trat, folgte ihr Junker Pfyfer mit einer schweren Börse, in der sich nicht minder als tausend vierhundert vollwichtige Dukaten befanden. „Mein Vater!“ hob Mechtildis an, „Bodo trägt hier das Fett dieses Bratens. Wozu der Worte mehr? Ihr kennt Eure heiligen Schwüre; segnet uns!“

Der Landhauptmann von Uri erblaßte; ihm wurde plötzlich klar, daß in dem Kapaun sich der Preis befunden, um den er seiner Parthei die Treue gebrochen und die Rapperswyl belagernden Züricher nicht angegriffen. *) Allein was war zu thun, als gute Miene zum bösen Spiele machen? wollte Herr Zweier den Junker nicht zum Eidam erkiesen, mußte er von ihm Verrath und von dem Zorn der Urner das Schlimmste fürchten. Bodo und Mechtildis wurden vom Pater Ambros in der St. Mainrads Kapelle auf dem Etzel ehelich verbunden.

---

*) Die hier erzählte Art der Bestechung des Landhauptmanns Zweier von Seiten der Züricher wird von Zschokke in dessen Geschichte des Schweizerlandes verbürgt.

Indessen war das Hauptheer der reformirten Kantone von jenem der katholischen in der berühmten Schlacht von Villmergen *) (24sten Jan. 1657) auf's Haupt geschlagen worden. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde, dann zogen sie mit großer Beute beladen nach Hause; bald darauf wurde Waffenstillstand und Friede geschlossen. Bei der schlechten Mannszucht der Reformirten hätten die Katholiken größere Vortheile erringen können, als sie in der That durch den Friedensschluß gewannen. Man wälzte alle Schuld auf das dennoch kund gewordene Einverständniß des Urner Landhauptmanns Zweier von Evenbach mit den Zürichern und Bernern, und diesen traf die Rache des Volkes; sein ganzes Vermögen wurde konfiszirt, Burg Evenbach geschleift, und der Ritter selbst mußte nach Frankreich flüchten.

Mechtildis hatte es nur dem Ansehen ihres allgemein geachteten Gatten zu danken, daß sie nicht mehr durch die Schuld ihres Vaters zu leiden hatte, als daß auch ihr ursprüngliches Vermögen verloren ging. Pfyfer kaufte sich in einem andern Kantone an, und sein noch im Schweizerlande blühendes Geschlecht gelangte in der Folge zu großen Ehren und bedeutendem Vermögen. Erst im späten Greisenalter endlich durfte Herr Zweier von Evenbach es wagen, in die Arme seiner Kinder zurückzukehren, und dem fetten Braten vom Etzel her hatte er es zu verdanken, daß diese jetzt im Stande waren, ihn sorglich zu pflegen und ihn mit manchem fetten Braten noch zu füttern bis an sein seliges Ende.

---

*) Villmergen, ehemals Villmaringen, im Aargau. Außer jener ersten wurde bei diesem Dorfe noch eine zweite denkwürdige Schlacht im Jahr 1712 geschlagen, in welcher umgekehrt die Berner einen Sieg über ein Heer der katholischen Kantone erfochten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Phantasiemarkt.

Auch die englischen fancy-fairs beginnen in Paris Mode zu werden. Es ist einigen reichen Damen eingefallen, zum Besten der durch die Cholera verwaisten armen Kinder einen Markt von sogenannten Fancy- oder Phantasiegegenständen, das heißt lauter unnützen Tändeleien, anzulegen und denselben selbst zu halten. Darin aber weicht der Pariser Fancymarkt von dem Londoner ab, daß hier nicht der Adel, sondern der Bankiers- und Kaufmannsstand an der Spitze dieser wohlthätigen Anstalt steht. In beiden Hauptstädten wird der Markt von den Königinnen und Prinzessinnen begünstigt; in London, wo man noch gewohnt ist, von Lords

und Ladies den Ton angeben zu sehen, waren es meistens Hofdamen, welche am Markt figurirten. hier hörte man nur von Madame Rothschild, Madame Gros-Davilliers und andern dergleichen Damen aus dem Handelsstande. Da übrigens Gottlob hier keine Trennung der Stände mehr stattfindet, so werden diese Damen gerade angesehen, als ob sie die prunkendsten Adelstitel und die ältesten Namen führten. Der Phantasiemarkt dauerte nur zwei Tage, und zwar jeden Tag nur zwei Stunden. Viele Damen, sogar die von der königlichen Familie, hatten Stickereien, gewirkte Sachen u. s. w. eingeschickt. Einige Fabrikunternehmer hatten ebenfalls Beiträge geliefert, meistens kostbare und geschmackvolle Sachen, welche nur den Reichen dienen können und viel Geld kosten, und so war eine hübsche Ausstellung zu Stande gekommen. Sie hatte im Hotel der sogenannten menus plaisirs statt. Ehemals waren die menus plaisirs ein bedeutender Zweig des königlichen Hofhalts; er begriff nämlich Alles in sich, was auf die Lustbarkeiten des Hofes Bezug hatte, und erforderte mithin ein geräumiges Gebäude zur Niederlage aller zu den Lustbarkeiten gehörigen Dinge. Die Intendantur über die menus plaisirs war eine wichtige Stelle. Auch während der Restauration hatten die menus plaisirs wieder angefangen, bedeutend zu werden. Unter der jezigen Regierung ist zwar der Name abgeschafft, die Sache besteht aber noch immer, wiewohl nicht in demselben Umfange. Die Intendantur ist verschwunden; dagegen ist ein Aufbewahrer der Effekten vorhanden, und sonderbar genug bekleidet diesen Posten ein Dichter, Germain Delavigne, bekanntlich ein Mitarbeiter Scribes, also halber Verfasser der „Stummen von Portici“ und „Robert des Teufels.“ Er soll diese Stelle verlangt haben, um einträglich und bequem leben zu können, da sie ihm wenig zu thun gibt und außer einem guten Gehalte eine angenehme Wohnung verschafft. Das Wichtigste bei dieser Anstalt ist das damit verbundene Musikkonservatorium, dem noch immer der alte Cherubini vorsteht. Da dieses Musikkonservatorium jährlich eine gewisse Anzahl von Konzerten gibt, so besizt es einen großen, wie ein Theater eingerichteten Saal. Den mit Säulen gestüzten, geräumigen Eingang zu diesem Saale hatte man zum Wohlthätigkeitsmarkte jener Damen ausersehen. Auf beiden Seiten und im Hintergrunde waren Buden angebracht, und da hier alles Tageslicht verbannt ist, so war der Saal mit Kronleuchtern auf's Schönste beleuchtet. Der Boden war mit Teppichen belegt, ein in volle Livree gekleideter königlicher Bediente stand am Eingange, und die meisten Besucher kamen in ihren Kutschen hergefahren. Das Ganze hatte ein sehr vornehmes Ansehen. Freilich war der Markt eigentlich für die Reichen bestimmt; denn die kostbaren Waaren konnten nur den Begüterten anstehen. Ein Markt für alle Stände wäre zwar populärer gewesen; ganz Paris hätte dann an der wohlthätigen Handlung Theil nehmen können. So wie er aber veranstaltet war, kam das Geld schneller herbei und schwoll zu einer beträchtlichern Summe an. Auch wären vielleicht die schönen Damen, welche die Buden hielten, nicht so zuvorkommend und freundlich gewesen, wie sie sich hier gegen die Leute bezeigten, die sie zum Theil kannten und mit denen sie in Gesellschaften zusammen zu treffen pflegen. Alle diese niedlichen Ladenfrauen und Jungfern waren überaus gefällig, und zwar auf ganz ungezwungene Weise; man hätte glauben können, sie haben in ihrem Leben nichts Anderes gethan, als in einer Bude stehen und Waaren verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsezung.)

Die englischen Schauspieler.

Das ist nicht die einzige interessante Seite, welche die Erscheinung des englischen Theaters in Hamburg darbot; auch die Leistungen selbst waren zum Theil von hohem Interesse, und ich will mich bestreben, in dem noch folgenden Theile meines Berichts zu entwickeln, worin dasselbe vorzugsweise bestand. — Ich beginne, wie billig, mit dem Stage manager (dem Bühnendirektor, der die Stücke in Scene sezt, nicht zu verwechseln mit dem Acting manager oder Regisseur, dessen Funktionen durch Herrn Hay nur mangelhaft versehen wurden). Der Stage manager war ein Herr Chapmann, der dieses Geschäft schon lange in London getrieben hatte, also kein Neuling, sondern ein Mann, der nach dortigen Ansprüchen und Ansichten seiner Aufgabe gewachsen ist. Das Zeugniß kann ihm aber, nach unsern Begriffen, nicht gegeben werden; ich bin vielmehr überzeugt, daß die Truppe weit mehr zu leisten im Stande wäre, wenn dieser Posten besser besezt würde. Die scenische Anordnung war in der Regel mangelhaft, und gerade da, wo am meisten darauf ankam, schlecht. Manches davon beruht allerdings auch auf nationaler Gewohnheit und einem zu prononcirten Bestreben, naturgetreu zu seyn, während in anderer Hinsicht, wie namentlich in der tragischen Deklamation, große Unnatur vorherrscht. Zu Ersterm gehört der ungenirte, oft absichtlich ungraziöse Gang, das Umdrehen, ohne alle Berücksichtigung des Publikums, das derbe Umarmen, Küssen, Schreien u. s. w., das Reden, mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewandt. So z. B. sprach Kean, ein junger Mann, der den Namen des berühmten Vaters mit Ehren trägt, im Othello die Vertheidigungsrede vor Gericht gerade in die Bühne hinein, weil, der Symmetrie wegen, den Richtern ihr Plaz nach hinten und gerade in der Mitte angewiesen war. Andere Fehler möchten aber nur Herrn Chapman zur Last fallen; so die eben erwähnte Symmetrie, der gar Vieles geopfert wird und die doch oft einen erbärmlichen Eindruck macht, wie z. B. ein großer Saal, als Schlafgemach der Desdemona, in der Mitte, nach hinten zu, aber frei im Zimmer stehend, das Bett so weit zurück, daß Othello bei der Schlafenden schreien muß, damit man ihn hören kann; links in schräger Richtung, wenigstens sechs Schritte von der Wand entfernt, der Toilettetisch nebst einem Lehnstuhl, und nun, der Symmetrie wegen, rechts, eben so weit von der Wand ab, in entgegengesezt schräger Richtung, ein Sopha, auf welchem nachher Emilia, von Jago durchstochen, stirbt, und auch dies so weit nach hinten, daß die Sterbende sehr laut sprechen muß, um gehört zu werden; oder im Hamlet in der Theaterscene, rechts eine Reihe Lehnsessel, dicht an der zweiten Bühne beginnend und (damit die Ritter und Damen alle betrachtet werden können) so schräg abwärts gestellt, daß König und Königin, welche im Vordergrund sizen, nur über die Köpfe der Andern hinweg, oder vielmehr gar nicht nach der Bühne hinsehen können. Sie finden sich denn auch christlich darein und wenden den guten Schauspielern den Rücken. Gegenüber — diesmal keine Symmetrie — eine Reihe stehender Hofleute und nur ein Lehnsessel, dem des Königs gegenüber, worauf Ophelia Plaz nimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Februar 1834.

Ihr seht, eine Geschichte kann nichts weniger als erbaulich, und doch lehrreich seyn.

Sterne.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Mistreß Chatam.

Den ganzen Sommer streiften wir im Lande umher und kamen mit dem Fall des Laubes nach dem freundlich gelegenen, hübschen Baltimore. Unsere Aufmerksamkeit war immer dahin gerichtet, wo es Menschenkenntniß zu sammeln gab. Hiezu bot uns die Gesellschaft, die wir auf dem Dampfschiffe antrafen, welches uns von hier nach Philadelphia zurückbrachte, eine seltene Gelegenheit. Eine von den Damen machte sich durch jugendliche Kokketterie um so bemerkbarer, als sie bereits ein ganz vernünftiges Alter erreicht hatte. Noch mehr fiel der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit auf, dem sie alle Augenblicke, wenn er sich nur einen Moment von ihr entfernte, bald mit schmelzendem Tone, bald mit bebender Stimme rief: Master Mina! Master Mina! denn sie hatte ihm immer etwas zu sagen oder zu zeigen und hielt sich deßhalb meistens auf dem Verdecke auf. Die Gestalt des etwa dreißigjährigen Mannes verrieth, so wie sein berühmt gewordener Name, spanische Abkunft. Er war von mittlerer Statur und schöner Gesichtsbildung, obgleich die unruhigen kleinen, schwarzen, durchbohrenden Augen tief hinter den etwas hohen Knochen der gebräunten Wangen lagen und die kurze Stirne vom glatten Haarwuchse dicht beschattet war. Ein außerordentlich lebhaftes Gebärdenspiel, ein angenehmes Sprachorgan und dabei ein düsteres Wesen, welches sich aber beim ersten Ruf der Dame, wie abgestreift, gleich in die freundlichste Artigkeit verwandelte, zeigten, daß er die Gaben des Proteus besitze. Am zweiten Tag kamen wir Mittags nach Philadelphia, und da wir den kommenden Winter nach Süden zu reisen gedachten, so wählten wir ein Boarding, wo gewöhnlich Südländer, die den Sommer hier zuzubringen pflegen, einsprachen, in der Absicht, Bekanntschaften zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Als sich die Hausgenossen zum Thee versammelten, trat auch Mina mit seiner Dame in den Parlor.

In unserer Erwartung, in dem neuen Zirkel auch etwas Neues zu sehen, hatten wir uns getäuscht. Es bestehen in den großen Städten Kosthäuser für Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener, für Nord-West- und Südamerikaner, wo sich die verschiedenen Landsleute zusammenfinden, aber immer ganz amerikanisch, rein nationell leben; die Bewohner des Südens verstehen zwar alle französisch, sprechen es aber nie, und so waren denn auch wir in unsern bereits angenommenen Gewohnheiten nicht im Mindesten gestört. Die Aufwärter sind durchgehends Neger oder Farbige; deßhalb wird dieser Stand den Weißen zur Schande gerechnet und folglich dieser

Erwerbszweig den Armen benommen. Nur die Fremden, die aus Staaten kommen, wo die Sklaverei nicht abgeschafft ist, unterliegen hier einigem Zwange, da sie nicht nur mit den schwarzen Aufwärtern, sondern auch mit ihren eigenen Sklaven, wenn sie welche mitbringen, ihrer Gewohnheit zuwider, sehr glimpflich umgehen müssen, wenn sie sich nicht groben Antworten von den Einen, oder gar den Verlust der Andern durch Entweichen aussetzen wollen, wo dann an kein Wiederfinden zu denken ist, weil die Quäler den Flüchtlingen auf alle Weise behülflich sind.

Mina war in dem Hause wohl bekannt; er pflegte immer da zu wohnen, wenn er nach Philadelphia kam. Seine Gegenwart brachte in die Unterhaltung in unserm Parlor einen ungewöhnlichen Geist. In sehr beredter Sprache floß ihm Witz und Laune vom Munde, ein glücklicher Gedanke jagte den andern; wenn er schwieg, wagte es Niemand mehr, das Wort zu nehmen, und selbst der schaale, ewig wiederholte Spaß mit dem Wäschenähen verstummte und das ekelhafte Thema der Insektologie kam nicht aufs Tapet. Er gab sich für einen Neffen des bekannten spanischen Generals gleichen Namens aus; so viel ist gewiß, daß er aus dem Mexikanischen war. Durch eine schwere Untersuchung, in die er bald darauf gerieth, wurden seine Verhältnisse öffentlich bekannt. Ich will Ihnen seine Geschichte hier mittheilen, weil sich darin zwei Züge des Nationalcharakters entwickeln werden. Der eine ist die Galanterie, mit der der Amerikaner sich des schönen, schwächern Geschlechts stets anzunehmen beflissen ist. Auf diesen ritterlichen Sinn ist man hier so stolz, man achtet ihn so hoch als einen unwiderlegbaren Beweis vollendeter Sittenverfeinerung, daß sogar die Kriminalgerichte keine Gelegenheit versäumen, ihn zu bethätigen, und die Zeitungen jede solche Gelegenheit benützen, um ihre langen Kolumnen mit Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit des civilisirtesten aller Völker zu füllen. Der zweite, der sich auch bei jeder Gelegenheit zeigt, ist, daß, wenn ein Fremder und ein Eingeborner mit gleicher Schuld ein Verbrechen begehen, der Fremde sicher seyn kann, der verdienten Strafe nicht zu entgehen, während der Amerikaner schuldlos befunden wird, und das nicht etwa aus Ungerechtigkeit, sondern aus reinem löblichen Patriotismus; denn es bleibt der Nation immer schmeichelhaft, wenn in den Annalen ihrer Geschichte steht: „Nie hat ein Amerikaner ein Hauptverbrechen begangen.“ Ist es nicht erhaben, auf einen so schönen Zweck hinzuarbeiten?

Unweit Philadelphia lebte Doktor Chatam auf seinem schönen Landsitze in philosophischer Abgeschiedenheit. Da er sich mit einem hübschen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatte, so gebührte ihm die Doktorwürde, die er sofort annahm, so gut als irgend einem seiner Landsleute. Er war glücklich, weil ihm Alles recht war. Er freute sich Sommers über das schöne Wetter, und Winters über sein Kaminfeuer. Wurde ein neuer Staatsbeamter gewählt, so war es der Mann, den er gewünscht hatte, ohne je seine Stimme abzugeben. Die Gesellschaft seiner Frau war ihm lieb, doch jede Zeitung entschädigte ihn für ihre Abwesenheit. An Entschädigung war also kein Mangel, eben so wenig an Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Mistreß Chatam war zum wenigsten um eine ganze Generation jünger als ihr gelehrter, zufriedener Gatte; sie fuhr häufig nach Philadelphia, und konnte dann nie der Versuchung widerstehen, sich auf das erste beste Dampfboot zu setzen, das sie ansichtig wurde, unbekümmert, wohin diese Reise ging. Auf diese Art war sie, ohne es sich zu versehen, bald in Baltimore, bald in Newyork, bald in Albani, bald in Newhaven, am seltensten zu Hause. Wenn das Jahr herum war, liefen die Reiserechnungen von allen Seiten ein, und Master Chatam zahlte, ohne viel zu murren, denn es war ein vortrefflicher Mann. Auf einem ihrer Ausflüge machte die Dame Minas Bekanntschaft, und fand sich von ihm so angezogen, daß stets neue Zusammenkünfte auf Dampfbooten verabredet wurden. Mina war einer jener Glücksritter, von denen es in Amerika wimmelt und die vom Zufall leben. Er beschloß gleich, sich diese Gelegenheit bestens zu Nutze zu machen. Der Kredit, den die Lady überall hatte, ließ auf ihren Stand schließen und war ihm Motiv genug, seine ganze Liebenswürdigkeit aufzubieten. Er gab vor, er reise in Geschäften, um Forderungen seines Oheims, des Generals, einzutreiben, ein andermal, er habe einen Familienprozeß zu führen, endlich, er erwarte, nächstens von der mexikanischen Republik zum Gesandten bei den Vereinigten Staaten ernannt zu werden. Die Liebe untersucht nicht, sie glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Ich kehre zu den Christen zurück, denen ich ungerne Anstoß geben möchte; es könnte nur absichtslos geschehen, da ich überzeugt bin, daß ihre Religion der einzig wahre Glaube des denkenden Menschen ist. Indem ich nun in der Darstellung meiner Grundsätze stufenweise weiter gehe, glaube ich ihnen und zwar auf sichererem Grunde, als früher, beweisen zu können, daß meine Meinung die einzige sey, welche das bis jezt noch undurchdringliche Geheimniß der göttlichen Offenbarungen vollkommen zu enthüllen im Stande ist. Diese Erklärung wird kurz seyn.

Wenn man mich fragt, wie es komme, daß das intuitiv-erkennende Wesen in den Büchern Mosis, welche

die Offenbarung im brennenden Busch, wie die auf dem Berge Sinai enthalten, nicht verkündigt sey, so frage ich meinerseits, wie es komme, daß von der Auferstehung des Menschen auch nicht darin die Rede ist, warum sie im Gegentheil im Prediger Salomo sonderbarerweise nicht mehr und nicht weniger, als im Tragiker Seneca in Frage gestellt wird; und warum der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, welcher, nach dem Begriffe von Gott, der wichtigste aller moralischen Begriffe ist, bis zu Christus wirklich nur ein moralischer Begriff, aber kein geoffenbarter war?

Für diese Schwierigkeit gibt es nur Eine Auflösung, diese nämlich, daß die heilige Schrift die Bundesakte ist zwischen den denkenden Wesen, welche sich Menschen nennen; daß sie bloß diejenigen Wahrheiten enthält, welche der Natur dieser Wesen angemessen sind, und daß das denkende Wesen nicht unmittelbar zur Auferstehung berufen ist, wie es das intuitiv-erkennende Wesen seyn wird. Die Auferstehung ist für das denkende Wesen nur eine instinktive Idee und ein Vorgefühl. Nur für das intuitiv-erkennende Wesen wird sie eine erkennbare Idee seyn. Daraus läßt sich ein Schluß ziehen, welcher die Genauigkeit und Klarheit eines Lehrsatzes haben wird.

Was wir ein Geheimniß nennen, ist eine von unserem verständigen Sinn geahnte Wahrheit, welche aber unsere andern Sinne im jetzigen Zustand unseres Organismus zu fassen nicht geeignet sind. Was nun für das denkende Wesen Geheimniß ist, wird für das intuitiv-erkennende Wesen eine Wahrnehmung seyn. Wir setzen noch hinzu, daß auch die Kirche einen Mittelzustand zwischen dem menschlichen Leben und der Auferstehung in zweien ihrer außerbiblischen Dogmen — dem besondern Gerichte und dem Fegefeuer — festsetzt, wie sie denn auch das Daseyn des intuitiv-erkennenden Wesens in den außerbiblischen Dogmen von den Engeln anerkennt: ehrwürdige faktische Glaubenspunkte, welche nicht geoffenbart wurden, und die nach Wesen, Umständen, Form, Zeit und Ort niemals in wahre Glaubensartikel haben umgewandelt werden können. Derjenige Zustand, welcher zwischen dem des denkenden und dem des auferstandenen Wesens liegt, ist nun aber der Zustand des anschaulich-erkennenden, der seiner Natur nach, wie die Kirche es sich gedacht hat, ein Zustand der Läuterung und des Gerichts ist.

Wenn man den Blick auf die eben entwickelten Ideen zurückwerfen will, wird man sie in dem Systeme der Schöpfung durch Gott (création divine) eben so konsequent finden, wie im System einer freien Schöpfung aus sich selbst (création spontanée), weil die leztere nur durch eine Folge unglaublicher Begebnisse hätte vor sich gehen können, wobei der Zufall stets an die Stelle einer abwesenden, vernünftigen Leitung hätte treten müssen. Aber das Phänomen dieses beständigen Treffens der Würfel, um mich des geistreichen Vergleichs des Abbé Galiani zu bedienen, wäre für die Vernunft ungleich schwerer zu fassen, als das Daseyn eines schöpferischen Gottes. Ein logischer Zufall, ein in seinen Combinationen, wie in seinen Erfolgen unveränderlicher Zufall wäre sogar in einem Feenmährchen nicht zu rechtfertigen.

Ich bin ein Zweifler, ja ich bin ein Ungläubiger gewesen, weil ich in dem Leben des Menschen, während der Dauer desselben, nur eine ungleiche, ungerechte Vertheilung, und nach dem Ende desselben nur eine schreckliche Leere sah. Ich habe mit meinem verstockten Herzen mich geweigert, Gott anzuerkennen und zu bekennen, weil seine höchste Weisheit unsern mangelhaften Organen auch nur eine mangelhafte Offenbarung zugemessen. Seit sich aber der große Kreis der Schöpfung vor meinen Augen aufgethan, seit ich ihn in seiner bewunderuswürdigen Ordnung von dem Momente an, wo er mit der, mit einem schöpferischen Prinzipe ausgestatteten Materie aus Gott hervortritt, bis zu dem Momente durchwandere, wo er im anschaulich-erkennenden Wesen, das selbst ein Hauch Gottes ist, in Gott endigt und so zu seinem Anfange zurückkehrt, seitdem bemitleide ich auf's Tiefste meine eigenen Irrthümer. In diesem großen Kreise mangelt nichts, nichts stört den ewigen Einklang der geschaffenen Dinge, und alle die einzelnen, scheinbar widersprechenden Erscheinungen dienen nur dem absoluten Zwecke des Ganzen. Die Fähigkeit zu wachsen geht, immer intensiver und mächtiger, vom Metall auf die Pflanze, das Leben von der Pflanze auf das Thier, das Gefühl vom Thier auf den Menschen über. Der Gedanke mit seinen drei geistigen Vermögen — Gedächtniß, Phantasie und Urtheilskraft — geht nun seinerseits von dem Menschen auf das intuitiv-erkennende Wesen über, so daß der Mensch den Zustand dieser Erkenntnißweise durchlaufen muß, um zu dem der Auferstehung zu gelangen, in welchem er ewig verharren wird.

O! wenn dem nicht so wäre, wenn die Vervollkommung des Menschen im Menschen selbst ihr Ende hätte, welcher Mensch dürfte auf Auferstehung Anspruch machen!

Es ist so, und zwar aus dem unwidersprechlichen Grunde, daß es nicht anders seyn kann. Und wenn ich das ganze Menschengeschlecht mit mir auf stärkern und sicherern Flügeln emportragen könnte, als die meiner Worte sind, es wäre keine Seele, möchte sie der Ueberzeugung auch noch so sehr widerstreben, die nicht beim Anblick dieser wundervollen, mir anschaulich gewordenen Sphäre meine Ueberzeugung theilte, die nicht ausriefe: Gott ist, Gott wird stets seyn, und der zu und in dem Zustande eines intuitiv-erkennenden Wesens geläuterte Mensch wird, wenn er die lezte seiner Prüfungen überstanden haben wird, ewig bei Gott seyn!

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Phantasiemarkt. Bauten.

Für die meisten Damen war diese Rolle ein Vergnügen, eine partie de plaisir. Hätten die Männer die Ladendiener spielen sollen, würde es ihnen wohl nicht so gut von der Hand gegangen seyn. Alle diese Damen waren einfach gekleidet, meistens weiß mit dunkeln seidenen Schürzen. Sie waren die Freundlichkeit und die Höflichkeit selbst; war man einmal in den Markt hineingerathen, so konnte man nicht umhin, etwas von diesen liebenswürdigen Damen zu kaufen, wenn man auch nur der bloßen Neugierde halber hergekommen war. Es wundert mich daher gar nicht, daß der ganze Waarenvorrath an den Mann gebracht worden ist. Natürlich hatten sich nur die jüngsten und schönsten Damen zu der Rolle hergegeben. Zu handeln war hier nichts, denn jede Waare trug einen Zettel, worauf der Name des Gebers oder der Geberin, und meistens auch Verfertigerin, nebst dem Preise aufgezeichnet war. Einiges war billig angesezt, Anderes ziemlich theuer; darauf wurde aber nicht viel gesehen, denn es galt ja, einen wohlthätigen Zweck zu verfolgen und den schönen Verkäuferinnen einen Gefallen zu thun. Für ihre Freunde und Verehrer (reiche Leute und schöne Frauen haben deren stets eine Menge) war es fast eine Pflicht, ihnen etwas abzukaufen. — Ein gewöhnlicheres Mittel, das Elend zu lindern, sind in Paris die öffentlichen Bälle. Im Winter gibt die Nationalgarde fast in jedem der zwölf Arrondissements, in welche Paris und die Bürgergarde getheilt sind, einen Subscriptionsball zu zehn Franken das Billet zum Besten der Armen desselben Arrondissements. Meistens sind diese Bälle sehr glänzend; auch wird wohl noch ein allgemeiner Ball im Opernhause zu zwanzig Franken zum Besten der gesammten Armen veranstaltet. Obschon jedes Arrondissement der Stadt sein bureau de charité hat, worin den Hülfsbedürftigen Lebensmittel und Kleidung, auch wohl Geld ausgetheilt wird, so reicht dieses dennoch nicht hin, alle Armen zu versehen, so wenig, als der Beitrag, der von den Schauspielen und andern öffentlichen Lustbarkeiten für sie erhoben wird. Uebrigens ist die Noth jezt bei weitem nicht so groß, als vor einigen Jahren. Alle Zweige des Gewerbsfleißes sind wieder im Gang und die öffentlichen Bauten in voller Thätigkeit; der gelinde Winter hat nicht einmal eine Unterbrechung verursacht, wie in andern Jahren; daher rücken denn auch einige öffentliche Gebäude, die man sonst kaum je vollendet zu sehen hoffte, so schnell vor, daß sie in diesem Jahre schon vollendet werden können, wenn die Arbeit gleich rastlos fortgesezt wird. Dahin gehört besonders die schöne Magdalenenkirche, ein Gebäude, das unstreitig zu den schönsten in Paris zu zählen seyn wird. Man könnte es mit dem Theseustempel in Athen vergleichen; es steht völlig frei, man steigt ungefähr zwanzig Stufen hinauf, um zur Kirche zu gelangen, und um diese herum geht ein Säulengang. Die Kirche ist nicht in Gestalt eines Kreuzes, sondern in der eines Parallelogramms, wie die alten Tempel, angelegt. Keine einzige Kirche in Paris hat diese Gestalt. Das Giebelfeld soll in diesen Tagen aufgedeckt werden; da wird man sehen, ob Herr Seurre ein Meisterstück von Sculptur geliefert hat, wie sein Entwurf es erwarten ließ. Da die Façade des Gebäudes weit gesehen wird, so wird sich die Bildhauerei, wenn sie gut gerathen ist, gewiß schön ausnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Schauspieler.

Angenehm ist es, keinen Souffleur zu hören, ja nicht einmal dessen Hundehausähnliche Wohnung zu erblicken, und noch angenehmer, daß die Spieler dadurch genöthigt sind, sehr fleißig zu lernen, was die Engländer auch wirklich, ohne Ausnahme, thun. Dies hängt aber mit einer andern Eigenthümlichkeit zusammen, daß sie nämlich einzelne Rollen durch und durch studiren und nicht bloß die Worte, sondern auch die Stellungen, Gesten und Alles auswendig lernen. Daraus erklärt es sich, daß einzelne Schauspieler einzelne Rollen sehr gut, andere, und noch dazu ähnliche, sehr schlecht spielen. Leider werden, wie in Italien in der Oper einzelne Gesangstücke, so in England in den klassischen, namentlich den Shakespeareschen Schauspielen einzelne Rollen gleichsam wie die Angeln, um die sich das Ganze dreht, mit Sorgfalt und Liebe behandelt, die andern dagegen unverzeihlich vernachlässigt. Das geschieht zwar, mit Ausnahme einzelner Bühnen, namentlich des Wiener Burgtheaters, auch in Deutschland, entweder weil es an leidlich guten Schauspielern für die untergeordneten Rollen fehlt, oder weil die guten Schauspieler (was man, wie oben bemerkt, auch den Engländern dieser Truppe nachsagt) es unter ihrer Würde halten, Nebenrollen zu übernehmen.

Doch nun zu den einzelnen Personen und ihren Leistungen.

Miß Ellen Tree muß ohne Zweifel in dieser Liste obenanstehen, weil sie, nicht durch Schönheit der Gesichtszüge, wohl aber durch vortheilhaften Wuchs, durch natürliche Anmuth der Bewegung und durch ein ungemein wohllautendes und biegsames Organ begünstigt, sich zu einer Stufe der Vollendung aufgeschwungen hat, die auf jeder Bühne, in Wien, wie in Berlin, in München, wie in Paris, Anerkennung finden müßte. In den verschiedensten Rollen auftretend, hat sie z. B. als Portia im merchant of Venice, als Desdemona im Othello, als Lady Teazel in the school for scandal, als Lady Macbeth, als Katharina in the taming of the shrew, als Ophelia im Hamlet, als Rosalinde in As you like it, als Julia in Romeo and Juliet u. s. w. stets denselben ungetheilten Beifall gefunden, obgleich sie einige dieser Rollen ganz eigenthümlich aufgefaßt hatte. So z. B. in der erstgenannten Rolle erschien sie vor Gericht nicht, wie wir es gewohnt sind, mit dem bis zum Schluß bereits durchdachten Plan und der auf dem lezten Advokatenstreich beruhenden Sicherheit, sondern einzig und in Wahrheit ihrer natürlichen Beredsamkeit vertrauend. So sprach sie zu Shylock mit überwindender Kraft, und sie zweifelte nicht an dem Gelingen ihrer guten Sache. Als sie aber erfahren muß, daß des grausamen Menschen Herz härter ist, als sie sich's denken konnte, da erst fällt ihr plözlich der schlaue Ausweg ein, und nun läßt sie übermüthig ihren Wiz sprudeln. Auf diese Art vermied sie den Uebelstand, daß ein so zartfühlendes Wesen es über sich gewinnen soll, ihre liebsten Freunde bis zur Todesangst zu martern, während sie selbst des günstigen Ausgangs bereits gewiß ist. Uebrigens ist es unmöglich, die große Schwierigkeit für Frauenzimmer, auf eine durchaus ungezwungene, durch nichts anstoßende Weise in Männerrollen aufzutreten, vollkommener zu überwinden, als sie, nicht nur in dieser, sondern auch, und vorzüglich, in der schwierigen Rolle der Rosalinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Februar 1834.

— Entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre.

Schiller.

Der irre Jüngling.

Vor dem Jüngling im Katheder bläht der Herr Magister sich,
Größenlehre zu dociren, hebt er an bedächtiglich:
„Sohn! du hast Magisterworte wie Orakelspruch verehrt,
Nahmest hin auf Treu und Glauben, was man dich seither gelehrt.

Aber jetzo großgewachsen, fuß' auf eigner Kraft als Mann,
Wirf hinweg mit stolzem Hohne, was man nicht beweisen kann;
Zweifle stets und leugne muthig, was du klar nicht angeschaut,
Das alleine festzuhalten, was auf Schlüsse man gebaut.

Und so wirst du bald erkennen, daß von aller Wissenschaft
Nur allein die Größenlehre fest im starken Geiste haft'.“
In des Jünglings offne Seele, fiel der Funke zündend ein,
Seine Zweifel untergruben, was er glaubte kindlich rein.

Und er horcht, wie der Magister nun mit seinem Wissen prunkt:
„Willst du Größenlehre fassen, denke dir zuerst den Punkt,
Ohne Länge, Tief' und Breite — zu beweisen ist er nicht;
Dieses Eine mußt du glauben, sieht ihn auch kein Angesicht.“

Wie der Jüngling solches hörte, wandt' er sich hinweg zur Stund',
Denn gefruchtet hat die Lehre aus des klugen Meisters Mund:
Trug und Lüge nennt er strafend, was dem klaren Blick entschlüpft,
Alle Bande sollen reißen, die der Glaube nur geknüpft.

Wann die treue Mutterliebe ihn mit einem Trunk erfrischt,
Schauert ihn, als ob sie heimlich Gift in seinen Kelch gemischt;
Wann im jugendlichen Feuer ihm der Freund die Rechte drückt,
Lauert er, ob aus dem Busen er den Stahl nicht tückisch zückt.

Hört er gar die Glocke schallen, die da ruft zum Haus des Herrn,
Wo er demuthvollen Sinnes jüngst die Kniee beugte gern,
Ach! da flüchtet er vorüber: denn der Glaube waltet dort,
Und in Kindeseinfalt neigt sich die Vernunft vor Gottes Wort.

Nirgend hat der irre Zweifler eine Ruhestätt' ersehn,
Und wohin er späht, dem Glauben kann er nirgend mehr entgehn;
Aufgeschreckt von allen Seiten, irrt er in die Wildniß hin
Und verhüllt sein müdes Auge in der tiefsten Höhle drin.

„Nein! ihr sollt nicht überlisten mich und gängeln knabenhaft!
Will mit eignen Augen sehen, stützen mich auf eigne Kraft.
Kann ich hoch mein Haupt nicht tragen, lieber scheid' ich aus der Welt,
Die mit tausend Banden kindisch die Vernunft gefangen hält.“

Und so stürzt er immer tiefer in des Waldes Wüstenein,
Und versenkt sich immer enger in sein ödes Herz hinein.
Draußen durch die schwarzen Räume flammt des rothen Blitzes Riß,
Und der Wahnsinn wetterleuchtet in der Seele Finsterniß.

Ferne zucken jezt die Blitze nur wie leiser Fieberkrampf,
Und die Nacht ist eingeschlafen, matt von ihrem schwülen Kampf.
Auch der Jüngling, müdgerungen, sinkt zusammen schlaff und stumm,
Und der Schlummer legt ihm heilend seine kühlen Binden um.

Aber sieh, schon fliegt herüber durch die Nacht ein Dämmerlicht,
Wie in Morgenträumen lächelt hell des Himmels Angesicht.
Auch der Jüngling öffnet wieder seine Brust, und leis hinein
Streift durch seine düstern Zweifel morgenrother Ahnungsschein.

Wie die Sonne jugendheiter nun aus Waldeswipfeln trat,
Sieh, da hat mit heller Stirne auch der Jüngling sich genaht;
Und mit frischem Auge blickt er von des Berges höchstem Stein
In das rege, warme Leben, in die junge Welt hinein.

Durch das blaue Himmelsauge hat er in ein Herz geschaut,
In ein Vaterherz voll Treue, dem er kindlich einst vertraut.
Wie zu Morgen ihn die Erde grüßt mit Blicken licht und feucht,
Hat sie, wie durch Thränen lächelnd, eine Mutter ihm gedäucht.

Wie die Drosseln helle schlagen und der weite Wald erklingt,
Fühlt er, daß ein altes Heimweh tief ihm in die Seele dringt.
Mahnend wie ein Schweizerreigen ruft ihn heim der Vögel Lied,
Heim zu seinen Lieben allen, die er stolzen Hohnes mied.

Halb schon ist sein Troz gebrochen, heimwärts eilt sein erster Schritt,
Als vom Waldgestein herüber ihm der Freund entgegentritt;
Durch die Wildniß, über Felsen, wo er fußen konnte nur,
Hat er sich hindurchgeschlagen nach des irren Bruders Spur.

Und so steht er vor dem Jüngling kummervollen Blickes nun,
Seine großen blauen Augen ängstlich auf dem Bruder ruhn;
Der blickt in die lieben Augen, und in ihrem tiefen Rund
Sieht er eine sel'ge Landschaft hell bis in der Seele Grund.

Aus dem innersten Gemüthe quillt der Güte reicher Born,
Wie Vergißmeinnicht am Rande sproßen Herzenswünsche vorn,
Eine grüne Ruhestätte hält' der Brudersinn bereit,
Und der Treue blauer Himmel schließt im Hintergrund sich weit.

Was der Jüngling da gesehen, hat ihm plötzlich offenbart,
Wie sich viel geheim verhülle, was der Glaube nur gewahrt.
Reuig, eine Thrän' im Auge, gibt er stille sich besiegt,
Heimwärts eilt er frohen Trittes, an den Bruderarm geschmiegt.

An des Vaterhauses Schwelle senkt er seine Stirne schon,
Demuthsvollen Sinnes kehret wieder der verlorne Sohn,
Und er neigt vor seiner Mutter tief das blonde Lockenhaupt,
Daß in ihre Hut sie nehme, den der Irrwahn ihr geraubt.

Wann die Glocke ruft zur Kirche, eilt er sehnlich alsofort,
Schlecht und recht, als wie ein Schulkind, merkt er nun auf Gottes Wort,
Schweigend senkt er seine Kniee, faltet seine Hände still,
Wie wer sich auf Gnad' und Ungnad' seinem Herrn ergeben will.

Und zulezt auch wandt' er wieder zum Magister sich zurück,
Daß er mit der Größenlehre frisch versuche nun sein Glück:
„Nun, so fügt den Bau zusammen, denn der Grundstein ist gesezt;
An den Punkt, den unsichtbaren, Herr Magister! glaub' ich jezt.“

A. Stöber.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Von nun an bekamen die kleinen Lustreisen eine bestimmte Richtung; man mußte ja das Schiff verabreden, auf dem man sich treffen wollte. Doktor Chatam hatte jezt Muße vollauf, seine Zeitungen zu lesen, und er konnte bald nicht genug zu seinem Bedarf in den Vereinigten Staaten auftreiben. Einst saß er in seinem Parlor, umgeben von einigen Dutzend dieser Blätter, da rollte ein Wagen in scharfem Trabe vor das Haus und Mistreß Chatam trat ein. So bald war sie noch nie zurückgekommen, man erwartete sie nicht vor acht Tagen; sie erschien auffallend verdrießlich, aber ihrem Mann war seine Zufriedenheit zu lieb, um nach Dingen zu fragen, die ihn unangenehm berühren konnten. Er legte der

Gattin einige Zeitungen vor und ersuchte sie, Theil an der Unterhaltung zu nehmen. Mistreß Chatam ergriff nachlässig ein Blatt und warf sich auf den Sopha; auf einmal stieß sie einen Schrei aus, klagte über Migraine und ging zu Bette. Mina hatte nicht Wort gehalten, hatte das Rendezvous versäumt; schmerzliche Betrachtungen über das gefühllose Männergeschlecht quälten die Dame, aber ihr plötzliches Erkranken hatte einen zartern Grund. Die Zeitung, die sie gelesen, war zufällig das Polizeiregister von Philadelphia, und hier stand: „In den Tower gebracht wegen Schulden Master Mina.“ — Nun war Alles erklärt, sie hatte ihm Unrecht gethan; indessen mußte dieser Vorfall auf die erwartete Botschafterstelle von höchst nachtheiligem Einfluß seyn, schleunige Hülfe ward daher beschlossen. Schon am andern Tage fuhr Mistreß Chatam nach Philadelphia, denn sie mußte sich mit einem Arzte besprechen. Hier erfuhr sie, daß Mina wegen einiger Monate Kostgeld und ein paar hundert Dollars, die er zur Bestreitung seiner kleinen Reisen schuldig geworden, sich in momentaner Verlegenheit befinde. Sie machte ihn frei, und beide bezogen das Boarding, in dem sie fortan immer einsprachen, und wo auch ich einmal mit ihnen zusammentraf.

Je mehr es dem zärtlichen Paare Bedürfniß wurde, beisammen zu seyn, je weniger wollten die Zeitungen dem Doktor ausreichen. Man sann auf Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, was um so nothwendiger war, als die Zusammenkünfte im Boarding in so zwanglosem Styl stattfanden, daß sie sogar gegen die liberalen Einrichtungen dieses Ortes verstießen und schon zu manchem Geflüster in der Stadt Anlaß gegeben hatten. „Aber meine Liebe,“ sagte eines Abends Master Chatam zu seiner Gattin, als eben die Reisebills eingegangen waren und er das Geld zur Zahlung richtete, „Ihre Reisekosten mehren sich auf erschreckliche Weise; für ein Quartal davon könnte ich auf das ganze Jahr zweihundert Zeitungen halten. Mit Ihrer lebhaften Einbildungskraft könnten Sie ja, wenn Sie nur ein paar Blätter lesen wollten, die ganze Welt sehen, ohne sich von Ihrem Kamin zu rühren.“ — „Das würde mir auch Vergnügen machen,“ erwiderte die Lady, „wenn meine Gegenwart Ihnen genügen könnte. Allein Sie bedürfen des Umgangs mit einem Manne von Welt und Gelehrsamkeit, mit dem Sie Ihre Gedanken austauschen können. Die Last Ihres Wissens drückt Sie nieder, Sie müssen einen geistreichen Hausfreund haben, der das Licht Ihrer Kenntnisse auffaßt und es aus diesem Winkel in die Welt strahlen läßt. Ihre Schwindel und apoplektischen Anfälle, sind sie etwas Anderes, als der Andrang Ihres Ideenreichthums nach dem Gehirn?“ Mr. Chatam fühlte, wie sehr seine Frau recht habe, und mußte sich gestehen, daß seine Gedanken manche Spalte in den Zeitungen füllen könnten, wenn so ein apoplektischer Ableiter da wäre, der sie zu Papier brächte; denn er selbst konnte nie mit einem Aufsatze zurechte kommen. So wie er nur eine Feder in die Hand nahm, war dem Strom seiner Beredsamkeit wie ein Damm entgegengestellt, und er brachte nicht ein Wort zu Stande. Später hat man unter seinen Papieren einige hundert angefangene Briefe gefunden, datirt und überschrieben: an Herrn Redakteur N. oder A. in Q. oder Z., und oben stand die Anrede: Sir! Alles Andere war noch ungeboren. Welch ein Schatz ist da verloren gegangen, weil es diesem Geiste an einem Reflektor gebrach! Wenn in der Folge ein Chatamsches Sternchen in den Tageblättern schimmerte, so verdankt man es allein der für die Gesundheit ihres Mannes besorgten Gattin, denn eben pochte es an das Hausthor und ein Fremder wurde eingelassen. Er entschuldigte sich wegen seines späten Erscheinens, sagte, er sey auf einer wissenschaftlichen Fußreise ins Innere begriffen, habe sich heute in Philadelphia verspätet, und da ihm die Nacht nicht erlaube, weiter zu gehen, und kein Einkehrhaus in der Nähe sey, so bitte er um Erlaubniß, hier zu übernachten. Master Chatam war gastfrei, er nahm den Reisenden auf, unterhielt sich gut mit ihm, hieß ihn nicht mehr gehen, und Mina blieb ein halbes Jahr. Wenn er sich in dieser Zeit ja entfernte, so waren dies nur kurze Ausflüge, und immer in Mistreß Chatams Gesellschaft. Er war dem Herrn und der Frau vom Hause gleich unentbehrlich geworden.

Hier zu Land bekümmert man sich nicht sehr um den lieben Nächsten, und auf der ganzen westlichen Halbkugel leidet man nicht so viel von den sogenannten Klatschereien und Waschrapporten, als in einem einzigen europäischen Städtchen. Verunglimpfung ist hier eine Waare, die sich jeder hütet in Umlauf zu bringen, da sie jedesmal theuer eingelöst werden muß. Warum mußte etwas so Seltenes gerade zu des Doktors Unstern eintreffen, seine Zufriedenheit, seine Glückseligkeit zerstören, und das Possenspiel in eine Tragödie verwandeln? Geschäftige Freunde und Verwandte machten ihn auf seine häuslichen Verhältnisse aufmerksam, er hörte nicht; sie erboten sich, ihn durch den Augenschein zu überzeugen, er wollte nichts sehen; sie veranstalteten Gelegenheiten, um ihn wider Willen zu überzeugen. So gelang es ihnen, dem guten Manne jede Möglichkeit eines Zweifels zu benehmen. Nun wurde er ärgerlich, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb: „An Master Mina — Sir!“ Doch zu heterogene Gefühle stürmten in seiner Brust, er konnte nicht weiter schreiben; um sich abzukühlen, legte er die Feder auf das Tintenfaß, warf sich rückwärts auf seinen Schaukelstuhl, spielte baumelnd mit der Tabaksdose und reflektirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Schauspieler.

Als Ophelia war Miß Ellen Tree unübertrefflich in ihrem weiblich-sanften Wahnsinn, und der Eindruck ward zugleich gehoben und gemildert durch die schönen Melodien, in welchen sie alle die kleinen Verschen, gar lieblich singend, vortrug. Auch als Lady Teazel spielte sie ganz meisterhaft, und gewiß im Ganzen nicht weniger so als Julie, obgleich sie hier, vielleicht durch Romeo verleitet, ein paarmal etwas übertrieb, namentlich in der Scene, ehe sie den Schlaftrunk nimmt. Von den übrigen sechs Frauenzimmern will ich nur zwei erwähnen: Miß Burton, die zwar nichts Aeußeres hat, aber zuweilen sehr gut spielte, und Miß Graham, ein schönes junges Mädchen, das aber eigentlich nur in Tableaux figuriren sollte. Unter den Männern gebührt dem schon oben erwähnten 23jährigen Charles Kean unstreitig die erste Stelle. Mit dem eminentesten Talente viel gründliches Studium verbindend, wird er gewiß manche jugendliche Uebertreibung leicht ablegen, und so würde er, mit Ausnahme des Komischen, in allen Genres zum Künstler ersten Ranges sich emporschwingen, wenn die Natur ihm ein angenehmeres Organ verliehen hätte, das für manche Rollen, z. B. die des Romeo, gar zu unpassend erscheint. Im Shylock war es im Gegentheil so wenig störend, daß man glauben konnte, die Stimme sey eine absichtlich angenommene. Im Othello hörte man schon, daß es nicht Kunst war, obgleich das meisterhafte Spiel bald den Uebelstand vergessen ließ. Die südlich leidenschaftliche Natur des Schwarzen war so trefflich aufgefaßt und durchgeführt, daß man selbst der gehaltensten Ruhe ansah, wie sie nur das Resultat der vielgeübten Selbstbeherrschung war, während nach plötzlich durchbrechendem und auf kurze Zeit Alles überwältigenden Ungestüm der Leidenschaft, ein Zustand der Erschlaffung folgte, an dem man, auch ohne die schwarze Farbe der Haut, den Afrikaner erkannt haben würde; so besonders in der ersten Scene des vierten Akts, wo er bei stets wachsender Aufregung mit den Worten: „What has he said?“ den Jago bei den Schultern packt, und gleich darauf, als dieser sagt: „With her, on her — what you will,“ den weit größern und stärkern Mann von sich schleudert, wie einen Strohwisch. Nun folgt die Erschlaffung, die Stimme geht ihm fast ganz aus, und dennoch läßt die krampfhaft deutliche Artikulation jedes Wort verständlich durch das ganze Haus dringen. Es klingt wie ein gespenstisches Flüstern der Ohnmacht und Verzweiflung. Ganz unbeschreiblich aber war der Eindruck seines Spiels in der Gerichtsscene des ersten Akts, wo er, wie oben schon gerügt, dem Publikum den Rücken wenden muß, weil der Herzog hinten im Fond sizt. Von großer Wirkung war schon der Kontrast zwischen des alten Brabantios ungezügelter Hize und der sichtlich gezwungenen und doch so würdigen Ruhe Othellos. Nur in der schönen Erzählung: „Her father loved me“ u. s. w. ändert sich zuweilen der Ton seiner Stimme, namentlich wo er Desdemona redend einführt: „In faith, 't was strange“ u. s. w. Dann werden Ton und Haltung wieder vollkommen ruhig, bis zu den Worten: „This only is the witchcraft I have us'd.“ Während er dies spricht, sieht er sie kommen, wendet sich seitwärts, hebt die Arme ihr entgegen und ruft im Ton des höchsten Entzückens: „Here comes the lady!“ und fast klanglos folgen die Worte: „let her witness it.“ Und jeder Vater würde wie der Herzog sagen: „I think, this tale would win my daughter too.“ Nicht weniger ausgezeichnet war Kean als Hamlet. Diese Rolle ist bekanntlich durch den berühmten Kemble, der für den blonden, fetten, träumerischen, oder, wie die Niedersachsen sagen, dösigen Hamlet weder Geschick, noch Sinn haben mochte, ganz verändert worden, brunet, mager, gespannt-schwärmerisch. Kean hat ihn nach Kembles Weise aufgefaßt, und er hat mich überzeugt, daß auch so die Rolle ein vollendet abgerundetes Ganze und von der hinreißendsten Wirkung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Bauten. Der Obelisk.

Um die Magdalenenkirche herum hat man nach dem Gebrauche der Engländer ein eisernes Gitter angebracht, was in Paris um so zweckmäßiger ist, da hier das Volk keine Neigung zeigt, die öffentlichen Gebäude sauber zu erhalten, und sie daher alle verunstaltet. Von dieser Kirche aber wird das profanum vulgus entfernt gehalten werden. Ein freier Plaz mit Bäumen ist um die Kirche angelegt. Man hat ihn indessen gar zu eilig überbaut. Die Häuser sind nun zwar groß und geräumig, aber ohne die geringste Zierde, da jeder Eigenthümer nur darauf bedacht war, viele Zimmer anzubringen und schnell zu bauen, um desto eher und besser das Lokal vermiethen zu können. Eben so schnell wird jezt der unter Napoleons Regierung begonnene Triumphbogen am Ende der elysäischen Gefilde vollendet, welchen Bau indessen die Bourbons absichtlich verzögerten, weil ihnen gar nicht daran gelegen war, ein Denkzeichen der Siege Napoleons errichten zu helfen. Das langsame Fortschreiten dieses Baues war der beständige Gegenstand der Spöttereien in den kleinen Tageblättern. Jezt aber wird er rasch aufgebaut, und wahrscheinlich wird das gegenwärtige Jahr den Triumphbogen ganz fertig sehen. Bekanntlich dient dieses Denkmal von den Tuilerien aus zum Gesichtspunkte, und der am Eingange der elysäischen Gefilde, mitten auf dem Revolutionsplaze, zu errichtende egyptische Obelisk wird dann von den Tuilerien aus mit dem Triumphbogen, von dem er eine halbe Viertelstunde entfernt ist, in Einer Linie liegen. Bekanntlich ist dieser Obelisk jezt glücklich auf der Seine in Paris angelangt, und die Fahrt stromaufwärts, die man sich äußerst schwierig vorgestellt hatte, ist besser abgelaufen, als man hätte vermuthen sollen. Ueberhaupt ist es zu verwundern, wie manche anscheinend unübersteigliche Hindernisse durch die den Franzosen angeborne Lebendigkeit und Thätigkeit beseitigt werden. Freilich kam dem Unternehmen diesen Winter der hohe Wasserstand zu Statten; auch braucht eine Regierung, wie die französische, die Ausgaben nicht zu scheuen, und mit Geld bringt man viele Hindernisse auf die Seite. Es scheint, man habe den Obelisk leichter die Seine hinauf, als den Nil hinunter geschifft. Er ist also nun in Paris, und es kommt nur noch darauf an, ihn aufzurichten. Hiezu bedarf es einige Monate Vorbereitung, indem man ihn auf ein ungeheures Fußgestell von Granit sezen will, das aber noch nicht einmal aus dem Steinbruche in der Bretagne gezogen ist. Aber auch das wird wahrscheinlich bald geschehen seyn, und dann wird Paris das Vergnügen haben, auch ein großes egyptisches Denkmal zu besizen, wie es bereits ein egyptisches Museum besizt; freilich ein schwacher Ersaz für die Millionen Franken und die Tausende von Menschen, welche der Bonapartesche Feldzug in Egypten Frankreich gekostet hat.

D a.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Februar 1834.

Hamlet. – Er machte Umstände mit seiner Mutter Brust, ehe er sie nahm.

Shakespeare.

Der Zauderer.

Wir haben in neuerer Zeit die Leser hin und wieder mit der Methode der modernen Franzosen, gesellschaftliche Charaktere zu schildern, bekannt gemacht; den Engländern aber haben wir dergleichen schon lange nicht mehr nachgezeichnet. Die Produkte der beiden Nationen in diesem Fache verhalten sich wie ihre Karrikaturbilder und machen einen analogen Eindruck. Der Franzose beeifert sich, auch bei der bizarrsten Travestirung und Verzerrung im Detail naturgetreu zu zeichnen, er strebt nach graziöser Anordnung und Ausführung; damit wird aber häufig die geistige Wärme latenter, als der Zeichner meint und will, wogegen sich die unregelmäßigen, rohen Striche des Engländers zu einem Bilde vereinigen, das häufig im selben Verhältniß naturwahr wird, in dem es im Detail nicht naturgetreu ist; beim englischen Blatt sieht jedes Auge im ersten Moment eine Spitze, während sich das französische oft längere Zeit als Fläche darstellt. Wer sich überzeugen will, daß diese Bemerkung über den zeichnenden Humor der beiden Völker vollkommen auch auf ihre humoristische Literatur anwendbar wird, darf nur das französische Bild: der Langweilige (s. 262 u. ff. 1832) mit der folgenden englischen Skizze vergleichen.

* * *

Mieux vaut tard que jamais, war der Wahlspruch der alten Familie der Tardifs, cho va piano va sano, der Wahlspruch der Loiter. Der selige Baronet Tardif auf Schloß Neverdone,*) der Vater unseres Helden, war mit Miß Evelina Loiter, dem einzigen Kinde des Baron Loiter von Limpingham-Hall ehelich verbunden.

Eine unseligere Verbindung läßt sich allen Ernstes gar nicht gedenken; denn was konnte von zwei Devisen, wie die genannten, zusammen anders kommen als Unheil? Eine immer und ewig wiederholte Maxime muß nothwendig auf die Entwicklung des Charakters Einfluß äußern, und wer wollte leugnen, daß ein Mensch, der nie in seinen Wagen steigen, der keinen Brief siegeln kann, ohne daß sein Blick immer demselben Weidspruch begegnet, am Ende wohl oder übel darnach thut? Und nun vollends gar zwei solche Mementos, welche beide Ein und dasselbe predigen!

Der Geist der Zögerung und Säumniß schien über unserm Helden zu walten, schon bevor er diese Welt der Prüfung betrat. Der Herr von Neverdone und

*) Im Englischen bedient man sich des komischen Mittels, den Personen sprechende Namen zu geben, ungezwungener als in irgend einer andern Sprache, und die Uebersetzung solcher Namen fällt daher meist abgeschmackt aus. So bedeutet Neverdone nie fertig, Loiter einen Zauderer, limping einen, der hinkt rc.

seine junge Gemahlin sahen sehnsüchtig dem Augenblick entgegen, der ihnen ein Pfand ihrer Liebe schenken sollte. Auch die Pächter der beiden Familien harrten in großer Spannung des erwarteten Erben; von ihrer Liebe zu der Herrschaft gar nicht zu reden, sollte, zur Feier seiner Geburt, ein Ochs gebraten und verschiedene Fässer Ale preisgegeben werden. Allen alten Weibern im Flecken Limplingham gab die wichtige Sache zu thun; alle Prognostica wurden sorgfältig beobachtet, die Zeit berechnet, und am Ende vereinigte man sich auf den 8ten September, als an welchem Tage unzweifelhaft der junge Erdenbürger die Sonne begrüßen müsse. Der wichtige Tag kam herbei; bereits schien es nach einigen Aeußerungen von Lady Tardif, als ob die alten Weiber Recht behalten sollten, aber es war nichts; der Tag verstrich, ohne daß der kleine Tardif erschien. Acht Tage, vierzehn Tage gingen herum; che va piano va sano, sprach Baron Loiter, mieux vaut tard que jamais, meinte sein geduldiger Schwiegersohn. Endlich am 29sten September, 21 Tage nach geschlossener Rechnung, um neun Uhr Morgens, verkündete die auf einem Kamin des Schlosses aufgezogene rothe Fahne, daß das Haus Tardif vom Himmel mit einem männlichen Erben gesegnet worden. Allgemeiner Jubel; die Glocken werden gezogen, die Bierfässer auf den Rasen gewälzt, und der Ochs wandert zur Schlachtbank. Aber, wie schon gesagt, schon vor seiner Geburt unterlag unser Held dem retardirenden Einfluß seines Sterns: er kam zu spät. Der junge, eben feierlich verkündete Erbe war nicht unser Loiter Tardif! Kaum mochte eine Viertelstunde verflossen seyn, denn Vater und Großvater schüttelten sich noch die Hände und wünschten sich gegenseitig Glück, da stürmte die Hebamme in das Zimmer, mit der Kunde, es sey noch ein Kind da. Das war unser Held. Ließ er nun seinem Zwillingsbruder aus Trägheit oder aus Gefälligkeit den Vortritt, gleichviel: damit, daß er eine Viertelstunde zu spät zur Welt kam, brachte er sich einmal um eine Baronie mit zwei-und-dreißigtausend Pfund Einkünften, und nahm dafür als Nachgeborner die hübsche Rente von dreihundert Pfund, so lange sein Vater lebte, und die Aussicht, dereinst von der Gnade desjenigen abzuhängen, mit dem er solche Komplimente gemacht.

Zur Zeit, da unser Tardif zur Welt kam, war Jenner mit seinem unseligen Mittel gegen jenes herrliche Pharmakon, das die Welt vor einem Uebermaaß elender, kränklicher Kinder bewahrte, noch nicht herausgerückt. Eines Morgens trat die Wärterin mit verstörtem Gesicht in das Frühstückzimmer und meldete dem Baronet und seiner Frau, daß ganz nahe beim Schloß bösartige Pocken ausgebrochen seyen. Bei dieser unheimlichen Kunde sahen die Eheleute einander bedenklich an. „Was ist zu thun?“ fragte Lady Tardif die Wärterin. „Milady,“ erwiderte diese, „lassen Sie doch gleich das Kind inoculiren! sage ich es doch schon einen Monat und länger.“ — „Che va piano va sano,“ erwiderte Lady Tardif; „ich glaube nicht, daß es der Kleine aushält.“ — „Mieux vaut tard que jamais,“ sprach der Baronet, „man kann ihn morgen inoculiren.“ Noch am nämlichen Abend bekam der arme kleine Loiter die natürlichen Pocken, und zwar im höchsten Grade. Er war am Rande des Grabes, riß sich aber glücklich heraus; mit seiner Schönheit war es freilich, Dank dem Wahlspruch des Tardifs, vorbei.

Unmöglich können wir alles Unheil, allen Jammer erzählen, worin der junge Tardif schon als Kind durch seine Indolenz, sein ewiges Zaudern und Säumen gerieth. Galt es eine Preisaufgabe in der Schule, so war er mit seiner Arbeit, die gewöhnlich viel Gutes hatte, in der Regel beinahe fertig, wenn sie übergeben werden sollte; auf jeden Fall erschien er damit just eine Viertelstunde nach dem lezten Termin. Führte er mit seinen Kameraden einen Anschlag auf einen Obstgarten aus, so war beim ersten Lärm Alles auf und davon, nur er wurde erwischt und mußte die Zeche bezahlen.

Er war herangewachsen und man dachte ernstlich daran, was aus ihm werden sollte. Die Einkünfte der Tardif und der Loiter betrugen allerdings zusammen zwei-und-dreißigtausend Pfund; aber dieses Vermögen sammt dem Titel fiel naturgemäß dem Erstgebornen zu, ihn mit Glanz zu umgeben. Indessen hatte sich der Vater das Fortkommen des jüngern Sohns ernstlich angelegen seyn lassen, und eines Tags, da lezterer sich besorglich über seine Aussichten äußerte, ging der Vater hinaus und kam alsbald mit einem Papier zurück. „Sieh, Loiter,“ sprach er, „über mein Vermögen kann ich nicht verfügen, aber ich habe Deiner nicht vergessen; Dein Glück ist gemacht. Ich bin bei der ostindischen Kompagnie interessirt und habe Dir bei derselben einen vortheilhaften Posten verschafft. Schon lange thue ich mich deßhalb um; ich mochte aber nichts davon sagen, bis die Sache im Reinen war. Lies den Brief.“ Der freudig überraschte Loiter Tardif las: „Den 13ten Februar 179...,“ brach ab und sagte: „Aber, Herr Vater, der Brief ist zehn Tage alt.“ — „Ja doch, lieber Sohn; che va piano va sano! Ein geliebtes Kind schickt man nicht so ohne Weiteres nach Indien; man darf sich da wohl besinnen; doch lies weiter!“ — Es ging aus dem Briefe hervor, daß der Korrespondent spätestens drei Tage nach Empfang des Briefs Antwort verlangte, weil sich noch mehrere Personen eifrig um die Stelle bemühen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Es war Master Chatam klar, er mußte sich durch seinen Gast tief gekränkt fühlen; allein wenn er auf das Blatt vor sich hinblickte, wo nur Sir stand, und noch so viel Raum für die schönsten Gedanken blieb, die sein Gehirn mit Blitzesschnelle durchkreuzten, da fiel ihm bei diesem verhängnißvollen Wörtchen ein, mit welcher Leichtigkeit Mina dem wirren Flug seines Geistes folgte, seine Ideen in einen zierlichen Artikel faßte und in wenig Augenblicken auf das Papier bannte. Die mit diesen Betrachtungen verknüpfte Anstrengung versenkte den Doktor in einen Schlummer, und das Nicken des ermatteten Hauptes unterhielt seinen Stuhl in gleichmäßigem Schwung. Diese wiegende Bewegung wirkte auf seine Phantasie, die sich nicht beruhigen wollte; es träumte ihm, er sey ein Adler, schwebe in den Lüften; der Stuhl mochte etwas schneller baumeln, und nun stürzte er sich auf eine Beute herab; kaum berührte er aber die Erde, so verwandelte sich der Adler in einen Hirsch; dieser fegte an einem Baume, der Baum brach, der Schläfer fuhr plötzlich auf, erwachte, und Mina stand ruhig an seiner Seite. Würdevoll und ernst erhob sich der Doktor und wies mit zusammengezogenen Augenbraunen und ausgestrecktem Zeigefinger auf den angefangenen Brief. „Eben war ich im Begriff, Ihnen zu schreiben, M. Mina.“ — „Ich habe zu viel unter Ihrer gütigen Anleitung gearbeitet und gelernt,“ sprach dieser, „um nicht Ihr kaum entworfenes Schreiben verstehen und beantworten zu können. Sie wollten mich ersuchen, Ihr Haus zu verlassen — ich bin reisefertig. Doch erlauben Sie mir zu bemerken daß, wenn ich mich auch einigemal vergessen habe, die Sachen doch nie so weit gekommen sind, als Ihnen geschienen haben mag. Dies ist keine Entschuldigung, es gibt überhaupt keine für mich, aber ich bin Ihnen diese Aufklärung zu Ihrer Beruhigung wegen Mistreß Chatam schuldig. Ihre gestrige Bemerkungen über die feindliche Stellung, die die südlichen Staaten gegenwärtig angenommen, habe ich so eben niedergeschrieben, hier ist der Artikel. Bei dieser genußreichen Arbeit fühlte ich ganz, was ich verscherzt habe.“ Master Chatam wußte sich gar nicht recht zu erinnern, daß er von den Streitigkeiten mit dem Süden gesprochen habe, indessen erkannte er seine Gedanken und seine Sprache in dem Aufsatze vollkommen, nur wünschte er noch einige Zusätze, die ihm nicht gleich einfielen, und bat Mina, morgen mit ihm darüber zu sprechen. Diese Unterredung hatte der Neger gehört, der während dem den Tisch zum Thee richtete; Mina blieb also, und es war keine Rede mehr vom Abreisen. Bei Tisch erzählte der Doktor seinen Traum; Mistreß Chatam bekam Zahnschmerzen und hielt sich das Tuch vor den Mund, der Mohr stieß ein unverschämtes Gelächter aus, die weiße weibliche Gehülfin blickte zornig auf ihre Frau und mitleidig auf ihren Herrn, Mina sprach von Ovid, und so kam Alles wieder ins alte Geleise. Die guten Freunde ruhten aber nicht, sie versuchten andere Intriguen. Anonyme Briefe füllten die Zeitungen und griffen seine Artikel an, machten sie schändlich herunter, schilderten den Verfasser als einen Feind der Union, als eine englische Kreatur. Aber auch dies verfehlte ganz seinen Zweck, denn nun entspann sich ein Federkrieg, der Mina nur um so unentbehrlicher machte.

Endlich wurde die verwundbare Stelle getroffen. Es trat ein Rezensent auf, der den Doktor ironisch vertheidigte, ihn als einen Schwachkopf, aber guten Patrioten bezeichnete, dessen Name nur mißbraucht werde, da es wohl bekannt sey, daß Doktor Chatam gar keine Fähigkeit zum Schreiben habe, und alle seine Aufsätze eigentlich von einem Mexikaner herrühren, der zu Philadelphia im Schuldthurme gesessen und jezt so eine Art von vertrautem Schreiber bei ihm mache. Das Kleeblatt mußte sich trennen, um der Welt zu zeigen, daß Chatam seine Artikel selbst verfasse; seine Frau aber reiste wieder fleißig nach Philadelphia und machte von da, wie früher, noch andere Ausflüge, wozu sie nun die beste Gelegenheit hatte, weil durch sie die Korrespondenz erhalten wurde; sie brachte, so hieß es, ihres Mannes Gedanken dem Mina zum Abschreiben.

Mistreß Chatam fand nicht mehr dasselbe Vergnügen an diesen Reisen, wie ehedem; sie hatte sich an ein bequemeres Leben gewöhnt, ein harter Winter vermehrte die Unannehmlichkeiten, im Boarding war sie sehr übel angesehen, Mina selbst schien gleichgültiger zu werden, dazu mischte sich Eifersucht, und das zügellose Weib kannte keine Schranken mehr. Sie fühlte sich unglücklich und wurde rasend; ihre Schlechtigkeit hatte sie elend gemacht, in ihrem Manne erblickte sie die Ursache davon, und so sank sie vom Laster zum Verbrechen. Nun nimmt die Geschichte einen schaudervollen Charakter an. Wir eilen schnell über diese Abscheulichkeiten weg und heben nur die Hauptmomente hervor, die zu Beurtheilung des Ganzen nothwendig sind.

Einst kam Mrs. Chatam nach Philadelphia; man bemerkte im Boarding einen heftigen Zank zwischen ihr und Mina; mehrere Tage war sie ganz verstört und er mehr als verstimmt. Bevor sie wieder nach Hause fuhr, gab sie Mina ein Stückchen Papier und sagte: „Bringen Sie mir dies aus der Apotheke, aber holen Sie es selbst.“ Mina ging und reichte den Zettel, ohne ihn zu lesen, dem Laboranten; dieser fragte ihn, wozu er das brauche; Mina wußte keinen Bescheid. Er ging

wieder nach Hause und fragte Mistreß Chatam. „Ich will ein Experiment an einem Kanarienvogel machen,“ war die Antwort, die Mina erhielt und sofort dem Apotheker hinterbrachte. Er bekam sofort ein Pulver, welches er der Dame brachte, die damit nach Hause fuhr. Wußte Mina um die Anschläge des fürchterlichen Weibes, war es Gewissensangst und Reue, oder deutete er sich erst nach und nach den grausenhaften Sinn in ihren Worten, und war es Furcht und Ahnung, die ihn trieben — das hat sich nie aufgeklärt; sichtlich aber nahm seine Unruhe zu, und nach zwei oder drei Tagen machte er sich auf, verließ Philadelphia und langte spät am Abend auf Doktor Chatams Landsitze an. Der Neger, der ihm das Thor öffnete, empfing ihn mit der Nachricht, daß sein Herr nicht wohl sey und sich zu Bette gelegt habe. Mina verfügte sich in die Küchenstube, um die Gelegenheit abzuwarten, mit der Frau zu sprechen. Diese hatte eben eine Schaale Suppe ihrem Manne hinausgetragen und, wie die Magd sagte, ein Pulver hineingerührt. Mit großen Schritten maß Mina das Zimmer; endlich erschien Mistreß Chatam mit der leeren Schaale. Es entstand unter beiden ein lebhaftes Gespräch mit leiser Stimme, welches nach geraumer Zeit durch die Botschaft unterbrochen wurde, daß der Doktor sehr übel sey und nach dem Arzt verlange. Die Frau eilte hinauf, Mina schlich ihr nach bis zum Bette des Kranken, warf einen Blick auf ihn und wandte sich ab, indem er halblaut sagte: „Noch zehn Minuten diesem Vogel!“ Es wurde nach dem Arzt geschickt; als dieser aber am nächsten Morgen kam, war Chatam nicht mehr. Der Arzt fand nichts Bedenkliches an der Sache, da seiner Meinung nach die apoplektischen Anfälle des Verstorbenen immer einen solchen Ausgang fürchten ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Beschluß.)

Die englischen Schauspieler.

Die schlanke Jünglingsgestalt hatte in allen Situationen, dem König, der Geliebten, den Schauspielern und dem Geist gegenüber, etwas durchaus Fürstlichedles. Dabei ward der oben bezeichnete Charakter mit der größten Consequenz bis in die kleinsten Details durchgeführt, daß es schien, als könnten die Worte des Dichters gar nicht anders gesprochen werden. Kean hatte hier seine Stimme so in der Gewalt, daß man glauben sollte, es hänge nur von ihm ab, sich das Unangenehme seines Organs ganz abzugewöhnen. Besonders auffallend war die Art, wie er in den Monologen die Resultate seines Denkens sprach. Es war nicht jene scharfe, tonlose Artikulation des erschlaffenden Othellos, sondern, ich möchte sagen, ein lautes Denken, jede Sylbe ein vernehmlicher, abgesonderter Schall, aber völlig ohne Klang, wie Blei. Doch ich kann es mir nicht versagen, auch hier ein paar einzelne, unübertreffliche Scenen hervorzuheben. In der ersten Scene zwischen Hamlet und dem Geist wollen Horatio und Marcellus ihn halten. Hamlet will's nicht leiden, und nach dem Original reißt er sich los bei den Worten: „Unhand me, gentlemen.“ Kean läßt sich ein wenig länger halten, spricht mit steigender Heftigkeit: „By heaven, I'll make a ghost of him that lets me — I say, away!“ Bei diesem Worte erst stößt er sie zurück, und in demselben Augenblicke steht er wieder da, wie vorher, dem Geist gegenüber, nicht zitternd, aber von Entsetzen durchdrungen, zagend und entschlossen zugleich, und das lautgebietende „away!“ ist kaum über die Lippen, so erklingen, als wenn sein eigener Geist zu dem des Vaters spräche, die Worte: „Go on — I'll follow thee.“ — Der Geist, von demselben Herrn Hughes gespielt, der den Jago von Anfang bis zu Ende wirklich meisterhaft durchführte, war leider kein Geist; nicht nur erschien er gewöhnlich, auch im Gemache der Königin, wo Hamlet allein ihn sieht, ganz vorne, im hellsten Lampenscheine, seine Papprüstung quer über die Bühne tragend, sondern er sprach auch die, für einen Geist allerdings etwas lange Rede, in welcher er den Sohn zur Rache mahnt, ganz wie ein gewöhnlicher Mensch, nicht einmal monoton. Aber indem ich nun die fernern Scenen einzeln ins Gedächtniß zurückrufe, sehe ich, daß ich mein obiges Wort zurücknehmen muß; hervorheben wollte ich die Stellen, in denen der Schauspieler den größten Eindruck auf mich machte; es war aber nicht der Schauspieler, sondern das Interesse der Scenen selbst, was den höhern oder mindern Eindruck bedingte. Im Anfang des zweiten Akts, in der Unterredung mit Ophelia, die unsäglich rührend spielte, geht Hamlet bei dem dreimal wiederholten „farewell“ jedesmal ganz weg von der Bühne, und wenn er wieder auftritt, sieht er aus, als habe er weggehen müssen und draußen Kraft sammeln, um die grausame Verstellung durchzuführen. Unübertrefflich war ferner die stets wachsende Spannung, mit welcher er während des Schauspiels den König beobachtet, und in welcher er kurz vor den Worten: „The Mouse-trap!“ u. s. w., immer auf dem Boden sitzend oder halb liegend, ihm und der Mutter unmerklich näher rückt, um noch deutlicher in ihren Mienen zu lesen, was er schon weiß. Ganz vortrefflich war die Scene mit der Flöte, worauf Güldenstern spielen soll; nicht weniger die bald darauf folgende zwischen Sohn und Mutter, wo auch sie (Mrs. Burton) sehr gut spielte. Die Lagerscene ward ganz weggelassen; die Truppe war nicht zahlreich genug. Laertes ward von Herrn Wining im Ganzen recht gut gespielt; aber nie hätte ich geglaubt, daß auf der Bühne ein Zweikampf so schön und dabei so grausigwahr aus- und zu Ende geführt werden könnte, als der zwischen ihm und Hamlet: die vollkommenste Fechtmeistergeschicklichkeit, vereint mit dem zunehmenden und endlich Blößen gebenden Eifer des Gefechts. Die ganze Scene (mit Ausnahme des Königs) ließ nichts zu wünschen übrig. Aber wie erst die Lagerscene, so ward nun auch die Schlußscene ganz weggelassen; Hamlet stirbt mit den Worten: „The rest is silence,“ und weiter hörten wir nichts, als das Herabrollen des Vorhangs und den unbändigen Applaus des gefüllten Hauses.

Doch es wird Zeit seyn, auch diesen Bericht zu schließen; also nur ein paar Worte noch über die andern Herrn. Wining und Hay sind besonders ausgezeichnet als Komiker, zum Theil auch Bennett, der aber den Polonius sehr mäßig spielte. Die Herren Grattan und Chalk sind sehr hübsche und recht talentvolle junge Leute, die aber noch viel lernen müssen; — the rest is silence.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Februar 1834.

— Er ist nicht von den Unsern?
Den Kopf ihm ab!

Ben Johnson.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Monaten war die Wittwe Braut. Damit jedoch die Verwandte ihres Mannes kein Aergerniß an der ungebührlichen Verkürzung der Trauerzeit nehmen möchten, beschloß sie, die Hochzeit bei ihren Verwandten zu feiern, und reiste mit Mina und ihren beiden Töchtern nach Nashville zu ihrem Schwager. Dieser hatte zwei erwachsene Töchter, wovon die ältere Mina so wohl gefiel, daß er unter allerlei Vorwänden die bevorstehende Trauung hinausschob und am Ende der Chatam ohne Weiteres erklärte, er wolle ihre Nichte heirathen, und ersuche sie daher, das Mädchen mit so und so viel tausend Dollars auszustatten. Man kann sich denken, wie dieses Ansinnen aufgenommen wurde. Nachdem der erste Ausbruch der Wuth nichts gefruchtet hatte, griff die Wittwe zu den Waffen der Rührung, sie weinte, machte Vorwürfe und fragte endlich: „Aber warum wollen Sie mich denn nicht nehmen?“ — „Sie könnten mich auch einmal für einen Kanarienvogel halten, Madame,“ antwortete Mina. Ein eintretender Diener unterbrach das Gespräch, er hatte aber den lezten Theil desselben gehört und wieder erzählt. Scherzweise kam die Sache im kleinen Städtchen herum und wurde zufällig durch einen Reisenden nach Philadelphia gebracht. Dort nahm man es ganz anders auf, man schöpfte Verdacht, die Behörden ließen den Leichnam ausgraben und fanden ihn vergiftet. Sofort wurde die Regierung des Staats Kentucky angegangen, die Wittwe Chatam und Mina auszuliefern. Bereits hatten die Zeitungen aber den Vorfall bekannt gemacht, und bis der Verhaftsbefehl nach Nashville kam, waren die Schuldigen verschwunden. Mistreß Chatam begab sich unter einem fremden Namen in ein kleines Städtchen bei Neworleans, wo sie als Erzieherin in einem Hause Aufnahme fand. Sie wurde aber, ich weiß nicht durch welchen Zufall, entdeckt und festgenommen. Ihre Aussagen führten auf die Spur von Minas Aufenthalt, und auch er wurde gefunden. Beide Gefangene kamen auf verschiedenen Wegen fast zugleich nach Nashville zurück und wurden nun gemeinschaftlich weiter geführt. Es gelang ihnen, noch einmal zu entkommen; wenn man aber hier Jemanden verhaften will, so verbergen ihn die Wüsten des Landes nicht, und wenn es darauf ankommt, ist hier die Polizei so gut wie in Europa, wo nicht besser. Nach einigen Wochen waren beide Flüchtlinge schon wieder, gebunden und unter guter Bedeckung, auf dem Weg nach Philadelphia.

Aus den vielen Zeugenverhören hat sich das bisher Erzählte ergeben. Mistreß Chatam schob die ganze Schuld

auf ihren Verführer, wie sie ihn nannte, bezeugte bittere Reue, diesem Ungeheuer ihre Neigung geschenkt zu haben, und leugnete, den geringsten wissentlichen Antheil an dem Meuchelmorde genommen zu haben. Die Aussagen des Mina habe ich nie speziell in den Zeitungen gefunden, nur so viel war zu ersehen, daß er nichts bekannte, aber auch Niemanden beschuldigte. Als bei verschiedenen Confrontationen die Chatam ihn unter einem Strom von Thränen mit Vorwürfen überhäufte, blickte er sie eine Weile durchbohrend an und wandte sich dann ruhig lächelnd ab. Er war auf sein Loos gleich von Anfang an gefaßt und empfing sein Urtheil zum Strang mit vollkommener Gleichgültigkeit. Mistreß Chatam erhielt gar kein Urtheil, sie ward freigelassen. Die Zeitung, welche eine Uebersicht des ganzen Thatbestandes und den richterlichen Spruch enthält, sagt bloß, die allgemeine Verachtung sey die angemessenste Strafe dieser Elenden.

Kaum war das Urtheil bekannt, so schickte ein industriöser Kunsthändler von Newyork einen jungen Zeichner nach Philadelphia. Der Künstler wollte mit dem Delinquenten unterhandeln, um ihn porträtiren zu dürfen. „Meine Rechnung ist geschlossen," sagte Mina, „ich brauche kein Geld mehr; wenn Sie aber durch mein Bildniß welches gewinnen können, so macht es mir Vergnügen, Ihnen nützlich zu seyn." Mit der größten Geduld gab sich Mina dem lästigen Ansinnen hin und verkürzte die Zeit mit launigen Gesprächen. Am Tage seiner Hinrichtung erschien er lithographirt in Newyork. Die Vollstreckung des Urtheils wurde acht Tage hinausgeschoben, um schönes Wetter abzuwarten, und man wählte dazu vier Meilen von der Stadt einen freien Platz, wo sich ein Hügel sanft aus der Mitte einer großen Ebene erhebt, damit ja kein Zuschauer dabei zu kurz käme. Auch war der Zulauf des Volks so ungeheuer, daß man rechnete, die halbe Bevölkerung von Pensylvanien müsse beisammen gewesen seyn. Bis zum letzten Augenblick behielt Mina seine Fassung. Er unterhielt sich auf dem langen Wege mit dem ihn begleitenden Geistlichen, jedoch nur von gleichgültigen Dingen; er sah auf die herbeiströmende Menge, und traf er auf ein bekanntes Gesicht, so grüßte er und sprach einige freundliche Worte mit fester Stimme. Auf dem Richtplatz angelangt, betrat er das Gerüst mit theatralischem Anstand, schritt aufrecht einigemal auf und ab, verbeugte sich nach allen Seiten und hielt mit lächelnder Miene und lauter Stimme eine kurze Rede, worin er sich für die nordamerikanische Gastfreundschaft bedankte, den ritterlichen Sinn des galantesten Volkes lobte und zu dem schönen Wetter Glück wünschte, welches das heutige Opferfest begünstige. Sodann übergab er sich gleichsam selbst dem Scharfrichter, indem er ihn ersuchte, nun sein Amt zu verrichten. „Sein Ende," schrieben die Tagesblätter, „war theatralisch, wie sein ganzes Leben. Tröstlich bleibt es, daß dieser Auswurf der Menschheit kein Amerikaner, sondern nur ein Merikaner war."

Es hat mich manchmal gewundert, daß die Städte in Amerika keinen bestimmten Richtplatz haben, man bedeutete mir aber, darüber werde immer im Spruche selbst gehörig verfügt, indem man die fremden Verbrecher gewöhnlich außerhalb der Stadt an der Stelle henke, wo sie zuerst hereingekommen. Schiffsleute dagegen knüpft man an den Mast eines im Hafen liegenden Schiffes. Daß ein Inländer zu einer solchen Strafe kommen könnte, fällt Niemanden ein. Man muß gestehen, das Betragen fremder Ankömmlinge hat nur zu häufig diese Meinung gerechtfertigt. Farbige rechnet man zu gar keiner Nation. Vor einiger Zeit ließ eine Frau, die auf dem Lande ganz nahe bei Philadelphia lebte, ihren Mann aus dem Weg räumen. Sie dung einen Mulatten zum Mord. Der Mulatte sezte sich mit einer geladenen Flinte auf das Dach eines gegenüberstehenden Hauses, von wo er gerade auf das Treppenfenster sehen konnte; die Frau öffnete das Fenster eben, als ihr Mann an der Hausthüre pochte, um eingelassen zu werden. Dies war das Zeichen, die Dame entfernte sich schnell und der Mann kam sorglos die Treppe herauf — der Schuß fiel, er war getroffen, und nach wenig Augenblicken starb der Unglückliche; doch sein brechendes Auge richtete sich noch nach der Gegend, von wo der tödtliche Schuß gekommen, er erkannte den Mörder und rief ihn beim Namen. Dies war sein leztes Wort, die Magd des Hauses hatte es gehört und veranlaßte die Verhaftung des Bösewichts. Er gestand sogleich Alles und wurde hingerichtet. Die Tagesblätter wünschten der Nation wieder Glück, daß dieses abscheuliche Verbrechen nicht von einem Amerikaner begangen worden, weil es nur ein Mulatte war; der Wittwe wurde kein Haar gekrümmt. Sie lebt gegenwärtig in Newyork als Gattin eines jungen Mannes von sehr angesehener Familie.

Diese Fälle, dergleichen in allen Ländern vorkommen, wurden hier keineswegs als Maßstab der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Nation angeführt, sondern nur um zu zeigen, in welchem Sinne der Geist der Chevalerie von der hiesigen Gentry aufgefaßt und bethätigt wird, und allenfalls um deutlich zu machen, was man unter einem Amerikaner hier eigentlich verstehe.

Am Schlusse dieses Briefs kommen wir noch einmal auf einen ganz allgemeinen Charakterzug zurück, und zwar deßhalb, weil Manches in unsern bisherigen Schilderungen in scheinbarem Widerspruch mit demselben steht: wir meinen die allen Amerikanern eigene Reinlichkeit, welche manchem europäischen Lande zum Muster dienen könnte. Abgesehen vom Tabakkauen, deutet Alles, schon ihr unermüdetes Nägelputzen, auf diese Neigung. In unserer Beschreibung

ihrer Toilette, des Innern und Aeußern ihrer Häuser, der Trottoirs, der Straßenbeleuchtung ꝛc., wobei, um Wiederholungen zu vermeiden, Newyork gleich Anfangs als Typus aller Städte der Union aufgestellt wurde, haben wir überall den Accent auf diese Liebe zur Reinlichkeit gelegt. Der Unrath, den wir in Philadelphia trafen, lag nur in der Mitte der Straßen, und da lag er gesetzlich; die Moräste, in denen wir Ducamp bei Washington versinken sahen, gehören nur in so fern zu der Stadt, als sie der grandiose Plan umfaßt, nach welchem Washington sich einstens dem Urenkel zeigen soll; alle die ekelhaften Schweinabfälle haben wir nicht in, sondern um Cincinati gefunden, und in dem schwarzen Pittsburg konnten wir vor dem fleißigen Dampf überhaupt gar nichts sehen. Die Gebäude, so leicht sie gebaut sind, haben aller Orten ein gefälliges Ansehen; nur die Werften aller amerikanischen Hafenstädte, die ich gesehen habe, sind schmutzige hölzerne Rattennester. Brücken, Kanäle, Eisenbahnen hingegen sind solid, und ihre kühne Ausführung grenzt oft an's Wunderbare.

Das nächstemal besuchen wir den Süden der Union, namentlich Charlestown, und nehmen sodann Abschied von Land und Leser.

Der Zauderer.

(Fortsetzung.)

Loiter dankte gerührt seinem Vater; man beschloß, er solle noch heute an Herrn Walter schreiben und das Anerbieten annehmen, und rechnete aus, daß der Mann somit immer noch zeitig genug in Kenntniß gesezt werde. Flink, wie gewöhnlich, sezte sich Loiter an seinen Schreibtisch; da es aber erst zwei Uhr war und die Post erst ein Viertel nach sieben von Limpingham abging, so dachte er, er könne das Geschäft immerhin bis nach dem Morgenritt verschieben. Er sezte sich demnach zu Pferd und machte seine gewöhnliche Tour. Nach Hause gekommen, trat er wieder vor seinen Schreibtisch, holte ein Dutzend unbeantworteter Briefe hervor — auf vieren stand, stark unterstrichen: man bittet um Antwort mit umgehender Post, auf zweien: pressant — betrachtete sie und begann endlich seine Epistel: „Verehrtester Herr!“ So weit war er, da sah er auf die Uhr. „Halb sechs!“ dachte er; „jezt habe ich nicht wohl Zeit zum Briefschreiben: gleich muß ich mich zum Essen anziehen; da spiele ich das Viertelstündchen lieber vollends auf der Flöte, dann ziehe ich mich an, dann —“ Er nahm die Flöte und spielte, bis ihm die Glocke das Zeichen zur Toilette gab. Als dieses hochwichtige Geschäft abgemacht war, griff er wieder zu seinem Brief, nahm sich zusammen und brachte es diesmal so weit: „Verehrtester Herr Walter.“ Da wurde er gewahr, daß sein Bedienter ihm kein Schnupftuch gegeben habe; er schellte, der Bediente, der kam, war nicht der seinige; er schickte nach Robin, der auch sofort erschien, schalt ihn ob seiner Vergeßlichkeit, und Robin eilte, das Versäumte gut zu machen. Darüber ging Zeit herum, und Master Tardif spazierte allermittelst im Zimmer auf und ab. Robin kam und sagte, er könne die Schublade, wo die Schnupftücher seyen, nicht aufbringen; das Schloß müsse verdorben seyn. Master Tardif sah in eigener Person nach, guckte zwanzigmal in das Schlüsselloch, blies unzähligemale in den Schlüssel und betrachtete ihn von allen Seiten; endlich ging er auch siegreich aus dem Kampfe, davon und die Trophäe war ein battistenes Schnupftuch. Aber die Siege kommen einen manchmal theuer zu stehen; unsern Mann brachte der seinige um sechzehn Minuten und kostete ihn einen Platz bei der ostindischen Kompagnie. Er sezte sich wieder an seinen Brief; kaum aber hatte er die Feder in der Hand, hörte er zum Essen läuten. In solchem Drang der Umstände war das Diner das ungleich Unwichtigere, und Suppe und Fisch konnten immerhin in die Schanze geschlagen werden; troz der ewigen Botschaften aus dem Speisesaal brachte auch Loiter seinen Brief ritterlich zu Ende und schickte ihn nach Limpingham. Im Lauf des Abends erfuhr man, der Brief sey just eine Viertelstunde zu spät zur Post gekommen und könne erst den andern Tag befördert werden. Der Herr Vater meinte, er könnte leicht etwas spät ankommen; mieux vaut tard que jamais, sprach Loiter und machte sich weiter keine Sorgen darum.

Nach ein paar Tagen lief die Antwort ein; Herr Walter konnte nicht umhin, zu bedauern, daß er, nachdem er lange vergeblich über die von ihm festgesezte Frist gewartet, endlich die Stelle einem Kandidaten geben müssen, der sich eifrig darum bemüht. Just einen Tag zu spät hatte er den Brief erhalten und aus dem Datum ersehen, daß derselbe, ohne den Verzug von einem Tag, noch immer zeitig genug gekommen wäre. An Vorwürfen von Seiten des Vaters konnte es unter diesen Umständen nicht fehlen; er sagte ihm endlich, er habe für ihn gethan, was er gekonnt, es sey nun seine eigene Sache, sich fortzuhelfen. Wie es aber geht, daß man seine eigenen Fehler wo möglich einem Andern aufbürdet, so mußte jezt der arme Robin am ganzen Unheil Schuld seyn. „Hätte ich,“ sprach Loiter, „nicht des Schlingels wegen eine Viertelstunde in den Schlüssel blasen müssen, so wäre der Brief noch zu rechter Zeit angekommen.“ Robin ward gerufen und mit einer, im Hause Tardif ganz ungewöhnlichen Raschheit ausbezahlt und fortgeschickt.

Unter all den Mitteln, sein Glück zu machen, ist das kürzeste, wenn auch nicht das angenehmste, eine

reiche Erbin zu heirathen. Ein paar Meilen vom Schloß hauste ein Gentleman, Namens Tubbs, der eine einzige Tochter hatte. Das Mädchen sollte dereinst etwa viertausend Pfund Einkünfte erben. Der junge Tardif galt viel beim Vater und war der jungen Clara nicht gleichgültig; so wenig er, Dank dem Einfluß seiner Familiendevisen, schön von Gesicht war, so konnte immerhin sogar eine hübsche, artige Person, wie Miß Tubbs, Wohlgefallen an ihm finden. Der eigentliche Schlüssel aber, mit dem er sich Eingang in ihrem Herzen verschaffte, war sein Flötenspiel. Miß Clara war Virtuosin auf dem Piano; am liebsten spielte sie die Prager Schlacht, den Marsch aus Blaubart und die Ouvertüre der Lodoiska, damals lauter nagelneue Stücke, und Loiter hinter ihr akkompagnirte mit der Flöte. Man konnte ihm dabei nur Eins zum Vorwurf machen: er war gewöhnlich um drei, vier Takte zurück. Dieser Fehler lag einmal in seiner Konstitution; es war also dabei nichts zu thun, und wenn sein Schnörkel hinter Miß Claras lezten Worten endlich verklungen war und sie rief: „Vortrefflich, Master Tardif! Sie sind nur um drei Takte zurück,“ so erfolgte naturgemäß die Antwort: „mieux vaut tard que jamais, Miß Tubbs.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Ch. Nodiers Aufnahme in die Akademie.

In der akademischen oder gelehrten Welt machte neulich Charles Nodiers Aufnahme in die Académie française einiges Aufsehen, theils weil Ch. Nodier ein an sich merkwürdiger Mann ist, theils weil er sich über das Bemühen jener Akademie, die französische Sprache klassisch rein zu erhalten, oft und öffentlich lustig gemacht hat. Nun geht aber in der Regel bei keiner Korporation, und wäre es auch eine akademische, die Selbstverläugnung und Demuth so weit, daß sie gern einen Spötter in ihren Schooß aufnähme; desto verwunderlicher ist es, daß die Akademie eben den Mann als Mitglied aufnimmt, der manchmal versucht hat, die Welt zu überzeugen, die Académie française sey rein unnüz. Dasselbe war indeß mit dem berühmten Montesquieu der Fall, denn als er in die Académie française aufgenommen wurde, war er erst durch seine Lettres porsanes bekannt, und in diesen Briefen stellt er die Akademie als eine Gesellschaft von Schwäyern dar, die sich einander bekomplimentiren und weiter zu nichts taugen. Nun ist es freilich eine Art von feiner Rache, wenn eine Akademie einen Mann aufnimmt, der sich über sie lustig gemacht, und dann sich um die Ehre beworben hat, ihr anzugehören; denn er begeht dadurch eine Inkonsequenz und beweist, daß er das über sie gesagte Böse selbst nicht glaubt, oder daß er andern Sinnes geworden ist und sich bekehrt hat. In der Académie française sizt ein Dichter, Baour Lormian, welcher, als er noch jung und kein Akademiker war, ein Epigramm auf jeden der vierzig Akademiker gedichtet hat, und dennoch haben sie ihn zu ihrem Mitbruder gewählt. Man sieht also, daß diese Akademie ein Muster von christlicher Ergebung und Duldsamkeit ist. Nur in Hinsicht der Sprache zeigt sie zuweilen die Hörner und wird unsanft und unverträglich. Diese Akademie wurde nämlich unter Ludwigs XIV. Regierung gestiftet, damit sie über die Reinheit der Sprache wache und dieselbe unverändert der Nachwelt überliefere. Man glaubte nämlich damals, die französische Sprache sey durch die klassischen Schriften jenes Zeitalters auf immer festgestellt, und es komme nur noch darauf an, sie vor allen Neuerungen zu bewahren, gerade wie die Staatsmänner der heutigen unbeweglichen Parthei wähnen, die alten Verfassungsgrundsäze seyen unveränderlich, und ihre einzige Pflicht, das Bestehende aufrecht zu halten, auch wenn es den Einsturz drohen sollte. Mit dieser Fixität der Sprache mag es nun im Ganzen wohl seine Richtigkeit haben; allein die Sprache ist Sache des Volks, es ändert allmählig an derselben. Beständig kommen neue Worte, neue Begriffe zum Vorschein; die Bedeutung älterer Worte ändert sich, aus fremden Sprachen wird immerfort etwas entlehnt. Auch hat in der That die Académie française die Sprache so wenig festhalten können, daß sie nicht einmal mit ihrem Wörterbuche zu Stande kommt, obschon seit einem Jahrhundert daran gearbeitet wird. Ihre Bestimmung war, Regeln für die Schriftsteller aufzustellen; allein schon lange hat sie diese Rolle geändert und, der Nothwendigkeit nachgebend, eingesehen, daß nicht eine Akademie, sondern die genialen Schriftsteller die Grenzen der Sprache erweitern und bestimmen, und daß sie besser daran thue, die großen Schriftsteller zum Muster zu nehmen, statt ihnen Muster vorzuschreiben. Eben dieses hat ihnen auch Nodier darzuthun gesucht und über die Pedanterei gewisser Akademiker gespottet, welche steif und regelrecht sich an den alten Geschmack halten und alles Neue von sich stoßen. Es war lustig anzuhören, wie Jouy, welcher zu dieser Klasse gehört und dem neu aufgenommenen Akademiker auf seine Antrittsrede zu antworten hatte, seine Klagen über den einreißenden verderblen Geschmack der jungen Schriftsteller zum hundertsten Male laut werden ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 34:

Freudebecher.

Räthsel.

Im Kleeblatt, fünfgetheilt,
Dem schönsten in der Welt,
Bin ich das kleinste Glied,
Und doch zum Haupt bestellt.

Der längern Brüder Reih'
Bücket sich, recket sich,
Doch all ihr heiß Bemühn,
Was wär' es ohne mich?

Ich tret' als Offizier
Frei vor die Fronte hin,
Und der Esprit de Corps
Lebt nur, weil frei ich bin.

Greift an die Kompagnie,
Bin ich stets vornean;
Der Choc gelingt zumeist
Durch mich, den bravsten Mann.

Subtileres Geschäft
Verrichten fast nur wir,
Ich und der Flügelmann,
Der klügste Mann nach mir. C. D.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Februar 1834.

Der Morgen graut, mit ihm Albaniens Hügel,
Die dunkeln Sulifelsen, Pindus Höh'
Im Dämmerlicht.

Byron.
Childe Harold. II. Ges.

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

Es war ein schöner heller Spätsommertag, den ich auf Santa Maura zubrachte. Die Hauptstadt des alten Leucas, von dessen leuchtenden Felsen die Lesbierin den Sprung wagte, der sie von ihrem Wehe heilte, liegt auf der nördlichsten Spitze der langgedehnten Insel, welche nur durch einen sehr seichten Kanal, bloß für leichte Fahrzeuge schiffbar, vom acarnanischen Festlande getrennt ist, mit dem sie früher zusammengehängt haben soll. Die Stadt ist freundlich, aber unansehnlich. Die Wohnungen sind niedrig, großentheils aus einem einzigen Stockwerk bestehend, ohne Zweifel der vielen und heftigen Erderschütterungen wegen, das obere Geschoß häufig von Holz. Ich habe kein einziges bedeutendes Gebäude bemerkt; auch die Kirchen, nach griechischer Sitte mit einer Menge von Stereotypgemälden auf Goldgrund geziert, sind meistens klein; die katholische Kirche liegt dicht am Hafen. Die Bazarstraße, breit und regelmäßig, hat eben nichts Einladendes aufzuweisen, war aber, da eben die Feier des Sonntags stattfand, mit Menschen gefüllt, wobei die griechische Nationaltracht der ionischen Insulaner, die nach fränkischer Sitte Gekleideten und die Rothröcke der britischen Garnison ein buntes Farbenspiel bildeten. An ihrem Ende beginnt die schöne Ebene von Amarichi mit ihren ausgedehnten Olivenwaldungen, welche sich die steinigten Hügel hinanziehen. Von hier aus strömen mehrere klare Bäche in die Stadt, wo zahlreiche Brunnen einen hellen Strahl hervorsprudeln lassen. Die Luft soll wegen der stehenden, faulenden Gewässer des Kanals und der schädlichen Ausdünstungen des nahen Golfs von Arta, welche vom Nordostwinde herübergetragen werden, sehr ungesund seyn. Von der Stadt aus erstreckt sich nach der Küste des Festlandes eine große, vom Sultan Bajazet angelegte Wasserleitung, die aber jezt unterbrochen und nutzlos ist, und deren niedrige Bögen, über den Meeresspiegel hinausblickend, in ihrer langen Ausdehnung eine ganz eigenthümliche Wirkung machen. Zu der Festung Santa Maura, welche jenseits der Lagunen auf einer Landzunge des acarnanischen Ufers liegt, führt ein in leztern Jahren durch die Engländer gebauter Molo, der aber noch nicht völlig bis zur Stadt reicht, so daß man in einem Ruderboote hinanfahren muß. Er läuft am Fort vorbei, zu welchem von ihm aus eine Brücke führt, welche für den Durchgang der kleinen Fahrzeuge geöffnet werden kann. Hier fuhren wir gegen sechs nach Mittag auf dem Segelboote durch, welches uns von Patras nach Santa Maura gebracht. Bald lag die Insel uns im Rücken, und wir steuerten nordwärts auf Corfu zu, das wir am folgenden Mittag zu erreichen hofften.

Der Himmel war den Tag über rein und wolkenhell gewesen, um Mittag aber hatte sich ein Scirocco aufgemacht, der immer heftiger wurde und, als wir die Nordspitze der Insel links hinter uns gelassen, unsere beiden Segel straff spannte. Das Meer, grün und leuchtend, trieb uns von Westen her seine schäumenden Wellen entgegen, während die Sonne, kurz vor ihrem Untersinken, die albanischen Gebirge röthete und uns die Citadelle von Prevesa, am Eingange des ambrazischen Meerbusens, in scharfen, deutlichen Umrissen erscheinen ließ. Der Kiel durchschnitt rasch die Welle, welche stark an die Flanke unseres Fahrzeugs anschlug. Bald nahm der Wind an Heftigkeit zu und die See wurde immer höher, je mehr wir nordwestwärts von der Küste steuerten. Am nördlichen Himmel hingen schwere Gewitterwolken; im Süden war es noch hell und der Mond schien gegen die allmählig um ihn sich ansammelnden Wolken seinen Platz behaupten zu wollen. In seinem Lichte sahen wir, in einer Entfernung von etwa fünf Miglien zur Rechten, das schroffe Felsenufer Albaniens. Bald aber änderte sich dies und damit die ganze Scene. Ueber unsern Häuptern überzog es sich schwarz, das phosphorische Leuchten der schäumenden Wogen, die im Norden die dunkle Luftmasse unaufhörlich zerreißenden Blitze, und ein Lämpchen, welches unstät vor einem durch Rauch und Zeit gebräunten Bilde der Panagia flackerte, mußten uns das Himmelslicht ersetzen. Der Wind blies aus Süden mit solcher Gewalt, daß wir genöthigt waren, das mittlere Segel einzureffen; das vordere, welches schadhaft geworden, wurde mit genauer Noth gehalten. Der Steuermann verlor so sehr den Kopf, daß er gegen Mitternacht nicht wußte, ob wir uns zwischen Paro und dem Festlande, oder aber außerhalb des Kanals befanden. Endlich bemerkten wir, daß wir in der Gegend von Parga waren: im schwachen, unsichern Licht sahen wir die Klippenmasse, auf der die weißlich schimmernden Wohnungen dieses Städtchens liegen. Der Küste sich zu nähern, war unmöglich und mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden. Ich blieb auf dem Verdeck, den Arm um den Mast geschlungen, durchnäßt und durchfroren von dem über das niedere Fahrzeug hinwegsprützenden Schaum und von dem Regen, der sich endlich aus der schwarzen Masse der Gewitterwolken ergoß. Eine neue Noth kam bald, das Mißliche unserer Lage zu vermehren: das schwache Boot, bald hinauf, bald hinabgeworfen und sich endlich ganz auf die rechte Seite legend, war durch das heftige Anschlagen des Meeres am Vordertheile leck geworden, und der untere Raum füllte sich rasch mit Wasser. Jetzt war die Sache bedenklich: die drei Matrosen — aus mehr bestand die Equipage nicht — schrieen mir und meinem unwohl in dem Raum unter dem Verdeck liegen gebliebenen Reisegefährten, einem Capodistrianischen Obristen, zu, auf das Hintertheil zu springen; zwei von ihnen begaben sich ans Pumpen, was die einzige Aussicht auf Rettung darbot. In diesem Augenblick änderte sich plötzlich der Wind, eine starke Tramontana blies an der Stelle des Scirocco, aber die See wurde uns nun günstiger. Wir wendeten und steuerten nach Süden, woher wir gekommen waren; der Regen strömte, der Sturm hatte seine Wuth, aber zugleich unsere Kräfte erschöpft, und es wurde nach und nach ruhiger. Die Pumpe arbeitete immerfort und blieb glücklicherweise des unaufhörlich eindringenden Wassers Meister. So währte es mehrere Stunden, bis endlich über den ambrazischen Gebirgen ein heller Saum den östlichen Himmel röthete, während Nebelgrau um uns her auf den Fluthen lag. Wie froh, aber wie ermattet begrüßten wir das anbrechende Morgenlicht! Wir waren nicht über drei Miglien von der Küste entfernt, die sich vor uns erstreckte. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, aber die See ging hohl, und so legten wir nur wenig Weg zurück. Bald sahen wir die Insel Santa Maura, der wir wenigstens für diesmal Lebewohl gesagt zu haben glaubten, und näherten uns langsam der Küste des Festlandes, die hier von geringer Höhe und mit Bäumen bepflanzt ist. Langsam verstrichen uns so die Stunden des Morgens, während deren die Strahlen der Sonne unsere Kleider und Verdeck und Segel trockneten, und die Matrosen sich einer nach dem andern zum Schlafen niederlegten, um von der nächtlichen Anstrengung auszuruhen. Erst gegen vier Uhr nach Mittag bogen wir um die Landspitze, welche den äußersten Vorsprung des Ufers vor dem Eingange der Bucht von Prevesa bildet, die man gleichsam als den Vorhof des Meerbusens von Arta betrachten kann, und fuhren an wohlunterhaltenen Mauern, Thürmen und Bastionen vorbei, welche zu dem von Ali Pascha erbauten Fort Pantocratora und zu dem Fort St. Georg gehören, bis wir endlich ans Land stiegen, das zu erreichen wir in der vorhergegangenen Nacht wenig Hoffnung, weniger Aussicht gehabt hatten. Ein Zimmer war bald in einem griechischen Hause gefunden. Es war geräumig genug; durch die Ritzen des Ziegeldaches sah man den blauen Himmel, die Fensteröffnungen waren durch hölzerne Laden geschlossen, in einer Mauerblende hingen ein Madonnenbild und zwei Heiligenbilder in der bekannten braunen Manier der Neugriechen, mit ernsten, trockenen Zügen und scharf und eckig markirten Conturen auf Goldgrund, vor denen Abends eine Oellampe angezündet wurde, während auf einem, die Stelle des Schrankes vertretenden Brett gelb und grün und golden bemaltes Töpfergeschirr, womit das asiatische Dardanellendorf die ganze Türkei versieht, aufgestellt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zauderer.

(Fortsetzung.)

Das gute Vernehmen zwischen den jungen Leuten entging den Augen der Eltern nicht. Der Baronet sah es ganz gern; denn er hatte seinen nachgebornen Sohn recht lieb und hätte Alles darum gegeben, nur kein Geld, um ihn gut zu versorgen. Auch Vater Tubbs hätte schwerlich etwas gegen die Verbindung gehabt. Oft und viel drang das Mädchen in ihren Liebhaber, sich zu erklären, aber der Wahlspruch seines Hauses von der Mutter Seite hielt ihn fortwährend zu stark im Bann; da hielt auf einmal Master Lumpy, Esquire, bei Vater Tubbs, seinem Nachbar, förmlich um die Hand der Tochter an. Jezt erst gemahnte es Tardif, daß keine Zeit mehr zu verlieren sey, und er entschloß sich endlich, mit dem Vater seiner theuren Clara ein ernstes Wort zu reden. „Ich fürchte fast, es könnte jezt zu spät seyn,“ meinte Fräulein Tubbs; „hätten Sie sich ausgesprochen, bevor der fatale Herr mit seinen fünftausend Pfund Einkünften ihm den Kopf verrückte, so — aber jezt könnte es zu spät seyn.“ Loiter beruhigte sie und begab sich zu Herrn Tubbs. Die Tochter hatte Recht gehabt: Herr Lumpy, hieß es, sey eine zu gute Parthie für seine Tochter, als daß er ihn abweisen könne oder wolle; es thue ihm sehr Leid, denn vor jenem Antrag wäre er ihm als Schwiegersohn lieb und werth gewesen. Zum Abschied gab ihm der Alte den freundschaftlichen Rath, vor der Verbindung und Abreise seiner Tochter sein Haus nicht wieder zu betreten. „Später,“ sagte er, „können Sie mich besuchen, so oft Sie wollen.“ Ehe Loiter das Haus verließ, fanden indessen die Liebenden Gelegenheit, sich einen Augenblick unter vier Augen zu sprechen; rasch war ein Entführungsplan besprochen, Alles verabredet und Ort und Stunde festgesezt. „Also Punkt vier Uhr, lieber Loiter! aber gewiß!“ dies waren Claras lezte Worte. „Unfehlbar, theure Clara!“ erwiderte Master Tardif.

Eine Postchaise mit vier Pferden wurde auf drei Uhr den folgenden Morgen bestellt; sie sollte vor dem Dorf Limpingham auf der Straße nach London halten. Um dreiviertel auf drei Uhr wachte Tardif auf; die Novembernacht war finster und frostig. „Erst dreiviertel auf drei Uhr!“ dachte der ungeduldige Liebhaber; „da kann ich wohl noch ein wenig schlafen.“ Nicht lange, so schlug die Glocke drei; Tardif erhob sich gemächlich und sah durch die Fensterladen. „Ein trübseliger Morgen!“ sagte er schaudernd. „Wahrhaftig! es muß einer mit seiner Geliebten davongehen wollen, wenn er bei solchem Wetter aus dem warmen Bette soll! Aber ich habe noch eine volle Stunde vor mir; spute ich mich, so bin ich in einer Viertelstunde an der kleinen Parkthüre drüben. Alles gerechnet, bleibt mir immer noch ein Viertelstündchen, und so lange kann ich mich noch niederlegen.“ Es schlug ein viertel auf vier Uhr. „Ich rasire mich nicht; wieder zehn Minuten zum Besten.“ Endlich um halb vier Uhr erhob er sich und dachte, vier Uhr heiße bei einem Rendezvous so viel als halb fünf Uhr. Eine Viertelstunde vor der festgesezten Zeit trippelte Fräulein Tubbs vor Ungeduld bei der kleinen Parkthüre, eine Viertelstunde nach der Frist brach Tardif von Schloß Reverdone auf. Als er sich dem Pförtchen näherte, gewahrte er zu seinem Entzücken durch den dicken Nebel die Umrisse einer menschlichen Gestalt. „Mein Engel!“ rief er mit ausgebreiteten Armen. — „So! kommen Sie endlich? Es ist der größte Zufall von der Welt, daß ich heute so früh aufgestanden bin, und vollends, daß ich gerade hieher kommen mußte. Da traf ich Clara an, und bei meiner Ehre, Herr Loiter, ich habe von Glück zu sagen: ein paar Minuten früher, so wart ihr über alle Berge. Aber diesmal, Lieber, sind Sie just eine Viertelstunde zu spät gekommen.“ Damit drehte sich Master Tubbs um, Tardif that desgleichen und legte sich zu Bette. Am folgenden Donnerstag war im Limpinghamer Wochenblatt die Anzeige von der ehelichen Verbindung des Herrn Simon Lumpy, Esquire, mit Fräulein Clara Tubbs zu lesen. Dieses Unglück vermochte Tardif zum Entschluß, sich gar nicht zu verheirathen, und er hat dieses sein Gelübde auch gehalten.

Von Amor schnöde betrogen, wandte sich Tardif zur Politik, und als im achtbaren Flecken Rottenbury eine Repräsentantenstelle vakant wurde, trat er bei den Wahlen als Kandidat auf. Er hatte keine andere Empfehlung für sich, als seine Talente und seinen ehrenwerthen Charakter; denn der Einfluß seiner Familie und die dreitausend Pfund, die ihm sein Vater vorschoß, konnten bei den unabhängigen Wählern von Rottenbury nicht in Anschlag kommen. Er trat indessen so kraftvoll gegen seinen Nebenbuhler Lord Georg Pliant auf, daß sich nicht wohl voraussagen ließ, wer den Sieg davontragen würde. Wem seine sonstige Indolenz und sein ewiges Zaudern bekannt war, konnte sich über seine Rührigkeit und Gewandtheit nicht genug wundern. Er war, wie er meinte, bei sämmtlichen Personen herumgekommen, welche in Rottenbury eine Stimme hatten, einen einzigen Wähler ausgenommen, einen Pächter, der in einem Dorf, sieben Meilen vom Flecken wohnte; den hatte er zu guter Lezt aufgespart. Just drei Stunden, bevor der Poll eröffnet wurde, rief er nach seinem Pferd, um zu dem Pächter zu reiten. Bereits hatte er einen Fuß im Bügel, als man ihm die Londoner Blätter brachte. Er sah hinein, lief die Anzeigen durch und stieß auf einen Artikel über ein Pferderennen, wobei er interessirt war. „Ho! ho!“ sprach er, „da kann

ich um sechzig Guineen kommen! Wenn ich zurück bin, muß ich ... oder nein, ich muß gleich an Freund Snaiske schreiben ... nein doch, besser, ich mache vorher den Besuch ... nein, ich schreibe, und habe die Sache vom Halse.“ Er ging in sein Zimmer zurück und schrieb einen langen Brief wegen des wichtigen Handels von sechzig Guineen; darauf ritt er davon, um Master Grubthorpe um seine Stimme anzugehen. Unterwegs begegnete er Lord Georg Pliant, und die Herrn grüßten sich flüchtig. Nachdem Tardif dem Pächter sein Anliegen auseinandergesezt, sagte dieser: „Ei! warum kommen Sie so spät? Lord Georg war wohl ein duzzendmal bei mir. Ich wollte ihm nie meine Stimme zusagen, weil ich immer dachte, Sie würden noch kommen, und ich Sie besser kenne; heute aber, da Sie Allem nach gar nicht kamen, mußte ich endlich auch an mich denken, und so habe ich denn diesen Augenblick meine Stimme Sr. Herrlichkeit versprochen. Warum sind Sie nicht auch nur eine Viertelstunde früher gekommen?“ Beim Schluß des Polls kam folgendes Resultat der Wahl heraus: Lord Georg Pliant 371 Stimmen, Loiter Tardif 370 Stimmen. — Hurrah! vivat Pliant!

Kurze Zeit darauf wurde indessen Lord Pliants Platz im Parlament wieder vakant. Diesmal ward denn unser Mann ohne Opposition gewählt, und ihm einzig und allein zur Bedingung gemacht, daß er sich einer Bill, nach welcher dem Flecken Rottenbury ein Beitrag zum Bau einer Brücke über den benachbarten Strom zugesprochen werden solle, aus allen Kräften zu widersetzen habe. L. Tardif M. P. (Mitglied des Parlaments) begab sich sofort nach London, legte seinen Eid ab und nahm Besitz von seinem Platze. Er kam gerade recht, denn Tags darauf sah man einer sehr lebhaften Diskussion über die dritte Verlesung jener Rottenburyer Bill entgegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Charles Nodier.

Jouy, Arnault und einige Andere, die zur Napoleonschen Zeit als Sterne erster Größe angesehen wurden und jezt von einem ganz neuen Schriftstellergeschlechte verdunkelt werden, lassen bei jeder Gelegenheit ihre Klagen ertönen; allein die jungen Kritiker in den Tageblättern machen sich über die Imperialistenschule lustig; die, freilich ziemlich kecken Schriften der jungen Neuerer geben zum Theil reißend ab, indeß die bändereiche Sammlung der Jouyschen Schriften den Laden hüten muß; wenigstens behaupten dies die muthwilligen jungen Journalisten. Charles Nodier ist freilich kein junger Mann mehr, allein er hat sich nun einmal der jungen Neuerer angenommen, wenigstens derjenigen, die es nicht gar zu arg treiben. Er gehört also vielmehr der neuern Schule an, als der alten, wofern man die jezige französische Schriftstellerwelt, die sich an die Lehrer wenig kehrt, eine Schule nennen kann. Er hat sich mit Vielerlei abgegeben, mit Dichtkunst, Romanen, Bibliographie, etwas Politik und Geschichte, so daß es schwer fällt, zu bestimmen, was eigentlich sein Fach ist. Er hat einmal 24 Stunden lang in der Revolution festgesessen, und dies war ihm genug, um ein Buch über seine Gefangenschaft zu schreiben. Zur Revolutionszeit war er, wie man behauptet, etwas revolutionär, was er übrigens mit Millionen Franzosen gemein hatte, hernach wurde er etwas Bonapartisch und jezt hält man ihn für ein wenig Karlistisch. Die politischen Meinungen eines phantasiereichen Dichters wollen aber nicht viel sagen und haben auch nicht viel Einfluß. Von Zeit zu Zeit beklagt er sich ein wenig über das jezige Zeitalter und preißt die frühere Zeit, wie die meisten alten Leute und die Partei des Bestehenden zu thun pflegen; sonst ist Ch. Nodiee der friedfertigste Mann und weiß sich in die jezige Literatur vortrefflich zu fügen. Unter der vorigen Regierung hat er die Bibliothekarstelle am sogenannten Arsenale bekommen, das aber seit Jahrhunderten kein Zeughaus mehr ist, sondern eine Bibliothek, also ein geistiges Zeughaus; diese Stelle, die er Anfangs ziemlich nachlässig versah, obschon er gewiß fähig war, sie wohl zu versehen, war ihm höchst nothwendig; denn obschon er viel, ja sogar zu viel für Buchhändler gearbeitet und sich reichlich dafür bezahlen lassen, so hatte er doch nie gespart und war daher auch ohne Vermögen. Jezt aber kann er ein sehr anständiges Haus machen; auch arbeitet er mehr auf seiner Bibliothek, als sonst, wahrscheinlich, weil er wohl einsah, daß man ihn als überflüssig bei Seite sezen könnte, da an dieser Bibliothek noch mehrere Bibliothekare angestellt sind. Seine Lebensart soll zuvor auch etwas unordentlich gewesen seyn; in dieser Hinsicht hat er sich auch gebessert, wie man sagt. Seine Tochter, Namens Madame Menissier, welchem Namen sie den ihres Vaters stets beizufügen pflegt, ist ebenfalls Schriftstellerin; jedoch hat sie bisher noch nicht bewiesen, daß die väterliche Genialität auf sie übergegangen. Sie wohnt bei ihm im Arsenale, wo auch Duval, der geschäzte Dramatiker, eine Bibliothekarstelle hat und mit seinen Töchtern wohnt. In diesem Gebäude wird daher auch weit mehr gedichtet und romanisirt, als bibliographirt, und bis jezt ist aus der Arsenalbibliothek noch keine bibliographische Arbeit hervorgegangen. Nodier hat seine eigene Bibliothek einmal öffentlich versteigern lassen, bei welcher Gelegenheit er denn eine Beschreibung der bibliographischen Seltenheiten derselben erscheinen ließ. Wahrscheinlich ist dieser Mann, der so viele Abentheuer in seinem Leben bestanden und sich in der Welt so sehr umhergetrieben hat, jezt in den Hafen der Ruhe eingelaufen und vor neuen Abentheuern gesichert. Daß er aber ein ganz taugliches Mitglied der Académie française ist, hat er durch seine Sprachforschungen bewiesen. Schwerlich wird er indessen dazu kommen, ein bedeutendes Ganze darüber zu Tage zu fördern. Er ist allzusehr daran gewöhnt, die Produkte seines Geistes und seiner Phantasie in Zeitschriften zu zerstreuen, sobald sie zu Papier gebracht sind. Sein Name wird von den Herausgebern der vorzüglichsten Zeitschriften und Tageblätter beständig in Anspruch genommen; die von ihm gelieferten Aufsäze werden hoch bezahlt, und somit wird er schwerlich noch ein bedeutendes ernstes Werk liefern können. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Februar 1834.

Da häng, mein Vers, der Liebe zum Beweis! —
Auf, auf, Orlando, rühme spät und früh
Die schöne, keusche, unnennbare Sie!

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Sonette
von Johannes Fallati.

Einheit im Wechsel.

Hat nie dich noch in einen grünen Wald
Der Vögel Sang gelockt hineinzuschreiten?
Dir schleicht in's Herz der süßen Weisen Gleiten,
Das in der Seele Tiefen wiederhallt.

Doch horch! des Jägers Horn im Busch erschallt,
Du folgst ihm nach; — da glänzt ein Licht im Weiten,
Nach seinem Schein wirst du die Schritte leiten,
Und irrst herum im ganzen Walde bald.

So geht es dir — so ist es mir gegangen:
Ich lasse los, was eben mich noch hält;
Ein ander Bild hat Aug' und Sinn gefangen.

Doch ob es mich auch fern und ferner triebe,
Und schweift' ich irrend durch die ganze Welt,
Ich käme nimmer aus dem Wald der Liebe.

Eros und Anteros.

Mir klopft im Herzen halberwachtes Bangen,
Seit ich heut' früh dein süßes Bild geschaut.
Wie wird es geh'n, wenn nun der Abend graut,
Da ich dich seh'n soll in lebend'gem Prangen?

Wie wird es geh'n? — wie es noch stets gegangen:
Dann pocht es bald im Busen wild und laut;
'S ist Eros, der an's Thor der Seele haut,
Nicht eher ruhend, bis es ihn empfangen.

Und ist er drin, dann mit dem Dornenstabe
Zerfleischt er mich in unverdientem Zorn,
Bis spät Ermattung ihn gebracht zu Grabe.

Denn Einer ist nur, der ihn lebend bänd'ge,
Der erst die Rosen bringt zu jenem Dorn:
Anteros, dem ich nie zu rufen end'ge.

Widerschein.

Wie Blumen oft nach Sonnenuntergang
Nicht fühlen, daß die Fürstin schied, geblendet
Durch ihres Kleides Purpur, goldgerändet,
Deß Schimmer noch in ihre Kelche drang;

Bis daß der schwarze Himmelsüberhang
Den kurzen Traum vom Tagesdauer endet, —
Wie dann das Haupt sie senken, abgewendet,
Und ihnen däucht die Nacht unendlich lang:

So mag auch ich, so oft ich sie gesehen,
Den ersten Tag in seliglichtem Traum
Im Widerschein von gestern mich ergehen.

Doch kommt der zweite, dämmert der noch kaum, —
Am dritten sinkt die Nacht der Trennungswehen,
Der Sehnsucht Schmerz tief in des Herzens Raum.

Feuer und Wasser.

So warst du, süßer Engel, wirklich dort!
Und ich Vernünftler trozte dem Verlangen
Nach deiner Stimme Glockenton, der Wangen
Glorie, der Augen Licht, und floh den Ort!

Ich wußte wohl, daß stets dein Blick und Wort,
Wenn sie gleich Abendlüften mich durchdrangen,
Sich Kühlung wehend durch die Brust mir schwangen,
Anfachend nur die Flammen pflanzten fort.

Des Herzens Glut mit Kopfes lecker Spritze
Zu löschen wähnt' ich; — doch in höh'rem Brand,
Rauchdunkel, schmerzlich prasselt ihre Spitze.

Fürwahr! und wär' ein Weltmeer der Verstand —
Stieg je die Sonn' in's Meer von ihrem Sitze,
Daß sie nicht glühend wieder auferstand?

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Fortsetzung.)

Der erste Besuch, den wir in Prevesa machten, galt dem Bey, der die Provinz verwaltet und von dem Pascha von Joannina abhänglg ist. Er wohnt in einem großen, mit umlaufenden Galerien versehenen türkischen Hause dicht am Strande; in dem Zimmer, in das durch eine Menge von Fenstern an allen Ecken und Enden das helle Tageslicht fiel, war nichts zu sehen als ein Sofa!! an der einen Seite, wo wir Platz nahmen und wohin sogleich Pfeifen und Kaffee gebracht wurden. Mehrere Diener, Türken, Albaneser und Griechen standen an der Thüre und auf dem Corridor. Bei meiner Abreise von Konstantinopel hatte ich gemeint, Türkei und Türken für die nächste Zukunft zum leztenmal gesehen zu haben; es machte daher einen sonderbaren Eindruck auf mich, da ich nach der Wanderung durch christliche Länder, und nachdem ich selbst die Flagge Großbritanniens auf Bastionen erblickt, mich wieder in einer ottomanischen Provinz sah. Es gemahnt einen aber auch ganz so, als sey der gegenwärtige Zustand nur ein Provisorium, und als werde ein Land, wo fast die ganze eingeborne Bevölkerung christlich ist und den Glaubensbrüdern im Königreiche Griechenland beinahe die Hände reichen kann, nicht lange mehr von Istambol abhängig bleiben. Die Bewohner Prevesas sind äußerst unzufrieden mit der Anordnung, welche die Grenze des neuen griechischen Staats jenseits Arta verlegte, und klagen, zum Theil aus alter Gewohnheit, sehr über ihre Herrscher, deren Regiment aber jezt, bei ihrer großen innern und äußern Schwäche, und in einer abgelegenen Provinz, wo man wegen des unruhigen Geistes der Bewohner der nahen albanischen Gebirge keinen Augenblick vor Empörung sicher ist, eben nicht viel drückender seyn mag, als manches andere. Die Hoffnung, das Kreuz über den Halbmond erhöht zu sehen, schwindet nicht bei der griechischen Bevölkerung, welche sich zu der türkischen wie vier zu eins verhält: jedenfalls würde diese Stadt mit ihren ansehnlichen Werken für das neue Königreich ein sehr bedeutender Erwerb und eine starke Vormauer als Grenzfeste seyn.

Prevesa war lange ein Zankapfel zwischen Türken und Venezianern. Der Patriarch von Aquileja, Marco Grimano, griff die Stadt im Jahr 1539 mit den päbstlichen Galeeren, und von Andrea Doria unterstüzt, vergebens an, indem die Garnison von Lepanto und Chaireddin Barbarossa zum Entsatze herbeieilten; Morosini war glücklicher und nahm die Festung am 29sten September 1684. Sie blieb hierauf lange Zeit in den Händen der Venezianer, gerieth dann nacheinander in die Gewalt der Türken und Franzosen und endlich an Ali Pascha. Prevesa bietet übrigens in seinem Innern nichts Interessantes dar: es ist eine griechisch-türkische Stadt wie viele, mit engen, schmuzigen, schlechtgepflasterten Gassen, niedern Wohnungen, ärmlichem Bazar, wo rothe Thonpfeifenköpfe, Tabak, gelbe und rothe Babuschen, Kleidungsstücke, Fische, Brod und Obst die Hauptgegenstände des Verkaufs bilden. Im Hafen liegen nur wenige Trabaccoli aus den Häfen des adriatischen Meeres und kleine griechische Fahrzeuge; doch war früher der Verkehr sehr bedeutend, ehe die seit Ende des vorigen Jahrhunderts fast anhaltend wüthenden Kriege, und endlich die griechische Revolution und die unaufhörlichen Empörungen in Albanien, welche der Stadt mehr denn die Hälfte ihrer ehemaligen Einwohnerzahl geraubt haben, Alles umwälzten und unsicher machten. Damals war Prevesa der Hauptstapelplatz für den Handel an dieser Küste. Ein paar Kirchthürme erinnern an die venezianische Zeit, und manche antiken Reste, Säulen, Kapitäler, Ornamente u. s. w. (so ein corinthisches und ein ionisches Kapitäl neben einander an einem Hause am Bazar), aus den Ruinen von Nicopolis, welche überhaupt viel Material zur Erbauung von Prevesa geliefert haben müssen, rufen die römische Epoche zurück. Gegen die Mauern hin nimmt die Stadt ganz das Ansehen eines Dorfes an, denn hier sind die Häuser bloße Hütten, einstockig, statt aus Steinen oder Brettern, aus geflochtenen, mit einer Erdschichte bedeckten Zweigen und Rohr errichtet, meist von kleinen Gärten umgeben, deren mit schweren Trauben belastete Weinstöcke sich über Mauer und Dach emporranken. Die Festungswerke sind sehr ausgedehnt: außer den schon

erwähnten Forts liegt ein drittes, das neue genannt, am Ende der Stadt, in dessen Bezirk auch der größte Theil der auf etwa tausend Seelen sich belaufenden türkischen Einwohner ansäßig ist, deren Moschee mit dem weißen Minaret über die Mauern hervorragt. Die zum Theil venezianischen Werke, deren Mauern häufig eilf Schuh Dicke haben, sind ziemlich gut erhalten und meist mit Geschützen versehen; der klägliche Zustand, in welchem sich das Militärwesen des ganzen türkischen Reichs seit dem egyptischen Kriege befindet, läßt übrigens in Prevesa schwerlich etwas Besseres als anderswo erwarten. Reguläre Truppen gibt es gar nicht in den Forts, da man noch neuerdings fast alle nur etwas taugliche Mannschaft nach Joannina hat ziehen müssen. Gegen die See hin ist ein großer, mit Mauern umgebener Platz, auf welchem ehemals das Serai Ali Paschas lag, das nach dem Falle dieses gefürchteten Veziers von den Türken zerstört wurde.

Die Stadt ist der Aufenthaltsort mehrerer der für Albanien bestimmten Konsuln. Ich hatte das Vergnügen, die Bekanntschaft des englischen Generalkonsuls, Herrn W. Meyer zu machen, welcher in seiner Jugend längere Zeit in Braunschweig im Hause Eschenburgs zugebracht, Herder, Schiller, Göthe gekannt hat, und mit unserer Literatur sehr vertraut ist. Seit vierzehn Jahren lebt er in Albanien. Seine zahlreiche Bibliothek ist größtentheils in Kisten gepackt, und schon zweimal hat er sie aus Vorsicht nach Corfu senden müssen, so regellos ist der Zustand des Landes in dem lezten Jahrzehend gewesen, so unsicher ist der Besitz. Und selbst jezt noch ist nicht viel Aussicht zu einer ruhigern Zukunft vorhanden. Die griechischen Angelegenheiten sind freilich für den Augenblick geordnet, aber die precäre Lage und innere Zerfallenheit des türkischen Reichs dauert immer fort, und in den Tagen, wo ich auf dieser Küste verweilte, tobte der Aufstand in Hellopien und in den nördlichen Gegenden dieser großen, schönen Provinz. — Manche der Konsuln möchten wohl Joannina als Wohnort vorgezogen haben, hätte diese reizend gelegene Stadt nicht die entsetzlichsten Wechselfälle des Krieges erduldet, welche sie fast ganz zur Ruine gemacht. Sie würden dies um so mehr gethan haben, da Prevesa eben nicht zu den gesundesten Orten gehört. Kommt der Wind vom nördlichen Meer und dem Hochlande von Suli, so ist die Luft trocken und gesund; weht er aber vom Golf und den ihn umgebenden Sümpfen, was besonders vom Juli bis September der Fall ist, so wird er namentlich denen, welche nicht an das Klima gewöhnt sind, sehr nachtheilig, und die Einwohner pflegen sich selbst während der warmen Jahrszeit in ihre dicken wollenen Mäntel zu hüllen, und vermeiden es, sich dem Winde auszusetzen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Zauderer.

(Fortsezung.)

Am selben Abend gab Mistreß Siddons, die Tardif noch nie gesehen, die Rolle der Lady Macbeth; die Rottenburyer Bill konnte der Rechnung nach vor halb eilf Uhr Abends schwerlich zur Debatte kommen; was früher vorkam, war von keinem Belang, und so schickte er denn seinen Bedienten nach Drurylane und ließ sich einen Platz bestellen. Um keine Zeit zu verlieren und näher am Theater zu seyn, nahm unser Held sein Mittagsmahl in der Shakespeare-Taverne ein, und nach Tisch beim Wein schrieb er ein paar kleine Briefe an verschiedene Bekannte, wahrscheinlich nur, um wohlgefällig auf die Adresse setzen zu können: postfrei, L. Tardif.

Damals begann das Schauspiel um halb sieben. Auf der Uhr im Gasthaus war es just so viel. Aber um die Ouvertüre war es Tardif nicht zu thun, und so ließ er sich denn noch eine Flasche und noch mehr Papier geben. Ehe er es sich versah, mußte der Zeit nach der erste Auftritt bereits vorüber seyn; um den zweiten gab er nicht viel, und da er im Grunde nur Mistreß Siddons sehen wollte, so sah er nicht ein, warum er sich vor seinem Wein trennen sollte. Nachdem er gemächlich das lezte Glas geleert, machte er sich auf ins Schauspielhaus. Eben, da er die Treppe hinaufging, war der erste Akt zu Ende, und somit wurde, wie es der Brauch mit sich bringt, sein bestellter Platz wieder vakant. Das ehrenwerthe Parlamentsglied für Rottenbury langte dem gemäß gerade noch zeitig genug vor der Logenthüre an, um ein langes, mageres, mit einem blauseidenen Strumpf bekleidetes Bein über drei Bänke hinüberschreiten und von seinem Platz Besitz nehmen zu sehen. „Ich bedaure, Sir," sprach die Logenschließerin, indem sie die Thüre zumachte; „ein klein wenig früher wären Sie noch recht gekommen." — „Mieux vaut tard que jamais," erwiderte das Parlamentsglied; „und ich kann vielleicht etwas durch das Loch in der Thüre sehen." Er hörte wenigstens, wenn es auf der Bühne recht laut wurde, namentlich als es am Schluß zur Schlacht kam. Das Drama war zu Ende, und nun verschaffte er sich einen leidlichen Platz für das Lustspiel, das sogenannte kleine Stück. Er wußte wohl, seine parlamentarischen Pflichten erlaubten ihm nicht, das Stück ganz zu sehen, wohl aber den ersten Akt; den Genuß durfte er sich erlauben. Der erste Akt ging früher zu Ende, als man ihm gesagt, die Rottenburyer Bill kam vor halb eilf Uhr, d. h. vor eilf Uhr, nicht vor; er sah somit nicht ein, warum er nicht noch ein wenig vom zweiten ansehen sollte. Um dreiviertel auf eilf Uhr konnte das Stück

jeden Augenblick ausgehen; es wäre abgeschmackt gewesen, hätte er es nicht auswarten wollen. Der Vorhang fiel, und trefflich gestimmt durch den gehabten Genuß, verfügte sich das Parlamentsglied für Rottenbury spornstreichs in das Haus der Gemeinen.

Voll von der Wichtigkeit seines neuen Berufs, schritt er gravitätisch die Treppe von Westminster hinauf; aber zu seiner großen Verwunderung fand er die Thüre zu. „Um Vergebung, Sir!“ sprach höflich, aber ohne die Thüre zu öffnen, der Huissier; „sobald die Abstimmung vorbei ist, können Sie eintreten.“ — „Wie! was!“ rief Master Tardif, und als die Thüre aufging, mußte er hören, so eben habe das Haus über die dritte Verlesung der Rottenburyer Bill abgestimmt; sie sey nach lebhafter Debatte mit der Mehrheit von einer einzigen Stimme durchgegangen, indem der Sprecher in Abwesenheit des ehrenwerthen Mitglieds die Frage bejahend entschieden habe. Kaum kam die Kunde davon nach Rottenbury, so lief an Tardif eine peremptorische Aufforderung von seinen Committenten ein, seine Stelle niederzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

Weben der Zeit. Judenbekehrung.

Ueber dem Museum steht auch in diesem neuen Jahre noch immer die alte lateinische Inschrift. Wer erinnert sich noch, wie viel Kopfbrechen sie machte, wie vielen Streit sie veranlaßte, wie vielen Witz sie in Umlauf brachte! Der Professor Hirt, von dem sie ausging, war ein geschlagener Mann, und alle Mauerkellen waren schon in Bewegung, den Unsinn oder Doppelsinn herunterzukratzen, der so der Nachwelt nicht überliefert werden durfte. Es geschah nicht, die müßige Zeit fand andere Gegenstände; auf die müßige Zeit folgte eine revolutionäre, dann eine apathische und so weiter, und die Mauerschrift mit ihrem Unsinn und Doppelsinn ist vergessen; kein Mensch nimmt mehr daran einen Anstoß und in einigen Jahren ist sie verjährt, Antiquität, ehrwürdige Antiquität, und einige Generationen nach uns sucht die Gelehrsamkeit den tiefern Sinn. Soll das ein Beweis dafür seyn, daß wir uns an das Schlechte allmählig gewöhnen? Vielleicht, doch daran dachte ich eben nicht. Es erinnert mich nur daran, wie auch der tobendste Sturm verhallt, wenn man ihn austoben läßt, wie jede Aufregung, die mit Vernichten drohte, in sich zusammensinkt, wenn man ihr nicht Nahrung gibt oder sie mit Gewalt unterdrücken will. Sie lesen das: Fridericus. Guilelmus III. studio. antiquitatis. omnigenae. et. liberalium. artium. museum. constituit. und keiner denkt sich was dabei, was nicht dabei gedacht werden soll. Wäre es abgeändert worden und eine andere Inschrift dafür gesezt, so lebte die alte gewiß fast mit allen Bonmots, die damals der Berliner Witz erfand.

Das Jahr ist mit Stürmen zu Ende gegangen und das neue hat mit Stürmen angefangen. Schiffbrüche haben wir nicht, auch wenig Ueberschwemmungen, einen Frühlingsmilden December und Januar, aber keine blühenden Mandelbäume. Man spricht von der Irrung der Natur, von Kometen und Erdverrückungen, aber es wird Alles vergessen seyn in sechs, acht Wochen. Viele denken und sehen sehr trübe. Einige meinen, eine so aussichtslose Zeit, als diese, eine, die so alle Hoffnungen getäuscht, sey doch noch nicht gewesen, und es sey eben nicht mehr zum aushalten, wo von allen Seiten Sprachverwirrung, Egoismus, Mangel an Vertrauen und gänzliche Verkennung dessen, was Bedürfniß sey, herrsche. Ich denke an meine Lapidarschrift über dem Museum und hoffe, es werde bald eine Zeit kommen, wo man über die Furcht von heute lächelt. — An der sächsischen Grenze haben sie, von Sachsen aus, zur Feier der Zollvereinigung Freudentänze getanzt, die Barrieren mit Musik niedergerissen und Blumenkränze gewunden. Dies hat man hier nicht gethan. Einige Fabrikanten sehen im Gegentheil äußerst schwarz und prophezeihen Verderben und Untergang. Zum Beispiel, meinen sie, müßten unsere Papierfabriken untergehen. Das wäre freilich schlimm; aber ich meine, es wäre gar nicht schlimm, wenn sie durch die Konkurrenz mit dem sächsischen Papier genöthigt würden, die Qualität des ihrigen zu verbessern, indem unseres — das feine Schreibpapier, worauf ich schreibe, nicht ausgenommen — von Jahr zu Jahr schlechter und theurer geworden ist. In ein paar Jahren sind muthmaßlich alle diese Unannehmlichkeiten ausgeglichen. — Man spricht von der Veränderung, die den Universitäten bevorsteht, und sieht die Gewitterwolken wieder näher über ihren alten Thürmen und Mauern. Wenn einige morsche Zinnen einstürzen, schadet es vielleicht nicht. Zudem müßte das Gewitter furchtbar seyn, das so viele gothische Gebäude funditus vernichtete. Die Trägheit wird dem Bestehenden zu Hülfe kommen.

Eine große Merkwürdigkeit: der große Kurfürst hat diese Neujahrsnacht seinen Ritt um die Stadt unterlassen. Solche eherne Todte wissen auch, was die Glocke geschlagen hat, und sich in die Zeit zu schicken. Ich stände ihm nicht dafür, daß er diesmal nicht von einer Patrouille aufgegriffen und wegen unbefugten Nachtschwärmens auf die Wache gebracht worden wäre. Die bloße Autorität gilt nicht mehr, ein guter Bürger muß einen guten Paß haben, und wenn er studirt hat, einen noch aparteren. Einige meinen, das fürchterliche Wetter habe ihn zurückgehalten. Hofrath Förster mag auch zu sehr in der Wallensteinschen Geschichte vertieft seyn, die ihm einen, für einen Historiker seltenen Sieg verspricht, nämlich daß sein Held durch Urtel und Recht von dem auf ihm lastenden Fluche absolvirt wird. In einer Zeit, wo so viele Lebende politisch condemnirt werden, ist es eine rechte Freude, wenn ein Todter freigesprochen wird.

Ein Tempel ist jezt errichtet — oder vielmehr nur geliehen — zur Bekehrung der Juden, und die Freunde derselben, nämlich der Bekehrung, wurden vorigen Sonntag zu der ersten Controverspredigt durch die Zeitungen eingeladen. Es sollen sehr viele Juden zugegen gewesen seyn. Im Ganzen meint man jedoch, daß es mit dem Geschäfte, welches immer schlecht gegangen, jezt troz des Tempels und der Zeitungsannonce noch mißlicher aussehe, und wird an das alte Bonmot einer hohen Person erinnert, welche den sarkastischen Rath gab: es den Juden in Entreprise zu geben. Diese im Allgemeinen sind nicht gut darauf zu sprechen, und viele Freunde des christlichen Glaubens noch weniger; denn sie meinen, in einer Zeit, wo eine gewaltig hungernde Partei an den Grundsteinen der Kirche nage und alle geoffenbarte Religion zu negiren suche, sey es rathsam, auf lächerliche Eroberungen ausgehen zu wollen, statt fest und geschlossen in sich den Feind zu erwarten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Februar 1834.

Nicopolis, majestic in decay,
Records the triumphs of that fatal day.

Wright
horae ionicae.

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Fortsetzung.)

Ich konnte mich derjenigen Empfindung nicht erwehren, welche große historische Erinnerungen immer erwecken, als ich neben dem neuen Fort auf einer Landspitze stand, welche den Eingang der Bucht von Prevesa und den größten Theil dieser Bucht selbst überblickt. Gleich vor sich hat man das südliche Ufer mit dem kleinen Fort La Punta, nur 700 Ellen von dem nördlichen Ufer und Prevesa entfernt. Dort lag, nach Vieler Meinung, jenes Actium, dessen Name tausende Male genannt worden ist, und hier fand jener Kampf Statt, welcher für immer von Marc Antons Haupte die früher errungenen Lorbeeren riß, und wo die egyptische Königin das Signal zur Flucht gab. Die Scene dieses Kampfes, der dem größten Reiche, welches die Welt gesehen, eine andere Gestaltung gab, hatte ich vor Augen: rings um mich völlige Stille, auf dem Meere, wo einst Tausende miteinander gerungen, nur einzelne Fischerbarken mit großem weißem Segel, auf dem Thurm zu meiner Rechten die blutrothe Flagge der Osmanen mit dem weißen Halbmonde, in der Ferne die flachen Höhen des untern Acarnaniens.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft ritt ich, von einem Albanesen begleitet, früh Morgens nach den nahen Ruinen von Nicopolis. Die nächste Umgebung von Prevesa, dessen Mauer auf der Landseite von bedeutendem Umfange ist und beträchtliche, mit Olivenbäumen bepflanzte Gründe einschließt, bietet, bei nur sehr mittelmäßiger Kultur, ein wahres Bild der Fruchtbarkeit dar. Oelbaum, Orange, Weinrebe, die gewöhnliche und die indische Feige, Alles neben und untereinander, vielfach verschlungen, die mannichfaltigsten Farben- und Formenkontraste bildend, mit Tausenden von Früchten prangend. An türkischen Grabstätten und Grabkapellen (Turbe) vorbei, von denen einige nicht ohne Eleganz waren, führte der Weg Anfangs durch die schöne Olivenwaldung, dann durch eine offene, mit niedrigem Strauchwerk bedeckte Ebene, an welche Getreidefelder anstoßen. Nach einem stündigen Ritt befand ich mich am Thore von Nicopolis, dessen äußere Ringmauer noch größtentheils erhalten ist. Die Siegesstadt Augusts liegt auf einer niedrigen Landzunge, welche den Golf von Arta vom ionischen Meere trennt und sich südwärts nach Prevesa zu erweitert. Flache Hügel begrenzen nach Norden die Ebene.

Mit einem Schauer der Ehrfurcht betritt man diese Trümmerstätte, das Todtengerippe einer einst großen und blühenden Stadt, welche nicht mit den bunten

Resten aller nachfolgenden Jahrhunderte bedeckt und vermengt wurde, sondern langsam modernd in das Grab der Verödung sank. Nicopolis, von August nicht lange nach jenem glorreichen Kampfe gegründet, dessen Andenken dadurch gefeiert werden sollte, war schon unter Kaiser Julian so verfallen, daß es von ihm, der Griechenland mit allem Feuer eines Philosophen und Musenzöglings liebte, hergestellt werden mußte. Strabo nennt Anactorium, die Stadt der Acarnanier, die Handelsniederlage für Nicopolis. — Hier steht nicht etwa ein einzelnes antikes Gebäude, ein Tempel oder ein Triumphbogen unter niedergebrannten Hütten unserer Tage — Alles ist Römerwerk und Römerzeit, und jene Verödung, jene lautlose Stille, selbst die Dürre des steinbedeckten Bodens tragen dazu bei, das Bild zu vollenden und den Eindruck zu verstärken. Man sieht noch, wo die Wege und Gassen gewesen; zu beiden Seiten liegt und steht gewaltiges Mauerwerk, dessen mit niedrigem Gesträuch überwachsene Trümmer zum Theil halb mit Erde bedeckte Hügel bilden, zum Theil noch einen Begriff von ihrer ursprünglichen Form geben. Gleich den meisten römischen Resten bestehen die Gebäude von Nicopolis aus gebrannten Ziegeln, sind aber von sehr sorgfältiger Construktion. Die Steine sind regelmäßig und zierlich in verschiedenen Abtheilungen und Richtungen gelegt; das Mauerwerk ist äußerst fest und dauerhaft. Ganze ungeheure Stücke sind durch Erderschütterungen herabgeworfen worden, ohne zu zertrümmern. Behauene Steine finden sich nur an einzelnen Theilen des Theaters und hie und da an den Grundmauern der größeren Gebäude. Ich bemerkte weder Reste von Statuen, noch selbst Säulen: leztere sollen vordem häufig nach den benachbarten Städten geschafft worden seyn, welche Nicopolis zu einer Steingrube und einem Magazin von Baumaterialien machten, so wie nach den ionischen Inseln. So sah man früher auf einem Platze von St. Maura eine Säule von Nicopolis, die ich aber daselbst nicht habe auffinden können. Die ersten Bewohner von Nicopolis kamen aus den Nachbarstädten, welche aufzugeben sie August, auf den Glanz und die Blüthe seiner neuen Schöpfung bedacht, durch Vortheile vermochte oder zwang; andere Nachbarstädte rächten sich später, indem sie selbst die Steine ihrer vorgezogenen Nebenbuhlerin wegtrugen.

Eine der Ruinen, welche zuerst in die Augen fällt, ist ein ziemlich hohes Mauerwerk mit zum Theil gegen 25 Fuß hohen Trümmern von Flankenthürmen, ein unregelmäßiges Fünfeck bildend, wahrscheinlich die alte Acropolis. Nicht weit von hier endigt die Wasserleitung; sie ist immer noch ein imposantes Gebäude von bedeutender Ausdehnung, aber sehr verfallen. Von eigentlicher architektonischer Schönheit ist an ihr weit weniger zu bemerken, als an andern Römerwerken dieser Gattung. Sie läuft nach Norden die Seeküste entlang, und außer dem Bereiche der Stadt sind noch an verschiedenen Stellen Reste derselben zu entdecken. Ein kleines Theater liegt in der Nähe des Aquäducts. Manche haben geglaubt, es sey für Naumachien (vielleicht bei den Actischen Spielen) bestimmt gewesen, doch sind seine Dimensionen wohl etwas zu klein dazu, indem es nicht über sechzig Fuß im Durchmesser hat. Uebrigens bemerkt man noch jezt dicht dabei den Zufluß des Wassers. Die obern Sitze befinden sich unter Arcaden, und unter denselben ist eine Doppelreihe von Bogen und Durchgängen: die innere Reihe ist dunkel, und niedrige Oeffnungen führen aus der äußern zu ihr, so daß ich nur kriechend hinein gelangen konnte. Noch sieht man die Ruinen eines Tempels und verschiedener andern Gebäude, deren ehemalige Bestimmung anzugeben jezt schwierig seyn dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Zauderer.

(Beschluß.)

Die Jahre vergingen; mit fünf-und-fünfzig Jahren verlor Loiter Tardif seinen Vater und erbte von ihm als Legat 20,000 Pfund. Er entschloß sich, diese Summe als Leibrente anzulegen, und hinterlegte dieselbe, damit sie flüssig wäre, sobald die Sache ins Reine käme, bei dem reichen Bankiershaus Spec und Compagnie zu London. Er konnte jezt über achtzehnhundert Pfund des Jahrs verfügen; „fast zu spät," dachte er, „als daß ich noch rechten Genuß davon hätte; indessen mieux vaut tard que jamais." Nicht lange darauf befand er sich zu London in derselben Angelegenheit und erhielt einen Besuch von seinem Anwalt. Dieser gab ihm zu verstehen, nach dem, was man sich in der City über die Verhältnisse der Herrn Spec und Compagnie ins Ohr raune, werde er wohl thun, wenn er sein Geld aus ihrer Bank ziehe. Er könne, äußerte er, nichts weiter sagen; es sey dies ein sehr kitzlicher Handel — man könnte leicht einem alten Hause Unrecht thun — sich einen Prozeß auf den Hals laden — es könnte einen theuer zu stehen kommen. Er für seine Person habe indessen all sein Geld von dort zurückgezogen. Master Tardif könne natürlich thun, was er wolle; an seiner Stelle aber würde er gewiß — Aber, wie bemerkt, er wolle nichts gesagt haben. Und damit entfernte sich der vorsichtige Rechtsmann. Der Handel konnte einen immerhin nachdenklich machen und, che va piano va sano, Master Tardif dachte auch den ganzen Tag darüber nach. Unmöglich konnte er das glauben: ein so altes Haus, steinreich, und so vorsichtig! Und auf einmal eine so bedeutende Summe herausziehen — mußte

solches Mißtrauen den ehrenwerthen Herrn nicht wehe thun? Aber allerdings, wo viel Licht, ist viel Schatten; man mußte unter einem anständigen Vorwand von ihnen loszukommen suchen, und ein solcher fand sich auch wie gerufen. Er erhielt die Nachricht, alle Formalitäten hinsichtlich seiner Leibrente seyen erfüllt, er brauche also nur noch seine 20,000 Pfund zu schießen, und man wolle, wenn es ihm genehm sey, den folgenden Tag um zwei Uhr das Geld in Empfang nehmen. Auf diese Weise sah sich Tardif allen Skrupeln in Betreff seines Bankiers enthoben.

Den folgenden Tag machte sich Tardif, um bei diesem wichtigen Geschäfte recht präcis zu seyn, um ein Uhr nach der City auf und sah weder rechts noch links, hielt nirgends an, als auf der Blackfriarsbrücke, wo eben die Fahrzeuge zu einem Wettrennen abstießen, und vor einem Bilderladen, wo die neuesten Karrikaturen ausgehängt waren. In Folge dieses Aufenthaltes kam er erst um halb drei Uhr an Ort und Stelle, was, wie er meinte, gar nichts auf sich hatte, da er zum Unterzeichnen von ein paar Papieren und Urkunden früh genug kam. „Ich komme ein wenig spät," sagte Master Tardif lachend, „mais mieux vaut tard que jamais." Eben da er sein Portefeuille auskramte, trat Jemand in das Bureau und sagte: „Das ist eine saubere Geschichte! Spec und Compagnie haben ihre Zahlungen eingestellt, und man bekommt keine halbe Krone von der Guinee." — „Wie! was!" sagte, oder vielmehr schrie Tardif. — „Vor einer Viertelstunde bezahlten sie noch," lautete die Antwort, „und wenn Sie zweifeln, gehen Sie hin, Sie werden die Bureaux geschlossen finden." Das ehrenwerthe Haus sicherte seinen Gläubigern nach kurzer Zeit vierzig Schillinge vom Pfund zu, und dadurch fühlte sich Tardif sehr beruhigt. Aber nach Verfluß von neunzehn Monaten wurde die erste und lezte Dividende von drei Procent ausbezahlt. Tardif hätte sie auch erhalten, wenn er nicht eine Viertelstunde zu spät gekommen wäre, um sich auszuweisen.

Tardif war allgemach sechzig Jahre alt geworden, ohne daß er durch Schaden klug geworden wäre. Er blieb unter dem unheilvollen Einfluß der bösen Conjunction seiner Familiendevisen bis an sein seliges Ende. Seit mehreren Jahren hatte er die Summe von dreitausend Pfund aufgenommen, wovon er die Interessen einer jungen Person bezahlte, die seine Nichte oder Kousine, oder die Tochter eines verstorbenen Seeoffiziers war; denn er sagte bald so, bald so. Die Verfallzeit wurde ihm in der gewöhnlichen Frist angekündigt; da es aber vierzehn Tage waren, so sah Master Tardif keinen Grund zur Eile. Als der lezte Tag da und so ziemlich verstrichen war, sezte er sich zu Pferde und ritt im scharfen Trab davon, um zur rechten Zeit zu kommen; aber nach wenigen Schritten stürzte sein Pferd und warf ihn unsanft ab. Man trug ihn bewußtlos nach Hause; er hatte sich stark am Kopf beschädigt. Eben schickte man sich an, ihm zur Ader zu lassen, als er wieder zu sich kam. „Che va piano va sano," sagte er mit schwacher Stimme; „man hat mir in meinem Leben nicht zur Ader gelassen, und ich habe den größten Abscheu davor." Der Wundarzt versicherte ihn, sein Leben hänge davon ab; Alles vergebens. Nach einer halben Stunde nahm ihn der Arzt freundlich bei der Hand, drang noch einmal in ihn, sich eine Ader öffnen zu lassen, und versicherte ihn, wenn er sich nicht auf der Stelle entschließe, sey es nachher zu spät. „In Gottes Namen denn," antwortete er fast unverständlich; „mieux vaut tard que jamais." Aber kaum hatte man die Lanzette angelegt, als der arme Tardif den lezten Athemzug that. „Wäre er vor einer Viertelstunde vernünftig gewesen," sagte der Chirurg, „hätte ich für sein Leben gut gesagt."

Das verkannte Herz.

Sie sagen: ohne Feuer seyst du ganz,
Man sehe nie dein Angesicht erglühen,
Und nie der Liebe jugendhellen Glanz
In deinem Augensterne freudig sprühen.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Du nahmst mich auf, nun glüht mein Angesicht
Verklärt von deinem warmgehegten Lieben.

Bist wie die Münsterrose am Portal:
Nach außen ist ihr Farbenschatz versiegelt,
Vom Markte draußen sieht man nicht den Strahl,
Die himmelblaue Folie, die sie spiegelt.

Doch wer getreten in den Dom herein,
Der sieht die Rose glühn in warmen Farben,
Der sieht der Himmelsglorie Widerschein
Nach innen sprühn in tausend bunten Garben.

Verkanntes Herz! nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Du nahmst mich auf, nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem warmgehegten Lieben.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Holteis Vorlesungen. Theater.

Man ist, wie gesagt, sonst matt und interesselos. Das Theater thut es nicht mehr, selbst die Kränze für die Tänzerinnen fehlen, und die armen Schwestern aus Wien, die Fanny und Therese Elsler, die eine Zeitlang in England

verschwunden und verschollen waren, finden hier wohl Gold — das aber von andersher fließt — aber keine Blumen und keine Gedichte mehr. Ihr Glanzreich war freilich nur von diesseits, aber daß es so schnell vorüber seyn würde, daß es so rein in sich, ohne ein jüngeres Idol, zusammenstürzen würde, wer hätte diese Unbeständigkeit des Glückes erwartet?

Ich liebe gerade nicht, mir vorlesen zu lassen. Aber an einem grauen, regnerischen Freitage trat ich neulich in den Saal, wo Herr von Holtei liest. Zu meinem Erstaunen konnte ich erst hinein, nachdem der Thürsteher mit seinen Ellenbogen mir einen dürftigen Platz gebahnt hatte. Der große Saal war gedrängt voll Damen und Herrn; ein Drittel mußte stehen, drei Stunden stehen, um was zu hören? — den Hamlet, etwas, das die Meisten doch auswendig wissen mußten. Aber sie hörten von Anfang bis zum Ende, und Viele waren damit noch nicht zufrieden, sie lasen Zeile für Zeile nach der Schlegelschen Uebersetzung nach, und ich darf sagen, es war ein recht hübsches Schauspiel, die hübschen Gesichter zu sehen, wie sie so eifrig dem Vorleser und Dichter folgten. Sie wollten ganz genießen. Einige junge Männer thaten dasselbe, sie wollten aber vermuthlich kontrolliren und den Vorleser kritisiren, der gewaltig jagte, um den ganzen Hamlet ohne Auslassung in drei Stunden zu Ende zu bringen. Woher dieser klassische Eifer in einer Versammlung, von der man annimmt, daß sie bis da nur die Mode zusammengebracht hatte? Ich meine, die Mattigkeit der Zeit treibt die schöne Welt, bei den ersten Schöpfungen der alten Erholung zu suchen. Es ist der Geist der Unzufriedenheit, der die Gebildeten aus den Theatern scheucht. Daß man Holteis Vorlesungen von Lustspielen zu reiner Ergözlichkeit besucht (er soll z. B. den Sturm vortrefflich gelesen haben), ist mir erklärlich, sein Vortrag der komischen (poetisch komischen) Charaktere ist meisterhaft, und besser, als man es auf irgend einer Bühne von heute findet; aber um ein bekanntes Trauerspiel sich von A bis Z vorlesen zu lassen, dazu gehört, für einen Mann nämlich, so gut ein moralischer Impuls, als für die Infanterie zum Bajonetangriff. Nachdem er einen kurzen Cyklus für sich gelesen, fängt er einen neuen an zum Besten der Armenbeköstigungsanstalten.

Auf den Theatern nichts von Bedeutung. Interessirt es Sie, zu wissen, daß der Charlotte Birch-Pfeifer großes Ritterschauspiel: „Hinko, der Freiknecht,“ mit beträchtlichem Aufwande in der Königsstadt gegeben worden ist, auch beträchtlich gefallen hat? Es ist eines von den milden Scharfrichterstücken, wo das Haar sich nicht zu sträuben braucht. Es geht Alles gut, deutsch, gemüthlich ab; es sind frische, fromme, kräftige, gefühlvolle Leute und radikale Bösewichter, die Tugend wird eclatant belohnt und das Laster ebenso bestraft. Auf dem königlichen Theater macht ein ähnliches Effektstück aus dem Mittelalter, nur künstlicher angelegt und mehr die Gesichtsnerven, als die Augen und Ohren in Anspruch nehmend, ähnliches Glück. Es heißt: „das graue Männchen“ und ist von dem wackern Schauspieler Eduard Devrient, der sich selbst darin eine zwar nicht sehr tugendhafte, aber doch sehr dankbare Rolle geschrieben hat. Sein Name erinnert mich, daß man auf demselben Theater auch seinem Oheim, dem großen Ludwig Devrient, eine Art Todtenfest bereitet hat. Man hat nämlich seine Büste mit großer Feierlichkeit in den Hallen des Konzertsaals aufgestellt und dabei Reden gehalten, wie das Theater sonst gewesen, Sie sind nicht ins Publikum gekommen. Raupachs nächstes Hohenstaufenstück: Manfred, wird noch erwartet.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.

Das kleine, aber niedliche und vielbesuchte Théâtre du Palais-royal gab vor Kurzem eine lange, aber höchst unterhaltende Darstellung von vier ziemlich neuen Stücken; die Vorstellung währte von sechs bis zwölf Uhr; der Saal war voll, und die meisten Zuschauer hielten bis zu Ende aus, was in andern Theatern nicht oft der Fall ist, wenn die Darstellung so lange dauert. Zuerst gab man „le voyage à frais communs,“ die Reise auf gemeinschaftliche Kosten. Schon lange hat man auf dem Variétésthe ater eine Posse: „die Unannehmlichkeiten einer Reise auf der Diligence;“ ein Seitenstück zu dieser Posse ist „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten.“ Ein reichgewordener Fabrikant, ein Strumpfwirker, hat durch das Intelligenzblatt einen Reisegefährten gesucht; eine Pariser Dame, welche aus Langeweile oder Mode die Bäder besuchen will, hat sich gemeldet, und nun soll die Reise auf Beider Kosten vor sich gehen. Im ersten Aufzuge ertheilt die launenhafte, herrschsüchtige Dame ihre lezten Befehle; das Gepäcke wird herausgetragen; dann erscheint der lebensfrohe Strumpffabrikant Flamel, welchen der dicke Philippe höchst drolligt darstellt. Schon ehe sie abreisen, entsteht ein Streit, denn die gebieterische Dame will ihre wohlbeleibte Zofe mit im Wagen haben. Flamels hagerer Bediente muß auf den Bock sitzen. Dem Flamel werden Schachteln und Kistchen aufgebürdet, und als sie schon abgefahren sind, muß er wieder zurücklaufen, um der Dame ein kostbares Schächtelchen zu holen. Er glaubt, es seyen ihre Edelsteine darin, findet aber zulezt, daß es nur „besänftigende Pillen“ sind. Im zweiten Aufzuge langt die Reisegesellschaft auf der ersten Poststation an. Flamel dringt auf's Weiterfahren, weil er gern zu Chateaudun über Nacht bleiben möchte; allein es fehlt etwas an der Schnürbrust der Dame; es muß eine Mercière geholt werden. Flamel wird ungeduldig; da er aber ein höflicher Mann ist, so läßt er sich Alles gefallen. Sein hagerer Bediente will sich mit einem Bouillon erholen; er muß jedoch für die Dame laufen, und die Zofe trinkt seinen Bouillon. Flamel kann auch nicht dazu kommen, einen Bissen ruhig zu verzehren. Im dritten Aufzuge gelangen wir zur zweiten Poststation. Hier schwärmen betrunkene Dragoner um die Wirthin herum und treiben ihren Scherz mit der Pariser Dame, deren Zofe besonders über die Verletzung der Züchtigkeit in der Sprache der Dragoner gewaltig eifert. Die Dame gibt ihren Reisegefährten für ihren Mann aus, und der arme Flamel soll sich mit einem Dragoner schlagen, wodurch er nicht wenig in Noth geräth, obschon er die Sache leichtfertig aufzunehmen scheint. Glücklicherweise wird wieder angespannt und sie fahren davon. Sie verirren sich aber im Walde und müssen beim Anbruche der Nacht bei einem Köhler absteigen. Hier erscheinen die Reisenden im vierten Aufzuge. Die Dame glaubt in eine Räuberhöhle gerathen zu seyn, zumal sich ein Trupp Wilddiebe beim Köhler versammelt. Sie ängstigt entsetzlich den armen Flamel, und da die Diebe nach ihrem Manne fragen, verläugnet sie schnell alle Verwandtschaft mit ihm. Nach diesem Abentheuer, welches den Strumpffabrikanten verhindert hat, auch nur ein Auge zuzuthun, wird am Morgen die Reise fortgesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Februar 1834.

Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

Zweiter Artikel.

Alles, was jenseits des Gesagten liegt, gehört nur noch zum Gebiet jener eitlen, unmächtigen Neugierde, welcher sich aber einmal unser nimmersatter Geist hingibt.

Was wird am sechsten Tage der Schöpfung das intuitiv-erkennende Wesen seyn, und was wird dann aus dem Menschen werden? Davon weiß ich zwar nicht mehr, als jeder, der vom intuitiv-erkennenden Wesen niemals eine Ahnung gehabt, immerhin kann ich aber meine Muthmaßungen mittheilen.

Wahrscheinlich wird das intuitiv-erkennende Wesen dem Menschen so gleichen, wie der Mensch den Thieren, denen er nur zu sehr gleicht, jedoch mit einer Entwicklung von Organen, deren Umfang und Kraft wir uns nicht denken können; es wird alle Sinne haben, welche wir an den übrigen geschaffenen Wesen beobachten, und noch viele andere, von denen wir keinen Begriff haben und welche nur ihm vorbehalten sind. Die zeugende Materie bedarf nur einiger Modifikationen, um ihm die Natur zu unterwerfen; sie bedarf dazu so wenig, daß wir es uns mit der leichtesten Mühe anschaulich machen können. Darf sie doch zum Beispiel nur, wie es ausnahmsweise bei manchen Individuen vorkommt, das Loch in der Scheidewand des Herzens offen erhalten, darf sie doch nur auch nach der Geburt den Blutumlauf in der Art, wie er im Mutterleibe Statt hat, allgemein fortsetzen, und dies kostet sie so wenig, da es sich ja nur davon handelte, etwas beizubehalten; sie darf nur den Prozeß des Athmens zu einem willkührlichen machen, wie bei den Amphibien, und mein neues Geschöpf hat damit die Fähigkeit erhalten, die Tiefen des Meeres zu erobern. Habt keine Sorge um seine fast überflüssige Lunge, welche dann nur das Organ eines willkührlichen Genusses seyn wird; erweitert vielmehr den Raum, den sie in einem geräumigen, festen Rumpfe einnimmt, einen Raum, der schon jetzt fast dem Gerippe eines Luftschiffes gleicht, wölbt sie zu einem Aerostaten, dessen Umfang nach dem geringen Gewicht berechnet ist, das er, um sich in die Luft zu erheben, zu überwinden hat, und der, statt mit plumper Lungensubstanz, mit einer elastischen, geschmeidigen Haut umgeben ist, so wird das Wesen, welches ihr da so leicht mit mir erfunden habt, die Luft in jeder beliebigen Richtung durchkreuzen; nicht wie Ikarus, dessen Flugzeug unserer leiblichen Gestaltung in jeder Hinsicht widersprach; nicht mit den vier Flügeln Merkurs, welche die poetische Ikonographie schon besser auf das Gleichgewicht und den Mechanismus unserer Kräfte berechnet hat; nein, sondern so, daß es sein geräumiges pneumatisches Eingeweide

nach Willkühr luftleer macht und nun nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen braucht, wie es denn schon den Menschen das Vorgefühl seines künftigen, vollkommenern Organismus im Traume lehrt. In der Werkstätte der Schöpfung erfordert dieses Alles nur einen Augenblick, und man könnte sich verwundert fragen, warum dies noch nicht geschehen sey, wüßte man nicht, daß es darum nicht geschehen ist, weil es nicht an der Zeit war.

Der freilich sehr elliptische Ausdruck einer Idee, zu deren vollständigen Veranschaulichung man wohl einen Band voll Erläuterungen schreiben müßte, erlaubt mir hier nicht, meinem sonst unbezwinglichen Hang zu Episoden nachzugeben. Ich verweile also nur ganz kurz bei einer unbedeutenden Frage, die sich hier aufdrängt, einer Frage, welche ich mir der Akademie der Wissenschaften vorzulegen erlauben werde, sobald ich einmal reich, berühmt oder vornehm genug bin, um meine Stimme zu ihr erheben zu dürfen, bei der Frage nämlich: Wie kommt es, daß der Mensch, dem nie geträumt hat, er durchschneide die Luft, wie alle fliegenden Geschöpfe um ihn, mit Flügeln, doch so oft träumt, er erhebe sich darin, gleich einem Aerostat, vermöge einer elastischen Kraft, und warum hat er dieses schon lange vor der Erfindung des Aerostats geträumt — denn dieser Art von Träumen gedenken alle alten Traumdeuter — wenn dies nicht eine Ahnung seiner körperlichen Vervollkommnung in einer gewissen Richtung ist?

Das zum intuitiv-erkennenden Zustande gelangte Wesen öffnet somit unsern Conjecturen ein weites Feld; aber so sonderbar die Behauptung hier klingen mag, jede Conjectur gilt mir nur insofern für zulässig, als sie der nothwendige Ausdruck einer ganzen Reihe von Thatsachen ist, die nur zu ihr führen können. Die Hülfsconjecturen, welche sich mit nähern Umständen befassen, sind nur Phantasiespiel, und ich gebe sie für nicht mehr aus.

Das intuitiv-erkennende Wesen wird ohne Zweifel mit Schönheit begabt wiedergeboren werden; denn auf dieses Wesen deuten die katechetischen Lehren der römischen Kirche vom verklärten Leib (corps glorieux), weil sich die Materie in jenem Auferstehungszustande so verfeinert haben wird, daß sie ungreifbarer ist, als Luft und Licht. Denkt euch nun, und warum sollten wir nicht im Lichte der poetischen Einbildungskraft vorausschauen dürfen, wie sich im erhabensten aller Gedichte am sechsten Tag der Schöpfung der Knoten löst? — denkt euch, das intuitiv-erkennende Wesen erstehe als ein bereits reifes; denkt euch, es lebe, ohne zu altern, und der Tod sey für es nichts als der gewisse Uebergang zur ewigen Verjüngung; denkt euch, es pflanze sein Geschlecht nur mittelst jener reinen Ergüsse der Liebe fort, welche die Wollust der Seele sind, wovon ja sogar unser grobsinnliches Leben ein göttliches, aber durch die Armseligkeit unserer Fleischeslust nur zu schnell getrübtes Schattenbild aufzuweisen hat; denkt euch, das junge Wesen entspringe aus zwei Erinnerungen, die sich begegnen, aus zwei Seufzern, die sich verstehen, aus zwei Küssen, die sich befruchten, aus zwei Seelen, die sich verschmelzen; es entsprieße, rein wie der Gedanke, der es empfangen, begabt mit allen Zügen einer im Gedächtniß lebenden Bildung, mit all den Eigenschaften, die einem an seinem Theuersten lieb und werth gewesen; denkt euch, es sey der Freund, den man zu früh verloren, das Kind, das man so lange beweint! Dieses Alles ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich; denn alles, was man wahrhaft Gutes sich erdenken kann, ist wahrscheinlich in der fortschreitenden Entwicklung einer ihrer Vollendung zugewendeten Schöpfung der Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf der Küste von Albanien.

(Beschluß.)

Zwischen diesem Theil der Ebene und den nördlichen Hügeln, an deren Fuße das große Theater liegt, senkt sich der Boden etwas, während der seichte, eine Miglie lange, eine halbe Miglie breite See von Mazoma einschneidet, welcher nur durch einen schmalen Sandstrich von der Bucht geschieden, mit Abdämmungen zum Fischfange umgeben ist und, so wie die ganze Küste von Prevesa, eine zahllose Menge von Sardellen liefert, womit die umliegenden Gegenden versorgt werden. Namentlich finden sich jedes Jahr viele sicilianische Fischer mit ihren großen Speronaren dabei ein. Ich ritt über die Ebene hin, welche hie und da Saatfelder aufweist, während einige Ziegen- und Rinderheerden zwischen Gestrüpp und Ruinen weiden, und wenige von Zweigen geflochtene Schäferhütten während der Sommerzeit der Römerstadt ihre einzigen Bewohner geben. Gebell von Hunden und das gellende Pfeifen der Hirten waren alles, was die lautlose Stille störte. — Man muß einen Theil des Hügels ersteigen, um zu dem Theater zu gelangen, welches die großartigste Masse unter den Gebäuden von Nicopolis bildet. Die obere Bogeneinfassung mit ihren verschiedenen Zugängen, durch welche ich in das Innere des Gebäudes eintrat, ist noch großentheils erhalten, und die Reihen der Sitze in drei Abtheilungen sind sichtbar. Am meisten hat die Fronte gelitten, an deren beiden Enden man gewaltige Mauermassen sieht. Von den Sitzen der Zuschauer aus sieht man die ganze Ebene mit den Ruinen vor sich liegen. — Der englische Schiffslieutenant Wolfe, welcher im Jahr 1830 interessante Beobachtungen über den Golf von Arta anstellte, gibt die Länge der Area

des Theaters auf 111, die Höhe des Gebäudes auf 97 Fuß an.

Nachdem ich das Theater verlassen, erstieg ich, um einen Theil des See's herumreitend, einen südöstlich gelegenen Hügel, der das ganze umliegende Land beherrscht. Da lag mit seinen Inseln der ambrazische Meerbusen, in einer Ausdehnung von etwa 25 Miglien von Westen nach Osten sich erstreckend, in den mehrere sumpfige, schilfbedeckte Flüsse ihr schleichendes Gewässer ergießen, nur hie und da von einem Segel durchschnitten, im Hintergrunde die ihn einschließenden Gebirge des Kanton Vonitza, zur Linken eine niedrige, ungesunde, aber großentheils fruchtbare Ebene, an deren Erde ich Arta mit seinen Mauern und Thürmen erblickte. Diesen Golf, an dem sich gegenwärtig die griechisch-türkische Grenze hinzieht, umgaben im Alterthum geschäftige Städte, Ambracia, Ambracus, Olpä, das Argos der Amphilochier, Lymnäa, Anactorium, Comaros, deren Lage jezt meist unbekannt und ein Zankapfel für Alterthumsforscher und Geographen ist, so daß man sich nicht einmal über die bedeutendste derselben, Arta, hat einigen können, welches allgemein für das alte Ambracia gehalten wird, während die Guilleminot-Lapie'sche Karte es für Argithea annimmt und Ambracia nach Rogous verlegt, welches wieder Andere für Charadrum ausgeben. So unzuverlässig ist noch jezt, nach so manchen Untersuchungen und Reisen, die Erdbeschreibung dieses Landes. Noch in den lezten Jahren hat man mehrere cyklopische Bauwerke auf diesen Küsten gefunden, die das geographische Labyrinth nur noch mehr verwirrt haben, indem man sie mit Gewalt dem Bestehenden und den alten Schriftstellern anpassen wollte. — Zu meiner Rechten, über die schmale und flache Landzunge hinaus, auf welcher Nicopolis und Prevesa und nördlicher ein paar Dörfer liegen, erblickte ich das im Sonnenlicht, ein ungeheurer Spiegel, blitzende ionische Meer, mit St. Maura, Paxo und Corfu, und nach Norden die hohen Gebirge von Suli, in deren wilden Schluchten ein unerschrockenes Völkchen so lange allen Angriffen der Pforte und ihrer Veziere trozte. Nicht viele Aussichten mögen derjenigen, welche sich hier im Rundkreise um mich her erschloß, an Mannichfaltigkeit, Schönheit und historischem Interesse gleich kommen.

Es war nahe an Mittag, als ich Prevesa wieder erreichte. Während der beiden Tage, die man zur nothdürftigen Ausbesserung unseres schadhaften Fahrzeugs anwendete, hatte die Tramontana fortgedauert: am dritten Abend ließ sich das Einstellen des Südwinds vermuthen. Wir gingen an Bord und verließen zugleich mit mehrern andern Schiffen den Hafen, worauf wir nahe an der äußersten Landspitze die Anker auswarfen. Es war eine schöne Mondnacht; gegen Mitternacht stellte sich der erwartete Südwind ein, und wir spannten die Segel aus. Früh Morgens segelten wir an jenem so berühmten, als unglücklichen Parga vorbei, das zum Thema so manchen Gedichtes, so manchen Bildes geworden, und zu dessen Mauern und Häusern der Felsen und nach Norden der Berg Kiafa die Folie bildeten, ließen links das ölreiche Paxo mit Antiparo, und sahen das Kap Alefkimo von Corcyra aus den Fluthen und dem Morgennebel hervortauchen. Der Wind verdoppelte seine Kraft, wir lenkten in den Meeresarm zwischen der Insel und dem Festlande ein, der Himmel über uns glänzend blau, Wasserfläche vor und hinter uns, Gebirge mit Städtchen, Dörfern und dunkeln Waldungen zu beiden Seiten. Die gelblichen Brüderfelsen, in der ältesten Göttergeschichte so berühmt, welche Stadt und Citadelle der Phäaken kenntlich machen, zögerten nicht, uns sichtbar zu werden; wir fuhren an einem grünen, mit Wohnungen und Landhäusern bedeckten Strande vorbei, und im Augenblick, wo das Läuten der Glocken die Mittagsstunde verkündigte, stieg ich vor dem Sanitätsgebäude von Corfu ans Land.

Alfr. Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Kunstnoth. Die Todtengräberstochter.

Der berühmte Wild hat bei seinem jezigen Auftreten — ich glaube, es ist das drittemal — nicht den Beifall gefunden, wie sonst. Man fand, daß dieser große deutsche Sänger in der Zwischenzeit dem Wiener Modegeschmack zu sehr nachgegeben, und zwar an glänzenden Effekten, aber nicht an Kunst gewonnen habe. Beim gänzlichen Mangel an einer Prima Donna mußte die Milder aus ihrem Etat wieder hervor (sie that es auch wohl selbst recht gern) und singen. Die Bonmotisten fanden nun, daß Wild hätte milder singen müssen, die Milder aber wilder. Einige sagten, ihr fehle Metall, worauf Andere entgegneten: darum habe sie gerade gesungen. Dieselben Bonmotisten behaupten, man müsse der Milder-Hauptmann zum Lohne den Abschied als Milder-Major geben, sie aber vom Etat ganz streichen, womit Andere nicht einstimmen wollen. Spontini war gegen ihr Auftreten mit der in thesi sehr richtigen Maxime: gefällt sie, so fragt man, wie konnte man eine gute Sängerin so früh pensioniren? mißfällt sie, so rügt man: wie konnte man so seine Blöße dokumentiren, daß man eine emeritirte Sängerin für allein fähig hielt, das vorzutragen, wozu keine der aktiven fähig war! — Der Ausgang hat gezeigt, daß das, was in thesi sehr richtig ist, in der Ausführung sich ganz anders gestaltet. Auch Spontini ist ein Symbol der Vergänglichkeit irdischen Glanzes. Wenn ich der Zeiten gedenke, wo kein Rezensent es wagen durfte, ein Wörtchen Tadel gegen ihn drucken zu lassen! Heute ist er preisgegeben und hat keinen andern Schuz, als die ordentlichen Gerichte, welche seine Klagen denselben Weg gehen lassen, wie

alle andern, das heißt den langsamen. Graf Redern hat auf Reisen eine neue Sängerin engagirt, die nun ein Wunder seyn soll. Diesem Theater fehlen nur die rechten Faiseurs, die mit glaublichen Lügen in den Kaffeehäusern und Gesellschaften den Ruf einer Sängerin im voraus machen. Oder ist vielleicht die Zeit dafür vorbei?

Wollen Sie noch zum Schluß eine grauenvolle Geschichte hören? Sie erzählt sich so hübsch und gäbe vortrefflichen Stoff zu einem Melodrama. Es geschieht aber nicht deßhalb, wenn ich sie hier niederschreibe, sondern zum argumentum ad hominem, wie leer der Augenblick ist, und womit sich unsere Müßigen beschäftigen müssen. Das Colosseum ist Ihnen bekannt. Es ist das ungeheuerste, prachtvollste Lokal, das in Berlin existirt, und es gestaltet sich daselbst nachgerade eine gewisse heitere Gesellschaftlichkeit. Unsere Damen müssen es einmal gesehen haben. Sie gehen aber nur zu bestimmten frühen Stunden hin, die Herren finden auch später Vergnügen. Einem Rittmeister nun, ich folge buchstäblich der Sage, ist seine Braut gestorben. Er ist in Trauer und Verzweiflung, die dem Wahnsinn nahe kommt, und so weit ist es bereits mit diesem Trübsinn, daß er fühlt, wie es nun ganz mit ihm aus ist, wenn er nicht nächsten Sonntag zum Tanz ins Colosseum geht. Daselbst, nachdem er in fortgesezter Verzweiflung eine Flasche Champagner getrunken, sieht er eine Gestalt an sich vorüberschweben, die sein Mark zu Eis gerinnen macht. Er folgt ihr, aber sie verschwindet immer in entgegengesezter Richtung, und er sieht nichts als ihren Rücken. Aber deutlich erkennt er das Kleid, das er seiner Braut geschenkt, deutlich den Besaz, den sie selbst in seiner Gegenwart gestickt, deutlich den Spizenshawl, den sie das leztemal getragen, ehe sie sich niedergelegt. Jezt wendet sie sich und er sieht — das Stirnband, das er ihr gab, und hinsinkt der Rittmeister der Länge nach, ohnmächtig, mitten im Colosseum. Seine ersterbenden Worte: „sie ist es!“ hat der Freund aufgefangen, und dieser, den Tod des Freundes zu rächen, zieht den Wirth und Eigenthümer bei Seite und fragt ihn: „Herr Krüger, kennen Sie die Dame dort?“ — „Allerdings, mein Herr,“ ist die Antwort. — „Gehört sie den Lebenden an oder den Todten?“ — „Sie lebt, mein Herr, so gut, wie Sie selbst.“ — „So werden Sie mir sagen können, wer und ob sie von Familie ist?“ — „Allerdings, mein Herr, ist sie von Familie, und zwar von einer sehr alten; sie ist die Tochter des Todtengräbers vor dem ***schen Thore.“ — Der rächende Freund wußte genug. Bald darauf tritt Jemand zu der Dame und sagt ihr: ein Herr draußen wünsche sie dringend zu sprechen. Darauf folgt die Dame. Der Herr wirft seinen Mantel ab und es ist — ein Polizeikommissär. Darauf stürzt die Dame nieder, wie der Rittmeister, schreit: „Ich bin verloren!“ läßt sich den Schmuck von der Stirne nehmen und — wird in einen Wagen gesezt und nach der Stadtvogtei geführt. Wer hätte nun hier nicht erwartet, daß in demselben Wagen bereits der todtohnmächtige Rittmeister gesessen, daß sie in einen falschen Wagen gebracht worden, daß dieser, statt nach der Stadtvogtei, nach dem Kirchhofe gefahren, und daß hier beim Mondenschein und Sturmgeheul auf dem Grabe der todten Braut entweder der Rittmeister die Todtengräbertochter umbringt, oder ein neuer Bund für's Leben geschlossen wird? Aber nein; die Sage endet prosaisch mit der Stadtvogtei, und noch prosaischer ist, daß ich sagen muß, die ganze Geschichte von Anfang bis Ende ist erfunden und erlogen, und der Colosseumwirth, Herr Krüger, bietet hundert Thaler demjenigen, der ihm den ersten Verbreiter der Lüge, wie er diese Volksballade nennt, nachweist.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Possen auf dem Theater des Palais-royal.

Im fünften Aufzuge langt man zu Chartres an. Der arme Flamel ist durch die Launen seiner Reisegefährtin so gequält worden, daß er schon hundertmal bereut hat, eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen zu haben. Zu Chartres will er einen Freund besuchen, da hier ein wenig still gehalten werden soll. Unterdessen hat die Dame einen jungen Vetter angetroffen, welcher eben nach Paris reisen wollte, um sie zu besuchen, und da auch sie des schwerfälligen Reisegefährten herzlich müde ist, so nimmt sie den Reisewagen Flamels und kehrt mit dem Vetter nach Paris zurück, indem sie ein Billet im Wirthshause läßt, worin sie Flamel von ihrem Entschlusse Nachricht gibt. Er geräth bei seiner Rückkunft in heftigen Zorn; da er aber ein gutmüthiger Mann ist, so ergibt er sich in sein Schicksal, ertheilt aber zulezt noch den Zuschauern den Rath, ja nicht auf gemeinschaftliche Kosten zu reisen. In Frankreich ist der Rath ziemlich überflüssig; denn die Reichen reisen hier mit Extrapost und die minder Bemittelten mit der Diligence; nur diejenigen, welche das schnelle Fahren nicht vertragen können, daher kleine Tagereisen mit besondern Fuhren machen müssen, sehen sich zuweilen nach einem Reisegefährten um, und da mag sich dann wohl etwas von dem Ungemache zutragen, welches den gutmüthigen Flamel so unglücklich macht. Das gebieterische Wesen der stets unzufriedenen Dame im Gegensaz mit der stets guten Laune des Reisegefährten ist gut durchgeführt. Auch ist das Stück mit vielen Wizeleien gewürzt. Besonders habe ich ein langes politisches Epigramm bemerkt, welches Flamel absingt, als die Dame verlangt, er solle ihr zum Zeitvertreibe die Zeitung vorlesen. Flamel sucht ihr in diesem epigrammatischen Liede zu beweisen, daß die Zeitungen schon seit langer Zeit täglich dieselben Dinge wiederholen, weil nichts vom Flecke will, die belgischen und portugiesischen Angelegenheiten so wenig, als die Kongresse, und Alles sich um die ewigen Gemeinsprüche dreht, welche die Staatsmänner und ihre Echos, die besoldeten Zeitungsschreiber, im Munde führen. — Nach dieser Posse wurde eine zweite aufgeführt: „der Weiberaufruhr,“ eine Parodie des Opernballets: „der Weiberaufruhr im Serail.“ Hier geht die Handlung nicht, wie in der Oper, bei den Mauren, sondern bei den Schottländern vor; die Weiber sind keine Bewohnerinnen eines Serails oder Harems, sondern die Frauen der Arbeiter in einer Gewehrfabrik. Die Männer wollen sie nicht zur Kirmes des heil. Dunstan führen; dies bringt sie auf's Aeußerste; unter der Anführung der Entschlossensten unter ihnen versehen sie sich mit den Waffen der Fabrik, erbrechen die Thüren des Gemachs, in das man sie eingeschlossen hat, und ziehen ins Freie. Im zweiten Aufzuge wird das Weiberlager dargestellt. Die jungen Kriegerinnen in ihren schottischen Röckchen und mit dem schottischen Kopfpuze nehmen sich sehr gut aus und exerziren gar nicht übel. Den Männern wird unterdessen die Zeit lange zu Hause, wo sie ihr Essen kochen und die schreienden Kinder beschwichtigen müssen. Sie schicken einen Gesandten ins Lager der Weiber. Vor diesem läßt die Frau Generalin ihre Truppen defiliren; zulezt kommt ein Vertrag zu Stande, worin sich die Weiber ausbedingen, daß sie in Zukunft thun dürfen, was sie wollen, und auf den Gehorsam der Männer rechnen können. Sie wollen die Kasse führen, und die Männer sollen sich nie über die Ausgaben beschweren, sondern mit Allem zufrieden seyn, was die Weiber thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Februar 1834.

> Motte. — Ihr seyd ein Edelmann und ein Spieler.
>
> Armado. — Beides bekenn' ich, denn beides ist der Firniß eines vollkommenen Mannes.
>
> Shakespeare. Verlorne Liebesmüh.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.*

Graf Zamoysky war von Natur und Glück ungewöhnlich begünstigt. Ein längliches, wohlgeformtes, blondlockiges Haupt, eine hohe Stirn, eine aus der Wurzel keck hervortretende Nase, ein dunkelblaues, sprechendes Ange, ein sehr feiner Teint, mit zartem Roth überflogen, Kühnheit und Geist in deu gutmüthigen Zügen, etwas aufgeworfene Lippen, zwischen welchen eine Perlenreihe der schönsten weißen Zähne hervorblickte, ein schlanker und doch kräftiger Wuchs und eine Haltung, der man die vornehme ritterliche Bildung ansah, machten ihn zu einer äußerst anziehenden Erscheinung, und sein Reichthum gab ihm die Mittel im Ueberfluß, alle seine Vorzüge in das glänzendste Licht zu stellen. — In Begleitung eines Gesellschaftskavaliers und eines zahlreichen Gefolges war er im Begriff, Frankreich und Italien zu besuchen. Die günstige Jahreszeit dazu wollte er in Karlsbad abwarten, wo er in den glänzendsten Kreisen hervorstrahlte. Er traf hier mit mehreren seiner jungeu reichen Landsleute zusammen. Lebenslustig wie er war und der Pole gemeiniglich ist, nahm er an allen Vergnügungen, die sich ihm darboten, den wärmsten Antheil; nur an einer nicht, zu welcher seine jungen Landsleute mit dem größten Eifer hinzuströmten und welche bekanntlich das Andenken an die Saison in Karlsbad oft sehr theuer macht — am Spiele. Lieber bestieg er sein schönes arabisches Roß und durchflog mit einem oder dem andern seiner Begleiter die reizende Umgegend. — Seine Landsleute besonders konnten das an einem so reichen jungen Manne nicht begreifen. Sie wandten alle Ueberredungskünste auf, ihn zu vermögen, am Spiele Theil zu nehmen; auch wurde Spott nicht gespart, sie nannten ihn einen Sonderling: aber alles vergebens, bis Graf Zamoysky hörte, daß man seine Zurückhaltung für Besorgniß zu verlieren auslegte. Der geringste Zweifel an seiner Uneigennützigkeit war seine schwache Seite, und — er trat zum Spieltische, nicht unbekannt mit dem Spiele, und brachte ein nenes Leben hinzu; denn so hohe Sätze und ein solcher Gleichmuth gegen Gewinn und Verlust bei der größten Aufgewecktheit waren gleich selten.

Die Bankiers sahen mit großer Freude den reichen Grafen an ihrem Tische; bald aber hatten sie allen Grund, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu bereuen, denn Graf Zamoysky verließ öfter den Spieltisch aus Ueberdruß am Gewinn, als weil ihm das Glück untreu geworden, und in wenigen Tagen zählte er einen Gewinn von mehreren tausend Dukaten. Sein Glück wurde zum Sprichworte, und das Spiel durch ihn so interessant, daß der Spieltisch stets voller umdrängt wurde, was

wenigstens einigermaßen den Verlust der Bankiers ersezte, weil Niemand sich rühmen konnte, so glücklich zu spielen als der Graf. Man fing an, es einer eigenen Berechnung zuzuschreiben. Die Bankiers ersuchten ihn, mit verdeckter Karte zu spielen, damit nicht Andere sein Spiel zu dem ihrigen machen könnten, und da er wirklich einen scharfen Blick über die Chancen des Spiels hatte, so ließ seine Eitelkeit ihn gleichfalls leicht den Glauben fassen, daß er weniger dem Glück als sich selbst diesen Erfolg verdanke. Diese Eitelkeit verleitete ihn einst, seinen Freunden das Wort zu geben, daß er die Bank sprengen wolle. Der Zudrang war größer als jemals. Der Graf fing mit geringen Sätzen an, um sein Glück zu prüfen: es hielt ihm Stich. Er ging höher und höher . . . die Bankiers zitterten. — Jezt sollte ein Hauptcoup erfolgen. Aller Augen waren mit der höchsten Spannung auf das Spiel gerichtet; nur der Graf blickte gleichgültig umher. — Da traf sein Blick auf eine lange hagere Gestalt in einem Mantel und mit tiefeingedrücktem Hut, an deren Leichenfarbe er fast erschrack, die aber mit seltsam unter den buschigen Braunen hervorsprühenden Augen ihn betrachtete, während ein spöttisches Lächeln sich um den scharfwinkligen Mund zusammenzog. — In diesem Augenblick fiel die Karte und — Graf Zamoysky hatte verloren. Alles war in Bewegung; nur der Graf schob mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen Goldhaufen dem Croupier zu, der ihn mit sichtbarer Erleichterung einstrich, und häufte einen noch größern Satz aus der reichlich gefüllten Börse auf, welche sein Kammerdiener hinter seinem Stuhle bereit hielt. — Unwillkührlich erhob sich sein Blick abermals und fiel wieder auf das bleiche, gefurchte Antliz mit den sprühenden, auf ihn gerichteten Augen, und der Zug des Spottes trat entschiedener darauf hervor . . . die Karte fiel und . . . das Glück hatte sich abermals gegen den Grafen erklärt. — Er fühlte sich pikirt. — Einen scharfen Blick auf den Unbekannten richtend, fragte er ihn überlaut in italienischer Sprache — denn daß er ein Italiener sey, war unverkennbar: „Wollen Sie etwas von mir?“ Alle sahen überrascht auf den Angeredeten. „Nicht das Mindeste,“ war die trockene Antwort. „Nun denn,“ versezte der Graf aufgeregt, „wenn es Ihnen beliebt, Signor, so wählen Sie einen andern Platz und ein anderes Ziel Ihrer Blicke.“ — „Warum das?“ fragte der Fremde kalt. „Weil mir Ihr Blick unangenehm ist,“ sagte der Graf, noch aufgeregter durch die trockene Kälte des Italieners. „Das thut mir leid,“ entgegnete die tonlose, etwas heisere Stimme, aber der Fremde blieb unverrückt, den Blick auf den Grafen gerichtet. — Alle Anwesenden waren äußerst gespannt, wo das hinaus wolle. „Signor!“ rief der Graf mit flammenden Augen und sprang von seinem Sitze auf, „ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, weil Sie, wie ich sehe,“ fügte er spöttisch hinzu, „am Spiele keinen Antheil nehmen und es nur stören. — Bedarf es einer weitern Erklärung, so steht sie Ihnen morgen zu Diensten, wo und wann Sie wollen.“ — „Ich werde Sie erwarten,“ versezte der Fremde, „und will Sie jezt, Herr Graf, in Ihrem Glücke nicht stören.“ Er wandte sich mit ruhiger Haltung dem Ausgange zu. Sein Anstand zeigte den Mann von Welt, sein Gesicht ein zerrissenes Gemüth. Alle machten ihm unwillkührlich Platz, als er durch sie gemessen hinschritt, den Mantel kühn über die Schulter werfend, und blickten ihm verwundert nach, auch der Graf, den es fast gereuen wollte, einen Unbekannten so verlezt zu haben, den er und der ihn wahrscheinlich zum Erstenmale gesehen hatte, und dessen Blick ihm vielleicht nur in der innern Aufregung verlezter Eitelkeit als Spott über sein Spielunglück erscheinen konnte. Er erkundigte sich, ob Jemand der Anwesenden den Mann kenne; aber Niemand wollte ihn gesehen haben. „Verzeihung,“ sagte der Graf mit leichtem Anstande zum Bankier und den übrigen Spielern, „daß ich Schuld an dieser Störung bin; beliebt es, so machen wir unser Spiel,“ und er ordnete das seine mit einer Unbefangenheit, als ob nichts vorgefallen wäre, und um jeden Argwohn, als ob ihn etwa das bevorstehende Zusammentreffen mit dem unheimlichen Fremden irgend beunruhige, zu entfernen, suchte er sich wieder ganz in das Spiel zu vertiefen, und siehe, mit gewohntem Glück, so daß er seinen Verlust bald wieder einbrachte. Er verließ den Spieltisch ziemlich spät, soupirte noch heiter mit einigen Freunden und zog sich dann in seine Wohnung zurück. Hier wurde ihm ein Billet in italienischer Sprache eingehändigt, welches besagte: „Herr Graf! Sie werden die Gefälligkeit haben, sich morgen um fünf Uhr auf der Grenze bei Schloß Eich am Felsen mit beliebiger Begleitung einfinden, wo Sie mit Pistolen der Mann erwartet, dessen Blick Ihnen heute so unangenehm war. Möge er Ihnen morgen angenehm seyn.“ Er reichte das Blatt gleichgültig seinem Kavaliere. „Wir haben morgen einen Frühritt,“ sagte er; „Du wirst mich doch begleiten, Hippolyt?“ — „Gern,“ erwiderte dieser, aber . . . wohin? — aus dem Zettel kann ich nichts ersehen. —“ — „Ja so!“ versezte der Graf laut auflachend; „verzeih, Hippolyt, ich hatte vergessen, daß Du kein Italienisch verstehst. Nun, der Signor Italiano, den ich heute vom Spieltische fortschickte, wünscht sich mit mir auf Pistolen in Eich zu besprechen. Jean,“ sagte er zu seinem Kammerdiener, einem Franzosen, „sieh nach meinen Pistolen, daß sie in Ordnung sind, und halte Dich mit den Pferden um vier Uhr bereit. Jezt entkleide mich.“ Sein Begleiter, dem solch ein Abentheuer nichts Neues war, und der das gegenwärtige erwartet hatte, entfernte

sich mit dem Versprechen, daß Alles zur Stunde bereit seyn solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Fortsetzung.)

Dieser Zustand, von dem ich hier nur gesagt habe, was Jedem, der mich auf einem Pfade begleitet, welcher für den Menschen in dunkle Nacht führt, seine eigene Einbildungskraft sagen mag, dieser Zustand wird indessen von Schmerz und Verirrung so wenig frei seyn, als jeder andere Zustand der organisirten Materie es ist; und vielleicht weist uns bereits etwas darauf hin, welch furchtbare Zuckungen ihm bevorstehen mögen, nämlich eine jener großartigen mystischen Geschichten, die in keinem heiligen Buche irgend eines Volks als Offenbarung geschrieben steht, während man den festen Glauben daran seit undenklichen Zeiten in allen Ueberlieferungen findet, ich meine die Geschichte vom Abfall der Engel. Es dürfte kaum nöthig seyn, daran zu erinnern, daß, wenn von demselben als von etwas bereits Geschehenem gesprochen wird, dies nur eine, allen Prophezeihungen von lyrischem Charakter gemeinschaftliche rhetorische Figur ist. Ja, einst wird sich wohl das anschaulich-erkennende Wesen in zwei, zu verschiedenen Loosen bestimmte Familien trennen. Diesen Ausspruch gründe ich auf eine Vorstellung, die freilich von geringem Werthe seyn mag, weil sie nur mir eigenthümlich ist: ich bin nämlich überzeugt, daß alles, was einmal allgemein für wahrhaft glaubwürdig gehalten worden ist, sich auch verwirklichen wird.

Der Lebenslauf der in ihren Werken bereits vollendeten Schöpfung ist bis zu dem Tage, wo sie untergehen wird, leichter zu verfolgen. Die Mineralien werden fort und fort ihre Elemente der Urmaterie zurückgeben, die Vegetabilien ihren irdischen Humus an das Mineralreich, die Thiere und der Mensch ihre mineralischen und vegetabilischen Bestandtheile an die früher geschaffenen Naturreiche. Das Vermögen des Gedankens allein wird ihnen nichts zurückzuerstatten haben, weil es aus keinem derselben entspringt. Es wird ganz in das intuitiv-erkennende Wesen übergehen. Was heute besteht, wird, nachdem es eine lange Reihe unmerklicher Degradationen durchlaufen, aufhören, zu seyn. Noch lange wird die Ameise ihre labyrinthischen bedeckten Wege graben, die Biene ihre sechseckigen Zellen, die Schwalbe ihr kegelförmiges Nest, die Raupe ihr Gehäuse, noch lange wird der Ameisenlöwe seine Fallen, der Biber seine Straßen bauen. Der Mensch, wenn einmal die Civilisation sich überlebt hat, wird vielleicht noch fortfahren, auf dieser oder jener wüsten Insel Experimentalrepubliken und fortschreitende Gesellschaften durch die Aristokratie des Geldes, die Unmündigkeit der Weiber, den Atheismus und die Guillotine zu gründen. Hier und da wird sich einer vom entarteten, altersschwachen, todesmüden Geschlechte lossagen, wie Bougainville's Otahaiter oder jener würdige Irokesenhäuptling, den ihr bei Hofe habt tanzen sehen, wenn ihr bei Hofe wart. Aber ihre Bücher werden sie mitnehmen, denn drucken werden sie immerfort. Hin und wieder wird sich einer durch mächtiges Erkenntnißvermögen auszeichnen, ein Galilei, ein Montesquieu, ein Rousseau wird in jenen späten Zeiten aufstehen, wenn sie je noch dergleichen hervorbringen, und ihr wirres Gerede wird in der gelehrten Welt hier zu spöttischer Polemik, dort zu schmeichlerischem Interesse die Gemüther stimmen. Das ist die ganze Zukunft des Menschen als Mensch, und wenn er das weiß, so kann ihn nur Ein Gedanke trösten, der nämlich, daß das, was zwischen dem denkenden Wesen und dem intuitiv-erkennenden Wesen liegt, so viel wie nichts ist: denn es ist nur der Tod.

(Der Beschluß folgt.)

Sonette

von Johannes Fallati.

Erklärung.

O sel'ge Nacht! — auf duftendem Balkone
Stand ich und du, berauscht vom süßen Born,
Der niedertroff aus Luna's goldnem Horn; —
Wort und Gedank' entflohn in fernste Zone.

Da kniet' ich hin, und um der Liebe Krone
Wagt' ich zu flehn mit Blicken gluthverworr'n,
Du aber flohst, wie aufgeflammt in Zorn,
Du stolzes Kind auf deinem kalten Throne!

Ich folgte nicht: das glühende Verlangen
Erlosch in einer Thräne tiefster Pein; —
Da hört' ich, daß die Schritte nicht mehr klangen.

Du stehst im Saal, als wärst du worden Stein —
Du wendest dich! — am Hals mir! — deine Wangen
Hüllst du an meiner Brust lautweinend ein.

Letzte Hoffnung.

O schnöde Welt! du schlammbedecktes Moor,
Nach Moder riechend, voll von gift'gen Schlangen,
Von wüster Dünste Nebelnacht umfangen,
Durchschrie'n von ekelhafter Kröten Chor!

Drin bin auch ich, und richte mich empor;
Mich treibt ein schaurig, herzzerfressend Bangen,
Nach alter Zeit ein bebendes Verlangen,
Eh' ich der Unschuld Glanz im Sumpf verlor.

Da schau' ich sehnend, wie so weiß und rein
Emporgewandte Wasserlilienblüthen
Einsam durch Nebel werfen ihren Schein.

O meine Jungfrau! schönste jener Blüthen!
Dein Haupt soll meiner Augen Weide seyn,
Und deine Liebe Alles mir vergüten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Tänzerin.

Auch in dem „Weiberaufruhr“ kamen mehrere politische Anspielungen vor. So z. B., als die Männer vorschützen, sie haben zu viel Arbeit, um die Weiber auf den Jahrmarkt führen zu können, erzählt der eine als Beleg, er müsse die Waffen verfertigen, womit die viertehalb Jahr alte Königin von Spanien ihre Feinde schlagen wolle. — Das dritte Stück war ein im neuern, das heißt sehr freien Styl angelegtes Stück, welches bloß deßwegen geschrieben zu seyn scheint, damit eine junge und beliebte Schauspielerin dieses Theaters, Dlle. Dejazet, Gelegenheit habe, zu glänzen. Dlle. Dejazet ist ein reizendes Mädchen, das vortrefflich spielt, singt und tanzt. In der „Danseuse de Venise“ oder venetianischen Tänzerin ist sie ganz in ihrem Elemente, denn sie hat die Hauptrolle, muß viel singen und auch ihre Tanzkunst produziren, dessen sie sich auch mit der größten Anmuth entledigt. Zerbi, so heißt sie im Stücke, ist eine leidenschaftliche Tänzerin, die zwar einen jungen Grafen auch leidenschaftlich liebt, der aber der Tanz und der Beifall auf der venetianischen Bühne noch lieber ist. Ob solch ein Charakter eine bloße Erfindung der Dichter ist, oder ob Zerbi auf dem Palais-royal-Theater an eine wirkliche Begebenheit erinnert, weiß ich nicht; wäre Lezteres der Fall, so bekäme dadurch das Stück ein doppeltes Interesse. Vielleicht hat man allerdings auf den Charakter irgend einer französischen Schauspielerin hindeuten wollen; denn dergleichen leidenschaftliche Aktricen, denen der Beifall des Publikums Alles war, hat man mehrmals in Paris gesehen. Hat das Publikum sich einmal einen Liebling erkoren, so bleibt es demselben lange getreu, und meistens befindet sich die Schauspielerin wohl dabei. Dlle. Mars ist ein lebendiger Beweis davon. Fast sollte man glauben, „die venetianische Tänzerin“ sey nur die Parodie der Geschichte einer jungen und hübschen Schauspielerin des Porte-St.-Martin-Theaters, Namens Juliette, deren Abentheuer neulich ein Herr Guérin in einem Romane unter dem Titel L'actrice beschrieben hat. Natürlich sind in diesem Romane Wahrheit und Dichtung bunt untereinander gemischt. Indessen weiß ganz Paris, daß ein steinreicher russischer Graf vor wenig Jahren die liebenswürdige Juliette mit sich nach Italien nahm, nachdem er 40,000 Franken für die Anstalten zur Reise ausgegeben hatte; daß aber die Schauspielerin bei dem steinreichen Grafen die Langeweile überfiel, und daß sie wieder nach Paris zurückkehrte und die Bühne von Neuem betrat. In dem Romane ist dies nur das geringste der Abentheuer; die andern sind aber nicht weltkundig und wahrscheinlich Erfindung des Dichters. Auch in dem Vaudeville bietet ein reicher Graf der reizenden Tänzerin Hand und Herz an, und ihm zu Gefallen tritt sie von der Bühne ab und zieht mit dem Geliebten auf seine Güter; allein sie fühlt, daß sie so wenig das Glück des Grafen, als er das ihrige machen könne, und kehrt wieder zu ihrem Künstlerleben zurück. Der erste Aufzug stellt ihr Ankleidezimmer oder Boudoir im Theater vor. Der Theaterregisseur bemerkt mit Aengstlichkeit, daß der Zeitpunkt des Ballets heranrückt und die Tänzerin noch nicht angelangt ist. Die Zofe harrt eben so ängstlich auf ihre Gebieterin, welche eine Gondelfahrt unternommen hat, um ihre Unruhe wegen der schon drei Tage dauernden Abwesenheit des Grafen ein wenig zu zerstreuen. Ein dicker, schwerfälliger Bankier, welcher sich bei jedem dritten Worte den „reichsten Mann von Venedig“ nennt, hat etwas von dem Mißverständnisse zwischen der Tänzerin und ihrem Geliebten gehört, hält den Zeitpunkt für günstig, seine lang verhehlten Wünsche laut werden zu lassen, besticht die Zofe und legt einen kostbaren Schmuck auf die Toilette. Die sehnlich erwartete Tänzerin erscheint endlich, schon ganz als Tänzerin geschmückt. Die Dejazet ist allerliebst in diesem Schmucke; sie wurde daher mit lebhaftem Beifalle empfangen. Auch der Graf kommt endlich; er hat drei Nächte hindurch geschwärmt, beträchtliche Summen im Spiel verloren, und soll noch in dieser Nacht einem abreisenden neapolitanischen Offizier die ihm schuldigen 45,000 Zechinen zahlen. Er wendet sich an den Bankier und will diesem sein Gut verkaufen. Der „reichste Mann von Venedig“ will das Gut wohl kaufen, verlangt aber dabei, der Graf solle ihm seine Ansprüche auf Zerbis Herz abtreten. Der Graf dreht ihm mit Verachtung den Rücken. Zerbi hat getanzt, und zwar mit ungeheurem Applaus; sie tritt wieder in ihr Ankleidezimmer, und da sie die Lage des Geliebten erfährt, zwingt sie ihn, die 45,000 Zechinen von ihr anzunehmen, willigt ein, mit ihm auf sein Gut zu ziehen, und wenn er nach Verlauf eines Monats noch denselben Willen habe, ihn zu heirathen, und da das Gut ein Fürstenthum ist, Prinzessin zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Februar 1834.

Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging.

Johannes.
Offenbarung 21. 1.

Von der menschlichen Palingenesie und von der Auferstehung.

(Beschluß.)

Wenn der intuitiv-erkennende Zustand für uns etwas ist, was nur dem luftigen Reiche der Hypothesen angehört, so gilt dies doppelt vom Zustand nach der Auferstehung, von welchem uns eine zweite unendliche Kluft trennt, und von dem das intuitiv-erkennende Wesen selbst keinen deutlichen Begriff haben wird. Auch sehen wir ja, was Theologen und Dichter aus ihm gemacht haben. Wahrlich, sie könnten im reichsten Herzen, das sich je eine süße Zukunft voll Einsamkeit und Ruhe erträumt, die Sehnsucht nach dem Nichts erwecken; ist doch das Nichts für den Lebensmüden nicht ohne Reize, ist nur der Auferstehung gegenüber so schauerlich, und was wissen wir von der Auferstehung? In wessen Seele aber von den Mysterien des Zustandes nach der Auferstehung auch nur ein schwacher Schimmer leuchtet, für den muß das Nichts ein Gegenstand des Schreckens und der Verzweiflung seyn. — Das Nichts ist die Hölle der Bösen.

Die Auferstehung ist wie die Genesis ein Gemeinplatz für den Spott der Ungläubigen. Ich werde diesen Spott begreifen, wenn ich es einmal dahin bringe, meine Seele in die engen Schranken der Naturvergötterung, in welche jene die ihrige eingekerkert haben, zusammenzuziehen. Die Auferstehung, wie sie sich der Mensch vorstellig machen und versprechen kann, hat allerdings etwas Kleinliches, Lächerliches, weil der Mensch noch nicht erkennend ist, und weil man sogar in jenem Zustand der Erkenntniß vom Zustand nach der Auferstehung zwar ein weit bestimmteres Vorgefühl, immer aber noch einen unvollständigen, der Größe des Gegenstandes weit nicht entsprechenden Begriff haben wird. — Wie ich indessen jenen Zustand durch die zwei Schleier hindurch, welche mich von ihm scheiden, zu erblicken glaube, erfüllt sein Bild, so trüb es auch in der undurchdringlichen Nacht dasteht, mein Herz doch mit so erhabenen Hoffnungen, daß ich nicht anders kann, ich muß den Begriff, der mir davon wird, einer meiner armseligen Natur ganz fremden Intelligenz zuschreiben, die sich darin gefällt, mich zu blenden und zu überwältigen.

Die Auferstehung! o Gott! in einem Wesen das Gefühl, in freudigem Entzücken sicher und ewig fortzuleben! Die Unveränderlichkeit eines jungen, glücklichen Gedankens in einer glücklichen Welt, welche so wenig altert, wie der Gedanke selbst! die Unveränderlichkeit einer ewigen Liebe, verschmolzen in eine ewige Liebe! Die Anschauung von Raum, Zeit, Schöpfung, Schöpfer ... was will dies heißen? nein, ihr Besitz, die Verschmelzung in ihnen, ihr Walten in einer geläuterten Seele, welche

sich mit allem, was sie anschaut, identifizirt und alles, was sie weiß, auch ist und hat! Keine Fernen, keine Zeiten, keine Individualitäten mehr! die Gegenwart ist ewig und das Unendliche überall, die Liebesgefühle des ganzen verflossenen Lebens erwachen wieder, häufen sich, drängen sich, zucken in einem einzigen, immer neuen und immer gleichen Entzücken, denn die Ewigkeit steht stille! Alle erdenkliche, reine, unaussprechliche Wonne, wie sie nur immer die gesammten Sinne aller bekannten Wesen, und dazu noch mehr Sinne gewähren können, als Atome in allen Sonnen sind! Ueberall in der Unermeßlichkeit den Geist der Eltern, Freunde, Kinder, den Geist der Natur, des einzigen Gottes athmen, Gottes, von dem Alles ausgeht und in dem Alles sich wiederfindet! Ja, und so ewig leben, in so reinem Entzücken leben, daß vor einem Hauch desselben alles erlöschte, was ein Engel in seinem Leibe nur fühlen und seyn kann.

Dies — o erschreckt nicht über die Armseligkeiten eurer Zukunft! Ich bin nur ein Mensch, ich weiß nichts, begreife nichts, ich träume mit schwachen, rohen Sinnen! Dies Alles — es ist nicht die Auferstehung!

Ich war in dieser kleinen Schrift schon weit vorgerückt, da fiel mir erst ein, daß es in Frankreich wohl nicht viel Müßige oder Denker gibt, die an ernstere Betrachtung so gewöhnt sind, daß sie dieselbe bis zu Ende lesen möchten, ja daß unter der Handvoll Leser, denen ich dies zutraue, schwerlich einer auch nur einen Tag lang sich ernstlich damit beschäftigen dürfte. Ich wollte sie daher, wie die Dichter zu sagen pflegen, dem Vulkan opfern, ihm, dem ich von allen Göttern die meisten Opfer der Art gebracht habe, und dem ich, wäre ich vernünftig gewesen, noch mehr dergleichen hätte bringen sollen; da fiel, als ich eben meinen geistigen Kindermord begehen wollte, der Schlaf bleischwer auf meine Augenlieder, wie es mir immer geht, wenn ich mein Eigenes wiederlese; der Kopf sank mir in die Hände — und so mögt ihr, in der Stellung eines Menschen, der sich herzlich langweilt, jezt auch dasitzen — und der neckische Traum entführte mich in ein deutsches Commercehaus zu Wien, Göttingen oder Heidelberg, zu drei jungen Studenten, welche sich, gravitätisch ihre Cigarren rauchend, vor drei leeren Bierkrügen von der künftigen Bestimmung des Menschen unterhielten — und da meinte ich meinen Namen zu hören. So wird denn, dachte ich bei mir selbst, der Gedanke, den ich auf Gerathewohl in die Welt schicke, für diese wenigstens nicht verloren seyn! Drei Körner meiner ephemeren Saat sind auf fruchtbares Erdreich gefallen und werden vielleicht am Ende die leichtfertigen, trügerischen Hirngespinste der Menschheit überwachsen! Und ich vollendete dieses Werk im Frieden mit meinem Gewissen, weil ich es mit Ueberzeugung unternommen und in ein paar der bittersten Tage meines Lebens unendlichen Trost daraus geschöpft habe. Ihr aber, liebenswürdige, zarte, aber an nichts denkende und leichte Seelen, die ihr für die Lüge ganz Feuer, und für die Wahrheit ganz Eis seyd, verzeiht mir meinen Ausflug in die psychologische Welt, wohin ich euch mit mir entführt!

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Als der Graf den Kammerdiener unter Wiederholung seiner Befehle entlassen hatte, war er sich gegenüber nicht gerade die heiterste Gesellschaft. Eine äußerst unbehagliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt. — „Wer ist der seltsame Mensch,“ fragte er sich, „dessen durchdringender Blick dein Glück verscheuchte und den du so unzart dies entgelten ließest? Vielleicht ein Unglücklicher, der dich Summen vergeuden sah, die ihn aus starrer Verzweiflung — denn diese lag in seinem Gesichte — retten konnten. Es war vielleicht die Bitterkeit über sein Schicksal, die du für Spott über dich nahmst.“ Er öffnete die Chatulle, in welcher das im Spiel gewonnene Gold lag, lange blickte er starr darauf hin, schlug dann den Deckel zu, ruhig, wie nach einem fest gefaßten Entschluß, legte sich nieder und löschte die Lichter. Er schlief bald sanft und fest. — Gegen vier Uhr trat der Kammerdiener ein und weckte ihn, und bald befand er sich mit seinem Begleiter und dem Kammerdiener auf dem Wege nach Eich. Der Morgen war schön und der Graf unterhielt sich munter mit seinem Begleiter. — Als er an dem Platze anlangte, fand er hier bereits seinen Gegner, in den Mantel gehüllt, mit dem tief ins Gesicht gedrückten Hut, in Gesellschaft eines dem Grafen bekannten französischen Offiziers. Der Graf sprang vom Pferde, der Fremde schlug den Mantel zurück, und es wurden ein paar Pistolen sichtbar. — Mit freiem Anstande trat der Graf auf ihn zu, während sein Begleiter mit dem Kammerdiener, der nach den Schlössern der Pistolen seines Herrn sah, zurückblieb. „Sie haben ein Recht, Signor,“ sagte er zum Fremden, der seinen Gruß kalt erwiderte, „wer Sie auch seyn mögen, denn ich erinnere mich nicht, Sie vor gestern jemals gesehen zu haben —“ — „Niemals!“ erwiderte der Fremde trocken, „und dürften uns auch wohl schwerlich jemals wieder sehen,“ fügte er mit heiserer, fast unterdrückter Stimme hinzu. Ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr der Graf fort: „Sie haben ein Recht, von mir eine Erklärung meines gestrigen Betragens gegen Sie zu erwarten.“ — „Eine Erklärung? die erwarte ich nicht.“ — „Aber

Genugthuung," entgegnete der Graf, „und diese Ihnen zu geben, sehen Sie mich hier. Doch bin ich mir selbst die größere Genugthuung schuldig, Ihnen zu erklären, daß ich mein übereiltes Betragen gegen Sie, den Unbekannten, höchlich bereue und nur gegen mich selbst einigermaßen mit der Aufregung entschuldigen kann, in welche mich — nicht der unbedeutende Verlust, sondern der Spott versezte, den ich in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte." — „Und wen glauben Sie, daß dieser Spott treffen sollte?" fragte der Fremde. „Sie hatte ich nicht die Ehre zu kennen; ich hörte erst in dem Augenblicke Ihren Rang und Namen — wie hätte ich zum Spott über Sie kommen sollen?" — „Das habe ich mir auch gesagt, und so bin ich einzig der Beleidiger. Ich möchte das gern wieder gut machen, und — wenn Sie glauben, daß dies auf keine andere Weise geschehen kann, als mit meinem Blute, so — bin ich bereit." Und mit diesen Worten nahm der Graf dem Kammerdiener die Pistolen ab. — Der Fremde aber schlug den Mantel über die seinigen, indem er sagte: „Ihre Erklärung genügt mir völlig, Herr Graf, und so leben Sie lange und glücklich." Er grüßte den Grafen mit Anstand und wollte sich mit seinem Begleiter entfernen. „Nicht so!" rief der Graf lebhaft und überrascht; „so können wir nicht scheiden!" — „Nicht?" erwiderte der Fremde, der ihn mißverstand, und schlug den Mantel zurück, indem er die Pistolen wieder hervorzog; „nun, wie Ihnen gefällig." — „Nein," sagte der Graf lächelnd, „so möchten wir vielleicht auf immer geschieden werden, und das ist es nicht, was ich wünschte. Ich habe Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Der Morgen ist schön, ich habe noch nicht gefrühstückt, darf ich Sie bitten, meine Herrn — er wandte sich auch zu dem französischen Offizier — mir dabei Gesellschaft zu leisten?" — „Wenn Sie es wünschen," erwiderte der Italiener, indem er die Pistolen wieder verbarg.

Sie gingen einem nahen Wirthshause zu, in welchem der Kammerdiener, auf des Grafen Befehl, das Frühstück besorgte. Es stand bald reichlich vor ihnen. Der Graf machte mit großer Zuvorkommenheit den Wirth, und so trocken auch das Benehmen des seltsamen Fremden war, so lag doch nichts Abschreckendes darin; es war vielmehr sichtbar, daß der Graf ihn interessirte. Das Gespräch wurde zwischen den beiden Hauptpersonen auf Italienisch geführt, und der Fremde machte seinem Wirthe die verbindliche Bemerkung, daß er diese Sprache mit großer Geläufigkeit und Feinheit spreche. „Man gesteht uns Polen für Sprachen einiges Talent zu," erwiderte der Graf, „und ich war in meiner frühern Jugend mehrere Jahre mit meinen Eltern in Toskana." — Der Fremde dagegen beantwortete mit Offenheit die Fragen, ob er schon länger in Karlsbad sey und woher er gekommen. Er war erst kurz vor jenem Vorfall am Spieltische angekommen und zwar von Genua. Dies gab Veranlassung zu einer interessanten Unterredung, indem es sich auswies, daß der Fremde nicht bloß sein Vaterland, sondern den größten Theil Europas aus eigener Anschauung kannte und überall mit Geist die sich ihm dargebotenen Gegenstände aufgefaßt hatte; nur lag in seinen Bemerkungen, besonders über die Menschen, eine gewisse kalte Bitterkeit, die offenbar bewies, daß er mit diesen manche unangenehme Bekanntschaft gemacht haben müsse. Der Graf fühlte sich dadurch abgestoßen, und auf der andern Seite wieder auch seltsam angezogen. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß die Erfahrung seinem Gaste nicht die beste Meinung vom Menschen gewährt zu haben scheine. „Wie sollte sie," antwortete dieser schneidend, „da ich selbst ein Mensch bin!" — „So galt wohl," sagte der Graf gutmüthig, „der Spott, den ich gestern in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte und auf mich bezog, der Menschheit überhaupt, die freilich am Spieltische nicht eben im vortheilhaftesten Lichte erscheint?" — „Nein," erwiderte der Italiener, „dieser galt einzig — mir selbst." — „Ihnen?" fragte der Graf überrascht. — „Nicht anders," versezte der Fremde, „und, wenn Sie es nicht mißverstehen, auch Ihnen, insofern ich mich in Ihnen erblickte." — „In mir?" rief der Graf; „aus welcher Aehnlichkeit?" — „Eine sehr allgemeine und doch wieder auch manche besondere," entgegnete der Fremde. „Ich war einst jung, von Stande und reich, wie Sie, Herr Graf, das Glück lächelte mir, wie Ihnen, ich ließ mich zum Spiele verleiten, wie Sie, und spielte anfänglich mehr aus Eitelkeit, denn aus anderweitigem Interesse, wie Sie, Herr Graf. So sah ich Sie vor mir, ich sah die Bewunderung Ihrer Freunde über Ihr Glück, ich hörte, wie es zum größern Theile Ihren Combinationen zugeschrieben wurde, ich konnte die Sicherheit bemerken, mit welcher Sie der günstigen Entscheidung entgegen sahen; alles dies kannte ich aus eigener Erfahrung, und da diese mich auch einen Blick in die Zukunft thun ließ, so konnte ich nicht umhin, mir selbst zu sagen: Solch' ein junger Thor warst du einst auch! — und in diesem Augenblick traf mich Ihr Auge. Sie trauten wahrscheinlich gerade einer der scharfsinnigsten Combinationen, denn es lag ein gewisser Triumph in Ihren Zügen ... da entschied das Glück gegen Sie. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit täuschte mich nicht. Ich sah, wie Sie jezt eigensinnig das Glück zwingen wollten, denn meine Kenntniß des Spiels ließ mich die gewagte Chance erkennen; der Erfolg war, wie ich erwartet hatte; Sie suchten jezt meinen Blick, Sie fanden ihn, Sie wollten in mir die Ursache Ihres Mißgeschicks finden ... Wieder einer, sagte ich zu mir selbst, den

der Teufel beim Schopf hat! — und das mag wohl den Hohn in meine Züge gelegt haben, den Sie darin zu finden glaubten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Mademoiselle Dejazet.

Im zweiten Aufzuge befindet sich das verliebte Paar auf dem fürstlichen Gute. Die Schauspielerin wird schon als Prinzessin begrüßt und geehrt, und noch dazu als eine wohlthätige, ordnungsliebende Prinzessin, welche den Vermögenszustand des Grafen wieder auf den besten Fuß stellt und den in Unglück versunkenen Pächtern ihren Pachtzins nachläßt. Sie bemerkt aber mit Kummer, daß der Graf dem Spiel nicht entsagt hat, wie er es versprochen, und noch, ehe er um Mitternacht in der Schloßkapelle sich mit ihr trauen läßt, eine Spielpartbie auf einem benachbarten Gute annimmt. Dies öffnet ihr die Augen. Zufällig erscheint eine Tänzertruppe, um ihre Künste zu zeigen. Zerbi erkennt in der Tänzerin eine ehemalige Freundin vom venetianischen Theater. Sie will sich noch einmal an der Kunst vergnügen, welche das Glück ihres Lebens gemacht hat, und nun wird, indeß der Graf abwesend ist, ein Tanz veranstaltet, in welchem die reizende Dejazet beweist, daß sie allenfalls auch an der Oper auftreten könnte. Auf einmal erscheint der Graf wieder. Die Anwesenheit eines jungen, sich aus Furcht verbergenden Tänzers macht ihn eifersüchtig und wild; Zerbi aber kündigt ihm an, sie verzichte auf die Trauung und kehre zur Bühne zurück. Hiemit endigt der zweite Aufzug. Im dritten erscheint der alte Regisseur wieder und ruft die Schauspieler herbei, da die Zerbi eben auftreten will. Auch „der reichste Mann von Venedig“ erscheint wieder und hofft, diesmal mit seinem Reichthume durchzubringen. Endlich wird im Hintergrunde der Vorhang aufgezogen und man erblickt ein schönes, hellbeleuchtetes Theater, mit vielen Logen im Hintergrunde; alle diese Logen sind voll von Menschen. Diese Dekoration soll vor einigen Jahren von Ciceri für ein anderes Theater gemalt worden seyn; sie ist vortrefflich. Es wird ein wenig getanzt, dann fällt der Vorhang und das Stück ist aus. Im Ganzen hängt der Erfolg dieses sonderbaren Vaudeville von der Schauspielerin ab, welche die Seele desselben seyn muß. So lange Dlle. Dejazet diese Rolle spielt, kann man sicher seyn, daß es an Zuschauern nicht fehlen wird. Ganz Paris wird das reizende Mädchen tanzen und die Prinzessin spielen sehen wollen; die Hälfte von Paris hat sie bereits gesehen und ihr Beifall gezollt. An diesem Abend wollte sie uns aber ihre Kunst in ihrem ganzen Umfange zeigen; denn auch in dem lezten Stücke: „la fille de Dominique,“ hatte sie die Hauptrolle, und spielte dieselbe so munter und frisch weg, daß man nicht hätte glauben sollen, sie habe schon in einem dreiaktigen Stücke eine ermüdende Rolle gespielt. La fille de Dominique ist vielleicht wiederum bloß ihretbalben geschrieben; es sind daher auch einige große Arien, wie das Mädchen sie gern singt, in ihre Rolle gelegt. Die Handlung geht zur Zeit Ludwigs XIV. in dem Gemache des Schauspielers und Theaterdichters Baron vor, der sehr vornehm thut und die Tochter seines ehemaligen Wohlthäters Dominique, eines Harlekin auf dem kleinen Foiretheater, nicht vorlassen will, weil er es für vermessen hält, daß die Tochter eines Harlekin seinen Einfluß in Anspruch nimmt, um an der Comédie française zu debütiren. Sie verkleidet sich daher verschiedene Male und tritt unter verschiedenen Namen auf, hat ihn zum Besten und überzeugt ihn dergestalt von ihren theatralischen Anlagen, daß er nicht umhin kann, in ihr eine würdige Debütantin des Théâtre français zu erkennen, und ihr noch obendrein seine Hand anbietet, was die Dichter eben so gut hätten weglassen können. Zuerst verkleidet sie sich in ein vom Lande gekommenes Dienstmädchen, welches ihm im Namen des Theaterkostümiers eine verlangte Kleidung bringt und ihn durch naive Einfalt entzückt. Dann tritt sie als eine in den Schauspieler wegen seines schönen Talents verliebte Präsidentin auf, und spielt die Närrin zum innigen Wohlbehagen des Komödianten Baron, der sich durch dieses Verrücktseyn einer Präsidentin nicht wenig geschmeichelt fühlt. Zulezt erscheint sie noch als kleiner, immer schlagfertiger Trommelschläger der Gardes françaises und fängt Händel mit dem Schauspieler an. In dieser Rolle war die Dejazet wieder allerliebst, mußte auch ein Tambourlied wiederholen, das dem bekannten: je suis le petit tambour de la garde nationale zur Seite gesezt werden kann. Sie hatte sich den anmaßenden, streitsüchtigen Ton der ehemaligen Gardes françaises vortrefflich angeeignet, und war mit einem Worte ein charmanter Tambour. — Es war, wie gesagt, über Mitternacht, als diese lange Vorstellung zu Ende ging; allein sie war so unterhaltend gewesen, daß wenige Zuschauer bemerkt hatten, daß es schon so spät sey.

D g.

Auflösung der Räthsel in Nr. 40:

Der Daumen.

Logogriphen.

Hart und weich.*)

1.

Mädchen, die g—,
Sind leicht zu k—.

2.

Aus vollen Wolken mit dem weichen,
Aus Liebe kommt's mit hartem Zeichen.

5.

Weich liebt es das Grün der Mutter Natur;
Hart liebt es auch Grün, doch des Spieltischs nur.

4.

Wer für das bunte Hart noch fühlt,
Wird nicht vom bösen Weich durchwühlt.

5.

Ich bin weich der Hölle Dichter,
Hart oft Jungfer und Splitterrichter.

J. G. M.

---

*) Wörter, deren unterscheidendes, hier das erste, Zeichen ein harter oder ein weicher Buchstabe ist. Nach dem Vorgange des diesjährigen Räthselalmanachs Sphinx (so und nicht Sphynx schreiben die Griechen).

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Februar 1834.

Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spät blickt sie euch liebreich an;
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein.

Goethe.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahres 1834.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Wir haben unsern Lesern in den ersten Nummern des vorigen Jahrganges dieser Blätter eine astronomisch-prophetische Mittheilung über die wichtigsten Himmelsbegebenheiten des nun verflossenen Jahres gemacht, und indeß keine geringe Satisfaction über das genaue Eintreffen sowohl unserer kleinern Vorhersagungen, als namentlich auch von Stunde und Minute der in jener Mittheilung vorzugsweise erwähnten totalen Mondfinsterniß am 26sten v. M. *) empfunden. Wir geben dem uns mehrfach geäußerten Wunsche einer ähnlichen Uebersicht der im beginnenden Jahre zu erwartenden Himmelsbegebenheiten gern nach, müssen aber sogleich bemerken, daß besonders auffallende Vorgänge, totale Mond- oder Sonnenfinsternisse, glänzende Constellationen u. dergl. sich in diesem Jahre nicht ereignen werden. Planeten und Nebenplaneten gehen sich in demselben auf ihren Himmelsbahnen ziemlich friedlich aus dem Wege; und Gott gebe, daß man auf Erden dem Verfahren der Himmelskörper nachahmen möge! Von den fünf Finsternissen des Jahres 1834 wird in unsern Gegenden nur eine partiale Mondsfinsterniß am 16ten December sichtbar seyn, welche zwischen 4 und 5 Uhr Morgens anhebt und zwischen 7 und 8 Uhr endigt. Nach unserer Rechnung wird die Größe dieser Finsterniß 8 Zoll betragen, d. h. der Mond wird sich so tief in den Erdschatten eintauchen, daß nur noch der dritte Theil seines Durchmessers und das entsprechende Stück seiner Scheibe unverfinstert aus demselben hervorsteht. Man denkt sich nämlich, einem alten Gebrauch zufolge, bei Mondfinsternissen den Monddurchmesser in 12 gleiche Theile getheilt, welche man Zolle nennt, und bestimmt die Größe der Mondfinsterniß nach der Zahl der verfinsterten Zolle. Im Januar werden zunächst mehrere Planeten unter den funkelnden Fixsternen sichtbar seyn. Mars ist vor Sonnenaufgang niedrig in Südosten zu erblicken. Sollten sich astronomische Liebhaber unter unsern Lesern mit seiner Beobachtung beschäftigen, so machen wir sie darauf aufmerksam, daß die Zone des jedesmal von der Sonne abgewendeten Poles dieses Planeten in einem besonders weißen Lichte glänzt, gerade als wenn diese Polarzone, welche dann also Winter hat, mit Schnee bedeckt wäre, wie auf der Erde. Dieser Umstand gehört zu den merkwürdigsten der Planetentopographie; wie denn die Einbildungskraft durch nichts lebhafter angezogen wird,

*) Dieser Aufsatz ist im Januar geschrieben.

als durch dergleichen Analogien zwischen den übrigen Planeten unseres Systems und der mütterlichen Erde. Um die Mitte des Monats zeigt sich Merkur, der Sonnennächste Planet, Morgens niedrig in Südosten; Jupiter aber, dieser durch seine Größe, sein schönes gelbliches Licht und seine vier Monde ausgezeichnete Planet, steht gegen 6 Uhr Abends im Süden, und zeigt sich nach Mitternacht dann in seinem Glanze am Westhimmel. Der Saturn mit seinem bewundernswürdigen Ringe und seinen sieben Monden endlich ist Morgens, beiläufig um 5 Uhr, im Meridian aufzufinden.

Am 16ten März geht der Saturn schon gegen 7 Uhr Abends auf und durchschneidet, je nachdem der Ort unter einer von der Länge von Berlin nicht zu abweichenden geographischen Länge liegt, den Meridian etwas früher oder später als ein Uhr. Sein Ring zeigt sich aber jezt nur als eine sehr schmale Ellipse. Wir wiederholen hier, daß die Ebene dieses, den Saturnsäquator concentrisch und frei umgebenden Ringes unter einem Winkel von etwas über 30 Graden gegen die Ebene der Ecliptik geneigt ist. Könnten wir diesen wunderbaren Ring aus seinen Polen betrachten, so würden wir ihn immer kreisrund erblicken; von der Erde aus gesehen, zeigt er uns aber bald nur seine Kante und erscheint dann als gerade Linie, oder er stellt sich, wie jeder schief gesehene Kreis, als schmalere oder weiter geöffnete Ellipse dar, nachdem die Erde ihre Lage gegen ihn im Weltenraum ändert. In der ersten Hälfte des April glänzt die prächtige Venus als Abendstern in den Sternbildern der Fische und des Widders, und erinnert durch diesen Glanz an die von den Astronomen davon gegebene Erklärung, welcher zufolge die Oberfläche dieses Planeten mit vielfachen Gebirgen und Felsen besezt ist, die die Fähigkeit besitzen, das Sonnenlicht besonders energisch zurückzustrahlen. Am 27sten desselben Monats kommt ihr Jupiter im Widder sehr nahe; und der Kontrast des schönen gelblichen Lichtes dieses leztern Planeten mit ihrem Strahlenglanze wird einen anmuthigen Anblick gewähren. — Der Mai dagegen wird, außer den ewigen Sternen des Firmamentes selbst, keine merkwürdige Himmelserscheinung darbieten; nur Merkur kann in der Abenddämmerung im Stier beobachtet werden, jedoch nur mit bewaffnetem Auge.

Im Juni fährt Venus fort, den Himmel als Abendstern zu zieren, und Uranus, dieser fernste und vielleicht lezte Planet unseres Systems, dessen mittlere Entfernung von der Sonne über 400 Millionen Meilen beträgt, der mehr als 80 unserer Jahre braucht, seinen Umlauf um sie zu vollenden, und dabei von 6 Monden begleitet wird, geht gegen Mitternacht auf und durchschneidet nach 4 Uhr Morgens den Meridian. In der Mitte des Juli ist Mars von Mitternacht an bis gegen Morgen hin rechts von den Plejaden aufzufinden, und es wird sich dann die Gelegenheit ergeben, den oben erwähnten Schneeschimmer seiner, von der Sonne abgekehrten Polarzone bequemer zu beobachten. Am 17ten Juli ist Juno in Opposition, und geht also um Mitternacht durch den Meridian; am 25sten desselben Monats aber ist Jupiter dicht beim Aldebaran, einem ausgezeichneten Sterne im Sternbilde des Stiers zu finden. Im August fängt Venus an, sich unsern Blicken zu entziehen; dagegen aber geht der herrliche Jupiter um die Mitternachtsstunde auf und ist sammt Mars die ganze Nacht hindurch sichtbar. Den 18ten desselben Monats endlich ist Uranus mit der Sonne in Opposition und durchschneidet also den Meridian in der Mitternachtsstunde. Den September wird besonders Mars mit seinem röthlichen Lichte schmücken. Er geht am 13ten dieses Monats um 10 Uhr Abends auf und leuchtet bis gegen Anbruch des Tages. Im Oktober dagegen herrscht wieder Jupiter im goldenen, gelblichen Lichte vor. Er geht am 1ten dieses Monats um 7 Uhr Abends auf und erglänzt die ganze Nacht hindurch. Vielleicht hat in diesen, der Beobachtung des interessanten Planeten so günstigen Nächten die Verfinsterung eines seiner vier Trabanten Statt. Diese vier Jupitersmonde laufen nämlich sehr geschwind um ihren Hauptplaneten, ihre Bahnen sind unter sehr kleinen Winkeln gegen seine Bahn geneigt, und der Schattenkegel des mächtigen Jupiter ist in der Gegend, wo er von ihnen durchschnitten wird, so groß, daß sie sich bei jedem Umlaufe in denselben eintauchen. Wahrscheinlich also machen wir unsere, den Himmel beobachtenden Leser nicht umsonst aufmerksam. Es ist so interessant, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Jupitersmonde verfinstert werden gleich dem Erdenmonde, und daß also auch diese Analogie zwischen der heimischen Erde und jenem fernen, unsern kleinen Planeten an Oberfläche mehr als hundertmal übertreffenden Weltkörper besteht. Im November werden vorzüglich Mars und Saturn den Planetenhimmel beleben. Ersterer Planet geht am 7ten des genannten Monats um 8 Uhr Abends auf, und Saturn, welcher eine Zeitlang unsichtbar gewesen ist, weil er sich in Conjunction mit der Sonne befunden hat, zeigt seinen Ring als eine etwas weiter geöffnete Ellipse. Bekanntlich behauptet die neueste Astronomie, daß dieser Ring nicht ein einfacher, sondern vielmehr ein, durch schmalen Zwischenraum getrennter, doppelter sey, und wir überlassen den beobachtenden Dilettanten, sich davon durch Autopsie zu überzeugen, wofern sie anders im Besitze von hinreichend starken Instrumenten zu dieser äußerst feinen Beobachtung sind, welche zuerst Herschel mit seinem Riesenteleskop machte.

Die auffallendste Himmelsbegebenheit im December ist die schon Eingangs beschriebene Mondfinsterniß. Außerdem ist zu bemerken, daß am 9ten dieses

Monats um 2 Uhr Morgens Mars, und am 16ten nach 10 Uhr Abends Jupiter im Meridian steht. — Andere außerordentliche Himmelserscheinungen werden, wie schon gesagt, in diesem Jahre nicht stattfinden; aber der Himmel selbst mit seinen ewigen Lichtern wird glänzen wie immer, und der Abglanz davon möge in der Leser Brust als schöner Hoffnungsschimmer widerleuchten!

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

„Sie hatten sich diesmal geirrt,“ sagte der Graf lächelnd und ohne Bitterkeit; „bei dem Schopf soll der Teufel mich wenigstens nicht festhalten; denn schon gestern stand der Entschluß bei mir fest, nicht mehr zu spielen.“ — „Und Sie glauben es halten zu können?“ fragte der Italiener mit spöttischem Lächeln. „Ich bin dies gewiß,“ erwiderte der Graf, dadurch aufgeregt, mit Nachdruck. „Das würde denn allerdings einen wesentlichen Unterschied unter uns machen,“ versezte jener mit ungläubiger Miene, „denn das habe ich nicht vermocht.“ — „Sie werden den Wunsch natürlich finden, Signor,“ sagte der Graf, „mit einem Leben bekannter zu werden, das mir gewissermaßen nahe getreten ist und an Erfahrungen so reich zu seyn scheint, Erfahrungen, die mir, dem jungen Manne, vielleicht mehr als alles andere dazu nützen können, die Ausführung meines festen Entschlusses mir zu erleichtern.“ — „Erfahrungen, Herr Graf?“ entgegnete der Italiener sarkastisch, „meine Erfahrung Ihnen nützen? Nützen doch nicht einmal eigene Erfahrungen, wie viel weniger fremde, in welchen immer nur eine allgemeine Aehnlichkeit mit unsern Verhältnissen stattfindet. So lieb es mir auch seyn sollte, ja so sehr ich gewissermaßen eine Beruhigung darin finden würde, wenn mein verlornes Leben ein so hoffnungsreiches als das Ihrige zu retten vermöchte, so täusche ich mich doch darüber nicht; und,“ sezte er mit ironischem Lächeln hinzu, „nach der Bestimmtheit, mit welcher Sie Ihren unerschütterlichen Entschluß aussprachen, bedarf es ja dessen auch kaum. — Allein ich habe Ihnen allerdings ein Recht gegeben, mehr von mir zu wissen, und ich will — warum weiß ich selbst nicht — Ihr Recht anerkennen und die Tage verlorner Seligkeit und schaudervoller Oede, die mein Leben erfüllten, Ihnen vorüberführen. Es ist mir,“ fügte er fast krampfhaft hinzu, „als läge eine eigene Wollust darin, mir selbst noch einmal das ganze Schauergemälde an meinem Blicke vorübergehen zu lassen.“

„Ich bin ein Sizilianer, Herzog von Durazzo, aus einem Geschlecht, das in der Geschichte meines Vaterlandes nicht unbekannt ist, ja selbst einst dessen Krone trug. Es wurde von den Bourbons derselben beraubt, und war von der Zeit an ein Feind dieses Hauses und von diesem verfolgt. Als Neu-Frankreich seine Blicke auf Sizilien warf, fand es an meinem Vater bald einen Bundesgenossen; allein Englands Seemacht erhielt dem Ferdinand Sizilien, Ferdinand selbst nahm in Palermo seinen Siz, die Güter meines Geschlechts wurden eingezogen und dasselbe verbannt. Mein Vater — die Mutter hatte ich früh verloren — floh nach Paris, mit mir, seinem einzigen Sohne. Er starb bald vor Kummer, und ich blieb, geboren mit den glänzendsten Ansprüchen, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens, das mein Vater in Genua bei einem vertrauten Freunde für mich niedergelegt hatte, in dem fremden Lande allein und verlassen in dem Gewühle der neuen Umwälzungen, deren Blutströme endlich Napoleon auf den Kaiserthron erhoben. Von Frankreichs Gewalthabern waren die Opfer vergessen, welche mein Vater gebracht hatte, und ich konnte mich glücklich schätzen, daß man mich auch vergaß. Auf mich selbst verwiesen, ging mein ganzes Streben dahin, mich unabhängig zu erhalten, und daher verschmähte ich, nach dem erklärten Willen meines Vaters, in Frankreichs Heere einzutreten, und meine Neigung führte mich den Wissenschaften, besonders der Naturkunde zu, für deren Studium Paris so bedeutende Hülfsmittel darbot. Mein Umgang beschränkte sich auf wenige Jünglinge meines Alters, die gleich mir diesem Studium folgten, und die Rente aus meinem kleinen Vermögen reichte hin, meine mäßigen Bedürfnisse anständig zu befriedigen. So lebte ich unbemerkt und glücklich, ungestört von Plänen des Ehrgeizes, der nach dem Tode meines Vaters völlig in Schlummer gewiegt war, und nur Wenige kannten meine wahre Herkunft.

Unter meinen nähern Bekannten befand sich ein junger Mann, der sich mir besonders anschloß und mich bald zum Vertrauten einer heftigen Neigung machte, welche er für ein Mädchen gefaßt hatte, das er bei einem damals nur zu gewöhnlichen Aufstande des Pariser Pöbels vor Mißhandlungen zu schützen so glücklich gewesen war. Dies hatte ihm Zutritt ins Haus des Vaters verschafft, eines ehemaligen Militärs und Ludwigsritters, der aber jezt das einträgliche Gewerbe eines Wucherers in den Spielsälen des Palais-royal trieb, und sich dabei besser befand, als damals, wo er selbst am Spiele leidenschaftlich Theil nahm. Er half dem augenblicklichen Geldmangel der Spieler durch Darleihen auf Kostbarkeiten ab, die dann gemeiniglich uneingelöst in seinen Händen zurückblieben, so nachsichtsvoll er auch mit einem gewissen Anstrich von Großmuth — ich bin ungewiß, ob aus Politik, oder aus angeborner Gutmüthigkeit — gegen seine Schuldner verfuhr. Dies erwarb ihm Ansehen und Zutrauen in diesen Sälen, was ihm gut rentirte. Er nannte ein großes, reich möblirtes

Palais in der Rue Richelieu sein Eigenthum, in welchem er ein Appartement im zweiten Stockwerke bewohnte, und der Miethzins aus dem übrigen Theile des geräumigen und wohlgelegenen Palais warf ihm eine bedeutende Revenue ab. Sein höchstes Glück und sein Stolz aber war Adele, seine Tochter, auf deren Bildung er Alles verwandte und welche einst durch eine glänzende Verbindung der geträumten Höhe seiner Vorfahren entsprechen sollte. Nach Bouchards, so nannte sich mein Freund, enthusiastischer Beschreibung verdiente sie durch Schönheit und Anmuth, auf der höchsten Staffel der Ehre zu stehen, und er hätte ihr gern eine Krone zu Füßen gelegt, wenn — er sie nur gehabt hätte; allein das war so wenig der Fall, daß er einst zu mir kam, mich um fünfzig Louisd'or als ein Anlehen zu bitten, mit welchem er sich equipiren und dem Helden von Marengo zuziehen wolle. Adelens Zuneigung hielt er sich versichert; allein sie war eine eifrige Aristokratin, und er konnte ihren Besitz nur hoffen, wenn er sich durch Auszeichnung in ihren Augen zu dieser Sphäre erhob. Welch ein anderer Weg konnte leichter dahin führen, als der Weg des Kriegers. — Adele selbst hatte ihm diesen Wink gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

„Am 19ten Januar kamen die aus Griechenland zurückgekehrten bayerischen Chevaurlegersescadrons auf Triestiner Wagen am Burgfrieden von München an. Daselbst stiegen sie, feierlichst begrüßt vom Platzkommandanten und vom Trompeterkorps der Kürassiere, an den Zelten aus, die man aufgeschlagen hatte, um sie vor ihrem Einzuge in die Stadt mit Bier und Wurst zu laben. Eine unglaubliche Menge Menschen strömte ihnen, ungeachtet des Regens, entgegen und machte, als sie darauf ihren Einzug zu Fuße hielten, denselben ungemein imposant. Der König, mit glänzendem Gefolge, erschien vor ihnen auf dem Max-Josephplatze und drückte sein Wohlgefallen über ihre schöne Haltung aus, und die Königin, welche, um sie zu sehen, an ein Fenster des Königsbaus getreten war, geruhte, ihnen ein Geschenk von 250 fl. zu senden. Sie wurden bei den Bürgern einquartirt, und nach einem Rasttage fuhren sie auf Gesellschaftswagen, die der Magistrat hatte anspannen lassen, weiter nach Augsburg und Dillingen.“ Ungefähr mit solchen Worten wurde die Ankunft der ersten aus Hellas wieder heimgekommenen bayerischen Krieger in der Hauptstadt ihres Vaterlandes geschildert. Die Worte sind so dürr, weil dergleichen heutzutage doch nur in den Wind gesprochen wird, in den Wind, in dem nur Zeitungsblätter flattern und laut werden, und der über einem Strome weht, in welchem die stillen poetischen Erscheinungen, sobald sie an sein Ufer getreten, gleich untergehen, ohne sich erst spiegeln und ihre Reize ordnen zu können; denn dieser Strom, nicht mehr aus geheimnißvollen Quellen, zwischen in seinem Bett geschlagenen Dämmen, nach dunstiger, fabelhafter Ferne strömend, sondern nach einem klaren, hohen Ziele hin, so daß er minder zu strömen, als zu schwellen scheint, ist so bewegt, daß er trübe ist, und so gewaltig, daß er seine Ufer verschlingt, immer neue bildend, so lange er nicht auf der Höhe seines Zieles steht. Nun gibt es aber unter jenen Erscheinungen welche, die zu eigenthümlich sind, als daß man nicht, bevor sie untergehen, wenigstens einige der sie schmückenden Blumen zu retten suchen sollte, um damit das Gezweige der sie schildernden dürren Zeitungsworte in Etwas erblühen zu machen. Dahin däucht mir die Heimkehr jener Krieger zu gehören; es sey mir also vergönnt, darauf zurückzukommen.

Zwischen Griechenland und Bayern liegen Alpen und Meere, und wie von den Schauern der Meere und Alpen durchdrungen, schienen seit einem Jahre die Kunden von dort, selbst wenn sie Trost enthielten, herüber zu wehen: sie flößten immer mehr Besorgnisse ein. Man war sehr ängstlich; es zu läugnen, wäre unmöglich, es verhehlen zu wollen, vergeblich; nur muß ich bemerken, daß man es schwerlich in dem Grade gewesen wäre, gäbe es nicht so Viele, die das Verhältniß Bayerns zu Griechenland, anstatt mit Enthusiasmus ob dem Schönen, das in reichem Quelle daraus zu entspringen beginnt, mit grämlichem Blicke und bitterm Lächeln betrachten, in der Meinung, es sey nur durch große, dem Liberalismus verderbliche Opfer herbeigeführt worden. Man dachte sich Hellas als ein Land, wo ein Thron zum Einwurzeln keinen geeigneten Boden findet, wo er nur in der Luft schweben kann, und auch dann nur, wenn er von Stützen getragen wird, die den Explosionen der ihnen gelegten Minen und den Stürmen der sie umlagernden Wetter zu trotzen im Stande sind; als ein Land, wo Alles Ruin ist, Haus und Hof, Kopf und Herz, gewissermaßen auch die Luft; und in diesem Lande, umgeben von Allem, was gern in Ruinen zu hausen pflegt, von Räubern und Drachen, von Dieben und Schlangen, von Gesindel und Ungeziefer, sah man die Bayern, die mit Otto auszogen, seines Thrones Stützen so lange zu seyn, bis sie von den hier sich bildenden Freischaaren abgelöst würden; und so oft eine solche Schaar nachzog, ließ man sich wenig von ihren Freudegesängen hinreißen, ließ sich eher schrecken durch das bittere Lächeln jener grämlich Blickenden, lauschte minder jenen Gesängen, als ihrem Echo, das an den Alpen wie an einer starren Scheidewand verhallte, so schauerlich, als wären es Töne eines ewigen Lebewohls. Jezt aber scheinen die Alpen keine Scheidewand mehr; sie haben wieder Thäler, und die Thäler führen an das Meer, und das Meer ist gleich einem schönen Kanale, und auf diesem und durch jene geht es und kommt's, kommt es und geht's, wie auf einem Heimweg, auf dem Wege von Bayern nach Griechenland. Jezt stellt man sich Griechenland heiterer vor; es verschwand das Giftige in den Farben, das Gespensterartige in den Schatten des Gemäldes, und seinen Thron sieht man Wurzel fassen und hofft, daß er grünen und blühen und über dem Sohne eines der stolzesten Gaue Germaniens zu einer Laube sich wölben werde, die Schatten und Früchte bringt den Enkeln des herrlichsten Volkes der Weltgeschichte. Von den Besorgnissen ist nichts geblieben als jenes heimlich-bange Gefühl, jener Zug, der in allem Abentheuerlichen liegt, der aber nichts Peinliches hat, der im Gegentheil das Schöne, das neben ihm waltet, um so lebhafter empfinden läßt. Und woher auf einmal diese Veränderung in der Ansicht der bayerisch-griechischen Angelegenheiten? Es ist die erfreuliche Folge des Eindrucks, den die Heimkehr und die Erzählungen der Heimgekehrten hier gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. Februar 1834.

Par de lâches clameurs quel génie insulté
Dans son obscurité première,
Changea plus promptement et sa nuit en lumière,
Et son siècle en postérité?

Cas. Delavigne.

Mirabeau.

Nach Victor Hugo.

Erster Artikel.

Victor Hugo hat vor Kurzem eine Broschüre unter dem Titel: Etudes sur Mirabeau herausgegeben. Sie soll gleichsam die Memoiren des großen Redners, welche sein Adoptivsohn, Lucas Montigny, herausgibt, in die Welt einführen, was, wenn nicht die originelle kleine Schrift an sich merkwürdig wäre, so überflüssig seyn dürfte, als die Geleitsbriefe, womit in Deutschland vornehme Geister ihre Schützlinge den kritischen Wegelagerern zu entziehen suchen. Von den französischen Blättern ist die Schrift, je nach ihrer Farbe, in den Himmel erhoben oder an den literarischen und politischen Pranger geschlagen worden. Das Journal des Débats, in dessen Geiste am Schlusse die Schilderung von Frankreichs Zustand und seiner nächsten Zukunft geschrieben ist, findet, daß diese Studien den gewaltigen Mann nach allen Gesichtspunkten lebendig und erschöpfend schildern; so mächtig Mirabeaus Beredsamkeit gewesen, den Dichter habe der Redner an Fülle, Harmonie, Erhabenheit der Sprache nimmer übertroffen. Die andern können rein nichts finden als einen Wust von wirren Bildern und Sprachsünden, hinter denen sich Ideenarmuth versteckt. — Wir theilen einige Abschnitte mit; auf die Uebersetzung haben wir alle Sorgfalt verwenden lassen, welche eine so originelle Form erforderte, auf welche wir hier mehr als auf den Inhalt aufmerksam machen wollen. Das Ganze erscheint übrigens als eine Apotheose des Genies, und wenn V. Hugos literarische Feinde auch nicht ganz Recht haben mögen, wenn sie behaupten, in Mirabeau habe V. Hugo sich selbst personificirt und in Barnave seinen Nebenbuhler, Alex. Dumas, „den zweiten Hauptmeuter in der literarischen Revolte, welche die Romantik für eine Revolution hält," so wird doch der Leser, wenn er den ersten der folgenden Abschnitte liest, finden, daß der Gedanke nicht so gar ferne liegt.

* * *

Man darf nicht glauben, daß Mirabeau bei seinem Auftreten sofort und einstimmig vergöttert worden ist. So macht sich die Sache nie von selbst. Wo das Genie sich erhebt, macht sich auch der Neid auf die Beine. Nein, im Gegentheil, nie wohl hat man einem Menschen so hartnäckig, so durchaus Alles abgesprochen als Mirabeau bis zu der Stunde seines Todes. Wie er als Deputirter von Aix in die Generalstaaten kam, reizte er Niemandens Eifersucht. Des Unbekannten, übel Berüchtigten achteten die Männer von Ruf nicht, auf den Häßlichen,

schlecht Gebauten sahen die glatten Herrn mitleidig herab. Sein Adel verschwand unter dem schwarzen Rocke,*) der Ausdruck seines Gesichts hinter den Pockengruben. Wer hätte da auf einen Menschen eifersüchtig seyn sollen, der nicht viel besser war als ein Abentheurer, einst dem Gesetz verfallen, mißgestaltet an Gesicht und Körper, zudem in seinem Vermögen zerrüttet, auf einen Menschen, den die Spießbürger von Aix offenbar in der Fieberhitze, aus Versehen, ohne zu wissen warum zu den Generalstaaten geschickt? Ja, dieser Mensch war so viel wie nichts; der nächste Beste war hübsch, reich, angesehen gegen ihn. Er war Niemandens Eitelkeit ein Aergerniß, er stand Niemandens Ansprüchen im Wege; er war eine Ziffer, welche die hinüber und herüber rechnende Eifersucht der Partheien kaum in Anschlag brachte.

Wie aber nun die Dämmerung über alles Alte herniedersank, da ward es allgemach schattig genug um die Monarchie, daß jenes düstere Licht, in welchem große Revolutionsmänner leuchten, in die Augen fiel. Da fing Mirabeau an, Strahlen zu werfen; aber dieser Schimmer weckte auch den Neid, wie das Licht immer den Nachtvogel lockt. Von Stunde an packte der Neid Mirabeau und gab ihn nicht wieder frei. Es scheint sonderbar, und ist es doch nicht: er ließ dem Manne bis zu seinem lezten Athemzuge vor allem das nicht gelten, sprach ihm unaufhörlich, ohne es deßhalb an anderweitigem Schimpfe fehlen zu lassen, ins Gesicht gerade das ab, was in den Augen der Nachwelt seine Krone ist: sein Genie als Redner. Freilich, so geht der Neid immer zu Werke; wo das Gebäude am herrlichsten ist, da schleudert er seine Steine hin, und man muß zugeben, Mirabeau gegenüber war er um die trefflichsten Gründe nie verlegen. Probitas, vorwurfsfrei soll der Redner seyn: Herr von Mirabeau ist anrüchig, wo man ihn besieht; praestantia, edel gebildet soll der Redner seyn: Herr v. Mirabeau ist häßlich; vox amoena, ein liebliches Organ soll der Redner haben: Herr v. Mirabeau hat eine harte, trockene, schreiende Stimme, er donnert beständig, er spricht nie; subrisus audientium, die Zuhörer sollen dem Redner wohl beigethan seyn: Herr v. Mirabeau ist der Versammlung verhaßt u. s. w., und gar viele Leute zogen selbstgefällig den Schluß: Herr v. Mirabeau ist kein Redner! Solche Argumentation beweist freilich nichts weniger als das, sondern nur soviel, daß die Ciceros keine Ahnung von den Mirabeaus haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Diesen trug Mirabeau als Abgeordneter des Bürgerstandes.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Das Projekt dünkte mir ziemlich lustig, und das Begehren einer Anleihe von fünfzig Louisd'ors ging damals, wenn nicht über meine Kräfte, so doch über das hinaus, worüber ich in diesem Augenblicke zu disponiren hatte, oder auch auf diese Weise zu disponiren gesonnen war. Doch wollte ich ihn nicht ganz trostlos von mir lassen und bot ihm zwanzig Louisd'or an, indem ich ihm lächelnd den Vorschlag machte, den Weg seines Schwiegervaters in Hoffnung einzuschlagen, vielleicht daß ihm das Glück den Rest der nöthigen Summe zum Heldenthume verschaffe. Bouchard besann sich eine Minute. „Ich muß Dir gestehen,“ sagte er dann, „daß ich schon einigemal den Versuch gemacht habe und das Spiel ganz gut kenne; allein mir ist Fortuna auf diesem Felde nicht günstig. Du solltest aber für mich den Versuch machen, vielleicht ist sie, wie alle Weiber, dem Neulinge günstiger. Laß uns die zwanzig Louisd'or, die Du mir vorstrecken willst, dazu verwenden. Du spielst für meine Rechnung. Den Verlust trage ich allein, den Gewinn, wenn er die Summe, die ich brauche, übersteigt, theilen wir.“ Der Vorschlag entsprach dem Leichtsinne der Jugend, lachend machten wir uns mit den zwanzig Louisd'or in der Tasche auf den Weg, und bald stand ich mit Bouchard hinter mir vor dem grünen Tische, auf dem ein Goldhaufen fast die Augen blendete. Die Croupiers betrachteten mich mit einem sonderbaren, forschenden Blick, und als sie sahen, daß ich auf eine Karte einige Goldstücke sezte, war ihre Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Sie mochten mich für eine gute Prise halten, besonders da sie bemerkten, daß mein Freund, den sie für einen bereits gerupften Vogel anerkannten, mir die Gesetze des Spiels erst zuflüstern mußte. Der erste Versuch war aber gleich so glänzend, daß ich nicht nöthig hatte, neue Goldstücke hervorzuziehen; im Gegentheil fühlte ich meine Taschen bald von Gold strotzen. Mein Freund hinter mir wußte sich vor Freude kaum zu lassen und meinte, da mir das Glück heute so gut gelaunt sey, so möchte ich unser beider Glück poussiren; allein mir wurde das Spiel langweilig und ich verließ den Saal. Der Ertrag war ansehnlich. Ich zog meine zwanzig Louisd'or zurück und händigte den ganzen Gewinn an Bouchard aus, indem ich erklärte, daß ich einzig für ihn gespielt habe, und seine Weigerung überwand ich durch die Drohung, den ganzen Ertrag ins Findelhaus zu tragen. Er sah, daß es mir Ernst damit war, und meinte, er selbst sey Findling genug, um sich kein Gewissen daraus zu machen, die seltene Großmuth für sich zu benutzen. Frohgemuthet zog er von dannen, und in wenigen Tagen ging er auf eigene Kosten mit

guten Empfehlungen, die ihm der Chevalier verschafft hatte, zur Armee nach Italien ab.

Es verfloß wohl ein Jahr und ich dachte kaum an den ganzen Vorfall mehr, als der Bankier, bei welchem ich meine Renten zu erheben hatte, mir einst mit Bedauern erklärte, daß sich das Genuesische Handlungshaus, in welchem meine Fonds waren, in unvorhergesehenen Verwicklungen befinde, die eine augenblickliche Stockung veranlaßten; doch würde in wenigen Wochen gewiß alles wieder in Ordnung seyn und auch meine Renten wie bisher flüssig werden. — Diese unerwartete Erklärung sezte mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich einige dringende Zahlungen zu machen hatte, in nicht geringe Verlegenheit, und ich verließ den Bankier nicht eben in der besten Laune; da flüsterte mir eine innere Stimme, als mein Weg mich an dem Palais-royal vorüberführte, zu: dort oben liegt Gold genug für dich, du darfst es nur holen. Ich folgte ihr. Der Tisch war zahlreich besezt; als mich aber einer der Croupiers erkannte und mich ohne den zuflüsternden Freund sah, verschaffte er mir sogleich einen Platz und versah mich mit Karten. Ich begann wieder mit einigen Goldstücken, und siehe — Fortuna zeigte sich mir nicht minder günstig, nun ich für meine alleinige Rechnung spielte, und der Erfolg war noch reichlicher, als das erstemal; auch verschwanden mir diesmal mehrere Stunden, ohne daß ich es bemerkte. Von jezt an wurde mein Besuch des Spielsaales häufiger, ohne daß ich jedoch mit Leidenschaft spielte. Das Spiel wurde mir vielmehr zum Studium. Ich versuchte es, dasselbe gewissen Gesetzen zu unterwerfen, und bald zog ich durch das nur selten wankende Glück die Aufmerksamkeit der Spieler auf mich. Der Gewinn, den ich in einigen Monaten aus der Bank zog, war so bedeutend, daß die Bank sich an mich wandte und mir einen Antheil anbot, um mein ihr bisher so ungünstiges Glück für sich zu benutzen. Ich ging den Vorschlag auf sehr vortheilhafte Bedingungen ein. Ich war oft Zeuge gewesen von der unseligen Leidenschaftlichkeit der gewöhnlichen Spieler, von dem seltsamen Eigensinn, mit dem sie oft gegen alle Wahrscheinlichkeit gewisse Chancen verfolgten, und es schien mir fast ein Verdienst, ihre Dummheit zu züchtigen, die mir noch dazu so häufig in der Gestalt des schmutzigsten Eigennutzes erschien, der selbst Betrügereien nicht scheute, so entehrend auch ihre Strafe bei der Entdeckung war, der sie selten entgingen. Der Versuch fiel über jede Erwartung glänzend aus, und wenn es sich auch traf, daß einzelne Tage kein günstiges Resultat gaben, so diente dies nur dazu, die Spieler um so mehr anzulocken, und mein Antheil an der Bank war bei Ablauf des Kontrakts so bedeutend, daß ich für meine alleinige Rechnung eine Bank zu übernehmen im Stande war. So sah ich mich im Ueberflusse und in Verbindungen, die mich ins Weltleben ganz hineinzogen, da man in meinem Umgange noch mehr als den bloßen Spieler zu finden glaubte. Mit den Mitteln erwachte auch in mir der entschlummerte Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo Napoleon seine Antichambre mit altem Adel zu füllen wünschte. Ich hatte keinen Grund mehr, meinen Rang und meine Abkunft zu verhehlen; ich legitimirte mich als Herzog von Durazzo, und wurde anerkannt. Mein Haus war eines der glänzendsten, und jedes andere, auch das höchste, stand mir offen. Ich wurde der Hauptpächter der Spiele, die Bank wurde als meine Domäne betrachtet, und nur die glänzendste, reichste und beste Gesellschaft von Paris strömte ihr zu.

Da traf es sich einst, daß jener alte Wucherer, der schon seit länger sehr bedeutende Geschäfte bei meiner Bank machte, mit einigen Goldsäcken eintrat, und siehe — keiner wollte diesmal von ihnen Gebrauch machen, denn alle waren im Vortheil gegen die Bank, über welcher ein besonderer Unstern zu walten schien. Der Alte wurde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam, und als man ihn scherzend aufforderte, eine so gute Gelegenheit nicht ungenützt zu lassen, und da der Gedanke ihm unerträglich war, sein Geld ohne Gewinn wieder mitzunehmen, so wagte er es und fing selbst zu spielen an. Fortuna schien heute ganz entschieden Parthie gegen die Bank genommen zu haben; es waren mehrere starke Zuschüsse zur Ergänzung der bedeutenden Abflüsse nöthig geworden, und auch der Chevalier sah sich bald so begünstigt, daß er in dem Uebermuthe seines Glückes, in einem wahrhaften Taumel, ein „va banque!“ erschallen ließ, als die Bank gerade wieder beträchtlich aufgefrischt war. Alles drehte sich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zu dem krampfhaft grinsenden Alten, der mit stolzem Blick um sich schaute. „Und was setzen Sie dagegen, Chevalier?“ fragte ich, entrüstet über solche Kühnheit. „Mein Palais!“ rief er in einem wahren Enthusiasmus, „mein Palais mit allem, was es enthält! Va!“ erscholl es von meiner Seite, die Berichtigung der laufenden Spiele behielt ich mir vor, indem ich erklärte, die Summe der Bank nicht verkleinern zu wollen, und — Alles stand in tiefster Stille und hielt fast den Athemzug zurück in Erwartung der Entscheidung. Sie ließ nicht lange auf sich warten und — das Palais war mein. — Die Erstarrung des Alten und seine Verzweiflung, als er so unangenehm aus seinem Taumel erwachte, wirkte auf mich mehr komisch als tragisch. Er hatte mir nur Verachtung einflößen können, und sein Verlust schien mir nur eine gerechte Strafe seiner Geldgier. Ich drang darauf, sofort in den Besitz meines Eigenthums eingeführt zu werden. Der Chevalier flehte, ihm nur diese Nacht noch zu gönnen, um sich nach einer andern Wohnung umsehen zu können; ich aber

wies ihm an, in einem Gasthofe für diese Nacht ein Unterkommen zu suchen, und er mußte sich bequemen, mit mir in meinem Wagen sich nach dem Palais zu verfügen, um mich in den Besitz dessen, was er bisher Sein genannt hatte, einzuführen. — Mein Bedienter mußte ihn unterstützen, wollte er die Treppe hinauf kommen. Er zitterte, wie von einem Fieberfrost durchschüttelt. Es kamen uns einige seiner Leute erschrocken entgegen, die glaubten, ihr Herr werde krank nach Hause gebracht; als sie aber hörten, daß er gekommen sey, mich in den Besitz seines Hauses und alles dessen, was es enthielt, zu setzen, so war die Bestürzung um so größer, da sie sich dies gar nicht zu erklären vermochten. Die Zimmer waren schön, zum Theil geschmackvoll und reich meublirt. Als wir in die innern Gemächer eintraten, fiel der Alte mir zu Füßen und flehte um Erbarmen . . . nicht mit ihm, mit seiner armen Tochter. Nur diese Nacht sollte ich ihm noch schenken, daß er sie auf das Unglück, in das er sie wahnsinnig gestoßen, vorbereiten könne. Die Unverschämtheit seines và banque hatte mein Herz verhärtet, und ich drang darauf, daß er ohne Verzug mein Eigenthum räumen solle; da flog die Thüre des folgenden Gemaches auf, und ein junges Frauenzimmer von hoher, edler Gestalt stürzte in höchster Entrüstung zu dem jammernden Alten, den sie aufhob, indem sie ausrief: „Warum erniedrigen Sie sich, mein Vater? Ueberlassen Sie dem Herrn, was er jezt sein nennt: Ihnen bleibt noch eine Tochter, die für ihren Vater arbeiten kann!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsetzung.)

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

Die Ankündigung dieser Heimkehr wurde wenig besprochen; war es doch, als wollte Jedermann sagen: ich glaube, wenn ich sehe! als es aber hieß: sie nahen! da war Alles außerordentlich bewegt, wie wenn sich der Zweifel an einer großen Freude gelöst hätte, wie wenn man überrascht worden wäre; und Jedermann wollte sehen, denn Jedermann wollte Theil nehmen am Glauben, der so viele Familien glücklich machen sollte. Man konnte den Augenblick nicht erwarten, man strömte im Regen und im tiefen Kothe bis nach Sendlingen entgegen. Die Wiesen, wo man die Zelte aufgeschlagen hatte, werden von den Sendlinger Höhen beherrscht, und auf diesen steht eine Kirche, deren Friedhof mit einem großen, weithinschauenden Schlachtgemälde al fresco und dem Monumente einer daselbst im Kampfe gefallenen Heldenschaar geschmückt ist. Bei dieser Kirche nun, und unter dem feierlichen Geläute ihrer Glocken, zog von den Höhen eine lange Reihe höchst abentheuerlicher Wagen herunter, gezogen von buntscheckigen Rossen, deren Geschirr mit rothem Tuche und groteskem metallenen Verzierungen reich besezt war, geleitet von Männern, deren Kostüm und Gesichtszüge die der Slaven des wilden Karso am adriatischen Meere waren, überwölbt mit Stojen oder Matten aus Schilfrohr, und gebaut — wie soll ich sagen, um mit wenigen Worten eine treue Idee davon zu geben? — und gebaut wie lange, flache, auf Achse und Rad gestellte Barken. Darin saßen nun, je zwölfe in doppelter Reihe, die gespornten Krieger, welche aus dem fernen, fabelreichen Lande zurückkamen. Seht doch! hieß es an den mit Neugierigen überfüllten Fenstern, als sie bald darauf, begleitet von einer ungeheuren, unter bunten Regenschirmen wogenden Menschenmasse, ihren Einzug in die Stadt hielten, seht, wie gut sie aussehen! keine Spur von schlechter Kost! von pestartiger Luft! Nur ein bischen gebräunt sind sie, aber das steht ihnen gut! Man freute sich wie die Kinder an ihrem Anblick, und die Lebhaftigkeit dieser Freude verrieth, was man vorher Alles gefürchtet oder zu hoffen nicht gewagt hatte. Wie im Triumph wurden sie nach ihren Quartieren begleitet, namentlich die, welche Freunde oder Verwandte wiedergefunden hatten; aber wahrhaft im Triumphe wurde ein junger Unteroffizier einhergeführt. — Tags zuvor war schönes Wetter gewesen, schön, wie im Frühlinge; ich ging da im Claudiothale, von dessen Kanälen, Kaskaden und Inseln ich Ihnen schon gesprochen habe, spazieren. Mitten im Januar, und kein Schnee, kein Eis, keine Kälte; die Wasser murmelten sanft bewegt, die Sonnenstrahlen, so warm und belebend, spielten mit sich erschließenden Knospen im Gezweige, und Schlüsselblumen blühten empor beim heimlichen Girren der Weste. Die Natur schien von einem seltenen Traume bewegt, und im Traume zierte sie den kalten, starren Busen mit Blumen. Es war mir wundersam zu Muthe; ich lauschte den Frühlingsträumen der Natur, ich nahm von den Blumen, die sie im Traume reichte, aber ich dachte unwillkührlich dabei des Kindes, welches in der vergangenen Nacht, welche warm war wie eine Sommernacht, ängstlich gefragt hatte, ob es denn wahr sey, was die Leute sagten, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, daß wie eine Bangigkeit in der Luft liege? Es war mir wirklich, als herrsche mitten in meinem Genusse eine gewisse Bangigkeit, und als müßten die Blumen, die ich pflückte und die so sehr mein Auge ergözten, ohne Duft seyn. Da hörte ich auf einmal viele Stimmen singen und jolen; ich schaute auf und sah ein Bild, welches mir nun immer vorschwebt, wie von den Blumen bekränzt, die ich in diesem seltsamen Winter an der Isar gepflückt habe. Im Hintergrunde die schimmernden Alpen, davor das rothe Harlachingen, malerisch aus einem Haine sich erhebend, und vor diesem auf dem Spiegel des Flusses, auf reißenden Wellen getragen, ein großes Floß. Sein Bord war mit Fichten besezt, an welchen blaue und weiße Bänder und Fähnchen flatterten; schöne Alpenbueben führten die Ruder und andere bildeten eine Gruppe um einen festlich gekleideten, silbergelockten Alten, welcher einer der rüstigsten und stattlichsten seines Thales seyn mochte. Auch die Bueben hatten das Schönste von ihrem Kostüme angethan; auf ihren Hüten schwankten über Sträußen und goldenen Quasten Spielhahnfedern, an ihren Fingern glänzten die mächtigen Streitringe, in ihren Liedern erscholl so fröhlich das Jolen und das Gejauchze. Wohin so geschmückt und so lustig? kamen sie aus ihrem Thale herunter, um eine Braut heimzuführen? Sie kamen, um ihren aus Griechenland heimkehrenden Freund, den Sohn jenes Alten, zu grüßen, und sie waren es, welche Tags darauf jenen Unteroffizier im Triumphe heimführten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Februar 1834.

Graf Paris, ich vermesse mich, zu stehn
Für meines Kindes Lieb'; ich denke wohl,
Sie wird von mir in allen Stücken sich
Bedeuten lassen, ja ich zweifle nicht.

Shakespeare,
Romeo und Julia.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

Der unerwartete Anblick und die Würde in dem ganzen Benehmen des Mädchens, und die Verachtung im Blicke, den sie flüchtig auf mich warf, überraschten mich. Es schoß mir der Gedanke an Bouchards Aristokratin durch den Kopf. Unwillkührlich nahm mein Betragen eine achtungsvollere Haltung an. „Verzeihen Sie, Mademoiselle," sagte ich; „hätte ich gewußt, wessen Ruhe durch mich hier gestört würde, ich wäre nicht so und zu dieser Zeit hier eingedrungen. Bleiben Sie ganz ungestört in Ihrem Eigenthume. Sie sind mir den Werth dieses Hauses schuldig, Chevalier," sagte ich zu dem immer noch zitternden Alten; „wir wollen morgen die Sache in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen zu frühstücken." Und ich verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die junge Dame, die ihrerseits durch die unerwartete Wendung nicht weniger überrascht schien als ihr Vater, das Haus.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu dem Alten. Er empfing mich an der Treppe. Das Frühstück war bereit, und bald trat das schöne Mädchen im reizendsten Morgenanzuge, aber mit den Spuren einer durchweinten Nacht, die ihren stolzen Zügen eine unwiderstehliche Anmuth und Weichheit ertheilten, ins Zimmer. Mit Grazie verrichtete sie das Geschäft der Wirthin, und mit einem Anstande, der die sorgfältigste Erziehung verrieth. Ich suchte, ohne daß ich mir den mindesten Wink von dem Rechte entschlüpfen ließ, das ich hier anzusprechen hatte, durch meine Unbefangenheit jede Aengstlichkeit zu entfernen. Der Chevalier hatte in Amerika gedient. Ich ergriff dies Thema und es gelang mir, ihn in der Erzählung seiner Kriegsabentheuer auf einen Augenblick vergessen zu machen, was für ein trauriges Geschäft ihm bevorstand. Adele beschäftigte sich ganz mit dem Frühstück. Sie blickte nur zuweilen scheu auf mich, doch weigerte sie sich nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen, in welche ich sie zu ziehen wußte. Ich fand in ihr eine Bildung, wie ich sie in der Tochter eines Wucherers und Spielers gewöhnlichen Schlages niemals würde gesucht haben. Daß ich mit keiner Sylbe verrieth, wie ich schon früher und durch wen ich Kunde von ihr erhalten hatte, können Sie sich vorstellen, Herr Graf.

Nach einiger Zeit verließ Adele das Zimmer und jezt wandte ich mich zu dem sichtbar in Verwirrung gerathenden Alten. „Chevalier," sagte ich zu ihm in einem leichten Ton, „ich werde Ihnen meinen Notar schicken, mit welchem Sie die Uebertragungsakte dieses Hauses und dessen, was Sie darin besitzen, nach einer ungefähren Schätzung, in Ordnung bringen können. Des Kapitals bedarf ich in

diesem Augenblicke nicht, und bis ich es gebrauchen werde, überlasse ich Ihnen und Ihrer Tochter gern die Nutznießung. Was ich mir dagegen ausbedinge, ist die Erlaubniß, zuweilen einige angenehme Stunden in Ihrer beider Gesellschaft verleben zu dürfen." Der Chevalier war zu erfahren, als daß er nicht hätte überzeugt seyn sollen, wem er eine so milde Behandlung verdanke. „Ihre seltene Großmuth," stotterte er verlegen, „ich weiß sie zu schätzen und — sie würde mich weniger für mich, als für meine Tochter freuen, wenn — ich hoffen dürfte, sie werde sie annehmen." — „Wie?" rief ich aus, „sie würde sich weigern zu theilen, was ich für ihren Vater thue?" — „Ihr Rang, Herr Herzog," erwiderte er, „Ihr Reichthum — der Ruf meiner Tochter . . ." — „Chevalier," fiel ich ihm ins Wort, „ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Ihre Tochter hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; sie hat in mir eine Sehnsucht entflammt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Achtung für Schönheit und Tugend läßt in mir keinen andern Gedanken Raum, als sie mir zur Gattin zu wünschen. Sie wissen, ich bin gänzlich unabhängig und völlig im Stande, meine Frau auf eine angemessene Weise zu erhalten. — Dies Haus überlasse ich ihr als unbeschränktes Eigenthum, damit zu schalten, wie's ihr gefällt, und an einem hinreichenden Nadelgeld soll es ihr nicht fehlen." — „Ist das Ihr Ernst, Herzog?" fragte der Alte, angenehm überrascht. „Mein völliger Ernst, wenn Adele darin einstimmt." — „So undankbar, eine solche Großmuth zu verkennen, kann Adele nicht seyn," erwiderte der Alte. „Zwar," fügte er etwas stockend hinzu, „sie hat allerdings ganz eigene Grillen — Sie wird überrascht seyn — Sie werden ihr Zeit lassen müssen." — „Ist ihr Herz frei?" fragte ich lebhaft. „Ihr Herz?" erwiderte er zögernd, „sie liebt ihren Vater und weiß, was sie ihm schuldig ist. Ueberlassen Sie es mir, sie mit Ihrem großmüthigen Anerbieten bekannt zu machen: ihre Hand ist frei, ich kann darüber bestimmen." — „Nicht ohne Adelens Einwilligung," entgegnete ich. „Gewiß nicht," versezte er; „aber sie wird einwilligen, sie wird nicht verkennen, was Sie für sie thun wollen. Adele ist ein gutes Kind, überlassen Sie mir Alles, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sey." Ich willigte ein, erst nach einigen Tagen meinen Besuch zu wiederholen.

Diese Tage wurden mir unbeschreiblich lang. Ich versuchte sie mit der Jagd, mit rauschenden Vergnügungen, mit dem gewohnten Spiel zu verkürzen; das Glück war mir auch überall günstig, allein es konnte meine innere Unruhe nicht beschwichtigen. Mich marterte der Gedanke an Bouchard, die Unwißheit, wie es um Adelens Herz stehe, und ob die Neigung, wenn sie noch stattfand, so stark war, die Hand eines Herzoges und seine Reichthümer zu überwiegen. Und wo war Bouchard? Ich hatte Bekanntschaft in der Kriegskanzlei, denn wo hätte ich nicht welche gehabt? Ich zog Erkundigung ein. Er stand in Italien in Garnison, war als ein tüchtiger Offizier bekannt, ohne daß es ihm aber bis jezt geglückt war, die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen und schnell zu avanciren. Ich schöpfte Hoffnung, und diese fand sich nicht getäuscht.

Als ich am dritten Abend zum Chevalier kam, trat dieser mir freudestrahlend entgegen. „Adele ist ein gutes Kind," sagte er; „Ihr großmüthiges Betragen hat sie gerührt. Sie hat eingewilligt, den ehrenvollen Antrag Ihrer Hand anzunehmen. Ich gehe, sie Ihnen zuzuführen, damit Sie sich gegen sie erklären können." Und bald trat Adele, zwar mit verweinten Augen, aber doch ohne Aengstlichkeit, an seiner Hand herein. Ich begrüßte sie achtungsvoll ohne Zudringlichkeit. Mich hielt ein gewisses Etwas von zu großer Vertraulichkeit zurück; sie war meine erste ächte Liebe und — meine einzige," sagte der Herzog mit etwas bebender Stimme, und fuhr erst nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort. „Ihr Vater verließ uns bald, und ich redete von meinen Wünschen und Hoffnungen. „Herr Herzog," entgegnete sie mit einer seltenen Fassung, „mein Vater hat mich von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichtet; ich bin nicht so undankbar, daß ich nicht ein Gefühl anerkennen sollte, welches sich so großmüthig bethätigt, wenn ich es auch bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht ganz zu erwidern vermag. Sie wollen meinen alten Vater von dem Untergange retten, indem sie sein Schicksal in meine Hände legen; wie kann eine Tochter anders als den Retter ihres Vaters dankbar ehren, und vielleicht gelingt es ihr," fügte sie hocherröthend hinzu, „auch ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu fassen." Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Ich schloß sie in meine Arme; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ihr Vater trat in diesem Augenblicke ein, und sie entwand sich mir sanft und verließ, indem sie seine Hand küßte, das Zimmer. Mit dem Chevalier war das Nöthige bald geordnet, und je näher ich Adele kennen lernte, um so höher stieg meine Liebe. Auffallend war es mir, daß Adele niemals erwähnte, wie ich zu dem Eigenthumsrechte auf ihr väterliches Haus gekommen sey. Ich vermuthe, daß der Chevalier selbst seine Tochter nicht darin eingeweiht hatte, und ich fand keinen Beruf, sie damit bekannt zu machen, denn es war so etwas Heiliges in dem Wesen, daß ich mich fast der Quelle schämte, aus der die Reichthümer flossen, die ich ihr zu Füßen legte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mirabeau.

(Fortsetzung.)

Allerdings, nach den Begriffen dieser Leute von einem Redner, war er keiner; er war einer auf seine Weise, wie ihn sein ganzes Wesen, seine Organisation, sein Gemüth, sein Leben dazu machte. Er war ein Redner, weil man ihn haßte, wie Cicero einer war, weil man ihn liebte; ein Redner, weil er garstig aussah, wie Hortensius einer war, weil er ein hübsch Gesicht hatte. Er war ein Redner, weil er gelitten hatte, weil er gesunken war, weil man ihn in zarter Jugend, in dem Alter, wo alle Blüthen des Herzens aufbrechen, verkannt, verhöhnt, gedemüthigt, verachtet, verunglimpft, verjagt, geplündert, in den Bann gethan, aus dem Land gejagt, eingekerkert, verurtheilt; weil man ihn, gerade wie das Volk im Jahr 1789, als dessen ächtes Symbol er erscheint, weit über das Alter der Selbstständigkeit hinaus, unter Vormundschaft gehalten, weil die väterliche Gewalt schwer auf ihm gelegen, wie die königliche auf dem Volk; weil er, gerade wie das Volk, schlecht erzogen worden, weil bei ihm, wieder wie bei dem Volk, die schlechte Erziehung die Wurzel jeglicher Tugend mit einem Laster überwuchert hatte. Er war ein Redner, weil er durch die gähnenden Krater, welche die Erschütterungen im Jahr 1789 gerissen, was in ihm kochte und gährte, was er im Familienkreise so lange in sich verschließen müssen, endlich ausströmen lassen konnte in die Welt; weil er, der ungestüme, launenhafte, leidenschaftliche, lasterhafte, cynische Mensch, der Kopf, in dem noch mächtiger der dunkle Trieb als der Gedanke waltete, der Mann, der mit den Füßen im Kothe stand, während das Haupt eine Glorie umzog, das treuste Abbild jener heißen Jahre war, welche er strahlend durchzog, deren Tagen er, einem um den andern, den Stempel seines Wortes aufgedrückt. Kurz, jenen Blödsichtigen, welche ihre Zeit so wenig verstanden, daß sie ihn fragen konnten, ob er sich allen Ernstes für einen Redner halte? hätte er nur dies zu erwidern gebraucht: fragt die zu Grabe gehende Monarchie, fragt die anbrechende Revolution!

Kaum kann man es jezt, da der Urtheilsspruch längst gefällt ist, glauben, daß im Jahr 1790 manche Leute, worunter sogar bittersüße Freunde, Mirabeau den Rath gaben, „zu sein eigenen Besten der Rednerbühne zu entsagen, wo er es doch nie zum Höchsten bringen werde, oder wenigstens nicht so oft aufzutreten.“ So steht es in den Briefen, die wir vor uns haben. Man glaubt es kaum, daß in jenen denkwürdigen Sizzungen, wo er die Versammlung aufrührte, wie das Wasser in einem Gefäße, wo seine Hand Alles, was geistigen Klang hatte in der Zeit, so gewaltig durcheinander rüttelte, wo er in seiner Rede so gewandt seine eigene Leidenschaft und die in allen Gemüthern lebende verschmolz und vernietete, daß da, wann er gesprochen, so lange er sprach, bevor er sprach, sich stets mit dem Beifall Geschrei des Hohns, Lachen und Pfeifen mischte.

Der Kunstgriff, mit dem man von jeher gegen das Genie zu Felde gezogen, wiederholt sich auch hier: nicht allein die monarchisch Gesinnten, nein, auch die Leute von seiner eigenen Parthie — wird man doch nirgends herzlicher gehaßt, als im Schooße seiner Parthie — waren wie durch stillschweigende Uebereinkunft stets bei der Hand, ihm bei jeder Gelegenheit einen andern Redner gegenüberzustellen und ihm vorzuziehen; und der Neid hatte hier seinen Mann insofern gut gewählt, als er dieselbe politische Richtung verfolgte wie Mirabeau: der Mann war Barnave. Und so wird es immer gehen. Es kommt oft, daß in einer Zeit ein Mann von Genie und ein Mann von Talent auf verschiedenen Höhepunkten Repräsentanten einer und derselben Idee sind. Unter diesen Umständen hat der Mann von Talent gewonnen Spiel: in der Gegenwart trägt er ohne Widerstreit die Palme davon. (Ein solcher Triumph beweist freilich nichts und wird bald zu nichte.) Eifersucht und Neid machen sich an den Gewaltigsten; denn der Mann von Talent wäre der Mittelmäßigkeit ein großer Stein des Anstoßes, wäre der Mann von Genie nicht; so aber deckt sie dem Mann von Talent den Rücken und braucht ihn gegen den Meister. Sie bildet sich thörichterweise ein, jenen stürzen zu können, und dann (dies geschieht freilich nie) wollte sie mit diesem bald fertig werden; allermittelst bietet sie ihm hülfreiche Hand und erhebt ihn so hoch als möglich. Die Mittelmäßigkeit erklärt sich für den, der ihr am wenigsten unbequem ist und ihr am nächsten steht. Unter diesen Umständen werden alle Feinde des Genies gute Freunde des Talents, und lezteres, statt gedemüthigt zu seyn, wird im Vergleich über jenes erhoben. Alles Gestein, das Hacke und Spaten, Verläumdung, Bosheit, Schimpf unten vom großen Manne weggearbeitet, thürmt man zum Fußgestelle auf für den kleinern Geist. Was man vom einen herunterbringt, legt man dem andern zu, und so wurde denn ums Jahr 1790, im Maße, als man an Mirabeau abbröckelte, Barnave konstruirt ... Und hätte der Haß sein Bedürfniß, ihm einen, gleichviel wen, an die Seite zu setzen, nicht mit einem Manne von Talent befriedigen können, so wäre ihm ein mittelmäßiger Kopf auch recht gewesen. Er fragt nie darnach, aus welchem Zeug er seine Flagge schneidet. Mairet wurde über Corneille, Pradon über Racine gestellt; Voltaire rief, noch sind es nicht hundert Jahre:

On m'ose préférer Crébillon le barbare!

Im Jahr 1808 sezte der einflußreichste Kritiker in Europa, Geoffroi, Monsieur Lafon weit über Monsieur Talma. Mit wunderbarem Instinkt findet die Partheisucht immer ihren Mann. 1798 war Moreau mehr als Bonaparte, 1815 Wellington mehr als Napoleon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Maria.

Maria! seligsüßester der Namen!
Deß Klang an weißer Lilienglocken Reine
Uns mahnet, und vor allen an die eine,
Die Trägerin von aller Himmel Samen.

Maria! schmerzlichbitterster der Namen!
Den jene Mutter trug, die litt, wie keine,
So daß seitdem dies Wort, das eine, kleine,
Dem Weh der ganzen Welt genügt als Rahmen.

Maria! ach! die wonnigsten der Stunden
Hab' ich verschwelgt im Strahle dieser Zeichen,
Den ich berauscht im innern Mark empfunden.

Maria! seit ich von dir mußte weichen,
Saugt mir der Nam' aus meinen offnen Wunden
Wie ein Vampyr das Blut bis zum Erbleichen.

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Fortsezung.)

Rückkehr der ersten Truppen aus Griechenland.

Der greise Vater des Unteroffiziers hatte den Arm um ihn geschlungen, und so entzückt, wie einst mit seinem Mädel zum Tanz, ging er mit ihm, mitten im Rudel der jauchzenden Jünglinge, durch die Gassen, und so hastig, als wollte er ihn geradewegs heimbringen in das stille Alpenthal, ihn da niedersezen an den Herd und sich erzählen lassen von Griechenland, so daß die Sennerinnen von den Almen, die Hirten aus den Gründen und aus den Hütten umher die Bewohner klein und groß, alt und jung zusammenkämen, um von Griechenland zu hören; daß dann von Thal zu Thal, von Höhe zu Höhe die schönen Namen von Hellas Städten, Bergen und Inseln erklängen; daß einst in den Alpensagen hellenische Bilder auftauchten, in den Alpenliedern hellenische Anklänge laut würden, hellenische Gebilde sich mit denen verschlängen, welche Neureuter um die Urnen der Freudenströme der Alpen gewunden hat. Wer hörte nicht gern erzählen von Griechenland? und hier besonders? Unsere Wirthe wußten das sehr gut; deßwegen hatte auch jeder getrachtet, einen oder mehrere von den in Griechenland Gewesenen zur Einquartirung zu bekommen. Leztere hatten zwar viele Briefe von den noch dort Weilenden und selbst auch von den eben dahin Ziehenden, welchen sie auf dem Meere begegnet waren, mitgebracht; aber wer hätte nicht gern die Boten selbst hören mögen? Die Säle der Wirthe, namentlich die der Bräuer, füllten sich demnach mit unzähligen Gästen, und Erzählungen wurden da vernommen, dergleichen seit Jahrhunderten in unserm deutschen Vaterlande nicht erklungen sind. Abends begab ich mich in einen jener Säle, in das mächtige Gewölbe eines gewaltigen Bräuers. Nur knapp an der Thüre konnte ich noch ein Pläzchen finden. Dichte Tabakswolken lagerten in dem weiten Raume, so daß die Lampen und die Lichter düster leuchteten und die Gäste aussahen wie Nebelgestalten. Der Erzählende saß im Hintergrunde, und die Versammlung schien wie in Andacht vor ihm, selbst die Genien jener Wolken, die schwarzgelockten Kellnerinnen mit den glizernden Riegelhauben und dem silbernen Geschnüre, denn Alles horchte, selbst wer, wie ich, ob der Entfernung wenig oder nichts hören konnte. Weniges nur verflog sich bis zu mir herüber; aber das waren lauter köstliche Dinge, aus Nauplia, Argos, Korinth und Athen, Feigen, Trauben, Oliven, Orangen, kohlschwarzaugige Mädchen. Mir wurde seltsam vor den bezauberten Augen; dem mächtigen Gewölbe des Bräuers entwuchs ein phantastisches Gewinde, zog durch alle Gassen Münchens und umschlang die Stadt mit ihrem Alpenkranze; ein Gewinde von südlichem und nördlichem Laube, von nördlichen und südlichen Blumen, und aus den Blumen blühten deutsche und griechische Schönheiten auf und bildeten entzückende Gruppen, Reigen und Chöre; in den Lauben hingen neben einander Aepfel und Orangen, Birnen und Citronen, Pflaumen und Feigen; in dem Gezweige strömten Meereswogen und Alpenwellen mit Schiffen und Kähnen, mit Pallikaren und abentheuerlichen Bojaren; aus den Wipfeln grünten Almen und zogen Sennerinnen mit glöckelnden Heerden, strahlten Säulenkränze und zogen die Gestalten der griechischen Mythe, schauerten Gletscher mit Gemsen und Gemsjägern, leuchtete der Parnaß mit Apoll und den Musen, die ein neues Lied sangen, so schön, so selig, als wäre dies seit Jahrhunderten wieder ihr erster Gesang — kurz, ein Arabeskengewinde, so reich und so lebendig, wie ich keines in Pompeji gesehen und wie keines gemacht worden ist von Raphael bis auf Cornelius. Sie sehen, die Erscheinung der ersten aus Griechenland wieder heimgekehrten Bayern war mir eine hoch poetische, mit seltenen Blumen geschmückte, da sie mich in einem Biergewölbe dermaßen mit Düften berauschte. „Schwärmer! höre ich mir wieder zurufen, auf dem Wege nach jenem hohen Ziele sollst du nicht mit Blumen umgeben und mit Blumen erscheinen, sondern mit Sporn und Peitsche, um zu spornen und zu peitschen, auf daß das Thier im Menschen in Feuer gerathe und zu Geist werde!“ Also nur immer jenes Ziel im Auge, ohne sich umzuschauen, ohne sich an dem Schönen, das am Wege liegt, zu erquicken? Das scheint mir ein Bischen langweilig und nicht für jede Menschennatur möglich, besonders da der Weg so wirr und unser Gang so langsam und gebunden ist. Nein! Blumen sind Blumen, und die am Dornenstrauche, in dürrer Landschaft, erfreuen uns oft am meisten. Man wirft so Vieles hinweg, was nicht in den Reisesack paßt, und nun will man selbst vom Strauß, den uns irgend eine Schönheit, gleich den schönen Zillerthalerinnen, wenn sie den Hut des Abreisenden schmücken, an unsern Hut steckt, nichts wissen, weil er unsere Kokarde verhüllen und daher unkenntlich machen könnte, was für Farben wir tragen! Nein! einen solchen Strauß lasse ich mir nicht nehmen! und ein solcher, dünkt mir, wurde mir am Tage angesteckt, wo Deutschland mit Griechenland den Bund schloß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Februar 1834.

So mächtig ist der Strom der kräftigsten, herrlichsten Worte, so treffend, so wahr, so neu die Gedanken, so rein von Farbenprunk und kindischer Schminke, daß du mir nicht nur in das Gemüth des Richters den Funken zu werfen, sondern selbst Feuer und Flamme scheinst.

Cicero.
Vom Redner.

Mirabeau.

(Fortsetzung.)

Sonderbar, Mirabeau that ihnen den Gefallen und ärgerte sich über die kleinlichen Umtriebe: der Vergleich mit Barnave that ihm wehe. Hätte er einen Blick in die Zukunft geworfen, er hätten lachen müssen; es ist aber einmal ein durchgehender Fehler politischer Redner, daß sie, weil sie so ganz die Männer der Gegenwart sind, ihre Zeitgenossen viel zu sehr, die Nachwelt zu wenig ins Auge fassen. Man kann sich übrigens keinen größern Kontrast denken, als diese beiden Männer, Barnave und Mirabeau. Erhoben sie sich in der Versammlung, ward Barnave stets mit dem Gesäusel des Beifalls, Mirabeau mit einem Sturm empfangen. Barnave trug die momentane Huldigung, den viertelstündigen Triumph, den allgemeinen Beifall, sogar von der rechten Seite, davon; Mirabeaus Theil war Kampf und Ungewitter. Barnave war ein ganz angenehmer junger Mann und ein höchst angenehmer Sprecher; Mirabeau war, nach Rivarols treffendem Ausdruck, ein monstrueux bavard. Barnave gehörte zu denen, die jeden Morgen ihrem Auditorium das Maaß nehmen, ihrem Publikum den Puls fühlen, sich nie so weit vorwagen, daß kein Beifall mehr zu erwarten steht, und die unterthänigsten Diener und Sklaven des Erfolgs sind; zu jenen Menschen, die zuweilen mit der Idee, die eben regiert, noch öfter mit der, die eben abgelöst worden, nie mit der, welche die nächste Zukunft beherrschen wird, auf die Rednerbühne kommen; deren Redestrom so spiegelglatt und eben dahinrieselt und alle Gemeinideen der Zeit, mit Allem, was darum und daran ist, leise mit sich forttreibt; die unaufhörlich, damit ihre Gedanken ja immer die gehörige Allerweltstemperatur haben, ihren Kopf in die Gasse strecken, wie man ein Thermometer ans Fenster hängt. Mirabeaus Sache dagegen war die neue Idee, der augenblickliche Gedankenblitz, die keck hingestellte Behauptung; wild, unbedachtsam lodert sein Feuer, er überrascht immer und überall, verletzt, beleidigt, vernichtet, und alles dies kommt einzig und allein aus ihm; der Triumph ist sein Ziel, allerdings, aber bei weitem nicht das einzige, noch das erste, und seinem eigenen stürmischen Gemüthe Genüge gethan zu haben, thut ihm wohler als der laute Beifall des Volks auf den Galerien; reißendschnell, tief und trübe, selten wasserklar, nimmermehr seicht, braust der Strom dahin, und alle Ideen der Zeit, die manchmal von seinen eigenen gewaltig widerprallen, wälzt er in seinen schäumenden Wogen mit sich fort. Barnaves Beredsamkeit neben Mirabeaus Beredsamkeit ist ein Heerweg, neben dem ein Gießbach braust . . . .

Das Volk, das einen eigenthümlichen Sinn und stets einen wunderbar richtigen Blick hat, das nichts von Haß weiß, weil es stark, nichts von Neid, weil es groß ist, das Volk, ein Menschenkenner, obgleich ein Kind, das Volk war für Mirabeau. Mirabeau war für das Volk von 1789, das Volk von 1789 war für Mirabeau wie geschaffen. Es ist etwas Merkwürdiges, Erhabenes, um dieses innige Verhältniß zwischen dem großen Geist und der Menge. Mirabeaus Einfluß wurde weggestritten, und er war unermeßlich. Am Ende hatte doch immer er Recht, aber durch das Volk behielt er Recht wider die Versammlung, und mittelst der Galerien herrschte er über die sellas curules. Was Mirabeau in deutlichen Worten gesprochen, hallte wieder im Beifallsruf der Menge, und dieser Ruf diktirte der Legislatur in die Feder, was sie nicht selten mit widerstrebendem Herzen niederschrieb. Schmähschriften, Verläumdungen, Drohungen, Schimpf, Unterbrechung, Hohn, Gelächter, Pfeifen — Backkiesel waren es im höchsten Fall, in den Strom seiner Rede geschleudert, und was sie wirkten, war, daß augenblicklich der Schaum aufflog. Wenn der allgewaltige Redner, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, die Rednerbühne bestieg, wenn der Mann dastand im Angesicht seines Volks, wenn er aufrecht über die von Neid bewegte Versammlung hinschritt, wie der Gottmensch über das Meer, ohne verschlungen zu werden, wenn man in seinem sardonischen Blick, wie er von der Tribüne herab auf Menschen und Ideen seiner Zeit niederblitzte, las, daß er in Gedanken den Maaßstab des erbärmlich kleinen Menschen an die riesenhaften Ideen legte, da war er nicht mehr der Geschimpfte, Verläumdete, Verhöhnte, seine Feinde mochten sagen und thun, was sie wollten, mochten Himmel und Erde gegen ihn bewegen, ein Hauch aus seinem Munde, und all ihr Beginnen ward zu nichte. Wenn dieser Mann in seiner Würde als großer Geist auf der Rednerbühne stand, da strahlte sein Angesicht, und Alles verschwand vor diesem Schimmer.

So war denn Mirabeau im Jahr 1791 recht von Herzen gehaßt, recht von Herzen geliebt zu gleicher Zeit: gehaßt als Genie von den Schöngeistern, geliebt als Mensch vom Volk. Hohes, neidenswerthes Geschick, so über alle Herzen zu gebieten, in einer Zeit, da sie der Zukunft zugewandt sind! ein Mann, der mit magischen Worten, wie mit mystisch-alchymischer Kunst, die blinden Triebe der Menge in Gedanken, in Systeme, in Aeußerungen des selbstbewußten Willens, in feste Plane zu Verbesserung und Reform verwandelt! ein Mann, der mit den Ideen allen, die sein großer Geist unter die Menge streut, den Geist seiner Zeit speist! ein Mann, der ohne Unterlaß und mit kräftigem Arm auf dem Brett der Rednerbühne, wie auf der Tenne das Getreide, drosch und fegte, was in seiner Zeit war und lebte, um das Stroh, das die Republik verzehren sollte, vom Saatkorn zu sondern, das die Revolution befruchten sollte! ein Mann, der Ludwig XVI. und Robespierre zugleich schlaflose Nächte machte — jenem rüttelte er am Thron, diesem hätte er an der Guillotine gerüttelt! ein Mann, der sich jeden Morgen beim Aufwachen fragen konnte: was will ich heute einreißen mit meiner Rede? ein Mann, der der Pabst war, sofern er den Geistern, ein Gott, sofern er den Zeiten gebot!

Er starb zu rechter Zeit. Es was ein gewaltiges, hocherhabenes Haupt: 91 sezte ihm eine Krone auf, 93 hätte es abgeschlagen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adele durch den heiligen Segen der Kirche ganz die Meinige werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt waren. Ein junger Offizier ging einem Zuge voraus. Ich erkannte Bouchard. Sein Auge blitzte zu uns herauf. Adele erblaßte, und ich — ein seltsames Gefühl von Schuld und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein! Dein!“ rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb: so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutsamkeit zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adelens seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Scherze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Anmuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielsälen den Darleiher zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Bankiers und behielt mir nur den kleinen ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstriche gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde.

Adele fühlte sich mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Bouchard bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblick ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber, mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge rieth, sich in der Bahn des Kriegers auszuzeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt, ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sey mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Bouchard ein bleicher Schatten gewesen. Jezt erst habe sie gefühlt, was Liebe sey — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten selbst in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst Dich jenes Augenblicks am Fenster,“ sagte sie, „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Bouchard war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern . . . Ich war Dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick . . . Ich erschrack einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin Dein auf ewig!“ Ich erwiderte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Bouchard früher gekannt, denn was mich in Adelens Augen hätte herabsetzen können, war mir furchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden: ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweiflungsvollen Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Adelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Scenen der Thorheit und thörichter Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gebannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus. So wie ich anfänglich die Chancen des Spiels zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jezt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Adele es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Innern ein Anderer sey, als der ich damals war, als ich für Bouchard die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich befangen war, lösen.

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu necken; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Fehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sey die Fassung der Verzweiflung, und ahnte, daß sie um so gewaltsamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufflammen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte sezte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plözlich ein Terzerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn überspritzte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhren in höchster Bestürzung auf. Aus den anstoßenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Thatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitern Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!“ war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, bald verlöscht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Bankier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verläugnete auch jezt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur vierundzwanzig Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht

erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mitpächtern mich auseinander setzen. Abwesend in dem Verbande zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adelens Bitten und Thränen. Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerechten Verbannung aus Paris bekannt machte und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu jammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmuck, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich aufs Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reißen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt Dich,“ sagte sie; „nur durch Entsagung des Spiels kannst Du ihm entfliehen, und ich folge Dir überall mit Freuden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um Deine Seele zu retten.“ Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in sichere Hände und war nach vier-und-zwanzig Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschlossen hatte. Chevalier Froville, Adelens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Beschluß.)

Hellas in München. Abzug von Freiwilligen.

Indem ich dieses schreibe, höre ich drüben in der altgothischen St. Salvatorskirche, wo der griechische Gottesdienst gehalten wird, singen. Der Gesang ist keineswegs ein erhebender; er geht erst durch die Nase, ehe er zu dem Ohre gelangt, allein es singen Griechen; hinter den bemalten gothischen Fenstern sehe ich die Söhne des Bozzaris, des Kanaris, des Odysseus und vieler anderer Helden Neugriechenlands, sehe gleichsam durch die gothische Zeit und ihre Gebilde hindurch auf das klassische Hellas, und dieses nicht todt, sondern in seiner Auferstehung. Ist das nicht mehr denn romantisch? Und wenn München solche Bilder bietet, ist es nicht erlaubt, von Orangen zu träumen, obgleich hier die Aepfel noch eher sauer als süß sind? Und wenn an Griechenland denken eben so viel ist, als phantasiren, muß hier die Phantasie nicht immer rege werden? hier, wo man jezt von Athen mit einem so vertraulichen Tone spricht, als spräche man von Dachau! München wird zuweilen Deutsch-Athen genannt; damit will und kann man nichts mehr und nichts weniger sagen, als: München ist hinsichtlich der bildenden Künste das für Deutschland, was Athen für Griechenland war. Dennoch will es mir jezt bedünken, als sey diese Benennung schon etwas mehr als eine bloße wohlgefällige Redensart. Man hört und sieht hier so viel von Griechenland, und besonders jezt im Karneval, wo überall griechisch Kostümirte erscheinen. Die Anzahl der studirenden griechischen Jünglinge und Knaben wurde neulich durch die Ankunft der Söhne der berühmtesten und ausgezeichnetsten Männer ihres Volkes bedeutend vermehrt; alle Wände schmücken sich mit Bildern aus Griechenland, Briefe in Menge werden hin und her geschrieben, in mehreren Buden werden Fetis verkauft, ein Zeichen, daß sie auch schon getragen werden, die neugriechische Sprache wird eifrig studirt, man spricht von einem Projekte, welches das Ministerium vorhabe, die deutsche Auswanderung nach Griechenland zu leiten. Schweizer, Rheinländer und Norddeutsche kommen, um sich für den griechischen Dienst anwerben zu lassen u. s. w.

Die Bildung der Freischaaren für diesen Dienst trägt ungemein viel zur Belebung unserer Stadt bei. Die Freiwilligen werden hier schlechtweg die Griechen genannt. Es sind fast lauter schöne Leute und wie zu Soldaten geboren. Seit einem Jahre sind vier Abtheilungen griechischer Freiwilliger ausgezogen. Die lezte davon, welche auf den Triestiner Wagen, welche die Chevauxlegers hieher gebracht hatten, abfuhr, war die lustigste von allen; die Erzählungen der Chevauxlegers hatten sie so heiter gestimmt. Sie bestand aus Grenadieren, und es ist unmöglich, schönere Leute zu sehen; viele waren dekorirt, also gediente Soldaten. Erst in Sendlingen sollten sie einsteigen; sie hielten demnach ihren Auszug aus der Stadt zu Fuß. Bis an den Burgfrieden wurden sie vom Kronprinzen und Gefolge und von Musikbanden der Garnison begleitet; daß auch eine Menge Münchener begleiteten, versteht sich von selbst; bei solchen Gelegenheiten scheint immer die ganze Stadt mitzuziehen. Es war nach neun Uhr Vormittags und bei dem schönsten Wetter. Nach dem Burgfrieden hörte der Parademarsch auf und Jeder ging nun, wie er wollte. Auf diesen Moment scheint mit Ungeduld geharrt worden zu seyn; denn gleich flog es links und rechts aus der Menge über die Gräben in ganzen Schwärmen hinüber auf die Straße zu den Grenadieren. Es waren die Theuren ihres Herzens, gute Freunde und Grisetten. Arm in Arm ging es nun, traurig-süße Gespräche wurden gewechselt, die Feldflaschen geleert, gesungen, gescherzt und geküßt bis gen Sendlingen. Hier mußte geschieden werden; die Wagen standen in einer langen Reihe auf den mit Wirthshäusern wohl versehenen Höhen. Man füllte von Neuem die Flaschen, trank sie wiederum leer und füllte sie abermals. Unter den Zuschauern stand der Riese von Dürkheim, sieben Fuß sechs Zoll groß, und unter den Scheidenden befand sich ein Hesse, der nicht viel kleiner war. Das Einsteigen mit Sack und Gewehr hatte seine Noth, und die Pläze waren ziemlich knapp zugemessen. Endlich sezten sich die Wagen in Bewegung: vorne die mit dem Gepäcke, vielen Weibern und Kindern und den Marketenderinnen, worunter ein sehr schönes Mädchen in Miesbacher Tracht, dann die Kutschen der Offiziere und endlich die auf Achse und Rad gestellten Barken, aus deren Gewölbe nun lustige Lieder erschallten und deren Führer alle ihre Hüte mit neuen Blumensträußen geschmückt hatten. So fuhren sie denn dahin in das ferne Fabelland, geführt von den Slaven des wilden Karso am adriatischen Meere, und die Bleibenden saßen vor den Wirthshäusern, winkten ihnen Lebewohl und tranken ihnen Gesundheiten nach. Aber die verlassenen Trudchen, Theresen, Nannerls und Katis, die Armen, standen traurig unter dem schönen blauen Himmel und blickten seufzend nach.

L.......s.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. Februar 1834.

Die Alten haben niemals eine klare Anschauung von der deutschen Völkerwelt gewonnen. Deßwegen treten in der Geschichte immer neue Namen hervor, bald Völkerverbindungen bezeichnend, bald einzelne Völker, und keiner weiß, woher sie kommen und wo sie zu suchen.

Luden.

Wanderungen durch Altgermanien.

Die Semnonen.

Wir treten unter ein suevisches Volk, und zwar unter das große Volk der Semnonen. Nach dem monumentum Ancyranum (zwei Marmorkugeln mit dem Verzeichniß der Thaten des Augustus von seinem ersten Konsulate an, aus Dankbarkeit von den Bewohnern Ancyras in Galatien geweiht) werden sie mit einigen Völkern zusammengestellt, die man jenseits der Niederelbe fand, mit den Ueberresten der alten Cimbern und den Chariiden. Auch die Ursache ihres Erscheinens deutet auf ein Land, dessen Bewohner ihren Blick schon nach der Nordsee kehrten. „Vom Ausflusse des Rheins, heißt es nämlich dort, schiffte meine Flotte in die östliche Gegend bis an — wohin zuvor weder zu Land noch zu Wasser ein Römer gekommen, und die Cimbern und Chariiden und Semnonen und andere deutsche Völker jener Lande baten durch Abgeordnete mich und das römische Volk um unsere Freundschaft.“ Es war im Jahr 12 vor Christus, als Drusus aus der Südersee, wohin er mittelst des Drususgrabens und der Yssel den Rhein geleitet, in die Nordsee schiffte und sie längs der deutschen Küste nach der Elbmündung zu befuhr. Von dieser ersten Fahrt der Römer in jenem Meer spricht das Ancyranische Monument, und da keine andere Nachricht entgegensteht, so folgt aus der damit verknüpften Erwähnung der Gesandtschaften der genannten Völker theils, daß die Ursache ihrer Absendung das Erscheinen der Römer auf jenem Punkte war, theils, daß man die Ankunft der fremden Friedensboten für etwas sehr Denkwürdiges hielt, also auch, daß die, von denen sie kamen, wenigstens in dem Strich jenseits der Elbe wohnten. Aus der ganzen Erzählung geht überdies noch dies hervor, daß das Land der Semnonen, an welchem nach Vellejus die Elbe vorüberfloß, sich weit an diesem Strome hinabzog. Woher sonst jene Gesandtschaft? Nichtsdestoweniger erstreckte es sich auch weit hinaufwärts. Dies zeigt sich besonders darin, daß unter Mark Aurel die Quaden in dem südöstlichen Winkel des damals von der Donau begrenzten Deutschlands, des römischen Druckes überdrüssig, den Gedanken faßten, zu den Senonen auszuwandern, obschon sie daran verhindert wurden. Beide Völker konnten nicht zu fern von einander stehen. Ptolemäus bezeichnet als östliche Grenze der Senonen den Fluß Suebos, von dem er sagt, das er in der Ostsee münde, so wie er ihr Land jenseits der Elbe findet. Schwerlich kann der Suebos ein Küstenfluß seyn, gewiß meint Ptolemäus auch die Weichsel nicht, bei der er die Burgundionen sucht. Die Oder nennt er neben dem Suebos; vielleicht waren aber dennoch Suebos und Viadrus Ein Strom. Dem ersteren Namen ist der Name der einen Odermündung Swine nicht unähnlich. Alle Nachrichten

zeugen übrigens von der Größe des Senonenlandes; nach Tacitus bestand es aus hundert Gauen.

Wir kommen zu dem Namen des Volks. Semnones findet man allerdings, und zwar mit langem und mit kurzem o, öfter als Sennones oder Senones. Auch Dio Kassius hat im gewöhnlichen Text Semnones (Σεμνονες). Bei Suidas aber liest man, wo er die gottbegeisterte Senonische Jungfrau, Ganna, anführt — Sennones. Die Deutung, die wir hier versuchen, hält sich zwar eigentlich an das n, wird sich aber auch mit dem mn begegnen.

Wollten wir, auf Aehnlichkeit des Klanges und auf Cäsars Bemerkung uns berufend, daß die Sueven die Viehzucht weit mehr betrieben als den Ackerbau, die suevischen Senonen zu Sennern, zu Hirten machen, so müßte sich dies vorläufig schon hören lassen. Die Senonen wohnten zwar in einem flachen Lande, und unter dem Senn verstehen wir den Berghirten; doch wenn der Zusammenhang dieses Wortes mit dem alten son und sonesti, Zuchtheerde, nicht zu bezweifeln wäre, so müßte man annehmen, daß Senn oder ein ähnliches altes Wort ursprünglich nicht den Berghirten allein bezeichnete. Allein der Einheit der Senonen mit den Sennern oder Hirten widerspricht, daß Cäsar dasselbe, was er von der Viehzucht unter den Sueven sagt, auch von den Germanen überhaupt bemerkt (Gallischer Krieg 6, 22), und daß sich das ebene Land der Senonen gerade zum Ackerbau vorzüglich eignete. Einen ungleich festern Fuß gewinnen wir dagegen bei der Deutung ihres Namens, wenn wir uns an eine Nachricht halten, die Tacitus von ihnen gibt und durch die sie in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit dastehen. Das Volk der Semnonen, sagt er (Germania 39), erkläre sich für das älteste und edelste unter den suevischen Völkern: vetustissimos se nobilissimosque Suevorum Semnones memorant. Auch stütze sich seines Alters Ruhm auf religiösen Brauch. Hier sey ein Hain, in dem alle Völker desselben Geblüts (des suevischen) durch hingesandte Vertreter sich an bestimmten Tagen zur großer Feier vereinen. Heilige Scheu gebiete der Wald, auch weil die Altväter ihn in gleichem Sinne geehrt und in ihm gefeiert haben. Nur gefesselt betrete man den Hain, ein Bekenntniß, daß man in der Gewalt der Gottheit stehe. Wer etwa falle, dürfe innerhalb nicht aufstehen, und müsse bis zum Ausgange am Erdboden sich fortwinden. Alles dies gründe sich auf die Annahme, daß hier der Ursprung des Volks, hier der weltbeherrschende Gott, hier der Punkt sey, der über alles Andere sich gebieterisch erhebe. Auch werde das Ansehen des Volks durch seinen Besitz vergrößert. Es wohne in hundert Gauen und der weite Umfang mache, daß es sich für das Haupt der Sueven halte. — Genug, als Altsueven und nächstdem als Hauptvolk des suevischen Stammes und Staatenverbandes betrachteten sich unsere Senonen und machten ohne Zweifel diesen Anspruch geltend. Ich glaube nun aber, daß ihr Name der Ehrenname war, durch den die Würde des Alters und der dauernden Macht ausgedrückt wurde, daß man eigentlich sagte: Seno- oder Sino-Suaba, daß man dann kurz die Senon sprach, und daß in diesem Seno eben ein altdeutsches Wort hervortritt, welches alt, mit dem Begriffe des vollkräftigen Fortbestehens bedeutete. Dieses Wort fehlt nun zum Glück in den Ueberresten der deutschen Sprache nicht. Als verwandt mit dem lateinischen sen — senium — senex findet sich im Gothischen sinista und sineiys d. i. alt, (ersteres vielleicht: der Aelteste). Bei den Burgunden nannte man den Oberpriester sinist. Der ursprünglich fränkische Seneschall, als latinisirtes Wort später gewöhnlich senescallus, früher nur mit dem c: senescalcus, war zuerst, so weit man zurückkommen kann, bei Fürsten und Herren Hausverwalter, auch Truchseß. Von dem mariscalcus wird er schon im Gesetz der Alemannen, zur Zeit Chlotars II., Königs der Franken, welcher im Jahr 628 starb, unterschieden. Der Titulus 79, 3 erwähnt nämlich den seniscalcus als Dienstmann eines Herrn, zu dessen Hause zwölf vassi (oder vassalli) gehörten. Mit Recht sucht man in dem sene ein deutsches Wort, da scalc ein solches ist und Knecht bedeutet, und wenn der Hausverwalter füglich Oberknecht, Altknecht (wie Altgesell) genannt werden konnte, so begegnen wir in dem sene oder sine wieder jenem ähnlichen, das Alter bezeichnenden Laut in altdeutscher Sprache. Im Sin des freundlichen Singrün (im Angelsächsischen als singreen vorkommend) haben wir nicht minder den Begriff der Dauer vor uns: Immergrün, so wie dort sin birnende immer brennend heißt. Mit diesem sin verknüpft der trefflich belehrende Grimm das althochdeutsche simblum und altsächsische simnen, immer. Immer und alt, ohne den Begriff des Veraltens, sind nah verwandt.

Aus Allem nun, was wir bisher über den Volksnamen Senones oder Semnones erwähnten, dürfen wir doch wohl folgern, daß er die Altsueven, die ältesten und vornehmsten der Sueven, bezeichnete. Warum könnte nicht auch das altdeutsche simn und sin mit der vorkommenden Verschiedenheit des Namens Senones und Semnones in Verbindung stehen? Hier hätten wir nun aber durch Verdeutschung des Namens der Senonen (freilich richtiger Senon) theils eine Bestätigung der Nachricht, die uns Tacitus von ihnen gibt, theils einen Anhaltepunkt, um über den Namen Sueven, oder vielmehr über die Träger dieses Namens sicherer urtheilen zu können. Es tritt in den Seno-Sueven ein Volk hervor, das ureigentlich Sueven hieß, und hiermit stimmt ein Wort des Strabo trefflich zusammen; er bemerkt (VII. 1.), daß Marobod mit andern Völkern auch das große Volk eigentlicher Sueven, die Semnonen, zu seinem Reiche gebracht habe.

Spielerglück.

(Beschluß.)

Mir blieben nach dem allerdings nicht vortheilhaften Verkaufe des Hauses in Paris doch mit dem stets unangerührten kleinen Vermögen von meinem Vater her noch hinlängliche Mittel, eine Villa am Meeresufer zu kaufen und auf dieser zwar nicht glänzend, aber sorgenfrei zu leben und in gewohnten Kreisen, da Rang und Titel ersezte, was mir an Vermögen gegen meine Nachbarn abgehen mochte.

So lange die Neuheit der Lage und die nothwendigen Einrichtungen der Villa und meines Hauswesens mich beschäftigten, genügte mir das einfache Leben und das Glück der Liebe Adelens. Als aber nun alles gethan war, da fühlte ich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte. Ich wollte mich wieder den Wissenschaften zuwenden; allein an heftigere Aufregungen in dem Wechselspiel des Glücks gewöhnt, konnte ich in dem Frieden der Wissenschaft keine Befriedigung finden, und der Drang, das alte Glück zu versuchen, wurde immer stärker, ja unwiderstehlich. Und als ich ihm nun nachgab und wieder zum Spieltisch trat, da fühlte ich eine Leidenschaft dafür, deren ich mich für ganz unfähig gehalten hatte, und diese stieg, je entschiedener Fortuna mir ihre Gunst versagte. Meine Eitelkeit, die mich ehemals überredet hatte, diese Gunst sey nicht blind, sondern könne durch scharfsinnige Combinationen gelenkt werden, fühlte sich verlezt und wollte sich die Täuschung immer nicht eingestehen, und doch konnte ich sie mir nicht ganz verhehlen, und es bemeisterte sich meiner eine Verachtung meiner selbst, die mich in meinem Innern gänzlich zu Grunde richtete. — Adele bemerkte die unselige Umwandlung, sie nagte an ihrem Herzen, ihre Gesundheit wankte; allein sie ertrug alles mit himmlischer Geduld, und ihr thränenfeuchter Blick lächelte mir mit einem Zauber, der mir zur Verdammniß wurde und doch mein einziges Glück war. — So taumelte ich dem Abgrunde zu, der sich weit öffnete, sein Opfer zu verschlingen.

Unter den Bankiers, gegen welche ich vorzüglich verlor, war ein josephinisch-spanischer Offizier, ein Franzose von Geburt, der mir mit seinem vernarbten Gesichte und mit seinem Pflaster über dem einen Auge, welches er in einer Schlacht wollte eingebüßt haben, besonders zuwider war, weil er mit eben dem unerschütterlichen Gleichmuthe und mit der Ironie das Spiel trieb, wie ich es vormals getrieben hatte, und je weniger ich diesen Gleichmuth jezt zu behaupten vermochte, um so höher stieg mein Zorn gegen ihn. Es wurde bei mir zur Leidenschaft der Wunsch, ihm diesen Gleichmuth zu rauben, und dies verleitete mich, das Spiel auf die höchste Spitze zu treiben. — Eines Tages hatte es mich alles, was ich an Baarschaft und Kostbarkeiten bei mir trug, und das war auch ziemlich alles, was ich außer der Villa noch besaß, gekostet, und ich lehnte voll innern Ingrimms über die erzwungene Unthätigkeit an einem Pfeiler. Da blickte der widerwärtige Mensch zu mir herüber mit der Frage: „Belieben der Herr Herzog nicht mehr zu spielen?“ — „Nein,“ war meine kurze Antwort, „denn — ich habe nichts mehr zu verlieren.“ — „Sie scherzen,“ erwiderte er höhnisch: „Sie haben ja noch eine schöne Villa, sie ist ihre 30,000 Dukaten werth; ich rechne sie für 40,000, wenn es Ihnen beliebt, und so viel steht Ihnen gegen diese bei der Bank Kredit zu Diensten. Was diese Bank etwa zu wenig enthalten sollte, wird dieses Taschenbuch voll guter Papiere ersetzen.“ Er legte ein reichlich gefülltes Taschenbuch auf den Tisch. „Das Glück kann sich wenden!“ — Mich durchschauerte es wie ein Fieberfrost, ich war in einer gänzlichen Betäubung, meiner selbst nicht mächtig. Die Wuth, den Hohn zu vergelten, den Widerwärtigen ihn bereuen zu lassen, ließ mich Alles vergessen. Ich ergriff die verhängnißvollen Karten, ich sezte hoch, unsinnig, und — was soll ich die ganze zermalmende Folter mir selbst wiederholen? — die Villa, mein Leztes, Adelens Leztes, war nicht mehr mein. In mich gekehrt, fast in völligem Stumpfsinn begleitete ich den neuen Eigenthümer dahin. In der Verzweiflung hatte ich einen vertrauten Diener vorausgesendet, Adele davon in Kenntniß zu setzen, ohne zu bedenken, was Vernunft und Menschlichkeit gegen die Unglückliche gebot. Als wir in die Zimmer eintraten, sagte mein triumphirender Begleiter zu mir in einem schneidenden Tone, in welchem eine ganze Hölle marternder Gefühle in meinem Innern aufflammte: „In Paris hatten Sie mehr Glück, Herr Herzog!“ — Da lag der alte Chevalier händeringend in Verzweiflung zu meinen Füßen, das Gehirn des unglücklichen Deutschen sprizte auf mich und Adelens rächender Geist trat vor mich. — „Kannten Sie mich in Paris?“ fragte ich mit bebender Stimme. — „Sehr gut,“ antwortete er, „und sah Sie dort zum leztenmale am Fenster des Chevalier Froville.“ — „Bouchard!“ schrie ich entsezt auf. — „Eben dieser, Herr Herzog,“ erwiderte er, „eben dieser Bouchard, den Ihre seltene Großmuth vom Spieltisch zur Armee beförderte und dann um das ganze Glück seines Lebens täuschte.“ — „Nun,“ erwiderte ich mit der Kälte der Verzweiflung, „so haben Sie sich jezt gerächt.“ — „Nicht ich, Herr Herzog, sondern Fortuna, deren Gunst, wie die eines Weibes, wandelbar ist,“ entgegnete er höhnisch. „Darf ich mir aber jezt die Ehre ausbitten, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeugen?“ — „Diese Villa, mein Herr,“ versezte ich verächtlich, „gehört Ihnen, meine Frau gehört mir!“ — In diesem Augenblicke

№ 10.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 4. Februar 1834.

Kunstverein zu Düsseldorf. Vierte Ausstellung. 1833.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne nannte ich die Bilder, von denen ich ausging, erfreuliche Zeichen; nicht als alleinstehende Erscheinungen, sondern als Glieder einer vor ihnen begonnenen, noch nicht geschlossenen Reihe. Denn in ihnen ist gerade das sittliche Element der Kunst, der Geist der heitern Ruhe, besonders ausgebildet, und die Aufnahme, welche sie erfahren, gibt daher die Hoffnung, daß dieser Geist auch unserer Zeit nicht mehr fremd sey.

Wenn wir von diesem Standpunkt einer weitern Aussicht in die Zukunft, auf das Nähere zurückblicken, so können wir für unsern Verein, der heute sein viertes Jahr beschließt, das Zeugniß in Anspruch nehmen, daß er im Allgemeinen stets im richtigen Sinne verfahren ist.

Auch die Förderung der Kunst bedarf jenes Geistes der Ruhe und Mäßigung, um die natürliche Entwickelung nicht zu hemmen. Wohl ist Verständniß und Sinn für das Richtige erforderlich, aber Keinem ist es gegeben, das Entstehende mit völliger Gewißheit zu schätzen, weil sich in die Beurtheilung des Gegenwärtigen leicht eine Täuschung der augenblicklichen Einseitigkeit mischt. Die Aufgabe dessen, der die Kunst fördern will, besteht daher mehr in einem freundlichen Anerkennen, in wohlwollender, milder Empfänglichkeit, als in einer absichtlichen Leitung nach einem vorher bestimmten Ziele. Er hat nur die Pflanze in ihrem natürlichen Boden zu pflegen, mit Nahrung zu versehen und vor schädlichen Einwirkungen zu sichern, nicht sie zu schaffen oder ihre Gestalt und Farbe zu bestimmen. In diesem Sinne hat auch seit dem Beginne dieses Vereins die Verwaltung desselben ihre Aufgabe gefaßt; sie hat gestrebt, nur das, was von selbst keimte, zu fördern, jedes in seinem Sinne aufzunehmen, und vor allem Absichtlichen, vor jeder abgeschlossenen Theorie sich zu hüten.

Indessen freilich ist kein menschliches Handeln ohne bestimmte Voraussetzungen. Jedes Zeitalter, jedes Land, jede Gesellschaft hat gewisse leitende Ansichten, welche in sich zusammenhängen und ein geistiges Ganze bilden. Thaten und Worte sind Aeußerungen dieses innern Geistes, aber immer nur unvollkommene und vorübergehende, sein eigenstes Wesen wird nie sichtbar. Bei der That wirkt die Einseitigkeit des Moments, bei dem Worte die des Sprechenden mit, und es bleibt dahingestellt, wie viel darin jenem allgemeinen Geiste angehört. Dieser Mangel hat aber das Gute, daß er dem Einzelnen die Freiheit unbefangener Aeußerung gibt, von der auch jetzt der Sprechende Gebrauch macht.

Zwei Bilder der gegenwärtigen Verloosung veranlaßten bei ihrer Bestellung in der Versammlung des Ausschusses eine, jenes Gebiet allgemeiner Ansichten berührende Erörterung. Die heilige Jungfrau mit dem Kinde, von Hrn. Steinbrück, und die Mährchenerzählerin von Hrn. Hildebrand sind nämlich nicht die ersten Originale, sondern nach diesen von den Erfindern selbst auf Bestellung des Ausschusses gefertigte Wiederholungen, und es fragte sich, ob solche Bestellungen zu billigen. Der Verein, wurde dagegen erinnert, habe nicht bloß den Zweck, eine größere Zahl von Bildern in den Privatbesitz zu bringen, sondern die Kunst zu befördern, und die Künstler anzuregen, was weniger dadurch geschehe, wenn man sie zu Kopien ihrer frühern Arbeiten, als wenn man sie zu neuen Erfindungen veranlasse.

Von der andern Seite setzte man entgegen, es sey nicht von einer Kopie, sondern von einer Wiederholung die Rede. Eine solche aber nehme wirklich noch die höhere erfindende Thätigkeit des Künstlers in Anspruch, denn gewöhnlich bleibe bei der ersten Ausführung eine Differenz gegen den Gedanken, die den Künstler, da er die Idee noch lebendig in sich trägt und über die Formen als über sein Eigenthum frei schaltet, zu Abänderungen veranlassen. Die Wiederholung könne daher sogar vortheilhaft

seyn, indem sie den Künstler in gründlicherer Ausführung übe.

Man kam hienach dahin überein, daß auch Wiederholungen gelungener Werke, doch nur, wenn sie mit wesentlichen Abänderungen verbunden, veranlaßt werden könnten.

Dieser Beschluß dürfte im Wesentlichen die allgemeine Zustimmung erhalten und dem Bedürfnisse genügen. Indessen möchte es für den Standpunkt unseres Vereins nicht ohne Interesse seyn, den Gegenstand desselben auch von einer andern Seite zu betrachten. Ich übergehe die, wenn ich sie so nennen darf, pädagogische Rücksicht auf die Anregung der Künstler. Bei dem wirklich genialen Künstler wird sie nicht nöthig seyn, denn für ihn hat das Erfinden schon an sich größeren Reiz als die Ausführung. Bei den andern aber ist die Anregung fruchtlos. Denn die Erfindung ist ein freiwilliges Geschenk und folgt nicht der äußern Aufforderung. Ueberhaupt aber hängt hier Alles von der Persönlichkeit ab, und es versteht sich von selbst, daß man dem Künstler, von dem man nicht erwarten kann, daß seine Geduld für eine zweite Ausführung hinreicht, keine Wiederholung zumuthen wird.

Sieht man aber weniger auf die Künstler als auf die Kunst, so dürften sich manche Gründe ganz anderer Art darbieten. Die Zeiten, in denen wir die höchste Blüthe der Kunst erkennen, im Alterthume sowohl als beim Beginn der neuen Geschichte, zeichnen sich keinesweges durch einen großen Reichthum an Erfindungen aus, und sie sind den Wiederholungen und Kopien keinesweges abhold. Wir finden vielmehr eine mäßige Reihe von Gestalten, aber diese völlig und mit der höchsten Kraft des Geistes durchgearbeitet, und von diesen großartigen Produktionen vielfältige Kopien oder doch Nachahmungen mit geringer Abänderung. Erst wenn die schönste Zeit der Kunst zu schwinden beginnt, wenn sie sich vom Allgemeinen und Oeffentlichen mehr in's Privatleben zieht, wenn sie ihren frühern ernsten Charakter ablegt, mehr ein schöner Luxus des Geistes wird, erst dann mehren sich die Erfindungen. In der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts kann man es als etwas Charakteristisches ansehen, daß in derselben Zeit, in welcher die reinere, höhere Kunst Abschied nimmt, die Künstler anfangen, sich auf ihren Werken nicht mehr bloß als Maler, sondern als Erfinder zu bezeichnen.

Ist diese geschichtliche Erscheinung ein bloßer Zufall oder können wir darin eine Regel entdecken, die auch auf unsere Zeit anwendbar ist? Ich glaube das Letzte. Die Erfindung, im richtigen Sinne des Worts, ist freilich die höchste persönliche Thätigkeit des Künstlers, aber bei den schönsten Erzeugnissen verliert sich die Persönlichkeit an das Werk. In der Menge der Erfindungen dagegen wuchert dies persönliche Element, eine bunte Mischung von mancherleiartigen Zufälligkeiten zerstreut die Betrachtenden; die wahrhaft großen Gestalten, in denen die sittliche Kraft der Kunst liegt, treten daher weniger hervor. Im Einzelnen, für den Genuß des Kenners bleibt eine reiche Ausbeute, aber das Verhältniß der Kunst zum öffentlichen Leben ist ein loses.

Die öffentliche Wirksamkeit der Kunst ist dann am größten, wenn wenige, aber wahrhaft gediegene, große Werke, in denen das Einfache und Ernste sich in seiner ganzen Schönheit und Kraft ausgebildet hat, deutlich in den Vorgrund treten; wenn sie ihren mächtigen Eindruck auf alle Gemüther ausüben, wenn nicht bloß Einzelne, sondern Alle, welche an dem geistigen Leben des Volks Theil nehmen, sie in ihrer ganzen Bedeutung kennen. Diejenigen, welche das öffentliche Leben der Kunst begünstigen wollen, und die, welche sie aus dem Zerstreuten, Skizzenhaften immer mehr auf das Große und Einfache hingeführt sehen möchten, dürften daher nicht ausschließlich die Erfindung begünstigen und jeder Nachahmung ihre Theilnahme versagen. Ihnen sollte es vielmehr wünschenswerth erscheinen, die wahrhaft ausgezeichneten Werke, die immer nur selten sind, fester zu halten, und sie in ächtkünstlerischen Nachahmungen, nicht in bloßer Zeichnung, nicht in dem mehr oder weniger mechanischen Wege des Abdrucks, sondern in ganzer, ausgebildeter Gestalt, in Form und Farbe zu verbreiten.

Natürlich kann dabei nicht die Absicht seyn, der erfindenden Thätigkeit des Talents irgend Abbruch zu thun, noch die Menge der Erfindungen, welche den verschiedenen Wünschen genügen und die Kunst allen Theilen des Publikums angenehm machen, wesentlich zu vermindern. Allein eben so wenig kann man es für einen Schaden ansehen, wenn statt mancher unbedeutenden, schwachen Erfindung, lieber tüchtige Nachbildungen wahrhaft schöner Werke in's Leben treten. Beides dürfte sich sehr wohl vereinigen lassen, und unserm Vereine, der neben der Verschönerung des Privatlebens durch die Kunst auch ihre Vermählung mit dem öffentlichen Leben ausdrücklich als seine Aufgabe ausgesprochen hat, dürfte auch diese Seite der Sache nicht gleichgültig seyn.

* * *

Indem nun ein anderer Berichterstatter über die vierte Ausstellung und Generalversammlung des Kunst-Vereins für die Rheinlande und Westphalen das Wort nimmt, bemerkt er zuvörderst, daß er sich im Allgemeinen den in obigem Vortrage ausgesprochenen Ueberzeugungen anschließt.

Diese können auch für die Abfassung von Kunstberichten eine Art von Richtschnur abgeben. Man findet nämlich sehr häufig, daß solche Notizen sich nach zwei Seiten hin in fremde Gebiete verirren. Entweder glaubt man

durch poetisirende Beschreibungen das Wesen eines Werks darstellen zu können, oder man faßt vom Standpunkte der Reflexion ein einzelnes Erzeugniß auf, sieht und sucht Andern darin etwas ganz Neues, sprungweise mit dämonischer Kraft Hervortretendes sehen zu machen.

Wenn die erste Art etwas abgekommen zu seyn scheint, so zählt dagegen die letzte noch viele Verehrer. Beide sind wohl gleich unrichtig. Die Kunde, welche die erste gewährt, könnte man mit dem Blicke durch ein Prisma vergleichen, welcher uns zwar immer noch einigermaßen die Gestalt der Dinge gibt, aber doch verschoben und mit schillernden Farbengespenstern umsäumt. Die letzte widerspricht dem Entwickelungsgange der bildenden Kunst.

Diese scheint nämlich unter Anderem auch darin ihre Eigenart zu haben, daß die Bedeutung der Individuen, welche berufen sind, sie weiter zu führen, gerade in der besonderen Naturgabe besteht, sich ganz an die sichtbare Erscheinung der Dinge hinzugeben. Es ist wenigstens die historische Regel, welche durch die Ausnahmen nur befestigt wird, daß der bildende Künstler neben jener Gabe nicht etwa noch eine hervorragende geistige Physiognomie offenbart, wie dies bei dem großen Geschichtsschreiber, Philosophen und Dichter beständig wahrgenommen wird. Wenn daher die Werke dieser, namentlich des ersten und letzten, wenigstens vergleichungsweise, plötzlich, isolirt, nur dem einzelnen und einzigen Individuo angehörig, auftreten, so ergibt sich dagegen für die Hervorbringungen der bildenden Kunst ein ganz andres Verhältniß. Sie sind, wo sie wirklich in der Geschichte der letzteren etwas bedeuten, nur in einer gewissen stetigen Folge gedenkbar: ein näheres Zusammenschließen Mehrerer, selbst bis zum gemeinschaftlichen Arbeiten an einem Werke, wird bemerklich; die bildende Kunst erscheint, wo sie erscheint, in naheverwandten Vorgängern, Meistern und nachfolgenden Schülern.

Daher läßt sich vom höheren Gesichtspunkte aus über die Wichtigkeit eines Mannes und seines Werks mit Sicherheit wohl nur historisch reden, d. h. wenn die Kunstepoche abgelaufen ist, der er angehörte. Für die Gegenwart wäre es vielleicht zweckmäßiger, wenn die Relationen schlichter, kürzer, catalogisirender gefaßt würden, und keine Absicht weiter verfolgen wollten, als den auf diese Dinge Merkenden eine Nachweisung von dem, was, der Betrachtung werth, hier und da entsteht, zu geben. Wir wenigstens wollen uns bei unserm Vorhaben nach diesem Grundsatze richten.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologie.

Lettre à Monsieur Hase sur une inscription du second siècle, trouvée à Bourbonne-les-Bains, le 6 Janvier 1833, et sur l'histoire de cette ville; par Jules Berger de Xivrey. Paris 1833. 264 Seiten und 6 lithographirte Tafeln.

Dieses zu einem ordentlichen Buche angewachsene Sendschreiben ist eine Frucht der interessanten paläographischen Vorträge, welche unser gelehrter Landsmann, Hase, auf der Bibliothek in Paris über die seiner Aufsicht anvertrauten Denkmale zu halten pflegt; Vorträge, die, mag man auf die Persönlichkeit des Lehrers oder auf den ganz einzigen Schatz der Hülfsmittel sehen, in Deutschland ihres Gleichen nicht haben, und dem Ref. stets in angenehmer und dankbarer Erinnerung bleiben werden. Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat in ihrer öffentlichen Jahressitzung am 3. August 1833 ihr Urtheil über vorliegende Schrift durch Zuerkennung der goldenen Medaille ausgesprochen: wir zweifeln nicht, daß es nur einer näheren Angabe ihres Inhaltes bedarf, um bei dem gegenwärtig aller Orten lebhaft betriebenen Studium der Lokal-Inschriften ihr auch in Deutschland eine Klasse von Lesern zu verschaffen, welche reiche Ausbeute darin finden wird.

Den Mittelpunkt der Schrift bildet eine Inschrift, welche in der durch ihre Bäder berühmten Stadt Bourbonne-les-Bains unter den Trümmern eines am 6. Dezember 1832 eingeäscherten Hauses gefunden wurde. Sie lautet folgendermaßen:

DEO. APOL
LINI. BORVONI
ET. DAMONAE
C. DAMINIVS
FEROX. CIVIS
LINGONVS. EX
VOTO.

Die Inschrift, welche in der Größe des Originals auf der ersten lithographirten Tafel mitgetheilt ist, steht auf einer kleinen Marmorplatte, 4 Zoll 6 Linien breit, und 5 Zoll 9 Linien hoch, und war wahrscheinlich in die Vorderseite des von dem Daminius Ferox gesetzten Votiv-Altares eingelassen.

Wir übergehen die mit ausgebreiteter epigraphischer Gelehrsamkeit durchgeführte Erklärung der ganzen Inschrift, und machen unsere Leser hauptsächlich nur auf den Deus Apollo Borvo aufmerksam. Dieser gallische Lokalgott kommt in Verbindung mit der Göttin Damona noch auf drei andern Inschriften vor, deren eine ebenfalls in Bourbonne-les-Bains (siehe Taf. II.),

die zwei anderen (die scharfsinnige Restitution der einen s. Tabelle III.) in Bourbon-Lancy aufbewahrt werden, aber ohne die Verbindung mit Apollo; auf der neu gefundenen Inschrift aber ist der Gott Borvo als Epithetos neben Apollo gesetzt, nach der aus vielen Monumenten bekannten Gewohnheit der nordischen Nationen, neben dem von den Siegern angenommenen Göttersysteme ihre eigenthümlichen Lokal-Gottheiten beizubehalten und mit der ihnen am meisten entsprechenden Gottheit der römischen Mythologie zu verbinden; so finden wir bei Gruter. XXXVIII. 1. einen Apollo Grannus, bei Orelli 1961. einen Apollo Belenus, u. dergl. Dieser Gott Borvo, von dem ohne Zweifel das Wort la bourbe (Morast) herzuleiten ist, war wohl ursprünglich der Schutzgott der bei Bourbonne befindlichen Moräste, deren heilsame Wirkung von mehreren S. 56. genannten Schriftstellern erwähnt und selbst über die Kraft der dortigen Heilquellen gesetzt wird. Von demselben Gott haben die Städte Bourbonne-les-Bains und Bourbon-Lancy, so wie die berühmte Familie Bourbon ihren Namen abzuleiten, und es steht zu hoffen, daß mancher Archäolog, der bisher an das göttliche Recht dieser Familie nicht glauben wollte, nach solchen unwiderleglichen Zeugnissen der Geschichte sogar an die göttliche Abkunft derselben glauben werde.

Das Alter der Inschrift glaubt Hr. Berger wegen der Regelmäßigkeit der Buchstaben nicht über das Ende des zweiten Jahrhunderts herabsetzen zu dürfen, und in dieser Ueberzeugung bezeichnet er sie auch auf dem Titel geradezu als inscription latine du second siècle. Diese Behauptung scheint uns etwas zu kühn, da es nicht schwer seyn dürfte, Inschriften von gleichregelmäßigen Zügen aus dem dritten Jahrhundert nachzuweisen; aber wir wissen wohl, daß es die archäologische Complaisance gegen befreundete Orte, welche Hr. B. selbst S. 120. an andern Schriftstellern rügt, zu einer Art von Pflicht macht, das Alter ihrer Monumente so hoch als möglich hinaufzurücken. Wollen wir aber auch diese Inschrift nicht als Beweis dafür gelten lassen, daß schon im zweiten Jahrhundert eine römische Niederlassung in Bourbonne-les-Bains gewesen, so macht es schon die Lage der Stadt in der Mitte zwischen Autun, Dijon, Besançon, Toul, Langre, diesen frühesten Sitzen römischer Civilisation, wahrscheinlich, daß die Römer bei ihrer Vorliebe für Bäder schon früher ihre Aufmerksamkeit auf diesen Ort gerichtet haben werden. Gräber, Mauern, Fundamente von Häusern, Säulen, Pflaster, Münzen wurden zu verschiedenen Zeiten ausgegraben. Beim Graben eines Brunnens wurden auch zwei Statuen von weißem Marmor gefunden, allein bei der Entdeckung fehlte es an genauer archäologischer Verzeichnung und nachher an sorgfältiger Aufbewahrung des Gefundenen; auf diese Weise sind die Spuren der Bau-Monumente wieder verwischt, die ausgegrabenen Gegenstände zerstreut worden. Was hingegen in neuester Zeit gefunden wurde, wird sorgfältig aufbewahrt, und ist in vorliegender Schrift abgebildet. Dahin gehört ein Stein (Taf. IV.), welcher an dem Grabmonumente eines Schauspielers als Tympanum diente und die Inschrift hat:

MARONV
HISTRIO ROCABA
IVS DICT. VIXIT ANN. XXX.

(Der Schauspieler Maronus, genannt Rocabajus, lebte 30 Jahre.) Dieser Stein ist getragen von einem Affenkopfe, welches bespektirliche Symbol uns an das Schimpfwort erinnert, womit Demosthenes in der Rede pro cor. p. 307. Reisk. die theatralischen Leistungen des Aeschines bezeichnet: αὐτοτραγικὸς πίθηκος. Taf. V. ist eine kleine Bronze abgebildet, einen Bock darstellend. Den Schluß dieser interessanten Schrift macht die bis auf die jetzige Zeit herabgeführte Geschichte von Bourbonne-les-Bains, zu deren Behuf Taf. VI. die Wappen der aufeinanderfolgenden Herren der Stadt abgebildet sind.

C. Walz.

Maler und Gemälde.

Die innere Decorirung der Magdalenenkirche zu Paris ist Hrn. Paul Delaroche anvertraut worden; sie wird in acht großen Gemälden, jedes von 40' Höhe, bestehen. Der König der Franzosen hat ferner das Bild der Schlacht bei Abukir dem Baron Gros für die neue Galerie Versailles abgekauft, wohin bereits viele Schlachtengemälde aus der Zeit des Consulats und Kaiserthums abgegangen sind.

Eines der letzten Gemälde des verstorbenen niederländischen Thier- und Landschaftmalers Verboeckhoven, das eine Herbstlandschaft vorstellt, ist von Hrn. Rothschild um 10,000 Franken erkauft worden.

Das jüngste historische Landschaftbild des Professors Steinkopf in Stuttgart, Cleobis und Biton, ist, nachdem es in der öffentlichen Kunstausstellung daselbst im Mai die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatte, von S. M. dem König Wilhelm von Württemberg erstanden worden.

Neue Kupferwerke.

1. Gallery of Portraits. London, Charles Knight 1833. gr. 8. Nro. XV. Nelson. Cuvier. Ray. — Nro. XVI. Cook. Turgot. Peter the Great. — Nro. XVII. Erskine. Dollond. John Hunter. Die Stahlstiche sind den früheren an Verdienst gleich.

Keppel's Narrative of a Journey across the Balkan, also a Visit to Azani and other newly discovered Ruins in Asia Minor, in the years 1829. 1830. maps and plates. 2 Vol. 8. (1 L. 11 Sh.)

Kershaw's (Captain) Series of Views in the Birman Empire, with a descriptive account of each plate. Colomb. fol. (5 L. 5 Sh.)

№ 11.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 6. Februar 1834.

Kunstverein zu Düsseldorf. Vierte Ausstellung. 1833.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung war wieder hauptsächlich mit Arbeiten der Düsseldorfer Schule ausgestattet. Sie bleibt ihrem bisherigen Gange getreu, worüber früher in diesen Blättern und andrer Orten geredet worden ist. Arbeiten der verschiedensten Genres waren auch neuerdings wieder fertig geworden; der Sinn für Natürlichkeit, Farbe und Wirkung läßt sie aber doch als aus einer Richtung hervorgegangen erscheinen.

A Jove principium! — Um vom religiösen Kreise zu beginnen, so hatte Schadow ein Votivbild für das Kloster der barmherzigen Schwestern in Coblenz ausstellen lassen. Die Himmelskönigin steht, den göttlichen Knaben im Arm, den Zepter in der andern Hand tragend, von einer hellen Glorie umflossen, auf Wolken. Unten am Rande des Bildes zeigen sich die Thürme von Coblenz.

Steinbrück, der hieher zurückgekehrt ist, zeigte dagegen das Heilige in natürlicher häuslicher Umrahmung. Maria tritt mit dem Kinde aus der Thür ihres Hauses, welche nebst der Wand den ganzen Mittelgrund des Bildes ausmacht. Im Hause steht allerhand Geräthe des Pflegevaters.

Hübner, der uns ebenfalls wieder angehört, gab in einem Rundgemälde von kleinem Format eine heilige Familie. Maria sitzend, das Kind auf dem Schooße, Johannes in verehrender Stellung davor. Hinten Joseph und Elisabeth.

Von Settegast aus Frankfurt war eine Maria mit dem Kinde, auf der Mondscheibe stehend, Engel umher, eingesendet worden. Kreuz und Glorie bilden den Hintergrund. Ein Stück, welches auf eine liebenswürdige Anlage schließen läßt, leider nur in der nun doch fast schon obsolet gewordenen alterthümelnden Weise gemacht. Wir sind überzeugt, daß, wenn der Künstler mit seinen Augen sehn will, er uns noch viel Erstaunlicheres zu geben vermag.

Dietrich aus Stuttgart hatte eine sehr große Komposition eingeschickt; Christus im Sturme auf dem Meere, schlafend, die Apostel um ihn her, in verschiedenartiger Bewegung; Querformat. Figuren zwei Drittel Lebensgröße.

Aus der Sphäre der Darstellungen nach Dichtern und zu der sogenannten romantischen Genremalerei gehörig, würden wir zuvörderst das schöne Bendemannsche Bild: zwei Mädchen am Brunnen, anzuführen haben. Wir können übrigens in Beziehung auf dasselbe nur lediglich auf die Worte des Vortrags, den diese Bemerkungen begleiten, verweisen.

Die Mährchenerzählerin von Hildebrandt. In der durch Lampen- und Kaminfeuerschein helldunkel gemachten Stube sitzt die alte Frau, und erzählt zwei Kindern mit traulich schlauer Miene die Wunderdinge. Ein Knabe sitzt auf einem Fußbänkchen und ist ganz Ohr; ein anderes Kind hat sich der Alten furchtsam angedrängt. Seltsamer Hausrath steht umher.

In derselben Mährchen- und Großmutter-Region versirte ein allerliebstes Bild von Kretschmar: Rothkäppchen, welches großen Beifall fand. Das Rothkäppchen steht schmeichelnd bei der alten Großmutter, die sich an dem Kinde innig zu erfreuen scheint. Kaffeetopf, Hauskatze, und was sonst dahin gehört, ist nicht vergessen. Zum Fenster sieht der Verderber, der Wolf, herein.

Stielcke hatte vier Gemälde gegeben: Rinalds Abschied von Armiden, ein größeres Bild. St. Georg, kleines Format; außerdem: Kopf eines Armeniers, und: Ein Engelskopf.

Hieran knüpfen wir die Erwähnung folgender Genrestücke:

Die Betschwester von Hasenclever.

Die Heimkehr und das gestörte Stelldichein, von Sonderland.

Ein Raucher, von Holthausen.

Unter den Portraits zeichnen wir als ein ganz vorzügliches: das Brustbild Gottfried Schadows in Berlin, von Hübner aus.

Das Fach der Landschaft und der Stillleben war reichlich versehen. Von Fremden hatte Fries: eine Gegend aus der römischen Campagna; Ahlborn: die Grotte der Nymphe Egeria und die Aussicht von Camaldoli; Fohr aus München: Waldgegend mit Hirschen; Olivier mehrere historische Landschaften übersendet.

Unter den Arbeiten der Hiesigen verdienen besondere rühmliche Aufzählung:

Kloster Laach,
Eine Harzgegend,
Eine Burg und
Eine Abendlandschaft } von Funk.

Limburg an der Lahn, von Breslauer, so wie mehrere kleinere Sachen von Scheuren.

Schirmer, der in diesem Fache bei der Akademie schon seit einiger Zeit als Lehrer wirkt, und dem mehrere der Jüngeren bereits ihre Ausbildung verdanken, hatte in einer frischen dichten Waldlandschaft, mit klarem Wasserspiegel, an dessen Saume Störche stehn, ein vortreffliches Werk in seiner besten Manier geliefert.

Von Zick war ein Thierstück ausgestellt; Blumen- und Fruchtstücke hatten Lehnen, Holthausen und Preyer gegeben.

Angenehm ist die Bemerkung, die man an einer in voller Strebethätigkeit stehenden Schule macht, daß nämlich, wenn auch bei manchem älteren Talente nach der Natur der Sache hin und wieder eine momentane Stockung eintritt, dadurch doch kein Stillstand hervorgebracht wird, weil immer ein Nachwuchs jüngerer Kräfte sich zeigt. Dies sahen wir auch jetzt an einigen Arbeiten Solcher, die bisher nicht, oder kaum genannt worden waren.

Von Götting, einem bisherigen Bildhauer, erfreuten wir uns zweier Bilder: Eine Veronika mit dem Schweißtuche, und Christus auf dem Wasser wandelnd, den versinkenden und Hülfe flehenden Petrus bedeutend. — Strenge und Ernst zeichnen diese ersten Arbeiten aus, und lassen uns ein Talent für den ächten größeren Kirchenstyl erwarten.

Alfred Rethel aus Aachen, der in der vormjährigen Ausstellung ein kleines Bild aus dem Leben des heiligen Bonifacius gegeben hatte, vollendete im Karton eine große, figurenreiche, vielversprechende Komposition: St. Bonifacius, den heidnischen Friesen predigend.

Becker von Worms stellte drei Gouache-Zeichnungen aus, die unter den Kunstfreunden große Aufmerksamkeit erregten: Ein Knabe in einer Abendlandschaft, mit der Arzneiflasche, eilig heimkehrend; Ritter Toggenburg im Walde; Ein Lautenspieler auf hohem Altan am Meere in glühender Abendbeleuchtung, vor ihm eine weibliche Gestalt, zuhörend.

* * *

Der Kunstverein erwarb für seine dießjährige Verloosung 46 Gemälde; darunter die gedachten Werke von Bendemann, Hildebrandt, Stielcke, Kretschmar, Fries, Olivier, Götting. Außerdem wurde noch eine Anzahl von Lithographien und Kupferstichen verlooset, so daß im Ganzen sich 176 Gewinne auf etwas über 1800 Actien vertheilten.

Der von dem Vereine veranlaßte Kupferstich nach dem Bendemannschen Bilde: Die Ebräer im Exil, von Ruschewevh, ist so wohl gerathen, daß bereits mannichfaltige Nachfrage nach diesem Blatte im Kunsthandel stattgefunden hat.

Für die nächste Zukunft ist eine Lithographie des Kretschmarschen Rothkäppchens beschlossen worden; vielleicht wird auch ein ausgeführter Kupferstich von dem neuen Bendemannschen Bilde veranlaßt werden. Die Kräfte des Vereins sind bis jetzt im Wachsen, seine Verbindungen nach Außen hin vermehren sich, ein kürzlich in München gestifteter Verein hat es der Sache angemessen gefunden, sich als Filialanstalt der hiesigen anzuschließen.

Dürfen wir bei dieser Gelegenheit einen Wunsch laut werden lassen, so ist es der, daß die Communication zwischen diesen verschiedenen Anstalten des deutschen Vaterlandes immer lebhafter werde, und besonders zu gegenseitiger freundlicher Aushülfe mit Kunstwerken zu den Ausstellungen, so wie zu einem billigen Ablassen der Lithographien und Kupferstiche, welche die Vereine entstehen machen, benutzt werden möge. Manches ist zwar schon in dieser Beziehung geschehen; der Verkehr kann aber doch noch sehr gesteigert werden, wenn die Vorstände sich recht lebhaft von dem Gefühle durchdringen lassen, daß das Schöne der Welt, nicht dem Einzelnen angehört.

Ueber die Miniaturmalereien der orientalischen Manuscripte und die mit Abbildungen versehenen alten Reisebeschreibungen in ihren Beziehungen zur neuen Malerei. *)

Die königl. Bibliothek zu Paris ist nicht reich an indischen Malereien; namentlich zählt sie nur wenige in der Section

*) Aus dem Journal asiatique, Avril 1833. Dieses Bruchstück einer Abhandlung über die Miniaturmalereien der Manuscripte überhaupt ist ein Auszug aus dem „Manuel du Peintre et du Sculpteur, par M. Arsenne," das nächstens bei Roret in Paris erscheinen wird.

der Manuscripte; aber das Kupferstich-Kabinet enthält die schönste Sammlung dieser Art, die von Manucci, welcher bewunderungswürdige indische Malereien, durch persische Maler ausgeführt, gegen das XVI. Jahrhundert nach Europa gebracht hat. *) Außer diesem kostbaren Werke finden sich noch hindostanische Gemälde von viel feinerem und anmuthigerem Charakter unter persischen und mongolischen Malereien in dem Werke: „Dames et Seigneurs persans,“ Nro. 2925; unter ihnen sind einige Köpfe von hinreißendem Ausdruck, die an die ganze jungfräuliche Reinheit Sacountala's und Damayanti's erinnern. Diese Manuscripte gehören in die Zeit der mongolischen Herrschaft. Die Gegenstände ihres Inhalts sind abwechslungsweise aus der Geschichte der Sieger und Besiegten gezogen. Mehrere Europäer, in ihrer damaligen Tracht dargestellt, beurkunden das Alter des Buches. Es ist aus dem XVI. Jahrhundert. — Außer zwei kleinen sanskritischen Bänden findet sich ferner noch ein köstliches Werk: „Abrégé historique des Souverains de l'Indaustan ou de l'empire mongole.“ **) Man verdankt es dem Obrist Gentil, welcher es im Jahre 1772 schrieb und durch einen hindostanischen Künstler mit einer Menge Miniaturen ausschmücken ließ. Diese Gemälde, bis in's Kleinlichste exact, aber selbst im orientalischen Geschmacke unvollkommen ausgeführt, stellen eine kostbare Reihe von Portraits und kriegerischen Scenen dar, in denen namentlich der Elephant in seinen verschiedenen Stellungen mit mehr Sorgfalt als Talent behandelt ist. Hier muß man die Kunst nicht suchen, wohl aber den technischen Theil benützen.

Mehrere Kabinette von Liebhabern enthalten bewunderungswürdige Miniaturen von hindostanischen Malern. Auch ein großes Gemälde, das sich in der schönen Sammlung des Hrn. Lamare-Piquot befindet, darf ich hier nicht übergehen. Dieses Gemälde von einer plumpen Ausführung, aus einer Pagode entnommen, stellt einen Gegenstand aus Ramayana dar und ist vorzüglich für das Studium der symbolischen Malerei der Hindus von großem Interesse. ***) Es wäre zu wünschen, daß die Regierung, welche ein ethnographisches Museum anzulegen gedenkt, sich die Gelegenheit nicht entgehen lasse, diese einzige Sammlung zu erwerben, durch welche unsere Maler in den Stand gesetzt würden, alles das, was sich auf den Gottesdienst des Brahma und den Buddhismus überhaupt bezieht, zu studiren. Statuen indischer Gottheiten, verschiedene Gestalten Buddhas, Opferschalen, zahlreiche Modelle von Tempeln, Gliederpuppen mit Kleidungen von Priestern und Kriegern, kurz Alles ist hier vereinigt, um dem Künstler und Gelehrten die richtigsten Ideen über das dichterischeste Land des Orients zu geben.

*) Noch schönere indische Malereien sollen sich im Besitze der Tochter des Lords Hastings befunden haben, nun aber unglücklicherweise zerstreut seyn.

**) Sect. des manuscrits. Nro. 108.

***) Man sieht unter den Gemälden des Kabinets des Hrn. Lamare-Piquot auch Figuren auf Kartons, die in Hinsicht auf Anordnung und Drapirung allen griechischen und etruskischen würdig zur Seite stehen.

Eine persische Uebersetzung der Episode des Nala *) erinnert uns an das bewunderungswürdige sanskritische Gedicht, aus dem sie entnommen ist und führt uns natürlich zu den persischen Miniaturen. Die Figuren des Nala sind ziemlich nett, die Scenen, welche sie darstellen, sind abwechselnd und anmuthig; aber nichts destoweniger können wir dieses Manuscript nicht für den Typus der Kunst einer der erfindungsreichsten Nationen des Orients erkennen. Die Perser sind sicherlich unter den Sectirern des Islamismus diejenigen, welche mit der größten Energie die den Künsten entgegenstehenden religiösen Vorurtheile verbannt, und sich der Malerei mit den größten Erfolgen gewidmet haben. Bei ihnen, wie bei den Mongolen, erreichte die Kunst ihren Culminationspunkt gegen das XVI. Jahrhundert, und dies ist ohne Zweifel ein merkwürdiges Zusammentreffen mit ihrem Gange in Europa. Aus dieser Epoche ist das kostbare Manuscript des Schahnameh **) (das Buch der Könige), jenes großen Heldengedichts der Perser, welches im X. Jahrhundert erschienen, an die Revolutionen dieses Reiches und die unsterblichen Thaten seiner Helden so lebendig erinnert. Das Werk von Ferdusi ist mit zahlreichen Figuren von feiner und sehr fleißiger Ausführung geziert. Es ist augenscheinlich, daß der Künstler die Kostüme darstellen wollte, die im Mittelalter im Gebrauch waren, und nicht die des Alterthums. Der Typus der Physionomien ist wesentlich mongolisch.

Nach dem persischen Homer betrachten wir „l'histoire des prophètes“ ***), ein schönes Manuscript, merkwürdig

*) Supp. persan. Sect. des manuscrits.

**) Nro. 81. Supp. persan. Unter Nro. 38, fonds Bruix, findet sich ein anderes Manuscript des Schahnameh, mit 54 schönen Malereien verziert. Das schönste orientalische Manuscript mit Vignetten, das ein occidentalischer Gelehrter sah, hatte dem ersten Sultan von Indien, Baber, aus der Familie der Mongolen, gehört; die Miniaturen dieses Schahnameh sind mit bewunderungswürdiger Feinheit ausgeführt. Es wurde durch die Mahratten aus dem Pallaste von Delhi geraubt, und ist jetzt im Besitze des Obristen Doyle zu London. — Den Malern, welche noch weiter in das Alterthum von Persien zurückgehen wollen, bezeichnen wir hier zwei Exemplare des Viraf Nameh, durch Anquetil-Duperron aus Indien gebracht. Dieses religiöse Werk, früher von den Guebern (Feueranbetern) benützt, enthält eine ziemliche Anzahl plump ausgeführter Malereien, die unter andern einige Scenen aus der Hölle der Parsen darstellen.

***) Nro. 69. Fonds persan.

durch die Figuren, mit denen es geziert ist, und durch die künstliche Arbeit seiner Decke. Hier gaben religiöse Scenen den Kompositionen der Miniaturen einen ernsteren, schwerern Charakter, als er sonst im Allgemeinen den persischen Malereien eigenthümlich ist. Allenthalben vereinigt sich diese Ernsthaftigkeit mit dem Wunderbaren, und dieses letztere fällt dann bald in das orientalische Embleme, hundertmal weniger erklärbar für uns, als rein religiöse oder historische Züge. Der Souz-u-Ghudez *), den alle Neugierigen bei der Durchmusterung der Bibliothek suchen, enthält Scenen der Liebe, die sich durch ein Suttie (lebendige Verbrennung der Wittwe) endizen. Der Ort des Ereignisses ist Indien, und die Heldin verbrennt sich auf dem Leichname ihres Geliebten. Es wäre ein Irrthum, in diesem Bilde, das einen den Muselmännern so fremden Gebrauch darstellt, Genauigkeit der Costüme und Lokalitäten suchen zu wollen. Zudem ist dieses Manuscript, so kostbar es auch an und für sich seyn mag, in der Ausführung weit von einem herrlichen Khosru **) entfernt, dessen Grazie und Feinheit nicht genug zu bewundern ist. Schwerlich wird man etwas Eleganteres und Erfindungsreicheres sehen, als die Arabesken, mit denen dieses Manuscript geziert ist. Thiere, mit Gold auf farbigem Grund gemalt, erinnern in tausend anmuthigen und lebendigen Scenen an das, was Newton Fielding noch naiver und feiner zu geben weiß.

Verlassen wir Persien und wenden wir uns zur Tartarei. Hier zeigt uns zuerst das „Leilet El Mirage" ***), oder die Nacht der Himmelfahrt, den Zustand der Kunst bei den Tartaren. Ferid Eddin-Athar schrieb dieses große theologische Werk vor dem VII. Jahrhundert der Hedschira, und es kann auf die Zeit bezogen werden, in welcher die Nachfolger des Dschengis-Khan blühten. Die Figuren dieses Manuscripts sind unter der doppelten Beziehung der Kunst und der Religionsgeschichte von dem höchsten Interesse. Zahlreiche, höchst fein ausgeführte Malereien stellen die Reise des Propheten in die sieben himmlischen Regionen dar, wo die Gläubigen die ewige Glückseligkeit genießen. Zuletzt sieht man ihn in eine Hölle hinabsteigen, welche der tartarische Künstler hinlänglich furchtbar machen wollte, um die Einbildungskraft zu erschüttern, die aber, wie dies meistens der Fall ist, nur lächerlich wurde. Mahomet erscheint in diesen großartigen Miniaturen stets auf einer Stute mit einem Weiberkopfe sitzend, und der Engel Gabriel mit strahlenden Fittigen ist sein Führer. Bald fordert der Prophet die Menschen zur Reue und Buße auf, bald unterhält er sich ganz vertraulich mit Abraham, Moses und Christus; weiter zurück ist Adam, den er über etwas zu befragen scheint, und der Künstler findet hier vielleicht einen köstlichen Typus zur Benützung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nro. 150. Supp. persan. Die Worte Sous-u-Ghudez bezeichnen im Persischen Brandmal und Zerstörung eines Körpers durch Feuer.

**) Anciens fonds persan. Nro. 245.

***) Nro. 75. Supp. turc.

Plastik.

Dannecker hat das Modell seiner zweiten Christusstatue, die in der Kirche zu Neresheim aufgestellt ist, seiner Vaterstadt Stuttgart zur angemessenen Aufrichtung im Chore der dortigen Hospitalkirche, woselbst der Künstler den frühesten Katechismusunterricht empfangen hatte, geschenkt.

Auf Befehl des Königs von Württemberg wird nun auch die süd östliche und nordwestliche Seite des Landhauses Rosenstein bei Stuttgart mit Reliefskulpturen aus dem erotischen Mythenkreise auf acht Medaillons in Sandstein verziert, deren Erfindung und Ausführung dem Bildhauer Theodor Wagner übertragen ist.

Professor Rauch hat im Jahre 1833 die erste der kolossalen Victoriastatuen in Mormor vollendet, welche für die Walhalla bestimmt sind. Zwei andere, sowie die Büste des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz hat Rauch modellirt. Die Büste Hufelands hatte er zu dessen Jubelfeier in Marmor ausgeführt, wozu Rauchs Schüler, der Bildhauer Drake, das kleine Modell einer sitzenden Statue des Jubilars gefertigt hatte.

Thorwaldsen hat ein neues Basrelief: die Parzen, vollendet, welches an Schönheit alle übrigen gleichartigen Arbeiten des großen Meisters übersteigen soll; er hat nicht weniger als 16 neue Skulpturen unter Arbeit.

Der Bildhauer Bra in Douai hat die Büste des spanischen Generals Ballesteros verfertigt, welche, wie jene des Deputirten Benjamin Constant, die schönen Fortschritte des jungen Künstlers zeigt. Auch hat derselbe eine geschmacksvolle marmorne Urne gearbeitet, welche Herz und Gehirn Casimir Périer's aufnehmen soll. Ferner ist ihm von der Regierung die Ausführung zweier Reliefs am Triumphbogen der Etoile, Allegorien der französischen Infanterie und Artillerie darstellend, übertragen; sowie er auch das Monument für Benjamin Constant besorgt.

Das Basrelief, welches das Giebelfeld des großen Hospitals in Douai einnehmen soll, ist von Hrn. Bra im Modell vollendet.

Das Basrelief im Giebelfelde des Pantheon zu Paris ist Hrn. David zur Ausführung übertragen worden. Ueber der Laterne versucht man, eine hölzerne und vergoldete Statue der Freiheit aufzustellen, welche, wenn sie sich ausnimmt, in Bronze gegossen werden soll. Hr. Cortot ist damit beauftragt.

Der 19jährige Bildhauer Garbeille in Marseille hat seiner Vaterstadt eine Statue derselben verehrt, welche gegenüber der Bildsäule der Siegesgöttin von Chardigny auf der großen Treppe des dortigen Rathhauses aufgestellt worden ist.

Neue Kupferwerke.

Macfarlane's (C.) Seven Apocalyptic Churches; or a Description of the present state of Smyrna, Pergamus, Sardes, etc. Maps and plates oblong 4. 15 Sh.

Ottley Dictionary of Engravers. Vol. 1. 8. 12 Sh.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 12.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 11. Februar 1834.

Der eherne Obelisk in München; enthüllt den 18. Oktober 1833.

I. Oertlichkeit.

Die während der letzten achtzehn Friedensjahre im Nordosten der Altstadt München erbaute Maximilians-Vorstadt wird in ihrer ganzen Ausdehnung von der Barer- und der Brienner-Straße als zween Hauptverbindungswegen dieses neuen Stadttheiles rechtwinklicht durchschnitten. Jene zieht sich von Mittag nach Mitternacht, an ihrem nördlichen Ende die Pinakothek dicht zur Seite lassend; diese, in der Richtung von Morgen nach Abend führt über den Königsplatz an dem Porticus der Glyptothek vorüber. Da wo beide Straßen sich kreuzen, bilden sie zu einem geräumigen Rundtheile erweitert den Karolinenplatz, in welchen noch, von Südost kommend, die Maxstraße einmündet. Stattliche, von Garten- und Baumanlagen umgebene Herrenhäuser begrenzen den Ort, ohne doch nach irgend einer Seite ihn hoch oder dicht einzuschließen. Genau in der Mitte dieses freien, weiten Raumes befindet sich die Stelle, die in letzter Zeit ein neues öffentliches Denkmal von außerordentlicher Bedeutung, ein in seiner Art einziges Werk der Erzgießkunst aufgenommen hat.

II. Ursprung. — Historischer Hergang.

Die Geschichte der Entstehung geht zurück bis zu dem verhängnißvollen Feldzuge von 1812. In dem Schooße selber des bayerischen Heeres, an dessen Ruhm und äußerstes Mißgeschick dieses Trauerdenkmal für ewige Zeiten erinnern soll, war der erste Plan dazu entworfen worden. Zu Ehren der im Anbeginne des Krieges Gefallenen sollte aus Weihgeschenken der Ueberlebenden ein in heroischem Style gedachtes Monument errichtet werden. Es stellten sich aber durch den Gang der unmittelbar folgenden Ereignisse dem Vorhaben schon vom Anbeginne fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Der durch die Kriegsläufte gestörte, zur Friedenszeit dann wieder aufgenommene Entwurf gelangte zwar schon um das Jahr 1816 in der Idee vollständig zur Reife; zu seiner Verwirklichung aber zeigten sich die jetzt vorhandenen Hülfsmittel als völlig unzureichend: in der allgemeinen Katastrophe des verderblichsten aller Kriege war die ursprüngliche Dotation größtentheils mit zu Grabe gegangen. Für die Möglichkeit der Ausführung blieb nur nach einer Seite hin die Aussicht offen. Die voll Vertrauen dahin ihre Blicke gerichtet hatten, sollten in ihrer Erwartung sich nicht getäuscht sehen. Die Entscheidung zögerte, aber sie kam.

Im Jahre 1828 erging ein königlicher Befehl, kraft dessen der nun schon so lange in der Schwebe gehaltene Gedanke endlich doch in das Leben treten sollte. Zur ungesäumten Errichtung des seit anderthalb Decennien beabsichtigten Votivdenkmales wurden sogleich die kräftigsten Anstalten getroffen. Die Bestreitung aller Kosten des ganz aus Siegestrophäen (aere capto) zu bewerkstelligenden Erzgusses, so wie der gesammten Ausstellung übernahm sofort der königliche Schatz. Seinem hohen Gebieter und obersten Schirmherrn allein sollte das Heer dies dauerhafte Zeugniß seines Ruhms, das Königreich den Zuwachs eines neuen unvergleichlichen Kunstwerkes zu verdanken haben. Um bei der Ausführung in dem Gleise des historischen Hergangs fortzufahren, wurde der Plan da wieder aufgenommen, wo er früher gestehen geblieben war, und der schon seit zwölf Jahren vorliegende, in allen Theilen durchgebildete Entwurf als Grundlage vollständig beibehalten. Der Erfinder derselben, Leo v. Klenze, erhielt sammt Aufsicht über das Ganze die besondere Leitung alles dessen, was hiebei in den Bereich der Architektonik gehörte. Die Lösung des in der Ausführung schwierigsten Theiles der Aufgabe überkam der Inspektor und Werkmeister der königlichen Erzgießerei, Joh. Bapt. Stiegelmaier, dem hier die willkommene Gelegenheit sich darbot, mit den ersten Meistern seiner Kunst wetteifernd in die Schranken zu treten. Zur Vollbringung

des Ganzen war ein Zeitraum von fünf Jahren gegeben. Mit dem Eintritt des Frühjahres 1833 waren die sämmtlichen Vorarbeiten zu Ende gebracht. Im Monate März konnte zum Bau der Fundamente geschritten werden, worauf sofort die Aufstellung selbst ihren Anfang nahm, deren kühner, unaufhaltsamer Fortgang den Werth ausdauernden, mit Muth und Einsicht gepaarten Kunstfleißes in menschlich schönstem Lichte erscheinen ließ.

Bei dem Uebergange zur nähern Darstellung des Gegenstandes wird billigerweise die Aufmerksamkeit zunächst auf seine rein künstlerische Seite hingelenkt werden und hierauf der Antheil einer zur wirklichen Kunst erhöhten Technik an dem Gelingen des außerordentlichen Werkes nach Verdienste gewürdigt werden.

III. Form. — Größenverhältnisse. — Ausschmückende Zuthat.

Der mit allem Bedachte von bekannten Vorbildern des Alterthums auf diese colossale Erzarbeit übertragene Typus der viereseitigen Spitzsäule zeigt sich den antiken Obelisken im Wesentlichen treu nachgebildet, so zwar, daß die den Charakter dieser Gattung bedingende Grundform nach ihrer überaus einfachen Zusammensetzung weislich festgehalten, bei der Anwendung aber das Walten künstlerischer Freiheit dennoch in der Oberhand geblieben ist; wie es jederzeit geschehen muß, wenn beim Wiedergebrauche alterthümlicher Kunstformen der ihnen inwohnende Ausdruck und Gedanke mit aufleben soll. In dem vorliegenden Falle enthielt die Aufgabe, wie sie gestellt war, vorzugsweise die Nöthigung, von gewissen, mit der gewählten Form einmal schon gegebenen Hauptlineamenten und Grundverhältnissen nicht beliebig abzuweichen. Mehr nur in der Art der Auf- und Zusammenstellung blieb zu freierer Bewegung noch Raum übrig, und von dieser Seite war der Künstler sogar aufgefordert, das Neue, Ungewöhnliche kühn zu unternehmen und ein Vermittelndes aufzusuchen, wodurch die der Vergangenheit angehörige Erfindung der Gegenwart lebendig einverleibt würde. In ihrem Vaterlande bildeten die Obelisken ergänzende Theile der einheimischen Tempelbaukunst oder der mit dieser dort eng verbundenen monumentalen Architektonik. Durchgehends nur aus zwei großen einfachen Massen bestehend (aus dem glatten, zur Base dienenden Würfel und dem oberwärts in einem Pyramidion auslaufenden Säulenschafte, der in der etwas ausgehöhlten obern Fläche jenes Würfels eingesenkt war) standen sie öfters reihenweise als vereinzelt an den Zugängen oder in dem geweihten Umkreise der großen Landesheiligthümer, zu denen sie, rein architektonisch genommen, in einem ähnlich wirkenden Verhältnisse stehen mochten, wie etwa die Minarete zu den Moscheen oder die freistehenden Glockenthürme zu den Kirchen altitalienischen Baustyles. Da, wo für das Auge ein solcher Bezug fehlte, mußte nothwendig eine Combination eintreten wodurch der Eindruck eines ganz in sich selbst abgeschlossenen Kunstgebildes hervorgebracht wurde. Dies zu erreichen, bot als das nächste Mittel die Anwendung eines zweckmäßigen Unterbaues wie von selber sich dar; was auch schon von den verschiedenen italienischen Baumeistern, welche im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Wiederaufstellung antiker Obelisken in Rom zu besorgen hatten, sehr richtig war empfunden worden; nur, daß bei der damaligen unvollkommnern Kenntniß des Alterthums und dem schon überall zum Ausschweifenden und Uebermäßigen sich hinneigenden Zeitgeschmacke an ein so klassisches Verfahren nicht zu denken war, wie es bei dem ähnlichen Gegenstande das Ziel und Augenmerk eines jetzt lebenden Architekten seyn mußte.

Vor Allem wurde in dem gegenwärtigen Falle sorgfältig darauf Bedacht genommen, durch eine hinreichende Erhöhung des Bodens über dem Niveau des umgebenden Platzes und der angrenzenden Straßen die angewiesene Stelle zur Aufnahme des erforderlichen Unterbaues gehörig zuzubereiten. Die auf diesem etwas erhöhten Grunde errichtete Unterlage kündigt gleich auf den ersten Blick als ein Uebergang und verbindendes Glied zwischen dem Denkmale und seiner Umgebung sich an. Drei reinquadratisch konstruirte, je zwei Schuh hohe Absätze oder Stufen aus Werkstücken von weißem Marmor, bilden das Ganze dieser einfachen Substruktion in sogestalten Proportionen, daß der oberste Absatz gleichmäßig nach allen Seiten sechs Schuh gegen den Sockel des Obelisken auslabet, der zweite vier Schuh gegen jenen und der unterste eben so viel gegen den mittlern. Die Base der Säule selber hat im Gevierte einen Flächeninhalt von hundert Quadratschuh, woraus sich gegen den Umfang der auf dem Boden aufliegenden untersten Stufe (die achtunddreißig Schuh lang und eben so breit ist) ein Verhältniß ergibt, ungefähr wie 1 zu 14½. Die obern Flächen der drei Stufen haben nach auswärts eine starke Senkung und an ihren lothrechten Seiten einen breiten mehrzölligen Vorsprung, was den Umrissen dieses mehr gelassen sich ausbreitenden als hohen Unterbaues die wünschenswerthe Abwechslung und Anmuth verleiht.

Unmittelbar auf der dritten und obersten Staffel fußt der mächtige Denkpfeiler selber, dessen Spitze genau Einhundert Schuh über der Erde sich erhebt. Wird diese Höhe (wovon $^{19}/_{20}$ Theile auf die Metallsäule sammt ihrem Würfel kommen, der Rest jener Marmorunterlage zufällt) an das Längenmaaß der größern, in Rom befindlichen antiken Spitzsäulen gehalten, so zeigt es sich, daß der Münchner Obelisk an Größe dem Lateranensischen bedeutend nachsteht, dagegen den vor St. Peter merklich überholt, wiewohl auch dieser letztere, vermöge seines, in sehr modernem

Sinne, hoch aufgethürmten Fußgestelles etwa um 20 Palmen höher hinauf reicht.

In der Verbindung mit jener Unterlage der drei Marmorstufen war für den zunächst daran stoßenden Theil des Obelisken die antike Form des glatten Würfels unmöglich beizubehalten und auch schon wegen der anzubringenden Inschriften einiger architektonische Schmuck an dieser Stelle kaum zu entrathen. Nur kam es, wie dies hier bestens ist beobachtet worden, darauf an, das rechte Maaß zu halten. Für's Erste hat die Zugabe eines mäßig vorspringenden Sockels, oberwärts mit umgestürztem Karniße und doppelter Platte versehen, die zweifache Bestimmung den äußern Umriß zu beleben und zugleich den Eindruck der Festigkeit zu erhöhen. Ferner wird gleichmäßig auf allen Seiten die Einförmigkeit der über dem Sockel befindlichen größern Flächen durch volle, reiche im Bogen tief niederhangende Gewinde von Eichenlaub und Cypressen sattsam unterbrochen. Die breiten, zur Rechten und Linken hart an den Kanten des Würfels in geschwungenen Linien herablaufenden Bänder, woran diese Laubgehänge befestiget sind, schlingen sich durch die gewundenen Hörner colossaler Widderköpfe, die, etwas unterhalb der obern vier Ecken in diagonaler Richtung ansetzend, in was immer für einem Durchschnitte gesehen, als kräftige Ausladungen hervortreten, und, indem sie als unentbehrlicher Zierrath hier ganz an ihrem Platze sind, auch der Bedeutung nach nicht schicklicher hätten gewählt werden können; mag man sie nun für antike Göttersymbole, für Sinnbilder der Stärke oder was am nächsten liegt — für eine Anspielung auf den Waffengebrauch (Ballistenköpfe) der Alten nehmen.

Folgt das Auge, von dem Scheitel der Säule angefangen bis da, wo das einfach geschnittene Fußgestelle auf den geräumigen Stufen ruht und über diese noch weiter bis auf den Grund hinabgleitend, dem sanften, fließenden Zuge der Hauptumrisse, so empfindet es alsobald das reinste Behagen und vollkommene Wohlgefallen, womit der Zauber des Kunstschönen und Wahren, und dieser allein, mit dem äußern auch den innern Sinn unwiderstehlich anzieht und fesselt. Was aber zuletzt auch hier, wie bei jeder freien Schöpfung der Kunst, den Eindruck bleibend vollendet, ist endlich doch nur die dem schönen Werke eingeborene Kraft und Einheit des künstlerischen Gedankens in der nachhaltigen Wirkung der organisch verbundenen großen Massen, als wodurch es, auf den ersten Anblick und öfter wieder gesehen, nur Gedanken voll des höchsten Ernstes in der Seele anregend, seine hohe Bestimmung für immer reichlich erfüllt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Miniaturmalereien der orientalischen Manuscripte und die mit Abbildungen versehenen alten Reisebeschreibungen in ihren Beziehungen zur neuen Malerei.

(Fortsetzung.)

Wenn der Künstler, welcher sich gerne mit dem Orient beschäftigt, einige der großen Scenen, die in sieben früheren Gedichten an Mahomet erinnern, in's Gedächtniß zurückrufen, und das arabische Manuscript Kalila und Dimna *) zu Rathe ziehen will, so wird er sich schnell überzeugen, daß die Araber in Beziehung auf Kunst weit unter den Persern und selbst unter den Tartaren stehen. Demungeachtet sind diese Malereien, bei denen man auf den ersten Blick den nationalen Typus erkennt, in allem dem von großem Nutzen, was das Studium des alten Kostüms betrifft, besonders, wenn es wahr ist, was man versichert, daß die Araber noch weniger, als die übrigen Völker des Orients, Kleidung und Gebräuche gewechselt haben. Die Séances de Hariri **) werden in dieser Beziehung mit Nutzen zu Rathe gezogen werden, und die Figuren dieses Manuscripts sind auch weniger plump gezeichnet, als die des Kalila. Wie in den griechischen Malereien des Mittelalters, sind die Köpfe der hauptsächlichsten Personen mit einer goldenen Glorie umgeben, was einige Verbindung der arabischen mit der byzantinischen Schule anzudeuten scheint. In jedem Falle macht das Alterthum diese beiden Manuscripte doppelt kostbar; sie gehören in's XII. und XIII. Jahrhundert.

Unter den ernsthaften und gleichgültigen Türken scheint die Kunst als eine ganz frivole Sache behandelt worden zu seyn; indessen ist sie doch weniger unvollkommen, als die der Araber, und ein türkisches Manuscript des XVIII. Jahrhunderts ***), welches die Bildnisse der ottomanischen Herrscher enthält, wird wenigstens nützliche Belehrungen über das genaue Kostüm Osman's und seiner Nachfolger geben, dessen Reichthum sich in dem Maaße vermehrte, als die Eroberer ihre ursprünglichen strengen Sitten verließen.

Hier wäre ohne Zweifel Gelegenheit, und mit den Manuscripten des morgenländischen römischen Reiches zu beschäftigen, dessen Malereien genau die Zeit seines Verfalles darthun, aber man würde an ihnen nichts finden, als den Reflex der alten Kunst, auch würde dies uns von unserem Ziel entfernen und uns aus dem Orient nach Europa führen. Es genügt, unter den byzantinischen Manuscripten nur eines zu bezeichnen, das sowohl durch

*) Nro. 1483. A. fonds arabe.

**) Supp. arabo.

***) Supp. turc; Nro. 55.

den Charakter seiner Miniaturen, als durch seine gute Erhaltung kostbar ist. *) In diesem herrlichen Werke findet man den ganzen religiösen Sinn des morgenländischen römischen Reiches und merkwürdige Traditionen aus den alten Zeiten.

Die europäischen Handschriften des Mittelalters bieten der Malerei kein Hülfsmittel in Beziehung auf das Studium der orientalischen Kostüme dar. In der Bibliothek zu Paris befindet sich eine große Anzahl von Manuscripten von Reisenden aus jener Zeit, aber mit Ausnahme der Miniaturen in dem Manuscripte von Bertrandon de la Broquiere **) findet man in ihnen keine Malerei, die mit einiger Genauigkeit ausgeführt wäre, und zur Ortskenntniß dienen könnte. Nichts desto weniger war ich oft erstaunt über die erfindungsreiche Naivetät dieser kleinen Gemälde, die ihr Daseyn der Muße des Klosterlebens verdanken. Im Allgemeinen waren diese Gemälde nach einem und demselben Leiste gefertigt. Sie waren die nämlichen für Rubruquis und Briènl, für Hayton und Odric. Man adoptirte für alle Gegenden des Orients ein phantastisches Costüme, aus dem griechischen und venetianischen zusammengesetzt. Der belehrende Mönch behielt stets seine Kapuze, hie und da zeigten sich Ritter als Ueberwinder von Ungeheuern, und gothische Schlösser boten ihnen eine Zuflucht gegen Stiere mit dem Kopfe eines Seefisches, oder gegen Krokodille mit Menschenköpfen. Das herrliche Manuscript: „merveilleuses histoires" liefert zahlreiche Belege über die wilde Imagination, die in diesen Malereien herrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Akademien und Vereine.

Am 13. Okt. 1833 fand in öffentlicher Sitzung die Preisaustheilung in der Akademie zu Paris statt. Hr. Ramey Sohn verlas eine Schilderung des Lebens und der Werke von Guérin, welche Hr. Quatremère de Quincy, lebenslänglicher Sekretair der Akademie, verfaßt hatte. Hierauf folgte die Vorlesung des Berichts über die Arbeiten der königl. Pensionäre in Rom, durch dessen Verfasser, Hrn. Garnier. Sodann wurden die Preise vertheilt; s. darüber Kunstbl. Nr. 2, S. 8.

Die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Arras hat außer den jüngst gemachten Ankäufen den HH. Colin, Biard, L. Boulanger und Huet Medaillen, und den HH. Gigoux und Desboeufs ehrenvolle Nennung zuerkannt.

Bei der am 15. Oktober, dem Geburtsfeste des Kronprinzen von Preußen, gehaltenen festlichen Versammlung des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums zu Halle berichtete Prof. Dr. Friedländer über die vor wenigen Wochen gehaltene große Versammlung der Alterthumsforscher, welcher er beigewohnt hatte, und Prof. Dr. Wilda über den jetzigen Stand der antiquarischen Forschungen in Dänemark. Zwei wissenschaftliche Arbeiten wurden vorgelegt: die des Landraths Lepsius zu Naumburg über die zu Görschen im August aufgefundenen wichtigen Bracteaten durch den Lehrer Wiggert aus Magdeburg, und die Notizen des Hrn. Destbier (jetzt in Berlin) über das bronzene Grabdenkmal des Gegenkönigs Rudolph im Dome zu Merseburg, begleitet von einer Zeichnung desselben durch den Dr. Weber.

Der Berliner Künstlerverein, der nunmehr neunzehn Jahre besteht, hat am 18. Okt. seinen Stiftungstag durch eine sinnreiche Vereinigung von lebenden Darstellungen aus allen Reichen der bildenden Kunst und unterstützt von dramatischen und musikalischen Künstlern gefeiert.

Am 22. Oktober wohnte der Kronprinz von Preußen auf seiner Reise durch Westphalen und die Rheinlande zu Düsseldorf einem Feste der Kunstakademie bei, auf welchem, nach einem Prologe, von den Mitgliedern dieser Akademie mehrere schöne Transparents unter Chorgesang vorgestellt wurden, an welche sich, als den wesentlichen Theil des Festes, die Darstellung einiger trefflich geordneten lebenden Bilder knüpfte.

Neue Kupferwerke.

Dodwell (from Drawings by the late Edw.) Views and Descriptions of cyclopian on pelasgic remains in Greece and Italy with constructions of a later period. 1 Vol. fol. 131. lithogr. plates. Pr. 6 L. 16 Sh. 6 D.

*) Nro. 1528. Gr. anciens Fonds. Auch vergleiche man in der königl. Bibliothek den Gregor von Nazianz des IX., den Psalter des X. und das griechische Evangelium des XI. Jahrhunderts. Diese Bücher sind in Beziehung auf Kunst bewunderungswürdig. In der Versteigerung des Nachlasses des Hrn. v. St. Martin fanden sich auch schöne armenische Manuscripte mit Miniaturen.

**) Nro. 77.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 13. Februar 1834.

Der eherne Obelisk in München; enthüllt den 18. Oktober 1833.

(Beschluß.)

IV. Geschichte des Gusses.

So unüberwindlich schienen bei der besondern Beschaffenheit der Aufgabe die damit verbundenen Schwierigkeiten, daß aller Orten von den erfahrensten Toreuten die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs bezweifelt oder ganz in Abrede gestellt wurde. Um Hand an das Werk zu legen bedurfte es unter solchen Umständen einer mehr als gewöhnlichen Unerschrockenheit und eines so kräftigen Antriebes wie er hier glücklicherweise nahe lag in dem von oben herab gegebenen Beispiele einer vor keinerlei Hindernissen jemals zurückweichenden Ausdauer und Festigkeit des Willens.

Bei der kolossalen Größe der Säule (deren ganzes Metallgewicht auf 61,874 Pfund sich beläuft) war, wie es sich von selber versteht, der Guß nicht anders als stückweise, das Zusammensetzen aber und Verbinden der Theile erst am Platze zu bewerkstelligen. Dagegen mußte, um die Richtigkeit der Verjüngung zu erlangen und des genauesten Ineinandergreifens der einzelnen Stücke gewiß zu seyn, das Modell im Ganzen gearbeitet werden, worauf es dann erst in fünfzehn Theile, von je fünfthalb Schuh zerlegt wurde; mit Ausnahme der obersten Abtheilung, welche fast die doppelte Länge erhielt. Der Untersatz mit seinem Sockel, als ein für sich bestehendes Glied, konnte ganz abgesondert behandelt werden.

Am 29. November 1829 wurde mit dem Ausgießen des zehn Schuh langen obern Schlußtheiles der Anfang gemacht, wobei es aber allerdings das Ansehen hatte als sollten die aus der Fremde herübergekommenen schlimmen Prophezeihungen wirklich in Erfüllung gehen. Dieser erste Guß schlug gänzlich fehl. Immer war aber dabei auf dem Wege der Erfahrung Eines gewonnen worden, die Gewißheit, wo eigentlich die Gefahr liege und wie sie zu beseitigen sey. In Folge zu geringer Verspannung der äußern Seiten der Form waren dießmal — wie man unter andern vorhergesagt hatte daß es geschehen werde — die Metallwände auf allen Seiten eingesunken, was für die Zukunft durch genaueres Berechnen der Metalleinziehung unfehlbar konnte vermieden werden. Das im flüssigen Zustande auf jeden Schuh um anderthalb Zoll ausgedehnte Erz erheischte daher, daß der Kern künftighin ebensowohl den gehörigen Grad von Nachgiebigkeit erhalte, um der Einziehung nicht allzugroßen Widerstand zu leisten — weil er sonst jedesmal reißen muß — als zugleich auch genugsame Festigkeit, um dem mit der einströmenden Masse in's Ungeheuere gesteigerten Drucke hinreichend widerstehen zu können.

Schon am 30. Januar 1830 erfolgte der zweite Versuch, der, obwohl unter sehr ungünstigen Umständen (bei strenger Kälte) unternommen, durch den vollständigsten Erfolg alle jene Unglücksweissagungen mit Eins zu Nichte machte und somit das Gelingen des kühnen Unternehmens ganz außer Zweifel setzte. Das Ausgießen der übrigen vierzehn Abtheilungen des Säulenschaftes ging hierauf in verschiedenen Zeitpunkten der nächsten drei Jahre mit zunehmender Sicherheit und ohne irgend eine Störung von Statten, bis endlich den 12. April 1833 (mit einem Metalleinsatze von 15700 Pfund) das Piedestal an die Reihe kam. Den erhöheten Schwierigkeiten und Gefahren dieses letzten Gusses entsprach die Größe der mit der äußersten Umsicht gemachten Zurüstungen; dennoch hatte es während des Vorganges kurze Zeit den Anschein als seyen sie unzureichend gewesen, um vor der Doppeltgewalt des mit Feuer- und Wasserskraft zugleich wirkenden Elementes bestehen zu können. Schon hatte nach sichern Kennzeichen die Form bis oben heran sich glücklich gefüllt, als durch die Masse des noch immer mit Macht nachdringenden überschüssigen Erzes, dieses zwischen dem obern Rande der Form und dem darüberliegenden Kanale sich einen Weg bahnte, und, von da aus in das feuchte Erdreich eindringend, durch den Druck der hier entwickelten

Dämpfe den ganzen Canal erst hob, dann sprengte, worauf der Boden rings um das Gemäuer der Form wie durch ein Erdbeben in eine wallende Bewegung gerieth, und während einiger schreckenvollen Minuten das Aergste sich befürchten ließ. Inmitten dieses verwüstenden Aufruhes war aber die Form doch völlig unversehrt geblieben. Ihr Inhalt, nachdem sie abgebrochen war, kam ohne Fehl und Mackel, in vollendeter Reinheit zu Tage, und somit hatten die wesentlichsten Vorarbeiten zu einem Werke, wie es in der Geschichte der Erzgießkunst seines Gleichen nicht hat, ihr Ende glücklich erreicht.

V. Construktion. — Innerer Halt.

Noch waren bei der Aufstellung selber wieder Schwierigkeiten von ganz eigenthümlicher Art zu überwinden, auf welche, um ihrer Herr zu werden, gleich von Hause aus die volle Aufmerksamkeit des Baumeisters sich hinwenden mußte, da wegen der Neuheit des Falles die Erfahrung sich nicht eben um Rath befragen ließ, und das mindeste Versehen in der ursprünglichen Disposition leicht unberechenbare Nachtheile zur Folge haben konnte.

Künstlerisch angesehen blieb es hier immer ein erstes Erforderniß, die getrennten Theile dergestalt zu verbinden, daß es das Ansehen gewönne, als sey doch Alles aus Einem Guße. Dies ist auf eine höchst einfache Weise erreicht worden und liegt wohl eben in dieser äußersten Einfachheit die Güte und Gründlichkeit des angewandten Verfahrens. Mittelst eines Falzes, durch Schrauben stark aneinander geschlossen, greift immer ein Theil in den andern über und ein. An den Stoß-Enden der einzelnen Abtheilungen wurde überall ein erhöhter Rand (Grat) schon mitgegossen, ausgiebig genug alle Fugen dicht damit zu verhämmern und zu verziehen, daß keine Spur irgend eines Einschnittes mehr sichtbar ist, und so das Ganze nun wirklich als eine einzige Masse edelgediegenen Erzes sich darstellt. Hiemit war der äußern Schönheit des Werkes auch von dieser Seite vollkommen Genüge geleistet. Für seine Stärke und Haltbarkeit durfte nicht geringere Sorgfalt getragen werden. Zur Unterstützung der verhältnißmäßig ziemlich dünnen Wände des Obelisken (diese haben, um das Gewicht möglichst zu ermäßigen, unterwärts nicht viel mehr, nach oben sogar etwas weniger als einen Zoll Metalldicke erhalten) wurden die Ecken inwendig säulenartig verstärkt ausgegossen, wodurch die ganze Last gleichsam auf vier hohen Eckpfeilern ruht. Außerdem sind, ebenfalls schon im Ausgießen die innern Winkel jenes Abtheils oben und unten quer über mit starken Schienen versehen und desgleichen am Rande, gerade einander entgegenstehend, (sogenannte) Lappen angebracht woran die eisernen Anker befestigt sind, welcher die Metallwände zusammenklammern. Nachdem solchergestalt die innere Verbindung sicher gestellt war, durfte endlich bei der Ductilität und Biegsamkeit des Metalles weder der Einfluß der Sonnenhitze, noch vornehmlich die Allgewalt der Luftströmung und des Luftdruckes nicht außer Acht gelassen werden. Diesen beiden mächtigen Agentien entgegenzuwirken blieb nichts anders mehr übrig als den hohlen Raum des Obelisken wenigstens theilweise auszumauern. Die Vorsicht ist noch einen Schritt weiter gegangen und das Mauerwerk bis an die Spitze hinaufgeführt worden, wozu man sich als des schicklichsten Materials der Nagelflue bedient hat. Die erste Schicht der Quadern liegt auf einer Metallplatte, die an dem Sockel ebenfalls mit angegossen ist. Das dritthalb Klafter tief ganz massiv ausgemauerte Fundament ruht auf Urgrund (gewachsenem Kiesboden). Im Innern der Säule aber ist das Gemäuer auf bewunderungswürdig sinnreiche Weise so construirt, daß jene zur innern Befestigung dienenden Metallglieder (die Schienen, Lappen, eisernen Anker) überall auf den Quadern sich stützen ohne doch selber auf irgend einem Punkte von denselben gedrückt oder belastet zu werden, indem das Metall nach unten durchweg fest aufliegt, oberwärts aber frei gelassen ist, und bildet demnach die aus Gestein, Erz und Eisen netzartig ineinander verschlungene Masse, wo immer Eins das Andere bindet, schließt, verstärkt, ein Ganzes von solch unverwüstlicher Haltbarkeit, daß es, wie je ein von Menschenhänden vollbrachtes Werk, geeignet scheint den Wechsel aller Zeiten zu überdauern und vor den kommenden Weltaltern ein gutes Zeugniß für die Tage seines Ursprungs abzugeben.

VI. Inauguration. — Inschriften.

Als Mittelpunkt großer historischer Erscheinungen hatte längst zuvor der erlauchte Gründer des hier beschriebenen Denkmals den 18. Oktober zu dessen feierlicher Einweihung ausersehen. Die Stunde selber, in welcher die erhabene Weihe vollzogen wurde, ließ nichts vermissen von alle dem was dazu dienen konnte, ihre geschichtlich ernste Bedeutung hervorzuheben und in das rechte Licht zu stellen. Eine in's Einzelne gehende Erzählung dieser denkwürdigen, durch die Fülle königlichen und kriegerischen Glanzes verherrlichten Feierlichkeit, wie sie zu seiner Zeit an mehr als Einem Orte die geeignete Stelle bereits gefunden hat, liegt nothwendig ganz außer dem Kreise dieser Blätter. Es erübrigt demnach nur in den Schluß der Darstellung die Reihe der Inschriften noch aufzunehmen, welche, unmittelbar von des Königs Majestät ausgegangen, den Fuß der Säule einnehmen und in nachstehender Ordnung sich folgen:

Gegen Abend:

DEN DREISSIG TAUSEND
BAYERN
DIE IM RUSSISCHEN
KRIEGE
DEN TOD FANDEN.

Mittag:

ERRICHTET
VON
LUDWIG I.
KOENIG VON BAYERN.

Morgen:

VOLLENDET
AM
XVIII OCTOBER
. MDCCCXXXIII.

Mitternacht:

AUCH SIE STARBEN
FÜR
DES VATERLANDES
BEFREYUNG.

Ok.

Ueber die Miniaturmalereien der orientalischen Manuscripte und die mit Abbildungen versehenen alten Reisebeschreibungen in ihren Beziehungen zur neuen Malerei.

(Fortsetzung.)

Das Manuscript der Reisen Haytons *) bietet in diesem Kreis eine köstliche Abwechslung dar. Doch gibt es nichts Merkwürdigeres als die Histoire du monde **), wo das phantastische Universum des XV. Jahrhunderts in seiner ganzen Einfalt erscheint. Egypten ist mit durchbrochenen Thürmen bedeckt, und statt der unermeßlichen Pyramiden erblickt man kleine Kirchen, unsern Dorfkapellen ähnlich. Die Anbetung des goldenen Kalbes und die Versuchung eines Heiligen in der Thebais, von häßlichen Teufeln und reizenden jungen Mädchen umgeben, ist nicht vergessen. Das irdische Paradies hat darin ganz gewöhnliche Freuden, und man ist genöthigt, die Genauigkeit des Malers, welcher bei dem Kapitel über Indien einen Mann, mit einem Turban geziert, und ein Weib, das sich in einen brennenden Holzstoß stürzt, dargestellt hat, für eine unverhoffte Tradition zu halten.

Wir sind hier neuerdings an den Ufern des Ganges, und mit Hülfe dieser alten occidentalischen Manuscripte wird es uns leicht werden, nach dem wahren, nicht dem phantastischen China überzugehen. Später kehren wir dann zu den orientalischen Handschriften zurück.

*) Supp. franc., 650, 10.

**) Nro. 7499. Das Manuscript enthält 57 Figuren. Eine französische Uebersetzung von Solin (Gaiguères Nro. 92) ist mit einer großen Anzahl von Malereien ähnlicher Art geziert.

Wie in Indien, so hat auch in dem alten Reiche China die Kunst einen ganz eigenen Gang genommen und sich endlich selbst Schranken gesetzt; sie hat ihre Aufgabe enger zusammengezogen, und man ist erstaunt, daß sie mit so vieler Anmuth und Einfachheit sich nicht bis zur ganzen Höhe des Talents, bis zur wahrhaften Malerei erhoben hat. Es war nur noch ein Schritt zu thun; er wurde aber nicht gewagt, und man ist versucht zu glauben, daß der Geist des Volkes nicht so weit gereift sey, einen solchen Fortschritt zu gestatten. *) Die Chinesen copiren unsere Malereien mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, und doch wird man gewahr, daß sie dieselben nicht völlig nachahmen, sondern jedesmal einen ganz eigenen Charakter hineinlegen. Aber noch merkwürdiger ist, daß sie die Mysterien von Schatten und Licht nicht zu entschleiern vermögen; sie halten sich lediglich an die reine und klare Darstellung des Gegenstandes und beachten die Wirkung der Lichtstralen durchaus nicht. Nichts destoweniger haben die Chinesen in ihrer Malerei eben so viele Anmuth, Feinheit und Abwechslung des Ausdrucks, wie in ihrer Poesie.

Wenn indessen der europäische Künstler in den Sammlungen, die wir ihm namhaft machen könnten, die Wahrheit des Kostümes suchen will, so würde ihm die Wahl schwer fallen. Wir begnügen uns daher, ihm eine merkwürdige Antiquität zu bezeichnen, die der Kunst wesentlichen Nutzen leistet, wenn sie in ihrer Allgemeinheit betrachtet wird. Es ist eine chinesische Iconographie, welche die königl. Bibliothek zu Paris (Section der Handschriften) bewahrt, und wenn auch die Ausführung plump seyn mag, und man daran nicht die strenge Genauigkeit erblickt, die sonst den Malern des chinesischen Reiches eigen ist, so sind doch die darin enthaltenen traditionellen Figuren zu kostbar, um hier nicht erwähnt zu werden. Ueberdies wird es nicht länger mehr angehen, mit dem Typus des Kopfes eines Lao-Tseu oder Hong-Fu-Tzen unbekannt zu seyn, wie es dem gebildeten Künstler schlecht anstehen würde, den Kopf des Socrates oder Plato's nicht zu erkennen. Die Portraite der großen chinesischen Philosophen haben sich von Zeitalter zu Zeitalter erhal-

*) Ein nicht unberühmter italienischer Maler, der Pater Castiglione, sah sich während seines Aufenthalts in Pecking gezwungen, seine Kunst dem Geschmacke des Landes unterzuordnen, und als von der Gesandtschaft des Lords Macartney den Chinesen mehrere Portraits angeboten wurden, fragten sie ganz ernsthaft, ob die Gesichter der Europäer zweierlei Farben hätten. (Ihre Gemälde hatten nämlich bis dahin keinen Schatten, daher die Frage). Jetzt folgen die chinesischen Künstler zwar der neuen Bahn, aber bis sich diese zweierlei Arten der Malerei in einander verschmolzen haben, werden die Chinesen neuerdings zurückbleiben und Europa natürlich dabei nichts gewinnen.

ten, und der Künstler hat sie uns in dieser Iconographie *) in getreuen Kopien geliefert. Wir wollen hören, was er selber darüber sagt:

„Mit dem Beginne des 21sten Jahres Kang's (zu Ende des Jahres 1686) habe ich Po-Kie, zugenannt Tchang-Seion die Kopien der Portraits von mehr als 100 berühmten Personen geendigt, wovon die Originale sich in den Tempeln befinden, wo man ohne Partheilichkeit die Verdienste derer verewigt, die sich durch ihre Tugend hiezu würdig gemacht haben. Um einen leichteren Begriff von ihnen zu geben, glaubte ich über jede einzelne Person etwas sagen zu müssen u. s. w." — —

Wir beschließen diesen Ueberblick der Malereien des Orients, indem wir auf eine der neuesten Acquisitionen der königl. Bibliothek zu Paris aufmerksam machen. Es ist dies ein cochinchinesisches Manuscript, wunderschön erhalten und mit zahlreichen, höchst sorgfältig ausgeführten Figuren geziert, in denen indessen der phantastische Theil vorherrscht. Wir halten uns darum auch verpflichtet zu gestehen, daß dieser Zuwachs an Reichthum die Kunst nur wenig interessirt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese Sammlung hat keine Nummer; der berühmte Amiot schickte sie im Jahre 1771 an die königl. Bibliothek. Der gelehrte Missionär sagt ausdrücklich, daß er bei der Erwerbung derselben der Meinung gewesen sey, sie könne von wesentlichem Nutzen seyn, sey es auch nur, um einen Begriff von chinesischen Kostümen zu geben. Und in Wahrheit ist diese Iconographie von dem höchsten Interesse für das Studium der historischen Physiologie, ja selbst der Phrenologie. In dieser Galerie der großen Männer China's ist Lao-Tsen mit Zügen eines Greises dargestellt, die eine wahrhaft himmlische Güte ausdrücken; sein Teint wurde selbst für einen Europäer die volleste Reinheit haben; sein Bart ist glänzend weiß, und es scheint, daß der ursprüngliche Typus des Geschlechtes der Sins sich in ihm nicht geändert hat. Hong-Fu-Tzeu (Confucius) ist beinahe schwarz, und sein Blick von einer durchdringenden Intelligenz belebt. Meng-Tzeu (Mencius), der berühmteste Philosoph nach diesen beiden Gründern der chinesischen Moral, hat einen gelben Teint und sehr schwarzen Bart: ein ganz eigener Typus. Die Physionomie Yuen-Che-Tsou, des Gründers der mongolischen Dynastie, ist beinahe ganz roth und zeigt eine neue Abwechslung unter diesen reinchinesischen Figuren. Man sieht aus dem Kostüme dieses Eroberers und der darauf folgenden Figuren deutlich den Unterschied der Trachten der Tartaren und der alten Bewohner des himmlischen Reiches.

Zwei andere wundervolle Bände in Folio: „Plantes de la Chine et du Japon" dürfen hier nicht unberührt bleiben. Die in diesen beiden Ländern so malerischen Nutzpflanzen und Früchte sind darin mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Feinheit und Anmuth abgebildet. Die Figuren sind von Vögeln und Insekten umgeben, die auf das zärteste ausgeführt sind, und die Lebendigkeit der Bewegungen derselben sucht man vergebens in unseren Werken über Naturgeschichte und besonders über Zoologie.

Bauwerke.

Eine große eiserne Kettenbrücke hat die Stadt Epinal über die Mosel bauen lassen durch Hrn. Gabon; die Kosten davon steigen auf 150,000 Franken. Fünf Stunden lang trug die Brücke eine Last von 95,000 Kilogrammen, und vier Wägen, jeder 5000 Kilogr. schwer, fuhren darauf hintereinander. Die nähere Beschreibung des kunstvollen Baues gibt der Moniteur (6. Nov.).

Eine Hängebrücke von Eisenstangen, mit 70 Mètres Oeffnung, über die Vienne zwischen Limoges und Poitiers errichtet, ist nach dreitägigem Versuch mit einer Last von 61,000 Kilogr., dem Publikum freigegeben worden. Eine andere aus Eisendraht über demselben Fluß bei Chauvigny, zwischen Poitiers und Leblanc, wird gleichfalls in Kurzem eröffnet. Eine dritte aus Eisenstangen wird in La Roche-Posay über die Creuse erbaut. Mehrere andere hölzerne und Eisenbrücken sind in demselben Departement im Plane.

In Toulouse sind die Arbeiten am Museum ihrer Vollendung nahe. Die Kuppel wird demnächst dem Maler zur Ausschmückung übergeben. Die Marmorverkleidung ist so prachtvoll als es die Kunstwerke, die daselbst aufbewahrt werden sollen, in Anspruch nehmen.

In derselben Stadt wird auch Basis und Würfel der Fontaine Dupuy mit Marmor verkleidet; auf das Monument wird eine Statue der Fama gestellt werden. Dem Bildhauer Griffoul-Dorval ist das Relief der Vorderseite des Sockels übertragen.

Am 28. Okt. wurde die nach römischen Berichten nun beinahe ganz wieder hergestellte Basilika des Apostel Paulus von dem Pabste besucht. Als besonders schön wurden die 18 neuen Säulen aus weißem und schwarzem Granit erfunden.

Bei Neapel soll die Strada Nuova des Pausilips, welche schon von den Oestreichern 1823 vollendet, aber später durch einen Erdfall verschüttet wurde, auf's Neue fahrbar gemacht und durch eine Brücke mit der nahen Insel Nisida verbunden werden.

Durch den Beschluß des Municipalraths von Rouen vom 1. Nov. 1833 ist ein Concurs für Architekten bis zum 1. März 1834 eröffnet, um Pläne für Errichtung eines Zollgebäudes einzureichen, welches in der Stadt zwischen den Straßen la Vicomté und Saint-Eloi, 54 Mètres und 50 Centimètres in der Länge, und in seinem ganzen Raume 2700 Quadratmètres einnehmen soll. Drei Preise sind festgesetzt; der erste zu 500 Franken, der zweite zu 2000, der dritte zu 1500 Fr.; sollten jedoch weniger als 9 Entwürfe eingesandt werden, so sind es nur zwei Preise, und ein einziger, wenn die Zahl derselben unter sechs bleibt; die Behörde behält sich außerdem die Wahl des Baumeisters vor, der den Bau zu leiten haben wird.

Nekrolog.

In Bologna ist am 6. Januar der Kupferstecher Mauro Gandolfi gestorben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 14.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 18. Februar 1834.

Mittheilungen aus Berlin.

Den 28. Dezember 1833.

Seit ich hier bin, haben sich meine Ansichten vom Kunstleben unserer Zeit sehr geändert. Faßte ich früher die Stufe der allgemeinen Bildung, den Charakter unsers Geschlechtes überhaupt in's Auge, so fand ich darin nicht die Eigenschaften für eine blühende Kunstepoche, ich meine für eine solche, in der das Höchste, was die Zeit überhaupt kennt und begehrt, in der Kunst allein, oder nur in ihr vollkommen, zur Anschauung kommen kann. Unsere Vielseitigkeit und so die Zertheilung unserer Gemüths- und Geldeskräfte, Versuche und Interessen ist freilich das Gegentheil von jener Sammlung der Geistes- und Lebenstriebe um den einen Heerd der Phantasie. Indessen hat mich Erfahrung belehrt, daß diese flüssige Bildung, indem sie auf der einen Seite die Hindernisse und Versuchungen des schöpferischen Treibens vermehrt, auf der andern auch neue Erleichterungen gebiert. Der Einzelne zieht aus der allgemeinen Kultur, die ihn trägt, für seine besondere künstlerische Ausbildung Einsichten und innere Mittel, und dem Bedarfe der äußeren hilft dieselbe Bildung, durch welche sie nach vielen andern Wegen hin abgeleitet werden, durch eigene Veranstaltungen, öffentliche und private, nach. Wenn daher auch unsere Kunst nicht mehr die Bestimmung hat, dem gesammten Geist der Zeit die Zielsäulen seiner Richtung zu bauen und die Prozessionsfahnen seiner Wallfahrt vorzutragen, so findet sie doch noch innerhalb seiner vielartigen Spielkreise manche günstige Stelle, manchen offenen Eingang und Ausgang. Ja, wenn man bedenkt, wie viel zu dieser Zeit in der Militär- und Civilwelt gebessert und vorgenommen, wie lebhaft die Industrie der Manufaktur und des Handels in tausend Zweigen theoretisch und praktisch entwickelt, wie üppig die Literatur übertrieben wird, welche Kräfte ein unübersehbar ausgefachtes Reich der Wissenschaften in Anspruch nimmt, wie viel allgemeine Empfänglichkeit das Unterhaltungs-, Societäten- und Dilettantenwesen, sammt den öffentlichen Divertissementsanstalten, in sich zieht und verschwendet, so muß man wohl erstaunen, daß noch Gaben, Gelegenheiten, Freunde und Gelder da sind, um eine solche Zahl würdiger Bauten, plastischer Werke, Gemälde aller Art und eine solche Unzahl von Stichen und Lithographien hervorzurufen, als wir um uns werden sehen.

Geht man hier in Berlin herum, und achtet nur auf die äußere Physiognomie der Stadt, so kann man bald an verschiedenen Gebäuden und Monumenten drei Epochen unterscheiden, zwei frühere und die jüngste, unsrige, und wenn wir von den früheren die Denkmale der ältern den Werken der nachfolgenden vorziehen müssen, so ist nicht zu fürchten, daß unser junges Jahrhundert ebenso im Urtheil der Nachwelt gegen das ihm voraufgegangene zurückstehen werde. Oft, wenn ich an den zweckmäßigen Gebäuden des neuen Packhofs oder am einfachgroßen Museum vorübergehe, oder bei der soliden Königswache stehend vor ihr die zwei marmornen Helden und gegenüber den bronzenen Blücher ansehe, denk' ich mit angenehmer Beruhigung, die späteren Geschlechter werden diesen Zeugnissen eines besonnenen Kunstschaffens ihren Respekt nicht versagen können, und es wird auch unserem Zeitalter seine Ehre bleiben.

Sucht man im Innern der Stadt die Zeichen der gegenwärtigen Kunst auf und sieht entweder ihre Thätigkeit in den Ateliers der Künstler oder ihre fertigen Werke in herrschaftlichen und Privatsammlungen, so wird sich von selbst eine Auswahl machen, welche den obenanstehenden Leistungen der lebenden Kunst das Zeugniß ausgezeichneter Studien und einer oft sehr glücklich mit Sorgfalt gepaarten Freiheit, mit Ernst oder Laune beseelten Gewandtheit gibt.

Je öfter die Verbreitung und Verallgemeinerung einer gewissen wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung uns heutzutage mit einer unangenehmen Oberfläche berührt, um so erfreulicher war es mir, auch tiefere Wirkungen derselben innerhalb der Kunst an wohlerwogenen, in

Auffassung und Technik geistreichen plastischen Werken oder an Gemälden hervortreten zu sehen, die ein eindringendes, durch Reflexion geleitetes, nicht geschwächtes Naturstudium verrathen.

Seh' ich endlich auf das, was in öffentlicher Weise oder durch besondere Mehrheiten für die Kunst geschieht, so zeigt sich auch in dieser Hinsicht im Ganzen genommen ein Fonds, der durch Erfolge bewährt ist und zu Erwartungen berechtigt. Es läßt sich doch wohl glauben, daß das hiesige Museum, an sich und in sich ein Haus der Kunst, durch vorhandene und wachsende Schätze für den Künstler, den Gelehrten und das Volk eine Bildungsquelle seyn müsse; es läßt sich anführen, daß Berlin nicht nur — schon seit 1676, glaub' ich — eine Akademie der Künste, und, von ihr seit 1824 getrennt, eine akademische Bauschule (für die jetzt eben ein neues weites Gebäude emporsteigt), sondern auch eine Anzahl Künstlerschulen, an ausgezeichnete Individualitäten geknüpft, einen Künstlerverein (seit 1814), einen Verein der Kunstfreunde zur Erleichterung der Studien vaterländischer Künstler im Auslande (seit 1826), einen Architektenverein (seit 1822), einen Verein der jüngeren Künstler (seit 1825) und einen wissenschaftlichen Kunstverein in seinen Mauern hegt. — Größere Kunsthandlungen sind gewiß ein Dutzend hier, wodurch viele artistische Hände beschäftigt, einheimische, wie ausländische Werke in Curs gesetzt werden und manches interessante Neue selbst dem Vorübergehenden durch die Aushängefenster bekannt wird. Die alljährliche Preisvertheilung der Akademie, verbunden mit einer Ausstellung der Preiswerke, die Zusammenstellung, welche der Kunstverein mit den angekauften Bildern vor ihrer Verlosung vorzunehmen pflegt, die große Ausstellung einheimischer und ausländischer Kunsterzeugnisse, die alle zwei Jahre von der Akademie veranstaltet wird — dies sind zusammen nicht unbeträchtliche Mittel zur Anregung der Künstler und zur Ausdehnung des Antheils am werdenden und vorhandenen Schönen auf weitere Kreise. Daher bethätigt sich denn auch der letztere nicht nur bei einigen Gliedern der königlichen Familie, bei einigen angesehenen bemittelten Künstlern und reichen Kunstfreunden, sondern er zeigt sich auch in dem Recurs an die Kunst, der öfter von Gesellschaften und Korporationen bei ihren Festlichkeiten oder Stiftungen genommen wird. An literarischer Controle endlich fehlt es eben auch nicht. Außerdem, daß mehrere der hiesigen Tageblätter bedeutenderen Kunsterscheinungen besondere Artikel zu widmen pflegen, haben wir seit einem Jahre bekanntlich eine Wochenschrift für Kunst — schon früher bestand ein ähnliches Unternehmen — deren Mittheilungen sich zwar nicht auf den hiesigen Platz beschränken, natürlich aber den mannichfaltigen Stoff, den er darbeut, berücksichtigen.

Mit diesem ziemlich skizzenhaften Ueberblick wollte ich weder Ihnen etwas Neues sagen, noch den Statistiker spielen; ich wollte nur das nächstliegende Allgemeine zu einem vorläufigen Beweise vereinigen, daß trotz der vielen und emsigen Komplicationen in den Geschäften und Spielen des Zeitgeistes die schöne Kunst noch Raum und Gewicht genug behauptet um unsere fortwährende Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und daß mir, indem ich, Ihrem ehrenden Wunsch zufolge, mich in den Amtsrock des Berliner Kunstboten werfe, nicht bange seyn darf, die Fracht könne ausgehen. Im Gegentheil, mein Botenwagen ist bereits so voll, daß ich nur um die Ordnung der Ablieferung verlegen bin. Um so nöthiger, daß ich ungesäumt auspacke. Ich will mit den architektonischen Neuigkeiten den Anfang machen.

Die neue Bauschule, der ich schon oben gedachte, steht bereits vier Stock hoch ausgeführt an der Schleusenbrücke (auf der Stelle des alten Packhofs) und nimmt sich, wenn man über die Schloßbrücke geht, in der Nähe anderer architektonischer Massen stattlich genug aus. Es werden aber auch daran die Details der Räume mit sorgfältigen Dekorationen ausgestattet werden; und eine Anzahl junger Bildhauer ist beschäftigt, dieselben in gebranntem Thon nach Schinkels Zeichnung auszuführen. — Vier kleine, thurmlose Kirchen in den hiesigen Vorstädten nach desselben Künstlers Entwürfen sind ebenfalls so weit gediehen, daß sie nur ihre Dekoration erwarten. Sie werden wohl sämmtlich im kommenden Sommer vollendet seyn. Fertig ist auch von Schinkels neuer Kirche in Potsdam die imposante Substruktion mit einem großen korinthischen Portikus. Der innere quadratische Raum nimmt eine flache Kuppel über sich; aber die äußere Kuppel, die, nach des Meisters Plan, auf Säulen über den Hauptbau gesetzt, alle Thürme der Stadt hoch überragt haben würde, kommt nicht zur Ausführung. Für die Giebelfelder dieser Kirche hat Schinkel selbst Reliefs entworfen, die von Kiß in Stucco gearbeitet werden. — In Potsdam wird auch an des Kronprinzen reizender Villa, dem Charlottenhofe, bei Sanssouci ein neuer Theil hinzugebaut. Berlin aber wird bald durch seinen geistreichen Verschönerer Schinkel eine weitere Zierde in einer neuen großen Sternwarte gewinnen, die zur Aufstellung des Frauenhofer'schen Refractor's, zugleich zur Amtswohnung des Direktors Prof. Enke eingerichtet werden und sich in einfacher, höchst zweckmäßiger Gestalt zwischen der Friedrichs- und Lindenstraße erheben soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Miniaturmalereien der orientalischen Manuscripte und die mit Abbildungen versehenen alten Reisebeschreibungen in ihren Beziehungen zur neuen Malerei.

(Beschluß.)

Wenn wir, wie im Mittelalter, einen Moment aus Asien in die neue Welt übergehen, so müssen wir nach mexicanischen Handschriften fragen, und ihre hieroglyphischen Malereien werden uns dann den Gottesdienst, die gesellschaftlichen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, sowie das Costüm der Nationen enthüllen, welche Cortez unterjochte.

Diese mexicanischen Werke der Bibliothek sind vielleicht in wissenschaftlicher Beziehung von hohem Interesse; in Rücksicht auf die Kunst aber ist es unmöglich sie mit den Malereien von Velletri, Rom, Oxford und besonders mit denen, welche Boturini Benaducci mitgebracht hat, und welche Lord Kingsborough unlängst in seinem immensen Werke abbilden ließ, zu vergleichen. Unter ihren mexicanischen Handschriften besitzt die königl. Bibliothek Malereien, die denen des Museums von Dresden vollkommen ähnlich sind. Diese Malereien beurkunden durch ihren Charakter eine bei den alten Völkern Amerika's ganz verschiedene Kunstperiode, als die der Tolteken und Azteken, zweier kriegerischer Völker, welche der alten Kunst eines jetzt unbekannten Volkes neue Formen und Ideen unterschoben. Man muß gestehen, daß es vergebens seyn würde, wenn der Künstler, selbst in den am geschicktesten ausgeführten mexicanischen Malereien, den einfachen, anmuthigen und geistreichen Charakter suchen wollte, den man in den hindostanischen, persischen und chinesischen Malereien findet; er muß nothwendigerweise erst unter dem Symbol die Wahrheit erforschen. Es ist keine Schrift, und zugleich fragt man sich auch, ob diese bizarren Lineamente, mit menschlichen Figuren und ganz geschmacklos coloirten Verzierungen geschmückt, den Namen einer Malerei verdienen.

Am Schlusse unserer Betrachtung der so unvollkommenen Kunst des Orients und, um ihren wahren Charakter und die Art ihres Nutzens anzudeuten, müssen wir gestehen, daß die Malerei bei den Hindus, Persern und selbst bei den Chinesen nur ein Handwerk zu seyn scheint, das vor allem Geschicklichkeit und eine außerordentliche Geduld erfordert, und nur selten den einfachsten Bewegungen des Herzens entspricht. Man findet in ihr eine bis in's Kleinlichste gehende Genauigkeit und eine religiöse Sorgfalt, die geringsten Details anzugeben; aber der Maler knüpft an sein Werk kein Gefühl des Ruhmes und der Größe. Er setzt demselben seinen Namen nicht bei, oder wenn er es thut, so geschieht es rein zufällig, wie bei uns der geduldige Kalligraph den seinigen zum Andenken seiner genau ausgeführten Schrift, ihr beigefügt. Die Schöpfungen dieser unvollkommenen Künstler, die selbst wieder einer so unvollkommenen Civilisation, angehören, sind in der Malerei das, was Volkslieder ohne Namen und Zeitbestimmung dem mächtigen Genie waren, das sich so hohen Ruhm zu erwerben und seine Zeit zu beherrschen gewußt hat. Man findet in ihnen jene Anmuth, deren Einfalt bei uns oft durch die Wissenschaft erstickt wird, und welche ihre Natürlichkeit durch Verdoppelung ihrer Anstrengungen wieder zu gewinnen trachtet; aber man darf darin niemals hohe Inspirationen oder selbst nur einen malerischen Schwung der Natur suchen. Nichts beweist den Genius europäischer Malerei mehr, als die unbeachteten Versuche dieser unbekannten Maler. Glücklich das Land, wo der Enthusiasmus für die Kunst dem Künstler einen Namen und seinem verdienten Werke die Unsterblichkeit sichert! — —

Denjenigen, welchen dieser kurze Ueberblick der orientalischen Kunst nicht genügt, rathen wir, das Werk Reinaud's (Monuments arabes, persans et turcs, 1828. 2 Vol. in 8.) zu durchgehen; sie werden darin zwar nicht ausführlicher den Gegenstand unserer Abhandlung finden; aber alles, was sich auf geschnittene Steine, auf religiöse und militärische Zierathen bezieht, ist darin mit der gewissenhaftesten Sorgfalt beschrieben. Der gelehrte Orientalist wußte diese Details an die wichtigsten Züge der Geschichte und die religiösen und gesellschaftlichen Gewohnheiten der Muselmänner geschickt anzuknüpfen. Ein anderes, wie man sagt, eben für die Presse bereitetes Werk wird den Bedürfnissen der Künstler in Allem, was sich auf das orientalische Kostüm bezieht auf's Genügendste entsprechen. Herr Jouy, ein geschickter Kalligraph, hat die Absicht, eine Reihe von colorirten Zeichnungen herauszugeben, die nach den merkwürdigsten Miniaturen der königl. Bibliothek zu Paris copirt sind.

Mehrere Künstler endlich haben angefangen, Sammlungen für das Studium des Kostüms verschiedener Nationen und in verschiedenen Perioden der Civilisation anzulegen, die von hohem Interesse sind. Wir machen hier vorzüglich auf die des H. Achille Deveria aufmerksam; sie ist einzig in den Resultaten, die sie darbietet, weil die großen religiösen und historischen Begebenheiten darin in einer vollkommen chronologischen und geographischen Reihefolge erscheinen, ohne daß darum die Documente des innern Lebens vernachläßigt wurden.

Bauwerke.

Aus Odessa wird geschrieben, daß große architektonische Veränderungen in der Stadt veranstaltet werden. Der ganze Marktplatz, der 105 Klafter lang und 88 breit ist,

und der durch den Schmutz im Herbst und Winter oft ganz unwegsam wurde, wird geebnet und mit harten Steinen gepflastert; die beiden Straßen, die sich auf diesem Platze kreuzen, werden chaussirt. Mitten auf dem Platze wird auf Kosten der Stadt ein großes Gebäude errichtet, welches die Stadtwage und Victualien-Läden enthalten soll. Auf dieses Gebäude soll ein 9 Klafter hoher Thurm mit einer großen Uhr kommen. Von diesem Gebäude an sollen die ganze Straße hinunter, welche in den Bazar ausläuft, Baustellen vertheilt werden, deren Besitzer sich verpflichten müssen, Colonnaden oder offene Galerien, aus zwei Reihen von oben durch gewölbte Lagen verbundenen Säulen bestehend, nach einem gleichmäßigen Plane zu erbauen. Der Raum zwischen diesen Säulen soll mit Steinplatten gepflastert und so breit werden, daß 10 Personen darin nebeneinander gehen können. Die Colonnaden, zu deren Bau gar kein Holz gebraucht werden soll, sind zum Verkauf von Brod, Gemüse und Früchten bestimmt und sollen die Stelle der Zelte, Buden und sonstigen unförmlichen Gebäude ersetzen, die jetzt den alten Bazar entstellen. Mit dem Nivelliren und Pflastern hat man schon seit einiger Zeit lebhaft begonnen. Täglich sind über 500 Personen bei diesen Arbeiten beschäftigt.

Die Linie der neuen Straße, welche von der Londonbrücke nach dem Mansionhause zu London geführt werden soll, ist nun schon völlig sichtbar, indem eine große Menge von Häusern zwischen Lombardstreet und Eastcheap bereits niedergerissen sind. Dieser neue Straßenbau in Verbindung mit den der längst beabsichtigten Erweiterung von Prince's Street wird einer der bedeutendsten werden, welche seit Jahren in London unternommen wurden, und wird, wenn noch die ausgedehnten Umgestaltungen zu beiden Seiten der Londonbrücke hinzukommen, dem mittelsten Theile der Stadt und dem gegenüberliegenden Viertel Southwark ein ganz verändertes Ansehen geben. Auch im Westen von Temple-Bar werden Verbesserungen vorgenommen; die neue Straße, der Waterloobrücke gerade ein, die den Strand und die Surreyseite der Themse mit dem Regentenpark und den nördlichen Vorstädten verbinden soll, ist schon im Bau begriffen.

Künftigen Frühling wird zur Verschönerung der Stadt Bayonne der dortige Freiheitsplatz um 2,006 Quadratmètres d. h. um das Doppelte seines bisherigen Umfangs vergrößert, so daß er auch den Raum des bisherigen Theaters und des daranstoßenden Hauses einnehmen wird. Der Kai wird zwei Landungsplätze haben, davon der eine bis zur Brücke Mayou ausläuft, der andere für die neue Douane bestimmt ist; an der Uferseite wird er mit eisernem Geländer verschlossen. Die ganze Länge des Kai's von der Brücke Mayou bis zu den Allées marines wird 157 Mètres betragen.

Persönliches.

Die königl. Akademie der Künste zu Berlin hat den Modelleur und Ciseleur Friedrich Adolph Leonhard Straube aus Weimar zu ihrem akademischen Künstler ernannt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 20. Februar 1834.

Turin, im Dezember.

Man hat unserer schönen Königsstadt lange und mit Recht vorgeworfen, daß ihr ganz fehle, wovon von Mailand an jede italienische Stadt wenigstens etwas aufzuweisen hat, eine zugängliche Gemäldesammlung. Wir hatten einen Schatz von ägyptischen Statuen, Kunstsachen und Handschriften, aber kein italienisches Gemälde zu dem man hätte treten dürfen. In den verschiedenen königlichen Pallästen war zwar vieles Gute und Treffliche aufgestellt, wozu der Cardinal Moriz von Savoyen den Grund gelegt und Emanuel Philippus und Karl Emanuel hinzugekauft hatten. Diese beiden Könige hatten auch schon den Gedanken aus allem zerstreut Vorhandenen eine große öffentliche Sammlung zu bilden, aber immer kam es nicht dazu. Indessen kam die Sammlung im Pallast Carignan und die Gemäldesammlung des Erzbischofs Mossi hinzu. Alle zusammen sind nun in siebenzehn Sälen aufgestellt und Jedermann zugänglich.

Der Erzbischof Mossi war ein großer Kunstfreund und vermachte der Akademie der Künste seine Gemälde-Galerie. Da diese für's Erste keinen Platz hat, um sie aufzustellen, so hat man sie provisorisch mit den andern Bildern im königlichen Pallast aufgestellt. Hier nimmt sie fünf Säle ein, denen vier Mitglieder der Akademie vorstehen. Unter den Gemälden zeichnen sich am mehrsten aus: ein Rembrandt, herrlich in Färbung und Behandlung, desgleichen treffliche Bilder von Caravaggio, Guido, Francia, Raffaellino del Garbo, Daniel da Volterra, Carlo Dolce, Paul Veronese, Dietrich, Geldorp, drei Salvator Rosa, zwölf Canaletti.

Die eigentliche königliche Galerie füllt zwölf Säle. In fünfen sind die italienischen Schulen enthalten, in sechsen hängen die Bilder aus der niederländischen, holländischen, deutschen und französischen Schule; den letzten Saal aber füllen die Email- und Porzellangemälde Constantin's aus Genf, eine so seltene als kostbare Sammlung.

Unter den Italienern und Spaniern stehen im ersten Rang Bilder von Rafael, Julio Romano, Benvenuto Garofalo, Sasso-Ferrato, Gaudenzio Ferrari, Tizian, Guido, Guercino, Domenichino, Murillos, Ribera, Giam Bellino, Gentileschi, Battoni, Giorgione, Pietro di Cortona, Paris Bordone, Bernardin Luini, Larino, Molinari, Macrin d'Alba ꝛc.

Die Sammlung der Albano besteht aus neun Gemälden dieses Meisters. Die vier Elemente, die der Kardinal Moriz von Savoyen (Bruder Carl Emanuels) bei Albano bestellte, erregten ihrer Zeit in Italien große Sensation. Morini und mehrere andere Schriftsteller sprechen darüber und können sich nicht satt loben. Außerdem sind hier noch zwei kleine Gemälde desselben Meisters, die, welche die Fabel von Salmacis und Hermaphrodit darstellen, ferner derselbe Gegenstand in natürlicher Größe, ein herrliches Bild; ferner ein Jesuskind das die Weltkugel hält, und Amors Triumph, die anmuthige Skizze des Gemäldes im rothen Pallast zu Genua. Dies kleine Gemälde und ein anderes das Blumen und Früchte darstellt, von Breughel, wurden von dem Markis Azeglio, jetzigem Galeriedirektor, in einem Paket alter Leinwand ganz verräuchert und verstäubt in einem Bodenwinkel gefunden, er erkannte sie und ließ sie von geschickter Hand restauriren.

Auch die Säle der Niederländer, Holländer, Deutschen u. s. w., enthalten viel Treffliches. Wenn die ganze Sammlung hinsichtlich der italienischen Bilder denen in Rom und Florenz nachsteht, so kann sie doch hinsichtlich der Niederländer ꝛc. als die erste in Italien, ja als eine der vorzüglichsten in Europa angesehen werden. Ganz ausgezeichnet sind die de Fyt, Wouvermann, P. Potter, Albert Dürer, (bekanntlich nennt man in Italien alle altdeutsche Bilder Alberto Duro, sie mögen zur oberdeutschen, niederdeutschen oder rheinländischen Schule gehören), die David von Heem nicht allein durch ihre künstlerische Ausführung und Werth, sondern

durch ihre treffliche Erhaltung. Die mehrsten schmückten ehemals das Pariser Museum und wurden von daher 1815 hierher zurückgegeben. Nur das berühmte Bild des Wassersüchtigen von Gerhard Dow haben wir nicht wieder bekommen. Glücklicherweise besitzen wir drei andere Bilder dieses Meisters, dessen markiger und kräftiger und doch so zarter Pinsel ihn hoch in der Kunst stellt; eins stellt eine junge Bäuerin dar, die eine Weintraube vom Geländer bricht, und es ist vielleicht durch den anmuthigen Gegenstand, durch dessen sinnreiche Behandlung und durch mehr Breite dem Wassersüchtigen vorzuziehen. Neben den G. Dow hängen Bilder von seinem Schüler Mieris. Nichts anmuthigeres, nichts besser gezeichneteres gibt's wohl, als diese junge hübsche Mutter die eben ihr Kind von der Brust genommen hat und sich nun freut, wie ein anderes Kind es liebkosend streichelt.

Die vier Gemälde Tenier's sind in seiner besten Manier, man meint, sie wären mit Luft gemalt. Ein Van der Werf und ein Moor sind gleichfalls vorzüglich. Das Gemälde von Albrecht Dürer stellt die ganze Passion des Heilands dar, von seinem Eintritt in Jerusalem bis zu seiner Erscheinung in Emaus, ein einziger Edelstein von der seltensten Art, zu dem der fleißige Meister sein ganzes Leben verwendet zu haben scheint. Paul Potter's drei Kühe sind durch ihre feine Behandlung und durch die vortreffliche Färbung dem berühmten Stier dieses Meisters in Antwerpen vorzuziehen; dies unschätzbare Werk wird Potter's „Diamant“ genannt, denn es hat in dieser Art nicht seines Gleichen.

Die heilige Margarethe von Niccolas Poussin ist, soviel wir wissen, das einzige Gemälde dieses Meisters in natürlicher Größe, von dem wir nur kleine Bilder besitzen. Vor der Bereicherung des Pariser Museums mit Europa's Schätzen war dieser Poussin das einzige dort vorhandene Bild dieser Art.

Auch das Kabinet der Blumenbilder enthält viel Anmuthiges, Liebliches und Reizendes von Van Huysum's, Heem's, Mignon's und Breughel's Pinsel, die die Natur und ihre Geheimnisse in Blumen, Früchten, Blättern, Insekten und im Wasser behorcht, belauscht und auf der That ertappt haben; alles ist hier täuschendes Leben und Athmen.

Im Schlachtensaal fallen besonders die Kriegsthaten der Prinzen Thomas und Eugen von Savoyen in die Augen. Erstere sind von Van der Meulen und seiner Schule. Letztere aber von Hughtenburg, dem Schüler Van der Meulen's, den der Prinz Eugen so hoch hielt, daß er ihm die Plane seiner Schlachten, desgleichen der angegriffenen Städte und Festungen mittheilte, ihn unter seinen Augen arbeiten ließ, und ihm überall mit mündlichen Erklärungen und Winken zur Hand war. Die Pferde dieses Malers können mit den Wouvermann'schen verglichen werden, in der Bewegung der Figuren und im Ausdruck der Leidenschaften ist aber Wouvermann entschieden überlegen. Von Bourguignon ist hier auch ein großes Bild, das durch die Leichtigkeit seines Pinsels hervorsticht, in der Correktheit der Zeichnung, im Feuer der Zusammensetzung und für die Durchsichtigkeit der Luft ist ihm kein anderer Maler zu vergleichen.

Ein eigenes Kabinet enthält Constantin's sorgfältige und reizende Emailgemälde, die größtentheils in einer bis daher nicht gekannten Größe die ausgezeichnetsten Werke der Galerie, der Tribüne und des Pallastes Pitti in trefflichen Kopien darstellen und durch die Uebertragung jener Bilder auf Email, das in Materie und Farbe unzerstörbar ist, der Kunst einen großen Dienst leisten. Zwischen den Heiligen und Madonnen nimmt sich das im Centrum herrschende Bild wahrhaft komisch aus. Es ist von Constantins eigener Komposition und stellt die Einnahme des berüchtigten Trocadero in Spanien durch die französische Armee 1823 dar, an der bekanntlich der jetzige König von Sardinien, damals Prinz Carignan, innigen Antheil genommen hat. Wiewohl nun diese Waffenthat nicht von Jedermann zu den rühmlichen gezählt wird, so mußte sie doch dargestellt werden, da sie die einzige Sr. Majestät ist, und sich Se. Majestät durchaus wollte kriegerisch darstellen lassen. Die Komposition ist so unbedeutend wie der Gegenstand.

In dem Landschaftssaal hängen zwei Claude Lorrain, zwei Casp. Poussin, zwei Canaletto (Ansichten von der ehemaligen Stadt Turin), ferner Architekturstücke von Pannini, von Peter Nef; Landschaften von Botti, Poelenburgh, Griffier; ferner Marinen von Manglard und Breughel. Die Poussin gehören zu den geschätztesten Bildern dieses Meisters. An den Griffier erfreut Alles, was das Auge nur Gefälliges und Schmeichelndes wünschen kann, durchsichtiges Wasser, lustiger Himmel, beide mit unnachahmlicher Leichtigkeit behandelt; ferner Bäume, Gesträuche und Gebäude, Alles ist lebhaft, natürlich und wahr, an Bildern, die der Maler leidenschaftlich, oft mit Gefahr seines Lebens in England, Schottland und Holland aufsuchte, an deren Küsten er mehr als einmal Schiffbruch erlitten hat.

In dem letzten Saal hängen neben mehreren Italienern auch zwei große Gemälde von Sebastian Ricci, vier von Solimena und eins von Bassano. Der Saal soll aber künftighin nur Niederländer enthalten.

Aus dem Gesagten ist abzunehmen, daß keine strenge Richtung der Schulen beobachtet ist, Holländer, Franzosen, Deutsche und Italiener hängen oft nebeneinander, je nachdem sie Blumen, Landschaften, Schlachten malten. Immer aber ist diese Vereinigung aller Gemälde in Einem einzigen

Lokal, und deren günstige Aufstellung sehr dankenswerth. In den verschiedenen königlichen Pallästen Turin's zerstreut, hingen sie oft an ungünstiger Stelle, in ungünstigem Licht, weil sie da mehr zur Decoration dienten; die Tapeten und Möbel waren ihnen selten günstig, sie waren der Feuersgefahr ausgesetzt und litten fortgesetzt durch die Kamin- und Ofenröhren in den bewohnten Zimmern. Jetzt ist dies ganz anders, und durch diese Galerie hat das schöne Turin eine neue bedeutende Zierde gewonnen.

Dr. M.

Mittheilungen aus Berlin.

Den 28. Dezember 1833.

(Fortsetzung.)

In den Ateliers unserer Plastiker herrscht nicht minder eine so lebhafte Thätigkeit, daß ich diesmal nur eine kurze Uebersicht des Fertigen oder Entstehenden geben kann, indem ich späterhin auf Einzelnes ausführlicher zurückzukommen denke.

Tieck hat seinen Sarkophag für Scharnhorst, woran er lange mit Sorgfalt gearbeitet, nunmehr vollendet, und er wird nächstens am Bestimmungsort aufgestellt werden. Eine Reihe wohlbedachter, kräftiger Reliefs versinnlicht Scharnhorsts Verdienste um das preußische Kriegswesen. — Kunstwerke verschiedener Art gedeihen unter Rauchs Geist und Meißel heran. Von den sechs für Walhalla bestimmten Victorien sind nicht nur drei entworfen, und ihre Modelle fertig, eine sitzend, eine stehend in leichtvorschreitender Bewegung, und eine mit ausgestrecktem Kranz lebhaft wie im Moment herangetreten: die zwei ersteren werden auch bereits in köstlichem karrarischen Marmor ausgeführt, und zwar ist die Sitzende, mit göttlicher Leichtigkeit Ruhende, schon so weit, daß ihre Details unter des Meisters eigener Hand sich ausbilden, während jene Stehende noch erst allmählig ihre schwebende Gestalt und bewegte Gewandung aus dem Steine herausringt. Der Moment, die Motive, die Art der Gewandung, auch der Haarfassung, sind an jeder dieser drei Göttinnen eigenthümlich verschieden und bestimmt; aber ein gemeinsamer Charakter verbindet die schwesterlichen Gestalten. — Der Entwurf zu dem Denkmale für den Feldmarschall Wrede für München ist fertig. Auch zu einem in Marmor lebensgroß auszuführenden Denkbilde des Feldmarschalls Gneisenau, welches auf einem seiner Güter aufgestellt werden soll, sah ich das fertige Modell, das nach Zweck und Behandlung sich an ähnliche Werke Rauch's anschließt. Und so verherrlicht dieser Künstler nach und nach, wie einst Polyklet und Lysipp, eine Reihe von Helden seiner Zeit in dauernden Monumenten. — Albrecht Dürer's Denkmal, bereits vor sechs Jahren von Rauch entworfen, wird jetzt hier modellirt und soll seine Ausführung (das Hauptbild in Bronze) theils hier, theils in seinem Standort Nürnberg erhalten. — Nach einem anderweitigen, auch bereits älteren Auftrage von Seiten des russischen Hofes, eine Marmorarbeit betreffend, deren Gegenstand mythologisch, aber nicht eben eine antike Gottheit seyn sollte, hat Rauch kürzlich die Skizze zu einem Rundbilde gemacht, wovon ich mit Nächstem sprechen werde. Es ist Eurydice auf einem Stein an der Grenze des Orkus, wie dies Cerberus, unter ihr den Eingang hütend, bezeichnet. Sie erwartet gleichsam ihren Orpheus. — Von einer modernen Legende aber, einem kleinen runden Bildchen desselben Meisters, wovon um die letzten Weihnachten mehrere Wiederholungen in Eisen und Bronze nach verschiedenen Seiten verschickt wurden, haben Sie ohne Zweifel gehört, vielleicht auch ein Exemplar gesehen. Jungfer Lorenz von Tangermünde hat sich im Walde verirrt: da beut ihr ein Hirsch den Rücken und bringt sie zur Stadt; worauf sie ihre Dankbarkeit für das Wunder durch fromme Stiftungen bezeugt. Nun kenn' ich nichts Lieblicheres, als wie das altdeutsche Mägdlein mit ihrem kostbaren Gürtel, woran eine stattliche Tasche nebst Schlüsseln herabhängt (denn sie ist eine reiche Bürgerstochter), in ihrem, mit zierlichem Besetz gesäumten Röckchen auf dem Edelhirsch als leichte Bürde sitzt, wie sie mit der überaus zart aufgelegten rechten Hand an seinem Rist sich schonend festhält und mit der freierhobenen Linken und dem leise gewendeten Gesichtchen eine Mischung von Verwunderung, Hoffnung und Dankbarkeit ausdrückt; während der inspirirte Geweihträger seinen statiösen Gang mit gewohnter Zierlichkeit und, wie es scheint, mit einem gewissen Pflichtgefühl ruhig verfolgt. — Ich sah diese kleine Darstellung in Bronze, woran der Gürtel mit Türkisen besetzt und die feine Gewandverzierung, wie auch der Saum am Käppchen, von eingelegtem Golde war; was dem Ganzen einen angenehmen Anstrich von Leben und Nettigkeit gab. An einem Exemplar in Eisen, war diese Verzierung mit Silber eingelegt nicht minder reizend.

Von Rauchs vorzüglich begabtem Schüler Drake waren mir seit längerer Zeit eine (etwa 1½ Fuß hohe) stehende Madonna mit dem Kinde vom gelungensten Ausdruck, (öfter in Bronze ausgeführt,) dann zwei seiner Werke, welche die letzte Ausstellung zierten, der sterbende Krieger, über dem sein Genius den Kranz hält (Gruppe in Gyps, 4½ Fuß hoch) und das bereits ziemlich verbreitete allgemein beliebte Relief, eine Darstellung aus Göthe's 5ter römischer Elegie, bekannt und bedeutend geworden. Kürzlich sah ich bei ihm zwei Modelle, eines zu einem großen Denkbilde, das andere zu einer kleinen Bronze. Das letztere Werk ist entstanden, als im verflossenen Sommer das Jubelfest des Geheimen Medicinalraths Hufeland gefeiert wurde. Rauch

verfertigte damals eine lebensgroße sprechende Büste des verdienten Veterans, die im Festsaal aufgestellt wurde; und sein Schüler ward zu gleichem Ende beauftragt, ein *kleines Porträtbildniß* desselben in *ganzer* Figur zu machen, welches nunmehr zu weiterer Verbreitung in Bronze ausgeführt wird. Es ist von ungemeiner Wahrheit, voll mildem traulichen Leben. Auf einem Stuhle, dessen undurchbrochene Lehne hinten bis kaum an die Mitte des Rückens reichend, nach vorn in rundem Ausschnitt abfallend, die zwanglos hingelehnte Gestalt den Blicken offen läßt, sitzt der freundliche Greis im pelzverbrämten Hausrock, der, oben den bloßen Hals und umgelegten Hemdkragen frei lassend, vorn übereinandergeschlagen und in natürlichen Falten über die Knie herabfließend, die Figur weich umhüllt und die Füße bis zu den Knöcheln bedeckt. Die Hände auf dem Schooße zusammengelegt, mit der rechten Seite wenig und ganz leicht gegen den Winkel des Lehnpolsters gestemmt, die Füße mäßig ausgestreckt, in bequemer, nicht nachlässiger Haltung, und das von weichem Haar umfloßne Haupt und heitere Antlitz gelind erhoben: scheint nicht bloß die würdige Form des beruhigten Aeußern, sondern der Geist selbst sichtbar gegenwärtig zu seyn, der von den sanft belebten Zügen des Gesichts den Ausdruck eines unangestrengten Denkens, wie bei traulichem Gespräch, oder einer freien, klaren Betrachtung über den ganzen Körper ergießt. Die schlanke ansehnliche Gestalt ist vortheilhaft erhöht auf einem verhältnißmäßig bedeutenden Piedestal von der Form eines länglichten Rechtecks, dessen höherer Hauptkörper, an den zwei längeren Seiten mit Reliefs geschmückt, durch einen Sims vom gleichartigen Untersatz getrennt ist, an welchem das Datum der Geburt und das der Ernennung zum Doktor verzeichnet sind. Die Ecken dieses Fußgestells sind gebrochen; die unteren laufen in Sphinxe aus, deren Vorderleib hautrelief hervortritt; die obern sind durch cannelirte, geschweifte, in der Mitte gebundene, nach oben und unten sich verjüngende Säulchen vermittelt. Von den beiden Reliefs an den Langseiten stellt das linke eine Gruppe am Krankenlager vor, (der Genius des Lebens reicht die heilbringende Schale, hinter ihm die Parze, die er bewogen, den Lebensfaden weiter zu spinnen); das Relief rechts läßt uns den akademischen Lehrer selbst auf dem Katheder, zu seinen Füßen die studirenden Jünger sehen. — Das andere von *Drake* skizzirte Werk ist zu einem öffentlichen Monumente bestimmt, ein *Bildniß* des patriotischen Gelehrten *Möser*, in *Osnabrück* auf dem Domplatze zu errichten. Die Mittel dazu werden in dieser Stadt und auswärts gesammelt. Nächstens mehr davon; und dann auch von einigen neueren plastischen Werken des Prof. *Wichmann*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

In *Kassel* ist man gegenwärtig mit der Erbauung großer, öffentlicher Gebäude, mit der Anlegung eines neuen Stadttheiles unter dem Namen Wilhelmsstadt, so wie mit der Verschönerung der Residenz überhaupt, sehr stark beschäftigt.

Am 1. Okt. wurde zu *Nürnberg* das neuerbaute Theater eröffnet.

In *München* ist letzten Herbst das Corps de Logis des Festsaalbaues an der königl. Residenz, dem Hofgarten gegenüber, unter Dach gebracht worden. An der neuen Bibliothek war man im Bau des zweiten Stockwerks, an der Ludwigskirche im Zuwölben; die Kirche in der Vorstadt Au hatte bereits über hundert Fuß der Thurmhöhe erreicht.

Ein zu Mainz als Küster angestellter ehemaliger Franziskaner Laienbruder hat 10,000 Gulden zum Bau einer neuen Kirche in dem Dorfe *Güls* an der Mosel, eine Stunde von Koblenz, legirt. Der Bau ist bereits in der Ausführung begriffen.

Man hat im Sinne, den Raum auf dem Concordienplatz zu *Paris* in vier Theile zu theilen, welche von den zwei sich in der Mitte kreuzenden Straßen durchschnitten würden. In dem Mittelpunkte soll der Obelisk von Luxor mit vier Fontainen aufgestellt werden. Die vier Vierecke werden mit breiten, sechs Schuh hohen Trottoirs eingeschlossen, und in der Mitte jedes Vierecks soll eine Fontaine springen. Die zwölf Statuen der Concordienbrücke werden dann mit vier anderen um diesen neuen Platz gestellt und durch Balustraden so vereinigt, daß zwischen den Statuen Kandelaber mit Gasbeleuchtung zu stehen kämen. Auf den Elysäischen Feldern will man von Privatunternehmern gegen verschiedene Verwilligungen mehrere den weiten Raum verschönernde und belebende Monumente aufführen lassen.

Die große Ehrentreppe in den Tuilerien ist nun vollendet und wurden daselbst die hiefür bestimmten Statuen aufgerichtet. Der Carrousselplatz wird erweitert durch Niederreißung zweier großen Gebäude, d'Elbeuf und Crussol, welche zur Civilliste gehören.

Der hiesige neugestiftete Kunst-Verein beabsichtigt eine öffentliche Kunstausstellung im Laufe des künftigen Monats Mai, welche mit dem 1sten desselben beginnt und mit dem 31sten endigt.

Alle Künstler des In- und Auslandes sind hiermit eingeladen, ihre Werke der bildenden Kunst dem Verein zur Ausstellung anzuvertrauen. Mit der Adresse: „An den Kunstverein in Mannheim." werden sie hier portofrei angenommen, und mit größter Sorgfalt ausgepackt und behandelt werden; dabei steht es den Eigenthümern frei, wenn sie wollen, noch hiesige Urkundspersonen zur Auspackung zu bestellen, und über die Dauer der Ausstellungszeit zu verfügen. Für die Rücksendung, welche gleichfalls auf Kosten des Vereins geschieht, haftet dieser. Dabei werden die auswärtigen Künstler und Kunstfreunde, welche den Verein mit ihren Zusendungen beehren, gebeten, den Vorstand in Zeiten davon zu benachrichtigen, und die Größe und das ungefähre Gewicht ihrer Sendungen anzugeben, auch die Verkaufspreise zu notiren, da der Verein, nach dem Bestand seiner Mittel, selbst Ankäufe von Kunstwerken lebender Künstler zur Verloosung unter seine Mitglieder machen wird.

Mannheim, den 29. Januar 1834.

Der Vorstand des Kunstvereins in Mannheim.

№ 16.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 25. Februar 1834.

Ueber die vorzüglichsten Leistungen der Malerei und Bildnerei in Frankreich, von 1832 bis zur Ausstellung von 1833 einschliesslich, und den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule. *)

Die meisten im Jahr 1832 ausgeführten Gegenstände waren auf der Ausstellung von 1833 zu sehen, welche hinsichtlich der Menge der Nummern (3318) alle frühern übertraf. Die des Jahres 1832 zählte deren 3182, und die des Jahres 1827 nur 1820. Dieses stufenweise Steigen der Leistungen erklärt sich allerdings zum Theil aus der Vermehrung der Künstler; allein auf der andern Seite treten die Staffeleigemälde immer mehr an die Stelle der grossen historischen Stücke, und leider läßt sich auch nicht verkennen, daß die Künstler vor schweren Sujets, zu denen sie eigne Poesie mitbringen müssen, eine gewisse Scheu offenbaren und mehr der Vollkommenheit der technischen Ausführung als der phantasiereichen Darstellung kühner und erhabner Gedanken nachstreben.

Die historische Malerei ist im Sinken begriffen. Jene grossen Kompositionen, in welchen der Maler gründliches Geschichtsstudium darlegen und die ganze Kraft seiner Kunst entfalten konnte, wird man in unsern Ausstellungen bald vergeblich suchen. Wir bedauern, dieses Mal nur eine geringe Zahl dieser gewichtigen Stücke anzeigen zu können. Diese sind: Heinrich's IV. Uebertritt zur katholischen Kirche, von Rouget, gleich ausgezeichnet durch sinnreiche Anordnung, wie durch richtige Zeichnung; die Gesandten Gottes, ein von Broc nicht ohne Talent behandeltes Süjet, an welchem sich jedoch aussehen läßt, daß es ohne Commentar unverständlich bleibt; Nehemiah's und seiner beiden Töchter Rückkehr nach Bethlehem, von Abel de Pujol; das Kolorit dieses Gemäldes zeichnet sich durch Glanz und Lieblichkeit aus; Boissy d'Anglas, den Kopf des durch die Aufrührer getödteten Férand grüßend, welches Stück eine außerordentliche Wirkung thut und in seinen Einzelheiten große Schönheiten enthält; der Tod des Dogen Foscari, von Ziegler, ein Gemälde, das bei dem schwarzen, räucherigen Ton der ältern Gemälde, doch viele Vorzüge in Absicht auf Zeichnung und Modellirung verbindet; Dante in der Hölle vor Franziska von Rimini, von Colin, woran eine etwas schwerfällige Ausführung zu tadeln ist; der Uebergang über die Alpen, von Féron, einem jungen Pensionair von Rom, der sich gleich nach Beendigung seiner Studien an diesen erhabenen Gegenstand gewagt, den er mit Talent, jedoch nicht mit hinreichender Großartigkeit behandelt hat; Fredegunde bei der Leiche des auf ihre Veranstaltung ermordeten Bischofs Prätertatus, von Cibot, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführt; dasselbe läßt sich von der Heimsuchung, von Caminade, von Dejuinne's St. Agnanus, der den Himmel für die Stadt Orleans anfleht, von Monvoisin's Blanche de Beaulieu und Ali-Pascha sagen, obwohl der letztgenannte Künstler auf seinen beiden Gemälden nur Portraits geliefert hat.

*) Aus dem Annuaire des Artistes français, Statistique des Beaux Arts en France, 2me Année 1833. Paris, Guyot de Fère 1833 — 1834. Dies bequeme Büchlein ist ein artistischer Adreß-Kalender für Frankreich; es enthält Notizen: 1) über alle Kunstanstalten in Frankreich und die dabei angestellten Personen, 2) über die vorzüglichsten im Lauf des Jahres bekannt gewordenen Kunstwerke; 3) Angabe der Namen, Wohnungen und Werke aller in Frankreich lebenden, nebst einem Nekrolog aller im verflossenen Jahre daselbst verstorbenen Künstler. Die hier mitgetheilte Uebersicht ist zwar in sofern unvollständig, als sie bloß die Malerei und Skulptur, mit Ausschluß der Architektur, in's Auge faßt; aber merkwürdig wegen des Urtheils, das über die Hauptrichtungen beider Künste gefällt wird.

Den Raphael von Horaz Vernet, dessen Süjet bei völligem Mangel an Interesse eine Versündigung gegen den guten Geschmack genannt zu werden verdient, möchten wir kaum mit zu den historischen Studien zählen.

Nur mit Bedauern gedenken wir des übermäßig großen Gemäldes von C. Boulanger, die Procession des Venerabile vorstellend, auf welchem derselbe sich die ärgsten Ausschweifungen einer allee Regeln spottenden Ausführung gestattet hat, als wolle er absichtlich die romantische Schule compromittiren, die bereits anfing, einen vernünftigeren Weg einzuschlagen. Orsel und A. Couder haben den vielleicht etwas mißlichen Versuch gewagt, uns Gemälde in Abtheilungen nach der Weise der ältern Malerei zu geben. Das Eine behandelt die Geschichte zweier jungen Mädchen, von denen das Eine durch das gute, das Andere durch das böse Prinzip getrieben wird; das andere stellt eine Reihenfolge von Scenen aus der Kirche Notre Dame zu Paris dar. Beide Stücke sind geistvoll componirt und gezeichnet.

Das historische Genre hat sehr gute Gemälde geliefert. Dahin gehören: das Leichenbegängniß Tizian's, von A. Hesse, ein Werk, welches diesem Künstler seine Stellung unter unsern ersten Malern sichert; eine Scene aus der Bartholomäusnacht, mit ungemeiner Kraft behandelt, von Robert Fleury; der Aufstand der Trastiberiner zu Rom, im Jahr 1793, von Roger; der Greis und seine Kinder, nach Lafontaine, von Amiel; eine Episode aus der Expedition von Algier, von Wachsmuth; Giotto im Atelier von Cimabue, von Ziegler; das muthige Benehmen des Fontenay, Maire's von Rouen, von Boilly; ein Dragoner der kaiserlichen Garde auf einem Schneegefilde, und Rolands Tod, von Odier; Gretchen in der Kirche, von Scheffer; die Uebergabe von Ulm, von Thévenin, u. s. w.

Die eigentliche Genremalerei hat eine sehr große Anzahl geistreicher und bemerkenswerther Stücke geliefert. Hierher sind zu rechnen: der Absagebrief (La lettre d'abandon), von Destouches; der Gypsfigurenhändler, von Bellangé; das Lesen der Bibel, von H. Scheffer; la Cinquantaine, von Duval-le-Camus; eine Carnevalscene, von Boilly dem Vater; Kinder von einem Wolfe überfallen, von Grenier; die Erben und ein Wink für Mütter, von Vigneron; eine Mutter, die neben ihrem kranken Kinde betet, von Franquelin; die wandernden Schauspieler und das Narrenhaus, von Biard; eine Episode aus dem Leben J. J. Rousseau's, von Roqueplan; es ist schwer zu begreifen, warum der letztgenannte Künstler sich's in den Kopf gesetzt hat, daß seine Gemälde aussehen sollen, als wären sie von Wateau. Mehrere Stücke von Colin trifft der Vorwurf, daß derselbe auf die Ausführung nicht Fleiß genug verwendet und für die dunkeln, räucherigen Töne zu viel Vorliebe gezeigt hat. Besonders zu nennen ist noch: ein junges Mädchen als Pflegerin einer kranken Mutter, von Vauchelet. Der Ausdruck der Hauptfigur ist hinreißend schön. Lobenswerthe Gemälde haben noch geliefert Madm. Cogniet und die HH. Cottreau, Beaume, Fouquet, Raigeon, Gros-Claude, Spindler, A. Vandenbergh xc.

Unter den Interieurs (Insichten) zeichnen sich die von Granet durch bedeutsame und ziemlich große Figuren aus; von seiner Auslösung der Sklaven zu Tunis läßt sich rühmen, daß die Figuren in Absicht auf die Vertheilung des Lichts und die Wirkung ungemein talentvoll behandelt sind; das Innere eines unterirdischen Bazars zu Cairo, von de Forbin, ist nicht weniger beachtungswerth; die Ansicht des Doms von Chartres, von Bouton; die des Doms von Alby, von Dauzats, ungemein kräftig behandelt; mehrere Ansichten, von Gué. Renour's äußere und innere Ansichten von Kirchen und einige andere Gemälde derselben Art sprachen allgemein an.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Berlin.

Den 28. Dezember 1833.

(Fortsetzung.)

Unter unsern Malern muß ich dießmal zuerst des Prof. Begas gedenken. Er hat mit einer kürzlich vollendeten Bergpredigt das warme Lob authentischer Richter geerntet. Ich fand dieses Gemälde nicht mehr in seinem Atelier; hoffe es aber nächstens zu sehen. Indessen sah ich bei ihm eine schöne Anzahl verschiedenartiger, mit Geist und Gewandtheit componirter Entwürfe theils biblischer Bilder, theils historischer und poetischer Gegenstände; in welchen ich neben der Anmuth, die ich an andern seiner Arbeiten schon kannte, eine Originalität in Conceptionen, Lebendigkeit der Komposition, charakterisirende Kraft zu bewundern fand, wie sie mir noch neu waren. Eine Darstellung, welche dieser Künstler eben jetzt in mäßiger Größe ausführt, ist die Aussetzung Mosis. Das Kind, ein lieber, kräftiger Knabe, liegt im Schoos der am Boden knieenden Mutter. Diese, ein interessantes, heftig fühlendes Weib, beugt über den preiszugebenden Säugling ihr an sich ausdrucksvolles

Gesicht, das von leidenschaftlichem Schmerz noch tiefer beseelt wird, und senkt ihr bekümmertes Haupt, von dem die dunkeln Haare aufgelöst herabfallen. Rechts zieht sich nahe heran die gerundete, mit hohen Binsen bewachsene Bucht eines tief hinein sichtbaren, freundlich umbordeten Sees. Links neben der Mutter steht die junge Tochter, ein kindlich blühendes, aufgewecktes Mädchen. Hinter den Figuren eine hohe breite Steinmasse, worin ein Thor mit Hieroglyphen; daran seitwärts hin etwas Landschaft und ein geschlungener, ziemlich steiler Aufweg. Dort oben in der Entfernung erscheint in kleinen Figürchen die Prinzessin mit dem Gefolge ihrer Jungfrauen, die für sie von diesen Hängen hinab eine Badestelle im stillen Grunde suchen. Die Annäherung dieses Zuges nun scheint die Tochter eben zu hören oder, bekannt mit der Gewohnheit der Prinzessin, lauschend zu erwarten. Denn sie hat ihr klares Köpfchen mit den großen, klugen Augen zum Aufhorchen gewendet und nähert den Zeigefinger der linken Hand dem Munde, während sie die rechte nach der neben ihr knieenden Mutter hinstreckt. Ohne Zweifel hat diese selbst in gleicher Voraussetzung und Hoffnung den Entschluß gefaßt, ihren Knaben gerade an diese Stelle und um diese Zeit auszusetzen, wo seine Findung von der sanften königlichen Jungfrau zu hoffen war; ja sie hat wohl auch schon mit ihrem Töchterlein die Abrede getroffen, daß es auf den günstigen Fall dann wie zufällig hinzutrete und die Mutter, wie eine Fremde, zur Amme anbiete; aber in diesem Augenblick hat sie das alles vergessen; vergessen über dem Kummer der Trennung den Entschluß der Trennung; vergessen über der schmerzenvollen Versunkenheit in ihre und des Kindes gefährliche Lage die Gefahr selbst, die ja durch ihr Zögern am offnen Tage vergrößert wird; vergessen, daß sie die letzte Hoffnung verscherze, wenn die Königstochter käme, ehe sie den Kleinen ausgesetzt. Sie weiß nichts mehr, als ihren Mutterschmerz; kaum hält, kaum sieht sie noch das Kind selbst, um das sie weint, während es gesund und rund an ihrem Knie zappelt — aber an ihrer Seite das Mädchen in seiner Unbefangenheit und unschuldigen Schlauheit hält achtsam den gefaßten Rathschluß fest, wacht für sie, weckt sie aus ihrem thränenvollen Traum und mahnt zur nöthigen Eile. Wir lesen aus diesem kindlich selbstvertrauenden Gesicht, dieser verständigen Bewegung, und fühlen aus der milden Stille der Wassergegend und aus der ruhigen Annäherung jener herabsteigenden Jungfrauen die Verheißung heraus, daß der Kummer dieser Mutter und das Wagstück ihrer Zärtlichkeit glücklich endigen wird. —

(Die Fortsetzung folgt später.)

Neue Glasmalerei in München.

Gehört es schon zu den glücklichsten Eroberungen neuerer Bestrebungen, die Kunst, dem Glas dauerhafte Farbe zu geben und es auf solche Weise zum Zusammensetzen von Bildern zu benutzen, wie es vor Alters geschehen, wieder entdeckt zu haben, so ist die Folge dieser Entdeckung ein nicht minder erfreuliches Ereigniß, da damit ein bedeutender Fortschritt gegeben, ja man kann sagen eine neue geistige Kraft der Kunst selbst entdeckt ist. Die aus der technischen Beschaffenheit des Glasbrennens hervorgehende Nothwendigkeit, die einzelnen bunten Scherben durch Bleinähte zu verbinden, erlaubte die Anwendung dieser Kunst nur in größern Räumen, in denen jene dem Auge verschwanden. Es galt also Mittel zu finden, durch welche das Brennen einer wirklich bemalten mehrfärbigen Glasscheibe möglich würde, um auch in kleineren Räumen sich des Kunstgenusses zu versichern, so wie auch um das ganze Verfahren mehr in's Bereich wirklich künstlerischer Beschäftigungen zu ziehen.

Eine Aufgabe anderer Art war ebenfalls zu lösen, die bei der Anwendung der Glasmalerei im Kleinen, von großer Wichtigkeit ist, nämlich dem Glas die Durchsichtigkeit völlig zu nehmen, ohne die Wirksamkeit des Lichtes aufzuheben, das ja das wichtigste aller dabei nöthigen Materialien ist.

Den rastlosen Bemühungen der Gebrüder Boisserée und Bertram, deren Namen in der Geschichte neuerer deutscher Kunstentwicklung vielfältig ehrenvoll wiederkehrt, ist auch hier mit Hülfe wackrer Talente die Lösung aller obwaltenden Schwierigkeiten gelungen, und sie haben die Anwendung der neuen Kunst auf eine Weise gemacht, die eben so sehr in Erstaunen als in Entzückung versetzt.

Alles, was in dieser Beziehung bisher durch sie geschehen, ist noch ihr Privatbesitz; allein die Gastfreundlichkeit, mit der sie von jeher solchen ansahen, hat auch gegenwärtigen in so weite Schranken eingeschlossen, daß es fast ein Gemeingut zu nennen ist, und wie ehedem in Heidelberg und Stuttgart ist jetzt in München der kunstliebende Fremde auf's Humanste bei ihnen aufgenommen.

Die Wahl der Gegenstände für die neue Kunst mußte bei genannten Herren wohl zunächst jene Werke treffen, die bisher ihr ganzes Wirken begleitet und geleitet, und es war ein Akt der Pietät, die alten Meister, die sich ihr Lebenlang an Farbenpracht und Lichtglanz abgearbeitet, gleichsam verklärt auferstehen zu lassen. Es sind also die Werke eines Hemling, Van Eyck rc., die wir in getreuen Nachbildungen zu sehen bekommen. Die Wirkung des durchscheinenden Lichtes zu erhöhen, wird demselben jeder andere Durchgang versperrt, und das Bild steht leuchtend im dunkeln Raum. Bedenkt man

nun, daß jeder andern Malerei nur das schwere, materielle Weiß als Licht dient, so kann man die Wirkung ermessen, die die Anwendung von diesem selbst machen muß. Landschaftliches, zumal von dunklem Bauwerk im Vorgrund umschlossenes, erscheint wie die helle Wirklichkeit, und so macht der bekannte heil. Christophorus von Hemling eine mit nichts zu vergleichende ergreifende Wirkung.

Die Herren B.B. haben außerdem noch ein ganzes dreifenstriges Zimmer mit dieser bunten Farbenpracht geschmückt, und hier ist es besonders, wo die Kraft des so gebrochenen Lichtes auf's Gemüth, die durchaus der einer heiligen Musik vergleichbar ist, gewiß an Jedem, der dort war, sich bewährt hat.

Der Künstler, von dessen Hand die bei weitem vollkommeneren Bilder der Sammlung sind, heißt Voerkel und ist unsers Wissens aus Sachsen. Sein Verdienst wird um so mehr erkannt werden, je mehr, was wir hoffen, diese neue Kunst an Umfang und Theilnahme gewinnt; denn es ist unverkennbar eine neue Richtung, man möchte sagen ein neues Instrument gefunden, mit welchem es mehr, als mit jedem bekannten, möglich wird, das menschliche Gemüth zu rühren, zu erfreuen und zu erheben.

ef.

Bauwerke.

Aus Naumburg schreibt man: Im Laufe des Sommers hat sich unsere Stadt durch mehrere Privat- und Wohngebäude, sowie durch den Neu- und Ausbau bereits vorhandener alter Gebäude sehr erweitert und verschönert. Auch wird bald der erweiterte Stadtverschluß zu Stande kommen, durch den die Vorstädte mit der Stadt verbunden werden sollen.

Der große Raum des alten Hotels Longneville, auf dem Carrousselplatze in Paris ist ganz aufgeräumt und geebnet und am 30. Oktober zum Gebrauche des Publikums überlassen worden.

An dem im Pariser Stadtviertel des Gros-Caillou zu errichtenden Magazingebäude für unverzollte Waaren sind seit dem 30. August, wo der Zuschlag des Baues erfolgte, täglich über 500 Arbeiter beschäftigt, so daß das Gebäude sich schon jetzt über den Erdboden erhebt und wahrscheinlich in 10 Monaten beendigt seyn wird. Der Grundstein ward am 20. Okt. vom König gelegt.

In Paris wird, nach dem Plane des Architekten Hrn. Gau, ein neues Gefängniß in der Straße Roquette erbaut werden, um den Bicetre zu ersetzen, der künftig nur als Irrenhaus gebraucht werden soll. In zwei Jahren soll das neue Gebäude vollendet seyn.

Man ist gegenwärtig mit dem Umbau der Thurmspitze an der Kathedrale von Rouen beschäftigt. Das Ganze wird ungefähr eine Höhe von 32' über der Plattform des Thurmes haben.

Nach den Notizie del Giorno hat Thorwaldsen der berühmten Basilica di S. Giorgio in Velabro in Rom mehrere Platten Bildhauermarmors geschenkt, um daraus die Tische der beiden Seitenaltäre zu bilden, welche bisher von Ziegelsteinen errichtet waren.

Aus Jalta in der Krimm wird unterm 11. Sept. geschrieben: Gestern wurde hier eine Kirche eingeweiht, die der Graf Woronzoff auf den in seinem Grundgebiet gelegenen Ruinen eines alten griechischen Tempels hat bauen lassen, und morgen soll zu einer andern Kirche, die nach einem allerhöchst genehmigten Plane ausgeführt werden wird, ein schicklicher Platz ausgewählt werden.

Am 25. September fand die Einweihung der Auferstehungs-Cathedrale zu Wologda in Rußland statt, die 1772 erbaut worden, aber seitdem in solchen Verfall gerathen war, daß sie ungeheuerer Ausbesserungen bedurfte, die durch den Eifer des dortigen Bischofs, Hrn. Stephan, zu Stande gebracht wurden. Derselbe Kirchenfürst hat die große Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, die sich aus den Zeiten des Czaars Iwan Wassiljewitsch herschreibt, ausbessern lassen.

Kunstverein in Halberstadt.

Bekanntmachung.

Die fünfte Kunstausstellung in Halberstadt soll im Mai d. J. stattfinden und damit abermals eine Verloosung von Kunstgegenständen verbunden werden.

Unterzeichnete ersuchen nun die Herren Künstler, welche einige ihrer jüngst vollendeten Gemälde dazu zu bestimmen geneigt sind: diese, mit Frachtgelegenheit, bis zum 12. April, eine genaue Beschreibung derselben mit Bemerkung der Größe und des etwaigen Verkaufpreises aber schon bis zum 30. März unter Kreuzcouvert, der Adresse der Unterzeichneten und der portofreien Rubrik:

Angelegenheiten des Kunst-Vereins zu Halberstadt,

einzusenden.

Bei Zusendungen von namhaften Künstlern und von nicht sehr entfernt wohnenden übernimmt der Verein die Kosten der Her- und der Rückfracht.

Halberstadt, am 1. Januar 1834.

Der Kunst-Verein zu Halberstadt.

J. W. Spiegel z. Diesenberg. Dr. F. Lucanus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 27. Februar 1834.

Ueber die vorzüglichsten Leistungen der Malerei und Bildnerei in Frankreich, von 1832 bis zur Ausstellung von 1833 einschliesslich, und den gegenwärtigen Zustand der französischen Schule.

(Beschluß.)

Zu den Ursachen, welche dem Gedeihen unserer jetzigen Schule hinderlich sind und das Publikum gegen deren Leistungen gleichgültiger machen, gehört unstreitig, daß die Künstler der Wahl ihrer Gegenstände nicht viel Aufmerksamkeit schenken, und das edle und erhabene Ziel der Kunst aus den Augen verlieren, welche nicht nur den Sinnen gefallen, sondern auch zu dem Geiste und Herzen reden soll. Und wie viel Genrebilder leisten in dieser Beziehung gar nichts! Was kümmern uns die die Schlotfeger, die sich dummdreist dem Publikum produciren; jene Unzahl von schwerfällig gekleideten Römerinnen, die uns immer dasselbe sagen, nämlich nichts; jene Frauen in einer Fensternische, jene Statisten, deren langweilige Wirklichkeit vielleicht recht natürlich copirt ist; ja selbst jene unbedeutenden Alltagsscenen, die spurlos am Geiste vorübergehen, und vor denen man ausrufen möchte: Gemälde, laß mich ungeschoren!

Es wäre endlich Zeit, sich nicht mehr bloß auf die malerische Composition zu beschränken, sondern zugleich auch Ausdruck in sie zu legen; sich nicht nur mit der Form und dem Technischen zu begnügen, sondern den Kunstwerken durch starke, lebendige, ergreifende und ethische Gedanken auch eine Seele einzuhauchen.

Wie viele Landschaftsmaler sind nichts weiter als Copisten dessen, was ihnen der Zufall vor die Augen bringt; mit wahrer Hundetreue copiren sie die uninteressantesten Ansichten; unsern Landschaftsgemälden fehlt es wirklich nur zu häufig am Erhabenen; indeß muß billigerweise anerkannt werden, daß dieser Zweig rücksichtlich der materiellen Ausführung, zumal bei der letzten Ausstellung, erfreuliche Ergebnisse geliefert hat. Wenn auch Bertin und Bidault, ungeachtet ihres sich fortwährend kundthuenden ausgezeichneten Talents nicht fortgeschritten sind, so hat sich doch Watelet höher hinaufgearbeitet. Giroux, Brune, Renoux, Rémond, Bourgeois, Boisselier, Brascassat, Storelli, Lapito und mehrere Andere wissen eine gediegne Auffassung mit schöner Ausführung zu verbinden. Unter den Landschaftsmalern, denen zwar mehr Strenge bei der Auswahl ihrer Sujets zu wünschen wäre, die aber die Natur gründlich studirt und sich die Kunst erworben haben sie treu wiederzugeben, müssen wir namentlich aufführen: Jolivard, J. Coignet, Delaberge, Cabat, A. Bourgeois, Rousseau, Remo, Ricois ꝛc.

Gudin's Abwesenheit von Frankreich ließ in der Ausstellung dessen Seestädte vermissen; jedoch lieferten Tanneur, E. Isabey und J. P. Alaux treffliche Gemälde der Art.

Unser berühmter Blumenmaler Redouté hatte seit langer Zeit nichts für die Ausstellung eingesandt. Dieses Jahr bewies der 76jährige Greis durch mehrere Bilder, daß er noch unübertroffen dasteht, wiewohl Van-daël und Van-Spandonck in ihren für diese Ausstellung gelieferten Stücken keineswegs hinter ihrem früher in diesem Zweige erworbenen Ruhme zurückbleiben.

Wir kommen nun auf die in dieser Ausstellung ungemein zahlreichen Portraits zu reden. Dem des Hrn. Bertin von Ingres ist reichliches Lob gezollt worden, und allerdings verdient dasselbe rücksichtlich des Charakters, des Hervortretens der Formen und der Zeichnung alle Anerkennung; allein der Maler, der bekanntlich eine Geringschätzung des Kolorits affektirt, hätte sicherlich eher die Strenge der Kritik als das Uebermaß von Lobeserhebungen verdient, das ihm zu Theil geworden. Es ist wirklich zu bedauern, daß manche unter den Schülern dieses Malers sich mehr seine Fehler als seine guten Eigenschaften anzueignen streben. Uebrigens

fanden sich im Saale treffliche Portraits von H. Vernet, Bouillard, Steuben, Langlois, Court, Rouget, Dubufe, Picot, Kinson, Champmartin, Goyet, Lepaulle, Decaisne, Delacroix, H. Scheffer, Scheffer dem Aelteren, Gigoux, Hesse (H. J.) ꝛc.

Rücksichtlich der Miniaturmalerei erwähnen wir der Mad. Augustin und Mirbel und der Hrn. Aubry, Meuret, Saint, Mourlan, Troisvaux, Carrier ꝛc. Mit Mad. Jaquotot haben wir es, wie es scheint, verdorben; denn sie hat uns auch nicht ein Gemälde auf Porzellan zugesandt; übrigens befanden sich einige ungemein schöne Gemälde und treffliche Emails in der Ausstellung.

Die Aquarellmalerei, die in Frankreich bedeutende Fortschritte macht, darf nicht unerwähnt bleiben; ihre Leistungen wetteifern rücksichtlich der Wirkung und der Kraft des Kolorits mit der Oelmalerei. Watelet, Hubert, Champin, J. Ouvrié, Robert Fleury und einige Andere verdienen in dieser Beziehung einer rühmlichen Erwähnung.

Mehrere Deckengemälde im königl. Museum in den neun für die Gemälde und Alterthümer des Mittelalters und des Wiederauflebens der Künste bestimmten Sälen haben einigen Malern zur Darlegung ihres Talentes Gelegenheit gegeben. Die Vorstellung des Poussin bei Louis XIII., die Wiedergeburt der Künste in Frankreich; Carl der Große und Alkuin; Ludwig XII. von den Ständen zu Blois zum Vater des Volks erklärt; Homers Apotheose, machen dem Pinsel eines Alaux, Heim, Schmitz, Drolling und Ingres Ehre.

Die Bildhauerei, welche sich bisher von den Verirrungen ihrer Schwester, der Malerei, frei gehalten, tritt nun, da die letztere wieder in die rechte Bahn einlenken zu wollen scheint, in ihre Flegeljahre. Man hatte gemeint, daß diese in ihren Formen so strenge Kunst das Närrische, Drollige, Scherzhafte, ja beinahe das Komische ausschließe, und sich sorgfältig dafür hüten müsse, dem Publikum ihre Werke in einer andern als der möglich vollendeten Gestalt zu zeigen. Dantan hat jedoch bereits angefangen, seine Carrikaturen in den Handel zu bringen; andere sind diesem lobenswerthen Beispiele gefolgt, und der Louvre ist mit Mißgeburten, Zigeunerinnen, Hexen ꝛc. überfüllt worden. Zum Glück finden sich neben diesen groben Travestieen noch Werke, die der Kunst und unsrer Schule würdig sind. So athmet im Cyparissus von Pradier der Marmor Leben, Grazie, Natur; der junge neapolitanische Tänzer in Bronze, von Duret, ist eine höchst anmuthige Komposition; und mit ihm wetteifert der junge neapolitanische Fischer, von Rude; der sterbende Hyacinthus, von Etex, ist voller Grazie und Natur, und steht weit über der kolossalen Gruppe des Kain, wo dieser Künstler in's Häßliche und Gemeine verfallen ist; der Schutzengel, von Desboeufs, zeichnet sich durch Feinheit und Naivetät der Ausführung aus; dem Adonis, der seine Lyra stimmt, hat Molchnebl ungemein liebliche Formen zu geben gewußt; der Kampf zweier Ritter, von Gechter, ist mit viel Phantasie behandelt; einen trefflichen Löwen hat Barye geliefert, ꝛc.

Dem Kupferstich, der in Frankreich eine so hohe Stufe erreicht hat, wird fortwährend viel Eifer gewidmet, und es wäre zu wünschen, daß die Regierung diese Bemühungen unterstützte. Es sind einige bedeutende Blätter erschienen; z. B. Richomme's Daphnis und Chloë, nach Gérard; Leroux's heilige Therese, nach demselben; Henriquet Dupont's Gustav Wasa, nach Hersent; dessen Cromwell, nach Delaroche; Alais' Phrosine und Melidor, nach Rioult; Forsters Franz I. und Carl V. in der Kirche von St. Denis, nach Gros; Gelée's Sujet de l'antiquaire nach Roqueplan; Richière's Uebergae von Ulm, nach V. Adam.

Die Lithographie, die einst mit dem Kupferstich in die Schranken zu treten wagte, liefert jetzt nur Alltagsscenen, Skizzen, schlüpfrige Gegenstände, welche diese Kunst herabwürdigen. Indeß verdienen doch einige Blätter von Marin-Lavigne, Weber und Lafosse hervorgehoben zu werden, die nach 4 für das Palais Royal bestellten Gemälden gearbeitet sind; der heil. Ludwig, von Rault, nach Rouget; die Schlacht von Vauchamps, von Marin-Lavigne, nach Langlois; la main chaude, von demselben; Childe Harold, von Aubry-Lecomte, nach de Juinne; die Wälder von Champin; Ansichten von Vander Burch.

Im Allgemeinen läßt sich von unsrer Schule sagen, daß ihr Zustand prekär, schwankend und provisorisch ist und für ihre Zukunft besorgt macht. Indeß sichern sie die Talente, die sie wirklich besitzt, vor dem gänzlichen Verfalle, und läßt sich sogar hoffen, daß die, wie es scheint, bevorstehende Verschmelzung des klassischen und romantischen Systems ihr einen günstigen Impuls ertheilen werde.

Kunstliteratur.

The Elgin and Phigaleian Marbles. Vol. 1. London, 1833. 249 S. 8. (Herausgegeben von der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse.)

Keine der Städte Griechenlands ist so bekannt geworden wie Athen; keine von allen verdient es so, durch alten Ruhm und durch die unvergleichlichen Ueberreste der

Denkmale, welche sie aus den Stürmen der Jahrhunderte für die Gegenwart gerettet hat. Topographen, Archäologen und Künstler haben diesen heiligen Boden schon lange untersucht, den Pausanias und die Historiker, Blei und Winkelmaß in der Hand; und jeder bringt wieder neu Erforschtes, neu Aufgefundenes heim. Aber durch einen sonderbaren Wechsel des Schicksals ist das Schönste, was Alarich und Morosini der Acropolis gelassen, in unsern Tagen nach dem kalten Norden gewandert, wie jene Bildwerke von Aegina und die Basreliefs des Tempels zu Bassä: im August 1800 begannen Lord Elgin's Abgeordnete ihr Werk, welches dem Britischen Museum (das bekanntlich die Elgin Marbles im Juli 1816 durch einen Parlaments-Beschluß für die Summe von 35,000 Pfund Sterl. erkaufte, während sie von Hrn. Hamilton, dem damaligen englischen Gesandten in Neapel, auf 60,800 Pfd. geschätzt wurden, und Lord Elgin seine Auslagen nebst Zinsen auf 74,000 Pfd. angab) die herrlichste Sammlung verschaffte, welche irgend eine Antikengalerie in dieser Art aufzuweisen hat. Wie sehr muß jeder, der das seiner Schätze beraubte, entblößte Parthenon in seiner traurigen Verwüstung vor sich sieht, in alle Vorwürfe einstimmen, welche dem britischen Grafen gemacht worden sind, dem Lord Byron seinen „Fluch der Minerva" zuschleuderte, während er in Athen (wo der Name Elgin durch jene Stadtuhr mit pompöser Inschrift, die er daselbst — etwa zum Ersatz? — errichten ließ, in lebhaftem Andenken gehalten wird) jene bekannten Worte „Quod non fecerunt Goti hoc fecerunt Scoti" in einen Säulenschaft meißeln ließ. Wenn man aber bedenkt, welche Wechselfälle die Acropolis seitdem durch drei Belagerungen im griechischen Befreiungskampfe betroffen, und wie manches noch von dem hätte verloren gehen können, was wir jetzt besitzen, so muß man sich Glück wünschen, diese kostbaren Schätze vor Zerstörung gesichert zu wissen. Dem ungestörten Studium zugänglich geworden, haben diese griechischen Bildwerke auf die neuere Kunst einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß gehabt, und unberechenbar viel dazu beigetragen, den Sinn für die Reinheit und Schönheit der Antike wieder zu wecken und zu beleben.

Die athenischen Kunstwerke auch solchen näher bekannt zu machen, welchen der Erwerb großer kostspieliger Kupferwerke nicht gestattet, ist der Zweck des für Dilettanten sowohl als bildende Künstler nützlichen Werkes, welches hiemit angezeigt wird, und dessen zweiter Theil auch die Beschreibungen und Abbildungen des Frieses (Kampf der Amazonen und Centauren wider die Griechen) enthalten soll, der einst den dorischen Tempel des Apollo Epicureius bei Tragoi (in der Nähe von Pavlitza — Phigaleia — in Arkadien, häufig auch der Tempel von Bassä genannt) verzierte (Description of the marbles of the British Museum, part. III.) — Es macht keinen Anspruch auf neue eigne Forschung, aber es ist eine mit Umsicht und Sachkenntniß verfaßte Zusammenstellung alles dessen, was in Bezug auf die Erläuterung sowohl der Bildhauerarbeiten selbst, als der Geschichte und Topographie Athens nöthig erscheint, um einen vollständigen Begriff von der Sache zu geben. — Wer sich mit der athenischen Ortsbeschreibung nicht speziell beschäftigt hat, sollte kaum glauben, daß gerade diejenige Stadt, welche noch so manche Reste früherer Zeiten besitzt, so viele Schwierigkeiten darbietet und zu so vielen Zweifeln Veranlassung gibt, deren manche erst in unseren Tagen, einige noch gar nicht, zuverlässig gelöst und aufgehellt sind. Hielt doch, um nur ein paar Beispiele anzuführen, Wheler den dorischen Porticus der Agora für die Reste eines Tempels des August, bis Stuart den Irrthum aufdeckte; nahm Stuart selbst das Odeon der Regilla (Theater des Herodes Atticus) für das Dionysische Theater, bis Oberst Leake die Stelle dieses letzteren unbezweifelt festsetzte; ist es doch selbst jetzt noch nicht ganz ausgemacht, ob der Berg, welcher das Kirchlein Agio Giorgi trägt, jener Ἀγχεσμός des Pausanias sey, wie Spon und Leake vermuthen. Letztgenannter Schriftsteller hat freilich manches aufgehellt, was seine Vorgänger im Dunkeln gelassen, z. B. die Lage der Stoa des Hadrian (wo nun die verfallene Kirche Megali Panaghia), des Piräischen Thores, des Lycabettus, welches wahrscheinlich der ältere Name jener Hügelreihe auf der Südwestseite der Acropolis war, deren südlichster und höchster Theil, der Hügel des Museums geheißen, das Denkmal des Philopappus trägt. Es wäre ungerecht, diese Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne der glänzenden Verdienste zu erwähnen, welche Oberst Leake sich durch seine örtlichen Forschungen in Griechenland erworben hat: seine Topography of Athens (1821) sowohl als seine Travels in the Morea (1830. 3 Bände) sind der werthvollste und ausführlichste Commentar des Pausanias, dessen oft verworrene Angaben und Beschreibungen er Schritt für Schritt mit klassischer Belesenheit und genauer Ortskenntniß erläutert, indem er manches deutlich macht, was noch Dodwell und Gell entgangen war. Ich erinnere nur beiläufig an die Topographie von Arkadien und Elis, an Pallantion, Psophis, Tripotamos, das Posidonium des Isthmus u. s. w. Ueberhaupt haben wir den Engländern für das Bekanntwerden der griechischen Alterthümer sehr viel zu danken: Chandler leistete schon manches, Stuart und Revett, mit ihren Ergänzungen durch die Dilettanti, durch Cockerell u. A. sind noch immer das Hauptwerk für Athen und Attica, und von den zahlreichen neueren Reisenden hat jeder wieder das Seinige beigetragen. Mit ihnen wetteifern nun die Franzosen durch ihre Expedition de la Morée.

Um wieder auf das Buch zurückzukommen, welches zu gegenwärtigen Bemerkungen Veranlassung gab, so enthält dasselbe, außer einer Topographie und Geschichte Athens (mit Plänen der Stadt und der Acropolis) Notizen über Form und Verhältnisse der griechischen Tempel, nebst einer Skizze der Geschichte der Bildhauerkunst bis auf Phidias, diesen nebst seinen Zeitgenossen mit eingeschlossen: eine allgemein verständliche und mit den nöthigen Belegen versehene Zusammenstellung, die auch demjenigen, welcher mit diesen Gegenständen vertraut ist, angenehm seyn mag. Die Schilderung des Parthenon geht sodann den Bildwerken selbst voran. Die Metopen machen den Anfang, und sind, wie alle übrigen Skulpturen, in saubern, charakteristischen, mit Geist und Gewandtheit ausgeführten Umrissen in Holzschnitt dargestellt. Von Einzeldingen ist zu bemerken, daß der Metope Nr. 3. — ein Centaur, im Begriff einen Athener mit einem Weingefäß zu zerschmettern, während letzterer niedergesunken ist und sich noch mit emporgehobenem Schilde zu schützen sucht — (Nro. 8 nach der alten Anordnung, Nro. 4 bei Bröndsted) die Gypsabgüsse der beiden Köpfe zugegeben worden sind, welche sich im königl. Museum zu Kopenhagen befinden, und welche Bröndsted der Metope Nro. 7 angehörig glaubt. Nro. 9 ist ein Abguß der im Louvre befindlichen, welche durch den Grafen Choiseul Gouffier dahin gekommen. — Ein neues Fragment einer Metope (von der Südseite), einen Centaur darstellend, welcher eine Frau entführt (die Köpfe, so wie der rechte Arm und die Beine der weiblichen Figur fehlen) wurde erst im vergangenen Jahre unter dem Schutte des Parthenon aufgefunden. (Vergl. Bullettino dell' instituto di corrispondenza archeologica 1833. Nro. X.) Ich sah diese Metope im August v. J. in den meisten Theilen noch vorzüglich schön erhalten, obschon sie bereits hie und da durch die Hand von Reisenden Verstümmelungen erlitten hatte. — Der panathenaische Fries folgt, durch 76 Holzschnitte erläutert. Auch von diesem haben die neuesten Ausgrabungen wieder einige Fragmente an's Licht gebracht (vier Wasserträger; Priester, welche Stiere zum Opfer führen u. s. w.) und werden ohne Zweifel noch vieles zu Tage fördern, wenn die zunehmende ruhige Gestaltung der inneren Verhältnisse des Königreichs Griechenland es erlauben wird, artistischen Gegenständen mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Für jetzt muß man schon zufrieden seyn, wenn dem Unwesen muthwilliger wie kunstliebender Verderber, die fast ebensoviel zu verantworten haben als Krieg und Feuer, durch zweckmäßige Vorsichtsmaßregeln ein Ziel gesteckt wird.

Alfr. Reumont.

Kunstsammlungen.

Das grüne Gewölbe in Dresden ist um 500 werthvolle Gegenstände vermehrt worden, wie aus dem neuen von dem Inspector Hrn. v. Landsberg herausgegebenen Katalog ersichtlich ist.

Der historische Verein, der i. J. 1831 im Untermainkreise des Königreichs Bayern durch den Eifer des verstorbenen Ministers zu Rhein entstanden ist, hat u. a. zu Würzburg ein Antiquarium oder Museum angelegt, in welchem heidnische Opfergeräthe, alte Waffen, Münzen, Ringe und dergl. aufbewahrt werden, und will in einer periodischen Zeitschrift, Archiv des Vereins genannt, literarische Arbeiten bekannt machen. Die Ausgrabungen von altdeutschen Opferheerden und Grabhügeln zu Heiligenthal, Hettstedt, im Guttenberger Walde, Schenkensee und Oberwaldbehrungen legten einen Hauptgrund zu der Sammlung. Von dem Archiv sind bereits mehrere Hefte erschienen.

Petersburg besitzt seit Kurzem eine bedeutende Sammlung von Alterthümern, die mit gründlicher antiquarischer Kenntniß veranstaltet ist, und aus fast 2000 Nummern besteht, worunter sich 900 etrurische Vasen, eine Menge anderer Gegenstände aus Bronze und Thon und auch einige Stücke aus antikem Glase befinden. Auch gehören dazu einige Basreliefs und Figuren von Bronze aus dem 15ten Jahrhundert. Die Sammlung ist das Eigenthum des Hrn. Dr. Pizzati.

Die holländische Regierung hat aus dem Fonds für National-Industrie eine Summe zum Ankauf mehrerer auf der jüngsten Kunstausstellung im Haag befindlichen Gemälde angewiesen.

Der Vice-Admiral Rosamel hat dem Museum von Boulogne ein Modell des Obelisken von Luxor verehrt, welches aus demselben Granit verfertigt ist, auf dem der Sockel des Originals ruhte, der wegen seiner Größe nicht mit nach Frankreich übergeführt werden konnte und deßhalb von den Offizieren des Luxor zersprengt worden ist.

Im Musée Luxemburg sind folgende von der Civilliste aus der letzten Pariser Kunstausstellung erkauften Kunstwerke aufgestellt worden: Der Fischerknabe, in Bronze, von Duret; der Hund, in Marmor, von Giraud; das Kind mit der Schildkröte, von Rude, das Mädchen, in Marmor, von Jaley.

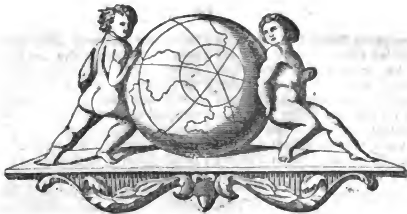
Das Museum in Toulouse, welches demnächst ausgebaut seyn wird, besitzt sehr schöne Gemälde, welche aus ihrem verderbten Zustande durch eine vorsichtige Restauration befreit worden sind; ebenso hat der Bildhauer Beurné antike Bildwerke ergänzt. Es befinden sich daselbst nicht weniger als 40 schöne antike Büsten, auf marmornen Halbsäulen stehend, eine große Anzahl anderer von weniger Bedeutung, Statuen und Torse von hohem Werthe. Einen von diesen, und die Statue eines Kindes hat man abgegossen.

Persönliches.

Der russische Maler, Ritter Carl Brüloff, ist von der k. k. Akademie der schönen Künste in Mailand zu ihrem Ehrenmitglied erwählt worden.

Für das im Januar gefeierte Krönungs- und Ordensfest hat der König von Preußen dem Generallieutenant Minutoli den Stern zum Rothen Adler-Orden 2ter Klasse ohne Eichenlaub, dem Direktor der Bildergalerie im Berliner Museum, Dr. Waagen, denselben Orden 4ter Klasse ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 12. 3. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

19) Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Die junge Frau eines Gesandten kommt nach Petersburg und schildert ihren dortigen Aufenthalt und die Gesellschaft. „Von Strelna aus ist der Weg nach Petersburg meilenweit mit reizenden Landhäusern besezt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm der Newa haben. Von der Landstraße sind diese Wohnungen durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pitoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine Fremdlinge in dem kalten Lande sind. Alle diese Landhäuser sind in dem verschiedenartigsten Styl erbaut: hier erhebt sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes ein zierlicher griechischer Tempel, dort eine chinesische Pagode, rundum mit silberhell erklingenden Glöckchen behangen; auf jeder Seite sieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenseite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürstlicher Pracht birgt; ihm gegenüber blickt eine italienische Villa aus blühenden Gebüschen hervor und bildet einen reizenden Gegensatz zu jenem gothischen Schlosse mit den vielen geschnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäusern reifen in diesen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen und schmücken in verschwenderischer Fülle die Tafel der russischen Großen. Eben so fremdartig, eben so mährchenhaft als diese nahe Zusammenstellung aller Style antiker und moderner Baukunst erscheint auch die Stadt selbst.“ Dasselbe sagt Mickiewicz sehr schön:

Von fern schon, fern, kennt man die Residenz.
Pallast steht an Pallast auf beiden Seiten
Der breiten Straße – hier kapellenartig
Mit Kreuz und Kuppel; dort, Heuschobern ähnlich,
Bildsäulen unter Stroh und Schnee versteckt;
Dahinter eine Reih' korinth'scher Säulen,
Flachdachig, ein italienisch Sommerhaus,
Dabei japan'sche, mandarin'sche Kiosken,
Und aus der Katharina klassischen Zeiten
Frisch nachgeäffte klassische Ruinen.
Verschiedne Häuser von verschiedner Ordnung,
Wie Thiere aus verschiedner Erde Enden,
Stehn hinter eisernen Geländern in
Besondern Käfigen. –

Unter den ausgezeichneten Männern in Petersburg wird hier besonders der erst jüngst verstorbene Klinger hervorgehoben. „Es war der General Friedrich Maximilian Klinger. Obgleich schon Greis, war doch seine Haltung, ohne steif zu seyn, militärisch stolz und gerade, und vorzüglich lag in der Art, wie er den Kopf trug, etwas sehr Charakteristisches. Man sah es ihm an, daß er im Leben immer und allenthalben aufrecht gestanden und sich nie demüthig gebeugt hatte. In der Tiefe des ruhig sinnenden Blickes sprach sich eine Entschlossenheit und Kraft aus, die dem Aergsten, was der Mann im Leben zu erdulden gehabt hatte, Trotz geboten zu haben schien. In seinem Gesicht war kein Zug von Milde, kein Schimmer von Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Herbes und Abstoßendes, nur Gepräge der Großheit und einer im Lauf der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. Sein Sprachton klang hohl, und doch hatte sein Accent eine herzerschütternde, eine herzzermalmende Gewalt. Man konnte ihn jenen Felsengipfeln vergleichen, die, vom ewigen Eise bedeckt, dem Schein nach unfruchtbar, nur bestimmt scheinen, den Abglanz der versunkenen Sonne in die Erdennacht herniederzustrahlen, und die doch in ihrem Innern die Quellen erzeugen, die tief unten die Blumen im Thal erquicken. Goethe und Klinger waren Jugendfreunde; allein sie sahen sich in den lezten vierzig Jahren ihres Lebens nicht und würden sich, wenn Klingers Wunsch erfüllt worden wäre und ein freundlicher Genius sie am Abend ihres Lebens wieder zusammengeführt hätte, wahrscheinlich gegenseitig dem Bilde sehr unähnlich gefunden haben, das sie von einander bewahrt und durch ihre Briefe und Schriften in sich ausgebildet hatten. Goethe wurde das Idol seiner Zeit; Klinger, dessen Stolz, dessen Lebensfreude es war, ein Deutscher zu seyn, war beinahe schon verschollen in seinem Vaterlande und nur von den Wenigen, die ihn erkannten, als ein hohes Ideal sittlicher Größe verehrt. Es muß dem Menschenkenner unbegreiflich erscheinen, daß Klinger mit seinem wahren, kühnen Charakter, ohne Intrigue, ohne Courmacherei auf ganz geradem Wege es vom blutarmen deutschen Studenten bis zum reichen russischen General im Civildienst brachte und sich am Hofe aufrecht zu erhalten vermochte; und doch ist dies wirklich der Fall.“ Es werden hier mehrere seiner Ideen erörtert, die, wenn ich nicht irre, zum Theil aus seinem geistvollsten, aber anonym erschienenen Werke, den „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur“ entlehnt sind.

Ueber den Adel läßt sich das Werk also aus: „Sie wissen, daß die militärische Rangordnung bei uns die Norm für alle Stände darbietet, sogar für die Damen, die am Hofe leben. Selbst die Ehrendamen der Kaiserin haben ihren bestimmten militärischen Rang, und so ist unser Adel gewissermaaßen nur ein einziges großes Regiment. Jeder Adelige muß also, um einen Rang und um Zutritt am Hofe zu erhalten, in den Dienst der Krone treten, und diese Dienstpflichtigkeit läßt das Bewußtseyn der persönlichen Ehre und Würde nicht aufkommen, das doch der Kern aller echtadeligen Gesinnung ist. Der deutsche Edelmann z. B. hat ein Bewußtseyn seines Standes, das ihm durch nichts geraubt werden kann; in Armuth und Niedrigkeit versunken, bleibt ihm das Gefühl der Ebenbürdigkeit mit den Ersten seines Volkes. — Die geheime Politik unserer Regierung erheischt dabei einen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen den Adel, in dem der leztere stets den Kürzern zieht, weil eine unbezwingliche Neigung zur Verschwendung ihm mehr und mehr seine Unabhängigkeit von der Krone raubt. Fast alle unsere Großen geben mehr aus, als sie einnehmen; der Vater hinterläßt dem Sohne eine bedeutende Schuldenmasse; dieser vermehrt sie, da die Bedürfnisse des Luxus gemeinhin in demselben Verhältniß größer werden, als sich die Mittel zu ihrer Befriedigung verringern; um den Ausfall zu decken, nimmt er seine Zuflucht zum Lombard, das der Kaiser Alexander in der wohlthätigen Absicht errichtete, seine Großen vor der Raubsucht der Wucherer zu schützen. Die Krone leiht ihnen in dieser Anstalt Kapitale zu billigen Zinsen; doch nur selten werden diese von ihnen entrichtet; ihre Schuldenlast wächst von Jahr zu Jahr bis zu dem Augenblicke, wo das Grundstück, welches der Krone zur Hypothek dient, nach seinem ganzen Werthe an diese verfallen ist. Die Leibeigenen des Edelmannes werden nun Kronbauern, und diese Errichtung des Lombard, das ursprünglich nur eine Wohlthätigkeitsanstalt zum Besten des Adels war, hat durch diesen Gang der Dinge eine sehr große politische Wichtigkeit erhalten.“

Sodann ist viel von Kaiser Alexander die Rede, viel bekanntes, einiges weniger bekannte, z. B. seine Freundschaft mit Professor P. ꝛc. Von der neuesten Zeit wird nicht gesprochen.

Ergötzlich sind die Schilderungen einiger Originale aus der vornehmen Welt, sie erinnern an Woltmanns vortreffliche Memoiren des Freiherrn von S — A. Uebrigens beweisen sie eben deshalb, daß es gesellschaftliche Karrikaturen nicht bloß unter dem an Kontrasten reichen Himmel von Petersburg gibt, sondern daß dergleichen überall zu finden sind. Er gibt keine zehn alte Familien, unter denen nicht wenigstens ein Sonderling wäre, und die Glücksritter, die Neulinge haben fast alle etwas, womit sie in der neuen Welt, in der sie leben, anstoßen.

20) Meine Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813. Ein Blick in Rußlands Größe und Herrlichkeit von F. E. von Lindenau. Nebst zwei lithographirten Tafeln. Ronneburg, Weber, 1833.

Der Verfaßer diente in dem sächsischen Kontingent, das mit nach Rußland ging, wurde gefangen, gut behandelt, nach Kiew gebracht, lebte dort 11 Monat und kehrte wohlbehalten wieder heim. Das schildert er nun kurz und einfach und beschreibt nebenbei die Kirchen in Kiew und die Bauertrachten in der Umgegend. Ob dies übrigens ein Blick in Rußlands Größe und Herrlichkeit genannt werden kann, wollen wir nicht entscheiden.

21) Ausflug über Konstantinopel nach Taurien, im Sommer 1831. Von S. Brunner, Med. Dr. St. Gallen und Bern, Huber und Komp. 1833.

Der Reisende begab sich aus der Schweiz über München und Wien nach Triest. Unterwegs interessirten ihn hauptsächlich nur die Naturalienkabinette, botanischen Gärten und berühmten Naturforscher, die er besuchte und über die er manches hier mittheilt. Während er in Wien die ausgezeichnete Gastfreundschaft und Gefälligkeit des edlen Greises Jacquin rühmt, beschwert er sich stark gegen die Unhöflichkeit des Garteninspektors in Schönbrunn. Er wollte nämlich eine Blume daselbst abzeichnen, mußte aber erst beim Inspektor Erlaubniß einholen und dieser fuhr ihn an, wie einst der Polizeiinspektor von Hopfer den reisenden Seume. Der Verfasser stellt eine Vergleichung zwischen beiden Inspektoren an:

„Anno 1802.

Polizeidirektor v. Hopfer. Wo will er hinn?

Seume. Wie der Paß weist, nach Italien.

Polizeidirektor. Ja, Italien üß grouß. Aber wo will er denn zunächst hinn?

Seume. Nach Venedig.

Polizeidirektor. 's läst'r holter füll solch' liederliches G'sündel do rummer!

Anno 1831.

Garteninspektor. Wer sind's denn? Sind's Mohler? Naturforscher?

Ich. Naturforscher.

Garteninspektor. Was vor'en Landsmann?

Ich. Thut eben nicht vieles zur Sache, wenn ich sage, ich sey Naturforscher.

Garteninspektor. Fraili thut's, 's kann Jeder so herlaufen.

Der Unterschied war nun, daß Seume, der seines Passes bedurfte, das Herlaufen einsteckte, ich aber, der einer Abbildung der Pflanze sehr wohl entrathen konnte, dem Herrn B*** bemerkte, ich wäre, obgleich Fremder, doch nicht hergelaufen, und werde seine Grobheit gehörigen Orts zu bezeichnen wissen, ihm den Rücken zuwandte und ging."

Ref. fühlt sich gedrungen, die Vertheidigung des Herrn B. zu übernehmen. Gewiß hat es dieser Herr so böse nicht gemeint und hinter der äußern Rauhigkeit verbirgt sich beim Oesterreicher in der Regel sehr viel Wohlwollen. Wenn Herr Doktor Brunner die unschuldige Frage, was er für ein Landsmann sey, nicht gleich so empfindlich aufgenommen hätte, so würde auch Herr B. nicht so empfindlich geantwortet haben.

In Triest machte der Reisende die Erfahrung, daß die Triestiner, weil sie fast ausschließlich mit der Türkei Handel treiben, entschiedne Griechenfeinde, die Livorneser aber, die in eben so lebhaftem Verkehr mit Griechenland stehn, entschiedne Türkenfeinde seyen. Er fuhr mit einem Triestiner Kauffahrer nach Konstantinopel, und war sehr unzufrieden mit ihm: „In allen Seehäfen des mittelländischen Meeres sind die slavonischen Kapitäns, namentlich die fast immer mit vich endigenden Triestiner, gleich den Malthesern durch ihre Grobheit und Anmaßung übel berüchtigt. In vielen Komptoirs zu Livorno z. B. haben sie es hierin so weit gebracht, daß sie gar nicht einmal eingelassen werden, sondern, ungefähr wie wilde Thiere, vor der Thüre auf Antwort warten müssen. Hievon war nun mein gegenwärtiger Schiffstyrann ein redendes und lebendes Muster. Sey es, daß ihm die italienische Sprache nicht recht geläufig, oder er sonst mundfaul war, oder daß meine Mitfahrt seine geheime Mißbilligung hatte, oder aus Gründen, die ich nicht kennen kann, kurz und gut, der Mensch bestrebte sich, gleich von Anbeginn der Reise, gegen mich einer so ausgesuchten Grobheit, als ich sie mir nie möglich gedacht, und seine Leute, Kothseelen wie sie nur unter Slavoniern zu finden sind, sekundirten ihrem saubern Patronen trefflich. Der Supercargo, ein eitles, empfindliches, geziertes Männchen, welcher stets das Seinige für das Beste hielt, die dürftige Guitarre, die er klimperte, mit höchst eigenem Wohlgefallen belauschte, die schwer verständliche, lispelnde, affektirte, halbvenetianische Provinzialmundart, welche er redete, fürs allerreinste Italienisch hielt, und daher auf alle meine Fragen, welche ich, aus Unkenntniß dieser herrlichen Sprache, öfters denn mir selbst lieb war, an ihn zum zweiten Male zu thun mich genöthigt sah, nach kurzem, sichtbaren innern Kampfe gewiß irgend eine spitzige, sarkastische Antwort gab, kurz ein Männchen, dessen Statur mit der Humanität der dem Körperchen einwohnenden Seele in geradem Verhältnisse stand, war Matteo Puchalovichs (so hieß der liebreiche Kapitän) fidus Achates und

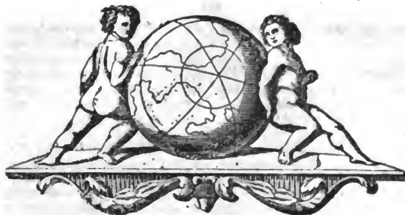
würdiger Kollege. Ein englischer Arzt, welcher in Konstantinopel sein Glück zu machen versuchen wollte, war eine dritte Person. Phlegmatisch und egoistisch im höchsten Grade (außer da, wo er seine, ihm unbedingt über alles geltenden Landsleute auch nur von Ferne angegriffen glaubte, und das geschah mitunter sehr am unrechten Orte), wenig mittheilend übrigens, kalt und stolz, wie brittische Milchbärte unterer Volksklassen gemeiniglich sind, bis sie in der Welt ein wenig abgefeilt werden, war er, wenn schon im Grund ein guter und rechtlicher Mensch, dennoch kein gebildeter Gesellschafter, kein homme de ressource. Zum Englisch sprechen war er vollends nicht zu bringen; er zog es vor, in seinem unverständlichen Deutsch, worauf er sich vermuthlich eben so viel zu gut that, als der Supercargo auf sein Italienisch, sich gegen mich auszudrücken, und opferte diesem selbst das ihm wohlbekannte Französisch. Ein Ragusaner ferner, sein Weib und seine Nichte, Leute ohne Erziehung, aber wie gewöhnlich von desto größerer Anmaßung, welch' leztere ich nie genug befriedigen konnte, und endlich eine schwäbische Magd von bestandenem Alter, in Begriff zu ihrer in Galata bei Konstantinopel verheiratheten Schwester zu reisen. Das war die ganze Reisegesellschaft, mit welcher ich, von den werthvollern Gefährten, den Büchern nämlich und den Geräthschaften, welche in der Kiste zurückgeblieben waren, entblößt, wie gesagt drei Wochen lang hausen sollte!"

Inzwischen mußte Herr Brunner in dieser Gesellschaft aushalten und erreichte mit ihr Konstantinopel, wo er sich nicht lange aufhielt und nach einem fruchtlosen Versuch, sich mit dem Leibarzt des Sultans in ein wissenschaftliches Gespräch einzulassen, über das schwarze Meer nach der Krimm sich einschiffte. Er gibt folgendes Bild von der großen Steppe: „Ein unabsehbarer Rasenteppich, meist gebildet von höchstens einem Dutzend Arten ausgezeichnet gesellschaftlicher, theils krautartiger, theils suffrutescirender, Pflanzen, unter denen die mit einander so leicht zu verwechselnden Melilioten sich besonders auszeichnen, alle vom üppigsten, die natürliche Fruchtbarkeit des Erdreichs beurkundenden Wuchse; kein Baum, so weit das Auge reicht; keine merkliche Erhöhung; kein sichtbares Gewässer, weder Quell noch Bach, bloß hin und wieder ein halbzerfallener Ziehbrunnen, um welchen sich rings lechzendes Hornvieh lagert; Kameele, gravitätischen Schrittes die weite Fläche messend; bald wilde Pferde, scheu den Wanderer sowohl, als das bucklichte Lastthier ausweichend; verwilderte, langborstige, schwarze Schweine, rings um die Wohnplätze weidend, als wären sie rechtmäßige Ureinwohner der menschenleeren Gegend; Hütten mit flachen Rasendächern, auf denen das Gras eben so üppig wuchert, als auf dem ringsumgebenden Feld; weiterhin ganze Züge schwerfälliger Trappen, welche den Reisenden öfter nahe genug kommen lassen, um ihm ihr zierlich buntes Gefieder zu weisen, und dann erst nach Befriedigung dieser Eitelkeit in plumpem Fluge sich weiter begeben; lange Züge von mit je zwei Ochsen bespannten Wagen, hinter einander langsamen, bedächtigen Schrittes einherziehend, um entweder von Perecop her Salz nach dem Innern zu bringen, oder Kornbranntwein nach Simpheropol zu schaffen; die ersten Stepptataren endlich, unter zottigen Schafpelzmützen, aus mongolisch braunen Gesichtern ein Paar kleine, schwarze Augen hervorblitzend: das sind, nebst einer sengenden Sonnengluth, kurz gefaßt die Hauptgegenstände, welche sich dem Reisenden durch die nogaische und krimmische Steppe (und wohl auch die übrigen Steppen Südrußlands, zumal Kaukasiens) von Aleschki über Perecop bis Simpheropol darbieten, und die Annehmlichkeiten von selbst errathen lassen, welche sie verheißen."

Da wir nicht vermuthen, daß unsre Leser lauter Botaniker seyn werden, so überschlagen wir, was der Verfasser von der Flora der Krimm sagt, und wenden uns zu Gegenständen von allgemeinerem Interesse. Ueber die bisherigen Werke, die Krimm betreffend, sagt er: „Ueber die Krimm besitzen wir, seit Pallassens bei all ihren Unvollkommenheiten dennoch stets klassisch bleibenden zwei Hauptwerken, mehrere bessere und mittelmäßigere Arbeiten und Beschreibungen über diese merkwürdige Halbinsel. Clarke trifft, bei unverkennbarer Gründlichkeit in antiquarisch-geognostischer Hinsicht, leider auch der nicht unbegründete Vorwurf einer großen politischen Einseitigkeit in Bezug auf Rußlands Regierung. Ziemlich oberflächlich sind die Arbeiten von Kosmeli (ungefähr das Schlechteste was mir vorgekommen) Reuilly (so zu sagen bloßer Auszug aus Pallas); Sumarokoff (gerade das Gegentheil von Clarke, indem er Rußlands Herrscher bei jeder Gelegenheit zum Himmel erhebt; von großem, ja klassischem Verdienst dagegen Parrot und Engelhards Reise (geistvoll wahr und treffend, was der verhältnißmäßig kurze Abschnitt über Taurien enthält). Freundlich bietet sich Jägers freilich etwas flüchtiger entomologischer Besuch der Krimm dar. Für gemüthliche (d. h. gewöhnlich: oberflächliche) Leser mag Ségurs Reise nach dem damals frischeroberten Taurien, in Begleitung der Kaiserin Katharina II., die passendste Schilderung des Landes seyn. Doch Niemand hat wohl die russische Ruhmredigkeit weiter getrieben, als der weitschweifige Murawiew Apostel, welchem inzwischen, neben vielen müßigen Deklamationen ohne Belehrung für den Leser, antiquarisch-historische Kenntnisse nicht abzusprechen sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 13. 5. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

21) Ausflug über Konstantinopel nach Taurien, im Sommer 1831. Von S. Brunner, Med. Dr. St. Gallen und Bern, Huber und Comp. 1833.

(Beschluß.)

„In Sommers Taschenbuch der Reisen (zehntem Jahrgang; 1832) steht ein sehr lesenswerther Auszug aus Jones. Dieser Verfasser ist Seemann, und als Britte zugleich geborner Handelsspekulant. Gelehrte Kenntnisse scheint er eben nicht zu besitzen; ihm aber verdanken wir manche interessante Notiz über die Krimm sowohl, als Odessas Handelsverhältnisse. — Der Naturmensch Daniel Schlatter gibt gleichfalls einige allgemeine Notizen über die durch ihn mehrmals besuchte Krimm, ohne eben literarische oder andere Ansprüche zu machen. Die bloß in russischer Sprache herausgekommenen Reisebeschreibungen übergehe ich, aus sehr faßlichen Gründen, hier mit Stillschweigen. — Die historischen Notizen über die Krimm befinden sich meist mit den Werken über Neurußland vermischt und müssen daher aus diesen erst hervorgesucht werden. Eine eigene Monographie über diesen Gegenstand hat neuerlich Lagerio, (neapolitanischer Konsul zu Kertsch, wenn ich nicht irre) geliefert, wobei mir aber die neueste Geschichte gar zu kurz abgefertigt scheint. — Langlès Geschichte der Chane der Krimm, aus orientalischen Quellen der Pariser Bibliothek geschöpft, kenne ich bloß aus einer kurzen Recension in den geographischen Ephemeriden.“ Einiger ältern Reisebeschreibungen, z. B. der von King und von Suzjew hat der Verfasser nicht gedacht.

Der Verfasser rühmt sehr die Zunahme der Kultur in der Krimm, und bezeigt sich dankbar gegen die gastliche Aufnahme, die er bei dem russischen Adel fand. Insonderheit rühmt er das schöne Landhaus der Fürstin Gallizin. Im Ganzen aber ist aus dieser Gegend wenig erfreuliches zu holen. Den Alterthümern hat der Verfasser nicht nachgeforscht, und in neuerer Zeit bietet die Krimm nur den unangenehmen Kontrast der Wildheit und einer aufgeklebten Kultur dar. Nur der Handel und eine große Zahl civilisirte Kolonisten können das barbarische Element, das dort noch herrscht, mit der Zeit bezwingen.

Herr Brunner reiste zu Lande über Brody zurück. Unterwegs erfuhr er den Fall Warschaus, wobei er die Bemerkung macht, die Juden seyen den Polen geneigter gewesen, als den Russen. Daß er übrigens die Juden ein Natterugezücht nennt (Seite 322), dürfte sich wohl mit der Bildung, die ein humaner Arzt im neunzehnten Jahrhundert haben soll, nicht vertragen. Wenn selbst die sogenannten Gebildeten solche unbarmherzige und

unvernünftige Aussprüche thun, was soll man vom Pöbel erwarten?

22) Bilder aus Griechenland und der Levante. Von E. von Byern. Mit einem Vorwort von Professor Zeune. Berlin, Haude und Spener, 1833.

Das Vorwort des Prof. Zeune ist sehr überflüssig, so wie überhaupt die Vornehmthuerei des Vorredeschreibens endlich aufhören könnte. Das Buch selbst ist gut geschrieben und lesenswerth, was bei einem Buch über Griechenland viel sagen will. Die Philhellenen haben uns mit einer ganzen Literatur überschwemmt, wir kennen jeden Stein auf der Akropolis, jede Nath auf dem griechischen Kostüm, jedes Haar im Barte Kolokotronis und jede Art von Koth auf den Straßen der griechischen Städte. Ueberdies ist das Interesse für die Griechen in den Hintergrund getreten, seit sie die Erwartungen, die allzu sanguinische Seelen von ihnen hegten, getäuscht haben, seit die Heldenthaten ihrer Kriege einer Diplomatie weichen mußten, die uns die griechischen Artikel in den Zeitungen herzlich langweilig machen, und seitdem überhaupt andere, größere Weltbegebenheiten die Aufmerksamkeit Europas in Anspruch nehmen. Es ist also viel, wenn jezt noch der Bericht eines Philhellenen Theilnahme einflößt, und dies thut der vorliegende. Er ist ohne Leidenschaft, ohne falschen Enthusiasmus, ohne den Haß betrogener Hoffnungen, ohne die Eitelkeit des Abentheurers, er ist mit Ruhe und Sachkenntniß abgefaßt, und malt uns sehr lebendige Bilder des Volks und der interessanten Individuen, die sich in der neuesten Geschichte Griechenlands ausgezeichnet haben und die der Verfasser persönlich kennen lernte. Von dem, was er nicht sah, spricht er wenig oder nichts, aber was er sah, scheint er mit guten Augen gesehn zu haben.

Vor allem macht er auf die Verschiedenheit und Uneinigkeit der Neugriechen aufmerksam. „Während der Peloponnesier kaum davon zu überzeugen ist, daß die Völker jenseit des Isthmus noch heut seine Brüder und Stammverwandte sind, während ihr Schicksal ihn oft so kalt läßt, als trennten sie Länder und Meer von einander, so erinnert er sich doch gern an die entschwundene Größe Athens, dessen Ruhm ganz Hellas angehört, und auch auf ihn einen Theil desselben überträgt, und mit Schmerz sieht er die enggezogene Grenze des neuen Staates, die dessen Bedeutsamkeit in den Augen des übrigen Europa verringern könnte. Während in Morea selbst der rauhe Bewohner von Maina mit Stolz den Namen Spartiate führt, in seinen Sagen und Liedern zahllose Erinnerungen an seine frühere Geschichte bewahrt, der Name Leonidas aus dem Munde jedes Klephten ertönt, so sieht er doch von seinen unfruchtbaren Höhen herab die fruchtbaren Thäler des benachbarten Messeniens für seine Schatzkammer an, aus der er ungehindert rauben und plündern darf, was seinem Sinn gelüstet, so wie im Vaterlande Nestors, der Name Mainotte fürchterlicher ertönt, als selbst der des verhaßten Osmanli. Der Bewohner der reichen Thäler von Argos und Sicyon kann nicht begreifen, daß der Hirt auf dem Gipfel der Hochgebirge Arkadiens, dessen wenige Ziegen in unersteiglichen Felsklüften und Gründen eine kümmerliche Nahrung suchen, und der in Leben und Sitte ein so ganz Anderer ist als er, mit ihm zu einem Volke gehöre, obgleich nur wenige Meilen sie von einander trennen. Mit Verachtung sieht der stolze Insulaner in Hydra, Spezzia und Ipsara, dessen kühne Heldenthaten im ägäischen Meere, auf der selbstgeschaffenen Flotte, seine Hochherzigkeit bekunden, auf den Sklavensinn des Moreoten herab, der nach seiner Meinung nur überlisten, überfallen und morden konnte, wo er die kühne Stirn offen dem Feinde seines Glaubens und seiner Selbstständigkeit entgegen trug. Er achtet den Stammverwandten nicht, und führt dennoch mit Stolz den Namen Hellene. Nur mit einem sehr bittern Gefühle werfen wir einen flüchtigen Blick nach dem nahen Jonien hinüber, und fragen uns erstaunt, ob diese antheillosen kriechenden Rajahs, deren ganzes Wesen durch die kleinlichsten kaufmännischen Spekulationen ausgefüllt, keinen Raum für Vaterlandssinn und Ehre übrig zu haben scheint, wirklich die Söhne der Herakliden seyn können; ob diese weichlichen Orientalen die Nachkommen der großen Weisen, Dichter und Redner sind, welche noch heute die Welt bewundert; ob endlich Xanthus und Milet auf einem Boden standen, der in Smyrna und Tschesme Zeuge der tiefsten menschlichen Entartung wurde! Und dennoch lehren uns Chios, Samos, Tenedos und Mitylene, daß von diesen Inseln aus noch ein hellenischer Odem nach der nahen Küste hinüberweht, und daß auch hier noch griechisches Leben, Sprache und Sitte, wenn auch in seiner tiefsten Erniedrigung waltet. — Wie unverkennbar erinnern uns selbst in dieser Entartung die Neu-Hellenen, sowohl in ihrer verstümmelten Sprache, als in ihren Gebräuchen, Sitten und Festen, mit einem Worte in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit daran, daß noch etwas von dem Blute der Söhne des Deukalion in ihren Adern rollt. Der Schwertertanz in Messenien, die Sagen und Lieder der Mainotten, die Thränenweiber in Attika, die noch heut der Leiche folgen, die trauernde Wittwe daselbst, die von der Zinne des verödeten Hauses herab den Tod des Gatten beweint, die Treue endlich in Lakonien gegen den Gastfreund, bei tiefer moralischer Verderbtheit, dies Alles, scheint mir, sind rein antike Ueberbleibsel, aus der frühesten Zeit des griechischen Lebens. Wenn daher Herr Fallmerayer die

Gesunkenheit des heutigen Hellas nur dadurch zu erklären meint, daß er seinen Bewohnern die Stammverwandtschaft mit den Siegern über die Perser gänzlich versagt, und sie ohne weiteres sammt und sonders für eingewanderte Slaven erklärt, so geht er offenbar zu weit." Wir sind dieser Meinung nicht. Der Verfasser hätte in jedem Fall dem Herrn Fallmerayer triftigere Gründe entgegenhalten müssen. Die Sprache und die wenigen Reste von alten Sitten entscheiden nichts, denn diese nahmen die slavischen Einwanderer von ihren byzantinischen Bekehrern an. Der Schwertertanz ist nichts weniger als ausschließlich altgriechisch. Alle rohen Völker hatten solche Waffentänze, und noch jezt sind die Tänze mit dem Beil bei den slavischen Donauvölkern üblich. Das Werk von Fallmerayer ist nicht widerlegt worden und läßt sich nicht widerlegen. Wenn sich auch troß der zahllosen, immer wieder durch Pest, Krieg, Tyrannei und neue Einwanderer vertilgten Ansiedler ein kleiner Rest altgriechischen Blutes durch Vermischung fortgepflanzt haben sollte, so sind doch die heutigen Einwohner Griechenlands so wenig noch alte Hellenen, als die Einwohner der kanarischen Inseln noch Guanchen sind, wenn sich auch in seltnen Fällen einige indianische Gesichtszüge bei ihnen finden, die sich aus einer frühern sehr sparsamen Vermischung erhalten haben. Die ganze Hauptmasse der heutigen griechischen Bevölkerung aber, mit ihrer byzantinischen Sprache und Religion und mit ihrem slavischen Nationalgesicht und Charakter gehört demselben Stamm an, der sich aus dem südlichen Rußland, vor Einwanderung der Bulgaren, in dem schönen Griechenland ansiedelte, demselben Stamm, der in Serbien zwar die byzantinische Religion, und in Bosnien sogar die muhamedanische annahm, aber in diesen beiden Landstrichen seine altslavische Sprache beibehielt. Jahrhunderte lang hieß Hellas die slavische Provinz, der Name Morea ist wie der der zahllosen Ortschaften, Berge, Flüsse und selbst Familiennamen slavisch, und dieser Slavismus hat sich troß der byzantinischen und troß der türkischen Herrschaft, ohne alle Aufmunterung von irgend einer Seite, ganz von selbst erhalten, weil er eben da war. Er ist die nationelle Basis des heutigen Griechenthums, die neugriechische Sprache wurde denselben nur durch die Bekehrer und Herrscher vom alten Byzanz aus gleichsam aufgeklebt, so wie den Bosniern unter ganz ähnlichen Verhältnissen, nur etwas später, der Islam aufgeklebt wurde, troß welchem sie so gut Slaven sind, wie die Neugriechen.

Es ist lächerlich, nur um die Abstammung zu streiten, da jedes Volk, wie jedes Individuum nur nach dem Werthe gilt, den es selbst hat, nicht nach dem seiner Vorfahren. Die Mängel der heutigen Griechen mit den Tugenden der alten zudecken zu wollen, wäre eben so unziemlich, als es wirklich ungerecht ist, die Tugenden der Neugriechen auf Rechnung ihrer vermeintlichen Abstammung von den alten zu setzen, und dem slavischen Blut eine Ehre zu entziehen, die ihm, wie so manche andre, die man ihm jezt nicht gönnen will, gebührt.

Den Grafen Capodistrias lernte der Verfasser nicht persönlich kennen. Er nennt ihn nur im Vorbeigehen einen Märtyrer. Die Akten dieses historischen Prozesses sind inzwischen noch nicht geschlossen, und es ist noch nicht ausgemacht, um wie viel weniger der Graf Vorwürfe verdient, als seine Gegner. Von dem berühmten Griechenfreund Eynard gibt uns der Reisende ein gutes Bild: „Nicht ohne Vergnügen erinnert sich der Verfasser eines Besuchs bei Herrn Eynard in Genf. Nachdem ihm derselbe eine ziemlich getreue Darstellung des Ganges der griechischen Angelegenheiten gemacht hatte, die allerdings wenig einladend war, beehrte er ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den griechischen Senat in Nauplia. Er kann dabei nicht ohne Lächeln der Widersprüche gedenken, in die sich der liebenswürdige Mann bei einer Schilderung verwirrte, die er mitzutheilen für seine Pflicht halten mochte, indem derselbe offen mit einer Vorliebe für die Griechen, die ihn fortwährend die bedeutendsten Opfer bringen ließ, nur höchst ungern der heiligen Wahrheit über seine individuelle Neigung den Sieg einräumte. Der reiche Patrizier auf seiner fürstlichen Villa, inmitten reizender Gärten gelegen, mit schier unerschöpften Glücksgütern gesegnet, mochte allerdings mit Gleichmuth auf einige verschwendende Summen hinsehen, deren Besitz manchen feurigen Philhellenen vielleicht für immer in seinem Eifer erkaltet hätten. Uebrigens deutete, so schön die äußere Erscheinung des hochgewachsenen jungen Mannes mit den feurigen Augen und der südlichen Lebendigkeit auch war, unverkennbar auf Ehrgeiz und den Wunsch allgemeiner Anerkenntniß seiner verschwenderischen Großmuth hin, wobei er die (heuchlerische) Vergötterung der Senatoren, und die Bewunderung seiner Zeitgenossen, mit jenen Schätzen, die im glücklichen Fall unverloren waren, nicht zu theuer bezahlt zu haben wähnen mochte. In Nauplia wurden leider jene Summen, so wie die Effekten und Provisionen, die er fortwährend dorthin sandte, auf das unverantwortlichste vergeudet, und zwar so offen und ungescheut, daß es ihm unmöglich verborgen bleiben konnte."

Ferner schildert er den Grafen Normann, einen Mann, der uns niemals hat Interesse einflößen können, weil er Unglück hatte, ohne die Größe eines politischen Charakters zu besitzen, die durch Unglück gewinnt. Von Fabvier wird uns nicht das günstigste Bild entworfen. „Fabvier nun, der sich in wenigen Monaten an der Spitze von zweitausend Mann und darüber sah, ermüdete dieselben mit Uebungen, die ihnen eben so unbequem als

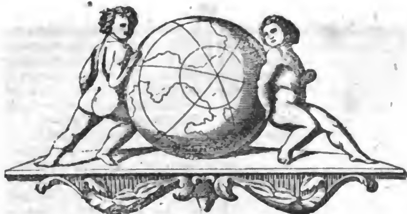
unzweckmäßig, ja zum Theil selbst lächerlich erschienen. Seine Bataillon-Massen-, Linien- und Bajonetattaquen, Kolonnenschwenkungen u. s. w. erwarben ihm eben so wenig ihr Vertrauen, als seine Parademärsche, zu denen er mit großen Kosten ein Musik-Korps aus Frankreich verschrieben hatte. Die Bekleidung war überaus garstig, verstieß gegen die in Griechenland herrschende Meinung von Schicklichkeit und vorzüglich die schweren plumpen Schuh mit den ungeheuren Sohlen waren ein wahrer Stein des Anstoßes. Sehr schlimm erging es ihm mit dem aus Frankreich ihm zugesandten Geschütz, das regelmäßig in jedem Gefecht verloren ging. Zu Anfang war dasselbe zu schwer und blieb in Gebirgsschluchten, Hohlwegen u. s. w. stecken, zulezt so leicht, daß es sich allemal nach den ersten Schüssen selbst demontirte. Fügt man zu allem diesen noch einige verunglückte Unternehmungen, in denen er gleich von vorn herein eine große Menge von Leuten aufopferte, ohne seinen Zweck zu erreichen, so wird man es erklärlich finden, daß ihm seine Taktikos bald in eben so zahlreichen Massen wieder davon liefen, als sie ihm früherhin zugeströmt waren. Wenn ja noch etwas gefehlt hätte, Fabvier in der öffentlichen Meinung sinken zu lassen, so vollendete er die ungünstige Stimmung gegen sich, indem er den unglücklichen Gedanken ausführte, auf dem Vorgebirge Metina in Morea, gegenüber der Insel Poros, ein Fort anzulegen, und daselbst eine Art von Waffendepot einzurichten. Seine Eitelkeit hatte wohl eben so viel Antheil an der Anlage, als die dunkle Idee, im schlimmsten Fall daselbst eine sichere Zuflucht gegen die Feindseligkeit der Griechen selbst zu finden."

Unter den Griechen, die er sah und schildert, ragen hervor der alte Admiral Miaulis, der jüngst in München war, Constantin Botzaris, der weit unter seinem Bruder Markos stehn soll, der alte Karaiskakis, der alte Laszkaros und der ehrwürdige Archimandrit Arsenius. Vom leztern entwirft er folgendes Bild: „Die ganze Erscheinung des priesterlichen Freundes hatte etwas Einnehmendes und Ehrfurchtgebietendes. Die ernsten und doch sanften Züge des Gesichts, das milde geistreiche Auge, der kahle Scheitel von einem spärlichen Kranze ergrauter Locken umringt, der bis zum Gürtel reichende schneeweiße Bart, das Anachoreten-Gewand selbst, die geistliche Amtstracht seines Vaterlandes, das den hohen ungebeugten Körper umwallte, und das er auch während der Reise nie ablegte, dies alles vereint, erweckte ein gewisses hochachtungsvolles und kindliches Vertrauen, indem es an die Gestalten der ersten Väter unserer Kirche erinnerte, wie sie uns von gefeierten Meistern der bildenden Kunst dargestellt werden."

Meisterhaft sind die Zeichnungen einzelner Abentheurer und besonders origineller Exemplare unter den Philhellenen. Einer war nach Griechenland gekommen, um daselbst einen Gasthof zu errichten, aber die durftigen und von allem entblößten Philhellenen tranken ihm Alles weg, ohne zu bezahlen. Ein Andrer war sogar mit der tollen Idee gekommen, eine Porzellanfabrik im Peloponnes anzulegen. Zwei Franzosen, Marri und Seve, wurden aus eifrigen Griechenfreunden türkische Spione, flohen endlich nach Aegypten, ließen sich dort anstellen und nahmen mit dem Islam die Namen Bekir Aga und Soliman Bey an. In dieser Eigenschaft kamen sie mit Ibrahims Armee 1825 in den Peloponnes zurück und wetteiferten in Grausamkeiten gegen eben die Griechen, zu deren Hülfe sie kurz vorher aus weiter Ferne herbeigezogen waren. Einige Engländer gaben sich mit Falschmünzen ab. Ein armer Deutscher, der arglos einen türkischen Geldstempel, den man ihm in Arbeit gegeben hatte, nachmachte, wurde von den griechischen Falschmünzern, als die Sache entdeckt wurde, als der Schuldige angegeben und vom Volk so mißhandelt, daß er nur wie durch ein Wunder dem Tode entging. Ein Deutscher und ein Franzose bestahlen den von den Griechen in Navarin aufbewahrten Türkenschatz durch nächtlichen Einbruch. Unter den Philhellenen war aber eins der merkwürdigsten Subjekte „ein sehr langer, dürrer, bebrillter, alternder Mann, mit überaus feiner durchdringender Stimme, der mir zufällig in einem Kaffeehause in Tripolitza begegnete. Unbekümmert um die zahlreichen Gäste fand ich ihn beschäftigt, einen nicht unbedeutenden Defekt an seiner Kleidung auszubessern, die bereits unzählige Spuren einer solchen Arbeit an sich trug. Er unterhielt sich während der Zeit sehr eifrig mit einem jungen Menschen, dem er vergeblich zuzureden schien, bei ihm zu bleiben, bis sie gemeinschaftlich die Wanderung nach Korinth antreten könnten, an der er für jezt noch durch sehr wichtige Geschäfte verhindert. Auf den ersten Blick in ihnen Philhellenen erkennend, und durch ihre Unterhaltung in meiner Muttersprache in dieser Meinung bestärkt, war es mir durchaus neu, einen dieser vernachlässigten und zurückgesetzten Fremdlinge in der Residenz der Landesdeputirten des Peloponnes von Geschäften reden zu hören, die in Beziehung zu den stolzen Häuptern des Landes stehen mußten; da ich deutlich die Namen Ypsilantis, Pietro Bey und Kolokotronis unterschied. Neugierig trat ich näher hinzu und begrüßte meinen Mann als Landsmann und Leidensgefährten. Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, erwiderte er mir, er wisse nicht in wiefern er sich diese Ehre aneignen könne, er sey Däne von Geburt, der Baron Friedel von Friedelsburg, und was seine jetzige Stellung betreffe, geheimer Sekretär im Büreau des Fürsten Ypsilanti."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 14. 7. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

22) Bilder aus Griechenland und der Levante. Von E. von Byern. Mit einem Vorwort von Professor Zeune. Berlin, Haude und Spener, 1833.

(Beschluß.)

„Er war ein geborner Holsteiner, und eins jener unglücklichen Genies, denen, nachdem sie die Gaben des Himmels in Ausschweifungen und Thorheiten aller Art vergeudet, nur die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Selbstmorde übrig zu bleiben scheint. Nach einander Student, Schauspieler und Spieler, war er bei herannahendem Alter um so weniger im Stande, sich rechtlich durch die Welt zu helfen, da weder seine Fähigkeiten noch sein Ruf ihm die Wege dazu öffnen konnten. In seiner hohen Meinung von sich selbst, die er trotz unzähliger Demüthigung mit fast wahnsinniger Zähigkeit fest hielt, kam ihm dabei eine unbegrenzte Unverschämtheit zu Hülfe, die er indessen, wo die Umstände es zu erfordern schienen, in die kriechendste Niederträchtigkeit umzuwandeln verstand. Sein Adel war nach Herrn von Qualens Meinung daher ganz von derselben Beschaffenheit, als die Herrschaft Friedelsburg, in der sein Stammschloß liegen sollte, die aber nirgends in Dänemark zu finden war. In dem dürftigsten Aufzuge mit einem Ränzel auf dem Rücken, in dem sich statt der nöthigen Wäsche nichts vorfand, als eine lithographische Handpresse, einige Schreibmaterialien und eine Reservebrille, war er in Marseille angekommen, und mit einer der ersten Expeditionen nach Griechenland hinübergesegelt. Reichlich unterstützt, sowohl mit Geld als Empfehlungen, von den treuherzigen, durch nichts zu ermüdenden und leicht täuschbaren Griechenfreunden, war er sogleich nach seiner Ankunft zu Demetrios Ypsilanti geeilt, und hatte demselben so viel vorzuschwindeln gewußt, daß er keine ungünstige Aufnahme fand. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Unbekannt mit der Landessprache, durchaus nicht geneigt, an irgend einer militärischen Unternehmung Theil zu nehmen, hatte er überdem noch den Ton verfehlt, sich den Griechen angenehm zu machen. An verschiedenen Orten des Peloponnes erschien er, bald als Abgesandter der Regierung, bald als Adjudant oder Sekretär irgend eines bedeutenden Mannes, gab hier Befehle, forderte dort Lieferungen, begehrte militärische Unterstützung zu einer geheimen Expedition, oder brachte als Regierungsbote die Nachricht eines glänzenden Sieges. Allein die vorsichtigen und argwöhnischen Griechen wollten sich ohne schriftliche Belege und Legitimationen durchaus auf nichts einlassen; und so geschah es denn nicht selten, daß er unter Schlägen und Schimpfreden

aus einem Orte hinausgejagt, in einem andern, unter bedrohlichen Aussichten, fest gehalten wurde. Abgerissen und halb verhungert, voller Schwielen und Kontusionen, die lithographische Presse auf dem Nacken, erschien er endlich in Korinth, und hier schien ihm das Glück nach so vielem Jammer wieder eine Zeitlang zu lächeln. Fertig mit der Feder, fand er Arbeit bei der, unter Vorsitz des Major Seiez, eines hessischen Philhellenen, zusammen getretenen Organisations-Kommission, und an der gutbesezten Tafel dieses mit einigen Geldmitteln versehenen Offiziers vergaß er bald die ausgestandenen Leiden. Als aber auch hier mit der Ankunft Maurokordato's die Aussichten kriegerisch zu werden begannen, so verschwand er eiligst aus Korinth, und erschien in Athen. Nach dem verunglückten Sturm auf die Akropolis, an dem er natürlich keinen Antheil nahm, entfernte er sich jedoch auch von hier, und ward in Hellas, wo er keinen Boden für seine Weise sich das Leben zu gestalten fand, hinführo nicht mehr gesehen." Tragisch kontrastirt mit dieser Schilderung die eines unglücklichen Polen, der mit den Waffen in der Hand den Tod fand.

Was andere Philhellenen über die Ungastlichkeit, Hinterlist und Raublust der Griechen geklagt haben, bestätigt auch Herr von Byern, findet es aber bei einem Volk, das so lange in roher Sklaverei gehalten wurde, natürlich. Er war kaum in Griechenland angekommen, und die Regierung hatte ihm und seinen Kameraden drei Wegweiser ins Innere des Landes mitgegeben, als ihnen zwei derselben unterwegs mit einem Theil ihres Gepäcks davonliefen und der dritte sie in einen Hinterhalt führte, wo sie von bewaffneten Griechen umringt und zu einer schimpflichen Rückkehr gezwungen wurden. Ein andermal lockte ihn eine Schaar Mainotten in ein Haus, nahm ihm unter dem Schein der Bewunderung seine Pistolen ab und würde ihn ermordet haben, wenn ihn nicht ein herzhafter und riesenstarker Hamburger, Namens Heise, gerettet hätte. Als er von dem griechischen Kommandanten von Metina sein dort zurückgelassenes Gepäck verlangte, behielt es dieser für sich, und ließ ihn unter Drohung des Todes von bewaffneten Griechen hinausführen. Auch Züge von scheußlicher Grausamkeit, welche Griechen gegen gefangene Türken begingen, werden häufig erzählt. Sehr charakteristisch ist folgender. „Unser alter Feldherr Karaiskakis, ein rüstiger, hochgewachsener, martialischer Fünfziger, lebte in der Zeit der Muße in Eleusis mit einer jungen Ungläubigen, die durch ihre echt orientalische Gefügigkeit, Demuth und rücksichtslose Unterwürfigkeit, mit der sie sich den Launen ihres Gebieters hingab, die Zuneigung desselben in einem solchen Grade erworben hatte, daß er es gern sah, wenn ihr von Seiten seiner Untergebenen Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, so sehr er selbst auch fortfuhr, sie nur als Sklavin zu behandeln, und ein Wort der Widersetzlichkeit ihr vielleicht das Leben gekostet haben würde. Das Verhältniß Fabviers zu dem Oberfeldherrn, so ungünstig es sich im allgemeinen schon gestaltet haben mochte, war doch im Aeußern noch ziemlich ungestört, und so unterließ der erstere gegen ihn keine Art von Aufmerksamkeit und Höflichkeit, die überhaupt der Franzose selbst in feindseligen Verhältnissen den allgemein anerkannten Gesetzen der Gesellschaftlichkeit schuldig zu seyn glaubt. Er forderte daher den Lieutenant Wohlgemuth bald nach dessen Ankunft auf, ihn mit seiner jungen Gattin auf einen Besuch ins Hauptquartier zu begleiten, und wurde von dem alten Karaiskakis mit jener seltsamen Mischung von Vornehmheit, Roheit und Gemeinheit aufgenommen, die den mit den verfeinerten Gebräuchen der Geselligkeit unbekannten Hellenen gemeiniglich eigen sind. Als der martialische Wirth die geringen Mittel, die ihm zur Erheiterung seiner Gäste zu Gebot standen, fast schon erschöpft hatte, fiel ihm noch ein Unterhaltungsmittel ein, welches zu jener Zeit, wo selbst Frauen mit dem Gebrauche der Waffen nicht ganz unbekannt bleiben durften, nicht ungewöhnlich war. Er ließ nämlich eine Zielscheibe aufstellen, und forderte die Gesellschaft auf, mit ihm eine schöne Auswahl von Feuergewehren, die er herbeibringen ließ, zu prüfen. Sey es nun, um den verhaßten Fabvier und die Franken zu verhöhnen, die keine Veranlassung vorüber gehen ließen, über die Grausamkeit und Unmenschlichkeit der Griechen gegen ihre Gefangenen ihren Abscheu zu zeigen, oder war es, ohne jene Absicht, seine gewohnte Roheit, die ihn in diesem Augenblicke veranlaßte, den Befehl zu geben, einen gefesselten Albanesen herbei zu führen, und Madame Wohlgemuth ein treffliches kandiotisches Gewehr zu überreichen, mit der Bitte, die bisher bewiesene Fertigkeit, durch Niederschießen des Ungläubigen zu bewähren. Als jene aber mit Abscheu und Entsetzen das heillose Ansinnen zurückwies, rief er mit höhnischem Gelächter seine Favoritin herbei, und befahl ihr mit gebieterischen Worten, ihren Landsmann und Glaubensgenossen zu tödten. Vergeblich sank sie in die Knie und flehte unter heißen Thränen um Schonung. Durch einen Fußtritt stieß er sie zur Seite, und mit geübtem Auge und sicherer Hand schoß er selbst den Unglücklichen nieder, der ohne einen Wehlaut den Geist aufgab."

Auch folgender Zug ist charakteristisch. Der Verfasser ging, um Geld zu wechseln, in die Boutique eines Griechen: „Mein spanischer Piaster wurde daselbst der sorgfältigsten Prüfung unterworfen, und nicht ohne einige Ausstellungen, die ich als irrthümlich beseitigte, endlich realisirt. An der Summe, die mir dafür ausgezahlt wurde, fand sich indeß ein Manco von sechzehn Para, worauf ich vergeblich aufmerksam zu machen suchte. Nach

mehreren scheinbar sehr genauen Prüfungen der aufgezählten Summe, versicherte mich der Wechsler zuletzt mit großer Artigkeit aber unnachahmlicher Unverschämtheit, die spanischen Piaster gälten in ganz Natolien nicht mehr. Lachend und doch ärgerlich über die freche Betrügerei, nahm ich mein Silberstück (bekanntlich die couranteste Münze in der Levante — 2 Piaster à 1 Dukat: — so daß ein Irrthum unmöglich war) und ging einige Häuser weiter zu einem Türken. Dieser nahm das Geldstück ohne sonderliche Beachtung in Empfang, warf es zu Andern in ein offenstehendes Kästchen, überschoß die Para dafür in seiner Hand, und schob das unaufgezählte Häuflein vor mich hin. Als ich Miene machte nachzuzählen, strich er das Geld mit einem verächtlichen Seitenblick zusammen, überreichte es mir, und entließ mich mit einer vornehmen Bewegung der Hand, ohne bei der ganzen Verhandlung auch nur ein Wort verloren zu haben. In einem benachbarten Kaffeehause zählte ich nach, und fand die Summe vollkommen richtig."

Herr von Byern kehrte über Alexandrien und Smyrna zurück und schildert auch diese Städte, obwohl nur kurz. Am interessantesten ist die Geschichte des jungen Franzosen, der aus patriotischem Fanatismus den durch Smyrna reisenden Sir Hudson Lowe, den widerlichen Kerkermeister Napoleons auf St. Helena, ermorden wollte, aber mit der Pistole fehl schoß, entwaffnet und auf der Stelle wahnsinnig wurde.

23) Gemälde von Deutschland. Nach den neuesten Ansichten und eigener Anschauung für die Jugend und ihre Freunde entworfen von Heinrich Rebau. Mit Abbildungen. Erstes Heft. Stuttgart, Brodhag, 1834.

Dieses erste Heft enthält in großen Zügen die allgemeinen Umrisse der physischen Geographie Deutschlands, der Gebirge, Abdachungen, Ebenen, Küsten, der Flüsse mit ihren Verzweigungen, des fruchtbaren Bodens mit seiner Pflanzendecke. Das Alles wird sehr klar und anschaulich gemacht.

24) Das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert. Ein Handbuch für Reisende. In Verbindung mit Freunden unternommen von Dr. Chr. Zimmermann. Zwei Theile. Darmstadt, Leske, 1834.

Ein werthvolles Werk, theils für Vergnügungsreisende, theils für Naturforscher, Statistiker und Gewerbkundige. Ein besonderer Fleiß ist im ersten Theil der Geognosie des Harzes gewidmet, und dieselbe auch durch eine sehr genaue Charte erläutert, sodann ist der Bergbau und das Forstwesen mit vorzüglicher Ausführlichkeit behandelt. Der zweite Theil ist den Vergnügungsreisenden gewidmet und enthält die pittoreske Beschreibung des Harzes und Anweisungen, denselben zu bereisen. Einige Hauptansichten des Harzgebirgs und Prospekte der schönsten Gebirgsgegenden, Lerbachs, Goslars, des Ockerthals, das Kloster Walkenried, der Königshütte bei Lauterberg, der Rothehütte, der Bergstadt Andreasberg, der Gegend von Wildemann, des Hodichensteins, der Gegend von Clausthal und des Brockens selbst, gereichen dem Werk sehr zur Zierde. Es ist die beste Specialgeographie des Harzes, die uns bisher vorgekommen ist.

„Der sogenannte Vorharz, oder die ersten wirklich dem Harze angehörenden Höhen, die mit dem lebhaften Grün der verschiedenen Laubhölzer das höhere Gebirge umkränzen, trägt den lieblichen Charakter einer idyllischen Gebirgslandschaft, welcher nur hin und wieder durch wild romantische und schroffe Felsengründe unterbrochen wird. Bald sanfte bald steilere Abhänge, auf denen freundliche Laubholzwälder, nur selten schattirt durch das dunklere Grün der ernsteren Fichte, mit fruchtbaren Aeckern und Triften wechseln; Thäler mit üppigen Wiesen, durch die sich der anfangs wilde Waldstrom, nun als ein klarer Bach in sanften Krümmungen hinschlängelt; kleine Städte, Dörfer, Ruinen alter Burgen, schroffe Klippen, die entfernteren Berge des Harzes in bläulichem Dufte und freie Aussichten in die angrenzenden flacheren Gegenden, vereinigen sich hier oft, unterstützt durch üppigen Pflanzenwuchs der Vordergründe, zu den herrlichsten Landschaftsbildern. Beweise hiervon geben vorzüglich die südlichen und östlichen Theile des Harzes, wo die Umgebungen der Orte Herzberg, Scharzfeld, Lauterberg, Walkenried, Ilfeld, Stolberg, Gernrode, Blankenburg, Wernigerode u. s. w. solche Ansichten in großer Zahl darbieten. Der wild romantische Charakter ist mehr dem nördlichen Abhange eigen, der sich scharf begrenzt steil aus der Ebene hervorhebt, wo die Ocker, Ilse, Emme und andere Flüsse sich durch wilde Felsenthäler schäumend und brausend einen Weg in die freie Ebene bahnen müssen. Beides vereint, und daher vielleicht den schönsten Punkt des Harzes bietet das Bodethal bei seinem Austritte aus dem Gebirge, in den malerischen Umgebungen der Roßtrappe. Schroff und gefahrvoll erscheinen die Granitfelsen an der Bode und als Wagestück für Manchen ihr Ersteigen, während oben auf der Höhe der lieblichste Wald mit herrlicher Fernsicht uns umpfängt. Minder anziehend für den Freund der schönen Natur sind die westlichen und nordwestlichen Grenzen des Harzes. Ganz verschieden von dem des freundlichen Vorharzes ist der Eindruck, den die ernsten, öden, oft schaurigen und melancholischen, immer aber großartigen Bilder des höheren Gebirgs des Oberharzes auf den Beschauer machen.

Sie erhalten durch den ununterbrochenen düsteren Schwarzwald, die immer wiederholte abgerundete Kuppenform der höheren Berge, den Mangel an bedeutenden Strömen und großen Felspartien, das fahle Grau der hölzernen, mit Schindeln oder Schiefer gedeckten Gebäude und die vorherrschende Moos- und Heidekrautdecke des Bodens, durch die kleinen zackigen Klippen, die auf den mehrsten Berggipfeln gleich alten Ruinen, kaum über die Wipfel der Fichten hervorragen, durch die Menge der Granitblöcke, mit denen der Boden gleichsam übersäet ist und endlich durch die vielen Brüche und Moorhaiden eine öde Wildheit, die anfangs dem ungewöhnten Auge nicht wohlthut und keine erfreulichen Gefühle weckt. Dennoch gewinnen diese Bilder bei längerer Anschauung durch ihren großartigen Charakter, durch das Gefühl der Höhe, auf welcher man steht, und deren Fußmaß man schon nach Tausenden berechnen kann, durch die häufigen weiten Aussichten in unendliche Fernen, wo das Auge nicht selten vergebens die Grenze des verschwimmenden Horizontes sucht, selbst durch ihre Wildheit und den Kontrast gegen die freundlichen Vorharzberge, einen eigenthümlichen Reiz; ja, einzelnen Partien fehlt es sogar nicht an einem hohen Grade malerischer Schönheit; welches vorzugsweise von dem Theile des nördlichen Harzes gilt, welcher zum Brockengebirge gehört. Wahrhaft arm an fast jeder Art von Naturschönheit sind dagegen die hohen, sowohl östlich als westlich vom Bruchberge gelegenen Bergflächen, welche sich einerseits zwischen den Ortschaften Braunlage, Elbingerode, Güntersberge und Benneckenstein ausdehnen und auf der westlichen Seite die, in anderer Hinsicht sehr interessanten, Umgebungen von Clausthal und Zellerfeld bilden."

25) Taschenbuch für Reisende durch den Thüringer Wald von Dr. Carl Herzog. Mit einer Karte. Magdeburg, Heinrichshofen, 1832.

Nach einer allgemeinen Einleitung folgt in alphabetischer Ordnung ein reiches und ausführliches Lexikon über alle thüringische Lokalitäten, nach dem Muster der vielen ähnlichen Reisehandbücher, die wir schon über England, Italien, die Schweiz, die Rheinlande ꝛc. besitzen. Den Namen, an welche sich historische Erinnerungen knüpfen, sind auch die ausgedehntesten Artikel gewidmet. Desgleichen ist auch den statistischen, geognostischen und botanischen Verhältnissen Thüringens die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden und der Verfasser hat dafür die Arbeiten sachkundiger Freunde benuzt.

26) Geschichte und Topographie der Rheinufer von Köln bis Mainz. Redigirt von William Gray Fearnside. Zahlreich verziert mit Abbildungen der berühmtesten Ansichten, für dieses Werk ausdrücklich gezeichnet von W. Tombleson, und von den bekanntesten Meistern in Stahl gestochen, London bei G. Virtue. Paris bei Rittner. Karlsruhe bei Creuzbauer, 1832. 16—86 Heft. gr. 8.

Diese Stahlstiche sind in der That von der höchsten Meisterschaft, und das Werk das schönste, was in dieser Art und in diesem Format noch erschienen ist. Landschaft wie Architektur sind mit einer Feinheit und einem Geschmack in der Wahl von Ansichten, wie in der Behandlung des Lichts ausgeführt, die das Auge auf das angenehmste fesseln und beschäftigen. Von ganz vorzüglicher Schönheit sind der Dom in Mainz, die Marksburg, Oberwesel, Bacharach, Rheineck, der Lurleifels, Coblenz und die dortige Moselbrücke, Andernach, Köln vom Rhein aus, das Münster in Bonn, Schönberg, ungerechnet die viel andern schönen Bilder, Rheinstein, Caub, Langenschwalbach, das Innre der Kirche zu Bonn, Bad Ems, Bornhofen, Bonn, Boppart, das Rathhaus zu Köln, Guttenbergs Monument zu Mainz, Linz, Rüdesheim.

27) Historisch-romantische Bildergallerie. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt in monatlichen Lieferungen. Eine Sammlung der schönsten Stahlstiche, aus dem historischen und landschaftlichen Fache, von den ausgezeichnetsten Meistern. Mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. C. Schmidt. 2tes Heft. Daselbst.

Diese aus derselben Werkstatt hervorgegangenen Stahlstiche zeichnen sich gleichfalls aus, in dem vorliegenden 2ten Heft vorzüglich eine Dorfschenke nach Demaine und zwei Ansichten von Ithaka und Selinus.

28) Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmale alter und neuer Zeit. Herausg. von Ludwig Lange und Ernst Rauch, mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Dr. Georg Lange. Erstes und zweites Heft. Darmstadt, Lange, 1833.

Der Subscriptionspreis eines jeden Hefts beträgt nur 36 kr., und jedes Heft enthält 4 Ansichten, die von ausgezeichneter Schönheit und Treue sind. Insbesondere zeichnet sich das zweite Heft aus, in welchem ein Prospekt der Stadt Würzburg und ein andrer der Liebfrauenkirche daselbst gewiß zu den vollendetsten Stahlstichen gehören. Das erste Heft, welches Darstellungen von Frankfurt a. M. enthält, ist nicht so schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 15. 10. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

29) Reisejournal. Von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub, 1833.

Karl Immermann ist nicht das erste verunglückte Genie, das aus Desperation sich entschließt, ein vornehmer Herr zu werden. Nur das hat er nicht bedacht, daß er, bei den heißesten Versicherungen einer beinahe schwärmerischen Loyalität, gleichwohl etwas äußerst Revolutionäres unternommen hat, und ich fordere alles altadlige Blut in Deutschland auf, ob es sich nicht empört, sieht es zu, wie der junge Düsseldorfer Poet aus seiner heilen bürgerlichen Haut heraus in einen reisenden Fürsten fährt, seine Knopflöcher mit Nelken, Korn- und Butterblumen vollsteckt, daß es von fern wie Ordensbänder aussieht, und in eine Ecke des Wagens geworfen, nur schläfrige verachtende Seitenblicke auf die Welt wirft. Troß einem englischen Dandy findet er die Rheingegenden langweilig und sehnt sich nach seinem Salon auf der Westseite zurück, denn er zieht wie Goethe die Menschen der Landschaft vor, und es wäre noch viel nobler, wenn er auch noch vollends den Menschen die Pferde vorzöge. Doch so weit hat sich der bourgois-gentilhomme nicht verstiegen, da er, seit ihm Pegasus stetig geworden, von den Pferden nicht gern spricht und in dieser Hinsicht es nie bis zum echten Aristokraten bringen wird. Leider fehlt ihm auch der Gleichmuth des echten Adels, jenes Gefühl von Sicherheit, jene huldvolle Toleranz gegen das Niedrige und Gemeine, die großmüthige Schonung dessen, was unter uns ist und sich zu keiner Vergleichung, zu keinem Wettstreit mit uns erheben kann. Im Gegentheil ist er überaus gereizt, unzufrieden, übellaunig, und erwartet gleichsam immer eine ungläubige Aeußerung, eine Beleidigung, irgend etwas Unangenehmes, wogegen er beständig in Parade liegt; kurz es ist eine sehr junge, krankhafte, mißtrauische, durch und durch unwahre Vornehmigkeit, deren sich Herr Immermann mit so vieler Anstrengung befleißigt. Er rümpft über alle Dinge die Nase, und er sieht aus, als ob er alle Leute ins Loch stecken wolle, die unterwegs den Hut nicht vor ihm abgezogen haben. Er läßt sich wie eine junge Engländerin durch die sächsische Schweiz von Männern, welche das Gewicht der Menschen am besten zu schätzen wissen, in Korbsesseln herumtragen. Er spricht mit berühmten Leuten und läßt vornehm fallen, daß er sie nicht leiden könne; er spricht mit unberühmten und läßt vornehm fallen, daß er sie wohl leiden möge. Genau erklärt er sich über

seinen Geschmack nicht, denn es ist nobel, die Leute, die es vielleicht gerne wissen möchten, darüber in Ungewißheit zu lassen, und es ist vortheilhaft, den, der zuerst gegen uns höflich war, mit einer Grobheit zu überraschen, oder über den, der grob war, als über einen Unbekannten hinwegzusehn.

Karl Immermann war ein bescheidner Jüngling, er schob anfänglich nur seine Muse vor und würde sich geehrt genug geglaubt haben, wenn sie gefallen hätte. Aber sie gefiel nicht, trotz dem, daß einige Freunde bedeutend mit den Fingern auf sie wiesen und immer riefen: seht ihr nicht, seht ihr denn noch nicht, wie schön sie ist! Da schob endlich der ergrimmte Dichter die dumme Puppe zurück, daß sie rücklings niederstürzte, und trat in eigner Person hervor, allen denen die Faust bietend, die ihn nicht genug, oder vielleicht gar nicht geehrt. In seinen Trauerspielen war man freilich auf die Persönlichkeit des Verfassers weniger hingewiesen, denn man vergaß, wie dies bei allen großen Dichtungen der Fall ist, den Dichter über dem Gedicht. Es kam einem vor, als sähe man die Melpomene bei einem großen Sturmwind in ihre langen tragischen Gewänder verwickelt, wie sie sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, und man fühlte Mitleid, ihr beizuspringen und vergaß den Dichter dabei, wie man den ängstlichen Vater vergißt, indem man seine Tochter rettet. Dann wandte sich das Gemüth des Dichters, seinem Freund Heine zu Liebe, heitern Gegenständen zu. In seinen Mährchen sahen wir ihn spielen mit kleinen Haselnüssen, rothen Bändern, mit Staubfäden und Fischgräten, deren sich sein Tulifäntchen als Waffen bediente, in den ungereimten Oden, welche er in der Eigenschaft „eines hohen Mitstrebenden" verfaßte, ließ sich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die forcirte Genialität hinlenken, bei Gelegenheit seines Alexis konnte man von einer schönen Musikbeilage des Herrn Mendelssohn Bartholdy sprechen, und damals, als sein Merlin erschien, von der sonderbaren Grille, die Epik des Mittelalters wieder beleben zu wollen; allein in diesem Buche ist es die Person des Verfassers, welche sich auf das Postament stellt und der Bewunderung Preis gibt. Gleich dem Apollo ließ er die Leyer bei den Schaafen des Königs Admet zurück und zeigt uns den zürnenden Gott. Worüber zürnt er? O über sehr viel, über die schöne Natur in den Rheinlanden, über die deutschen Ständeversammlungen, über das ganze Süddeutschland, das in Vergleichung mit Norddeutschland doch auch nichts, gar nichts aufzuweisen habe, nicht den kleinsten Titel, „aus welchem sich ein Staats- und Volksgefühl vindiciren läßt," über die zu große Gelehrsamkeit, über die zu wenige Poesie, über Goethes Tod, über die Abwesenheit eines Mannes, der Goethes verlassenen Thron besteigen könnte, und ganz vorzüglich darüber, daß er, Immermann, nicht zu diesem Thron berufen ist. Dies sind die erkennbarsten Gegenstände seines, übrigens ziemlich hypochondrisch umherschweifenden, unstät die schönen Augen rollenden Zornes.

Die einzige Erinnerung an jenen alten Karl Immermann, ehrlicher, einfacher Leute Kind, wäre vielleicht noch die, daß er, ungeachtet der Regierungsrath nicht zu Hause blieb, doch noch den Schauspieldichter mitnahm, und diesem zuweilen einige bürgerliche Meinungen in den Mund legte. Man kann sagen, daß der Verfasser viele Dinge noch lieber vom theatralischen, als vom offiziellen und vornehmen Standpunkte ansieht. Seinen Aeußerungen zufolge würde er z. B. den deutschen Ständeversammlungen noch immer einige Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sich nur annehmen ließe, daß durch die schlechten Deklamationen der Deputirten dem Verfall der deutschen Bühne geholfen würde. Wirth und Siebenpfeiffer verdienen ihm noch bei weitem den Vorzug vor den Professoren, welche ihre langweiligen Diskurse auf der Tribüne ablesen; denn in jenen findet er wenigstens dramatische, handelnde Personen, welche ohne Maske auftreten und deren Spiel in der freiesten Gesetzlosigkeit besteht. Endlich rinnen die Hoffnungen der Zukunft, welche für jeden Wohlmeinenden in hundert andern Dingen liegen, bei ihm in eine neue Poesie zusammen, welche wieder ihren König, einen Goethe, haben werde. Es ist das einzige Zugeständniß, das er gelegentlich dem Pfizer'schen Briefwechsel zweier Deutschen macht, wenn er diesen künftigen Messias der deutschen Nation einen ethischen Shakespeare nennt.

Referent — welcher beiläufig gesagt ein Norddeutscher ist — hat schon öfter Gelegenheit gehabt, sich in die albernen Eifersüchteleien des süd- und norddeutschen Ehrgeizes versöhnend einzumischen. Er hat nie den Schweizern, Schwaben und Baiern, und eben so wenig einigen jüngsthin grob gewordenen Oesterreichern Recht gegeben, wenn sie ohne alle Kenntniß der eigenthümlichen Vorzüge des kriegerischen Preußen, der rüstigen Hansestädte, des bildungsreichen Sachsen, des gemüthlichen Thüringen und des wackern Hessen im Allgemeinen ins Blaue hinein über die norddeutschen Windbeutel, Schwätzer und Selbstlinge schimpften; und er hat auch nie den suffisanten Poltrons Recht gegeben, die in der Schweiz nur Alles verderbt und theuer, in Schwaben Alles bäurisch, in Baiern Alles roh, und in Oesterreich Alles dumm finden wollten. Er gesteht gern ein, daß die provinzielle Eifersucht sehr alt, in mancher Beziehung natürlich und bei der Masse schwer auszurotten ist, aber er ist innig von dem Gefühl durchdrungen, daß mit nur einiger Bildung eine solche Eifersüchtelei unvereinbar

ist, und daß Schriftsteller, die sich über die Masse erheben wollen, sich derselben schämen sollten. Karl Immermann schlägt mit der Badine an den Stiefel und sagt: „Was? ich sollte keine Vorurtheile haben dürfen? Jezt will ich erst recht welche haben, ich. Es soll Mode werden, Vorurtheile zu haben, das ist neu und pikant. Ich will es sogar noch ärger machen, als ihr glaubt, denn ich bin einmal in der Desperation und da sag' ich euch das Widersinnigste mit einer angenehmen Leichtigkeit, als müßt' es so seyn. Zum Exempel, es wird jezt überall Staatswirthschaft und Nationalökonomie getrieben, und weit entfernt, daß etwa die konstitutionellen Staaten diese Weisheit allein gepachtet haben sollten, widmet ihr im Gegentheil z. B. Preußen sehr viele und eine fruchtbare Aufmerksamkeit. Aber eben deshalb bin ich original und sage: es ist mir ganz einerlei, wie viel Steuern der Hinz zahlt, und eben so einerlei ist mir's, ob der Kunz ein Buch drucken darf oder nicht, denn eben weil Alles von der Preßfreiheit schreit, ist es originell und nobel, sie weder zu loben noch zu tadeln, sie weder zu vertheidigen, noch zu bekämpfen, sondern ihr ein Schnippchen zu schlagen, sie als Baggatell zu behandeln." In derselben vornehmen Laune nun verhöhnt er Süddeutschland. Wenn Karl Immermann nicht gesonnen ist, die kleinen Staaten desselben zusammenzuschmelzen, so sollte er auch nicht über die Kleinheit derselben spotten. Ich möchte fragen, können sie etwas davor, ist der Schaden nicht älter, als daß irgend ein Lebender zurechnungsfähig wäre? Doch in welchen seltsamen Widerspruch geräth Karl Immermann. Er will den Süddeutschen nicht zugestehn, daß sie irgend einen Titel besäßen, „aus welchem sich ein Staats- und Volksgefühl vindiciren läßt," und gleichwohl behauptet er selbst, die wahre Volkseinheit sey eine poetische und er harrt auf den poetischen Messias. Wenn nun Süddeutschland und insbesondere Schwaben auch sonst nichts besäße, hat es nicht jezt, wie im Mittelalter, seine Poesie, wird es hierin von irgend einer norddeutschen Provinz übertroffen, und ist diese Poesie kein Titel, aus dem sich ein Volksgefühl vindiciren läßt? Inzwischen wollen wir diesen Widerspruch Immermanns nicht verfolgen, weil seine poetische Vision in die Zukunft eine Täuschung ist. Die Aussichten, welche der Verfasser zuweilen in die Ferne eröffnet, verrathen fast immer den beleidigten und zurückgesezten Dichter. Es ist eine Täuschung, welche sich so leicht entschuldigen läßt, wenn man von der Zukunft verlangt, daß sie unsern Lieblingswünschen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als sie in der Gegenwart gefunden haben; allein diese künftigen Erfüllungen dürfen keine Bevorrechtigungen seyn, welche fremde Rechte zurücksetzen. Der Verfasser irrt, wenn er von der Zukunft den Sturz des Gelehrtenstandes erwartet, und die Triumphe der Poesie auf die Demüthigungen der Doktrin folgen läßt. Wo sollte es herkommen, das neue, einfach schöne, in sich zusammenhängende Menschengeschlecht, welches der Verfasser plötzlich entstehen sieht? Wo sollen die aufgespeicherten Schätze der Gelehrten, welche nur der vornehmen Ignoranz als unbedeutend erscheinen, plötzlich hingerathen? Kann es einst eine Menschheit geben, welche gleichgültig an den Fragen vorüberginge, auf deren Lösung die Vernunft schon Jahrtausende verwandt hat? Nein, die gereizte Stimmung des Verfassers spiegelt ihm Illusionen vor, auf welche sich kein Werth legen läßt. Es wird in der Geschichte nichts plötzlich eine neue Wendung nehmen, es wird kein neues Geschlecht im Nu aus dem Boden erstehen, und mit vornehmer Genügsamkeit auf die Anstrengungen der alten Welt herablächeln. Die gewisse Hoffnung, welche sich auf die Zukunft stellen läßt, beruht in ganz andern Dingen. Es wird sicher noch viel Großes geschehn und vieles in der Welt auch verbessert werden; aber Herr Immermann täuscht sich, wenn er von der Zukunft erwartet, sie werde einem mangelhaften Drama den Kranz reichen oder ein Genie anbeten, das in seiner übeln Laune mit Unarten um sich wirft und theuer erworbene Güter mit schlechtem Eifer lästert. Die Zukunft war noch immer gegen die Vergangenheit gerecht. Sie wird die Gelehrten, welche dem Herrn Immermann jezt so viel ärgerlichen Dépit verursachen, nicht deshalb aufhören lassen, obschon es außer allem Zweifel ist, daß mit ihnen einige Veränderungen vorgehen werden.

Immermann scheint in diesem Buche seine Rechnung mit Deutschland abschließen zu wollen. In einem französischen Blatte, das mir so eben zu Gesicht kommt, findet sich bereits ein Aufsatz über die Malerei im neunzehnten Jahrhundert von ihm, der das erste Debût seiner auswärtigen Carrière seyn mag. Wir verlieren an ihm einen Schriftsteller, der unter den Tausenden, welche in Deutschland die schreibenden Hände rühren, allerdings immer einen ehrenvollen Platz eingenommen hat. Immermann besaß ein mündiges Talent, und einen reichen Enthusiasmus bei dem kleinen Gebrauche, welchen er davon machte. Es war sein Unglück, daß er sich in seinen Kräften übernahm, daß er sich von dem Gedanken, mit Goethe rivalisiren zu können, verwirren ließ und später einer schriftstellerischen Manier nachgab, deren Urheber ihn gelobt hatte. Seine Verbindung mit Heine hat ihm mannichfach geschadet. Doch hätte für ihn eine neue Aera eintreten können, seitdem er vor einiger Zeit in seinen dramatischen Produktionen wieder auf's Neue begann, allein noch ehe sich darüber eine feste Meinung hatte konsolidiren können, wirft dies Buch jede Hoffnung um, und es kostet Deutschland nicht viel, einen unwilligen Regierungsrath über den Rhein scheiden zu sehen.

Mein Guter, Sie sind in eine vortreffliche Schule gegangen, und die guten Deutschen, mit denen sich bis auf einen gewissen Punkt doch noch Alles machen läßt, finden sich vielleicht später geneigt, Ihnen zu vergeben, und in Ihrem verunglückten Unsterblichkeitsprozesse die Akten sich noch einmal vorlegen zu lassen!

30) Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland. Von Aloys Schreiber. Vierte Auflage. Mit drei Karten von Streit. Heidelberg, Engelmann.

Eine Zusammenstellung, die als Reise-Taschenbuch vielleicht zu ausführlich ist. Man wird sich durch die genaue Angabe aller interessanten Lokalitäten auf der bezeichneten Route überrascht finden. Der Verfasser hat sich durch zahlreiche Korrespondenten mit den betreffenden Orten in eine so genaue Verbindung gestellt, daß man gewiß seyn kann, immer auf die neuesten Verhältnisse zu treffen. Selbst die Gasthöfe, deren Wahl den Reisenden so oft in Verlegenheit sezt, sind nach den sorgfältigsten Erkundigungen mehr oder weniger empfohlen, ein Vorzug des Buchs, von dem man sich bald überzeugen wird. Herr Hofrath Schreiber hat sich bekanntlich mit besonderer Vorliebe der Erforschung vaterländischer Geschichte und Alterthümer am Rheine gewidmet, und es ließ sich daher erwarten, gerade in den historischen Angaben ihn als einen zuverläßigen Gewährsmann anzutreffen. Selbst eine ausführliche Aufzählung der interessantesten Rheinsagen wird Niemand vermissen, der das Vergnügen kennt, die verfallenen oder noch bestehenden Denkmäler alter Jahrhunderte mit den sinnigen Erzählungen zu vergleichen, die sich im Gedächtnisse des Volks über diese Erinnerungszeichen erhalten haben. Die beigefügten Karten sind von der geübten Hand des preußischen Majors Dr. Streit, des gegenwärtigen Redakteurs des Berliner politischen Wochenblatts, von dem wir wünschen, daß er sich in der Bekämpfung der Revolution nicht zu sehr vertiefen, und seine erprobte Thätigkeit lieber wieder dem Kartenstechen zuwenden möge.

31) Beschreibung des preußischen Rheinlandes. Ein Schul- und Familienbuch. Aachen, Rossel, 1832.

Diese Beschreibung hat es hauptsächlich mit der politischen Geographie und Statistik zu thun. Sie theilt das Land nach Regierungsbezirken ein und verzeichnet in jeglichem die Hauptstadt, deren Merkwürdigkeiten und dann die übrigen Lokalitäten mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Behörden und Institutionen.

32) Meilenzeiger sämmtlicher Städte, Flecken und Poststationen des preußischen Staats, nach den neuesten Vermessungen und kürzesten Entfernungen. Zum Gebrauch für Militär- und Civilbeamte, Statistiker, Handeltreibende rc. 8 Blätter, Fol. Liegnitz, Kuhlmey, 1833.

Diese mühsame und fleißige Arbeit ist Allen, die oft und viel in Preußen reisen, zu empfehlen, da sie auf nur 8 Blättern in der bekannten pyramidalisch aufsteigenden, sich durchkreuzenden Zahlreihen alle fraglichen Entfernungen bezeichnet.

In demselben Verlag ist auch ein Blatt in Folio erschienen:

33) Europas Staaten im Jahr 1833, geographisch-statistisch dargestellt.

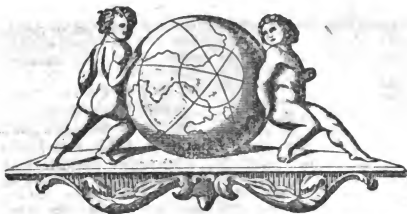
Es enthält von allen europäischen Staaten tabellarisch unter einander gestellt die Regenten, deren Geburtsjahr und Regierungsantritt, den Flächeninhalt der Länder, die Volksmenge und deren Verhältniß zum Flächenraum, die Staatseinkünfte, die Staatsschulden (beides in Gulden berechnet), die Land- und Seemacht auf dem Kriegs- und Friedensfuß, die Zahl der Städte, Flecken und Dörfer, endlich die Hauptstädte und deren Häuser- und Einwohnerzahl. Dieses Blatt ist also ein recht gutes Möbel für die Studierzimmer.

34) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von J. G. Sommer. Zehnter Jahrgang, mit 6 Kupfer und Stahltafeln. Prag, Calve, 1832.

Den Anfang macht eine schätzenswerthe Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. Dann folgen größtentheils Schilderungen von Italien und den Küsten des adriatischen Meers, die Riviera d'Orta, die Alpenstraße über das Stilffer Joch, Venedig und eine Skizze von Montenegro. Hiezu gehören die wohlgerathenen Kupfer, die Seufzerbrücke von Venedig, die Riviera d'Orta, eine Partie des Stilffer Jochs, die Palläste Barbarico und Pisani zu Venedig. Außerdem enthält dieser Jahrgang eine Schilderung der russischen Häfen am schwarzen Meer von Jones und eine der Pitcairinsel, mit einer Naturansicht aus dieser Insel und dem Porträt des berühmten Matrosen Adams, der daselbst unter den indianischen Weibern sein patriarchalisches Leben führt. Der Inhalt wie die äußere Ausstattung dieses Taschenbuchs sind solid.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 16. 14. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

35) Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz. Von Napoleon Louis C. Bonaparte, Sohn des vormaligen Königs von Holland. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1833.

Der Verfasser benuzt die historische Einleitung dieser kleinen Schrift, um nicht nur von seines großen Oheims Einfluß auf die Schweiz, sondern auch von dessen Politik überhaupt zu sprechen, und er thut dies in der Absicht, in welcher Alles geschrieben ist, was seit der Restauration von Napoleoniden ausging. Auch hier wieder und zwar zuversichtlicher als je, stellt man Napoleon als den Heros der Freiheit, als den Repräsentanten des Liberalismus dar. Seine Kronen- und Scepterliebhaberei sey nur Schein gewesen. So steht es wirklich da. „Wenn man das ganze Betragen Napoleons prüft, so wird man überall dieselben Kennzeichen des Fortschreitens und denselben Anschein von Stabilität wahrnehmen. Dieses ist der Schlüssel zu seiner ganzen Geschichte. Aber, wird man fragen, wo sollte dieser provisorische Zustand seine Grenze finden? Mit der Niederlage der Russen und mit der Erniedrigung der englischen Aristokratie. Wäre er Sieger geblieben, er hätte das Herzogthum Warschau in einen polnischen Nationalstaat umgewandelt; aus Westphalen wäre wieder ein deutscher Nationalstaat und aus dem Vicekönigreich ein italienischer Nationalstaat hervorgegangen; in Frankreich wäre die Diktatorsgewalt durch eine freisinnige Regierung ersezt worden; allenthalben wäre Festigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit an die Stelle der nur theilweisen unvollkommenen Nationaleinrichtungen und der vorübergehenden Institutionen getreten.“ Schade, daß Napoleon diese Ansichten nicht selbst und früher aussprach. Es hätte einen interessanten Stoff zum Tischgespräch zwischen Napoleon und Alexander in Erfurt abgegeben. Ich fürchte aber, die Napoleoniden werden sich durch solche Apotheosen ihres großen Onkels schaden. Sie können Frankreich im Namen des Kriegs, der Ehre, des Ruhms, aber nimmermehr im Namen der Freiheit für sich interessiren. Die Neffen Cäsars können wohl mit Cäsars Heldenruhm, aber nicht mit den Tugenden des Brutus prahlen.

Was nun die Schweiz betrifft, so geht die sanguinische Hoffnung des Verfassers dahin, daß die Schweizer ihre Passivität zwischen dem absolutistischen Osten und liberalen Westen aufgeben und sich dem leztern zu Schutz und Trutz verbinden möchten. Er wirft ihnen sogar Egoismus vor, als ob sie, ruhig in ihren sichern Bergen sizend, sich um die übrige Welt und ihren harten Kampf nicht bekümmerten. Das ist sehr ungerecht. Nur zu sehr haben sich die Schweizer um die Außenwelt bekümmert, nur zu

sehr haben sie sich den äußeren Einwirkungen hingegeben, und nie ist ein Sturm durch Europa gegangen, ohne daß seine Wellen bis an die höchsten Alpen geschlagen hätten. Die Revolution von 1798 warf demokratische Centralisten, die Mediationsakte von 1803 warf demokratische Föderalisten, die Restauration von 1814 warf aristokratische Föderalisten und die Julirevolution von 1830 warf wieder demokratische Föderalisten aus. Alle politischen Kämpfe in der Schweiz waren nur unmittelbare Folgen auswärtiger Katastrophen. Und nun wirft ein Napoleonide den Schweizern ihre egoistische Neutralität vor!

Er hätte sich damit begnügen können, ihnen zuzurufen: aide toi et le ciel t'aidera. Deswegen sind auch seine militärischen Betrachtungen praktischer als seine politischen. Wenn die Schweizer sich in ihren Bergen nicht selber schützen können, so wird sie kein Gott schützen, so werden sie im Namen der Freiheit von einem neuen Rapinat so gut zum zweitenmal geplündert werden wie das erstemal, und ein neuer Souwarow wird den Rest nehmen. Die Schweizer sind ein zu altes Volk und haben ein zu gutes Gedächtniß, als daß sie nicht von ihren Erfahrungen etwas hätten profitiren sollen, und sie wissen eine allstets veränderliche Freundschaft so gut zu würdigen, als eine unveränderliche Feindschaft.

Ob der Verf. Recht hat, wenn er dem schweizerischen Militär mehr Einheit geben will, steht dahin. Es könnte hier gehn, wie in der Türkei, und es wäre sehr die Frage, ob die Milizen der Gebirge durch den Parade- und Manöverdienst der Ebenen nicht verlören. Anstatt der Vervollkommnung der Infanterie- und Cavalleriedivisionen, die der Verfasser vorschlägt, möchte ich vielmehr zu einer möglichst weiten Ausbildung der Artillerie und der den Gebirgen eigenthümlichen Scharfschützen rathen. Die Kunst, am rechten Ort mörderische Batterien anzulegen; die Kunst, mit leichtem Geschütz auf Bergen umzugehn; die Kunst der Paßvertheidung, der Hinterhalte, der Ueberfälle, das sind Aufgaben für den Schweizermilitär; nicht aber die Kunst, auf Ebenen oder leichten Terrainwellen mit geschloßnen Kolonnen weite Schlachtplane zu entwerfen.

36) Tagebuch einer hunderttägigen Reise eines Altenburger Bauers durch Süddeutschland und die Schweiz, im Sommer 1825. Von Hans Ezold. Altenburg, in Kommission bei Schnuphase, 1832.

Ein origineller Reisender. In seiner seltsamen Altenburger Tracht zog er unterwegs die Augen der Süddeutschen und Schweizer nicht wenig auf sich, wurde auch zuweilen von naseweisen Müßiggängern gefoppt, ließ sich dies aber nicht kümmern, sondern war überall höflich und wißbegierig und erreichte überall seinen Zweck, sich mit den landwirthschaftlichen Eigenheiten des südlichen Deutschlands und der Schweiz bekannt zu machen. Seine Erzählung ist treuherzig und würde vielleicht noch anziehender seyn, wenn ihm nicht schon zu viele Civilisation angeflogen wäre.

37) Abriß der Erd- und Staatenkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft, von Gerold Meyer von Knonau. Erstes Heft. Das Land. Zweite verm. Auflage. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1831.

Ein kurzer, aber sehr übersichtlicher Umriß der physischen Geographie der Schweiz, mit der dem Verfasser eignen Klarheit entworfen. Auf einer kleinen, aber sehr guten Karte sind die Hauptzüge der Gebirge, die erste, zweite, dritte und vierte Kette oder Stufe zu den Hochalpen, und die darüber leitenden Päße einfach und deutlich zur Anschauung gebracht. Diese interessanten Päße werden also geschildert.

„Bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts führten längs der Felsen, neben tiefen Abgründen und gräßlichen Schlünden, schmale Pfade über den Simplon, die nur im Sommer für Fußgänger, höchstens für Maulthiere gangbar waren. Nach der Schlacht bei Marengo beschloß Bonaparte, denselben fahrbar zu machen. Die Arbeiten begannen 1801 und waren im Herbst 1805 vollendet. Von Glys bis Domo d'Ossola ist die Straße 14 Stunden lang, überall 25 Fuß breit, und hat nie mehr als 2½ Zoll Fall auf das Klafter, so daß die Wagen nicht gehemmt zu werden brauchen. Sie läuft über 22 zum Theil sehr kühne Brücken und durch sechs Felsengänge (galleries), in denen der Weg durch Oeffnungen beleuchtet wird. Die auf der Schweizergrenze liegende vierte Gallerie, die sogenannte große, durch harten Granit getrieben, ist 683 Fuß lang. Sie ist unstreitig das großartigste Werk auf dieser Straße. Zur Sicherheit der Reisenden sind neun Zufluchtsörter angelegt. Die Höhe des Uebergangs ist 6170 Fuß. Die Ausführung dieses Unternehmens hat gegen 18 Millionen französische Franken gekostet. — Da diese Straße für den größten Theil der Schweiz sehr geringe, für den Handel gar keine Vortheile darbot, so war man darauf bedacht, andere östlich gelegene Päße fahrbar zu machen. Unter diesen sind die über den Gotthard, Bernhardin und Splügen die wichtigsten für den Handel, und auch seit vielen Jahrhunderten wurden alle Waaren aus und nach Italien über dieselben auf den Rücken der Maulthiere und Saumrosse getragen. — Der Paß über den Gotthard ist sehr alt. Von Amsteg bis Biasca hat er eine Länge von 18 Stunden. Uri und Tessin unternahmen die Fahrbarmachung dieses Passes; der erstere Kanton bestreitet die Kosten durch Aktien, der leztere durch Darleihen. Uri begann seine Arbeiten 1820. Die Breite der Straße ist durchgehends 18 Fuß, an einigen Orten, zwischen Amsteg und den Schöllenen, 20 Fuß.

In den Schöllenen ist das Straßengefälle 7 — 10 Procent, auf den übrigen Straßenstrecken wechselt dasselbe zwischen 4 — 8 Procent. Von Amsteg bis zum Urnerloch sind acht Brücken über die Reuß. Außer diesen Brücken sind deren noch viele über die Schluchten der Seitenbäche, die von den Bergen herab stürzen. Die meisten Brücken sind von Stein; diejenige unterhalb Göschenen wird die schöne genannt. Durch die ¾ Stunden lange Bergschlucht Schöllenen, die durch furchtbar erhabene Schönheit sich auszeichnet, ist die jetzige Straße meist höher als die alte. Beträchtliche Strecken mußten zu diesem Zwecke durch Felsen gesprengt werden. In den Seitenmauern sind hin und wieder geräumige Nischen, in die der Wanderer beim Falle der Lauinen sich retten kann. Gerade über der alten Teufelsbrücke, die man als Reliquie stehen läßt, erhebt sich die neue 24 Fuß höher als jene, wodurch der Eindruck der ganzen Scenerie ungemein vermehrt wird. Der 1707 durch den härtesten Felsen gesprengte, 220 Fuß lange Gang des Urnerloches wurde erweitert. Auf der Höhe des Berges, 6650 Fuß, ist ein Wirthshaus. Von Airolo führt durch das Livinenthal eine neue Kunststraße, die an den schmalsten Stellen 6 Metres Breite, und 6 Fuß Fall auf 100 Metres Länge hat; an wenigen Stellen etwas mehr. — Ungemein merkwürdig ist der abentheuerliche Zug des Generals Suwarow über diesen Paß, am 24. und 25. Sept. 1799, mit einer Armee Russen und Kosaken, die 25,000 Mann stark war, und bei der sich der Großfürst Constantin befand, mit 5000 Pferden und 25 tragbaren Kanonen, die Maulthieren auf den Rücken geladen wurden. Nicht nur der Gotthardspaß, sondern selbst die Teufelsbrücke waren der Schauplatz vieler Gefechte der Franzosen mit den Russen. Die Straße über den Bernhardin wurde 1819 begonnen und 1823 vollendet. Sie ist von Tusis bis Roveredo 18¼ Stunden lang, und geht über dreizehn größere Brücken, die neu erbaut wurden. Merkwürdig ist die Victor Emanuels-Brücke, welche 106 Fuß über dem Moesabette liegt und eine Länge von 158 Fuß hat. Die Straße ist 18 — 24 Fuß breit und hat auf das Klafter ungefähr 4½ Zoll Fall. Zwei Gallerien, von denen die des verlornen Loches eine Länge von 216 Fuß hat, liegen in dem durch die Eingeweide der Gebirge geführten Felspasse der Viamala, der zu den außerordentlichsten Sehenswürdigkeiten der ganzen Alpenkette gehört. Wild ist auch der Felsschlund Rofflen, die innere Viamala genannt, mit einer kleinen Gallerie. Auf der Höhe des Passes, 6580 Fuß, ist ein Wirthshaus. Die volle Summe der Kosten belief sich auf 705,585 Gulden (zu 10 Gulden den Carolin), wozu der König von Sardinien 164,000 Gulden und die Bündnerischen Gemeinen 37,000 Gulden beitrugen. — Der Paß über den Splügen war schon unter der römischen Herrschaft bekannt. Ueber ihn führte die große Straße durch Rhätien von Como durch Curia nach Brigantium (dem jetzigen Bregenz). Die Fahrbarmachung dieses Passes begann 1818 und wurde 1822 vollendet. Vier gewölbte Gallerien, von 500 bis 663 Fuß Länge, und drei Zufluchtshäuser sind an der Splügenstraße, die 15 Fuß breit ist, und so allmählig steigt, daß wenig Vorspann nöthig ist. Die österreichische Regierung zu Mailand ließ diese Straße bauen, welche vom Dorfe Splügen bis Chiavenna eine Länge von 7⅓ Stunden hat. — Die Simplon-, Gotthard-, Berhardin- und Splügenstraße gehören zu den erstaunenswürdigsten Werken, welche in dieser Art jemals von Menschen ausgeführt worden sind, und werden wohl nur von dem Riesenwerke der Stilfserjochstraße, die am Ortler vorbei führt, übertroffen. Ueberall erblickt man auf ihnen Gegenstände, die der Beobachtung und Bewunderung werth sind, und welche durch die reizendsten Kontraste noch mehr gehoben werden. Hier ist ein finsterer Wald, dort ein prachtvoller oder reizender Wasserfall; bald eine einsame Hütte, halbmalerische, kühn auf Felsen liegende Burgruinen, die an ein früheres, ganz anderes Leben erinnern, oder noch erhaltene Schlösser, auf denen das Alterthum rostet; hier ein drohend überhängender Fels, dort ein melancholischer Bergsee; bald wandelt man durch ein lieblich grünendes Thal, oder man senkt seinen Blick in ein solches herab, oder er bebt schaudernd zurück am Rande eines scheinbar bodenlosen Abgrundes; bald schweift das Auge umher an steilen Felswänden, deren Höhe es nicht zu messen vermag, oder wird plötzlich durch ein freundliches Dorf überrascht; hier trifft man auf ewige Eismassen, dort verursachen die über Felsen herabstürzenden Bergströme ein solches Getöse, daß die Stille der Thäler durch sie unterbrochen wird. Ueberall ist Größe und Harmonie. — Von Alpenpässen bemerken wir: 1) Den Col de Ferret, 7170 Fuß. Ueber ihn führt ein Weg aus dem Entremontthale nach Cormayeur. 2) Den großen Bernhard, zum Unterschiede von dem kleinen, der in Piemont liegt. Ueber diesen Berg führte zu der Zeit der Römer aus Italien nach Gallien eine große Hauptstraße, und bereits vor ihrer Herrschaft in diesen Gegenden, eine Handelsstraße. Die Höhe des Berges hieß Summus Penninus. Hier wurde der Gott Penninus verehrt, der nachher auch als Jupiter Penninus erscheint. Ueberbleibsel von Mauern hat man in geringer Entfernung vom jetzigen Hospitium, so wie römische Votivtafeln gefunden. Der Bernhardsberg hat seinen Namen von dem Stifter des Hospitiums, Bernhard von Menthon. Das Hospitium auf der Höhe des Ueberganges, 7670 Fuß, die erhabenste Wohnung unsers Erdtheils, liegt an einem kleinen See. Noch lebt immer rein und groß das Gelübde in der Brust der Schüler dieses Bernhards, ihren Glauben durch Werke aufopfernder Menschenliebe zu ehren. Die Ausgaben des Stiftes betragen im Durchschnitte jährlich 50,000 Franken. Eine

besondere Merkwürdigkeit sind die Hunde, welche zum Ausspähen und zur Rettung verunglückter Wanderer abgerichtet sind. Einer dieser Hunde, Barry, rettete mehr als siebzig Menschen vom Tode. — Dieser Paß ist der höchste der auch im Winter gebrauchten großen Alpenpässe der Schweiz. Er ist, mit Ausnahme der 3 Stunden langen Strecke von St. Pierre, bis auf die Höhe für kleine Wagen fahrbar. Unbegründet ist die Vermuthung, Hannibal sey über den Bernhard nach Italien gezogen; sehr merkwürdig wird hingegen immer der Uebergang Bonapartes vom 15. bis 21. Mai 1800 mit einem französischen Heere von 30,000 Mann mit Reiterei und Geschütz bleiben. 3) Den Col d'Oren, 7830 Fuß. Aus dem Eringerthale geht über ungeheure Gletscher ein beschwerlicher Fußweg nach Bionne. 4) Das Joch. Der höchste, doch nur zur heißesten Sommerszeit brauchbare Alpenübergang, 10,280 Fuß. Dieser über zwei Gletscher gehende Paß ist eben so gefährlich als mühevoll, und führt aus dem Nicolaithale nach Breil. Ganz auf der Grenze der Schweiz gegen Piemont ist St. Theodul, die höchste Schanze auf unserm Planeten, welche in frühern Zeiten gegen die Walliser errichtet worden ist. 5) Ueber den Moro, 8390 Fuß, geht aus dem Saasthale nach Macugnaga ein, wegen der zunehmenden Gletscher immer beschwerlicher werdender Weg. 6) Den Gries. Aus dem obern Wallis nach Pommat führt über denselben ein höchst merkwürdiger Saumpfad, der roh gepflastert ist. Man kommt über einen Gletscher. Die Höhe des Passes ist 7260 Fuß. 7) Ueber die Nufenen geht ein Fußsteig aus dem Oberwallis nach dem Bedrettothale. Der höchste Punkt ist 7260 Fuß. 8) Den Lukmanier. Ueber diesen Berg führt ein Paß aus dem Medelser- in das Blegnothal. Die Höhe des Ueberganges ist 5740 Fuß. 9) Den Septimer. Schon zu der Römer Zeiten führte über diesen Berg vom Comersee eine Straße nach Curia. Im Mittelalter wurde der Septimer manchmal von Abtheilungen der Waffenmacht der Kaiser überschritten, welche sie bei den Heereszügen aus Deutschland nach Italien durch Bünden nach dem Comersee schickten. Er ist einer der Hauptpässe nach Italien; indessen hat er durch den Bernhardin und Splügen viel verloren. Auf der Höhe, 7360 Fuß, ist ein Wirthshaus. Dieser Gebirgsstock sendet seine Wasser nach dem deutschen, schwarzen und dem adriatischen Meere. 10) Den Malova. Ueber seine Höhe, 5810 Fuß, führt eine, zwar rauhe, Straße aus dem Bergell ins Oberengadin. 11) Der Pfad über den 7870 Fuß hohen Muretto ist nur im Sommer brauchbar. 12) Der Bernina. Es führt eine stark gebrauchte Straße über ihn, aus dem Oberengadin ins Poschiavo. Die Höhe des Ueberganges ist 6260 Fuß. Etwas unter derselben, auf der Nordseite, sind drei Wirthshäuser. Prachtvoll sind die nahe liegenden Gletscher. 13) Das Wormserjoch, 7680 Fuß, verbindet das Münsterthal mit Worms.

38) **Taschenbuch zu Schweizer-Reisen, mit Hinweisung auf alle Sehens- und Merkwürdigkeiten der Schweiz, eines Theils von Savoyen und anderer benachbarten Orte, und mit Andeutung der Entfernungen, Nebenwege, Abkürzungen, Wirthshäuser, Führer, Schiffstaxen, Diligencen, Geldwerthe 2c. Glarus, Schmid, 1832.**

Die Angabe der Entfernungen, Nebenwege, Wirthshäuser 2c. dürfte das Brauchbarste an diesem Werke seyn, das übrigens nur eine Kompilation aus Lutz und andern Schweizer Reisehandbüchern und ein trocknes topographisches Verzeichniß ist. Insbesondere fehlt die klare Uebersicht. Jeder Kanton bildet eine Rubrik, unter der eine Menge Namen von Bergen, Flüssen, Ortschaften 2c. ohne Ordnung subsumirt sind.

39) **Das Moosberger oder Heinrichs-Bad im Kanton Appenzell, historisch, chemisch und topographisch beschrieben, von Dr. Reiner. Mit lithographirten Ansichten. St. Gallen, Huber, 1833.**

Ein Handbuch für Aerzte und Badegäste. Das Heinrichsbad ist schon ziemlich bekannt und beliebt, obgleich es erst seit 1824 wirthliche Einrichtungen hat. Es wird besonders empfohlen für solche, die durch hitzige oder chronische Krankheiten oder Ausschweifungen oder sonst in den Nerven und im Magen geschwächt sind.

40) **Almanach de Carlsbad, par le chevalier Jean de Carro. 1er et 2de années. Praque 1831 u. 1832.**

Es ist Schade, daß dieser Almanach bloß Titelkupfer hat. Ein Badealmanach darf nicht ohne zahlreiche Kupfer seyn. Die Aufsätze sind zum Theil recht interessant und beziehn sich entweder auf Karlsbad, dessen Wasser und Umgegend oder auf Böhmen und Oesterreich, z. B. ein Abriß über die böhmische (auch polnische) Literatur, über Philippine Welser, über Wallensteins Jugend, über böhmische Kirchenmusik 2c.

41) **Malerische Ansichten von Baden und seinen Umgebungen. Vues pittoresques de Bade et de ses environs. Carlsruhe, Creuzbauer, 1831.**

Sehr artige Ansichten von Baden, dem Gernsbacher Wege, dem Gesellschaftshause, dem Kirchhofe, dem alten Schlosse, dem Felsengange, dem Ahorn, der alten und neuen Eberfteinburg, der Lichtenthaler Allee, dem Kloster Lichtenthal, dem Weg nach dem Wasserfall, dem Wasserfall, der Sägmühle, dem Amalienberg und dem Langenbrand. Alle Stahlstiche dieses Kunstverlags zeichnen sich bekanntlich auf's rühmlichste durch den Wetteifer mit englischer Eleganz aus.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 17. 17. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Beschluß.)

42) Wiener Bilder, von W. Alexis. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Einige Anachronismen in diesem Buche verhindern die Annahme nicht, daß sein Verfasser im Frühjahr 1832 eine Reise nach Wien machte. Gebannt an den Schreibtisch, lange beschäftigt mit Vollendung eines großen, in diesen Blättern schon gewürdigten Romanes, sonst vielfach übermannt von Angriffen aller Art, sehnte er sich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menschen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer bist du? was glaubst du? unter Menschen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. Den Verf. zog es nach Oesterreich und seiner genußreichen, lebensfrohen, zerstreuenden Hauptstadt. Wir werden eine heitere Reise mit ihm machen. Der Sonnenschein lacht, die Tage sind lang, die jüngste Ernte ist gut gerathen. Wir werden die Grillen verscheuchen, scherzen, heiter und fröhlich seyn.

Aber diese Hoffnung wird uns früh benommen. Noch hat der Verf. nicht die erste böhmische Station zurückgelegt, noch hat er nicht Goethen zum weltlichen Kur- und Badefürsten von Töpliz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er schon jeden heitern Farbenduft von seinen Bildern verwischt. Wer will sich zu einer Reise nach Wien durch alte Erinnerungen an Kotzebue und Sand vorbereiten lassen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, schließt Eure Thore vor dieser kleinen, gelangweilten Gestalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die sich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine versteckte Anspielung, eine bösgemeinte Andeutung zu sehen glaubt!

Was hilfts, der Verf. ist in Wien, er ist fröhlich, er jubelt, er springt so hoch wie der Stephansthurm. Wir schwärmen auf der Bastei, wir miethen einen Fiaker, wir lassen im Prater den Beaumonde die Revue passiren, wir essen Würstl und Händl, und schließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthortheater. Der Verf. läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe schreibt er sich auf, was er den Tag vorher erlebt und gesehen. Es ist viel von Alexis, daß er in Wien nicht den Berliner spielte, daß er sich noch hingab, an den Gegenständen nicht herumwitzelte, und sie nicht alle vergleichungsweise ansah. Schlesische Gemüthlichkeit soll sich unter allen angebornen Eigenschaften am schwersten verläugnen lassen.

Vielleicht war es bisher möglich, mit dem Verf. einverstanden zu bleiben; aber gibt es nicht einen Punkt,

wo sich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätension, wie sie der unsrige hat, in eine fremde, große, entscheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein gesundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geschilderte Fröhlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wiedererzählen, ohne sich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? Der Verf. nennt seine Darstellungen Bilder, und will sie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig kultivirt wird, angesehen wissen. Aber all seinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteristische. sie gehen ineinander über, und unterscheiden sich durch keine neuen, überraschenden Motive. Das Genrebild ist Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie sie der Autor geben soll, vereinzeln, sie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenstände müssen scharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verschwinden. Aber in all den Kapiteln, welche der Verf. mit den albernen Ueberschriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. s. w. ankündigt, wird man diese Regel unbeachtet finden. Es ist gut, wenn Alexis Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Schätzenswerth dagegen sind die kleinen kindlichen Naivetäten, die dem Herrn W. Alexis hin und wieder passiren. Wir sind keine solche Kostverächter, und das Delikate ist überhaupt nicht so häufig in unsrer Literatur, daß wir eine echte Albernheit nicht sollten zu schätzen wissen. Eine solche liefert uns der Verf. unter anderm in seinem patriotischen Kommentare zu den preußischen Eroberungen in Töplitz, und in seinem sentimentalen Ständchen vor dem Fenster der Fanny Elsner: „ach in Berlin war's doch anders!“ Die heitre Stimmung, in welche uns solche Dinge versetzen, entwaffnet den Tadel selbst.

Man darf nicht ungerecht seyn. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden. Der Verf. spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunststücke der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufahrt erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt Ihr vielleicht das Bild von einer gallertähnlichen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden Bewegung erhält, gegenwärtig? Der Norddeutsche hat für dieses Schwanken einen Ausdruck, der nach der Analogie von Zittern aus Beben gebildet ist, und der dem Verf. zur Freude seines Herzens vielleicht einfallen wird. Dies ist W. Alexis Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt, und sich eins ans andere klebt, ohne daß man einsieht, warum hier oder da die Periode nothwendig endet. Man höre ihn selbst über seinen Styl. „Ich halte Wohlklang und Lebendigkeit für die ersten Gesetze, wenn ich in Prosa schreibe; und ich schreibe, wie ich glaube, daß ich reden würde, wenn ich gut redete. Regelrechte, volltönende Perioden zu bauen, mit der gesetzmäßigen consecutio temporum, mit dem vollen sequens jedes vollaustönenden Fürworts ist um soviel leichter, als das Schreiben sowie man redete, als es leichter ist, wie Cicero Orator lateinisch schreiben, als wie Xenophon oder Plato griechisch. Das heißt, Beide scheinen zu schreiben wie ihnen der Schnabel gewachsen war; aber darum schrieben sie doch nicht so, denn es kostete ihnen unsägliche Mühe, ehe sie es so auf die Tafel brachten, und die Kunst liegt eben darin, daß sie diese Kunst nicht merken lassen. Ihre Arbeit ist sauer, aber ihre Frucht ist süß.. Was höre ich lieber, als die reiche Fülle hellenischer Lebendigkeit, diese Grazie und Ungezwungenheit, wenn Xenophon beschreibt, das Wasser läuft uns im Mund zusammen vor Lust über die Natürlichkeit; und wie Plato argumentiren läßt, spricht da sein Sokrates anders, als er eben nur gesprochen haben kann? Und Homer; da beschreibt er was, und plötzlich fällt ihm was anders ein, ein besseres Gleichniß, was es den Hörern anschaulicher machen kann, und er genirt sich nicht, daß er so angefangen, und er springt ab, und fährt so fort, wie er fühlt, daß man's lieber hört, und man hört ihm mit Vergnügen zu, und verlangt nicht, daß er den Anfang von vorhin streichen soll.“ Da haben wir sogleich ein Beispiel dieses Dotterstyls! Wie nestelt sich eine gemüthliche Phrase an die andere, wie hinfällig treten die Worte auf, wie ekelhaft ist am Schluß die Quengelei mit dem ewigen Und!

Allerdings sind das Kleinigkeiten; aber das ganze Buch ist aus Kleinigkeiten zusammengesezt. Warum soll ich dem Verf., dem ich vor einiger Zeit die Berolinismen was und mal und mir statt mich (er spricht S. 385 davon) abgewöhnt habe, nicht von Neuem ersuchen, das falsche um deshalb, das auf jeder Seite steht, mit dem einfachen deshalb zu vertauschen? Warum soll ich ihn nicht bitten, in seinen künftigen Schriften die ewige Anrede mit Du, die seinem Leser gilt, zu unterlassen? Steht er so vertraut mit dem Publikum, oder rechnet er vielleicht darauf, nur einen einzigen Leser zu finden? Nein, Bester, Kopf in die Höhe, Brust heraus, sprechen Sie dreist, laut, und wenden Sie sich an Alle!

Zum Schluß kommt Ihr politisches Glaubensbekenntniß. Es ist gleichgültig, Herr Häring, ob Sie in Ihrer Jugend Talent hatten, solche Blutbriefe zu schreiben, wie Ihnen Börne einen unterschiebt; es ist gleichgültig, ob gerade Sie einmal für die Freiheit geschwärmt haben; denn die Freiheit hätte dadurch eben so wenig gewonnen,

als sie jezt durch ihren Widerruf verliert; aber es schlägt Ihnen in's Gesicht, nicht, daß Sie die Verirrungen Ihrer Jugend beichten, sondern daß Sie sie verschweigen wollen, daß Sie einen Mantel darüber werfen, daß Sie die Gewalthaber auf Leben und Seligkeit versichern, selbst als Knabe nie für die Republik geschwärmt zu haben! Und dennoch, guter Herr Häring, dennoch hat man Ihnen Ihre Bilder verboten. Wie mag doch das gekommen seyn! O schreiben Sie ein Buch darüber! G.

43) Genre-Bilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern, von August Ellrich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833.

Vom Verfasser ähnlicher Bilder aus Ungarn. Sie sind in guter Laune koncipirt. Es wird zwar viel über Oesterreich und die Oesterreicher gescherzt, doch gutmüthig und ohne sie beleidigen zu wollen, mit Anerkennung ihrer Vorzüge. Da das Buch fast aus lauter Anekdoten besteht, theilen wir einige derselben mit: „Es ist ein Aberglauben in Oberösterreich, daß die Donau jährlich einen Jodel (einen jodelnden jungen Burschen) zum Opfer verlange. Ich selbst war Augenzeuge, wie ein Jodel in die Wellen stürzte und nach langem Kampfe seinen Tod fand, ohne daß einer der Schiffsleute, oder seiner Kameraden, auch nur den mindesten Versuch zu seiner Rettung gemacht hätte. Indeß er, welcher wenig Lust zu haben schien, die untern Gegenden der Donau kennen zu lernen, wahrscheinlich auch von einer daselbst befindlichen Hulda nichts wußte, mit Anstrengung aller Kräfte gegen die reißenden Wogen kämpfte, standen die Schiffleute ganz ruhig auf dem Verdecke und riefen ihm in einem eintönigen Chorus die Worte „Jagl, Jagl, gib Di, Gott der Herr will's haben," zu, bis er verschwand."

„Frau von Pichler soll im Umgange äußerst einfach und anspruchslos sich darstellen, so daß Niemand einfallen kann, in dieser bescheidenen, den Wiener Volksdialekt mit allem seinem Zauber sprechenden Dame, die große, berühmte Schriftstellerin zu erkennen. Einer meiner Freunde, welcher das Glück hatte, ihr vorgestellt zu werden, sagte ihr, wie sich von einem artigen Manne wohl erwarten ließ, einige kleine Schmeicheleien über ihre Werke: „I bitt Ihnen," sprach die Dame, „redens nit davon; wenn man gerade in der Kuchel (Küche) nichts zu thun hat, sezt man sich halt hin und schreibt solche Dalkereien."

„Daß der österreichische Dialekt, welcher einen Krummen zu einem Dakrumpi, und die Worte Donau und weinen zu Reimen macht,

„Donau — Dana,
„weinen — wana"

wirklich wunderbar und Staunen erregend ist, kann nicht geläugnet werden. Eines der höchsten Wunder dieses Dialekts, eine Rede, welche ich einst aus dem Munde eines erzürnten Musikers hörte, will ich den Lesern als Preisaufgabe vorlegen; sie mögen versuchen, selbe zu enträthseln, ich werde versuchen, sie durch Schriftzeichen begreiflich zu machen. Der Musiker sprach:

„Sakerment! 's à is e à, iehz is 's e à à."

Ich sehe die Verlegenheit sämmtlicher, nicht österreichischer Leser und eile sie zu enden. Der Musiker nahm seine Violine aus einem Kästchen und bemerkte, daß die A Saite entzwei gerissen war; indem er sich anschickte, eine andere aufzuziehen, sprang auch die E Saite: im höchsten Unmuthe rief er nun:

„Sakerment! 's à is e à, iehz is 's e à à."

Erklärung: Rücksichtlich der Aussprache ist zu bemerken, daß das a wie ein gewöhnliches, deutsches a, das à aber wie in den englischen Wörtern „ball, hall, Talbot" ausgesprochen werden muß. Ferner: Sakerment bedeutet Sakerment; 's à bedeutet das A, die A Saite; is bedeutet ist; e bedeutet ehe, schon, früher schon; à bedeutet ab, entzwei, eine Schnur, eine Saite ist à, das heißt, ist entzwei; iehz bedeutet jezt; is ist; 's e bedeutet das E, die E Saite; à bedeutet auch; ich auch z. B. heißt kürzlich I a; à wie bewußt ab, entzwei."

„Als der bescheidene Schauspieler Eßlair vor mehreren Jahren in Wien Gastrollen gab, nach einer seiner künstlerischen und gekünstelten Darstellungen hervorgerufen worden war, und die Worte: „Es freut mich, daß auch Sie anerkennen, was anerkannt worden ist so weit die deutsche Zunge reicht," mit ganz ernster Miene gesprochen hatte, ließ eine Stimme von der Gallerie ein lautes „Oeh, den schaut's an! erschallen. Cicero dürfte in einer langen Rede dem bescheidenen Künstler nicht besser und treffender geantwortet haben, als dieser Wiener mit seinem „Oeh, den schaut's an!"

Von Napoleon wird uns folgende Anekdote erzählt: „Napoleon kam 1809 nach Brünn. Er hatte das Altbrünner-Thor zu passiren. Eine steile Anhöhe führt zu diesem Thore, an welches einige Häuser stoßen. In einem dieser Häuser hatte ein Handwerker, Zirkelschmied genannt, Wohnung und Werkstätte. Unter den Gesellen dieses Zirkelschmiedes befand sich auch ein Tiroler, ein fleißiger Arbeiter und wackerer Mann, aber wie alle seine Landsleute, ein wüthender Feind Napoleons und der Franzosen. An dem Morgen, an welchem der Kaiser nach dem Spielberge geritten war, vermißte man den Tiroler in der Werkstätte; obwohl es ungewöhnlich war, so fiel doch Niemand ein, Arges zu denken. Eben als man von dem Tiroler sprach, trat der Lehrjunge in die Werkstätte, und versicherte, daß er ihn vor Kurzem an dem Fenster des Dachbodens gesehen habe. Das erregte Neugierde und der Meister stieg unter das Dach, um zu sehen: da kniete der Tiroler am Dachfenster, ein Gewehr mit gespanntem Hahne vor sich, den Blick nach dem

Wege, auf welchem Napoleon kommen mußte, gerichtet. Da das Haus am Abhange der Anhöhe, folglich etwas tiefer als das Thor stand, so würde der Kaiser zu Pferde, in dem Augenblicke, wo er sich dem Thore nahte, beinahe in einer Linie mit dem Dachfenster, an welchem der Schütze lauerte, die Entfernung aber so gering gewesen seyn, daß kaum irgend ein Schütze, am wenigsten aber ein Tiroler sein Ziel verfehlt haben würde: was ein schwärmerischer Tiroler zu thun vermag, ist bekannt. – Wenige Minuten, nachdem der bebende Meister den Schützen entwaffnet hatte, ritt Napoleon die Anhöhe heran."

44) Oesterreich wie es ist. Gemälde von Hans Normann. Zwei Theile. Leipzig und Löwenberg, Goedsche, 1833.

Dieses Werk hat uns weniger zugesagt als das über Ungarn von demselben Verfasser. Oesterreich will mit einer gewissen Ruhe beschrieben seyn, der Charakter seiner Alpenthäler, der prachtvoll und still hinschwärmenden Donau, des Volks und sogar des Staates ist Ruhe. Wer da mit Leidenschaft hindurchpolpert, wird er immer richtig urtheilen, wird er nicht übertreiben? Oder ist es etwa keine Uebertreibung, wenn der Verfasser hier von den Kärnthnern sagt: „Hoch und stämmig zeigt sich Karinthiens Sohn in seinem Aeußeren, gleichwie in seinem Charakter eckig, in seiner Bewegung und ganzen Handlungsweise langsam und unbeholfen, im Umgange einsylbig, im geselligen Leben traurig, träge, blöde und pump. Das verdammte Steinbier, ein ekelhaftes Getränk auf glühenden Steinen gebraut, hat nicht geringen Antheil an der Trägheit der Kärnthner. Ich halte die Kärnthner darum für gute Soldaten, denn sie werden stehn im Kugelregen, weil sie zu faul sind auszuweichen. Kein Nordländer, er sey nun Däne, Engländer oder Sachse, erreicht den Kärnthner in seiner Gleichgültigkeit gegen Alles; gegen Alles, sage ich, gegen Staat, Weib und Kind. Ein Kärnthner ist im Stande, vier und zwanzig Stunden lang auf einem Fleck unbeweglich zu stehen rc." Oder: „Ein jedes Volk hat seine charakteristischen Merkmale am Körper, die der Einzelne wie einen Gestütbrand auf sich herumträgt und daran erkannt wird. Der Tyroler hat seine Waden, auf die er stolz ist; der Bayer eine rothe Nase vom Biertrinken, der Ungar seinen Schnurbart, der Böhme seine Stumpfnase, der Italiener seine Habichtsnase, der Franzose seine krummen Beine – der Steiermärker seinen Kropf. Die Kröpfe sind hier so gewöhnlich, daß man sie zu den nothwendigen Bestandtheilen des Körpers zählt. Man erzählt sich eine Anekdote von einem Landpfarrer, der auf der Kanzel seine Pfarrkinder ermahnte, mit ihrem Schicksal zufrieden zu seyn, indem sie bei weitem nicht so übel daran wären, als sie meinten. „Glaubt mir," sagte er, „vielen Menschen ist es nicht so wohl wie euch, ihr habt doch in der Regel eure geraden Glieder, aber glaubt ihr es wohl, daß es Menschen gibt, die so unglücklich sind, keine Kröpfe zu haben?" Das wirkte, die Gemeinde erstaunte, ging in sich und weinte bitter über die Unglücklichen, die nicht einmal Kröpfe haben."

Bei diesen argen Uebertreibungen, die eben keine große Zärtlichkeit für seine eignen Landsleute verrathen, sind seine Aeußerungen gegen die Norddeutschen doch noch abentheuerlicher. Da sagt er unter anderm, indem er von den Tyrolern spricht: „Der Schlagring am kleinen Finger eines Tyrolers ist das, was ein ehernes Beil ist in den Händen eines Metzgers. Ein norddeutscher Ochse von solch einem tyroler Schlagring getroffen, gibt gewiß alle zeitlichen Hoffnungen auf, aber ein tyroler Mensch hält solche Püffe zu Dutzenden aus." Der Reisende möge geschwind in die Marschländer reisen und die dortigen Ochsenhörner probiren. Seine Nase würde gar bald über ihre Weisheit erröthen.

So darf man in unserm Zeitalter nicht schreiben. Der öffentliche Verstand übt eine Censur aus, die dergleichen nicht duldet. Es ist Schade um das viele Gute und Wahre, das in diesem Buche enthalten ist, da es neben solchen Ungereimtheiten Platz nehmen muß. Der Tadel verfehlt seine Wirkung, wenn er bloß aus übler Laune, aus übertriebner Hitze herfließt und in Hyperbeln redet. Und was sollen die Ungezogenheiten gegen die Norddeutschen? Wenn es auch viele Norddeutsche gegeben hat, die mit suffisanter Miene durch Oesterreich reisend, Alles bespöttelt haben, so folgt daraus doch nicht, daß die Oesterreicher sich mit gleichem Spott oder Grobheiten rächen sollen. Das muntere, liebenswürdige, kräftige Volk des schönen Oesterreich darf nur über die superklugen Sandhäslein lachen, die je zuweilen, wie neulich erst Willibald Alexis, bei ihnen einsprechen und überall etwas zu nergeln und zu tadeln haben. Es lebt sich doch viel schöner in Wien als in Berlin. Inzwischen geht auch auf der andern Seite die Gutmüthigkeit der Wiener zu weit. Sie glauben dem, der sich bei ihnen gefällt, weniger, als dem, der sie tadelt, wie Herr Kurländer neulich in einem Wiener Korrespondenzartikel bemerkt hat. Dieser behauptet, gewisse ästhetische Leute in Wien wollen es sogar den nergelnden Berlinern recht machen, man schäme sich seiner gesunden offnen Natur, und wolle pretiös thun. Leidige Schwäche des deutschen Charakters, die überall nachgibt, wo man sie überredet, daß es nobel sey. Doch ich verlasse mich auf die Masse des Volks, dieser wird der gesunde Sinn nicht ausgehn, und wenn auch alle ästhetischen Schneider Berlins nach Wien auswanderten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 18. 19. Februar 1834.

Romane und Novellen.

1) Novellenkranz. Almanach auf das Jahr 1834, von Ludwig Tieck. Dritter Jahrgang, mit 7 Kupfern. Berlin, Reimer.

Eine einzige Novelle: „Tod des Dichters“ nimmt den Raum des ganzen Almanachs ein. Sie ist eine der schönsten, wenn nicht die schönste, die Ludwig Tieck je geschrieben hat. Verwandt mit seinem „Dichterleben“ scheint sie doch den Vorzug vor demselben in mehr als einer Hinsicht zu verdienen, denn sie ist nicht nur in sich gerundeter und zugleich reicher an poetischen Farben, als jene Fragmente aus Shakespeares Leben, sondern der Charakter des Dichters selbst — hier Camoens — ist auch von einer so unübertrefflichen Einfachheit und Schönheit, daß das frühere Charakterbild Shakespeares uns dagegen fast etwas gekünstelt bedünken will. Wir erlaubten uns, als jenes Dichterleben erschien, Tieck den Vorwurf zu machen, daß er bei der Schilderung Shakespeares weniger an diesen selbst, als an Goethe gedacht zu haben schien, da wir in diesem Bilde fast nichts von Shakespeares warmem vollblütigem Humor, aber desto mehr von Goethes feiner Kälte, zurückhaltender Vornehmigkeit und herablassenden Abschätzungen und Andeutungen fanden. Wir hatten uns Shakespeare immer muntrer und offner denken müssen, das Heimlichthun mit seiner Größe und die kokette Bescheidenheit war uns so recht in der Seele entgegen, und den leidenden Zug, das weiblich Bleiche, das bei der Rückkehr zum elterlichen Hause fast Jean Paulisch wird, wußten wir uns auch nicht von fern zu erklären. Solche Empfindungen weckte uns, wir müssen es noch einmal gestehn, Tiecks Shakespeare. Wie freudig wurden wir daher durch seinen Camoens überrascht! Hier sehn wir einen wirklich leidenden Dichter, tiefgekränkt, vom Schicksal hart mißhandelt, der aber sein Leiden mit der Liebenswürdigkeit erträgt, welche von der Ehre des Mannes unzertrennlich ist und ihm den höchsten Reiz im Unglück verleiht. Was Lessing in seinem Major Tellheim nur heiter „angedeutet,“ das schöne Bild des duldenden Mannes von Ehre ist hier bis auf die feinsten Züge ausgemalt, mit einem Zauber der Phantasie, wie sie nur dem größten unsrer lebenden Dichter eigen ist, dem Gegenstand wie der Form nach ein Meisterwerk, das unter dem vielen Herrlichen, was uns Tieck geschenkt, eine der ersten Stellen einnimmt.

Camoens ist der berühmte Dichter der Lusiade, worin er die Heldenthaten Vasco de Gamas, den er selbst nach Indien begleitete, und seines Vaterlandes Trefflichkeit in der schönsten Sprache schildert. Sein Schicksal ist nicht minder bekannt als sein Epos. Mit Undank belohnt, als Invalide hülflos verschmachtend,

wurde ihm nur durch die Treue eines Sklaven, der für ihn auf den Straßen bettelte, sein Leben gefristet.

Tieck führt uns in die Villa einer alternden vornehmen Dame, zu deren Füßen ihre muntre, rasche, sonderbare Enkelin spielt. Wir erfahren, daß sie ein geheimer Kummer drückt, und wir sehn sie das in Gold gefaßte Werk des Louis de Camoens heimlich küssen. Ein alter Mann mit nur einem Auge ist vorübergegangen. Wir finden diesen in einer Gesellschaft wieder, wo über den Undank der Welt gegen ihre großen Geister gesprochen und freundlich des in einem Hospital verstorbenen Camoens gedacht wird. „Das ist eben das Uebermenschliche in den Schicksalen großer Helden und Volkslehrer und Wohlthäter der Menschen, daß man sie vergißt, wohl verkennt: und die tiefe Rührung unsers Herzens, das schönste Gefühl unsrer Anbetung aus der Ferne nach tausend Jahren noch, diese Huldigung der Urenkel und spätesten Nachkommen, die jedes Gemüth, welches der Erkenntniß des Großen und Schönen fähig ist, opfert, dieses, was nicht Gold, Ehre, noch Lob ist, diese stumme Bewunderung, in der die reinste Verehrung und ein heiliges Mitleid sich wundersam vermischen, ist jener Helden schönster Lohn. So sind sie nicht vergessen, nicht verarmt, vertrieben, gestorben; die Geisterwelt ist ihre Heimath, der Pallast, welchen sie bewohnen. Und jede gute That, jede schöne Regung, der Glaube an den Adel der Menschen-Natur wurzelt, wächst und blüht in diesem geweihten Boden. Alle hörten den Redenden in stiller Aufmerksamkeit an und dieser fuhr nach einer kleinen Pause fort: War die Kunst und Poesie der glücklichen Griechen nicht ganz, nicht im Gegensatz gegen das römische Wesen, vom schönsten Patriotismus durchklungen? Städte, Berge, Flüsse, Menschen und Völkerstämme waren schon seit Homer mit den Göttern des Volkes zugleich verherrlicht worden, und wie war immerdar Athen und Alles, was sich auf dieses bezog, Sage, Land und Meer von der attischen Tragödie verschönt und besungen worden? Und doch verließ Aeschylus, so wie später Euripides sein Vaterland, um in fremder Gegend zu sterben. Wir wissen nicht genau, was ihren Unwillen reizte, und ob die großen Männer nicht auch vielleicht zu eigensinnige Forderungen an ihre Mitbürger machten. Denn das wird auch ein jeder von uns erfahren haben, daß ein Gutthäter, dem wir auf irgend eine Art verpflichtet sind, wohl unsre unerlaßlichste Freiheit beschränken möchte, und es Undankbarkeit schilt, wenn der wahre Edelmuth in uns sich dem widersezt. Reiht sich ein Bewußtseyn an eine Gutthat, die der Gelehrte, Künstler oder Dichter dem Lande erwiesen, der Freund dem Freunde, der Reiche dem Armen, der Hochgestellte dem Niedern, oder der Unterthan seinem Fürsten, und wächst immer starrer und stolzer empor, so verliert die Gabe vieles von ihrer Schönheit. Gern habe ich stets die Regenten entschuldigt, die gegen ihre Helden und die großen Männer des Vaterlandes undankbar erschienen. Sie haben so Vieles zu beachten und zu versorgen, Alles drängt sich an sie, das Edle und Herrliche erscheint ihnen von ihrer hohen Stellung aus als eine Naturnothwendigkeit, sie fühlen, daß es sich selbst belohnt: verlezt sie der große Mann nun etwa im Gefühle seiner Kraft und seines Werthes, scheint er, wenn auch nur auf Augenblicke, zu vergessen, daß vom Thron aus ihm seine Bedeutsamkeit wird, sind nun Schwätzer und Verläumder noch obenein gegen ihn geschäftig, so ist es nur menschlich, wenn der Fürst sein Wohlwollen beschränkt, um den starren Sinn jener Tugend wieder zu mildern. Freilich gewinnen nun oft jene Schmarutzer und Schmeichler, jene Ohrenbläser, Schalksnarren und Gaukler und Tänzer die Reichthümer und Güter, die dem Talent und der Tugend zu gehören scheinen; wenn aber solch armes Volk durch ihre Erniedrigung dies nicht erränge, was wäre dann ihr trübseliges Leben? Fast Jedermann mißgönnt ihnen jene Güter, und selbst der Fürst hat nicht das Vermögen, ihnen Achtung zu verschaffen, Bürger und Pöbel schätzt sie geringe und jedes Auge sieht mit Ehrfurcht auf Verdienst und Größe hin, und um so mehr, wenn sie verkannt oder geschmäht werden. Das hat mich mein Leben gelehrt, daß Verdienst oder Unverdienst hauptsächlich nur durch seine Persönlichkeit jene Güter erringt, die in den Augen der Menschen den höchsten Werth haben. Wer sich anmuthig oder gar unentbehrlich zu machen weiß, nach Gelegenheit Vertrauen einflößt, dann wieder gern unbedeutend erscheint, jezt wieder klagt oder zudringlich wird, zuweilen sogar überlästig, Lob und Spott mit gleicher Miene hinnimmt, niemals den Höheren übersehn will und klüger als dieser erscheinen, kurz, wer nur den Augenblick ergreift und diesem einzig leben mag, ein solcher wird an Höfen willkommen seyn, und gewiß jene irdischen Güter erkämpfen. Tugend und Talent vermögen es fast nie, ihren Genius so zu verläugnen. Bei diesen Worten schien Louis gerührt. Die Uebrigen hatten ihm aufmerksam, einige nicht ohne Verlegenheit zugehört, als Duarte nach einer Pause anfing: Geehrter Mann, Eure Rede, wenn sie Euch Ernst war, macht Eurem Gemüthe Ehre; aber Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich glaube, daß sie doch ein Weniges vom Sophisten an sich trägt. Denn der Regent, indem er so hoch gestellt ist, kann sich leichter der kleineren menschlichen Leidenschaften entschlagen, als seine Untergebenen: er kann seiner Laune und seinem Zeitvertreib vieles opfern, er kann selbst jene schmeichelnden Aufdringlinge befriedigen, von denen er vielleicht wähnt, daß sie seine wahren Freunde sind: das ist aber Alles keine Ursach, auch im Drang gebietender Umstände, das

Verdienst und Talent ganz aus den Augen zu verlieren. Wenn unser Emanuel ein großer Regent war, so schimpft es ihn dennoch, daß der große Albuquerque arm blieb; es schimpft seine Räthe und Vertrauten, daß sie ihn nicht auf seine Pflicht aufmerksam machten: — ich weiß, Don Louis, wie Ihr den Jünglingshelden, unsern König Sebastian liebt und verehrt — aber die Zukunft wird es ihm ernst verweisen, daß er, mögen ihn Jesuiten, Beichtiger, Soldaten, Adel und Unadel bestürmen und umdrängen, mag dieser ahndungsvolle Feldzug schon längst alle seine Kräfte in Anspruch nehmen, — es ist ein Makel in seinem Ruhm, daß er unsern Camoens im Hospital hat verschmachten lassen, dessen Gedicht, mögt Ihr auch widerlegen, so viel Ihr mögt, mir lieber ist, als Ariost, oder was ich sonst kenne.“ In gewissem Sinne kann man hiervon auf Tieck selbst eine Anwendung machen. Ist dieser große Geist von seiner Zeit würdig belohnt worden? Ist die dornenvolle Stelle eines Theaterdirektors in Dresden, neben dem geistlosesten und anmaßendsten aller poetischen Sudelköche, neben einem Theodor Hell (!), das Einzige, was die Mutter Deutschland ihrem liebenswürdigsten Sohne gewähren konnte?

Die Scene wechselt. Wir erblicken heitre Gäste vor einer ländlichen Schenke. Man tanzt spanische Nationaltänze. Auch ein alter Neger findet sich ein. „Halt! rief der Neger: Mann vom Wirthshaus, reiß nicht dicke Augen auf gegen mir! Bin Christ, wenn auch kein alter, bin getauft, als Antonio, fromm geworden, bekehrt, draus auf Molukken. Und besser so getauft, als wie die unverständigen Kind, die nichts davon begreife, und nur greine und schnarre und um sich sprudele. — Also, sagte ein Neugewordener: Du bist mit Verstand getauft, du hast damals die Sache begriffen? Wie war dir, Gespenst, denn damals zu Muthe? — Seht, Herr, antwortete der Neger, konnte mir schon lang mit meine Götzenbilder nicht vertrage: hatte das Kerl nicht ein Schnauz, als wenn er mir auffressen wollt, wenn ich ihm mein Reverenz macht. Hat mir auch nichts geholfe, wenn ich den Granzhaus um was höflich ersucht hab: sizt immer stumm und grob, als wenn das Thier von Holz wär, war auch als Holz gebaut, konnte nit anders. Lang schon hatte ein fromm Christenpriester sich mein erbarmt und auf meine gläubige Seel herum gepredigt und handthiert; legte mir Alles aus, und gab meinem dummen Geist so rechten Stoß und Ruck in das Unbegreifliche nein, daß ich's in Brust und Herz und Rippen fühlte. Nun tauft mir der Mann in seiner schönen Kirch, wie meine Lebensgeister darauf präpariert war. Ach! Ach! wie das allerheiligst Wasser und Wort mir Gebein und Verstand naß macht, anrührt, durchdringt, oder penetriert, seht, werthachtungswürdige Christenherren, da brummt, summt, flammt und grollt es mich so im Herzen, als wenn drei Bienenschwärme darin herum suselten. Kam in mich Feuerbrand und Zorn, und wieder sanft, sanft, wie weiße Täublein durch blauen Morgenhimmel ziehn in erster Frühe, wenn Thau noch an Blumen weint. Fühlte, daß meine Seele neu war geworden, wie gütige lieber Heiland mich in seine zarte Arme nahm und sagte: schwarze Kreatur, Mensche habe dich geschlage und gefoltert und mit Füße getrete, bleib du bei mich, sieh mir in mein Auge, wenn du wieder traurig bist: will dir wie Kind, wie Bruder lieb habe, denn du hast nicht Eltern, nicht Schwester und Bruder. — Ja, meine Gönner, meine Eltern hatten mir ja selbst nach der Fremde hinaus für bischen Geld verkauft. — So bin ich Christ und glücklich geworden, bin nicht weiß, nicht Portugiese, bin Bettler, schwarz Sklave, kann aber selig werden, und bin's schon, wenn an schöne liebe Jesus denke. — Ich wußte nicht, daß du so fromm warst, Jao, sagte der Wirth. — Was ist fromm? erwiderte der Neger: als in allerheiligster Taufe mir Wasser mein Gemüth rührte und umtrieb, da brudelten die großen Mühlräder in mir, und mahlten brausend und sausend das feine Getreid für meine ganze Lebenszeit: denn seitdem ist Schwung der Räder in mir still, und arbeitet kein Getriebe mehr. Die Speise aber ist da für Winter und Sommer, und soll, hoff' ich, keine Darbung und Hungersnoth einfallen. Wächst in mir still, wie ein Lilienbaum die Pflanze von Glauben und gibt seinen Duft und weißen Glanz durch den ganzen Garten am stillen Abend. Und wenn mir mal Welt nicht gefallen will, ich überdrüssig hinzuhinken und zu wackeln, so richte meine müden Augen auf meinen anmuthiglichen Heiland, der als braver Mann sein Wort hält und halten wird. — Der Kerl, sagte der Maulthiertreiber, hätte ein Priester werden können, um andre seiner schwarzen Glaubensgenossen zu bekehren.“ Das ist der Mohr, der für Camoens bettelt. Er führt seine wunderlichen afrikanischen Tänze auf und bettelt dann bei den schmucken neugeworbenen Soldaten, die sich für König Sebastians Feldzug rüsten. Ihre Großmuth spendet ihm Gold und mit Entzücken eilt er zu seinem Herrn, dem Einäugigen, denn das ist der todtgeglaubte Dichter. Auch dieser theilt seine Freude, denn er kann sich nun endlich einen neuen Mantel machen lassen und heute, gerade heute den Geburtstag seiner Jugendgeliebten feiern. Der Mohr ist der Einzige, von dem Camoens Wohlthaten annimmt, von dem er sich ernähren läßt, und er hat ein heiliges Recht darauf, denn diesen Sklaven hatte er sich mit eigner Gefahr in Indien erkauft und ihn von einem grausamen Martertode gerettet.

Wir kehren zu Donna Katharina und ihren Verwandten zurück. Unter ihren Papieren finden sich Fragmente von Camoens Hand, „Seelen zu künstigen Gedichten.“ Sie sind eine der herrlichsten Zierden dieser Novelle. Wir theilen nur einige mit. „Der Dichter, sagen die Menschen, schwebe immer losgebunden über der Erde. Man hält mich für einen solchen. Ich kann aber so wenig fliegen, als mich von der Erde losbinden. Mein Gefühl schlingt sich nur um so fester der Erde an und allen irdischen Dingen, um so mehr ich mich poetisch gestimmt fühle. Was sind denn Früchte und Blumen, Wald, Fels und Meer, Thiere und Menschen anders, als deutungsvolle Zeichen und Chiffern, in welchen die ewige schaffende Kraft ihre Gedanken geschrieben und in sie niedergelegt hat? Dadurch, daß sie etwas bedeuten, sind sie. Meine Begeisterung ist, daß der Naturgeist in mich niedersteigt, und nun faß' ich, seh' ich, fühl' ich und weiß, was sie sind. Wenn dies den Poeten macht, so bin ich einer. Das Einsteigen in das Irdische, um dort das Ueberirdische zu finden, scheint mir mein Verkehr und meine Bestimmung. — O ihr Amors und spielenden Götter süßer Lust und Freude! Ich habe sie wieder gesehn, aber sie hat mich nicht bemerkt. Wenn das Schiff in der Nacht segelt, so folgt dem Kiel eine leuchtende Furche lange im Wasser nach. Wo sie durch den Garten wandelte, schimmerten die Blumen schöner, und ein liebliches Düften floß säuselnd durch die Luft. Die Myrthen beugten sich vor, von ihrem Athem zu trinken, und die liebetrunkene Nachtigall vergaß indessen ihres Gesanges. Und ich? — Ich brauchte nichts zu vergessen, denn schon seit lange denke ich nur sie. — Als sie am Meer gestanden hatte, lief ich nachher heimlich hin, um im Wasserspiegel noch ihr Bildniß zu sehn und in mein Auge aufzufangen, das Bildniß war noch dort, denn ich sehe es immerdar und allenthalben. — Der Vater schilt sie um den Muthwillen. Sie sey zu groß, zu edel gebaut, und nicht mehr Kind. Wäre sein Auge nicht im Weltgeschäft erblindet und von Leidenschaft zerstört, er würde an diesem Muthwillen Weisheit lernen und Unschuld in ihm erkennen. Sie spielte mit ihrer kleinen Nichte und verbarg sich im Garten hinter der Säule. Das Kind weinte und klagte. Nun trat sie mit dem hellen lachenden Angesichte vor und schloß die Kleine zärtlich in die Arme, die nun die kleinen Aermchen um den blendenden Nacken schlug, und im Entzücken jauchzte. — Ist dies vielleicht ein Bild von unserm Leben? Hat sich unser höchstes Glück, so lange wir Menschen sind, auch so hinter der Säule verborgen und lächelt über unser kindisches Winseln? Springt es im Tode so auf uns zu und drückt uns an die bekannte vertraute Brust? — Mir mindestens stand bis jezt die steinerne Säule verdunkelnd vor meinem Blick, mein Leben war nur ein wehklagendes Suchen. Gefunden habe ich es, was mir mangelte, ihr Blick, ihr Wort ist meine Seligkeit, empfinde ich sie, so mangelt mir nichts. Höre ich nur von ferne ihr Gewand über den Boden säuseln, so kenne ich den Laut, und entzückender kann dem armen zum Tode Verdammten der Herold nicht seyn, der ihm Leben und Freiheit verkündigt, als mir jenes Rauschen, wenn ich im Kreis der Menschen sitze und der Garten von vielfachen unnützen Reden tönt. — Ist sie schöner, wenn sie muthwillig ist, oder wenn sie schweigend und gerührt ganz in Gefühl sich löst? Ihre Thränen sind unwiderstehlich, aber ihr schalkhaftes Lachen siegt noch gewisser. Sie war sehr ernst, als wir von der Vergänglichkeit der Schönheit und alles Lebens sprachen: Alles dient nur dem Tode, sagte sie gerührt, und alles Schöne strebt nur aus dem Dunkel leuchtend empor, um der Verwesung entgegen zu reifen. Der schönste Pfirsich glänzte röthlich in seiner sammtnen Pracht am Spalier. Sie brach ihn herunter und reichte ihn mir. Es kommt mir häßlich und roh vor, sagte ich, die Frucht mit meinen Augen prüfend, ein so liebliches Kind des Sommers thierisch zu verzehren. Plötzlich lachte sie und nahm den saftigen Apfel aus meiner Hand. Sie sah mich schalkhaft mit den glänzenden, großen Augen an. Darauf biß sie mit den weißen Zähnchen in den Flaum der Frucht und sog den weißen, gewürzigen Saft. Siehst du, rief sie dann: für diesen Augenblick war der zierliche Apfel geformt und von der Sonne erzogen, er hat im lieblichen Geschmack mir Alles verrathen, was er von seinem Daseyn weiß. Nimm! Mit bebendem Entzücken nahm ich die Frucht aus den schönen Fingern. Die Spur der Zähne war dem blendend weißen Fleische eingedrückt: ich kostete von der Stelle, an der sie genascht hatte. So dünkte mich, ich schlürfe der Venus sinnberauschenden Wein. Schnell nahm sie mir den Pfirsich wieder weg, sezte noch einmal den wunderschönen Mund an, kostete, und warf dann die Frucht weit weg, unter grüne Gewächse und Sträuche hinein. Dort mag er nun sterben und verwesen: du hast einen Kuß von mir, und ich von dir empfangen. Ist sein Leben nicht ein schönes gewesen? Und so ist auch die Gegenwart, und der vorübereilende Moment. Wenn wir jahrelang sein gedenken, ist er kein flüchtiger. Warum mußte die lustige Gesellschaft schon zurückkehren, indem wir noch so sprachen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 19. 21. Februar 1834.

Romane und Novellen.

1) Novellenkranz. Almanach auf das Jahr 1834, von Ludwig Tieck. Dritter Jahrgang, mit 7 Kupfern. Berlin, Reimer.

(Beschluß.)

Don Christoforo, ein alter Freund des Dichters Camoens und sein Gefährte in Indien, erzählt der Donna Katharina, seiner Muhme, viel von ihm, und verwebt in die Erzählung seine eignen, aus Indien mitgebrachten, etwas ketzerischen und braminischen Ideen über Religion. „Sollen Fremde an meinen Irrthümern Schuld haben, so tragen einige alte weise Braminen wohl diese am ersten. Nicht, daß ich mit diesen wäre einig geworden, sondern daß ich mir ihre sonderbaren Lehrsätze und Erzählungen in meinem eignen Sinne ausdeutete. Meine Ketzerei ist wohl so alt, wie die Welt selbst und die Religion. Ich leide nur an der Krankheit, daß ich mir meinen Glauben auslegen und ihn mit der ganzen Natur in Uebereinstimmung bringen will. Doch, wie gesagt, ich will Euch nicht ängstigen, ich bitte nur, mich und meinen Eigensinn zu dulden. Der Allvater wird wissen, was er aus meiner Seele künftig entwickeln will, und unter welchen Bedingungen ich meine Existenz führen darf. Die Seelenwanderung der Indier ist auch ein Symbol für meine Meinung, nur zu irdisch und geringe ausgesprochen. Das Elysium der Heiden ist trübselig, wenigstens nicht erfreulich: ihr Lethe aber wieder ein schönes Bild. Der Himmel der Christen ist am unbestimmtesten und ohne Inhalt. Hier kann Deutung und Auslegung fast gar nicht einen Sinn oder eine Aussicht gewinnen. Die Phantasie ist hier im Erfinden zu schüchtern gewesen und hat sich umgekehrt an den Greueln der Hölle und den Charakteren der Teufel erschöpft. Bedeutsam genug, um das Wesen unsrer Phantasie näher kennen zu lernen.' Kehren wir zur Erde, sagte Katharina, zur Geschichte und zu Camoens zurück." Don Christoforo erzählt nun die Schicksale seines Freundes in Indien, unter anderm seine Edelmuth gegen den Sklaven, den er mit sich genommen, und seine Treue gegen eine unbekannte Jugendgeliebte, wegen welcher er die Hand einer eben so schönen als reichen Dame ausschlug und in Kummer dahin lebte. Donna Katharina steht plötzlich auf und entfernt sich.

König Sebastian rüstet seinen Seezug nach Afrika. Unter den Gesprächen der Männer kommt eine Kritik der Lusiade vor: „So wie Ariost der Glanzpunkt und leuchtende Kranz jener lustigen Fabeln ist, die nur in

der Phantasie und nie auf Erden einen Wohnplatz finden können, so ist Euer Camoens und sein unsterbliches Gedicht der Zauberkranz, in allen Farben spielend, in welchem am lieblichsten dieser Sinn für Vaterland, Ruhm, Heldenthat, Aufopferung glänzt, und jeder Portugiese findet sich und seine schönsten Wünsche, sein edelstes Streben in jedem Verse wieder: und Alles ist Wahrheit, nicht Fabel; Geschichte, nicht Erfindung, das Erlebte, was nun so leuchtend wie die wirkliche Natur mit Meer und Gebirge aus der Nacht in den Glanz des Morgenrothes, schöner wie ein Traum, in das verklärende Licht der erwachenden Natur hinein tritt. — Viele wollen die Vermischung der alten griechischen Mythologie mit dem Christenthum tadeln, daß Bacchus und Venus persönlich auftreten, ein Rath der Götter sich versammelt, und dennoch das Christenthum als solches mit seinen Wundern und als ächte Gottesverehrung gelehrt und gefeiert wird. — Und mir ist gerade diese Vermischung des Christlichen und Heidnischen als eine der größten Schönheiten dieses wunderbaren Werkes erschienen! Seit unserm großen Dante ist es noch keinem gelungen, die Allegorie recht bedeutsam und tiefsinnig darzustellen, sie so zu behandeln, daß wir an sie glauben und als Wahrheit und Wirklichkeit betrachten können. Nur der portugiesische Camoens darf sich hier neben unsern erhabenen Florentiner stellen. Wir sind gewohnt, so fern uns auch die Zeit der Griechen liegt, der Venus eine Macht auf das Gemüth zuzuschreiben, der Trieb, der die Schönheit erkennt und zu besitzen wünscht, die Herrschaft dieser süßen Leidenschaft, die Sehnsucht, die sich an sie knüpft, die Trunkenheit, die sie hervorbringt, alle diese Wirkungen gestalten sich uns leicht in die holde Bildung der Venus hinein: der Ausdruck der Gewalt, die Venus, Amor, Cupido ausüben, ist uns Europäern schon genug sprichwörtlich geworden. Mit dem Bacchus ist es im Scherz und Ernst der nämliche Fall. Hier nun will Bacchus aus Eifersucht die Portugiesen von Indien abhalten und sie verderben, er tritt in verschiedenen Gestalten auf: er braucht darum kein böser Geist zu seyn, kein gefallener, rebellischer Engel: der Raum, in welchem er wohnt und wirkt, ist ganz poetisch und unbestimmt gelassen. Venus beschützt und liebt die Lusitanischen Helden. Sie sind liebenswerth, schön und edel und ihr verwandt. Die Götter nehmen diese und jene Parthei. Das ungeheure Reich der Wasser wird lebendig, auch hier, wie in der Luft, wie auf der Erde, zeigen sich die übermenschlichen Kräfte, die Glück und Unglück darstellen und hervorbringen. Bis ins Innerste sind alle diese Bildungen von Wahrheit und dem Geist des Dichters durchdrungen. Aber dies genügt ihm nicht: auch das südlichste Vorgebirge Afrikas, bis dahin das Grauen, der Wall, an welchem Stürme und Schiffbrüche die Kühnsten mit Schrecken zurückwiesen, tritt als Riesenfigur warnend, zürnend und prophezeiend auf: die Furchtbarkeit der Natur, das Wunder, das belebte Wesen, alles Eins, und mit wahrhafter Schöpferkraft dargestellt, eine Dichtung, die ich mit nichts, auch mit dem Erhabensten, was ich irgend in der Poesie kenne, vergleichen möchte. Wie der Dichter diese Erscheinungen angesehn wissen will, wie Phantasie und Wirklichkeit, allegorischer Begriff und Wahrheit, Person und Gedanke als eins und dasselbe zu betrachten sind, lehrt er uns selber durch die Landung an jener Insel, die die Portugiesen auf der Rückkehr, nachdem sie alle Mühsal überstanden und ihren Zweck erreicht haben, finden, wo in Gestalt der Nymphen ihnen Schönheit und Wollust dient und sie belohnt. Diese üppige Darstellung, die auch vielleicht alles Aehnliche der frühern Dichter überbietet und übertrifft, — indem unsere Phantasie noch mit an jenen Tafeln schwelgt, — auf einmal verschwindet Alles, und der Dichter selbst sagt uns, es sey nur Allegorie, Figur des Nachruhms, der innern Genugthuung, einen großen, unmöglich scheinenden Zweck auf eine große Weise erreicht zu haben. Wie wahr und poetisch: Ruhm, Ehre, Heldengefühl, sind sie denn greifliche, roh irdische Wesen? Entzückende Gedanken sind sie, Geister, die sich nur dem Begeisterten wie körperlich darstellen, und auch diesem wieder verschwinden. Und doch sind diese unsichtbaren Gedanken und Gefühle für den Edlen das Herrlichste und Belohnendste, ihm in der Unsichtbarkeit das Nächste und Genügendste: die Göttinnen sind es, um deren Gunst er wagt, handelt, leidet und stirbt. — O wahrlich, mein Freund, es ist ein Schicksal, daß ich hier zurück gehalten wurde, um dieses, von Himmelskraft, von ächter Poesie durchdrungene Werk kennen zu lernen. Es ist die zweite, göttliche Comödie: nur eine heroische, in welcher das Vaterland und dessen Verherrlichung, die Großthaten der portugiesischen Helden den Grund bilden, auf welchem alle übrige Zier eingewirkt ist. Darum ist die Erzählung aus der Vorzeit so nothwendig: und warum soll es mich stören, daß Vasco sie seinem Indier vorträgt, welcher sie nicht ganz verstehen wird. Ich, der Fremdling, habe sie auch nur so aus dem Munde des Dichters empfangen. Eben so schön ist die Prophezeihung, die uns schon die künftigen Thaten eines Pacheco und Albuquerque meldet. — Seh' ich nun den verhältnißmäßig kleinen Umfang dieses Gedichtes, diese zehn Gesänge, und erwäge, daß sie Geschichte der Vorzeit und Zukunft, die Beschreibung des Zuges, die Einwirkung der Götter und der Naturkräfte enthalten, so erscheint mir das Werk um so mehr als Wunder, da ihm noch für Episoden Raum bleibt, wie jene rührende Liebes-Tragödie vom Tode

der Ines de Castro. Wohl, wohl kann uns der echte Poet zum Olymp, in die Versammlung der Götter entrücken."

Donna Katharina, durch die Erzählung ihres alten Oheims ergriffen, gesteht ihm, daß sein unvergeßlicher Freund Camoens ihr Jugendgeliebter gewesen sey, und daß sie ihm, nachdem sie gewaltsam von ihm getrennt worden, heimlich eine Tochter geboren habe, die Mutter ihrer anwesenden Enkelin Maria. Endlich kommt man auf die Spur, daß Camoens noch lebe. Man zeigt ihm die alten Papiere, die „Seelen künftiger Gedichte" und er sinkt in Ohnmacht hin. Als er erwacht, ist Katharina und seine Enkelin Maria, sind alle Verwandten um ihn. „Man wandte alle Hülfe bei dem Ohnmächtigen an, welcher sich endlich von seiner Betäubung erholte. Er blickte um sich, und schien verwundert, so viele Gestalten vor sich zu sehn, die sich alle theilnehmend um ihn bemühten. Er suchte seine Besinnung wieder zu sammeln, sein Blick fiel auf Maria, die heftig weinend seine kalte Hand ergriffen hatte. Er lächelte wehmüthig, sah in den Garten, und wendete sich dann wieder zurück nach dem Tische. Das war es! rief er mit so schmerzlichem, durchdringenden Tone, daß alle Gegenwärtigen erblaßten; nach der Mahnung dieser Blätter, nachdem ich dies noch erlebte, ist es Zeit zu endigen. Er warf sich mit beiden Armen über den Tisch, verhüllte sein Haupt, und weinte so heftig, daß Maria meinte, die Brust müsse ihm zerspringen. Er redete nicht, seine Thränen flossen immerdar, und Seufzen und Schluchzen wechselte mit den schmerzhaftesten Tönen und Ausrufungen, daß Alle, von gewaltiger Rührung ergriffen, weinend in seine Wehklage stimmten. Endlich schien er erschöpft, er hob das thänennasse Antlitz empor, schaute dem jungen Grafen in das Angesicht und rief dann mit Todes-Accenten: Was nuzt jezt noch die Lüge? Diese alten, stummberedten Blätter sind Worte meiner Jugend, ich bin der arme, unglückliche Camoens! Ein lauter Ausruf entfuhr Allen, und Katharina sank betäubt in die Arme ihres Oheims. In diesem Augenblick war Christoforo über die Schwelle getreten, er hatte den Ruf des Freundes vernommen und stürzte jezt zitternd, schreiend vor dem Dichter knieend hin: Luis! mein Luis: rief er und faßte das bleiche Antlitz in seine beiden Hände. Luis sah ihn an, küßte den Alten und antwortete: O wie gütig, Himmel! daß ich den Treuen im Tode wieder sehe. Katharina erwachte wieder, und der Graf führte Maria und den Kapitän nach dem Garten, auch Christoforo erhob sich und folgte dem Winke Fernandos. — Wenn man Wunder erlebt, sagte der Marques, als die drei allein waren, so ziemt es sich auch, sie würdig und im Glauben aufzunehmen. Luis Camoens, groser, unglücklicher Mann, erkenne deine Freundin, deine Gattin, Katharina de Otaz da in diesem edlen Bilde wieder, und wisse, daß jenes liebliche Kind deine Enkelin, die Tochter deiner Tochter ist. — Die Beiden so lange getrennten blickten sich an, umarmten sich und waren im seligen Entzücken, im wehmüthigen, überirdischen Schreck todtenbleich geworden. O meine Katharina! schluchzte Camoens. O Luis, rief sie, was habe ich um dich gelitten! — Und Freunden, Geliebten, sagte er, lebte ich so nahe und wußte es nicht! Floh die Menschen, die mich getröstet hätten! — Wie nur, sagte der Marques, indem er den Dichter mit herzlicher Liebe umarmte, lebtet ihr so einsam? Entdecktet Euch keinem Freunde? Wie glücklich, wie selig hätten wir mit einander leben können! — Das ist mein Schicksal, antwortete Camoens, ich hatte allzu Bitteres erfahren und mein Vertrauen war zerbrochen. Ich bedurfte fast nichts, weil ich als Bettler lebte; in San Lazaro, dem Hospital, fand ich des Nachts ein Obdach, welches mir freundliche Geistliche bewilligt hatten, für meine Nahrung und Kleidung sorgte mein Neger, Antonio; o laßt ihn rufen, er weilt draussen, der treuste Freund, daß ich auch seine dunkeln Augen noch einmal sehe. — Der alte Marques weinte heftig, indem sich Katharina und Camoens umschlungen hielten. Ich verstehe, sagte der Greis, das ist mein Neger, den ich kenne. Nein, es gibt keine Worte für den Schmerz, für die Wunden, für das Entsetzen, die alle wechselnd unsre Brust, von seliger Wehmuth abgelöst, durchschneiden. O Luis, Bruder, edler Mann, — was können wir für dich thun, wir Armen? — Ich sterbe in der Nähe der Freunde, der Geliebten, sagte der Dichter, das ist mehr, als ich jemals hoffen konnte." Er stirbt und mit ihm sinkt der Glanz seines Vaterlandes in Nacht, denn Trauerboten melden den Untergang des Königs Sebastian und schon rüsten sich die Schaaren Philipps, um Portugal zu unterjochen.

Wenn es sich ziemte, an einer so überaus trefflichen und innigst rührenden Novelle irgend etwas zu tadeln, so wäre es der Traum, in welchem die junge Maria den ihr noch völlig unbekannten Einäugigen unter poetischen Emblemen eine Leyer halten sieht. Erlauben es auch Naturerfahrungen der zartesten Art, uns Kinder und Eltern oder Geliebte unbewußt in einem geheimnißvollen Rapport zu denken, so hätte sich doch der Dichter begnügen dürfen, die sympathetische und zärtliche Beziehung des Kindes zum Großvater etwas allgemeiner und dunkler zu halten. Daß sie in ihm nicht nur ein verwandtes geliebtes Wesen ahnet, sondern auch einen Dichter, und daß sie ihn sogar mit der Leyer sieht, ist doch zu unwahrscheinlich, zu gemacht. Diesen einzigen Zug wünschten wir aus der schönen Dichtung hinweg.

Von den Kupfern wollen wir gar nicht sprechen, außer, um unsre Indignation auszudrücken, daß sie, das Titelkupfer ausgenommen, der Dichtung, welcher sie zum äußern Schmuck dienen sollen, so sehr unwürdig sind.

2) Liebesurne. Novellen von Gustav v. Heeringen (Ernst Wodomerius). Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Diese Erzählungen gehören zu den bessern, die uns unter deutschen Original-Erzählungen in jüngerer Zeit vorgekommen sind. Die erste „die Nacht von Varennes“ würde noch anziehender seyn, wenn sie einige Unwahrscheinlichkeiten weniger enthielte. Meisterhaft ist das revolutionäre Puppenspiel auf den Straßen des unruhvollen Paris und das Zusammenstoßen des eleganten Grafen Fersen mit dem wüthenden Jakobiner geschildert, der Kontrast der Aristokratie und Demagogie kann nicht lebendiger aufgefaßt werden; die königliche Familie und das kleinbürgerliche Leben, der Emigrant und der treue Kammerdiener, die Sentimentalität und die Grimmigkeit des Pariser Pöbels, das Alles ist vortrefflich. Aber eine ganz fatale Wirkung macht Barnave, der ganz im Widerspruch mit seinem feurigen Charakter, hier immer etwas pedantisch geheimnißvoll auftritt und seine Rolle als deus ex machina über die Gebühr abnuzt. Auch hätte dessen Liebe zur Königin nur auf's zarteste angedeutet werden, diese Liebe hätte vor unsern Augen in Folge der ersten nähern Bekanntschaft im Wagen auf der Rückkehr von Varennes erst entstehn sollen, Barnave hätte nicht vorher schon für sie schmachten und sich deßfalls mit seinem Nebenbuhler Fersen in einen, den großen Interessen jener Tage gewiß fremden Rapport sehen sollen. Die zweite Erzählung, „Hauptmann Gars“ flößt weniger Interesse ein; dagegen ist wieder die dritte „Russische Liebe“ desto ansprechender. Eine französische Dame mit ihrer Tochter will eben Rußland verlassen und hält in einem kleinen Grenzstädtchen an. Dort werden die Damen von jungen muthwilligen Offizieren erblickt, die ihnen die Postpferde verweigern und sie mit aller Galanterie zum Dableiben nöthigen. Durch einen Zufall erkrankt vollends die Mutter, und stirbt und so bleibt die Tochter, Adrienne, in der Gewalt des liebenswürdigsten jener Offiziere, eines jungen und reichen russischen Fürsten. Sie liebt ihn, sie ist aber schon an einen französischen Offizier verlobt. Sie will endlich fort, der Fürst entführt sie, aber sie wird von ihrem Verlobten, der mit Napoleons Heer in Rußland einzieht, befreit und nach Frankreich geschickt. Der Bräutigam selbst aber fällt in der Schlacht, und der russische Fürst, Neruck, zieht siegreich in Paris ein, findet Adrienne wieder und heirathet sie. Diese kleinen Begebenheiten sind reizend erzählt, und durch das seltsame Bild eines armen Judenmädchens, das den Fürsten bis in den Tod liebt, noch interessanter gemacht. Die lezte Erzählung „die Gefangenen, eine Künstlergeschichte, zeichnet sich weniger aus.

3) Meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. Von Johanna Schopenhauer. Stuttgart, Hoffmann, 1831.

Seltsam genug ist diese Geschichte zweier Mädchen, die, um anderweitigem Zwange zu entgehn, einander heirathen. Die, welche die Frau vorstellt, verliebt sich bald darauf in einen wirklichen Mann, und die, welche den Mann vorstellt, ist so freundschaftlich, den Tod zu fingiren und dadurch die Heirath ihrer Freundin mit jenem Manne möglich zu machen. Da sie aber mit ihrer Freundin fortwährend in Korrespondenz bleibt, wird einer ihrer Briefe gefunden. Man erkennt die Hand des verstorben geglaubten Mannes, und die Folge ist, daß die arme Freundin einer Doppel-Ehe peinlich angeklagt wird. Nun kommt zwar der vermeintliche erste Mann herbei und entdeckt sein Geschlecht, aber die Kirche bestraft die Verletzung des Sakraments mit Einsperrung im Kloster. Die Frau Verfasserin hat diese Geschichte ganz gut erzählt, und wir verlangen auch nicht mehr von ihr. Wenn aber ein Mann diesen Gegenstand behandelt hätte, würde er ihm ohne Zweifel noch viele humoristische Seiten abgewonnen haben.

4) Sommerabendstunden in Idas Garten. Erzählungen von Friedrich Mosengeil. Hildburghausen, Kesselring, 1831.

Die erste Erzählung ist geisterhaft. Ein Offizier stirbt auf dem Schlachtfeld und hat nicht mehr Zeit, seinem Gefährten zu sagen, was er sterbend noch gern seiner Gattin melden möchte. In der Nacht darauf aber sieht dieser Gefährte, wie auf dem Papier, auf dem er der Gattin seines Freundes dessen Tod melden will, die Feder von selbst schreibt und das ergänzt, was der Tod dem Freund verhindert hatte, auszusprechen. — Die zweite Erzählung hat manches Artige, leidet aber an der Mystifikationssucht, welche die Illusion des Lesers nur stört. Das Durcheinanderspielen des modernen Hoflebens und des unterirdischen Geisterlebens wäre in der Manier Hofmanns recht ergötzlich, wenn der Dichter nur eigentlich wüßte, was er wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 20. 24. Februar 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

5) Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1833.

Der geistreiche Verfasser der Briefe eines Narren an eine Närrin hat in diesem neuen Werke sein großes Talent auf eine noch glänzendere Weise beurkundet. Seit Ludwig Tieck gab es keinen, der so jung an Jahren, schon so reif an Geist und Phantasie gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er die Klippen und Strudel vermeiden werde, die dem jungen Genius von allen Seiten drohen; wir sind schon jezt überzeugt, daß er unter den Schriftstellern deutscher Nation eine bedeutende Rolle übernehmen und behaupten wird.

Maha Guru ist der beste Roman, der seit langer Zeit geschrieben wurde; er erinnert entfernt an die Romane von Tieck und Steffens, aber von denen Tiecks unterscheidet er sich durch das ganz eigenthümliche Kolorit, und die von Steffens übertrifft er durch seine epische Ruhe und edle Einfachheit. Die Buchhändler-Annonce rechnet diesen Roman unter die philosophischen. Wie kalt das gleich klingt. Wahrlich dann ist die Sakuntala und dann sind Crebillons Werke auch philosophische Romane, so sehr sie auch unter einander verschieden sind. Wir haben in Maha Guru überall nichts von philosophirender kühlender Altklugheit gefunden, überhaupt nichts, was man subjektiv nennt, Auskramen der eignen Gefühle und Meinungen. Wenn darin hin und wieder philosophirt wird, so sind es Chinesen, Tibetaner, so ist es der sich selbst für den lebendigen Gott haltende Dalai Lama, welcher philosophirt, und das ist so originell und fremd unsern Begriffen, daß jeder Leser wohl an der Wirkung, die das Buch auf ihn macht, empfindet, die Philosophie diene hier nur der Poesie, wie bei Shakespeare.

Das Panorama einer wilden, zerrissenen Gegend liegt vor unsern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetanischen Gebirgskette, welche die endlose, dem Reisenden noch immer unerforscht gebliebene asiatische Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefesselt hat. Ueber einen Paß dieses Gebirgs sehn wir eine kleine Karawane ziehn. Es ist Hali-Jong, der tibetanische Götzenfabrikant mit seinen drei Brüdern und ihrer gemeinschaftlichen und wie ein Augapfel geliebten Tochter Gylluspa. Bekanntlich herrscht in Tibet allgemein die Sitte der Polyandrie. Die Söhne derselben Familie heirathen zusammen eine Frau und so kann ein Kind vier bis sechs legitime Väter haben. Der Weg über die Gebirge war höchst beschwerlich. Dennoch sprach Hali-Jong sehr viel, wie alle Fruchtsamen, die

durch ihre eigenen Worte sich Muth einflößen wollen. „Beim siebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Tassissudon!“ sagte er, und nahm bei diesem Schwur seinen lackirten Hut ab: „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ist! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zuletzt in dem Zelt seines Ruhms auszuruhen.“ Und welcher Gefahr ging Hali-Jong entgegen? „Nur darin lag sein Unglück, daß er als Götzenmacher zu sehr praktischer Geschäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt; zweifle aber daran, und beklage den Vorsteher der Götzenmanufaktur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Göttern eine bedenkliche Neuerung einführte. Hali-Jong suchte sich zwar stets zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sey, und die Proportion zwischen der Nasenspitze und der Oberlefze immer so gebildet habe, wie sie die Götter seit ewigen Zeiten gehabt hätten; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten nun einmal seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamuni-Bildern eine höchst verderbliche, dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen war. Es wurde deshalb in Lassa ein großes Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog, und ihre Formation sowohl mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen, als mit der in andern Werkstätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es sich handelte, sondern um etwas Wesentliches, etwas Normales. Was bezeichnen die Nasen der Götter? Unstreitig, daß sie sie überall hineinstecken, also ihre Allgegenwart. Ist nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht gewesen, weil ein Gott nur zu sprechen braucht, um etwas dastehen zu haben: so folgt, daß die Zerstörung der alten Proportion zwischen diesen beiden Gesichtstheilen ein versteckter Kampf gegen die Dogmatik ist. Wird die Wirksamkeit der Götter nicht in Zweifel gezogen, wenn man ihre Nasen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Lasse war auch keinen Augenblick länger über diese Ketzerei unentschieden. Es verdammte einstimmig die Neuerung, und rief den Vorsteher der neologischen Fabrik als einen Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligsten Religion vor seine Schranken. Dies war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beschwerliche Reise unternommen hatte.“

Unsere Reisenden übernachten unterwegs. Da gesellte sich unter einem Zuge fanatischer Pilger ein junger Schaman zu ihnen, der die schöne Gylluspa von Jugend auf gekannt und geliebt hatte, aber nicht so glücklich war, als sein jüngerer Bruder Maha Guru, auch wieder von ihr geliebt zu werden. „Wer hätte in ganz Klein-Tibet so kunstvolle Charaktere auf Seidenpapier zeichnen können, als des Götzenfabrikanten Hali-Jongs geistreiche Tochter? In seine Baumrinde verstand Gylluspa mit einem silbernen Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blumen, Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen Pinsel auf geglättetes Holz, und hatte viele Bilder, die in den fernsten Gegenden wie vom Himmel gefallen angebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit geziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geistes, von der Feinheit ihrer Rede sagen? Was ist aber alles dies gegen den Zauber ihrer äußern Erscheinung? Wenn die Jünglinge aus der Hauptstadt Tassissudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß sie in dem ewigen Anschauen einer solchen Schönheit leben konnten? Gylluspa besaß alle die Körperreize, die für den Mittel-Asiaten so unwiderstehlich sind. Das dunkle schwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am untern Ende mit Korallenschmuck, Türkissen, Seemuscheln geziert sind. Oben verband sie ein scharlachrothes Tuch, das geschmackvoll auf dem schönen Kopfe befestigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künstliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingebornen einen um so stärkern Eindruck, je kürzer die Entfernung zwischen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel ist. Vielleicht liegt in dieser Annäherung die symbolische Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören sollen, was sie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.“ Sie fragt zärtlich nach dem Schicksal ihres Geliebten, von dem sie lange nichts gehört hat. Der eifersüchtige Schaman spricht in räthselhaften Worten von ihm.

Sie kommen in Lassa an. Der arme Hali-Jong geht sogleich in das Kloster der schwarzen Gylongs. Eben wird Gottesdienst gehalten. „Er öffnete unbedenklich die Pforte, bog den Vorhang, der das dunkle Vestibul von der Rotunde trennte, und schwamm jetzt in einem Meere von Licht und aufgeschreckten Tonwellen. Welches andächtige Geschrei! welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabsehbare Menge von schwarzgekleideten Gylongs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen, und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um es herum brannten unzählige Opferschalen, und zwei erhöhete Estraden standen für die Musiker an seiner Seite. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit

einer Präcision geschlagen, die auf ein tiefes Studium dieser Instrumente schließen ließ." Welche Wonne für Hali-Jong, da er seine eignen selbstgemachten Götzen wiedererkannte, vor denen das Volk in Andacht lag. Aber seine Freude währt nicht lange. Das Ketzergericht beginnt, ein ungeheurer Korb mit Götzen wird herbeigebracht: „Und Hali-Jong erkannte sie alle, die Oktav- und Duodez-Götter, und die Götter im Taschenformat; er sah auf hundert Schritte den Stempel seiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eignen Kinder vor seinen Augen schlachten sieht, stieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens aus. Die Mitglieder dieses heiligen Autodafe's würden ihn nicht gehört haben, hätten sie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud sich Hali-Jongs beklommene Brust in demselben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemessenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Nasen- und Mund-Bildung zeigte. Die Versammelten stoben auseinander, Hali-Jong wurde entdeckt, ergriffen."

Nun werden wir in die Wohnung des chinesischen Korrespondenten oder Gesandten oder Beaufsichtiger am Hofe des Dalai Lama in Lassa versezt. „Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gesticktem, seidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz so berechnet und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Klasse Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensezten, und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Akten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte." Er empfängt so eben einen diplomatischen Besuch, es handelt sich um den neuen Lama. Auch seine kluge Schwester hilft mit regieren. „Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Korrespondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verschlossen hält. Das zweite Moment seines Lebens war Niemand, als Schü-King, seine geistreiche, schöne, leidenschaftliche Schwester. — Soll ich Schü-Kings Reize schildern, wenn ich sie an der Toilette beobachte? Oder soll ich sie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn sie, auf einem Sopha sitzend, nach ächt chinesischer Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeschminkten Backen mit Rauch anfüllt, und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? Oder endlich wenn sie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt, und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht? — Schü-King war stolz auf ihren schlanken, mittleren Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren frischen glänzenden Teint, auf alle diese für eine Chinesin so wesentlichen Schönheiten. Aber was waren diese natürlichen Reize gegen die Kunst, mit der sie diese zu beherrschen wußte? Mit fertiger Hand zog sie die schwarzen Tusche in zierlichen Bogenstreifen über ihre Augenbraunen. Welches dämmernde Incarnat legte sie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen sich nichts schöner ausnehmen konnte, als der bluterothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chinesische Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmter und mit goldenen Haarnadeln befestigter Locken, die geschmackvollen Verzierungen durch künstliche Blumen, haben längst vor dem Richterstuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht, und tausend europäischen Engelköpfen vollendete Triumphe verschafft. Aber dies sind nur Plagiate, ängstliche Kopien, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit ist erst dann vollkommen, wenn sie von der Harmonie des Ensemble unterstützt wird. Schü-King war eine Chinesin, und sie besaß Alles, was sie hiezu stempelte. Sie lehnte sich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, sondern kokettirte selbst mit den Reizen, die wir abscheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unansehnlichen Füßen, von diesen sonderbarsten aller verjüngten Maßstäbe, sprechen will. Ihre Füße waren so klein, daß ihre Hände dagegen noch riesenhaft erschienen. Man rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren. Ich habe ihr nie dazu Maaß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb ist schon das Aeußerste, was sich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen diesen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chinese mit Bedauern an Schü-King vermissen wird.

Wir würden sogleich bereit seyn, diese Zierde eine garstige Unart zu nennen, aber das sind die Verschiedenheiten des Geschmacks. Wer so glücklich in China ist, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von 4 bis 5 Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man seiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer diesen Nagel gar zu einer Länge von 6, 8, 10 Zoll zu bringen im Stande ist, der ist auf dem Wege, unter die Götter versezt zu werden; der Geruch der Heiligkeit ist ihm schon hienieden gewiß. Schü-King besaß diesen Schmuck nicht, und sie beklagte oft einen Verlust, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete sich selbst dieses Leid, denn ihr Charakter, ihre Leidenschaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte sie, die nicht gewohnt war, verschleiert im Hinterhause zu sitzen, und sich von Verschnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu lassen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger versehen seyn, die Gestikulationen ihrer Hand ängstlich betrachten, und ihre Seele an diesen Nagel hängen? Wenn sie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, so geschah es bei einer etwas lebhaften Demonstration, die sie ihrem Bruder machte, daß er in eine falsche Lage kam, und im Nu abknickte; dann weinte sie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren.“ Neben dieser Schönen erscheint ferner noch ein junger chinesischer Stutzer, Tschu-Kiang, Oberst der Truppen, den sie wie einen Pudel zu ihrer Belustigung dressirt hat, da er nach ihrer reichen Hand trachtet.

Man bereitet sich zu einer Prozession und zum feierlichen Empfang des neuen Gottes. „Die Menge harrt mit Sehnsucht, daß auf den Thürmen desselben die Fahnen aufgesteckt werden, welche den Moment bezeichnen, da sich der Herrscher auf seinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeschrei wirbelt in der Luft, und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erschlossenen Jenseits.“ Niemand anders aber, als der schöne Jüngling Maha Guru ist der Glückliche, in dessen Leib die allmächtige Gottheit einkehrt, und der den Thron des Dalai Lama mit liebenswürdigster Unschuld einnimmt. Welch heitre Religion, die den Gott im Kindes- und Jünglingsalter sucht, während der christliche Papst immer ein finsteres Greisenalter besitzen muß!

Maha Guru glaubt an seine Göttlichkeit und spricht darüber mit seinen Brüdern, dem schon bekannten Schamanen und dem Kalmuckengeneral, der seine Leibwache befehligt. Sehr artig ist die Naivetät, mit welcher er über die Unvollkommenheit dieser Welt zur Rede gestellt wird und dieselbe entschuldigt. Er lustwandelt im Garten mit den wonnevollen Empfindungen eines Gottes, der in dem eben erst von ihm geschaffnen Paradiese wandelt. Da erblickt er die schöne Gylluspa und vergißt den Gott, oder läßt sich vielmehr als ein echter heidnischer Gott zu der schönen Erdentochter gnädig herab. Sie weiß noch nicht ein Wort davon, daß er ihr Gott ist. Endlich, da sie überrascht werden, erfährt sie es, und fällt für todt nieder.

Mittlerweile wird der wahnsinnig gewordene und an sein Verbrechen selbst glaubende, sich für den ärgsten Gotteslästerer haltende Künstler, Hali Jong, von der Geistlichkeit verurtheilt und troz Maha Gurus Rettungsversuche hingerichtet, denn der Gott ist oft schwächer, als die, die ihm dienen. Der Wahnsinn Hali Jongs ist sehr geistreich geschildert. Auch Gylluspa wird in ein Kloster eingesperrt, da man ihr Verhältniß zu dem Gotte muthmaßt. Da überlegt der Schamane, daß er nie zu ihrem Besitz gelangen könne, wenn nicht zuvor sein Bruder in demselben sey, und daß auch dieser ihm für immer würde entsagen müssen, falls es nicht gelänge, ihn von seinem göttlichen Thron wieder in die gewöhnliche Menschheit herunterzuziehen, denn dem Dalai Lama ist Umgang mit Weibern aufs strengste untersagt. Der Schamane läßt sich also in eine Verschwörung ein, welche den Thron von Lassa an den Dalai Lama von Teschulumbo (einen Nebenpapst von einer abweichenden Sekte) verrathen soll. Auch der Korrespondent wird ins Komplott gezogen und reist mit seinem possierlichen Diener Po-Po nach Teschulumbo, wo wie unter andern auch einen Engländer, Namens Dickson, als Befehlshaber der Artillerie kennen lernen, den einzigen Europäer, der in diesem mit der dankbarsten Oekonomie behandelten Roman vorkommt. Neben ihm glänzt Dhii-Kummuz, der geistliche Hofnarr des dortigen Lama. Da sich übrigens der chinesische Korrespondent hochmüthig benimmt, wird er eingesperrt, versucht die Flucht und kommt in den Gebirgen um. Seine Schwester hat unterdeß die Zügel der Regierung an seiner Statt ergriffen und beherrscht den Gott, den sie heimlich liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 18, Seite 69, Spalte 2, Zeile 5 von unten lies: Vasco de Gamas, unter dessen Nachfolgern er selbst in Indien diente.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 21. 26. Februar 1834.

Romane und Novellen.

5) Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

(Beschluß.)

Einmal besucht sie den Harem ihres abwesenden Bruders. Diese Scene ist äußerst originell: „Alle Weiber drangen auf sie ein, und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die ältern Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin, und die jüngern, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses beschienen gesehen hatten, drängten sich mit zutraulicher Hingebung an sie, und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das sie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Peg-Jeg hatte zwei Stecknadeln gefunden und überströmte vor Freude; Hong-Niang schlug die Hände zusammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knospe getrieben; Lo-Liang weinte, weil sich ihr Schoß-Hündchen einen Splitter in den Fuß gerizt, und am Wundfieber kranke; Ye-King sagte mit schelmischen Augen, daß sie von einem Tempel der Pu-Kien oder der allgemeinen Hülfe geträumt, daß sie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert habe, und seit einigen Tagen eine merkliche Verengerung ihrer Unterröcke spüre. So flossen unendliche Redeströme von mehr als dreimal fünf Lippen, und selbst der Schmerz wurde eine Seligkeit, seitdem er sich aussprechen ließ. Allmählich aber stockten die Zungen, man fing an, sich auf die Sprache der Augen zu beschränken, und betrachtete, in die verschiedensten Gruppen zertheilt, abwechselnd bald die Genossinnen, bald Schü-King, welche ihre stummen Blicke mit Schweigen erwiderte. Es schien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eines gegen das Andere nicht auszusprechen wagte. Schü-King weidete sich nicht an den bittenden, sehnsüchtigen Mienen ihrer Umgebung, sondern sie schien dieselben Wünsche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber wollüstig zu erschrecken. Diese Erfüllung lag jedoch in ihrer Hand. Ein Kahlkopf stand schon lange an der Pforte, wie auf dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle seiner Gebieterin ins Werk zu setzen. Alles blickte, während Schü-King niedersah und den wogenden Busen hielt, auf den verschmizten Eunuchen, der mit verfänglichen Gebärden die zitternden Winke erwiderte und nur auf Schü-King wies, als den Schlüssel eines Himmels voller Seligkeiten. Endlich hob diese ihr Haupt, sah nach der Thür, fixirte den lauschenden Diener, und warf ihm so verliebte, schmachtende Zeichen zu, daß er hinausflog,

und die Weiber in banger, taumelnder Erwartung zurückließ. Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mit einer großen hölzernen Rundplatte zurück, welche er auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbesteck, das in sechzehn rings herumlaufenden Löchern eben so viel Pfeifen von feinstem, chinesischem Porzellan und in der Mitte eine glühende Flamme enthielt, an welcher sich der Tabak anzünden ließ. Dieser Moment war der ersehnte, von Schü-King erflehte; ihm sollten noch größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen hastig von dem Brett eine Jede ihre Pfeife, sahen mit einem lüsternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen, und waren bald von balsamischen Rauchwolken umhüllt." Nun berauschen sie sich in den Dämpfen und bekommen Phantasien. „Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Wollust machte sich mit lauten Worten kund, der Tabak in den Pfeifen verglomm, die Chinesinnen lagen mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen auf ihren Polsterkissen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zusammenhang; die tollsten Phantasien schwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Wasser, Liebe und Entsagung verwirren sich in einander; es gibt keine Wünsche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter steigen von ihren Wohnungen herab, und öffnen alle Seligkeiten aller Himmel. — Yeg-Jeg, dieselbe, welche vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln sich die Hände vor Freude wund klaschte, war vielleicht die schönste unter den Weibern des Korrespondenten; die jüngste war sie ohne allen Zweifel. Ihre Träume rannen zuerst zu einem vollständigen Sinne zusammen. Ein Gott sprach aus ihrem Innern, nur bediente er sich ihrer hellen, zarten, kindischen Stimme, so daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorstellung gegen den Ton, in den sie ausbrach, seltsam lächerlich abstach. „Ach, wie schnell," rief sie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in diese kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, welcher hunderttausend Li in einem Fluge macht. Ich sehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinaufblitzen; die tausend Blumenbeete von Lo-Yang entfalten, von diesem Schnee benetzt, ihre Kelche. Ach, diese gelben Fluthen sind das Bett eines heimathlichen Hoangho. Ich sehe dich wieder, Tschang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht daran, daß du jezt dein Examen bestanden und die Würde eines graduirten Doktors erlangt hast. Du warst in allen Königreichen, welche der nasse Gürtel desselben Flusses umgibt, der Fleißigste. Ja, mein Geliebter war so fleißig, daß er durch seinen Eifer ein eisernes Dintenfaß aufgerieben hätte. Er hat alle klassischen Schriftsteller studirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt, und es nie satt wird, sie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf seine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, so las er bei dem Dämmerscheine des Schnees, der durchs Fenster fiel, oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, welches der Glühkäfer um sich verbreitet. O wie selig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doktor, in meine Arme schließe!"

Die Katastrophe naht. Der Teschu-Lama rüstet sich. Dickson hält tiefsinnige Vorlesungen über die Artillerie: „Die Hauptsache bleibt Folgendes: Artillerie ist Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unstreitig gehört doch das Pulver dazu. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Visiers — Nein, ich bringe da schon zweierlei Dinge unter einander. Man muß sich sehr deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien etwas verständlich zu machen. Wenn ich z. B. den Protzkasten nehme, wozu gehört der? zur Kanone? Das wäre falsch; er gehört zum ganzen Geschütz; aber davon soll hier eigentlich gar nicht die Rede seyn; sondern Ihr erinnert Euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterscheiden will. Ich meine hier keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, sondern z. B. die Faschinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faschinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das ist sehr richtig; und dennoch ist es falsch. Und warum ist es falsch? Das will ich Euch sagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätschen schießen will, so läßt sich das wohl leicht aussprechen: Kartätschen? Wo bekomm' ich aber die Kartätschen her? Aha, das ist der Punkt, auf welchen es ankömmt. Man könnte z. B. sagen, der Artillerist bekömmt sie aus der Pulverfabrik dutzendweise. Im Grunde seh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn wie gesagt, es gibt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie ist sehr schwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekömmt — ich bin auf dem Wege — wo bekömmt der Artillerist die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt, wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleristen her? Oder sollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —" Dhii-Kummuz fiel aber dem gequälten Docenten mit der Bemerkung ins Wort: „Im Grunde kömmt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickson, seinen Durst löschend, entgegnete gutmüthig: „Ihr habt Recht. Und die Hauptsache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie besteht aus Geschützen, Mannschaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und Kugeln; denn die Artillerie besteht zwar auch aus diesen, aber nicht so, wie ich es meine. Das Ding ist nämlich dies. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile getheilt: das heißt, sie läßt sich auch in fünf Theile theilen; aber was haben wir davon? Verwirrung, und man muß in diesen Sachen über alle Maßen deutlich seyn ꝛc." Nach diesen Scherzen wird aufgebrochen.

„Auf dem Berge Potala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten auch am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Gesang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchsten Zinne desselben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die sonderbarsten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Westseite das Thal von Lassa begränzen, schienen zu schwanken, und ein lang aushaltender, scharfer Blick entdeckte bald, daß unabsehbare Kriegerschaaren von den Bergen herabstiegen und die Gegend zwischen dem Fuße des Gebirgs und dem linken Ufer des Flusses Tsang-Tschu überschwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den versammelten Vätern hinabgestiegen war, hatte schon des Dalai Lama ältester Bruder, der General der kalmückischen Cavallerie, die Stufen des Palastes zurückgelegt, den Saal mit seiner Botschaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander gesprengt. Er suchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des scharfen Verbots für Laien, diesem heiligen Orte in den Morgenstunden sich zu nahen. Maha Guru saß mit gestütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die ersten Strahlen der aufsteigenden Morgensonne über den gelben Raum eines alten Buches gesammelt fielen, uralten Geheimnissen nachsinnend, als der General athemlos hereinstürzte.“ Maha Guru, im Gefühl seiner Gottheit, lächelt nur über die Gefahr und kehrt ruhig zu seinem Buch zurück, aber der Feind kommt wirklich, und es gelingt dem Schamanen, bis ins Schloß zu dringen und seinen göttlichen Bruder zu entführen. Unterwegs rettet der Gott selbst seine Geliebte Gylluspa aus den Flammen des brennenden Klosters, und alle drei entkommen.

Der Teschu-Lama besteigt den göttlichen Thron. Schü-King heirathet ihren Obersten. In einem fernen Thal verborgen aber lebten die beiden Brüder mit ihrer gemeinschaftlichen Gattin Gylluspa nach tibetanischer Sitte. Der Schaman hatte seinen Zweck erreicht, starb aber bald und mußte dem gestürzten Gotte den Alleinbesitz der Heißgeliebten überlassen. Maha Guru drückte in hohem Alter seiner treuen Gefährtin die Augen zu und ging dann, seinen Diener zurücklassend, ins Gebirge. „Als der Diener von der Höhe des Berges verschwunden war, erstaunen wir über jede Bewegung, welche Maha Guru jetzt den Gliedern seines Körpers gibt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hingerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen aufblitzen, bleibt er fest auf dem höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt den linken Fuß und schlingt ihn um den rechten. Er richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen. Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich eine starre krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Augenlied senkt sich halb über den Stern, der Blick richtet sich ab von Allem, was er bis jetzt noch gesehen, und hat seinen Sinn nur noch für die Nase, einen Gegenstand, den man ohne Zerstreuung betrachten kann. Die einzige Lebhaftigkeit, die in diesen unverwandten Blicken liegt, ist das schielende Wechselspiel, wie bald der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem ermatteten Auge wahrgenommen wird. Und so steht der Andächtige vielleicht noch auf jenes Berges Gipfel. Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihm weggezogen, haben seinen Scheitel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie zusammen geschrumpft. Er steht noch immer auf dem einen Fuße, und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwischen dem stehenden und gehobenen Beine ihren Stock an, und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabsinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung und das Auge verräth, daß das innere warme Leben noch nicht ausgehaucht ist.“

6) Zallida, die chinesische Kaiserbraut, oder Politik und Liebe. Frei nach dem Englischen von Louis von Wallenrodt. Zwei Theile. Stettin, Hessenland, 1832.

Auch hier etwas Chinesisches, aber ohne Geist. Auch hier eine stolze Dame Vanilla, die aber keine Schü-King ist; und eine anspruchslose verfolgte Zallida, die aber keine Gylluspa ist. In der Mitte ein Kaiser, der jene heirathen soll, aber diese liebt und nach einigen Hindernissen zu seinem Ziele gelangt. Die Lokalfarben sind äußerst schwach gehalten, selbst die Namen (Tassolvi, Pandolfo, Soraide, Benhallid ꝛc.) ganz unchinesisch, Natur und Sitten treten nicht charakteristisch hervor, und obgleich Zallida aus einem Land in das andere geschleppt wird, so hat der Verfasser doch diese gute Gelegenheit zu abwechselnden und pikanten Schilderungen durchaus nicht benuzt Auch die Sprache ist ordinär.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie.

De l'influence de la philosophie du XVIII. Siècle sur la législation et la sociabilité du XIX. par E. Lerminier. Paris, 1833.

Wenn man sich an den Erzeugnissen der heutigen Romanen- und Novellen-Literatur und des dramatischen

Veitstanzes in Frankreich, müde und oft zum Ekel gelesen hat, dann thut es sehr wohl sich zu ernsten, geistreichen Werken, wie gegenwärtiges zu wenden, selbst dann, wenn man lange nicht mit dem Verfasser in den Einzelnheiten einverstanden ist.

Es handelt sich also hier von der Philosophie des 18ten Jahrhunderts in Frankreich, und es fragt sich nur, war dies eine Philosophie zu nennen, was sich so sehr auf der Oberfläche des Lebens und Denkens hielt und sich so genügsam mit den Erscheinungen, Ergebnissen und Erfahrungen des Tags und seiner Mode begnügte? Ich glaube nicht, so wenig als die Schlosser und Schreiner, die am Kölner Dom gearbeitet haben, Baumeister genannt werden können. Lassen wir aber dies fürs Erste. Das 18te Jahrhundert ist in Frankreich so oft besprochen, beschrieben und abgehandelt worden, aber noch lange nicht erschöpfend und auch durch Lerminier nicht. Oft hat man seine Kleidung und seinen Schatten für das Jahrhundert selbst genommen, seine Oberfläche und seine Fehler für seine Natur, als wenn eine Zeit nichts hätte, als einen Körper und materielles Leben! Viele haben es zu niedrig gestellt, Andere zu hoch; Manche haben seine Widersprüche nicht zu vereinigen gewußt und sind irre an dieser Zeit geworden. Auch Lerminier, dieser geistreiche Mouvements-Mann läßt sich durch die Flitter des Jahrhunderts blenden und stellt es zu hoch, ein Mißgriff, der jedoch dem Franzosen leicht zu verzeihen ist, wenn er von jenen Tagen spricht, wo Frankreich einen so mächtigen geistigen und sittlichen Einfluß auf das übrige, damals so unmündige Europa ausübte.

Mit Recht sagt Lerminier, das 18te Jahrhundert sey schon im 16ten geboren, und in dem Ideenkampf der Reformation gesäugt und großgezogen worden, wo die Freiheit des Geistes und das Recht der Untersuchung und Prüfung endlich Herren wurden, denn es ist mit jenen Ideen eines Ursprungs und einer Natur; so steckt das 18te Jahrhundert schon in dem Edikt von Nantes und in dem westphälischen Frieden, in diesen beiden Charten, welche die moderne Vernunft der Gewalt abzwang; im 17ten Jahrhundert schien es von dem langen Despotismus unterdrückt zu werden und seine Schärfe an den Hofmanieren, an den schönen Künsten und Wissenschaften zu verlieren; aber es murrt halblaut und es gehen ihm zwei Priester voraus, erheben die philosophische Insurrektion und geben den Ideen Bewegung; Fénelon dachte an Schisma in der Kirche und einen neuen Staat. Massillon sprach wie ein Volkstribun zu Prinzen und Königen. Nun brach es endlich selbst an, dies 18te Jahrhundert. Zuerst erneute Montesquieu Wissenschaft und Geschichte; dann kam Voltaire, der Prediger des Deismus, des gesunden Menschenverstands; Diderot faßte das menschliche Wissen zusammen und goß über Alles seine Wissenschaft aus; Rousseau endlich forderte die Rechte des Menschen und Bürgers zurück, stellte das religiöse Gefühl wieder her und gründete die Gesellschaft auf die Volkssouveränetät. In diesen vier Meistern des Gedankens, in diesen Philosophen und Künstlern lebt das 18te Jahrhundert, durch sie entflammen sich neue Ideen, neuer Glaube, neues Streben. Die That folgt bald der Idee, denn das Programm der Philosophie lügt nicht, schon beginnt seine Ausführung, freilich nicht mit Gedanken, die man in eine Bibliothek sezt, oder über die man angenehm diskurirt; einmal ausgesprochen, ziehen sie an und modifiziren die Welt der Zeitgenossen. Zuerst wurden sie respektvoll den Königen und Prinzen Europas dedizirt und von ihnen in Ueberlegung genommen, vom großen Friedrich, von Katharina II., Joseph II. und Leopold von Toskana, ja, da wo's keine fähige Fürsten gab, dachten doch die regierenden Minister, Aranda in Spanien, Pombal in Portugal und Tanucci in Neapel an Reformen und neue Institutionen in ihrem Sinn. Selbst in Frankreich gaben ihnen die alten Bourbons Sitz und Stimme im Ministerrath, sie regierten mit Choiseul, Malesherbes und Turgot, und als diese fortgejagt waren, thronten sie besser als Ludwig XVI., die constituante machte aus diesen Ideen ihr Staatsrecht und ihre Gesezgebung. Niemals ist ein Jahrhundert mit mehr Recht philosophisch genannt worden, denn nie hat die Philosophie schneller und gründlicher Besitz vom menschlichen Geist und von der politischen Welt genommen.

Nun fragt sich's, ob dies zu seiner Zeit so wichtige und wirksame Jahrhundert in Nichts mit der Zukunft zusammenhängt und also nichts mehr zu sagen hat, oder ob der lezte intellektuelle und sociale Fortschritt nicht der nöthige und unvermeidliche Punkt ist, von dem die folgenden Fortschritte ausgehen; ob ein ideenreiches Jahrhundert nicht das folgende schwängert und befruchtet?

Der Hauptzweck von Lerminier's Buch ist, zu zeigen, daß der Einfluß des 18ten Jahrhunderts auf das unsrige nothwendig und ganz unvermeidlich ist. Zu diesem Behuf hat er die zwei Revolutionen 1789 und 1830, die sich über vierzig Jahre hinweg antworten, dicht neben einander gesezt, das 18te und 19te Jahrhundert, die ein und derselbe Gedanke durchdringt und regiert. Aber man sezt ein großes Jahrhundert nur dann fort, wenn man selbst größer ist. Das unsrige darf nicht blos das 18te fortsetzen und wiederholen, es muß dasselbe übertreffen. Wissenschaft, Kunst, Religion, Gesezgebung, gesellschaftliche Verfassung ist unser Thema, wie es das von Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau war; wir dürfen aber diese Männer nicht bloß kopiren, wir müssen ihr Werk beendigen. Es ist die schöne Aufgabe des 19ten Jahrhunderts, diese vorgelegte Arbeit zu Ende zu bringen durch tiefere und bessere Studien, durch mehr gesunden Verstand, mehr Ruhe und Unpartheilichkeit, so wie durch mehr Enthusiasmus; Ideen und Sitten sollen besser in Einklang kommen, das neue Jahrhundert soll weniger philosophisch als politisch und social seyn, es soll durch die Einigung und Verbrüderung aller Völker jene prophetischen Worte Voltaire's wahr machen, mit denen der achtzigjährige Greis seine Hände auf das Haupt von Franklin's Sohn legt: Dieu et liberté... So weit Lerminier.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 22. 28. Februar 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

7) Auswahl aus Fanny Tarnows Schriften. Fünfzehn Bände. Leipzig, Focke, 1830.

8) Erzählungen und Novellen — fremd und eigen — Herausgegeben von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann, 1833.

Was dieser Schriftstellerin vorzüglich zum Lobe gereicht, ist die Wärme ihres Gefühls. Sie unterscheidet sich dadurch von der großen Menge ihrer spätern Schwestern, die sich ihres Gefühls schämen, eiskalte Maximen predigen, mit der Pruderie einer Oberhofmeisterin von Olivarez von der Liebe wie von einem Schnupfenfieber sprechen, es gemein finden, sich derselben hinzugeben, und in einer prahlerischen Entsagung oder gar in einer männerverachtenden Amazonenphilosophie à la Therese Huber das höchste Ideal der Weiblichkeit suchen. Fanny Tarnow gehört noch, wie die unglückliche Louise Brachmann, zu der ältern und bessern Klasse deutscher Schriftstellerinnen, zu denen, die noch natürlich zu bleiben wagten. Nichts ist natürlicher, als daß eine warm empfindende und dichterisch gestimmte weibliche Seele sich in einer Sprache ausdrückt, wie etwa Rousseaus Julie. Ganz so, in dieser Natürlichkeit schreibt Fanny Tarnow. Zwar werden ihre Darstellungen dadurch etwas einförmig, die vielen Heldinnen ihrer Romane sehn sich alle sehr ähnlich, und bei glühender Beleuchtung herrscht doch auf ihren Gemälden wenig Zeichnung. Allein die Objektivität ist einmal nicht Gabe des Weibes. Sie kann nur subjektiv und lyrisch seyn, und dies steht ihr auch am besten. Zudem muß man an die Leserinnen denken. Der Mann, der freilich mehr im Kopfe hat, als daß er die vielen Wiederholungen in den Schriften einer gefühlvollen Dame nicht überschlagen sollte, ist auch nicht der, für den diese Schriften bestimmt sind. Frauenzimmer, die überhaupt weniger lesen, machen auch weniger strenge Forderungen, und wenn Unterhaltungsschriften für Frauenzimmer die Eigenschaft besitzen, welche den Roman der Demoiselle Fanny Tarnow auszeichnen, nämlich Wärme des Gefühls ohne die leiseste Spur einer Unsittlichkeit oder verführerischen Phantasie, und Natürlichkeit und Anscheinung an das Gewöhnliche, ohne Vergötterung der Mode und ihrer Vorurtheile, so kann auch Cato censorinus damit zufrieden seyn.

So wie die überwallende, ganz der neuen Heloise treu bleibende Sprache, so ist auch die Charakteristik des weiblichen Gemüths in diesen Schriften durchgängig die nämliche. Die Heldinnen sprechen meist in der ersten Person und theilen uns ganz die nämlichen Gesinnungen

mit. Alle sind zärtlich, und in nichts so überspannt, daß sie nicht das einfache Glück der Ehe jedem andern weiblichen Ruhm vorziehen sollten, und daß sie nicht auch dann, wenn ihnen jenes Glück versagt wird, es aufrichtig beklagen sollten, anstatt, wie die heroische Frau Therese Huber, die zwei Männer begraben hat, hintenher den Männern und der Ehe zu hohnlachen und den Stand der alten Jungfern als den höchsten Lebensberuf des Weibes anzupreisen. Die vorliegenden fünfzehn Bände enthalten dreißig bis vierzig verschiedene Romane oder kleinere Erzählungen. Einige davon sind historischen Inhalts, wie Kleopatra, Eudoxia Feodorowna, Kaiserin von Rußland, Franz von Bourbon und Margarethe von Valois, doch auch diese verläugnen die Empfindungen der Verfasserin nicht. Bei weitem die meisten Erzählungen haben das moderne Leben und insonderheit der höhern Stände zum Gegenstande. Da erscheinen Gräfinnen und Fräuleins und einige bürgerliche Mädchen, ihnen gegenüber Prinzen, Grafen, Barone, Staatsdiener ꝛc. Liebe ist der Inhalt aller. Ein Mädchen heirathet unbedacht oder wider Willen einen Andern, bekommt aber doch noch den wahren Geliebten, da der Mann die Gefälligkeit hat zu sterben. Dasselbe thut umgekehrt eine gefällige Gattin, damit der Gatte seine wahre Geliebte heirathen könne. Andere Erzählungen haben einen traurigern Ausgang. Ein Mädchen verscherzt die Ehe durch unvorsichtiges Benehmen. Ein anderes wird treulos verlassen. In diesen Fällen kommt zuweilen der untreue Mann in Unglück und die Verlassene handelt dann großmüthig, eilt zu ihm, wacht an seinem Krankenlager, verbindet seine Wunden und stirbt mit ihm. Dieser Fall kommt einigemal vor. Nur einmal tritt ein Mann auf, der seiner Geliebten bloß deswegen entsagt, weil sie von Adel ist und er nicht. Dies macht ihn ziemlich lächerlich, allein schon Frau von Staël hat bewiesen, daß Damen die Männer kaum anders zu schildern wissen, als unmännlich, und daß sich in dieser Beziehung die Feder ihrem Gefühle gänzlich versagt. Ich vermuthe, die Natur hat diese weise Einrichtung getroffen, um uns Männer nicht allzusehr zu beschämen. Denn wenn uns die zärtlichen Damen ganz so vortrefflich schildern könnten, als wofür sie uns zuweilen, wenigstens jede einmal in ihrem Leben halten, so würden wir Originale neben diesem Bilde gar zu schlecht bestehn.

Der achte Band enthält, abweichend, die Briefe der Verfasserin aus Petersburg. Sie schildert darin die Stadt, die Palläste, Hoffeste, die Gastmähler, Trachten, und verweilt besonders bei den Bildergallerien. Unter den berühmten Männern hebt sie vorzüglich Klinger hervor, von dessen männlichem Adel sie ein wahrhaft enthusiastisches Bild entwirft, und dadurch beweist, daß sie auch Männer zu schildern versteht. Schade nur, daß die Romanhelden, weil sie so viel seufzen und deraisonniren müssen, keine eigentlichen Männer seyn können.

Der zwölfte Band enthält unter dem Titel „Glaubensansichten" die sanfte Gefühlsreligion der Verfasserin, deren Refrain ist: „Gott ist die Liebe."

Unter allen diesen Schriften ist der im dritten Band enthaltene Roman Natalie derjenige, in welchem sich die Seele der Verfasserin am reinsten ausspricht. Er enthält den wärmsten und weichsten Ausdruck ihrer Gefühle und weckt in theilnehmenden Herzen des Lesers die Rührung, von der die Verfasserin ganz durchdrungen scheint. Wir heben einige Stellen aus: „Daß der Mensch beim Eintritt in dies Leben vom Schmerz empfangen wird, daß tausend Leiden ihn umringen, daß der Tod seinem Herzen Wunden schlägt, die unvernarbt bluten, bis er sie schließt, sollte mich nicht an der unsichtbaren Hand irre machen, die unser Schicksal leitet. Aber der Zweifel, vor dem der Glaube erstarrt, die Farbe des Lebens schwindet, und die ganze große Natur nur ein Abgrund wird, in dem alles Daseyn zwecklos untergeht, ist der, daß der Mensch elend ist, elend wird durch sein Sehnen nach Tugend und Liebe, daß beide ihm nie erscheinen, die edelsten Wünsche seiner Seele unbefriedigt, seine edelsten Anlagen unentwickelt bleiben, daß er, um das einzige ihm erreichbare Glück zu erreichen, nichts als Thier seyn und bleiben muß."

„Ihr jetziges Leben war auf Resignation und Entbehrung gegründet, und glich so wenig der geistigen Gesundheit, wie der Zustand eines durch Arznei erhaltenen Kranken der körperlichen. Ach, durch die ganze Schöpfung floß ein Quell, aus dem die Natur jedem empfindenden Wesen Tropfen zutheilte; sollte sie allein auf immer von ihm verwiesen seyn? — Sie ging zu allen andern Quellen zurück, aus denen ihr nach der Ansicht der Menge Glück fließen konnte, aber ihre ganze Seele sträubte sich jezt gegen den armseligen Genuß von Schimmer und Glanz, und wenn eine Welt bewundernd zu ihren Füßen gelegen hätte, so hätte diese Huldigung die Sehnsucht ihres Herzens auch nicht auf eine Minute nur zu betäuben vermocht. Auf der einen Seite sah sie im Leben jene Geistigkeit ohne Glauben, ohne Liebe, welche sie einst irre geführt hatte, und auf der andern, die Beschränkung einer unbefangenen Kindlichkeit und einer zufriedenen Einfalt, der sie nun einmal entwachsen war. — Aber aus der Mitte dieser Extreme, deren Bild ihre Vergangenheit ihr bot, strahlte ein heller unvergeßlicher Zeitpunkt ihres Lebens hervor; ach, wenn die Liebe schon als Schmerz um einen Todten die schönste, göttlichste Erscheinung ihres Lebens war, was konnte, was mußte sie ihr dann nicht werden, wann sie lebend der Lebenden begegnete?"

Das tiefste Gefühl spricht aus den, einer Sappho würdigen Zeilen: „Wenn es eine Vorsehung gäbe, wenn Tugend und Liebe ein wirkliches, außer meiner Vorstellung gegründetes Daseyn hätten: so müßten sie erröthen vor meinen Hoffnungen, und vor der Treue, mit der ich sie umfaßt hatte."

In diesem Gefühl sind auch folgende Abschiedsworte geschrieben: „Stille Ewigkeit, du, die du alle hier verwehte Blüthen des Schönen sammlest und entfaltest, nimm auch diese Liebe, dies heilige mächtige Gefühl eines reinen Herzens, tröstend auf. Und ihr, versunkene Hoffnungen meines Lebens, du schnell verronnene Seligkeit meiner Jugend, und ihr Wünsche, die ihr nun stumm und unerfüllt in meiner Brust bleibt, ihr heißen Gebete, ihr frommen Ahnungen des heiligsten Glücks, scheidet ihr denn nun alle von mir? Ihr waret so schön, und doch muß ich euch lassen! Nimm sie denn auf, ernste Ewigkeit! Dir vertraue ich sie an; laß sie mir nicht verloren seyn, laß sie mich jenseits, zu reinerem Glück vergeistigt, wieder finden."

9) Der Amirante von Kastilien. Nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. Frei übertragen von L. Kruse. Vier Bände. Leipzig, Kollmann, 1833.

So interessant die Memoiren der Frau Herzogin von Abrantes sind, so wenig haben wir diesem dickleibigen Roman Geschmack abgewinnen können. Wo sie Selbsterlebtes erzählt, uns mit dem ganzen Stolz ihrer Erinnerungen die Glanzzeit Napoleons malt, da ist sie liebenswürdig und ihre Redseligkeit ermüdet uns nicht, denn ihr eignes Feuer steckt auch den Leser an. In diesem Roman aber, in welchem sie ein Hofleben ohne Napoleon, ein spanisches Hofleben aus älterer Zeit schildert, da wird sie wirklich etwas langweilig. Zwar fehlt es auch hier an Leidenschaften nicht, aber desto mehr an der Größe. Die in Napoleon wunderbar vereinigten Elemente haben sich in den Napoleoniden wieder vereinzelt, und die Größe, die sie alle zu ihrem Dienst zwang, ist verloren gegangen. Die Einen suchen sich durch das republikanische Element, das, wenn nicht in seinem Charakter, doch in seiner Geschichte war, geltend zu machen; die Andern durch das royalistische. Einer Dame verdenken wir es nicht, daß sie das leztere vorzieht, denn die Erinnerung an königliche Hochzeiten, Morgengaben, Hofbälle, Triumphzüge und Herrlichkeiten aller Art sind einer Dame, die im zwanzigsten Jahre gefallen hat, auch im achtzigsten noch mehr werth, als bei aller wahren Größe die Pulverschwärze und die zerrissenen Uniformen des italienischen Feldzugs. Wir andern aber, die wir nicht das Glück gehabt haben, auf dem Tabouret neben Ihren kaiserlich königlichen Majestäten von Frankreich und Italien Platz zu nehmen, und die wir nicht einmal Frauenzimmer sind, müssen freilich über die Illusion einer alten Dame lächeln, die sich in nichts so sehr zu gefallen scheint, als in der Schilderung legitimen Glanzes, spanischer Festlichkeit, südamerikanischer Juwelen und ritterlich galanter Cavaliere. Die Leidenschaften, die Hofintriguen, das Tragische des Romans ist nur Beiwerk, die Hauptsache ist der Schauplatz, die Dekoration eines königlichen Pallastes oder Saals, der glatte Hofboden, die Galla, die Grazie des Empfangs, die entomologische Belustigung mit dem bunten Bedientenvolk und in höherer Potenz mit den Civil- und Militäruniformen. Und warum sollte auch eine Dame, die jung und schön war und in der Gesellschaft glänzte, nicht der Göttin Flora gleich einer solchen Blumenumgebung bedürfen, warum sollte sie nicht, wenn sie alt geworden und ihr die Blumen genommen sind, noch mit Entzücken von ihnen träumen?

10) Marica und Boccaccio. Historischer Roman, von Caroline Lessing. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger, 1832.

Wenn die schreibenden Damen nur wenigstens so viel Takt besäßen, sich nicht an Stoffe zu wagen, die ihnen durchaus fremd bleiben müssen. Kann es ein Mensch vom Geschmack ertragen, den lachenden, zuweilen selbst launenhaften Italiener, dessen geistvolle Novellen die Pfaffen erschrecken, die Damen erröthen machten, auf einmal durch eine deutsche Schriftstellerin in einen sentimentalen weinerlichen Heiligen umgewandelt zu sehn? Soll es keine göttliche Frivolität mehr geben auf der Welt, soll sich keine Grazie mehr in einen Satyr verstecken dürfen? Ist es nicht genug, daß die deutschen Schriftstellerinnen jeden ersten besten Helden des Alterthums in ihrem Wasser so lange aufweichen, bis ihn das Publikum Löffelweise zu sich nehmen kann; müssen sie sich auch an die Lach- und Spottgeister, Faunen und Diabolinis machen, um sie in leidende junge Werther oder edle bescheidene Walther zu verwandeln? Wahrlich, dem Boccaccio muß in diesem Berliner Damenroman zu Muthe seyn, wie dem Mephistopheles unter alten Betschwestern. Wenn es möglich ist, einen solchen Roman neben Boccaccios Decamerone zu stellen, so erleben wir auch wohl noch, daß eine züchtige deutsche Schriftstellerin uns den Pietro Aretino in einem Roman zum Ernst Schulze verpinselt, und den Verfasser der Pucelle und des Candide zu einem Heermann Lange von Lafontaine.

Es ist so weit gekommen, daß ein Extrem das andere hervorrufen wird. Der Pruderie, der falschen Sentimentalität unserer Damenromane, dem gänzlichen

Ignoriren alles Menschlichen, Natürlichen wird vielleicht bald wieder eine zügellose Derbheit und Frivolität folgen. Die Franzosen, deren Restaurationspoesie nicht weniger prude war, machen schon den Anfang. Die Grausamkeit der Trauerspiele weiset ebenfalls darauf hin. Nachdem die Literatur so lange Zeit lammfromm im Schaafpelz herumgewandelt, dürfte sie endlich die Wolfszähne wieder zeigen und das Diabolische herauskehren. Wir würden uns nicht wundern, wenn man sich in fünfzig Jahren über Mangel an Zartgefühl, Sittsamkeit und edeln Ernst beklagte, nachdem diese Tugenden so bis zum Ekel mißbraucht und abgenuzt worden sind. Will man den Sinn für das Heilige retten, so schone man es auch und gehe sparsam damit um, und verschwende es nicht an das Alltägliche oder gar an die Frivolität. Die Heiligen wurden gestürzt, da man ihrer gar zu viele und unwürdige machte; auch das Heilige wird abhanden kommen, wenn unsre sentimentale Poesie nicht nur langweilige Schlafmützen, wie die des Pfarrers von Grünau, nicht nur Schurken, wie Müllners Hugo Oerindur, sondern am Ende sogar auch noch die frivole Satire, das Gegengift gegen alle Sentimentalität, und lustige Spötter, wie Luzian, Boccaccio, Wieland kanonisirt.

11) Die Wittwen. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1833.

Die „Schwester", der vorlezte Roman derselben Verfasserin hatte etwas Pikantes, das diesen Wittwen fehlt. Zwar ist über die Darstellung eine gefällige Klarheit und Reinlichkeit verbreitet, welche die Sprache der Frau Henriette Hanke auszeichnet; aber diese Personen und Schicksale sind doch gar zu normalmäßig und alltäglich in der modernen Roman- und Novellen-Literatur. Die Wittwe eines bösen Mannes findet ihren frühern Geliebten wieder, die Wittwe eines guten Mannes findet einen andern guten Mann, ein unglückliches Mädchen wird endlich mit ihrem Geliebten vermählt und ein glückliches Mädchen, das bisher keinen hatte, findet einen. Das ist der simple Inhalt dieses in einer Quadrille von vier Liebesgeschichten sanft forttanzenden Romans. Aber wenn diese liebenden Personen nur Menschen wären; dies sind sie keineswegs, sondern Justizkommissäre, Landschaftsdirektoren und Landschaftssyndici, Generalstabsärzte rc. Ich will zwar den modernen Staatsdienern in Prosa nichts Uebles nachreden, aber in die Poesie taugen sie nun einmal mit ihren Civiluniformen und Titeln absolut nicht hinein. Wie kann man sich irgend etwas Heldenmäßiges, männlich Schönes, wie von einem Percy oder Quintin Durward in einem deutschen Pupillenrath, oder etwas Liebendes, Schwärmerisches, Träumendes, wie von Romeo in einem deutschen Oberlandesgerichtsassessor oder Zollinspektor denken? Und vollends gar die Weiber. Kann eine Justizräthin, eine Generalsuperintendentin, ja eine wirkliche geheime Staatsräthin, eine Portia, Desdemona, Imogen oder auch nur eine Phädra seyn? Mit nichten. Sie kann nur in einem komischen Roman als Karrikatur, als Repräsentantin einer, wenn auch noch immer neuen, doch schon in der Geburt alten Mode figuriren. Sie gehört nur in das Gebiet des Lächerlichen, ihr Titel schließt sie auf ewig von dem Gebiet des Rührenden und Erhabenen aus. Die deutschen Titel kamen in der Poesie alle schon todtgeboren als Mißgeburten auf die Welt, und wehe dem Dichter oder der Dichterin, welche diesen todten Fratzen poetisches Leben einzuhauchen versucht.

12) Renate. Novelle von Wilhelmine von Gersdorf. Zwei Bändchen. Leipzig, Engelmann, 1833.

Das ist keine Novelle, sondern ein ganz gewöhnlicher Roman. In einer Novelle soll hinter der Geschichte eine besondere Idee versteckt seyn, und darf über diese Idee sogar raisonnirt werden, so daß sich Novelle zum Roman beinahe verhält wie Lehrgedicht zum Epos. Wenigstens aber muß die Novelle, auch wenn man darunter nichts anderes als Geschichte verstehen will, kürzer seyn als der Roman.

Die Intrigue des vorliegenden ist sehr einfach und altbacken. Ein Findelkind wird zu einer ehrlichen Predigerfamilie gebracht, und nachher entdeckt man, daß es die Tochter eines vornehmen Grafen ist. Außerdem hat sie mit einem Jüngling ein zartes Verhältniß angeknüpft, und nun macht sie die zweite glückliche Entdeckung, daß dieser Jüngling ihrem Vater sehr nahe steht, und daß also der Heirath diesmal weniger im Wege steht, als der schadenfrohe Leser in der Regel wünscht.

13) Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Hiermit schließt die Sammlung der ausgewählten Erzählungen einer Dame, über deren romantische Tendenz wir uns in diesen Blättern schon zur Genüge ausgesprochen haben.

Die uns beherrschen will, gelüstet uns niemals zu lieben.
Die wir lieben, nur die hat uns auch immer beherrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ic. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ic. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ic., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ic.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. März 1834.

Auf, auf, mein Geist! den hohen Sitz zu erben,
Indeß mein Fleisch hier niedersinkt, zu sterben.

Shakespeare.
Richard II.

Klagelied Kaiser Otto des Dritten.

Vom Grafen v. Platen.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwais't, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach:
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!

Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Achen
Will ich bestattet seyn.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ich hab' ihn liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

Seefahrt. Charlestown. Abschied vom Leser.

Gegen den Winter kamen wir von unserm Ausflug ins Land wieder nach Philadelphia zurück. Wir hatten viele schlechte Landstraßen, aber die wunderbarsten Brücken und Kanäle gesehen. Die Winterstürme tobten rasend, und wie sich bei jedem Erdenkinde die ganze Welt um seine Person dreht, so glaubten auch wir, die Orkane wollen sich unserm Besuch des Südens widersetzen; allein wir hatten nicht umsonst so lange Amerikas Luft geathmet. Die Reisewuth hatte uns einmal ergriffen, und wir beschlossen, es mit den Elementen aufzunehmen.

Neben den einheimischen Epidemien gibt es hier zwei nationelle Krankheiten, Indigestionen und Brustauszehrung. Für das gelbe Fieber gibt es kein Mittel, der überfüllte Magen wird mit Bieberöl gereinigt, und wider die Auszehrung verschreibt der Doktor im Winter eine Reise nach dem Süden. Man kann also sicher seyn, um diese Jahreszeit stets zahlreiche Reisegesellschaft aus der großen Welt auf dieser Fahrt zu treffen. Um aber mit möglichster Annehmlichkeit dahin zu gelangen, muß man, von Philadelphia wenigstens, immer erst wieder ein Bischen nach Norden gehen; denn nur von Newyork aus sind die Paketboote nach allen Häfen und wieder dahin zurück eingerichtet. Sie gehen wöchentlich zweimal nach Charlestown ab; man bezahlt 30 Dollars, wofür man auch sehr gut verköstiget wird, das Getränk aber muß man sich selbst besorgen oder dem Maître d'hôtel mit Gold aufwiegen. Die Kapitäns dieser Schiffe sind äußerst artige, gebildete Männer und geschickte Seefahrer. Die Reise dauert im Durchschnitt acht Tage, sie wird aber auch oft erst in vier Wochen und manchmal in vier Tagen vollbracht. Es besteht auch eine wohlfeilere regelmäßige Linie, wo man nur 15 Dollars bezahlt; dies sind aber nur kleine Briggs, die Kost, die man bekommt, ist wie die Gesellschaft, die man trifft, und die Befehlshaber dieser ziemlich lecken Fahrzeuge sind unverständige Leute. Sie irren auf dem Meere herum, wissen nie, wo sie sind, gelangen endlich auch mit Gottes Hülfe zum Ziele, und wundern sich dann jedesmal über ihre Geschicklichkeit. Es ist also eigentlich keine Wahl, auch bestiegen wir, ohne uns zu besinnen, das schöne Paketboot Amalie und gingen beim heitersten Wetter unter Segel. Wie sehr ein freundlicher, sorgsamer Kapitän zur Annehmlichkeit einer solchen Reise beiträgt, wird jeder empfunden haben, der in dem Falle war. Die Amalie befehligte der Kapitän Perry; alle Reisenden können ihm nicht genug Lobsprüche ertheilen. Die Einrichtung der Schiffe auf dieser Linie ist etwas liberaler als auf den Havrepaketen; die Schlafkabinen sind vom Speisesaal nur durch Vorhänge geschieden, die man nach Belieben weiter in den Saal vorschieben kann, eine große Annehmlichkeit für die an der Seekrankheit Leidenden und alle, denen die beängstigende Einkerkerung in engen Kajüten sehr beschwerlich fällt; auch ist die klösterliche Absonderung nicht so streng, ohne daß deßhalb der Anstand im Mindesten verlezt würde. Liegt man krank hinter seinen Vorhängen, so nimmt man doch Theil an der Unterhaltung im Saale, und es gibt kein besseres Mittel wider die Seekrankheit, als Zerstreuung und zuweilen ein Gläschen Porterbier.

Selten wird wohl auf einem amerikanischen Schiffe eine so fröhliche Gesellschaft zusammenkommen, als wir auf der Amalie trafen. Eine junge Frau von Newyork, welche die Auszehrung in einem solchen Grade hatte, daß ihr das südliche Klima nichts mehr half, war von den Aerzten zu einem ewigen Seeleben verurtheilt worden, da man der Meinung ist, daß diese Krankheit in ihrer Entwicklung ganz stille stehe, so lange der Patient sich auf dem Meere befindet. Und wirklich war

auch die Dame recht gesund auf dem Schiff, und nicht zufrieden mit der einfachen Bewegung desselben, hatte sie ihren Schaukelstuhl mitgenommen, worauf sie den ganzen Tag saß und des Doppelschwunges behaglich genoß. Sie hatte ihre Tochter und eine Gesellschafterin bei sich, die nichts an der Unterhaltung verdarben. Eine schöne Französin, die nach den Florida's reiste, wo ihr Mann den Hafenbau von St. Augustin leitete, heiterte alle durch ihre Lebhaftigkeit, ihre witzigen Einfälle auf, so sehr, daß ein reicher Engländer, den der Spleen auf dem Meere und in den Ländern herumtrieb, ganz seiner Qual vergaß und, um der Französin zu gefallen, eine Liebenswürdigkeit entwickelte, die der ganzen Gesellschaft zu gut kam. Zudem hatte er sich mit den feinsten Weinen und Leckerbissen aller Welttheile reichlich versehen, er theilte die Rolle des Herrn vom Haus mit dem Kapitän, und dieser Ueberfluß an Delikatessen trug nicht wenig dazu bei, die frohe Stimmung zu erhalten und zu erhöhen. Unerschöpflich an guter Laune war ein junger Schotte, denn wenn die Gesellschaft von der Lust gesättigt schien, wenn das Feuer des Gesprächs erlosch, und nur sparsam noch die Epigramme wie einzelne Funken aufglimmten, wenn nur noch gelächelt, nicht mehr gelacht wurde, da nahm unser Schotte seine Guitarre und sang dazu in seinem Landesdialekt mit herrlicher Stimme ein Berglied, eine alte schottische Romanze, deren er wohl tausend kannte oder improvisirte. Vertraut mit den Künsten der Bauchredner, ahmte er alle Instrumente nach, und gab uns unter Begleitung seiner Guitarre die sonderbarsten Konzerte, denen es an Originalität so wenig als an Harmonie fehlte. Ein junger Amerikaner, der für einen Musikkenner, besonders aber für einen Sänger gelten wollte, stimmte auch manchmal begleitend ein. Das war nun gerade nicht angenehm, aber der Effekt war doch äußerst komisch; denn der Barde schwieg, und noch währte das falsche Rabengekrächz fort. Eine allgemeine Lachlust, gesteigert durch die Bemühung, sie aus Artigkeit zu unterdrücken, drohte auf jedem Gesicht, sich Luft zu machen. Da sammelte sich die Dame auf dem Schaukelstuhle zuerst und fing ein kleines Histörchen zu erzählen an. So kurz sie es auch ausgesonnen haben mochte, sie hatte nicht die Mühe, es auszuerzählen. Wohl nie hat ein Bonmot, das noch dazu erst kommen sollte, so voreiligen, so lärmenden, so ungetheilten Beifall eingeerntet, als hier, denn es konnte Niemand den Augenblick erwarten, sich Luft zu machen. Herzlich lachten auch die beiden Sänger mit, und selbst ein alter Methodist und ein paar Quäker konnten der Ansteckung des lauten, fortgesetzten Gelächters nicht widerstehen. Ueberall erneuert sich doch der Gedanke an die verschenchten Nachtigallen, überall eine Erinnerung an Cincinati. — Das Gespräch hatte sich wieder belebt, jeder gab was zum Besten, so verstrich der lange Abend, und man legte sich vergnügt zu Bette.

Drei Tage und zwei Nächte waren wir mit so günstigem Winde gefahren, daß wir, troß der Jahreszeit — es war um Weihnachten — bereits die angenehme Wärme des Südens verspürten. Die Kapitäne haben nicht gerne, wenn man sie fragt, wann man anzukommen gedenke; die unbezwingliche Neugierde der Reisenden bleibt daher immer unbefriedigt. Indessen ließ uns die freundliche Miene des Kapitäns und die große Bewegung unter der Mannschaft, besonders das Säubern, Waschen und Malen des Schiffes, schließen, daß wir am nächsten Tage Vormittags zu Charlestown einlaufen würden; denn die Amerikaner sind stets beflissen, im Hafen so anzukommen, als sey ihr Schiff eben vom Stapel gelaufen; Alles muß neu und spiegelblank aussehen, und die Mannschaft ist gepuzt, nicht als käme sie von der beschwerlichen und schmutzigen Arbeit einer Seereise, sondern als ginge sie zum Tanze. Als am Abend gar die Segel zum Theil eingezogen wurden, um den raschen Flug des Schiffes zu mäßigen, und der Kapitän mit dem Lord Marshal, wie er scherzweise den Engländer nannte, sich in Einverständniß sezte, um ein festliches Souper zu veranstalten, da dachte Jedermann bestimmt, das nächste Frühstück am festen Lande einzunehmen.

Es ist sonderbar, daß das Reisen zur See eine wahre Leidenschaft wird, es ist sonderbar, daß, wer die Unannehmlichkeiten davon einmal gekostet hat, immer wieder darnach verlangt. Ich glaube, es liegt ein eigenes Wonnegefühl in dem stolzen Bewußtseyn, zwischen Leben und Tod zu schweben, und leichten Sinnes zu genießen, was der Augenblick beut. Dessenungeachtet ist der Anblick des Landes für Jeden ein Fest, und schon vorher, wenn man die Landluft mit ihrem Pflanzen- und Erdgeruch verspürt, fühlt man sich so leicht, so heiter, die Herzschmerzen, das Kopfweh der Seekranken verlieren sich plötzlich vor einem so wohlthätigen Hauch; doch ist es dann noch nicht überstanden und die Gefahr oft am größten. Die Seeleute erwarten nie das Beste, oder sprechen sich wenigstens nie aus; ohne Rückhalt hingegen geben sich die Passagiere ihren Gefühlen hin. Wir sezten uns also zur Abendtafel und waren alle munterer als je.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Vereine. Vorlesungen. Karneval.

Ein seit einigen Jahren bestehendes, recht verdienstliches Institut ist der Industrieverein des Königreichs Sachsen, dessen Direktorium sich in Chemnitz, der

ersten Fabrikstadt des Landes, befindet. Unläugbar hat diese, hauptsächlich aus Männern des Gewerbstandes und Freunden der vaterländischen Betriebsamkeit bestehende, höchst achtbare Gesellschaft für die kurze Zeit ihrer Existenz schon recht bedeutenden Nuzen gestiftet. Der Umstand, daß so eben die Ständeversammlung eine Anzahl angesehener Fabrikanten als Deputirte in Dresden festhält, gab Veranlassung, die sonst in Chemniz stattfindende, jährliche Hauptversammlung hieher zu verlegen. Sie wurde am 22sten vorigen Monats in einem der drei Häuser des industriösen Besizers der hiesigen Zuckersiederei, Calberla, gehalten. Von der Treppe an mit ansehnlichen grünen Bäumen, Stauden und Blumen aus Glashäusern geschmückt, bot das reizende Lokal und besonders der ausgezeichnet schöne, mit Stuccatur so geschmackvoll, als reich gezierte Saal einen recht erheiternden Anblick dar, zumal da man aus demselben von zwei Seiten — eine Seltenheit in dieser Jahreszeit — den von keinem Eise gebundenen oder auch nur im mindesten beschwerten Elbstrom mit seinen vielbelebten Ufern vor sich liegen hat. Die ziemlich die volle Länge des Saales einnehmende Tafel in Hufeisenform reichte nicht völlig aus, die Anwesenden, vielleicht gegen zweihundert stark, zu fassen. Die ausgezeichnetsten Männer des Fabrikstandes aus allen Landesgegenden vereinte der edle Zweck, und die Theilnahme sämmtlicher Staatsminister, nebst sonstigen an der Spize der Landesverwaltung Stehenden, so wie anderer Beamten und Einwohner deutete auf die gerechte Würdigung dieser wahrhaft gemeinnüzigen Anstalt. Sichtbar erregten die mit zweckmäßiger Einfachheit vorgetragenen Mittheilungen über das Wirken des Industrievereins allgemeines Interesse. Es ergab sich unter andern daraus das genaue, Heil versprechende Verhältniß zwischen der dem Handel und Gewerbsfleiße vorgesezten Staatsbehörde und der aus den kenntnißreichsten und umsichtigsten Fabrikanten bestehenden Direktion dieses Instituts, und der Ernst des leztern, seine Thätigkeit dem ganzen Umfange der mannichfachen Fabrik- und Gewerbzweige uneigennüzig zu widmen.

Eine Woche später wurde im Lokal der polytechnischen Anstalt die erste Sizung eines ähnlichen, zunächst aber auf örtliche Zwecke berechneten, neuen Instituts, des hiesigen Gewerbvereins, ebenfalls vor einem zahlreichen Kreise von Zuhörern gehalten. Bei dem rastlosen industriellen Streben der Zeit gehören solche Institute zu den tröstlichsten Erscheinungen; denn mit zweckmäßiger Einrichtung erhalten sie den Sinn der Theilnehmer immer rege für das, was die Gegenwart von den Gewerben erheischt, wenn sie sich in ihrer Blüthe behaupten wollen, und wirken immer mächtiger, als alle Geseze, gegen verjährte Vorurtheile ein, die mit dem lebendigen, stets vorwärts treibenden Gange des ganzen Gewerbwesens ganz unvereinbar sind.

An wissenschaftlichen Vorlesungen haben wir diesen Winter wieder keinen Mangel. Außer den sehr besuchten naturhistorischen Vorträgen des Hofraths Dr. Reichenbach hat auch der Oberinspektor Lohrmann seine astronomischen Mittheilungen am 8ten d. M. in dem schönen Zwingersaale neu begonnen. Sein Zuhörerkreis ließ sich kaum von dem, doch sehr geräumigen Saale fassen. Vermuthlich hoffte man besonders auch auf Trostgründe wegen des so allgemein gefürchteten Kometen; und da sehr Viele der Meinung gewesen waren, daß der Komet schon im jezigen Jahre unsere liebe Erde gar leicht unter seine Flammenfittige nehmen und durch den Flammentod von allen Unsauberkeiten reinigen möchte, so bekamen die unter den Anwesenden vielleicht mit befindlichen Bekenner dieses etwas verdrießlichen Glaubens auch wirklich die erwünschte Nachricht, daß er erst im August des künftigen Jahres sich einstellen dürfte. — Auf der Bühne sind Raupachs geistvolle Tragödie: „Kaiser Friedrich," und die Oper: „Robert der Teufel" von Meyerbeer die beiden glänzendsten Erscheinungen gewesen.

Was dem Karneval durch das sehr früh fallende Osterfest diesmal an Extension abgeschnitten wird, das scheint er an Intensität wieder erobern zu wollen. Wenigstens haben sich in den lezten Wochen öffentliche und Privatmaskenbälle recht dicht aneinander gereiht. Unter den Bällen ohne Maske sind diesmal besonders auch die am Hofe sehr zahlreich besucht, wozu allerdings die Anwesenheit der ständischen Deputirten viel beiträgt. Eben so zeigt sich die ansehnliche Vermehrung des Publikums durch leztere in den musikalischen Unterhaltungen: Konzerte über Konzerte, von einheimischen und fremden ausgezeichneten Künstlern. Vorzügliche Sensation erregen so eben die eilf und neun Jahre alten Gebrüder Eichhorn. Allgemein wird behauptet, daß diese beiden Violinspieler in Paganini's Methode die größten Virtuosen nach diesem seyen. Man erzählt, der Vater der Knaben habe in London bei Paganini auf seine demüthigste Bitte, der Kunstfertigkeit seiner Söhne ein gnädiges Ohr zu leihen, nichts als eine sehr ungnädige Verweigerung erhalten können. Da sey es ihm aber gelungen, die verschmähten jungen Künstler in das Vorzimmer des großen Virtuosen heimlich zu postiren. Paganini, in seinem Wohngemache immer aufmerksamer werdend auf die von außen eindringenden wundervollen Töne, bricht endlich voll Enthusiasmus aus der Thüre. Noch mehr überrascht, solch eine Ueberfülle der Kunst und Zartheit von Kinderhand ausgehen zu sehen, schließt er die talentvollen Knaben in die Arme und erbietet sich auf der Stelle, ihr Lehrer zu werden, was natürlich nicht von der Hand gewiesen wurde. — Eine treffliche Leistung soll auch die Aufführung von Händels Messias durch die Dreyßigsche Singakademie unter des verdienstvollen Schneider Direktion gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriphen.

Hart und weich am lezten Zeichen.

1.

Wirst du Weich immer neu
Um deinen Rocken winden,
So wirst du deinem Hart
Ein Ende nimmer finden.

2.

Hart Ultraliberaler
Im ird'schen Engellands;
Weich überall servil nur
Und unterm Eisenband.

3.

Mit g ist's ein Vogel,
Wühlt in die Kreuz und Quer;
Mit k macht's ein Vogel,
Da flattert's um dich her.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. März 1834.

Der Nagel treibt den Nagel, Gluth die Gluth,
Recht weicht vor Stärkerrecht und Muth vor Muth.

Shakespeare.
Coriolan.

Mirabeau.

Nach Victor Hugo.

Zweiter Artikel.

Die Trauer über Mirabeaus Tod war eine ganz allgemeine, war eine Nationaltrauer. Man fühlte, ein Stück des Zeitgeistes war mit diesem Geiste abhanden gekommen. Aber sehr auffallend war es, ja dies war es, denn den Grund davon in der unfreiwilligen, leidenschaftlichen Bewunderung der Zeitgenossen zu erblicken, wäre sehr naiv; der Hof trauerte um ihn so gut wie das Volk. — Eine Scheu, deren wir nicht Herr werden können, hindert uns, den Schleier von gewissen Geheimnissen, von gewissen Flecken des großen Manns zu ziehen, die übrigens zum Glück, für unser Auge wenigstens, vor den kolossalen Verhältnissen des Charakters verschwinden; aber erwiesen scheint es, daß man in der lezten Zeit seines Lebens von Seiten des Hofes versicherte, man habe Grund, auf ihn zu bauen. Augenscheinlich stemmte sich um diese Zeit Mirabeau mehr als einmal gegen den Strom der Revolution; er bezeugte hin und wieder Lust, Halt zu machen und die Nachzügler aufrücken zu lassen; sichtbar ward ihm, dem Mann von trefflicher Lunge, bei dem raschen und immer raschern Fluge der neuen Ideen der Athem nachgerade zu kurz, und bei mancher Gelegenheit versuchte er es, die Revolution, der er die Räder geschmiedet, auf ein festes Geleise zu stellen.

Noch sind manche der Ansicht, wenn Mirabeau länger gelebt hätte, würde er am Ende den Strom, dessen Deiche er niedergerissen, wieder eingedämmt haben. Nach ihrer Vorstellung konnte die französische Revolution zum Stillstand gebracht werden, freilich nur durch Einen Mann, durch Mirabeau; mit seinem Tod war die Monarchie verloren; wäre er am Leben geblieben, so hätte Ludwig XVI. nicht sterben müssen, und der 2te April 1791 (M's Todestag) hat den 21sten Januar 1793 gebracht. Wer damals dieser Ansicht war, wer noch derselben ist, Mirabeau selbst, wenn er sich Solches zutraute — alle sind, unserer Ueberzeugung nach, im Irrthum; es war bloßer optischer Betrug, bei Mirabeau und bei Allen, und beweist nur, daß sich ein großer Mann des spezifischen Charakters seiner Macht nicht immer klar bewußt ist. Die französische Revolution war keine einfache Begebenheit, und Mirabeau war nicht ihr Ausdruck, weder der Art, noch dem Grade nach. Damit, daß Mirabeau die Hand vom Werke abzog, stand es nicht still. Die französische Revolution war aus Vergangenheit und Zukunft complicirt, und Mirabeau war nur der Typus der Gegenwart. Nur zwei kulminirende Punkte anzuführen: in der Vergangenheit war Richelieu, in der Zukunft war Bonaparte die Conjunctur der Revolution. Revolutionen

haben einmal die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht zu tödten sind, so lange noch Wachsthum in ihnen ist. Wäre all dies auch weniger wahr, so ist nicht zu vergessen, daß, in der politischen Welt vollends, was ein Mann gebaut hat, immer nur von einem andern niedergerissen werden kann. Der Mirabeau von 91 vermochte nichts gegen den Mirabeau von 89; was er geschaffen, war übermächtiger als er. Und dann taugen Männer wie Mirabeau nicht zum Schlosse, womit sich die Pforte der Revolutionen schließen läßt. Sie sind nur die Angel, auf der sie sich dreht, an der sie auf- und allerdings auch zugeht. Will man aber diese verhängnißvolle Pforte schließen, gegen deren Seiten unaufhörlich alle Ideen, alle Interessen, alle Leidenschaften toben, die in der Welt, wie sie eben ist, ihre Rechnung nicht finden, muß man ein Schwert als Riegel vorschieben.

* * *

Nicht allein auf der Rednerbühne, auch auf seinem Sitze war er der große Mann; wenn er einen Redner unterbrach, zeigte er sich so gewaltig, als wenn er selber sprach. Oft sagte er mit Einem Wort soviel als mit einer ganzen Rede. „Lafayette hat ein Heer,“ sagte er zu Orleans, „ich habe meinen Kopf.“ Robespierre fiel er mit dem bedeutungsvollen Wort in die Rede: „Der bringt es weit, denn er glaubt Alles, was er sagt.“ Manchmal bezeichnete er mit Einem Worte, das wie eine Uebersetzung aus Tacitus klang, die Geschichte und den Genius eines ganzen Regentenhauses. So rief er den Ministern zu: „Still doch mit Eurem Herzog von Savoyen, das ist ein schlimmer Nachbar für jede Freiheit!“ . . . Zuweilen scherzte er. Die Frage von der Regentschaft wird in der Versammlung verhandelt; die linke Seite ist für den Herzog von Orleans, die rechte für den nach Deutschland emigrirten Prinzen von Condé. Mirabeau verlangt, kein Prinz solle Regent werden können, wenn er nicht den Verfassungseid geschworen habe. Montlosier wendet ein, ein Prinz könne leicht, äußerer Ursachen wegen, den Eid nicht geleistet haben; er könne z. B. eine Reise über's Meer gemacht haben. Mirabeau erwidert: „Die Rede, die man eben vernommen, wird gedruckt; da wünschte ich einen Druckfehler zu berichtigen: statt über's Meer, muß es heißen: über den Rhein.“ Und dieser Spaß entscheidet die ganze Frage. So spielte der große Redner zuweilen mit seiner Beute; die Naturforscher sagen es ja: der Löwe gehört zur Katzenfamilie.

Mitten im heftigsten demagogischen Ausfalle besann er sich zuweilen plötzlich darauf, wer er war, und dann ließ er frischweg seinen Edelmannswitz spielen. Es war damals eine gewöhnliche Floskel, daß man in jeder Rede eine Verwünschung der Bartholomäusnacht anbrachte. Auch Mirabeau fluchte ihr hergebrachtermaaßen, warf aber die Worte hin: „Der Admiral Coligny, der, im Vorbeigehen gesagt, mein Vetter war.“ Die Anmerkung war des Mannes würdig, dessen Vater die Worte niederschrieb: „Ich weiß in meinem Hause nur von Einer Mißheirath, das sind die Medicis.“ — „Mein Vetter, der Admiral Coligny:“ am Hofe Ludwig XVI. was dies eine Impertinenz, 1791, am Hofe des Volks gesprochen, war es ein großes Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Als die Unterhaltung im besten Gange war, brachte der Steuermann die Nachricht, daß Heere von Meerschweinen dem Schiffe entgegenschwimmen. Man lief auf das Verdeck, um sie zu sehen, man warf Harpunen und fing auch eines. Da diese Thiere immer vor dem Wind schwimmen, so war ihr Erscheinen nicht das günstigste Omen für unser nächstes Frühstück in Charlestown, wir ließen uns aber deßhalb in unserm Vergnügen nicht stören, und wurden fast übermüthig. Es war Sonnabend, der Methodist und die Quäker suchten ihre alten dicken Bibeln hervor, legten sie auf den Tisch und bereiteten sich auf den kommenden Sonntag vor. Nach und nach fing der Methodist an mit den Fingern und dann mit den Armen krampfhaft zu zucken, die Quäker husteten, räusperten sich und putzten sich die Nase. Der Methodist sah die Gefahr, das Wort zu verlieren, und fing sogleich an laut zu lesen und dann zu predigen. Als er die Stimme erhob, war die Unterhaltung am geräuschvollsten; alsbald wurde es aber ganz stille, man hörte nichts mehr als den Prediger und, was vorher ganz unbemerkt geblieben war, das Schlagen der Wellen an die Wände des Schiffs. Allmählig wurde das Geräusch stärker und immer heftiger das Schwanken. Die Teller, die Gläser rollten auf dem Tisch herum, die Aufwärter rafften die Trümmer zusammen und krochen damit auf den Knieen an das Büffet, die Gäste fielen von den Bänken, die Damen schleppten sich in ihre Betten und stemmten sich mit Händen und Füßen an, der Schaukelstuhl tanzte wie besessen in der ganzen Kajüte herum; Niemand wagte es, sich seinen Sprüngen zu widersetzen, jeder wich nur den fürchterlichen Schlägen seiner hohen Lehne aus, so gut es ging. Endlich kam der Kapitän, der sich seit dem Erscheinen der Meerschweine vom Verdecke nicht mehr entfernt hatte, ganz erschöpft von Arbeit und Kommandiren, über die Stiege in die Kajüte herunter

gerutscht, warf einen Strick über den tollen Stuhl, fing ihn in der Schlinge, band ihn an den durchgehenden Mastbaum, der hier mit Spiegeln zierlich umlegt ist, rief der Gesellschaft Muth und Trost zu und kletterte wieder hinauf an seine Arbeit. Immer noch saß der Methodist und hielt wacker mit einer Hand sich an der Bank, mit der andern seine Bibel nebst einem Lichte auf dem Tisch, und predigte frisch darauf los. Die Quäker hatten sich bereits beschieden, denn ihre Bibeln rollten auf dem Teppich herum, und sie wälzten sich nach, um sie wieder zu haschen. Der Sturm wüthete immer heftiger, mit Donnergekrach stürzten die Wellen über dem Schiffe zusammen, in unsern Kajüten rießen ein paar Koffer die Bande, die sie unter den Bettstellen festhielten, kollerten im Zimmer hin und her, zerschlugen die Spiegel am Mast, endlich riß der Strick, der den Schaukelstuhl gefangen hielt, und nun war dieser Poltergeist auch wieder los und brachte mit Wucher ein, was er versäumt hatte. Es war finstere Nacht, die Lampen waren zerbrochen, die Lichter erloschen.

Drei volle Tage raste dieser Orkan. Waren wir geschwind vor Charlestown hingekommen, so hatten wir uns noch schneller viel weiter davon entfernt, als wir je gewesen waren; denn als der Wind endlich nachließ und das Meer sich etwas beruhigte, befanden wir uns im Angesicht von Boston, 130 Meilen nördlich von Newyork. Ein tüchtiger Nordwind brachte uns bald wieder auf gute Wege.

Wenn der Wind wechselt, und, wie hier der Fall war, das nach Norden bewegte Meer von da einen Gegendruck nach Süden bekommt, so wird das Schiff durch diese entgegengesezte Wirkung in eine zitternde, stoßende Bewegung versezt, die ganz unerträglich ist. Es braucht oft mehrere Tage, bis die lezte Wirkung die Oberhand gewinnt. Doch gegen Abend thürmten sich die Wogen nicht mehr wie hohe Berge über die Masten des Schiffes empor, sie fingen an sich früher und immer niedriger zu brechen. Wie Feuer erleuchtete der Schaum der brechenden Wellen die finstere Nacht und Glut schien auf dem See zu schwimmen; das ganze Meer stand in Brand. Blickte man vom Verdeck gerade in das Wasser hinunter, so sah man unzählige kleine Feuerklümpchen, die oft von den Wellen in das Schiff geworfen wurden, wo man sie mit einer Handvoll Wasser aufheben konnte, ohne daß sie ihren Glanz verloren. Es schienen mir schleimigte Kügelchen, so schlüpfrig, daß man sie nur mit einer Quantität Wasser halten konnte. Ich hielt sie für Polypen mit einem Glanze gleich dem der bekannten Johanniswürmchen, und verwahrte einige in einem Fläschchen, allein weder vom schleimigten Klümpchen, noch vom Schimmer zeigte sich in der Folge eine Spur im Glase. Diese phosphorischen Substanzen kommen, wie man mir sagte, besonders häufig im atlantischen Ocean, nördlich von der Golfströmung vor.

Bald empfanden wir das veränderte Klima, in welches uns der Sturm verschlagen hatte; die Kälte war so durchdringend, daß man einheizen mußte. Man bedient sich hiezu vorzugsweise der Liverpooler Kohlen, die überhaupt in Amerika in großer Menge verkauft werden, ich habe nie begreifen können, warum; denn Amerika hat ganz vorzügliche Steinkohlen, die ohne den geringsten übeln Geruch, in einer schönen blauen Flamme, fast ohne Rückstand zusammenbrennen, eine gewaltige Hitze geben und immer noch, obgleich nicht viel, wohlfeiler kommen, als die, welche man aus England dahin schafft. Die Liverpooler Kohlen brennen schnell, wobei sie einen sehr großen schmutzigen Rückstand lassen, und verbreiten einen Gestank, der auf Schiffen nur geeignet ist, die Ueblichkeiten zu vermehren, welche das schlimme Wetter verursacht. Die Amerikaner und Engländer sind dies gewohnt und scheinen es zu lieben; ich hätte gern etwas Kälte ertragen, um den abscheulichen Dampf nicht zu athmen, der aus der Kajüte gar nicht hinausziehen wollte. Wie froh war ich, daß uns der starke Nordwind in wenigen Tagen der heißen Zone wieder näher gebracht hatte. Am fünften Tage waren wir schon wieder vor Charlestown, nahmen gegen Abend den Piloten auf und gingen vor Anker, um abzuwarten, bis sich das Meer etwas beruhigte, da die Einfahrt nach Charlestown sehr klippenreich und mithin unter solchen Umständen äußerst gefährlich ist. Der Pilot hatte sich aber verrechnet, ein neuer Sturm war im Anzug und drohte schon, unsere Ankertaue zu zerreißen. Wir waren einmal mitten in den Klippen, das Meer erhob sich neuerdings fürchterlich, wir mußten unausweichlich scheitern oder in den Hafen einlaufen. Eine halbe Stunde davon ist eine lange Felsenbank im Wasser, die den Hafen abschließt; man nennt sie auch deshalb la Barre. Wächst der Felsen oder fällt das Wasser? darüber sind die Meinungen verschieden; indessen wird der Ort von Jahr zu Jahr so merklich seichter, daß man besorgen muß, Charlestown möchte am Ende ganz aufhören, eine Hafenstadt zu seyn. Diese Barre hatten wir jezt bei hochbewegter See zu passiren. Der Pilot erklärte die Sache für unmöglich, der Kapitän stellte ihm vor, daß unser Untergang außerhalb der Barre ganz sicher sey, und daß man das allerdings große Wagestück versuchen müsse; allein der Pilot blieb taub gegen jede vernünftige Vorstellung, bis der Kapitän die Rumflasche nahm, damit andern unwiderstehlichen Gründen Eingang verschaffte und seine Zweifel besiegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Die savoyische Revolutionsposse.

Ich überspringe die Reihe und Ordnung meiner Genfer Berichte, um Ihren Lesern eine genaue Darstellung der lezten hiesigen Ereignisse zu geben, insofern sie nicht rein politisch sind, wiewohl sich heutzutage das Politische nicht mehr so streng wie sonst von dem sittlichen und Umgangsleben trennen und ausscheiden läßt; es ist leider der blutrothe Faden geworden, der sich durch alle Theile unsers öffentlichen und häuslichen Daseyns zieht.

Ich versichere Sie, es war eine Woche voll komischer Kontraste, eine Art von langem Bertrand und Raton, dem Scribesches Talent viel hätte abborgen und in sein dramatisches Skizzenbuch eintragen können. Ehe ich aber zur Hauptsache komme, muß ich mit einem Prolog anfangen, und um dabei Alles recht wohl übersehen und die Gruppen gut unterscheiden zu können, lade ich meine Leser ein, sich ein Stündchen mit mir in den schönen Abenden des Augusts zwischen die blühenden Oleander und Myrthen vor dem Café Bel-air nahe bei der Rhone zu setzen, da, wo die beiden Uferstädte sich durch Brücken verbinden, die, wie der Platz vor ihnen, immer voll Menschen sind. Was sehen wir da? Eine Menge junger Männer, sehr gut und modisch gekleidet, mit Spitzbärten und schwarzen, goldbeschlagenen Stockdegen, welche blanke Reckenwaffe sie bisweilen sehen lassen und dabei den Bart oft mit Berechnung streicheln und zerren. Sie denken wohl, dies seyen reiche jeunes Frances oder elegante Bousingots aus Paris? Mit nichten. Es sind arme, unglückliche Verbannte und Verwiesene, Italiener, Piemontesen und Polen, welche die theilnehmende Hülfe aller andern Nationen in Anspruch nehmen, denen es aber die große revolutionäre Mutter in Paris, die sorgsame Mama Propaganda, an nichts fehlen läßt, als an Ueberlegung und Besonnenheit. In den lichten Intervallen, wo nicht vorübergehende hübsche Grisetten ihre Gespräche, Scherze, ihr Lachen und ihr Wünschen auf sich ziehen oder sie zu momentaner Entfernung von ihrem Standquartier bewegen, in den Augenblicken der geistigen Sammlung verhandeln sie ganz andere Dinge.

„Haben Sie des Morgens Mielozinsky besucht, wenn er in seinem damastenen Schlafrock Sorbet schlürft und mit der kostbaren türkischen Pfeife sein Lever hält? Er ist eingerichtet wie ein Fürst, sein Reitpferd ist das schönste in Genf, sein großer Neufundländer Hund hat seines Gleichen nicht, er spielt alle Abend sein Ecarté und gewinnt immer entsetzlich; nicht weniger gewinnt seine hübsche Hauswirthin.“ — „Noch,“ antwortet Saldini, „bin ich nicht bei ihm gewesen; er hat mich aber mehrmals eingeladen, denn wie Sie wissen, verdankt er mir die Einführung bei Madame L., und dies war gewiß ein Freundschaftsdienst, da ihr Mann eben in den Niederlanden ist.“ — „Bah, bah, parlez moi de votre Madame L., je m'en moque; elle m'a invité deux fois à ses soirées, mais j'aime mieux y aller quand elle n'y est pas, vous savez —“ — „Freilich,“ fällt ein Anderer ein, „ist ihre Tochter hübscher als sie.“ — „Taisez-vous, taisez vous, indiscret! A propos B., avez vous mangé des huitres chez M.? elles sont chères, parole d'honneur, mais elles sont bonnes; hier j'y ai été avec Louise après la comédie. Vous n'y paraissez plus?“ — „Dies hat seinen guten Grund: ich habe nur noch dreißig Louisd'or in Kasse, die will ich nicht ausgeben, und in einigen Tagen müssen mir unsere Leute in Paris Geld schicken; L. hat mir schreiben lassen, daß er schon Ordre wegen der Auszahlung gegeben hat. So wie ich dies Geld habe, zahle ich Ihnen auch die zweihundert Franken von vorgestern Abend und die drei Louisd'or für Murik, dem ich ein silbernes Halsband habe machen lassen; wie geht's Ihrem Niklas? Sie haben ihn ja nicht bei sich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Todesfälle. Wetter.

Eine recht betrübende Wahrnehmung zieht die Aufmerksamkeit der Bewohner Dresdens immer mehr auf sich. Schon seit einiger Zeit vergeht selten eine Woche, wo in den hiesigen Todtenlisten nicht erwachsene, an den Pocken verstorbene Personen mit aufgezeichnet sind. Zum Theil mögen es allerdings solche seyn, bei denen aus Sorglosigkeit ihrer Verwandten die Kuhpockenimpfung unterlassen worden; einem bedeutenden Theile dieser Opfer einer bereits für so gut wie ausgerottet betrachteten Krankheit waren aber wirklich in der Kindheit die Kuhpocken mitgetheilt. — Ein Todesfall, nicht an der erwähnten Krankheit, erregte große Sensation, weil des Verstorbenen Name als Schriftsteller schon seit langer Zeit durch ganz Deutschland erklungen war. Es war der unter dem Namen Richard Roos als Dichter und launiger Erzähler bekannte Kriegsministerialsekretär Engelhardt, der auch unter diesem seinem wirklichen Namen sich als Schriftsteller im Fache der Erdbeschreibung und Geschichte, hauptsächlich Sachsen betreffend, ein recht zahlreiches Publikum zu erwerben gewußt hatte. Zu seinen besondern Vorzügen im Leben gehörte hauptsächlich ein Herz voll Wohlwollen und Menschenliebe, das ihm gewiß das dauernde freundliche Andenken seiner vielen Bekannten sichern wird. — Noch einen hier lebenden Schriftsteller, dessen Novellen mit Beifall aufgenommen wurden, forderte der Tod ab: Alexander Bronikowski, in einem Alter von ohngefähr fünfzig Jahren. Bekanntlich bearbeitete er mehrere geschichtliche Begebenheiten nach Walter Scottscher Weise. Am besten schienen ihm die seinem unglücklichen Vaterlande Polen entlehnten Sujets zu gelingen. Man erwartete auch eine Geschichte dieses Landes von ihm, doch scheint er den früher hiezu gefaßten Plan wieder aufgegeben zu haben.

Schon besorgte man sehr, daß die im unerhört gelinden, einzig mit ungeheuren Stürmen sich kundthuenden Winter allenthalben mächtig hervorquellende Vegetation, welche schon im Januar einen grünen Teppich, mit Schneeglöckchen, Schlüsselblumen und Veilchen durchwirkt, ausbreitete, es nächstens bis zum Blühen der Bäume treiben und Pomona bei dieser rücksichtslosen Eile der leichtsinnigen Flora sehr zu kurz kommen möchte, als auf Einmal die gütige Natur sagte: gemach! denn seit vielen Tagen schon ist der früher herrschende aschgraue Himmel in einen klaren blauen umgewandelt. Der Elbstrom, auf dem vor acht Tagen noch dann und wann weiße Segel sich brüsteten, trägt nichts weiter mehr, als schon ziemlich umfangreiche Eisplatten, und wie man zuvor tausendmal lieber den härtesten, als einen so nassen, dunstigen Winter zu ertragen sich rühmte, so klagt man nunmehr über die unerhörte Kälte, obschon diese am kältesten Tage schwerlich den achten Grad unter dem Eispunkte erreicht hat. Nach den vielen Wagen mit Eis, die man fahren sieht, zu schließen, scheint man sich mit Versorgung der Eiskeller zu beeilen. Allerdings darf der Zeitpunkt nicht versäumt werden; denn wenn man auch im Winter sich ohne Eis behelfen könnte, so würde es doch zum Verzweifeln seyn, sollte man desselben nun gar noch mitten im Sommer entbehren müssen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. März 1834.

— Wer dem Meer entronnen ist,
Der lobt sich jeden Strand.

Altenglisches Lied.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Mit Bangigkeit hatte man das Resultat des Streites abgewartet, mit Schauder sah man dem gefaßten Entschlusse entgegen. Die Anker wurden gelichtet, die Segel geöffnet: wie ein Ball ward das Schiff hin und her, auf und ab geworfen, Luft und Wasser stritten um ihre Beute. Die Männer waren alle auf dem Verdeck, die Frauen blieben in der Kajüte, alles war todtenstille, aber das Meer kochte und brauste; da ward auf einmal eine fürchterliche Erschütterung verspürt, ein Schrei des Entsetzens und das Streifen des Schiffes am Felsen gehört, und ehe man sich erholt hatte, da streifte es noch einmal und dann zum drittenmal. Wie angenehm erschollen da die Worte des Kapitäns: „Nun haben wir's gewonnen!“ So rief er nach einer kurzen Pause, stürzte hinab in die Kajüte, brachte die frohe Botschaft den Damen, indeß die Herrn auf dem Verdeck sich vor Freude umarmten und die Matrosen einen wilden Freudengesang anstimmten. Hatten wir keine Heldenthat vollbracht, so hatten wir doch ein Wunder gethan, und so fuhren wir triumphirend in den Hafen ein, indeß die Elemente in unserm Rücken kämpften. Nichts ist schneller vergessen als die Leiden, die man zur See bestanden. In einem hübschen Boarding bei Mistreß Macdonald versammelte sich die ganze Gesellschaft der Amalie, und da brachten wir einen so vergnügten Abend zu, wie ich mich deren in meinem Leben nur wenige zu erinnern weiß.

Charlestown ist eine recht hübsche Stadt; die Häuser haben nicht den dunkelrothen Firniß, den man in den nördlichen Staaten trifft, ihr lichter Anstrich mahnt an Europa und gewährt eine angenehme Abwechslung. Keller, die in Newyork meist recht gute Wohnungen sind, hat man hier gar nicht, denn die ganze Stadt ist auf eine Kruste gebaut, die sich über dem Sumpf gebildet hat. Wenn man nur einige Schuhe tief gräbt, kommt man gleich auf stinkende Wasser, und die Todten werden also hier eingeschlemmt. In Neworleans ist das noch weit ärger, da kann man gar kein Grab zu Stande bringen, und die Leichname werden in kleinen Zellen, wie Backöfen, eingemauert. Man hat sich alle Mühe gegeben, das beliebte Schweinvieh auch nach Südcarolina zu verpflanzen, man mußte aber von dem Vorhaben abstehen, weil sie entweder die Erde bis zur feuchten Unterlage aufwühlen, oder doch Vertiefungen machen, in welchen sich das Regenwasser hält, und dadurch in diesem Klima die Pest verursachen. Es ist hier überhaupt eine mißliche Sache um die Viehzucht. Der Milchertrag ist zwar sehr hoch, aber die Kühe fressen das hiesige Gras nicht,

und wenn sie es aus Noth geniessen, so gehen sie zu Grunde. Man muß ihnen also Heu von Newyork kommen lassen, zur Aushülfe wandeln sie nebenbei Morgens durch die Straßen und suchen begierig die dahin geworfenen Küchenabfälle. Sie reinigen die Gassen und sind also wirklich ein Sanitätskorps, werden aber oft das Opfer ihres hungrigen Diensteifers.

Charlestown hat 24,000 Einwohner, wovon die bei weitem größere Hälfte Schwarze sind. Von den übrigen sind wieder die Hälfte Franzosen, d. h. Flüchtlinge von St. Domingo. Diese treiben den Kleinhandel oder bringen sich mit Handarbeiten fort. Das lezte Viertheil ist englischen Ursprungs, meist wohlhabende Pflanzer und Großhändler. Die Franzosen haben sich wenig noch mit englischem Geblüt vermischt, mehr mit Negern, eine natürliche Folge des republikanischen Geldstolzes, dieser ewigen Scheidewand von den geträumten Utopien. Unter diesen Kleinhändlern findet man eine Lebensart, einen feinen Ton, der in Erstaunen sezt. Die Cirkel der großen Welt, d. h. der reichen, sind den Newyorkern nachgemacht, wo die elegante Jugend ihre Bildung erhalten haben muß. Wird ein Fremder in eine solche Gesellschaft eingeführt, alsbald wird das Ungeziefer Gegenstand des Gesprächs, von dem sie meinen, es falle den Europäern in Schwärmen vom Kopfe. Sie nennen es Bug, auch white Bug (weiße Wanze), wogegen sie die eigentliche Wanze, die durch Menge und stattliche Gestalt den Abgang der sogenannten weißen reichlich ersezt, mit dem französischen Namen punaise bezeichnen. Dann loben sie die Feinheit ihrer Sitten und geben sich für die höflichste Nation in der Welt aus, endlich sagen sie, die Franzosen, die dafür gehalten werden, seyen von den Amerikanern längst übertroffen. Auf Französisch redet man eine Gesellschaft „Messieurs et Mesdames" an, der Amerikaner sagt aber „Ladies and Gentlemen" und räumt galanterweise dem schönen Geschlechte den Vorrang ein. Es ist richtig, daß in diesem Fall die französische Syntax die Artigkeit bei Seite sezt; es liegt aber mehr Höflichkeit in einer gelegentlichen einfachen Bewegung eines Franzosen, als in einem amerikanischen schwülstigen Kompliment, einer plumpen Gratulation oder schwerfälligen Deklamation.

Im Sinne dieses nationellen feinen Tones haben die Charlestowner ihre schönste Gasse, wo die ansehnlichen Häuser ihrer reichen Bewohner stehen, Queen-Street, (Königinstraße) genannt, während die mit ganz schlechten Gebäuden besezte Kings-Street (Königsstraße) die zweite Gasse im Range ist. Leztere ist das Quartier der vertriebenen St. Dominger und wegen der vielen Kaufläden die lebhafteste Gegend der Stadt. Bis früh neun Uhr glaubt man in einer afrikanischen Stadt zu seyn, denn da laufen nur Neger herum, allmählig mischen sich Weiße darunter, endlich gegen Mittag erscheint die schöne Welt und schoppirt. Schoppiren (to shop) heißt in den Kaufläden umherlaufen, die Waaren durchwühlen, nach allen Preisen fragen und das Wiederkommen versprechen, auf amerikanische Art. Shopping hour ist die Stunde zwischen Zwölf und Eins, und Shopping day, alle Tage, außer Sonntag; eine lustige, von der englischen ganz abweichende Sprachlehre für die armen Kaufleute.

Charlestown ist auf einer Halbinsel zwischen dem Ausfluß zweier unbedeutenden Flüßchen gebaut. Die Namen dieser Gewässer konnte mir Niemand sagen, wie überhaupt die Amerikaner, so gut sie auch mit der Geographie ihres Landes bekannt sind, den Namen des Flusses nicht wissen, an dem sie wohnen. So nennt man in Newyork den Hudson the nord river; der Delaware bei Philadelphia, der Ohio bei Pittsburg und Cincinnati heißen nur schlechtweg the river, und nur wenige daselbst wissen ihren eigentlichen Namen. Zu Neworleans gibt man dem Mississippi noch meistens den sehr richtigen indianischen Namen: der Todtenfluß. Kingsstreet bildet die westliche Stadtmauer, und aus der Mitte dieser Straße läuft perpendikulär die breite Queenstreet gegen den Hafen zu, wovon sie aber durch das Stadthaus, City-Hall, getrennt ist. Es macht einen herrlichen Effekt, wenn man vom obersten Ende von Queenstreet dieses schöne, geschmackvolle Gebäude erblickt, welches die Straße zu schließen scheint. Die übrigen Seitengassen sind auch mitunter recht hübsch, und viele mit Alleen von einer Art Akazien mit purpurrothen Blüthen besezt. Um die Stadt herum, landeinwärts, ist eine greuliche Wüstenei, nur Sümpfe und Wälder, die theilweise ohne Ordnung geplündert werden. Da man nur Holz zu Bauten und etwas zum Kochen, aber nicht zur Heizung braucht, so nehmen die Waldungen auch nicht sehr ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Mirabeau.

(Fortsezung.)

Der Hohn, der Scherz stand Mirabeau trefflich, aber wahrhaft groß war er im Zorn. War er gereizt worden, hatte ihm einer unversehens so einen Stich beigebracht, wie er den Redner und den Stier zu wilden Sätzen stachelt, etwa mitten in einer Rede, so brach er die begonnene Gedankenreihe kurz ab, unbekümmert darum, ob der logische Bogen, an dem er eben baute, hinter ihm zusammenstürzte, weil noch der Schlußstein fehlte,

er ließ die Frage frei fallen, und ging wüthend geradezu auf den neuen Gegenstand los. Wehe da dem, der ihn unterbrochen! wehe dem Toreador, der ihm die Banderilla zugeworfen! Mirabeau stürzte auf ihn los, packte ihn tief, schleuderte ihn in die Luft, trat ihn mit Füßen, ließ ab, kam wieder und zermalmte ihn. Er packte den ganzen Mann, wer er nun war, groß oder klein, böse oder nichtsbedeutend, Koth oder Staub; sein Leben, sein Charakter, sein Streben, seine Laster wie seine Schwächen, Alles mußte herhalten; er schonte nichts, er vergaß nichts, kein falscher Hieb fiel, unbarmherzig nagelte er seinen Gegner an die Rednerbühne; er übergoß die Hörer mit Schauder und reizte sie zu lautem Gelächter; jedes Wort traf, jeder Satz war ein Pfeil, eine Furie tobte in seinem Busen — es war furchtbarschön, ein Löwengrimm! Ein großer, gewaltiger Redner, und in solchem Augenblick doppelt herrlich! Wie er da alles Nebelgewölk, das sich um den Punkt der Verhandlung lagerte, in die Weite scheuchte! wie da sein Sturmeshauch auf allen Köpfen in der Versammlung die Haare zu Berge trieb! Sonderbar! nie war sein Vortrag logischer als im Zorn. Die heftigste Aufregung, statt durch ihre natürliche Erschütterung den Guß seiner Rede zu sprengen, entwickelte vielmehr bei ihm eine Art von potenzirter Logik, und in der Wuth strömten ihm die Beweisgründe zu, wie sonst einem die Gleichnisse . . . Wir wissen es von unsern Vätern, wer Mirabeau nicht im Zorn gesehen, hatte ihn nicht gesehen. Im Zorn schlug sein Genius ein Rad und entfaltete all seine Pracht. Der Zorn stand dem Mann gut, wie dem Ocean der Sturm.

Auch wer ihn gesehen, ihn gehört hat, auch für den sind seine Reden jezt ein todter Buchstabe. Der Odem des Geistes, lebendiger Ausdruck, Farbe, Seele und Leben, Alles ist dahin; Alles in diesen herrlichen Ergüssen des Geistes ist für uns platt und eben. Wo ist der Hauch, vor dem diese Ideen alle wirbelten, wie die Blätter im Sturmwind? Da steht der Satz, wo ist aber die Geberde dazu? da steht der Schrei, wo ist der Laut dazu? da steht das Wort, wo der Blick dazu? da steht die Rede, wo ist das Drama zu der Rede? Denn so ist es: in jedem Redner hausen zwei Wesen, der Denker und der Schauspieler. Der Denker überlebt, der Schauspieler geht dahin mit dem Menschen. Talma steigt ganz, Mirabeau steigt zur Hälfte in die Grube.

In der konstituirenden Versammlung steckte etwas, das Männer von scharfem Auge mit Entsetzen erfüllte — der Convent. Wer sich mit dieser Zeit einigermaaßen bekannt gemacht hat, muß sehen, daß vom Jahr 1789 an sich der Convent in der konstituirenden Versammlung barg, als Keim, als Embrio, als erste Anlage. Für den Haufen war es noch ein Nebelbild, für den, der den rechten Blick hatte, bereits eine Schreckensgestalt. Und was war es? eine etwas dunklere Schattirung als die allgemeine Farbe, eine falsche Note in einem Orchester, ein murrender, eigensinniger Laut in einem Chor, wo Alles von Hoffnung und schönen Träumen singt, ein klein Stück, das zu dem Ganzen nicht recht paßt, eine düstere Gruppe in einem finstern Winkel, ein paar Stimmen, die auf gewisse Worte einen gewissen Nachdruck legen, dreißig Stimmen, nicht mehr als dreißig Stimmen, die später, in schrecklicher Progression gehäuft, sich in Girondisten, in Berg und Ebene spalten werden, mit Einem Wort: 1793 als schwarzer Punkt am blauen Himmel von 1789. Und dieser schwarze Punkt barg allbereits Alles: jene blutige Trilogie, den 21sten Januar, den 31sten Mai, den 9ten Thermidor, jene schreckliche Trias, Buzot, der Ludwig XVI. verschlingt, Robespierre, der Buzot verschlingt, Vadier, der Robespierre verschlingt. Die untergeordnetsten, unbedeutendsten von diesen Menschen verzogen bei den Verhandlungen den Mund zu seltsamem Lächeln; es war, als behielten sie einen Gedanken, den ihr Mund nicht aussprach, für andere Zeiten zurück. Wir meinen, der Geschichtsforscher sollte mit dem Mikroscop beobachten können, wie eine Versammlung im Schooße einer andern Versammlung sich entwickelt und bildet; dergleichen Fälle, wo ein Ding im andern steckt, kommen in der Geschichte nicht selten vor, und dieses Verhältniß ist wohl noch nicht gehörig beachtet. Im vorliegenden Fall war jener räthselhafte Auswuchs auf dem legislativen Körper, der Auswuchs, der bereits das Schaffot für den König von Frankreich barg, sicher kein Ding ohne Belang. Es mußte ein mißgeschaffen Wesen seyn, der Embrio des Konvents im Schooße der konstituirenden Versammlung: ein Geierei in einem Adler.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Die Herren werden durch die Erscheinung L..s unterbrochen, der eben über die Brücke kommt. Es ist der Herausgeber des National; man geht auf ihn zu, ladet ihn ein, Eis in der Gesellschaft zu nehmen; nach einigem Zureden nimmt er die Einladung nicht ohne Würde und Bedeutung an, wiewohl er entsezlich viel zu thun habe und in einer halben Stunde in die Sizung der Société patriotique müsse. Sogleich wird das Eis und dazu Champagner à la glace in Profusion bestellt und die Herren nehmen dicht neben uns Plaz. Nach einigen Spöttereien über das Fest der Juliustage fragt man den Redakteur nach Neuigkeiten des

Auslandes. „C'est pitié," antwortet er, „que l'histoire de nos jours. Mes lettres de Vienne ne disent pas grande chose. Le valet de chambre de Metternic m'écrit cependant que l'empereur François II. vient d'avoir une forte scène avec le prince et que les électeurs, l'électeur de Hesse è leur tête, se formalisent extrêmement à Francfort de la grande prodigalité de ce ministre détesté par tous les hommes bien pensans; enfin l'on me fait entendre que l'Empereur pourroit bien se voir forcé par le peuple de renvoyer Metternic; des inondations du lac ménacent son château en Hongrie où, à ce qu'on m'assure, il a amassé d'immenses richesses. L'on me mande de Berlin, que l'autocrate moscowite, toujours également détesté par tous ceux qui le connoissent doit y arriver incessamment pour occuper le château du prince Schwedt qu'on lui prépare et où l'on pratique maintenant un petit escalier dérobé donnant sur l'Elbe par lequel le despote pourroit s'échapper s'il voyoit son existence menacée." — „Aber sehen Sie doch: Miß Forgbeß auf ihrer göttlichen Stute!" Alles springt auf und eilt der Engländerin zu.

Ich meine, dies genügt zur Einleitung und um einige der Elemente kennen zu lernen, die eine neue, bessere Welt bilden wollen. Alle stehen in Wechselwirkung, und außer obigem National, der von Fernex aus redigirt wird, haben sie noch ein in fürchterlichen Phrasen sprechendes Organ, die Europe centrale, und einige Zeit blies auch das gleichfalls von einem Franzosen geschriebene Journal de Genève in dasselbe Sturmhorn. An sie schließt sich die Société patriotique an, die freilich nicht wie jene jungen Leute ein anderes Italien, Piemont und Polen gründen will, der aber die Genfer Regierung zu fest, zu besonnen und zu geachtet ist, um bei ihr Einfluß und Stellen gewinnen zu können. Ihr patriotischer Grundsatz ist: ôte toi pour que je m'y mette. Diese drei Elemente: die Mouvementsjournale, die Société patriotique und die fremden Verwiesenen, bildeten bald in innigem Verständniß einen Staat im Staate, der sich durch den Einfluß einer Menge hübscher, kräftiger junger Männer auf die Weiber, und was mit ihnen zusammenhängt, immer mehr ausdehnte. Die Regierung erkannte bald die ihr von dieser Coalition drohende Gefahr, aber sie konnte nichts thun, als einige zu laute italienische Verwiesene wegschicken. Der Hauptstamm blieb immer, und diese Hummeln glichen — so unglaublich es auch ist — den Lilien: sie säeten nicht, sie ernteten nicht, und wurden doch ernährt. Der Regierung half es gar nichts, seit 1828 in besonnenem Fortschreiten und ohne allen revolutionären Eclat eine Menge Verbesserungen im politischen und öffentlichen Leben vorgenommen zu haben, die in einem großen Staat viel Aufsehen gemacht hätten und unter denen ich nur bessere Kommunalverfassung, Gründung trefflicher Wohlthätigkeitsanstalten, Vervollkommung des Volksunterrichts, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, Trennung der Justiz von der Polizei und Administration nennen will. Es war so gut, als wenn sie nichts gethan hätte, als ob Genf das am schlechtesten regierte Land Europas wäre, denn jene Mouvementsjournale, die alles Gute verdrehten, sprachen sich auf die undankbarste, gehässigste und gröbste Art über Alles aus, ja manchmal sagten sie es gar nicht undeutlich, die Emeute müsse schnell wirken. Manchmal auch gaben sie sich das Ansehen, als machten sie mit Allem nur eine konstitutionelle Opposition, im Stillen aber bereiteten sie die Mittel zum Hauptschlag vor. Das Ganze wurde verbrämt und der Menge mundrecht gemacht durch tönende philanthropische Worte und durch die ganze Phraseologie des Pariser Mouvements.

Seit ungefähr vier Monaten wurden diese Aufregungen immer häufiger und hartnäckiger, auch mischte sich überall bitterer Spott über die Regierung und Trotz gegen ihre freilich zu schonenden und milden Maßregeln ein; bald waren die Gallerien im Theater unbändig, sangen die Marseillaise, warfen Stücke Holz auf's Orchester und riefen dabei Drohungen gegen die Regierung; bald rotteten sich die Handwerksgesellen zusammen und versagten die Arbeit; bald griff man die Gensdarmen thätlich an, zog nächtlich in großen Rotten durch die Straßen, sang aufrührerische Lieder u. s. w. Alles dies aber wurde von den sinnverwandten Journalen sehr gebilligt und gegen jedes Einschreiten der Regierung in Schutz genommen. So wurde der politische Dunstkreis immer schwüler, und wer einigen Takt im französischen öffentlichen Leben hatte, sah ein, daß es nicht so bleiben könne, sondern daß ein entscheidender Schritt in irgend einem Sinne bevorstehe. So kam es auch, nur mit dem Unterschied, daß zwei Schritte geschahen, beide in ganz verschiedenem Sinne.

Gegen die Mitte des Januars zeigten die verwiesenen Italiener, Piemontesen und Polen eine verdoppelte deklamatorische Effervescenz; man sah sie überall in zahlreichen gestikulirenden Gruppen zusammenstehen, sie waren auch kecker, manchmal sogar unartig im Umgang; ein Blinder mußte gewahr werden, daß sie etwas Besonderes vorhatten. Der Verbrauch an Cigarren, an schäumendem Bier, an Champagner und Beefsteaks war auch viel bedeutender in den Wirthshäusern und Caffés. Ein stiller, aber aufmerksamer Beobachter will gezählt haben, daß elf dieser Herren in Zeit einer halben Stunde das Wort république fünf- und dreißigmal, droits de l'homme ein- und vierzigmal, despotie neun- und zwanzigmal, insurrection zwei- und fünfzigmal, Savoie zwei- und siebzigmal ausgesprochen. Aus diesen Zahlen setzte ich mir schon damals eine Unternehmung auf Savoyen wie deren wahrscheinlichem Ausgang zusammen, indem ich eine Zahl mit der andern auf dem Papier multiplizirte und dann noch die gehörigen Nullen hinzufügte. Ja, schon damals war's keine Hexerei, mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß aus dieser von solchen Leuten auf dem Markt ausgeschrieenen Unternehmung nichts werden könne; die Herren schienen aber ihrer Succeße so gewiß, daß sie sich nie im Sprechen in Acht nahmen, auch nie ihre Umgebung berücksichtigten. Man hätte glauben sollen, sie hätten wenigstens hunderttausend Mann mit einigen Dutzend Millionen zu ihrer Disposition, oder es liege in ihrem strategischen Plan, eine Diversion zu machen, die Aufmerksamkeit der Regierungen auf Savoyen zu leiten, während ihre Unternehmung auf ein ganz anderes Land gerichtet sey.

In den letzten Tagen des Januars kam von Lausanne die Nachricht herüber, daß sich die im Canton Bern am Jura wohnenden Polen ohne Erlaubniß, ohne Pässe und gegen ihr ausdrücklich gegebenes Ehrenwort aus dem Staub gemacht hätten, daß sie unter dem lauten Beifallruf der Menge gegen den Genfersee vordrängen, wo sie im Verein mit den in den Uferstädten versammelten Piemontesen und Italienern eine Landung auf der Savoyischen Küste vorzunehmen gedächten, um dies Land zu insurgiren, weil sie beim Linienmilitär und den Einwohnern der kräftigsten Unterstützung gewiß zu seyn meinten. Auch der Polengeneral Ramorino kam am 31. Januar von Lausanne hier an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. März 1834.

— Non fonda timemus:
Sed venient majora metu.
Lucan.

Mirabeau.

(Beschluß.)

Schon damals ward vielen hellen Köpfen in der konstituirenden Versammlung unheimlich zu Muth ob dieser Handvoll verschlossener Menschen, die sich selbst für eine andere Zeit aufzusparen schienen. Sie ahneten es, ein Heer von Stürmen beherbergte die Brust dieser Unbegreiflichen, die jezt kaum ein paar Worte hauchte. Sie fragten sich, werden nicht einst diese Orkane entfesselt toben? und was wird dann aus den Stützen der Kultur, welche das Jahr 89 nicht entwurzelt? Rabaut St. Etienne, der die Revolution für beendigt hielt und dies laut aussprach, ging Unheil witternd um Robespierre herum, der meinte, sie habe kaum angefangen, und dies für sich behielt. Die lebenden Zertrümmerer der Monarchie zitterten vor den kommenden Zertrümmerern der Gesellschaft. Diese, gleich allen Menschen, denen die Zukunft angehört und es wissen, waren hochmüthig, zänkisch, anmaaßend, und der kleinste Mann von ihnen stieß die Häupter der Versammlung geringschätzig mit dem Ellbogen an. Die unbedeutendsten, obskursten unter diesen Menschen unterbrachen nach Laune und Belieben die gewichtigsten Redner auf's Insolenteste, und da Jedermann wußte, daß in einer nahen Zukunft für diese Menschen etwas blühte, wagte es Niemand, ihnen etwas zu sagen. In solchen Augenblicken, wo die dereinstige Versammlung der bestehenden bange machte, zeigte sich denn Mirabeaus Gewalt, die nur ihr zustand, in vollem Glanze. Im Gefühle seiner Allmacht, nicht wissend, daß er so etwas Großes that, schrie er dem finstern Häuflein, wenn es laut wurde in der Versammlung, zu: Silence aux trente voix! — und der Convent schwieg. In dieser Aeolushöhle blieb es still und ruhig, so lange Mirabeau den Fuß auf dem Deckel hatte. Kaum war Mirabeau todt, so kamen alle im Herzen gehegten Zerstörungsgedanken ans Licht.

Wir wiederholen übrigens, nach unserer Meinung ist Mirabeau zur rechten Zeit gestorben. Man sieht deutlich, nachdem er im Staate so manchen Sturm entfesselt, hat er eine Zeitlang mit seinem geistigen Gewicht alle die divergirenden Kräfte, welche das von ihm begonnene Werk der Zerstörung vollenden sollten, niedergehalten; aber just durch diesen Druck condensirten sie sich, und früher oder später wäre gewiß die Mine der Revolution aufgeflogen und hätte Mirabeau, den Riesen Mirabeau, in die Luft geschleudert.

Sollen wir Mirabeau mit Einem Worte bezeichnen, so ist es dies: aus Mirabeau spricht kein Mann, kein Volk, sondern ein Weltereigniß, ein ungeheures Ereigniß, der Sturz der monarchischen Regierungsform in Frankreich.

— Unter Mirabeau war die Monarchie und die Republik gleich undenkbar. Mit der Monarchie konnte er sich nicht vertragen wegen ihrer Hierarchie, mit der Republik nicht, wegen ihres starren Gleichheitsgrundsatzes. Mirabeau ist der Mann für eine Uebergangsperiode. Sollte Mirabeau hier seine Schwingen gehörig ausbreiten können, so mußte die gesellschaftliche Atmosphäre sich in jenem eigenthümlichen Zustand befinden, bei welchem nichts einen festen Umriß hat, nichts mit starker Wurzel am Boden hängt, wo kein Hinderniß den Flug der Theorien hemmt, das nicht leicht von selbst wiche, wo die Grundsätze, welche dereinst die feste Grundlage der künftigen Gesellschaft bilden sollen, formlos und locker im Raume schwimmen, und in dem Medium, in welchem sie durcheinander wirbeln, des Augenblicks harren, wo sie sich niederschlagen und zu Krystallen anschießen werden. Jede fest gegründete Institution hat Kanten und Ecken, an denen sich vielleicht Mirabeaus Genie den Flügel geknickt hätte.

Mirabeau sah mit scharfem Blick in die Verhältnisse, er sah mit gleich scharfem Blick in die Gemüther . . . Nur was Robespierre und Marat wollten, davon hatte er keinen Begriff. Der eine war ihm der Advokat ohne Prozeß, der andere der Arzt ohne Patienten, und er dachte nicht anders, als der Verdruß reize sie zu Ausschweifungen. In gewisser Hinsicht war dem wohl auch so. Von Allem, was sich für die nächste Zeit mit so reißender Eile vorbereitete, war sein Blick durchaus abgewendet. Wie bei allen Radicalreformen, blieb sein Augenmerk ungleich mehr auf die socialen, als auf die politischen Fragen gerichtet: nicht die Republik, die Revolution war sein Werk. Daß er der ächte große Mann für jene Zeit war, geht daraus hervor, daß er größer geblieben ist, als irgend einer, der sich nach ihm in demselben Ideenkreise zur Größe emporgeschwungen hat....

Mirabeau war für das Gesammtwerk des achtzehnten Jahrhunderts von so großer Bedeutung als Voltaire. Beider Männer Bestimmung ist die gleiche: sie sollten das Alte zerstören, dem Neuen den Weg bereiten. Des einen Werk war langdauernd, er arbeitete daran im Angesicht von Europa ein ganzes langes Leben lang; der andere erschien nur wenige Augenblicke auf dem Schauplatz. Zum gemeinsamen Geschäft war Voltairen die Zeit nach Jahren, Mirabeau nach Tagen zugemessen. Und doch hat Mirabeau so viel gethan als Voltaire; nur geht der Redner anders zu Werke als der Philosoph; jeder hat seine Weise, wie er dem Körper der Gesellschaft ans Leben greift. Voltaire zersezt, Mirabeau zerschmettert; Voltaire wirkt gewissermaaßen chemisch, Mirabeau rein physisch; wo Voltaire geschafft hat, ist die Gesellschaft aufgelöst, wo Mirabeau, ist sie in Staub zerschlagen. Voltaire ist eine Säure, Mirabeau ist eine Keule.

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Es verging mir bald die Neugierde, diese ländlichen Umgebungen zu besuchen. Einst waren wir zehn Meilen von der Stadt auf der Straße nach Columbia zu einem Gärtner gefahren, der da seit 1814 in der Einsamkeit mit einer Sklavin lebt, und im Rufe steht, ein bedeutendes Vermögen erworben zu haben. Glücklich aber hat es ihn nicht gemacht. Er ist ein ernster alter Krieger, ein Veteran der großen Armee; indessen schien ihm unser Besuch willkommen; er nannte sich scherzweise la Caricature de l'hermite de la chaussée d'Antin, und diese Rolle auffassend, gab er uns in wenig Stunden eine richtige Uebersicht der Landesverhältnisse. Hätten wir Amerika nicht schon selbst so gut gekannt, so wäre uns seine Sprache sarkastisch, seine Schilderungen übertrieben vorgekommen; den nämlichen Eindruck dürften diese Blätter auf den Leser machen, vor dessen Blick sich hier eine vierjährige Erfahrung in wenigen Seiten zusammendrängt. Als wir wieder nach Hause fuhren, überraschte uns die Nacht, und wir hörten auf einmal ein fürchterliches Ochsengebrüll. Wäre uns das im Norden begegnet, so hätten wir nicht gezweifelt, unter eine Büffelheerde gerathen zu seyn, so aber wußten wir nicht, was wir davon halten sollten. Wir kamen auf eine Blöße im Walde, wo wir einige hundert Stöcke von abgehauenen Bäumen zu erblicken glaubten; bald aber sahen wir ganz deutlich beim Mondschein, wie die vermeinten Stöcke sich bewegten und zu tanzen und zu hüpfen anfingen. Der Neger, der uns führte, trieb die Pferde mit schauerlichem Geschrei und gellendem Pfeifen an; uns wurde ganz unheimlich, und unwillkührlich deklamirte ich in Gedanken Bürgers Lenore. Mein Gemahl fragte den Kutscher, was dieser Herentanz zu bedeuten habe. Der Schwarze stieß ein lautes Gelächter aus, was mir in dem Augenblick ganz teuflisch vorkam, um so mehr, da er gar kein Ende nehmen wollte, bis mein Mann ungeduldig wurde und die Frage mit einer, bei Sklaven landesüblichen Ermahnung wiederholte. „Ach, Herr,“ sagte der Neger mit unterdrücktem Lachen, „haben Sie denn noch keine Kröten gesehen? ich glaubte, Sie spaßen.“ Wir sahen nun auch die ellenlangen und fast eben so breiten Unthiere ganz deutlich, aber war es Ekel oder Entsetzen, gewiß, wir waren froh, als wir sie weit im Rücken hatten. So viel man hier Riesenkröten sieht, so viel in Frankreich Hühner hüpfen, so viele Klapperschlangen schnellen in den Floridas herum; in den südlichen Ländern begreife ich also ganz, daß man nur in den Straßen der Städte spazieren gehen mag.

Das Schoppiren füllt nur etwa anderthalb Stunden im Tage aus, Theater hat man höchstens vier Wochen im Jahr, wenn nämlich die französischen Schauspieler von Neworleans den Sommer über nach Newyork gehen und den lezten Wintermonat in Charlestown ihr Glück versuchen. Man ist daher aus Langeweile etwas geselliger als im Norden, und ein Fremder bekommt leichter Zutritt in die Häuser, aber — Ahnenproben müssen gemacht werden.

Was! Ahnenproben in den Nordamerikanischen Freistaaten? es ist nicht möglich! Ja, ja mein Herr, oder meine schöne Dame, gleichviel, so ist's, und wenn Sie je in eine hiesige Gesellschaft kommen sollten, so rathe ich Ihnen, sich mit einem korrekten Stammbaum zu versehen, wenn Sie sich anders nicht der Verlegenheit aussetzen wollen, von jedem Anwesenden ohne Weiteres bei der Nase genommen zu werden, und weh Ihnen, wenn es dem Knorpel in der Nasenspitze an Härte fehlt. In jeder Familie werden die Geschlechtsregister mit allen dazu gehörigen genealogischen Dokumenten sorgfältig geführt und verwahrt, um nöthigenfalls den Beweis einer reinen, unvermischten Abstammung führen zu können. Die entfernteste Vermischung mit Negerblut ist ein unauslöschlicher Schandfleck. Der verachtete Bastardsprößling, selbst wenn er im vierten Gliede und in bürgerlicher Ehe geboren wäre, darf sich nie an Einen Tisch mit Weißen setzen, nicht einmal im Wohnzimmer eines Weißen sich niederlassen. Im vierten, fünften Gliede sind zwar alle Kennzeichen der Negerabkunft völlig verwischt, nur der Nasenknorpel fehlt, wie die hiesigen Kreolen behaupten, und die verrätherische Nasenspitze bleibt nach ihnen auch wohl noch zwei oder drei Generationen länger weich, ohne deßhalb die abgeplattete Form zu haben. Wer also seine Papiere nicht in Ordnung hat, der muß die Nase herhalten. Jemanden ohne Grund eine auf diese Weise befleckte Abstammung Schuld zu geben, ist eine durch das Gesetz hoch verpönte Beleidigung, die schon oft zu großen Prozessen und unerschwinglichen Strafen Anlaß gegeben hat; fehlt es dem Beleidigten an Beweismittel, so wird er gerichtlich bei der Nase genommen. Wenn sich der Knorpel in der gehörigen Härte wieder einstellt, ist der Schandfleck verjährt.

Wenn wir sagten, daß die Amerikaner in ihrem Thun und Lassen sich durch die ganze Union so ziemlich gleich bleiben, so dringt doch das Sklavenwesen in den Ländern, wo es besteht, in den gesellschaftlichen Verhältnissen manche Abweichung hervor. — Wir haben gesehen, wie die hochverehrlichsten Leute und die großen Männer im Norden ungeheure Körbe auf den Markt und schwer beladen wieder nach Hause schleppen; im Süden macht die große Hitze im Sommer und die ermüdende laue Luft im Winter die weißen Abkömmlinge zu jeder Handarbeit, die etwas Anstrengung erfordert, unfähig. Die nothwendigsten Handwerker fehlen hier, aller Hausrath wird im Norden fabrizirt und hergebracht. Dafür ist man aber auch in Möbeln sehr genügsam; der einzige Parlon ist halbwegs eingerichtet, alle übrigen Zimmer im Hause sind aber leer, außer dem über den Fußboden genagelten Teppich. Nur Afrikas Söhne sind in diesem Klima arbeitsfähig; willig gibt sich der Weiße der halb gezwungenen Trägheit hin, und so ist es nach und nach zur Schande geworden, die geringste Arbeit im Freien zu verrichten. Hätte man z. B. ein noch so unbedeutendes Päckchen nur über die Straße zu schaffen, so muß man einen Freigelassenen dazu miethen, wenn man selbst keinen Sklaven hat.

(Der Beschluß folgt.)

Sonett.

Erinnerung des Herzens.

Mir ist, als hört' ich süße Saiten klingen,
Dich seh' ich spielen, du geliebtes Kind,
Die reinen Züge ruh'n so ernst und lind,
Lichtstrahlen aus den tiefen Augen dringen.

Will mir der Geist die Wonnen wiederbringen,
Die bebend jüngst hindurchgezogen sind? —
Will selig, wie das Echo spielt im Wind,
Erinn'rung gaukeln auf des Liebes Schwingen?

O wär' es so! Doch nur der Sehnsucht Schmerz
Hat mir dies Bild geführt vor Aug' und Ohr,
Das nimmermehr ich wiedersehen werde.

Warum auch strebst du, ungeduldig Herz,
An jedem schwanken Sonnenstrahl empor,
Der aus dem Himmel dringet auf die Erde!

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24sten Februar.

Der französische Teufel auf dem Theater.

„Nun, haben Sie Robert den Teufel gesehen?“ — „Ich? warum nicht gar! In der römischen Staatszeitung, wenn die Republik oder das Kaiserreich dergleichen gehabt hätte, wäre zu lesen gewesen: gestern hat der große Pompejus dem römischen Volk das vorher nie gesehene Rhinoceros vorgeführt, oder: Gordianus Cäsar hat im Cirkus zwanzig Elephanten auf dem Seil tanzen und sechshundert Löwen, worunter vierhundert mit Mähnen, mit wilden Stieren kämpfen lassen.“ — „Was soll dies heißen?“ — „Es soll so viel heißen: das waren großartige Opern! ein niegesehenes Nashorn, welch gigantische Persönlichkeit! und was sind unsere steifen, eingelernten Chöre gegen den Naturchor brüllender und malerisch mit dem Schweif schlagender Löwen! was unsere quiekenden, schmachtenden Violinen gegen das Todesröcheln sterbender Fechter! Und was das Beste war, diese Schauspiele des großen Volks waren unübersetzbar; wenn man in Lydien oder Cappadocien dergleichen haben wollte, war es

nicht damit gethan, daß man sich die Partitur verschaffte und Maler und Schneider in Bewegung sezte. Ich wollte, Paris wäre Rom, in diesem Punkt wenigstens.“ — „O weh! ich verstehe: die alten Jeremiaden über den Verfall der Kunst, über das giftige Unkraut der Sinnlichkeit, das die arme Sensitive Geschmack überwuchert und erstickt, über die Musik, die nur in Walzern fortlebt, über die aufgegebene Nationalität in einem Punkte, in dem es uns erlaubt wäre, sie zu behaupten! Was wollen Sie denn? hat nicht jede Zeit das Recht, zu seyn, wie sie eben ist? kann sich der Einzelne, ich meine die einzelne Stadt, die einzelne Intendanz, dem Geist der Zeit entäußern? Und wenn es auch wirklich an dem ist, daß die dramatische Kunst tiefer und immer tiefer sinkt, wenn auch, wie Sie neulich in Ihrem Sinne richtig bemerkten, die Zeit der Circenses bei Lampenschein gekommen ist, muß man nicht dasjenige, was eine gewisse Periode verwerflich gefunden hätte, was eine andere vielleicht verwerflich finden wird, an sich kommen lassen, und wäre es auch nur, damit einen die Revolution in Poesie und Kunst, von der Sie träumen, auf dem Laufenden finde? Was sind wir? wir machen weder die Geschichte, noch die Kunst; wir leiden und genießen in und mit der Zeit und somit —“ — „Verschonen Sie mich Ihrerseits mit Ihrem Optimismus im Pessimismus, mit Ihren politischen und moralischen Nothwendigkeiten! Weil wir dem Zollverein beigetreten sind, müssen wir Robert den Teufel haben, nicht wahr? Nun meinetwegen; wenn man in Paris die besten Operpfeifen schneidet, wendet euch dahin, wenn man dort macht, was ihr nicht könnt. Holt die Stumme von Portici, die Oper der Revolution; das ist das Fach der Franzosen. Laßt eure kosmopolitischen Ohren kitzeln von den Akkorden der Rebellion, laßt in euren weiten Herzen die Sturmglocke hallen; es ist wenigstens neu! In Wiz und Grazie sind die Franzosen Meister; übersezt, ihr Dresdener und Berliner! man kann tausendmal besser übersetzen als ihr, und laßt den Franzosen den besten Theil ihrer neuen Werke. Aber so tief zu sinken, daß wir ihnen den Teufel abborgen, unser eigenes, angebornes, geistiges Eigenthum abborgen! o Deutschland! Wem gehört der Teufel an, wenn nicht Dir? wer auf der Welt versteht etwas vom Teufel außer uns? Er lebt im Volksglauben, er lebt in unserer Poesie, in der höchsten, wie in der niedrigsten, eine ächt nationale Gestalt. Und den Herrn, der uns die Ehre erweist, daß er im Herzen von Deutschland sein Hoflager hält, den Unbekannten, der unsern Großmüttern als Stutzer im rothen Rock nachgeschlichen, den könnt ihr als Franzosen sehen, ohne zu lachen? Der Teufel ist längst ausgetrieben aus der französische Poesie, und jezt, da sie in ihrer Armseligkeit ihn von uns entlehnen, betrachtet ihr das von den prosaischen, aber fingerfertigen Tausendkünstlern geschnizte Konterfei nicht mit dem ironischen Wohlbehagen, das die Sache besser weiß, sondern mit der Maulsperre der Bewunderung!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Am 1sten Februar um Mittag — ich hatte gerade meinen Pensionären in der Geschichtsstunde von Hannibals Zug über den Mont-Cenis gesprochen — höre ich in der Stadt den Generalmarsch schlagen, der immer einen außerordentlichen Vorfall, ein außerordentliches Bedürfniß von zuverlässigen Männern bei uns anzeigt. Ich eile in die Stadt und erfahre da unter hundert mehr und weniger von einander abweichenden Gerüchten — denn Niemand wußte bis zum Abend etwas Genaues — daß die Regierung vor einigen Stunden Nachricht von der Landung einer Expedition Polen an der nahen Bellote empfangen und deshalb Truppen mit Artillerie hingesendet habe, um die Insurgenten von unserm Gebiet zurückzudrängen, andere Nationalgarden sollten an unsere übrigen Grenzen gegen Savoyen hin rücken, um den Uebergang aller bewaffneten Fremden aus unserm Kanton dahin zu verhindern. Kurz darauf wird durch den starken Ostwind eine Barke von der Bellote her in unsern Hafen getrieben, welche von den Polen abgeschnitten ist und die zur Expedition gehörigen Waffen enthält. Die Regierung läßt sie sogleich in Beschlag nehmen, die Waffen ausladen und mit den vier sie begleitenden Polen nach dem Arsenal bringen. So gelingt auch der erste Transport, aber bei dem zweiten zeigt sich eine große Opposition von Seiten der Einwohner aus Theilnahme für die Polen und Haß gegen die unmenschliche sardinische Regierung, und es handelte sich im Anfang wirklich nur darum, die Polen zu schützen und die Regierung zu hindern, wie man sagte, den Gendsdarmensdienst Karl Alberts zu übernehmen. Eifrig widersezte man sich aber dem zweiten Waffentransport, riß den Barkführern die Flinten aus der Hand, und zwar mit um so mehr Leidenschaft, da man sich versicherte, sie seyen bestochen worden, die Polenwaffen nach Genf zu fahren und der Regierung davon Nachricht zu geben. In diesem Handgemenge bekommt ein Bürger ganz durch eigene Schuld eine ganz leichte Bajonnetverlezung in den Hintern, worüber er ein Zettergeschrei anstellt, in das sich einige hundert Straßenbuben und andere junge Leute mischen; es werden auch von verschiedenen Seiten grobe Drohungen gegen die Regierung ausgestoßen, und damit bekam der im Anfang im Sinn menschlicher Theilnahme gemachte Auflauf einen ganz andern Charakter. Die Gassenbuben, Handwerksburschen, Handels-, Fabriks und Comptoirjungen beginnen nun mit Schreien und Drohen eine wichtige Rolle zu spielen. Die Regierung läßt zwar eine Kompagnie Nationalgarden an den Hafen rücken, um die Wegnahme der Waffen durch die aufgeregte Menge zu verhindern: diese Miliz zeigt aber dabei, zwar keine Opposition und Insubordination, aber große Lauheit. Ein Syndikus, der zur versammelten Menge sprechen will, wird nicht zum Wort gelassen, sondern durch laute beleidigende Aeußerungen zum Schweigen verwiesen, die Stimmung gegen die Regierung war also im Zunehmen. Sie vermehrte sich auch gegen Abend noch, denn das Mouvement glaubte sie sehr günstig für seine Absichten, und sezte sich nach allen Richtungen in Bewegung. Kein Mittel der Ueberredung und der Zusprache wurde gespart. So gelang es denn mit einbrechender Nacht, die Menge immer mehr aufzuregen; die aufgestellten Truppen thaten, als sähen sie nichts. In einem Augenblicke hatte man sich der Polenbarke bemächtigt, nahm die noch großentheils da vorhandenen Waffen weg, trug sie ans Land, rief sich zu, à Carouge, und lief damit fort. An der Porte-neuve, wo man durch mußte, um nach Carouge zu kommen, zeigte die Besazung wieder keine Energie; sie schloß die Thorflügel nicht, und nach einigem lächerlichen Drohen ließ sie die Menge über die Zugbrücken. Diese eilte nun im Triumphe nach Carouge, wo sich indessen die meisten hiesigen Italiener, Piemontesen und Polen in und vor einem Kaffeehause gesammelt hatten und die ihnen übergebenen Waffen — wie ein hiesiges Bewegungsblatt sagt — mit rührender Begeisterung in Empfang nahmen und küßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. März 1834.

Dies ist das Gesetz des Lichtes und der Beschattung, das sich in so viele Wunder hüllt.

Plinius Naturgesch. I, 15.

Die Mondsinsterniss vom 26sten December vorigen Jahres.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Die merkwürdige totale Mondfinsterniß, welche am 26sten December v. J. Statt gefunden hat, ist durch das schönste, heiterste Wetter, wie wohl selten eine Mondfinsterniß, begünstigt worden, so daß die Beobachtungen überall (nur nicht in England, wo der Himmel bedeckt war), sehr genaue Resultate geliefert haben. Wir werden uns darüber in diesem Aufsatze, nach mehrfachen uns indeß zugekommenen Mittheilungen ausführlich verbreiten, glauben aber einen Theil unserer Leser zu verbinden, wenn wir zuvörderst das Allgemeinste über diese Art von Himmelsbegebenheiten in ihr Gedächtniß zurückrufen.

Die Erde, als eine für sich dunkle, von der Sonne beleuchtete Kugel wirft, der Sonne gegenüber, einen großen kegelförmigen Schatten in den Weltenraum hinein, in welchen Schatten sich der Mond, wenn er voll ist, d. h. wenn die Erde zwischen ihm und der Sonne steht, zuweilen theilweise, zuweilen ganz eintaucht. Eine Mondfinsterniß ist also nichts anders, als ein Durchgang des Mondes durch jenen Schattenkegel der Erde, wobei der in den Erdschatten eintretende Theil, oder auch die ganze Mondscheibe ihr ebenfalls nur von der Sonne erborgtes Licht auf so lange einbüßt. Bewundernswürdig bleibt dabei, daß die Astronomie versteht, dergleichen Finsternisse lange und nach den kleinsten Umständen auf Minuten vorher zu sagen. — Wie fängt sie dies an?

Die erste und einfachste Bemerkung, welche sich zur Beantwortung dieser Frage darbietet, besteht darin, daß die Verfinsterungen des Mondes sowohl als der Sonne, wie alle übrigen Himmelsbegebenheiten in gewissen Perioden regelmäßig wiederkehren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die frühesten Astronomen bei ihren Vorhersagungen der Finsternisse sich nur auf solche, durch langjährige Beobachtung entdeckte Perioden stützten, wenn ihnen nicht etwa, wie der französische Gelehrte Bailly behauptet, die Mittheilungen eines von der Erde verschwundenen, uralten, in den Wissenschaften schon sehr vorgerückten Volkes zu Gebote standen. So ist eine sehr merkwürdige Periode der Rückkehr der Finsternisse z. B. die Halleysche oder Plinianische von 18 Jahren 11 Tagen *) und 8 Stunden. Der englische Astronom Halley sagte, mit

*) Wenn in diese 18 Jahre 5 Schaltjahre fallen, nur 10 Tage.

Beziehung auf dieselbe, die Sonnenfinsterniß vom 2ten Juli 1684 richtig vorher, weil um so viel Zeit früher, nämlich am 22ten Juni 1666 eine Sonnenfinsterniß beobachtet worden war. Es ist gewiß, daß die alten Chaldäer diese Periode unter dem Namen Saros gekannt haben, und Plinius d. ä. (Hist. nat. II. 13.) thut ihrer mit den bestimmtesten Worten Erwähnung. Man kennt längere Perioden, welche dies noch genauer leisten; und ein Theil des Vorherverkündigungsgeheimnisses der Finsternisse ist also hiedurch schon aufgeklärt.

Die neuere Astronomie bedient sich indeß, da sie genauere Methoden der Berechnung besitzt, solcher Perioden nur beiläufig. Man muß sich, um einen allgemeinen Begriff von ihrem Verfahren zu erlangen, daran erinnern, daß der Mond die Erde in einer, vom Kreise wenig abweichenden Bahn umläuft. Fiele die Ebene dieser Bahn mit der Ebene der Erdbahn um die Sonne zusammen, so müßten wir in jedem (synodischen) Monate eine Mond- und Sonnenfinsterniß haben. Allein da die Mondbahn vielmehr gegen die Erdbahn geneigt ist, und dieselbe nur in zwei Punkten (den Knoten) durchschneidet; so können Verfinsterungen nur dann eintreten, wenn sich die Neu- oder Vollmonde in der Nähe dieser Knoten ereignen. Der Mond geht sonst, wenn von Mondfinsternissen die Rede ist, über oder unter dem Schattenkegel der Erde hinweg, und behält also sein Licht. Nun ist aber die Bewegung des Mondes in jener seiner kreisähnlichen Bahn um die Erde mit allen Ungleichheiten jezt so bekannt, daß man darüber Tafeln hat entwerfen können, aus welchen sich der Augenblick des jedesmaligen Vollmondes und seine gleichzeitige Entfernung vom betreffenden Knoten ergibt. Von dieser Entfernung hängt es ab, ob überhaupt eine Finsterniß eintreten und wie groß sie seyn wird, d. h. im Allgemeinen, ob sich der Mond dabei nur partiell oder total, wie bei der lezten Finsterniß in den Erdschatten eintauchen wird. Fallen dabei die Mittelpunkte von Schatten und Mond zusammen, so heißt die Finsterniß zugleich central, welches diesmal nicht der Fall war. Außerdem kennt man die Größe des Durchschnittes des Schattenkegels der Erde in der Gegend, wo der Mond durch denselben hindurch geht, und die stündliche Bewegung des Mondes, und findet also hieraus, wann lezterer diesen Schattenkegel zuerst berührt (Anfang —), wann sein lezter Rand ihn ganz wieder verläßt (Ende —), wann er sich auf der Mitte des ganzen Weges durch den Schattenkegel befindet (Mittel —), und wie lange er demnach überhaupt in demselben verharrt (Dauer der Finsterniß). Noch ist zu bemerken, daß jenen eigentlichen Schattenkegel (Kernschatten) ein minder verdunkelter Raum, der Halbschatten umgibt, wohin zwar noch Sonnenlicht, aber wenigeres fällt, weil ein Theil der Erde schon einen Theil der Strahlen abhält, und wo der Mond also bereits anfängt, ein matteres Licht zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Nordamerikaner.

(Beschluß.)

Die Behandlung der Sklaven empört das Menschengefühl, sie sind aber leider für bessere Behandlung wenig empfänglich und stets zu gewaltsamer Empörung geneigt, wo sie dann die grausamste Rache üben. Die Südländer leben in steter Furcht vor solchen Ereignissen, wozu Feuersbrünste gewöhnlich das Signal geben. Entsteht ein Feuerlärm, so müssen die Schwarzen bei Todesstrafe augenblicklich nach Hause, nur Weiße dürfen löschen und die ganze Bürgerschaft tritt ins Gewehr, um die Sklaven zu bewachen. Hier ist ein Feuerlärm kein Fest mehr, sondern eine Schreckenszeit, die noch Monate nachher zittern macht und sich deßwegen auch nur in mäßigen Pausen wiederholt. Begegnet ein Schwarzer einem Weißen auf der Gasse, so muß der Neger nicht nur ausweichen, sondern das Trottoir verlassen und sich auf die Mitte der Straße begeben. Diese Polizeimaßregel ist freilich mehr zur Sicherung wider den Meuchelmord als wegen der Kleiderordnung eingeführt. Ein Sklave, der widersetzlich die Hand wider einen Weißen aufhebt, gleichviel gegen wen und aus was für einem Anlaß, verliert die Hand. Es laufen genug solcher Krüppel hier herum, die ihren Zorn nicht bezähmen konnten. Diese Kinder der Wüste haben mehr Ehrgefühl als man glaubt, sie leiden Schmerzen mit verzweifelter Ergebung, aber Hohn ist ihnen unerträglich.

Um einen Begriff von dem Loos dieser armen Geschöpfe zu geben, wollen wir einen Blick in die Haushaltung der kleinen republikanischen Tyrannen werfen. Gewohnt, jeden Befehl mit einer Tracht Schläge zu begleiten, eitel, ihre Größe durch vieles Befehlen zur Schau zu tragen, legen sie die Peitsche nie aus der Hand. Treten wir in den Parlor; da sizt die reiche Lady in der Mitte auf ihrem Schaukelstuhl und wiegt sich vierzehn Stunden des Tags. Mit der linken Hand hält sie eine kleine brennende Cigarre en papillote, in der Rechten hat sie eine tüchtig geflochtene, lange Gerte, nach Art der schon erwähnten vermeintlichen kirchlichen Fliegenwedel. Ihr gegenüber ist die Thüre, dabei stehen auf jeder Seite drei Schwarze, der Winke der Gebieterin gewärtig. Die Sklavenbesitzer benennen ihre Sklaven nach Laune; man legt ihnen die Namen von Flüssen, Städten, Thieren, Edelsteinen bei; häufig werden Spottnamen ersonnen,

welche ihre Eigenschaften oder Gebrechen lächerlich machen. Der Jagdliebhaber hat einen Mylord, eine Becasse, einen Karo, einen Slighflier; Schöngeister halten sich Garricks, Voltaires, Shakespeares, sogar eine schwarze Sontag habe ich gesehen. Die Dame von gutem Geschmack aber läßt sich von Göttern bedienen. Zwölf Uhr, die Schoppierstunde, schlägt; Helios, mit der platten Nase und den abgetragenen Kleidern seines Herrn, hat den altmodischen Staatswagen vorgeführt, Venus und Diana liegen zu den Füßen der ungeduldigen Gebieterin, der sie die Schuhe nicht schnell genug anziehen können, denn die Gebieterin ist rasch, das zeigt die lebhafte Bewegung ihrer, mit der Peitsche bewaffneten Hand. Zur Strafe ihrer Langsamkeit nimmt die Dame zwei Tücher, bindet den Zofen den Mund zu und läßt sie jede in einem andern Winkel niederknien und schwebt hinaus. Unter der Hausthüre steht tiefsinnig Jupiter Ammon, die Arme über die Brust zusammengeschlagen, kaut Tabak und verstellt den Weg. „Schwarzes Thier!“ ruft die Lady, „hast Du keinen dummern Platz mehr finden können? Dort knie hin in die Hausflur, bis ich wiederkomme!“ Es wird dem Jupiter Ammon eine Weiberschürze um den Hals gebunden, eine papierne Krone mit langen Ohren aufgesetzt, und so kniet er auf seinen Strafplatz nieder. Nun eilt die Lady zum Wagen, Phöbus öffnet den Schlag; Phöbus ist barfuß, leinene kurze Unterhosen bedecken dürftig seine schwarzen Beine bis zum Knie, er hat kein Hemd; aber einen alten Frack an und eine Mütze auf, die er sich aus einer alten Zeitung gemacht hat, er stellt sich auf den Tritt hinter den Wagen, und nun geht's vorwärts im majestätischen Paradeschritt, so feierlich, daß man oft nicht weiß, ob das Fuhrwerk nicht ganz stille steht. Ueber Land fährt man im leichten Tilbury rasend schnell, in der Stadt mit der Staatskutsche wird nur getrabt. Neben dem Wagen gehen die drei Grazien: Euphrosyne hält das Schnupftuch im Perlenbeutel, Aglaja und Thalia tragen jede ein Paar Schuhe, damit die Dame in jedem Laden, wo sie eintritt, wechseln kann, wozu ihr Tisiphone jedesmal die Peitsche überreicht. Indessen gilt der Gebrauch dieses Instruments noch keineswegs als Züchtigung für ein Vergehen, das ist nur so eine Gewohnheitssache. Wir wollen bei der Aufzählung der Grausamkeiten, die man an diesen armen Menschen verübt, nicht länger verweilen; es geht so weit, daß viele den Tod suchen, und in dieser Absicht Erde fressen. Man hält sie auch zu christlichen Religionsgebräuchen strenge an, in so weit es der Politik der Pflanzer dienlich ist. Sie werden ohne Namen getauft, man läßt sie den Sonntag feiern, aber nie werden sie getraut, und nur wie das Vieh in die Grube geworfen und verscharrt.

In Columbia, in St. Augustin, in New-Orleans, überall haben wir das Nämliche gesehen. Im Ganzen sind die Südländer freigebiger, umgänglicher und weniger mißtrauisch, als die Bewohner der andern Staaten; jedoch war ich recht froh, im Frühjahr nach Newyork zurückkehren zu dürfen, wo wir gegenwärtig die Beendigung einiger Geschäfte mit Ungeduld abwarten, um uns wieder nach dem Havre einzuschiffen.

Gewöhnlich geben uns die Reisenden die Merkwürdigkeiten, die sie wirklich oder in der Einbildung gesehen haben, zu lesen; ich will hier aber noch etwas erwähnen, was gar nicht zu sehen ist, nämlich daß man in diesem ganzen unermeßlichen Lande auch nicht Einem Krüppel begegnet; man vergißt ganz, daß es Höckerige, Krummbeinigte und andere menschliche Mißgestalten geben kann. Eben am Schlusse fällt mir noch diese Bemerkung ein.

Wenn im Süden das Klima nicht so ungesund wäre, wenn im Norden der spekulative Krämergeist nicht gar zu egoistisch herrschte, wenn im Westen die Indianer dem Landbauer ihre ungebetenen Besuche nicht so oft abstatteten, wenn die Viktualienwucherer ihnen nicht den Lohn ihrer Arbeit abjagten, so wäre Amerika allerdings das Land, wo Auswanderer aus Osten guten Unterhalt finden, ja ihr Glück machen könnten. Amerika hat gewiß seine schönen, großen Seiten, sie konnten aber nur wenig Platz in Blättern finden, die allein das gewöhnliche Leben schildern, welches nirgends ein Ideal ist, und mit dem Jeder in Berührung treten muß. Mögen sie den Lesern als schmerzlose Erfahrung dienen und zu ihrem Vortheil einiges Gewicht in die eine Schaale der Wage legen, deren andere bisher dem Wucher und der Habsucht so reichliche, durch lockende Erdichtungen erschlichene Ausbeute zuwog. Es wäre möglich, daß diese Bilder von der Seite nicht unangefochten blieben; gleichviel, der Stempel der Wahrheit, den sie gewiß unverkennbar tragen, wird doch hie und da ein Opfer der Leichtgläubigkeit dem Verderben entreißen. Dies ist die Absicht und der schönste Lohn der Verfasserin.

Gleaner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Hier bereiteten sie sich nun zum Auszug gen St. Julien, den ersten savoyischen Ort von einiger Bedeutung. Zuvor aber soll einer ihrer Anführer folgende Anrede an sie gehalten haben: „Waffenbrüder! Europa schaut in diesem Augenblicke auf uns. Wie einst der große Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba den Wiener Kongreß zerstäubte, so wird auch der jezt dort versammelte und alles Völkerrecht mit Füßen tretende Ministerverein scheu und ängstlich auseinanderfahren, wenn er unsere kühne Unternehmung und

ihre blizesschnelle Ausführung hören wird; denn nicht bloß für das kleine Land Savoyen, sondern für ganz Piemont und Italien, ja für alle europäischen Völkersympathien pflanzen wir das Banner der Freiheit auf, für diese große, heilige Sache der Völker gehen wir in den Tod. Waffenbrüder! in einigen Stunden wird der große Polengeneral Ramorino bei uns seyn und unsere Schaaren in Person anführen. Waffenbrüder! seyd eurer großen Ahnen in Italien würdig, und ihr edeln Polen, vergeßt den Tag von Ostrolenka nicht; das Blut, welches ihr dort ausgesäet habt, wird in diesen Tagen mit herrlichen Früchten aufgehen. Also vorwärts auf den feigen Feind! vorwärts auf die feilen Königsknechte!" – Durch einstimmigen Zuruf und Päan wurde abermals beschlossen, St. Julien und seine Garnison zu überrumpeln, gefangen zu nehmen und dann sogleich über das Gebirg nach Annecy zu marschiren, wo unverzüglich die Befreundeten aus Lyon und aus dem Departement Isère, desgleichen Ramorino von Annemasse her eintreffen würde. So wurde denn gegen sieben Uhr abgezogen unter zahlreicher gleichgestimmter Begleitung von Carouge und Genf, wobei abermals die liebe Jugend sich heiser schrie. Sonderbar aber wirkte die immer näher rückende savoyische Grenze auf die heilige Schaar, denn mit jedem Schritt wurde sie stiller, ja die Nachricht von einem ausgestellten Kavalleriepiket hätte sie beinahe zum Umkehren gebracht. Einige hundert Schritte von St. Julien war kein lautes Wort mehr zu hören, vielleicht weil man die Garnison überrumpeln wollte. Um so unbegreiflicher ist es, daß man diesen Gedanken so schnell und ohne alle sichtliche Veranlassung aufgegeben hat, denn in dem Orte lagen nur hundert und vierzig Mann Truppen, die überdies Ordre hatten, Insurgentenhaufen keinen Widerstand in den Weg zu legen, sondern sie ins Innere des Landes zu lassen, ihnen aber dann den Rückweg abzuschneiden. Die Anführer unserer heiligen Schaar, die wahrscheinlich diesen Plan merkten oder Nachricht davon bekommen hatten, hielten es nun auf einmal für klüger, ihren ersten Plan aufzugeben und gleich bei St. Julien rechts abzugehen und dicht an der Genfer Grenze eine rückgängige Bewegung zu machen. Diese plözliche Aenderung in dem Feldzugsplan war um so fataler, da man nach den in Carouge gefaßten Dispositionen, denen viele Genfer beiwohnten, nichts davon ahnen konnte. Gegen Mitternacht kamen daher mehrere Wagen mit Genfern, besonders Mouvements- und Oppositions-Damen, mit einer starken Ladung von Bouteillen und kalten Pasteten, Schärpen, Bändern und Lorbeerkränzen in St. Julien an, das sie von der „Insurrektionsarmee," – so ist die offizielle Benennung in den Mouvementsjournalen – besezt glaubten, wo ihnen aber Niemand berichten konnte, wo das Heer eigentlich hingekommen. Es hatte, wie gesagt, St. Julien und seine Garnison rechts liegen lassen und war am Fuß des großen Salève hin nach dem Dorf Bossey – durch J. J. Rousseau's Jugendtage bekannt – gezogen, wo es zu bivouakiren, abzukochen und am folgenden Morgen seinen Triumpheinzug über Annemasse in Savoyen zu halten gedachte.

(Die Fortsezung folgt.)

Stuttgart, 21sten Februar.

(Fortsezung.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Man sieht, ich hatte hier einen jener Catone vor mir, die wohl wissen, daß ihretwegen die Tänzerinnen im Cirkus ihre Kleider nicht behalten werden, und deshalb nie ins Schauspiel gehen, einen jener Wimmerer über die sinkende Republik der Künste, einen wehmüthigen, jugendlichen Lobredner einer schönern Zeit, die er selbst nie gesehen, einen mürrischen Propheten einer bessern Zukunft, die er nicht erleben wird. Dergleichen Charaktere sind indessen hier bei weitem nicht zahlreich genug, daß sie irgend Einfluß haben könnten; häufiger, versteht sich, jedoch im Verhältniß zu andern Städten wohl in nicht sehr bedeutender Anzahl, finden sich die leichten Truppen der Kultur in ihren oberflächlichsten Aeußerungen, die Avantgarde des blühenden, wie des sinkenden Kunstgeschmacks. Eben vorhin begegnete mir ein solcher Vorläufer der Zeit, der seinen Mitbürgern vor Augen stellt, wie sie in einem Jahre gekleidet seyn werden, und der lange, bevor hier der Zinngießer das Silbergeschirr zu Robert dem Teufel goß, ganze Passagen aus demselben trillerte. Der kam mir natürlich mit der Frage, ob ich Robert den Teufel gesehen, zuvor, und ehe ich nur ja antworten konnte, überschüttete er mich mit seinen Sensationen, die indessen sämmtlich Paraphrasen des Worts waren, das man am Abend der ersten Aufführung der Oper zu Paris in allen Kaffeehäusern hören konnte: c'est prodigieux! c'est prodigieux!

Nachdem ich so die beiden Extreme der Kritik angegeben, sollte ich den Eindruck bezeichnen, welchen das hiesige Publikum von dem prachtvollen Schauspiel erhalten, das es der Sorge der Intendanz verdankt. Ich fühle aber, daß ich nach zwei Aufführungen, nachdem erst ein kleiner Theil der Urtheilsfähigen etwas gesehen, was Jedermann wird sehen wollen, dem Publikum Unrecht thun könnte, und muß mich daher auf mein eigenes Urtheil beschränken, auf die Gefahr hin, dem Tonkünstler Unrecht zu thun; den Dichtern fürchte ich kaum Unrecht thun zu können, und daß ich den Leistungen der hiesigen Bühne vollkommenes Recht widerfahren lassen werde, weiß ich gewiß.

Ein Operntext ist schwer zu machen; ach ja! das ist schon tausendmal gesagt und theoretisch und praktisch bewiesen worden; einen zu übersezen, zumal wenn eine Sprache zu Grunde liegt, die sich zur Musik so wunderlich verhält, wie die französische, mag gewissermaßen noch schwerer seyn. Das sollte man aber doch nicht glauben, daß der Uebersezer über der schreienden Geige, die ihm etwa die Töne vorzählt und vorwiegt, poetisch ganz bewußtlos werden muß. Ist es möglich, daß Meyerbeer im schöngeistigen Berlin, wo er seine Oper selbst auf die Bühne brachte, keinen poetischen Famulus gefunden haben sollte, der den Takt nicht bloß in den Ohren hat, so daß er sich an eine verrufene Fabrik wenden mußte? Betrachten wir aber das französische Textbuch, so ist gleich die ganze Tendenz des Stücks, wie wir Deutsche es nennen, und wornach wir zuerst fragen, im höchsten Grade unklar, moralisch wie poetisch. Doch von den Tendenzen einer Oper zu sprechen, ist langweilig und undankbar; die Verfasser des Textes mögen gemeint haben, darauf zu reflektiren, sey es nicht weniger: und so haben sie denn sichtbar den Hauptaccent auf das Diabolische gelegt. Das riesenhafte Bild des Teufels schien ihnen ein so großartiger Stoff, daß man nur ein Stück davon abzureißen und sich sonst um Poesie nicht zu bemühen brauchte; ein paar Atome jenes Parfüms, das der Herr bei seinem Verschwinden zu hinterlassen pflegt, dünkte ihnen hinreichend, um ein ganzes großes Werk pikant poetisch zu durchdusten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. März 1834.

Ist in meinem Werke was, das mir gaben andre Leute,
Ist das Meiste doch wohl mein und nicht Alles fremde Beute.
Jedem, der das Seine kennet, geb' ich willig Seines hin,
Weiß wohl, daß ich über Manches dennoch Eigen blieb' und bin.

Logau.

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

Wir sind von mehreren Seiten aufgefordert worden, die Leser unserer Blätter mit Charles Nodier, dem wunderlichen, aber originellen französischen Philosophen, noch weiter bekannt zu machen. Wir wählen dazu ein Stück seiner Werke, das in denselben Ideenkreis gehört, wie die von uns mitgetheilte Palingenesie des Menschen. Wenn auch Ideen wie die folgenden schon mehrfach ausgesprochen worden sind, wenn auch schon Plato ungefähr dasselbe, was Nodier von der Buchdruckerkunst sagt, von der Schrift gesagt hat, so ist doch das Thema neu genug, um Nutzen, die Formen eigenthümlich genug, um Vergnügen zu gewähren.

* * *

Perfektibilität ist kein altes Wort, und dem gesunden Sinn der Alten schreibe ich es zu, daß es dies nicht ist. Plato, Cicero, Marc Aurel hatten keinen Begriff davon, Montaigne machte sich darüber lustig. Wer behauptet, der Mensch sey perfektibel, der sezt voraus, daß sich sein ganzes Wesen, seine Natur ändern kann, der will Rosen vom Isop und Ananas von der Pappel pflücken. Zeigt mir einen Menschen, den die Natur mit einem Sinne weiter als das übrige Geschlecht begabt hat, so will ich an seiner relativen Perfektibilität nicht zweifeln. Immerhin mag in Folge einer großen Umwälzung des Erdballs nach langen Jahrhunderten ein Geschlecht erstehen, ungleich glücklicher organisirt als das unsrige, und das will nicht viel heißen; aber dieses Geschlecht ist dann mit dem unsrigen nicht identisch; dies ist dann eine neue Schöpfung, keine Vervollkommnung.

Der einzige Zweig unserer Kultur, wo möglicherweise von Perfektibilität die Rede seyn könnte, ist die mechanische Arbeit, die manuelle Industrie des Menschen. Die Menschenhand ist allerdings ein höchst sinnreiches Werkzeug, dessen möglichen Verrichtungen keine absolute, nothwendige Grenze haben. Indessen ist es sehr zweifelhaft, ob wir es in Werken der Art je weit über jene Wunder der Geduld und Geschicklichkeit hinausbringen, welche das Alterthum bewunderte, und vielleicht dürften wir zufrieden seyn, wenn wir nur wieder so weit wären. Aber die Verrichtungen des menschlichen Geistes sind in feste Grenzen eingeschlossen; so lange der Mensch Mensch ist, bringt er es nicht weiter. In der neuesten Zeit spricht man gar viel von der Vervollkommnung der Wissenschaften. Aerger kann man ein Wort nicht mißbrauchen. Die spekulativen Wissenschaften sind nicht von der Stelle gerückt; die positiven Wissenschaften bleiben ihrem Wesen nach stille stehen, die faktischen Wissenschaften dehnen sich

wohl aus, aber sie vervollkommnen sich nicht. So lange der Mensch nicht Alles auf der Welt gesehen hat und ihn die Wißbegierde plagt, wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, Neues zu sehen, und er mag immerhin seine Entdeckungen zu Buch bringen und seine Beschreibungen drucken lassen. Ja, er hat da noch ein gar weites Feld, denn man kann wohl kecklich behaupten, daß er erst den kleinsten Theil dessen gesehen hat, was zu sehen ist, und daß er nimmermehr Alles sehen wird. Er mag neue Verhältnisse, neue Eigenschaften der Körper beobachten, er mag neue Wesen entdecken, die ihm bisher entgangen; er mag neue Analysen machen, neue Synthesen bauen, mag neue Namenreihen, neue Methoden schöpfen: erfinden wird er nichts mehr. So kenntnißarm auch die ersten Meister der Erfahrungswissenschaften seyn mochten, immerhin ist die Schöpfung dieser Wissenschaften ihr Werk; so reich an Beobachtungen ihre Nachfolger seyn mögen, zu schaffen gibt es nichts mehr für sie. Jene schufen die Physik, die Chemie, die Naturgeschichte; leztere machen Versuche und Katalogen.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert halten sich für die Jahrhunderte der Entdeckungen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie in hohem Grade Ignoranten waren, weil, den Marktschreier ausgenommen, der schaamlos sein Plagiat für etwas Nagelneues ausschrie, worauf bis zu dieser Stunde der Menschengeist noch nie verfallen, es zu seiner Zeit keiner Seele einfiel, den alten Autor aufzuschlagen, dessen Entdeckung er sich zueignete. Fast mit allen unsern geistigen Eroberungen in der neuern Zeit verhält es sich wie mit den Spielkarten, die unter Karl VI. von Frankreich erfunden worden seyn sollen, da sie doch schon im grausten Alterthum vorkommen; wie mit dem Lumpenpapier, das schon vor der Erbauung von Alexandrien allgemein fabrizirt wurde; wie mit der Druckerschwärze, die Schöffer erfunden haben soll, während das Rezept dazu im Dioscorides steht (1 Buch, 67 Kap.); wie mit der Buchdruckerkunst selbst, die in China fast seit undenklicher Zeit bekannt ist. Wo wir nur immer auf wissenschaftlichem Boden unsern Fuß setzen mochten, überall trafen wir die Fußstapfen der uralten Zeit; ist auch z. B. Amerika von den Bewohnern der alten Welt nicht schon früher besucht, vielleicht von ihnen bevölkert worden, wie wir doch fast annehmen müssen, so weist die Geographie und Philosophie der Alten deutlich genug darauf hin, daß die Existenz der andern Halbkugel von jeher ein rationelles Faktum war. Alles war voll Bewunderung in Frankreich, als d'Alembert aus seinem beschränkten, unfruchtbaren Kopfe eine ganz klare Eintheilung der menschlichen Kenntnisse zu Tage förderte. Die ganze Geschichte stand im Baco, und dieser hatte sie von einem Franzosen Savigny, dessen Werk dem Gewicht nach verkauft wurde; lezterer hatte sie wiederum von einem gewissen Bergeron, der noch obscurer ist, und von wem sie dieser hatte, weiß man gar nicht; es liegt aber auch sehr wenig daran, weil man alles so ziemlich beim Aristoteles findet, der sicher zu spät auf der Bahn war, um die Sache zu erfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mondfinsterniss vom 26sten December vorigen Jahres.

(Beschluß.)

Bei der diesmaligen totalen Mondfinsterniß vom 26sten December nun hatte Statt:

der Anfang der Finsterniß oder der erste Eintritt in den Kernschatten Abends	8 Uhr	27 Minuten *)
das Mittel derselben	10 —	16 —
das Ende	12 —	5 —

und die ganze Dauer der Finsterniß war also, abgesehen vom oben erwähnten Halbschatten, 3 Stunden 38 Minuten. Außerdem pflegt man bei einer solchen totalen Finsterniß noch zwei Phasen anzugeben, nämlich den Augenblick, wo der Mond eben ganz in den Schattenkegel versinkt (Immersion), und wo er nur eben erst wieder aus demselben hervortaucht (Emersion); die dazwischen verfließende Zeit heißt die Dauer der totalen Finsterniß, während welcher sich der Mond also immer ganz im Schattenkegel befand. Diese Immersion fand diesmal Statt . . . . 9 Uhr 26 Minuten,
die Emersion . . . . 11 — 5 —
die totale Finsterniß dauerte also 1 Stunde 38 Minuten.

Während dieser ganzen Zeit der vollen Verfinsterung blieb aber der Mond diesmal dem bewaffneten Auge des aufmerksamen Beobachters sichtbar, wogegen man früher mehrmals totale Mondfinsternisse beobachtet hat, bei welchen der Mond, in den Augenblicken des tiefsten Eintauchens in den Schatten, völlig verschwunden zu seyn schien. Einen solchen Fall erzählt z. B. Hevel, ein fleißiger Mondbeobachter des siebzehnten Jahrhunderts, von einer am 25sten April 1642 beobachteten Mondfinsterniß, bei welcher der Mond Minutenlang auch durch starke Fernröhren nicht aufzufinden gewesen sey, ohngeachtet ein vollkommen heitrer Himmel stattgefunden habe. Da indeß viele auf die Atmosphäre der Erde fallende Sonnenstrahlen so gebrochen werden, daß ihr Licht hernach in den Schattenkegel dringt, so ist es gewöhnlicher, daß der Mond, während

*) Mittlere Zeit zu Augsburg, wovon eine sehr genaue Beobachtung vor uns liegt.

des Durchganges durch den Schatten, in hellerer oder dunklerer rother Färbung noch einigermaßen sichtbar bleibt.

Dieser leztere Fall trat, wie gesagt, auch diesmal ein, und selbst der total verfinsterte Mond zeigte sich noch in einem röthlichbraunen Schimmer. Als der Kernschatten etwa den dritten Theil des Monddurchmessers eingenommen hatte, wurden die an sich dunklen Stellen des Mondes noch dunkler, wogegen die benachbarten glänzendern Stellen bis dahin nichts von ihrer Helligkeit zu verlieren schienen. Vielleicht hätte es, auf Veranlassung dieser Finsterniß, gelingen können, über den Unterschied der Naturbeschaffenheit solcher hellern oder blassern Mondstellen etwas Näheres auszumitteln. Wenn die Leser den Mond auch nur mit bloßen Augen betrachten, so werden sie dergleichen hellere und dunklere Theile darauf gewahr werden, und dem bewaffneten Auge stellt sich die ganze Mondfläche wie besäet mit Ungleichheiten, Streifen, Flecken, Vertiefungen und Erhöhungen dar. Die größern, blaß schattirten Flecken scheinen Ebenen zu seyn, welche, der Natur ihrer Bestandtheile wegen, das Sonnenlicht weniger lebhaft reflectiren, wogegen die glänzendern Stellen vielleicht Felsen von weißlicher Farbe oder Aehnliches sind, wovon das Sonnenlicht stark abprallt. Ich bemerke dabei, daß die uns sichtbar werdende Mondhälfte an Oberfläche etwa dem russischen Reiche gleich kommt, d. h. gegen 400,000 Quadratmeilen faßt, und also hinreichend groß ist, um ansehnliche Ebnen, Fels- und Gebirgszüge zu enthalten. Manches Eigenthümliche, und von der Beschaffenheit unserer Erde Abweichende mag dabei vorkommen, worauf auch wieder die Beobachtungen der diesmaligen Finsterniß hinzudeuten scheinen. Denn als der Kernschatten immer weiter gegen die Mitte des Mondes vordrang, ließ sich plötzlich in dem nun verfinsterten Theile, unweit des Mondrandes, eine Helligkeit bemerken, als wenn der Mond an dieser Stelle wie Eisen glühte. Man könnte annehmen, diesem Mondpunkte komme die Eigenschaft zu, das Sonnenlicht, von dem er vorher beschienen worden war, auch nach eingetretener Beschattung noch zurück zu halten, um fortwährend darin zu glänzen. Eine noch merkwürdigere Erscheinung aber zeigte sich, nach den Beobachtungen eines dem Referenten benachbarten Astronomen, um die Mitte der Finsterniß. Während der mittlere Mondgürtel rothbraun leuchtend erschien, wurde auf den zwei diametral entgegengesezten Abschnitten eine viel energischere Helligkeit sichtbar, welche an hellgelblich glühendes Eisen mahnte und durch eine deutlich erkennbare, geradlinige Grenze von dem so ganz anders kolorirten übrigen Theile der Mondfläche getrennt war. Auch über den Grund dieses Phänomens läßt sich noch nichts ganz Befriedigendes sagen; unser astronomischer Nachbar macht aber auf Veranlassung der Bemerkbarkeit aller dieser Lichtnüancen auf der Mondoberfläche die Anmerkung, daß, wenn die Seleniten zur Zeit der Finsterniß drei große Feuer etwa im Dreiecke angezündet hätten, dieselben den terrestrischen Beobachtern nicht entgangen seyn würden. Man hätte darauf von der Erde aus durch ähnliche Feuersignale antworten können, welche durch vorausgesezte Mondfernröhren ebenfalls wahrgenommen worden wären; und also hätte sich in der That eine Art von telegraphischer Kommunikation zwischen den beiden Weltkörpern etabliren lassen. Referent gesteht, daß ihn dieser Gedanke unendlich angezogen hat, und wahrscheinlich wird es den Lesern eben so ergehen.

Allmählig hob nun der Wiederaustritt des Mondes aus dem irdischen Schattenkegel an, und dies war ein ungemein prächtiges Schauspiel, dessen Herrlichkeit man schon mit unbewaffnetem Auge nicht genug bewundern konnte. Die ganze Mondscheibe färbte sich dabei mit Einem Male gelbbraun; nahe irdische Gegenstände erglänzten plötzlich in einem ganz besondern magischen Schimmer, welcher den an diese eigenthümliche Art von Beleuchtung nicht gewohnten Blick wunderbar überraschte; und als der Mondrand scheinbar nur etwa fingerbreit aus dem Schatten hervorgetreten war, warfen die Körper sogleich wieder einen bestimmten Schatten. Bald nach Mitternacht endlich war, wie schon oben bemerkt, das schöne Schauspiel zu Ende. Für diejenigen Leser aber, welche diese unsere Beschreibung desselben interessirt hat, bemerken wir schließlich noch, daß die erste Wiederholung desselben, d. h. die nächste totale Mondfinsterniß, den 20sten April 1837 zwischen neun und zehn Uhr Abends stattfinden wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. Februar.

(Fortsezung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Man war wieder heiter, laut, unternehmend und drohend geworden in dem Maß, als man sich von St. Julien entfernte. In dieser Nacht wurden auch die Proklamationen ausgepackt, die am folgenden Sonntag und Montag (2ten und 3ten Februar) auf dem Marsch durch das Land in großer Menge unter das Volk vertheilt werden und großen Effekt hervorbringen sollten. Urtheilen Sie selbst über die Wirkung, die eine Schrift folgenden Inhalts hervorbringen kann: „Freiheit, Gleichheit, Menschheit, Unabhängigkeit, Einheit. Die provisorische Insurrektionsregierung im Namen des Volks: In Betracht, daß überall, wo Despotismus herrscht, Insurrektion die heiligste der Pflichten ist; daß, wenn der durch die Umstände gereifte Augenblick endlich gekommen, Jeder ein Verbrechen begeht, der nicht unter die Fahne der Insurrektion tritt; daß dieser Augenblick gekommen ist; daß jede, zu einem volksthümlichen Zweck beschlossene und gedachte Insurrektion auch vom Volke ausgeführt werden muß; daß eine freiwillige, gleichzeitige

allgemeine laute Kraftäußerung das mächtige Mittel ist, die Krisis abzukürzen, beschließt: 1) Von diesem Augenblick an ist die Insurrektion proklamirt. 2) Die Staatsbürger werden aufgefordert, zu den Waffen zu greifen, von welcher Art diese auch seyen; sich auf den Plätzen zu vereinigen und sich an die Männer anzuschließen, welche die öffentliche Meinung und die Insurrektion selbst als diejenigen bezeichnen wird, die der Volkssache am meisten zugethan sind. 3) In jeder Stadt, in jedem Flecken oder Dorf soll die Sturmglocke geläutet werden. 4) Patrioten werden nach allen Seiten die Dörfer und das Land durchlaufen, um die Insurrektion zu verbreiten. 5) Jedes insurgirte Land wird seine Insurrektion durch auf den Höhen angezündete Feuer verkündigen. 6) Ueberall soll die Fahne der Regierung abgerissen und durch die Fahne der Insurrektion ersezt werden. 7) Die insurgirten Länder werden sogleich schnelle Kommunikationen untereinander errichten. Sie werden Kuriere nach den Orten schicken, welche nach den öffentlichen Nachrichten von den Befreiertruppen besezt sind. Diese Kuriere sollen sogleich von den Märschen, Concentrirungen und andern Truppenbewegungen Nachricht geben. 8) Jede Collision zwischen dem Volk und den Linientruppen soll so viel als möglich vermieden werden. Bevor man zur Gewalt schreitet, sollen alle Mittel der Verbrüderung mit ihnen versucht werden. 9) In den Städten soll sich die Insurrektion sogleich des Stadthauses, der Thore und der wichtigen Posten bemächtigen und sich in deren Besiz mit den Linientruppen behaupten, wenn sie mit diesen fraternisirt hat; allein aber, wenn dies noch nicht geschehen ist. 10) Die öffentlichen Beamten, als: Kassirer und Steuereinnehmer, Salz- und Tabaksbeamte, Rentbeamte, Hypothekenbewahrer, Direktoren oder Beamte der Posten, Forstbeamte und Inspektoren aller Art, Gemeindesekretäre und alle Rechnungsbeamte haben in ihren Stellen und Funktionen zu verbleiben, bei Strafe, des Verraths am Vaterland schuldig erkannt zu werden. 11) Die Gemeindesyndiken sind nicht nur zum Verbleiben an ihren Stellen und Geschäften verbunden, sie haben auch unter ihrer Verantwortung über die sofortige und genaue Ausführung gegenwärtigen Dekrets zu wachen. Die Akten, Archive, Bücher, Papiere und Verwaltungskassen stehen unter ihrer Verwahrung und Verantwortung. 12) Wenn feindliche oder zweideutige Linientruppen nahe bei den insurgirten Orten stehen, so soll man auf den öffentlichen Plätzen und an den äußersten Enden der Hauptstraßen Materialien aufhäufen, um diese zu barrikadiren. 13) Wenn einmal die Insurrektion bewirkt ist, so hat jede Provinz, jede bedeutende Stadt sogleich einen starken Haufen bewaffneter Patrioten nach dem Hauptquartier der Befreiungsarmee zu senden. 14) Das Insurrektionsgeschrei ist: es lebe die Republik! 15) Die Frauen, Kinder und Greise sind unter den Schutz des Volks gesezt. St. Julien, 1sten Februar 1834. Joseph Mazzini. Amadeus Melegari. Johann Ruffini, Rubin.“ Diese Proklamation beginnt also, wie ihre ältern Schwestern von 1792 und 1793, mit liberté und égalité, ist auch übrigens in demselben Styl nicht bloß für Savoyen, sondern für alle zu insurgirenden Länder abgefaßt, für Piemont, Italien, Frankreich u. s. w. Sie ist von St. Julien 1sten Februar 1834 datirt, wiewohl die Insurrektionsarmee diesen Ort keinen Augenblick inne gehabt hat. In Art. 15 werden zwar Weiber, Greise und Kinder unter die Sauvegarde des Volks gestellt, nicht aber Hab und Gut, Eigenthum und Vermögen; allerdings eine sehr weise Auslassung, deren guter Grund sich schon am folgenden Morgen zeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 24sten Februar.

(Fortsetzung.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Leider hat Scribe mit derselben Scheere, mit der er Marquisinnen und Napoleonsche Obersten ausschneidet, auch den Teufel zugerichtet, und so erhielt denn der entschiedenste Charakter von der Welt einen Vaudevillecharakter, das heißt keinen. Die Attribute eines Teufels, die Personifikationen eines Höllengeistes überhaupt, und der Typus des Teufels, des obersten, des Teufels par excellence sind auf's Wunderlichste durcheinander geworfen. Bertram ist bald ein Teufel, bald der Teufel; wäre er aber jenes ganz, so hätte er seine Sachen anders gemacht, wäre er dieses ganz, so hätte er es ganz bleiben lassen. Der böse Geist, der, sich als „Fürst der Hölle“ ankündigend, den todten Nonnen auf dem Kirchhof zuruft:

Pour une heure quittez votre lit funéraire,
Nonnes, relevez vous!

und der böse Geist, der kaum vorher, belauscht, betrogen, die Rolle eines gemeinen Sendlings der Hölle spielt, können in unserm Sinne nicht eine und dieselbe Person seyn; so wenigstens, wie hier die heroischen und die komischen Elemente des Mythus gemischt sind, ermangelt die Figur durchaus der poetischen Wahrheit, und man sollte meinen, wenigstens in einem gewissen Grade sey diese ein absolut nothwendiges Erforderniß zur Erreichung der musikalischen Wahrheit, die ja auch keine andere ist als eine poetische. Kurz, ich muß meinem malkontenten Kunstphilosophen Recht geben: die Franzosen verstehen den T..... vom Teufel!

Dieses Faktum, ich darf es wohl so nennen, mag mich für den ganz unbefangenen Genuß der Musik verstimmt haben; freilich nicht in dem Grade, daß ich das große Talent des Komponisten und den Aufwand von Kunst in der Partitur, die Neuheit der Harmonie, die gewandtesten Kombinationen der Instrumental- und Vokalmusik hätte verkennen sollen. Die ersten zwei Akte, ein Theil des dritten, machten einen sehr gefälligen Eindruck auf mich, und von manchen Stücken mit vorherrschendem melodischem Charakter fühlte ich mich äußerst angenehm angesprochen; ich rechne dahin gleich den Chor im ersten Akt: versez à tasse pleine! Alicens Romanze, die effektvolle Sicilienne Roberts; im zweiten den kleinen, sehr melodischen Frauenchor: à la souffrance donne assistance, die glänzende Cavatine, den schönen vierstimmigen Ritterchor beim Abgang zum Turnier; im dritten das ironische, in Grétrys Styl gehaltene Duett: ah! l'honnête homme. Jezt aber, mit dem formidabeln g der dämonischen Posaunen ward ich aus dem ruhigen Genusse aufgeschreckt. Es ist mir nicht gegeben, mich lange mit der Plus-Elektricität einer Oper, der Musik, zu laden und mich gegen die Minus-Elektricität, die Poesie, zu isoliren; im Brüllen jenes Dämonenchors schlug der Funke über und der französische Wortpoet neutralisirte in mir den deutschen Tondichter. — Den deutschen Tondichter? — Ja, Meyerbeers Werk ist, namentlich von Berlin aus, als ein ächtes Werk des deutschen Genius in Anspruch genommen worden, man hat es eine himmelanstrebende Lyrik genannt, man hat gesagt, bei allen, der französischen Richtung gemachten Concessionen, habe der deutsche Künstler von der deutschen Tiefe und Charakteristik, von der deutschen Wissenschaft in Sachen des Teufels nichts aufgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 8. März 1834.

Es wohnt in diesen Wellen
Geheime Wunderkraft,
Die ist für wehe Stellen
Ein linder Balsamsaft.
Das hab' ich selbst empfunden
In diesem Trauerland,
Wenn ich, vom Flor umwunden,
An lieben Gräbern stand.

E. G. v. Leitner.

Der alte Gondolier.

Vom Grafen v. Platen.

Es sonnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er spricht: Ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So ist's ein greiser Mann.
Er sprach: Und soll ich dienen,
So sey's in fremden Ländern:
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnellgebrochnem Eid!
Wir sahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir sahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sahn, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt.

Wir sahn, zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquickt im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Pallaste
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstrahl;
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte,
Mit seiner schönen Flotte,
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder:
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Fortsetzung.)

Doch das ist noch nichts: schreiben doch die ehrlichen Leute das Säugen der Kinder von Seiten der Mütter dem philanthropischen Genius Jean Jacques Rousseaus als eine neue Erfindung zu, als ob Eva und ihre Töchter ihren Erstgebornen Ammen gehalten hätten! Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend einer Vorlesung über Mnemonik beiwohnte, welche ein armer deutscher Philosophaster, Namens Feinnagel, im erbärmlichsten Kauderwelsch hielt. Das war auch eine Entdeckung; die herrliche Kunst, deren Neuheit kein Mensch in Zweifel zog, kostete jeden Adepten zwei Louisd'or; und in einer Stunde und für ein paar Groschen konnte sie Jeder in den dreihundertjährigen vermoderten Schriften des Peter von Ravenna, des Giordano Bruno, des Grattarol, und einer Menge Anderer lernen, von denen man heutzutage gerade so viel weiß, wie von den genannten. Was aber noch verwunderlicher ist: abgesehen von den abgeschmackten Formeln, womit mein lustiger Erfinder seine Kunst aufgeputzt, steht sie ganz und gar im dritten Buch der Rhetoricorum ad Herennicum bei'm Cicero, dessen sich, scheint es, jene gelehrten Herrn von der Schule her nicht mehr erinnerten. Gegenwärtig ist viel von Jacotots Universalunterricht die Rede, die dem Doktorsmonopol der hohen Häupter der Universität ein klägliches Ende droht. Jedenfalls muß der merkwürdige Mann die schönsten Blätter aus seinem Kranze einem armseligen Pedanten des siebzehnten Jahrhunderts lassen, der eine Zeitlang mit seinem tollen Zeug mitten in Paris, zu großem Ergötzen der Spaßvögel im Stadtviertel, Hausierhandel trieb, und dessen Ruhm seit langen Jahren die Gewürzkrämer zerpflückt haben. Damit wir in diesem Jahrhunderte der Aufklärung die ganze lange Reihe der menschlichen Verirrungen durchmachen, fehlt uns mit Gottes Hülfe nichts mehr als eine neue Religion, und wer ihrer hundert in der Woche machen will, dem thut unter dem Wust von Stoff nur die Wahl weh: unerschöpfliche Minen sind da die zahllosen heiligen Schriften aller Völker, die Reisebeschreibungen, die geschriebenen oder mündlich überlieferten Träumereien jener zahllosen Ketzer im Mittelalter, der eigentlichen Sophisten des Christenthums. Es wäre dies eine sehr unschuldige Beschäftigung, und in einer so tiefreligiösen Zeit wie die unsrige hätte die Sache sogar ihre spaßhafte Seite. Ist übrigens je etwas Neues aufzutreiben, so muß man es beim Absurden suchen; die Wahrheit hat Schranken, das Absurde aber nicht.

Ein für allemal: das Menschengeschlecht bewegt sich fort und fort in einem Kreise, aus dem es nimmer heraus kann, weil die excentrischen Kräfte, die es darüber hinaustreiben könnten, nicht in seiner Organisation liegen. Nur große Geister stehen auf einer Tangente dieses Kreises, die nicht in denselben fällt, aber ihn in einem Punkte fest, untrennbar berührt, und sich, wohl oder übel, mit ihm umdreht. So wenig sich der Termite in Nubien einen neuen Baustyl schaffen, so wenig unsere Biene das ewige Polygon ihrer Zellen mit einer Seite weiter bauen kann, so wenig vermag eine Staatsgewalt, ja auch nur ein bloßer Theorienmacher, der in seinem Studierzimmer chimärische Verfassungen schmiedet, einen neuen Kulturgang zu schaffen. Was wir zu thun vermochten, ist gethan worden, und was gethan worden ist, wird fort und fort gethan werden. Die Welt war einst jung, jetzt ist sie alt; sie hat ihre vier Alter durchlebt, ihre vier Säcula, wie die Alten sagten; und steht sie noch hunderttausend Jahre, sie dreht sich ewig um dieselbe Achse mit denselben Kräften. Ihr Leben verfloß, wie das Leben des Menschen, als Einzelwesen, verfließt, des Menschen, der ihr Prototypus ist: lange schleppte sie sich mit den Windeln der unmündigen Kindheit, kämpfte

in der Jugend mit dem Sturm der Leidenschaften, verfolgte blindlings im Mannesalter des Ehrgeizes trügerisches Ziel, und den elenden Rest eines durch den Untergang jeder Hoffnung verbitterten Lebens verbringt sie wechselnd in düsterm Unmuth und in dumpfer Unthätigkeit. Das Besserwerden, in welcher Beziehung man davon spreche, ist ein Trugbild für die Lernenden, ein Vorwand für die Wissenden, ein Spott für die, so dem Grabe zugehen. Der kommenden Geschlechter Loos ist in der Geschichte der dahingegangenen Geschlechter unfehlbar vorgebildet. Das Alterthum blühte durch das Institut des Christenthums, das jeder Freiheit, das allen Umwälzungen Thor und Thüre geöffnet hat. Wir sind im Zeitalter der Buchdruckerei, und dies ist die lezte Epoche dessen, was geschehen kann, denn sie hat Allen zum Besiz von Allem verholfen: die Buchdruckerkunst ist das Ackergesetz der Intelligenz. Erst Kasten, dann Priester, dann Advokaten; erst rein menschliche Gesetze, dann das Evangelium, dann die Zeitungen; darin liegen alle Phasen der Kultur, und wenn sie herum sind, muß man eben wieder von vorne anfangen.

Man wirft mir ein, von dem Punkte an, den die Kultur jezt erreicht hat, müsse sie nothwendig eine fortschreitende bleiben, weil ihr im Zeitalter der Buchdruckerei ein Vehikel der Progression geworden sey, von dem die frühere Zeit nichts gewußt habe. Die Buchdruckerei hat, der allgemeinen Ansicht nach, den Wiedereinbruch der Barbarei auf ewig unmöglich gemacht. Ja, diese Behauptung ist zum eigentlichen Grundsatz erhoben worden; man darf es aber wohl einmal laut sagen: dieser Grundsatz ist rein erlogen. Die Buchdruckerei ist so wenig ein Damm gegen die Barbarei, daß man ohne Scheu behaupten kann: leztere ist dadurch nur drohender und unvermeidlicher geworden. Die Buchdruckerei ist nicht die Morgenröthe eines Tages ohne Ende, sie ist die Abenddämmerung einer ewigen Nacht. So viel Jahrhunderte die Kultur weniger lebt, als sie voraussetzlich hätte leben können, so viel sind ihr von Guttenberg gestohlen worden. Eine neue Ansicht gilt immer für parador, und wenn mit einem Male alle verborgenen Wahrheiten ans Licht kämen, so wäre sicher allein die Lüge keine Paradore. Die Ansicht, die ich hier ausspreche, braucht keine Hypothesen zur Unterstützung, Thatsachen mögen für sie sprechen.

Als die Buchdruckerkunst in Europa erfunden wurde, war das Mittelalter noch nicht zu Ende, und statt es rasch zu beschließen, verlängerte sie vielmehr dasselbe. Die Buchdruckerei verbreitete die abgeschmackten Streitigkeiten der Scholastik, sie brachte in eine Welt, der bis dahin das Lämpchen des unbewußten, natürlichen, dem Menschen spezifischen Verstandes geleuchtet, die finstern Lehren, die stupiden Ausschweifungen des Mönchthums. Die Vernunft hat sich seit jener Zeit allerhöchstens so weit entwickelt, als sie sich auch ohne Buchdruckerei entwickelt haben würde, deren Sokrates und Cicero nicht bedurften, um den Polytheismus zu stürzen und die heuchlerischen Fabeleien der Augurn in ihrer Blöße zu zeigen. Man blicke zurück auf andere Uebergangsperioden und antworte aufrichtig: hat die Menschenvernunft bei Verhandlung religiöser Ideen durch die Buchdruckerkunst Zeit gewonnen oder verloren?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 24sten Februar.

(Beschluß.)

Der französische Teufel auf dem Theater.

Wenn man freilich an den deutschen Mann denkt, der aus Molières schwachem, prosaischem Festin de pierre ein Epos geschaffen hat, das einen ganzen Himmel und eine ganze Hölle umfaßt, muß man Solches für möglich halten. Allein schon bei jenem, durch Sprachröhre verstärkten Chor der höllischen Geister sagte ich mir: Teufel sind gefallene Engel, auch durch ihre wildesten Akkorde wird eine Reminiscenz der Sphärenmusik beben, und fragte mich: wollte der Komponist an der Académie royale de musique den wahren deutschen Teufel spielen, wenn er es auch konnte? Ich muß die Musik noch öfter hören, um diese Frage mir selbst beantworten zu können; vorläufig gestehe ich, sogar da, wo im lezten Trio, das für die Krone des Ganzen gilt, der Künstler alle Donner des Orchesters sammelt, hörte ich nur den französischen Diable in die Hölle plumpen, aus der ihn der deutsche Künstler nie hätte heraufbeschwören, oder — so ist wenigstens bis jezt mein Gefühl — wenn er einmal Gemeinschaft mit ihm gepflogen, nicht von sich hätte behaupten lassen sollen, er sey mit dem ächten daneben im Bunde gewesen.

Daß indessen das Stück in seinem Ensemble den höchsten Effekt hervorbringt, ist allbekannt, und jener Berliner Kritiker hat Recht, der seiner Zeit zierlich sagte: „Der Genius des Effekts spendet seine Reichthümer verschwenderisch.“ Sollte aber dies erreicht werden, so mußte sich Meyerbeer dem Charakter des modernen Opersystems in Frankreich anschmiegen, und das that er auch: in der Trias von Künstlern, die zum Gesammteffekt zusammenwirken, ist er nur der primus inter pares, während, nach dem veralteten Gebrauch, der Librettomacher nur der Vasall, der Dekorateur nur der Knecht des Komponisten war. Ob durch dieses Verhältniß das Musikwerk an innerem Werth und an Tiefe gewinnt, ist zweifelhaft, daß aber das Ganze auf diese Weise zu einem schimmerreichen, die Sinne mächtig fesselnden Werke wurde, liegt vor Augen. Was in der großen Welt, was in zehn Hauptstädten Aufsehen gemacht hat und mit Bewunderung genossen worden ist, wollen auch wir würdigen und genießen, und somit verdient die Intendanz den aufrichtigen Dank des hiesigen Publikums, daß sie weder die bedeutenden Kosten, noch die gewiß endlose Mühe gescheut hat, ein so complicirtes, die verschiedenartigsten Kräfte in Anspruch nehmendes Werk auf die Bühne zu bringen. Ich könnte hier in Versuchung gerathen, mich über die Leistungen unsers Personals auszulassen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie, von dem Grundsatze ausgehend, ein für die Gebildeten des gesammten Deutschlands bestimmtes Blatt müsse allerdings über den Gang der Kunst Buch führen.

aber die Chronik der lokalen Bühnen lokalen Journalen überlassen. Kritiken künstlerischer Individualitäten nur dann gerne aufnehmen, wenn die Form die Materie, der Gedanke das Substrat beherrscht, was ich mir nicht zutraue, so dankbar an hiesigem Orte auch der Stoff seyn mag. Ich möchte Ihnen freilich zu bedenken geben, daß Schauspieler und Sänger so ziemlich — vom Geist, versteht sich, abgesehen — das einzige Gesammtdeutsche sind, was wir besitzen, die eigentlichen public characters, die, wie sie eine Art von deutscher lingua communis sprechen, keiner Provinz, sondern dem ganzen Vaterlande angehören; ich gebe indessen gerne zu, daß die Zahl selbst schon der bedeutendern Künstler mit dem Raum, den ihr Gesammtwerth für die Kultur in Ihrem Blatt anzusprechen hätte, in keinem Verhältniß steht. So viel werden Sie mir aber doch zu versichern erlauben, daß unser Orchester, unsere Sänger, unsere Intendanz den Vergleich mit keiner Bühne von demselben, oder sogar größern Umfang zu scheuen haben. Und nun nur noch ein paar Worte über die hiesige Aufführung. In der genannten Trias von Faktoren unserer Zauberoper geschieht Meyerbeer durch unsere Sänger und Musiker, durch unsere trefflich eingeübten Sang- und Tanzchöre durchaus Genüge; den Jammer der Herren Scribe und Delavigne, den potenzirten Jammer Theodor Hells nehmen wir mit ganz Deutschland geduldig hin, und Monsieur Ciceri ward von Seiten des Dekorateurs und Theatermeisters mit glänzendem Erfolg nachgerungen. Wir könnten ohne Weiteres mit den Franzosen sagen, der Mondschein in der Geisterscene des dritten Akts sey unerhört wahr, bemerken aber lieber, daß die gespenstischen Nonnen durch ihre große Zahl, wie durch die Virtuosität, womit sie sich ihres Auftrags entledigen, den Flor der hiesigen Balletschule und den Eifer unsers Intendanten, des Grafen von Leutrum, beurkunden.

Es war wohl nur die prämeditirte Kritik, was schon während der Aufführung den Geist des Widerspruchs bei mir weckte; wer nur Genuß sucht und ihn so reichlich findet, dem kommen die kritischen Gedanken höchstens den andern Tag beim Aufwachen, und mancher ernste Mann denkt wohl beim Nachhausegehen, was der Badaud ruft: c'est prodigieux!

A.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Als der Morgen des 2ten Februar anbrach, zeigten sich auf den benachbarten Anhöhen sardinische Kavalleriepikets, die aber nicht zum Angreifen, sondern bloß zum Rekognosciren ausgeschickt waren. Ihr Anblick machte auf die Insurrektionsarmee eine fatale Wirkung, denn mit stiller, verbissener Wuth zog sie sogleich ab, gen Annemasse hin, wo sie durch die Arve ziemlich gegen Unternehmungen von St. Julien her gedeckt war. Truppen von Thonon her glaubte man hingegen durch das bei der Bellote gelandete Insurgentenkorps abgehalten. Da in Annemasse die savoyische Douanengrenze ist, so steht hier ein Zollhaus mit ungefähr zwölf Mauthsoldaten. Mit unsäglicher Todesverachtung stürzte sich die Armee auf sie, es wurden einige unschuldige Schüsse gewechselt und dann zogen sich die Zöllner ins Innere des Landes zurück. Sogleich fiel die Armee über das Zollhaus her und riß es nieder, verbrannte die Bücher und Register, plünderte die Kasse und richtete einen Freiheitsbaum auf. Hier in Annemasse stieß auch der von Genf gekommene General Ramorino zu ihnen und übernahm das Oberkommando der Armee. Die Einwohner nahmen an dem Allen nicht den geringsten Antheil und freuten sich nur sehr über die Entmauthung. Statt mit der Insurrektionsarmee zu fraternisiren, zogen sie am 3ten und 4ten Februar schaarenweise nach Genf, um da schnell eine Menge Zucker, Kaffee, Baumwollenwaaren, Tuch u. s. w. einzukaufen und zollfrei in ihr Land zu führen; eine ameisenartige Wanderung, die unaufhörlich zwei Tage lang gedauert hat, und durch die schwerbepackten Pferde, Esel, Maulesel, Männer, Frauen und Kinder, die hintereinander herzogen, sehr komisch anzusehen war. Da die Insurrektionsarmee ungeachtet ihres vielen Zuredens zum Aufstand, ungeachtet ihrer zahlreich vertheilten Proklamationen so gar keine ihr günstige Stimmung bei den Einwohnern des Landes fand, so kam dadurch sichtlich Unsicherheit und Unschlüssigkeit in ihre ganze Unternehmung; die Polen und Deutschen wollten um jeden Preis weiter ins Land eindringen und dessen Aufregung nicht so leicht aufgeben, die Piemontesen und Italiener hingegen, ihre Lage und die Widerstandskraft der sardinischen Regierung wohl besser kennend, verlagten schnellen Rückzug auf Genfer Gebiet und Ablieferung ihrer Waffen. Ramorino und eine Art von Kriegsrath war derselben Meinung, eine Ansicht, die alle Augenblicke plausibler wurde, die Polen aber so wüthend machte, daß sie den vor Kurzem noch vergötterten Ramorino nun des Verraths bezüchtigten und ihn so ernstlich zu ermorden trachteten, daß er sich nur mit Mühe aus dem Fenster des Maires in Carca retten konnte, und auch hernach auf seiner weitern Flucht durch die überall herumschwärmenden Polenbanden in Lebensgefahr kam, aus der er nur durch die Geistesgegenwart und den Muth eines Genfers gerettet wurde. Schon am Sonntag machte die Insurrektionsarmee eine rückgängige und Seitenbewegung nach dem Dorf Villagrand, das dicht an der Genfer Grenze, unfern von Carca, liegt; am Montag (3ten) überlieferte sie dem hier aufgestellten Genfer Truppenkorps ihre Waffen und zerstreute sich hierauf in mehrere Haufen, von denen sich die meisten in der Dunkelheit wieder nach Carouge begaben, das sie am Sonnabend mit so glänzenden Hoffnungen verlassen hatten, und wo sie mit Recht Unterstützung, Gastlichkeit und Aufnahme bei den allen Regierungsmaßregeln so sehr entgegengesezten Einwohnern zu finden hoffen konnten und auch wirklich gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 52:
1) Werg, Werk. 2) Hunt, Hund. 3) Spaz, Spaß.

Logogriphen.

Hart und weich am vorlezten Zeichen.

1.

Weich sang es wilde Lieder,
Führt' in den Tod selbst Weiber,
Hart zwang es viele Weiber
Schon hart um ihre Leiber.

2.

Hart mach' ich's, dich zu irren
Im leichten Räthselrathen,
Weich ruf' ich nun es zu dir,
Folgst du, so ist's errathen.

3.

Hart geht's, schwimmt leicht, doch fliegt es
Und wird ein guter Braten,
Weich machst du's meinen Räthseln,
Hast du sie nur errathen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. März 1834.

Hin, wo die Trümmer stehen
Der hohen Römerwelt, daß unsrer Tage
Ohnmacht an ihrer Größe sich beweise,
Hin nach Verona lenken wir die Reise.

Zedlitz.

Verona.

Von Wilibald Alexis.

Wo sich die Etsch, in ihrem Lauf nach Süden, wiederum nordwärts wendet, um, kurz um eine Ecke brechend, abermals in ihrer vorigen Richtung fortzuströmen, liegt Verona. Der Alpenstrom, noch ganz in seinem Bergcharakter, grün, reißend, ungestüm, umspühlt in einem ovalen Halbkreise die eigentliche Stadt, so eine natürliche Festung bildend, welche indessen ohne große Kunst wenig Schutz geboten hätte. Denn diese ovale Halbinsel mit ihrer Spitze gegen Norden ist ringsum von Höhen umzogen, die es wiederum zu befestigen galt, wenn sie nicht zu gefährlichen Schanzen für jeden Feind werden sollten. Er brauchte nur mit Steinen über die Etsch zu werfen, und die Stadt war sein. Dies hat man denn auch gethan und rings auf dem Kamm der Höhen, so ungefähr parallel mit dem Flusse, gewaltige Riesenmauern gezogen, die unserer heutigen Fortifikationskunde ein Schnippchen schlagen und auch damals in ihrer ungeheuern, unbequemen Ausdehnung keine Garnison, sondern die ganze Bevölkerung einer Stadt, wie Verona, zu ihrer Vertheidigung forderten. Berg auf, Berg ab, steigt diese Mauer durch Schluchten und über Substruktionen, Berge und Thäler einschließend, und doch nur eine erbärmliche Vormauer der ungeheuern Alpenmauern, die sich dahinter gen Norden aufthürmen. Zwischen Etsch und Mauer klemmen sich nun Dörfer, Vorstädte, Kirchen, alte Citadellen, Gärten, Weinberge, Villen — alle in malerischer Unordnung ihrer Berglage. Malerisch, das Wort paßt überhaupt ganz eigends für Verona: eine italienische Stadt, umschlossen von einem grünen, breiten, reißenden Alpenstrome, umkränzt von Bergen, die hier bald Fels, bald grüne Hügel, Wald, Weinberge, Stadt sind, Alles dir bietend, nur nichts Monotones; und droben noch der Kranz der Berge, umkränzt von Mauern, die schon wieder malerische verwitterte Ruinen wurden, obgleich ihr Alterthum kaum ein drittes Stadium unter den Alterthümern der Stadt einnimmt.

Tausend Bilder, ich meine landschaftliche, wirst du finden, denn der architektonischen aus allen Zeitaltern sind so viele mitten in der Stadt, daß die Zahl Tausend gar nicht reicht; und das eben, dünkt mich, macht das Malerische, daß es kein einziges Bild ist, keine eine Totalanschauung, sondern daß der Maler überall suchen kann und finden wird, und überall eine neue Landschaft zu Tage kommt. Doch bleibt vielleicht die Hauptansicht die vom Castell San Felice, der nördlichsten Spitze jener umkreisenden Mauer. Man schaut hinunter über die wüsten Vorstädte, deren grüne und architektonische Spitzen

sich hier in der raschen Abdachung allein dem Auge präsentiren, auf die ganze Fläche der Stadt, wo die Quaderthürme aus dem Meer von geraden Dächern, scharf abspringend, auftauchen. Die Etsch schankelt sich hindurch; du siehst durch ihre steinernen Brückenbogen und verfolgst ihren Silberlauf bis weithin in die lombardische Fläche. Verona ist noch eine Bergstadt, und doch auch wieder eine Stadt aus der Ebene, eine ächt italienisch-lombardische, was Beides ihr auch ohne ihr Alterthum und dessen sichtbare Stufenleiter einen ganz eigenthümlichen Reiz liehe.

Ich will dich nicht ermüden, wie ich mich selbst auch nicht ermüdet habe, Haus für Haus, Palläste, Sammlungen, Kirchen, Antiquitäten mit mir zu besuchen. Es ist gewiß außerordentlich viel Sehenswerthes da; aber wir überlassen es einem Engländer, Stück um Stück zu visitiren und zu notiren; und nicht einmal auf einen Thurm laß ich dich hier mit mir steigen, da wir schon — wenn auch nicht dasselbe — doch Aehnliches von den nördlichen Höhen herab gesehen haben. Verona ist ein Blüthepunkt des mittelalterlichen Lebens von Italien; das springt ins Auge bei jedem Schritt durch seine bunten Straßen. Aber indem ich dir seine Physiognomie deutlich zu machen versuche, wie sie sich mir aufgedrängt hat, darf ich nicht beim Mittelalter verweilen, sondern muß dich vom grauen Alterthume bis vorgestern umherführen. Denn das ist das ganz besonders Eigenthümliche dieser historischen Stadt, daß sie neben einander Monumente aus der Blüthezeit der verschiedensten Epochen aufzuweisen hat. Reichthum an Allem, Schönheit der Lage, ein ergiebiger Boden, ein Amphitheater der Alpen, ein reißender Strom, eine lachende Ebene, ein wegen seiner Schönheit berühmtes Geschlecht, eine romantische Geschichte, tyrannische Dynasten, ein Ezzelino, eine Scaligerfamilie, eine historische Liebesgeschichte, die erste in der Welt, wiederkehrend in aller Welt, vom ersten Dichter der Welt gefeiert, dokumentirt und monumentirt innerhalb Veronas Mauern, und dazu noch die Anklänge an das alte Rom, der nächste Verkehr mit Deutschland, die Kunst einmal in ihrer Blüthe, und endlich noch ein europäischer Kongreß in Verona — Himmel, wie viel des Glanzes über eine Stadt unter Italiens wolkenlosem Horizont!

Was noch von den alten Galliern da ist, denen man Veronas Gründung zuschreibt, weiß ich nicht: aber Rom brauchst du nicht zu suchen. Inmitten der Stadt, auf dem großen Platze Bra, steht ein fast zweitausendjähriges Denkmal der alten Weltbeherrscherin, die kolossale Arena. Selbst der italienische Cicerone, der dir Alles zeigen will, weil er meint, daß du nichts selbst finden kannst, würde lächeln, wenn du ihn darnach fragtest, so massenhaft ragt das thurmartige Bauwerk selbst über die großen Massen des Mittelalters vor und zeigt dir selbst den Weg. Dagegen wirst du dich von ihm führen lassen, um die andern Reste des römischen Alterthums, mehr oder minder verbaut, in den Straßen und Häusern aufzufinden. Allein wer sucht nach den Stecknadeln einer alten Königin, wenn er ihr Diadem gefunden? Nur eine Porta mit vielfachen großen und kleinen Arkaden springt in die Augen, indem sie noch jezt einen Schwibbogen in einer der lebhaftesten Straßen bildet. Noch kann man einige römische Inschriften darauf entziffern. Kurios ist — ich weiß nicht mehr, an welcher Straßenecke — das kleine Haus eines Buchhändlers in eine römische Tempelwand eingebaut, und irgend ein heidnischer Götterkopf nickt über der Glasthüre, hinter welcher doch füglich nur Devotionsbücher ausstehen dürfen.

Vom Norden her, durch die furchtbare Schlucht der Etsch, kamen die germanischen Barbaren, und ich glaube, es war auch hier, wo sie die berühmte Schlittenfahrt machten und auf ihren Schilden die Schneeberge herabglitten. Die Ufer der Etsch sind mit ihrem und italienischem Blute oft gedüngt, und hier an der Veroneser Klause rettete später der erste Wittelsbacher Otto durch kühne That das deutsche Heer. Ein germanischer Stempel ist mit riesenkräftiger Faust Verona aufgedrückt. Oberhalb der Stadt, jenseits des Flusses, jedoch noch innerhalb der spätern Ringmauern, liegt König Theodorichs Burg, jezt nur noch eine unförmliche Masse gewaltiger Mauern. Der Fremde wird selten hingeführt. Was sind auch Reste vom Re Theodorico für den Britten oder Franzosen, der seine grand tour durch Italien macht! Für den Deutschen ist die Stammburg seines Dietrichs von Bern etwas so Wichtiges, daß wir eben darum einen besondern Spaziergang dahin machen wollen und vorläufig das Hauptmonument der mythischen Epoche des Mittelalters an seinem Flecke stehen lassen, um durch das eigentliche Mittelalter innerhalb Veronas Straßen zu promeniren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Fortsetzung.)

Am unmittelbarsten mußte die Buchdruckerkunst auf die Literatur fördernd wirken. Wo sind aber ihre ungeheuren Wirkungen? Hat ein neuer Homer den alten um seinen Kranz gebracht? ist mit einem von Leo X. gekrönten Poeten Horazens liebenswürdige Philosophie wiedererstanden? Wo ist der Geschichtschreiber, der Tacitus verdunkelt, wo der Moralphilosoph, über dem man Marc

Aurel vergißt? Und wir brauchen nicht so weit zurückzugehen: waren etwa die der Buchdruckerkunst unmittelbar vorangehenden Jahrhunderte gegen die Jahrhunderte nach ihr so gar weit zurück? steht denn Dante so gar tief unter Tasso, Boccaz unter Castiglione und Firenzuola, Petrarca unter Sannazar? Ja, die beiden größten Männer der neuern Zeit unter den eigentlichen Gelehrten, Erasmus und Luther, sind zu früh auf die Welt gekommen, als daß sie sich aus gedruckten Büchern hätten bilden können, die in ihrer Kindheit seltener waren als Handschriften, und wer hat sie übertroffen? Sollte die Buchdruckerkunst, als sie ersunden wurde, zu etwas nützen, mußte doch wohl das Zeitalter schon weit vorgeschritten, schon sehr reif, sehr geisteskräftig seyn. Und wenn man sieht, wie sämmtliche Klassiker, mit Ausnahme von zweien oder dreien, die noch nicht aufgefunden waren, in den ersten dreißig Jahren nach der Entdeckung gedruckt erschienen, und zwar an mehr als hundert fünfzig verschiedenen Orten, jeder in acht, zehn Ausgaben, womit auf einmal gegen zehn Millionen Bände in die Welt kamen, so ist wohl augenfällig, daß ein solches Unternehmen eine Unzahl gelehrter Männer voraussezt, welche im Stande waren, unter jenen Geistesschätzen mit Verstand eine Auswahl zu treffen, die Schwierigkeiten aller Art zu lösen, die abweichenden Lesarten zu vergleichen, die verdorbenen Texte herzustellen, die Lücken auszufüllen; und keiner dieser hochstehenden Männer verdankte doch wohl sein Wissen dem erfinderischen Genius des Mainzer Handwerkers, der ohne sie seine Hände ruhen lassen mußte. Ich appellire jezt an jeden vorurtheilsfreien Kopf: nehmen wir an, die Buchdruckerkunst sey eben erst in die Welt gekommen, wie die unbeschränkte Preßfreiheit, und zwar beim gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse im Allgemeinen, wie viele unserer Jahrhunderte brauchte es wohl da, um dergleichen Werke zu Stande zu bringen? Sind sie denn heutzutage so dicht gesäet, die Lascaris, die Chalcondyles, die Demetrius von Creta, Mondritius, Trapezuntius, Manucius, Robert Gaguin, welche die Schätze des gelehrten Alterthums mit überschwänglicher Geisteskraft in die Welt streuten? Ach nein! ganz Europa, mit der alleinzigen Ausnahme von Deutschland, dessen Kultur, nach der übereinstimmenden Behauptung der Politiker, stationär geblieben seyn soll, wäre jezt kaum im Stande, ich will nicht sagen den hundertsten Theil der Pressen im fünfzehnten Jahrhundert, nein, nur die einzige Polyglottendruckerei zu Alcala mit verständigen Korrektoren zu versehen. Noch mehr, von den hundert fünfzig fruchtbaren Städten, wo die Handschriften sich vervielfältigten, wie die Brode im Evangelium, haben zum wenigsten hundert zwanzig keine Pressen mehr, oder der Preßbengel arbeitet doch nur an der Proklamation des Präfekten, dem Hirtenbrief des Prälaten oder dem Ausschreiben des Bürgermeisters. Die Glorie, welche ihnen einst, in einer Zeit, welche wir eine barbarische nennen, eine neue Kunst verliehen, ist rein aus ihrer Erinnerung verwischt, und sie meinen Wunder, was sie an dem haben, was noch von Literatur bei ihnen spukt; und was ist dies? Schreibstubendialektik und Sakristeiberedsamkeit.

Die materielle Erhaltung der Urkunden des menschlichen Geistes erscheint durch ein Mittel, wodurch sie ins Unendliche vervielfältigt werden können, freilich gesicherter; ist aber auch dem wirklich so? In China hat einmal, schon in sehr alter Zeit, eine Revolution fast alle Bücher zerstört; was die Chinesen jezt noch von ihrer viele Jahrhunderte alten Geschichte und Literatur besitzen, ist nicht der hundertste Theil dessen, was wir aus den Trümmern des Mittelalters gerettet haben, und doch hatten sie die Buchdruckerkunst. Bricht einmal eine Empörung gegen die Bücher aus, und sie muß einmal ausbrechen — war sie doch vor vierzig Jahren, ja vor einem erst, *) vor der Thüre — so muß der Zerstörungseifer desto reger seyn, je mehr Stoff er vorfindet.

Es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß die Handschriften bei den Alten selten gewesen seyen. Manche Werke waren wohl in mehr Exemplaren vorhanden, als die meisten gedruckten Bücher. Der Stoff war dabei fester, dauerhafter, die Erhaltung durch größere Achtsamkeit gesicherter. Wo ist freilich jene Handschrift Homers, welche Alexander in der Truhe des Darius aufbewahrte? wo ist jene Chronik der alten Welt, welche Henoch in den Fels gehauen? Der Kaiser Tacitus befahl, jeder römische Bürger solle sich eine Abschrift der Werke des unsterblichen Geschichtschreibers, dessen Namen er führte, verschaffen; diese Vorsicht war fruchtlos, wir besitzen nur Fetzen von ihm. Die Bibliothek der Ptolemäer war weit reicher an literarischen Schätzen, als die reichste Büchersammlung im jetzigen Europa. Sie zählte siebenmalhunderttausend Bände, und sie zu vernichten, brauchte es nichts als eine Fackel.

Vielfältig, mit Ernst habe ich mich nach dem Schwung umgesehen, den die Buchdruckerkunst der Literatur ertheilt haben soll, und ich gestehe, ich kann nichts davon finden. Das Jahrhundert Franz I., das Jahrhundert Ludwigs XIV. waren große Jahrhunderte; sie gingen hinter der Erfindung der Buchdruckerkunst her, aber diese Kunst hat nichts damit zu schaffen. Jene Zeitalter mußten kommen, und sie waren mit der Buchdruckerei, und zwar im höchsten Fall, was sie ohne dieselbe auch geworden wären. Das Zeitalter des Perikles, das

*) Der Verfasser meint mit jenem die französische Schreckenszeit, mit diesem die Plünderung der Bibliothek des Erzbischofs von Paris.

Zeitalter Augusts haben nicht auf sie gewartet. Und ist sie wirklich auf die Entwickelung unserer Literatur von Einfluß gewesen, desto schlimmer; ein solcher Einfluß konnte diese nur um ihre Naivität bringen. Mit neuen Eigenschaften hat sie die Druckerei nicht ausgestattet, nein, sie hat ihr die Schwingen gelähmt, indem sie sie in die Bande einer bigotten, kleinlichen Nachahmung schlug, indem sie sie um das brachte, was den Produkten des Geistes ihren eigentlichen Werth gibt, um die Selbstständigkeit des frisch gebornen Gedankens, um die originelle Wendung im Ausdruck, und auf diese Weise ist vielleicht aus zwei Plejaden genialer Köpfe eine Heerde zierlicher Plagiatoren geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsetzung.)

Die savoyische Revolutionsposse.

Wenden wir uns nun zu dem andern, aus Polen und Deutschen bestehenden Insurgentenhaufen, der von Nyon her am Morgen des 1sten Februar bei der Bellote gelandet war, so sehen wir ihn von der Genfer Miliz im Schach gehalten, bis sich die Polen, bei der Unmöglichkeit, weiter zu dringen, endlich bewogen sahen, sich wieder einzuschiffen. Das indeß herbeigekommene Dampfschiff W. Tell nahm ihre Barke am Sonntag früh (2ten) ins Schlepptau und führte sie wieder hinüber auf die waadtländische Küste, aber nicht nach Nyon, wo sie hergekommen und wo die Stimmung für die Polen zu aufgeregt war, sondern nach Coppet. Hier stellten sich sogleich einige Bataillons waadtländischer Truppen am Ufer auf, das bewaffnete Dampfschiff und eine mit Soldaten besezte Barke nahmen das Polenschiff in die Mitte und ließen keine Verbindung mit dem Lande zu. Es wurde auch, bevor Antwort auf die geschehene Anfrage von Lausanne gekommen, keinem Insurgenten erlaubt, zu landen. Da es Sonntags ziemlich frisch war, zumal auf dem See, so war die Lage der auf dem Wasser in einer offenen Barke eng Zusammengedrängten sehr peinlich; doch wurde ihnen Essen und Trinken in Menge gereicht, und an ermunterndem Zuruf vom Lande her fehlte es auch nicht; indessen war doch in Coppet selbst der Polenenthusiasmus viel lauer als in Nyon, wo er wirklich etwas Fieberhaftes hatte. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag ($^{2}/_{3}$.) kam endlich von Lausanne die Erlaubniß zu ihrer Ausschiffung an. Die Insurgenten sollten zuerst und bis zu ihrer gänzlichen Wegführung im Nyoner Schloß eingeschlossen werden; da aber die Einwohner da Miene machten, sie zu befreien, so brachte man sie nach Rolle in Verwahrung.

Sie fragen vielleicht: was war Ihr Antheil bei dem Allen? Haben Sie vielleicht Manches mit eigenen Augen gesehen? Allerdings. Welche Parthei nehmen Sie? Ich habe die von Paris aus kommandirte, mit Blut beginnende polnische Revolution von Anfang an nicht gebilligt und nichts als unsäglichen Jammer für das Land von ihr erwartet, nachdem darin nicht Bürgertugend und eine große leitende Idee, sondern eine Menge großer und kleiner Leidenschaften und Widersprüche vorherrschend wurden; ich verabscheute immer das so undankbare, jakobinische Wesen der Polen in Frankreich und überall, wo sie noch auf ihrer Auswanderung hingekommen sind, ich verabscheue ihr Fieber, sich überall einzumischen, das Bestehende umzustoßen und zu revolutioniren, ich begreife nicht, wie ein ritterliches, tapferes Volk so wenig auf sein Ehrenwort halten und seine Wohlthäter mit Undank belohnen kann; aber ich liebe die Polen als ein geistreiches, liebenswürdiges Volk, ich bin ihnen dankbar für die gastliche und freundliche Aufnahme, die ich in ihren Schlössern gefunden habe, ich erkenne ihre gesellschaftliche Anmuth und die Liebenswürdigkeit ihrer reizenden Frauen. Gleicher Dank und so vieles Andere zieht mich auch zu den Italienern hin, bei denen ich lange lebte. Ich billige die revolutionären Unternehmungen meiner deutschen Landsleute von Hambach bis zu Frankfurt nicht, ich bedaure ihre Meinung, daß auf diesem Wege das Glück Deutschlands gemacht werden könne; aber ich vergesse nicht, daß wir Einem Vaterland angehören und daß wir Eine Sprache reden. Als ich daher am Abend des 1sten Februars Männer aus diesen drei Nationen zu einer Unternehmung ausziehen sah, deren ganzen Unsinn und Gefahr ich besser einsah wie sie, und da ich unmöglich ahnen konnte, daß sie diese Unternehmung, kaum begonnen, wie Schulknaben, ohne das geringste Zeichen von Muth und Energie, wieder aufgeben würden, als ich sie so entschlossen von Carouge ausziehen sah, that es mir herzlich leid, und instinktartig, ohne recht zu wissen, was ich vornahm, sezte ich mich zu Pferd, um vielleicht einen oder zwei im Augenblick der Gefahr zu retten. Als ich Abends neun Uhr nach St. Julien kam, waren die Insurgenten schon längst links abgegangen, und von einer Anhöhe sah ich sie neben ihren Feuern bei Bossey bivouakiren. In St. Julien sagte man mir, ihre Ankunft sey eine Stunde vorher durch einen reitenden Boten angekündigt worden, die Garnison habe hierauf Ordre erhalten, zum Abmarsch bereit zu seyn und die Pferde zu satteln; Patronen wurden ausgetheilt u. s. w., sogleich aber auch befohlen, sich beim Einmarsch der Insurgenten ganz ruhig zu verhalten, als wenn gar nichts vorginge. Durch Spione wollte man wissen, das Hauptinsurrektionskorps werde morgen unter Ramorino's Anführung von Annemasse in Savoyen vorzudringen suchen. Ich ritt hierauf zurück und blieb in dem Grenzort Chesne über Nacht, um am folgenden Morgen bei guter Zeit gegen Annemasse zu reiten. Dort kam ich aber doch erst an, als die Insurgenten schon das Zollhaus zertrümmert und dessen Kasse weggeschleppt hatten. Links bei dem Dorf wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt, einige Gruppen sangen die Marseillaise, andere scherzten mit den Mädchen und Frauen, die aber kurz mit ihnen angebunden waren. Von einem jungen Deutschen, den ich früher in Genf gesehen und jezt bei den Insurgenten erblickte, erfuhr ich, daß sieben blutarme Savoyarden für dreißig Sous täglich angeworben worden seyen, daß aber, dieser Unterstüzung ungeachtet, die Rückkehr der Insurgenten auf Genfer Gebiet bereits beschlossen sey; er gedenke morgen wieder bei seinem Buchbinder in Genf einzutreten. Der junge Mensch gab mir auch die oben mitgetheilte Proklamation der provisorischen Regierung. Hier war also nichts mehr zu beobachten; deswegen beschloß ich, über Carra nach Coligny und der Bellote zu reiten, um da das andere Insurrektionskorps zu sehen. Aber schon vor Coligny begegneten mir Leute, von denen ich erfuhr, die Polen seyen bereits am Morgen früh auf ihrer Barke eingeschifft und von einem Dampfboot wieder hinüber ins Waadtland geschifft worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. März 1834.

Tout cet éclat dont l'Europe est si fière,
Tout ce savoir qui ne la défend pas,
S'écroulera. —

Béranger.

Was wäre die Kultur ohne die Buchdruckerkunst?

(Beschluß.)

Die Buchdruckerkunst, sagt man, hat herrliche Geisteswerke dem Zahn der Zeit entrissen, und vielleicht wären sämmtliche Werke der Alten auf uns gekommen, hätten sie sie gekannt. Ich bedaure wohl so sehr als irgend Jemand den Verlust der Schauspiele Menanders und der lateinischen Komiker, unter denen Terenz erst der sechste im Range war, obgleich Plautus gar nicht gerechnet wurde. Allerdings wären mir die verlornen Dekaden des Livius und die Gedichte des Varius ein hoher Genuß, ich gäbe viel Geld um die schlechteste Ausgabe von Ciceros Abhandlung de gloria, und vollends um des Brutus Buch de virtute; aber ich tröste mich manchmal mit dem Gedanken, daß dann auch das alberne Zeug eines Bavius und Mävius und das unverschämte Geschwätz des Zoilus auf uns gekommen wären.

Der große Uebelstand bei der Buchdruckerei ist der: sie ist passiv und nicht intelligent; sie gehorcht willenlos, sie unterscheidet nicht; sie hat das Gute, sie hat aber auch das Verwerfliche in Umlauf gebracht; sie hat manchen feinern Geistesgenuß zugänglicher gemacht, dagegen aber tausend Irrthümer und Tollheiten gehegt; und da nun einmal der denkenden Köpfe unendlich wenigere sind als der nicht denkenden, hat sie immerhin den Weisen mit geistiger Speise gelabt, im großen Haufen aber ein ewiges Ferment zur Unordnung erzeugt; die Kultur ist durch sie beschleunigt, eben damit aber rascher ihrem Verfall in Barbarei entgegengeführt worden, wie das Opium in starken Dosen das Leben beschleunigt, es aber desto geschwinder dem Tod entgegenführt.

Hat aber wirklich die Literatur durch die Buchdruckerei gewonnen, so wird man wenigstens nicht behaupten wollen, daß die Schriftsteller durch sie gewonnen haben. Durch die feile Vervielfältigung schlechter Bücher ist die Kunst des Schriftstellers in Mißachtung gekommen. Bei den Alten verlieh die Gabe des Styls, das Meisterstück der Natur, wie es Pope nennt, dem Mann, der sie besaß, eine Art von priesterlicher Weihe; die Buchdruckerei hat die Himmelsgabe zum Handwerk gemacht. Geistige Bildung bahnte einst den Weg zu Ehre, Größe und Ruhm; heutzutage erblickt man nicht viel mehr darin, als einen eitlen Zeitvertreib für den Müßigen, ein Erwerbsmittel für den Armen, eine Waffe in der Hand des Schlechten. Immerhin mag man, wie bisher, so noch eine Weile, der Wissenschaft und dem Genie das tägliche Brod reichen, Kränze hat man nicht mehr für sie. In unsern Tagen kommt keinem Tullius

mehr der Purpur entgegen, zieht kein Petrarch mehr im Triumph aufs Kapitol. In den glühendsten Seelen erstarrt die Begeisterung vor jener wüsten, lärmenden Publicität, die nicht der Ruhm ist. Die Musen sind Weiber, und Heimlichkeit ist die Seele ihrer Genüsse.

Erschöpft ist die Frage allerdings nicht, aber entschieden. Inwiefern die sogenannte fortschreitende Entwicklung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes dem Wiedereinbruch der Barbarei wehren soll, ist rein nicht abzusehen. Nein, ihr werdet wieder Barbaren, wie ihr es wart, und vielleicht ärgere, und viel fehlt wahrlich nicht, so seyd ihr es jezt schon; von der frühern wird sich eure Barbarei nur in Einem Punkt unterscheiden: ihr Reich wird im Namen der Kultur und Perfektibilität, d. h. mit dem Unsinn, seinen Anfang nehmen. Das bestreite ich euch nicht, daß ihr von den Schleiern der keuschen Isis ein paar gelüftet habt; doch dazu gehört nicht mehr als beharrliche Wißbegier und unverwüstliche Eitelkeit, zwei Eigenschaften, an denen es zwar der Menschheit zu keiner Zeit gefehlt hat, die aber ganz besonders das gegenwärtige Geschlecht charakterisiren. Aber jenen ewig undurchdringlichen Schleier, hinter dem vom Anbeginn der Zeiten die Natur ihre Mysterien vor jedem Menschenauge birgt, den werdet ihr nimmermehr lüften. Die einzige Wahrheit, deren Erkenntniß euch verliehen ist, die ihr vollkommen ergründen dürft, ist, daß ihr sterben müßt, daß alle eure Werke vergehen müssen, wie ihr.

Ich wollte beweisen, daß die Buchdruckerkunst, mag man darüber sagen was man will, das unabänderliche Loos des gesammten Menschengeschlechts läßt, wie es ist; daß an ihr weder der Ruhm ein Präservativ gegen die Vergessenheit, noch die Kultur ein Präservativ gegen die Barbarei hat. Wie viel lieber hätte ich ihr diese Wunderkraft zugestanden! leider aber gehört sie in Eine Kategorie mit Medeas magischen Künsten, mit der Poeten Quell der ewigen Jugend und dem trinkbaren Gold der Alchymisten. Wie gerne möchte ich der Wunder dieser Kunst geniessen, ohne Ahnung der allgemeinen Katastrophe, die sie über ein Kleines mit dem ganzen Geschlecht in finstere Nacht begraben wird! Meine Schuld ist es nicht, wenn die Betrachtung der Zukunft der Völker auf einen wirkt, wie die Höhle des Trophonius, die man nur mit verstörten Zügen verließ, und wenn ich am Rande des Abgrunds keinen Trost weiß als den Spruch der alten Weisen:

— dum licet uti,
Utere deliciis; omnia mors adimit.

Verona.

(Fortsetzung.)

Noch freilich gehört das Grabmal des Königs Pipin, im äußersten Westen der Stadt, der außerhalb der Halbinsel liegt, dieser grauen Vorzeit an, es ist aber nicht von großer Bedeutung. Indem wir zurückkehren, sehen wir indessen am Ufer der Etsch, gerade an dem Punkte, wo sie sich nordwärts wendet, das Castell Vecchio, ein ausgedehntes, massenhaftes Castell von rothem Ziegelstein, ganz in der alterthümlich-mittelalterlichen Bauart, welche den Burgen Oberitaliens einen durchaus verschiedenen Charakter von denen Deutschlands gibt. Während die deutsche Feudalbaukunst Alles nach oben zuspizte, thürmen sich hier die Zinnen wie getragene Schaaien; die Dimensionen, die unverzierten Massen und das verwitterte Ziegelroth geben allen diesen Castellen etwas Unheimliches. Ihre unterirdischen Kerker habe ich nicht besucht; aber die Vorstellung aller der Gräuel und Martern, die man einem Ezzelino beimißt, kann uns wohl beim äußern Anblick einer solchen Burg natürlich scheinen, wie denn auch dies Castell Vecchio, jezt eine Kaserne kaiserlicher Truppen, ehedem ein Siz des gefürchteten Tyrannen gewesen seyn mag. Als Zwingburg der alten Dynasten von Verona hatte es den geeignetsten Plaz, indem es Fluß und Stadt zugleich beherrscht.

Der volle Typus einer Reichsstadt, aber einer italienischen, ruht auf der eigentlichen Stadt Verona. Enge, krumme, hohe Straßen, dabei breite Pläze, herrliche Kirchenfronten, mit gehörigen Räumen davor, wie es scheint mit Gewalt ausgehauen in die Steinmasse, damit man sie sehen soll; und an diesen hohen Fronten der Straßen und Märkten jedes Fleckchen Betriebfleiß und Zierlichkeit von sonst. Was eine deutsche Reichsstadt ist, weißt du; aber nun denke dir die Nürnberger Häuser höher, bunter, großartiger, massiver. Ich führe dich z. B. auf den Blumenmarkt — oder heißt er Fruchtmarkt? — er ist breit und schmal, lang und kurz, wie du ihn ansehen willst; aber von jeder Seite bietet er ein schönes architektonisches Bild, eine so bunt komponirte Dekoration, die die Erfindungsgabe des Malers überflügelt. Kein Haus wie das andere, Marmorfronten und Nürnberger Drechslergebäck, Antikes und Gothisches, kunstreich durch- und zusammenkomponirt, von Marmorsäulen getragene Palläste und Giebelhäuser, wo sich eine Etage über die andere schiebt. Es hat in Italien Alles Farbe; man braucht die Wirklichkeit nur abzuklatschen, und man hat ein Bild; in der Gegenwart färbt häufig nur der Schmutz des Lebens, aber die Farben der alten Italiener scheinen, wie ihre Gemälde beweisen, dauernd, so auch die Farbe ihrer Architektur. Es lebt noch Alles hier in Verona, und das Straßenleben von heut zeiht

das an den Mauern keiner Lüge. Die wenigen Elegants und frisirten Kellner abgerechnet, die sich auf dem Fruchtmarkt sehen lassen, könnte alles Uebrige, was sich darauf präsentirt, so gut im sechzehnten Jahrhundert, als heut, dort vorgehen. Um das Bild der reichen Behaglichkeit zu füllen, denke dir zu den Bäuerinnen, alten und jungen, in ihrer malerischen Tracht, zu den Körben voll Grünem, voll Weintrauben und Kernobst, zu den Granaten und Apfelsinen, zu dem besonders malerischen Blumenkohl, zu den röstenden Kastanien, zu den gaffenden Faullenzern, die Hände auf dem Rücken, zu den zarten Veroneserinnen, die mit ihren weißen Schleiern sich durch diesen reichen Teppich drängen, denke dir dazu noch, als Teppich unter dem Teppich, ein spiegelglattes Pflaster von Marmorfliesen! Manchmal dünkte mich das in den italienischen Staaten wie eine Sottise zu dem Schmutz und den Unebenheiten, die dem Leben hier seine eigenthümliche Poesie geben.

Mir fehlen in der Sprache immer die rechten Töne für das Charakteristische einer ächt italienischen Stadt. Ich meine hier nur ihre Bauart und rede nur von Oberitalien. Beim ersten Anblick hat man es weg und kann es doch nicht wiedergeben. Mailand ist keine solche Stadt; oft verwüstet, hat sie ein ziemlich allgemein südlich-modernes Ansehen gewonnen; Venedig noch weniger, das ist etwas ganz Eigenthümliches durch sich und aus sich. Die Maler malen lieber die ganz antiken, oder ganz modernen Bilen aus dem weiteren Süden, und doch könnten sie mit wenigen Strichen und Farbenzügen den Typus der alten lombardischen Städte skizziren. Ich sah ihn in Piacenza zuerst und fand ihn überall wieder. Sein Grundton ist roth, seine Grundform breit und gedrückt, d. h. die massenhaften Fundamente verrathen ein Streben nach Höhe, aber eine flache Hand hat sie alle planirt. Alle Häuser enden mit einer geraden Linie und alle kastell- und pallastartigen Massenbauten, ja selbst viele Kathedralen, thürmen nur mehrere gerade Linien über einander dem Horizont entgegen, die durch ihre verschiedene Länge und bunte Cannelirung sich von einander scheiden. Damit nun nicht der Horizont mit dieser rasirten Kante einen Halbkreis oder Bogenschnitt bilde, läßt man hie und da ins Leere eine Kuppel hinauswachsen, oder aus dem Meere von Flächen schießt ohne Anhalt ein schlanker viereckiger Glockenthurm in die Höhe, eine Hopfenstange mitten in einem Kleefelde. Diese Glockenthürme hängen selten mit den Kirchen, denen sie dienen, zusammen, und eben so isolirt dünkt uns ihr Himmelanstreben im Vergleich zu der Stadt, die in ihren horizontalen Linien bemüht ist, sich ganz der Erde anzuschließen. Welch andere Bedeutung haben die Kirchthürme in einer gothischen Stadt! Wie sind sie da nur das lezte Glied des himmelanstrebenden Sinnes, der von den Erkern der Privathäuser durch die Portale, Strebepfeiler und Giebel der Kathedralen bis zu ihnen seine Stufenleiter findet!

Durch eine kleine Querstraße von jenem Blumenmarkte kommst du freilich an etwas gothisch Gethürmtes; es ist sogar ein Kirchhof, aber die Spitzen reichen nicht zum Himmel, und der ganze Kirchhof wird erdrückt von den rings umher stehenden Häusermassen. Es ist das Grabmal der Scaliger, das kuriosesste, geschmackloseste Monument des Mittelalters in Verona, vielleicht in allen gothischen Städten. In Erz und Stein haben sich die alten Dynasten der Stadt Grabmäler über ihren Grabgewölben meiseln und gießen lassen, pyramidalisch, gothisch-geschnörkelt, römisch fundamentirt, mit Heiligenbildern und eigenen Conterfei's, die in Erz, gewappnet vom Wirbel bis zur Zehe, unter den Spitzdächerchen stehen. Und unter diesen Schangestalten, die bizarr und schreckhaft zugleich sind, modern, oder modern nicht — denn einige sind Mumien — die alten Scaliger und ihre Muhmen und Vettern. Und dieser gothische Todtenhof ist, wie gesagt, zwei Schritte weit vom Küchenmarkte, in einem finstern Winkel Verona's, und dennoch eine Zierde der Stadt; denn wer möchte sich Verona denken ohne die Gräber der Scaliger!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Bugeaud und Dulong.

Bei einer der in dieser Jahrszeit so häufigen Soirées befand ich mich neben einem Manne, welcher das Ordensband der Ehrenlegion trug und ein sehr gebildeter, fein gesitteter Mann zu seyn schien. Er sprach in einem sanften Tone, und was er sagte, war recht vernünftig und ganz human. Nun trat Jemand in die Gesellschaft und erzählte den traurigen Vorfall des Tages, nämlich den Zweikampf zwischen dem General Bugeaud und dem jungen Dulong, seinem Kollegen in der Deputirtenkammer, welcher Vorfall an eben diesem Tage statt gehabt und sich leider mit dem Tode des im Zweikampfe unerfahrnen Dulong endigte. Jedermann bezeigte sein Bedauern über eine so traurige Begebenheit, obschon die Duelle sonst in Paris wenig Aufsehen erregen, da man selten die Kämpfer persönlich kennt und auch wenig von den nähern Umständen erfährt. Diesmal war die Veranlassung eine in der Hitze der Debatte hingeworfene beleidigende Aeußerung eines zu voreiligen Jünglings gegen einen General, welcher durch das ihm aufgetragene Kommando in der Festung Blaie während der Gefangenschaft der Herzogin von Berry dem Publikum allgemein bekannt geworden war. Die kleinen karlistischen Blätter hatten Monate lang Gift und Galle gegen ihn gespieen, ohne daß sich der Mann auch nur im Geringsten gerührt hätte. Jezt aber, bei der öffentlichen Beleidigung in der Deputirtenkammer, empört sich sein Ehrgefühl; er verlangt Genugthuung; vermittelnde Freunde suchen die Sache durch ein von Dulong unterzeichnetes Schreiben beizulegen; schon

ist dasselbe in einer Journaldruckerei und soll in der Nacht abgedruckt werden, um am andern Morgen in den Zeitungen zu erscheinen. Ein unbedachtsamer Mitarbeiter am ministeriellen Journal de Paris kündigt in dessen am Abend erscheinenden Bulletin du soir an, Dulong habe zum Kreuz kriechen und dem General schriftlich Abbitte thun müssen. Nun empört sich auch das Ehrgefühl Dulongs; er berathschlagt mit seinen Freunden und sie sind der Meinung, bei so bewandten Umständen würde das Erscheinen seines Schreibens als Feigheit ausgelegt werden, und er müsse den Brief zurücknehmen. Dies geschah um Mitternacht. Der Zweikampf war nun unvermeidlich, und Dulong fiel am andern Morgen. Mich dünkt, seine Freunde waren hier in ihrem Rathe zu weit gegangen; denn was konnte es schaden, daß in einem Journale, wenn es auch ein ministerielles war, Jemand behauptete, Dulong sey zu diesem Schreiben gezwungen worden? die Hauptsache war doch die Abfassung des Schreibens selbst. Da nun aber dieses so abgefaßt war, daß beide Partheien damit zufrieden gewesen waren, so hätte die unbedachtsame Aeußerung des Journal de Paris, die doch nur eine Privatmeinung enthielt, auch Niemand auf dem Versöhnungswege stören sollen, den man doch einmal eingeschlagen hatte. In der Abendgesellschaft, wovon ich oben sprach, wußte man aber nur erst die Hauptsache; Dulong war noch nicht einmal todt; es wurde erzählt, die Kugel sey im Kopfe stecken geblieben und er liege seit dem Morgen ohne Besinnung, ohne daß Hoffnung zu seiner Wiederherstellung vorhanden sey. Nun ergriff der feine Herr neben mir das Wort und äußerte, Dulong sey ein schlechter Kerl gewesen und nach Gebühr behandelt worden; diese Lektion werde die Opposition lehren, künftighin behutsamer in ihren Aeußerungen zu seyn. Ganz erstaunt über den leidenschaftlichen Ton und die lieblosen Gesinnungen des feinen Herrn, wandte ich mich an einen Nachbar und fragte ihn leise, wer dieser Mann sey. „Sie kennen also Herrn **, den Deputirten, noch nicht, welcher in der Kammer hinter der Ministerbank zu sitzen pflegt?" erwiderte der Nachbar etwas höhnisch. Nun erinnerte ich mich allerdings wohl eines zuweilen für die Minister ziemlich heftig redenden Deputirten dieses Namens; allein niemals hätte ich geglaubt, daß ein solcher Ministerfreund so leidenschaftlich urtheilen, mit solchem Hasse einen gefallenen Oppositionsredner verfolgen könne. Wie läßt sich Ruhe und Eintracht hoffen, wenn sogar die Anhänger der jetzigen Machthaber so wild losfahren? Aus dem, was der Mann mir erzählte, sah ich, daß er besser unterrichtet war, als wir Alle; denn er war schon Nachmittags bei dem siegreichen General Bugeaud gewesen, und die ganze Ministerpartheí hatte sich zu demselben verfügt; auch der Minister d'Argout war da gewesen; Alle hatten dem General wo nicht Glück gewünscht, doch ihre Zufriedenheit darüber bezeigt, daß er unverletzt aus dem Zweikampfe davongegangen. Der General, sagte er, habe sich sehr bescheiden geäußert; er habe bedauert, den Tod seines Gegners veranlaßt zu haben, er sey aber zu dem Kampfe gezwungen gewesen u. s. w. Es ward mir unheimlich neben einem Manne, welcher vor wenigen Stunden dem Sieger über einen Kollegen seine Zufriedenheit bezeigt hatte, und ich entfernte mich aus der Gesellschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Februar.

(Beschluß.)

Die savoische Revolutionsposse.

Erst Nachmittags gegen vier Uhr konnte ich wieder von Genf weg, wo ich um das Stadthaus herum viel Bewegung zweideutiger Leute sah. Zwischen dem Schweizerthor und Coppet gerieth ich in eine unsägliche Menge Wagen, Reiter und Fußgänger, die gingen und kamen. Bei Coppet lagen die drei Barken. Es war wirklich ein trauriger und ergreifender Anblick. Die Barke mit den zweiundneunzig Polen und zwanzig Deutschen — irrig zeigte man mir Dr. Siebenpfeiffer unter ihnen — lag in einiger Entfernung vom Ufer, neben ihr auf der einen Seite das bewaffnete Genfer Dampfschiff, auf der andern eine mit Waadtländer Truppen besezte Barke, die Ufer waren gleichfalls mit Militär besezt und so alle Kommunikation mit den Insurgenten abgeschnitten. Sie lagen auf ihrer Barke so dicht bei einander, daß das Umdrehen eines Einzelnen auf dem ganzen Schiffe Unordnung und Störung, ja sogar die Gefahr hervorbrachte, über den uneingefaßten Rand ins Wasser zu fallen, und die Europe centrale, welche diese Lage der Insurgenten pittoresquement atroce nannte, behauptete gar, drei seyen wirklich ins Wasser gefallen, aber wieder gerettet worden. Man hoffte in der folgenden Nacht von Lausanne die Erlaubniß zu ihrer Ausschiffung zu erhalten.

Dies war also die große Expedition, von der die Pariser Tribüne vom 5ten Februar gleich zu Anfang der ersten Kolumne mit großen Buchstaben sagte:

Je vous annonce que demain, dimanche 2 février, le général Ramorino entre dans le Piémont à la tête de 4500 hommes Italiens, Français, Suisses et Polonais. C'est le premier mouvement de cette insurrection préparée avec tant de constance et de courage par la jeune Italie. C'est le premier tocsin de l'émancipation des peuples... Une autre lettre nous annonce que le jour même où les insurgés sont entrés en Savoie, onze cents carabiniers royaux se sont joints à eux.

Wenden wir uns nun nach Genf zurück, so sehen wir da in der bedenklichen Nacht vom 1sten auf den 2ten Februar viel Bewegung, die Regierung schwankend, eingeschüchtert und ängstlich gemacht durch die Lauigkeit und abgeneigte Stimmung mehrerer Nationalgarden, das Mouvement, die Société patriotique und die ganze revolutionäre Parthei in großer, fröhlicher Hoffnung und Thätigkeit. Glücklicherweise war das Stadthaus, als der Siz der Regierung, und das dabei liegende Arsenal gut mit Truppen besezt. Konnte man sich aber im Fall einer starken Volksbewegung ganz auf sie verlassen? Die Regierung erhielt von Stunde zu Stunde beunruhigendere Nachrichten von den innern Machinationen, bis die Kunde von dem erbärmlichen Ausgang der Insurrektion eintraf. Die Revolution nach außen lag nun freilich darnieder; durch die Rückkehr der unruhigen und aufgeregten Italiener, Piemontesen und Polen war aber wieder das gefährliche Ferment in das kleine Land gekommen, wo es schon lange genug gearbeitet hatte. Die Insurgenten sezten sich trozig in dem immer opponirenden Carouge fest und die Einwohner sagten ihnen Schuz zu; alle Einladungen und Aufforderungen der Regierung zu ihrem Abzug nach Genf in die angewiesene Kaserne Chantepoulet hatten keinen andern Erfolg, als daß man noch keker antwortete. Die neue Gegenwart so vieler Insurrektions- und Revolutionsköpfe hatte unserm Mouvement neuen Muth und Unternehmungsgeist gegeben, und umgekehrt das Mouvement den Insurgenten. Es handelte sich nun nicht mehr von dem Umsturz der Regierung in Savoyen und Piemont, sondern von dem Umsturz der Genfer Regierung.

Ich breche hier ab und verspare den weitern Verfolg auf meinen nächsten Brief, der nicht lange auf sich warten lassen wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. März 1834.

— O wackrer Narr!
Ein würd'ger Narr! Die Jacke lob' ich mir.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Aquarelle.

Von August Lewald.

Jedes Menschenleben hat seine pittoreske Seite, es kommt nur darauf an, sie im rechten Sinne aufzufassen und darzustellen. Nicht Alles eignet sich darin zur großen historischen Behandlung; denn bei kleinern Gegenständen geht die Begeisterung verloren, ehe die weitläuftigen Vorbereitungen getroffen sind. Hiezu ist nun die, von den Engländern besonders gepflegte Aquarellmanier sehr geeignet. So wie der Gedanke kommt, wird er in flüchtigen, aber festen Umrissen schnell auf's Papier geworfen, dann werden eben so schnell mit Saftfarben die Lokaltinten angedeutet. Alles ist flüchtig, durchsichtig und klar, gibt einen vollkommenen Begriff von dem darzustellenden Gegenstande, und ist dabei gefällig anzusehen. Der Geist muß in der Auffassung liegen, und da man nicht Tagelang auf das Trocknen zu warten hat, da man auch die Lichter nicht auszusparen braucht, so folgt die Ausführung dem Gedanken und athmet daher Leben und Wahrheit.

In dieser Manier glaubte ich eine Reihe kleiner Genrebilder und Zeichnungen nach der Natur ausführen zu müssen. Dies zur Erklärung des gewählten Titels.

I.

Der alte Staberl.

Das Unbedeutendste, Geringfügigste in den Augen vieler Leute spielt in dem Leben Anderer oft eine große Rolle, dient ihrem Schicksale zum Wendepunkte, oder durchkreuzt ihren Lebenspfad auf eine merkwürdige Weise. Das Leztere war bei mir mit der bekannten süddeutschen Lustspielfigur, Staberl genannt, der Fall. Sie erscheint mir jezt noch als die personificirte Lustigkeit der Jugend; liebliche Gegenden, ein lebendiger Strom, eine heitere, reiche Stadt, redliche und gesellige Freunde, mein eigenes offenes, hingebendes Gemüth, Alles was mich damals umgab, wird wieder lebendig um mich. Ein verlornes Paradies!

Es war in Frankfurt, wo ich, sehr jung noch, Staberl begegnete. Er machte dort große Sensation. Die Frankfurter wurden nicht satt, ihren possierlichen Gast zu bewundern. Die Leute drängten sich so sehr herbei, daß ein dicker Bürger aus Sachsenhausen an der Theaterkasse todtgedrückt wurde. Wir bekamen gerade in jener Zeit nichts als eine hausbackene Komik an den Schauspielern in Frankfurt zu bewundern. Weidner leistete in Stücken, wie sie Kotzebue ihm lieferte, Angenehmes; Leißring war komisch lang, schon sein Aussehen machte die beste Wirkung; der phantastische Lur, der vom Mönch

Schauspieler geworden war, tummelte sich noch am freiesten in dem Gebiete der Posse herum, und was er gab, streifte oftmals an das Ideale. Die Leute meinten aber, er übertreibe. — Da sprang mit einem Male, geharnischt, gleich der Minerva aus dem Götterkopfe, ein ganz fertiger Narr, ein buntscheckiger, harmloser, ächt deutscher Narr in nie geahnter Liebenswürdigkeit in das Alltagsleben der bretternen Welt hinein. Er kümmerte sich nicht um Anstand und Uebereinkommen, wie wir sie kannten, denn er brachte Beides auf seine Weise mit und man war bereit, es dafür gelten zu lassen. Selbst alte, grämliche Leute, welche dies und das dagegen vorbringen wollten und sehr ernste Gesichter schnitten, konnten die Worte dazu nicht aussprechen, weil das tollste Lachen ihnen den Mund weit auseinanderriß. Er belustigte uns einige Wochen lang auf das Herrlichste, dann zog er fort, und wie auch ich später Frankfurt verließ, entschwand das bunte Bild meines lieben Clown immer mehr und mehr aus meinem Gedächtnisse, und zulezt erinnerte ich mich seiner nur noch bei Gelegenheit seiner jungen Frau, die er bei sich hatte, die aber nicht zu ihm paßte, weil sie mir weder närrisch, noch lustig erschienen war, sondern recht angenehm sentimental, mit tiefschwarzen Augen voll Liebesfeuer, einem Gesicht, weiß und roth, und einem Näschen statt der stolzen Nase, welches alle jene aufgezählten Eigenthümlichkeiten einer Italienerin für die Deutsche, zwischen Rhein und Donau geboren, mit vollstem Rechte in Anspruch nahm.

Einige Jahre darauf — in Breslau — gab es eine ganz artige Theatromanie unter uns jungen Leuten. Und das hatte seinen guten Grund. Ein Verein von Talenten war dort beisammen, von denen man sich nicht zu viel versprach. Ich nenne davon nur Seydelmann, Anschütz und den Komiker Schmelka. Wir wurden mit ganz guter Theaterkost genährt, und bei unserm Appetite wählten wir nicht sehr streng die Schüsseln aus. Man tafelte uns einige spanische und englische Gerichte auf, Kotzebue brachte gut gesalzene Ragouts, Müllner heizte seinen neuen Zugofen mit Macht, und sein spanischer Wind und andere Soufflés wurden freundlich hingenommen. Da mit einem Male erklingt es erst fern, dann näher, erst leise, dann stärker, der Parapluiemacher Staberl werde seine Aufwartung machen.

Ein seltsames Gefühl wie Heimweh kam über mich. Ich konnte nicht Ruhe gewinnen, bis ich die Bekanntschaft meines Narren erneuert hatte. In der stolzen Hauptstadt Schlesiens, die von dem Landbewohner nur „Groß-Brassel" genannt wird, steckten die Leute die Köpfe zusammen. „Wie? ein Narr von der Donau, ein dummer Kasperl will es wagen, vor uns zu erscheinen?" Die Aesthetischen fügten hinzu: „Wir, genährt mit Calderons mystischer Milch und Shakespeares historischem Marke, sollen nun mit Possen aus der Leopoldstadt regalirt werden?" Viele Patriotische bemerkten: „Wir sind Preußen's und nicht mehr Oesterreichs!" Sonst sprachen sie nichts aus, aber Jeder konnte leicht denken, daß sie so toll waren, sich nunmehr für klüger zu halten. Kurz, wo man hinhorchte, schienen die Gemüther meinem ehrlichen Narren eher ab- als zugewendet. Die Zettel, die seine Erscheinung meldeten, wurden indeß an die Straßenecken geklebt und ich konnte die Stunde kaum erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verona.

(Fortsetzung.)

Die meisten Kirchen harmoniren mit dem historischen Alterthum der Stadt; italienischer Styl, aber gothischer Ernst daneben. Ihre Portalfronten sind bunt und reich geziert, ihr Inneres, obgleich auch nicht ohne italienische Ueberladung, doch würdiger und gothisch-dunkler als die modernen in Venedig. Es sind manche Kunstschätze darin verborgen, Tizians, Tintorettos, Paul Veroneses. Indeß fängt man auch hier vernünftigerweise an, die werthvollen Originalgemälde mit Kopien zu vertauschen, um sie vor dem Untergange, in der feuchten Luft lichtloser Kirchen fast unvermeidlich, zu bewahren. Die einem pflichtgetreuen Reisenden in Italien auferlegte Qual, den Kopf zu recken, um einige verbleichende Fresken in den Kuppeln zu durchmusteen, ohne doch einen Genuß davon zu haben, wird uns hier erspart. Auffallend dagegen ist, daß die katholischen Kirchen in Italien nicht immer offen, nur in gewissen Stunden für die stille Andacht aufgeschlossen werden. Ob es ihrer Kostbarkeiten wegen geschieht, oder des bekannten Spruches: „E pallazzo qui?" In den Kirchen selbst sah ich zwar noch nicht das allgemeine Menschenrecht der Italiener ausgeübt, dagegen abundirten davon die Vorhallen, Treppen, und namentlich die der Thürme, wo ein empfindlicher Gestank die Mühe des Steigens noch vergrößert. Nur an wenigen Kirchen fand ich jezt schon die polizeiliche Ordre: „E vietato di lordar qui."

Wenn du nicht bedeutende Phantasie mitbringst, oder gar fürchtest, von deiner zu verlieren, so besuche nicht das eine vielberühmte Alterthum Veronas, Julias Grab. Es bleibt ein steinerner Wassertrog, wenn auch wirklich der Witz es herausbrächte, zu beweisen, daß die wahrhafte Julia Capulet darin gelegen, und troß dem, daß Madame Crelinger einen Ring von diesem Sarkophage besizt. Das Alterthum ist ja noch lebendig; die ewige Geschichte bleibt ewig wahr, wenn sie sich auch nie

ereignet hätte, und ich wette, du findest eine Julie, wenn irgend wo, in Verona. Ein eigenthümlicher Reiz ist über diese zarten, schönen Gestalten ausgegossen. Ich möchte den Typus der Gesichter fast ideal nennen, so ganz verschieden ist er von der üppigen Fülle Venedigs und dem der andern lombardischen Städte. Nirgends bemerkt man so viel Blondinen. Noch ist auch gewiß etwas von Julia übrig geblieben — ihr Schleier. Unbeschreiblich anmuthig fließt von jedem Haupte dieser Veroneser Schleier auf die zarte Gestalt herab, und selbst der unzarten verleiht er einen Reiz. Während der schwarze Milaneser Schleier flach auf der Stirn ruht, wird dieser weiße auf dem hohen Kamm des Hinterhaars befestigt und glänzt von da herab, wie das natürlichste Diadem. Es ist der anspruchloseste und zierendste Damenputz, den ich gesehen.

Aber jezt sind diese anmuthigen Gestalten von der Straße verschwunden; es ist früher Nachmittag und ich führe dich noch einmal dahin, wo kein eleganter Fuß und kein süßer Blick uns folgt. Wir gehen die jenseitige Uferstraße entlang und sehen hier Palläste, angelehnt an schroffe Felswände, dahinter französische Gärten mit Taxushecken, zu den Felsen hinaufsteigend. Jezt gen Norden sind die Palläste aus und wir wenden uns durch die Berggäßchen einer armseligen Vorstadt. Der nackte Schmutz des italienischen Lebens stiert aus den Papierfenstern. Man schaut uns nach, wohin wir durch die halbgrün überwachsenen und doch Kloakengassen wollen; denn wer besucht die Ruinen vom Pallast des Re Theodorico! Bald sind auch diese Hütten hinter uns verschwunden. Durch Lehmhohlwege, über Schutt und verwachsenes Mauerwerk, längs der ungeheuern Stadtmauer, führt der einsame Weg, bald bergauf, bald bergab. Keine lebende Seele in dem schweigenden Schauplatz der Verwüstung! und wir haben den Weg verloren, da überwachsene Trümmer und Riesenmauern die Aussicht hemmen. Endlich sehen wir an einer solchen Mauer ein ungeheures Portal; das Gras davor sagt uns, daß die Flügel seit Jahren nicht geöffnet sind; aber es ist eine kleine Pforte darin und eine verrostete Klingelschnur daneben; das Klingeln ist vergebens; es ist Alles todt, nur die heisere Stimme eines alten Hundes wird durch unsere Bewegung geweckt. Wir stampfen und pochen, und da erst wird uns vorsichtig das Kastell von einem zitternden Knaben geöffnet, der mit einem Hunde und einer Ziege zur Leibwache gekommen ist, um zu sehen, wer da einbrechen will, wo nichts zu holen ist. Hinten saß noch in dem, von Nesseln ellenhoch überwucherten Klosterhofe ein uraltes Mütterchen, mit nicht minder erschrockenen Blicken. Als wir uns verständigt, sahen wir, daß so wenig, als für sonst Jemand etwas, für uns hier Trost zu holen war. König Dietrichs Burg lag noch durch eine tiefe Schlucht und hohe Mauer getrennt von diesem verfallenen Klosterhofe, und der Schlüssel zu der Burg sey, hieß es, da und da. Großmutter und Enkel sprachen nämlich ein Veroneser Patois, das schwer zu verstehen war. Auch was sie selbst da machten, angesiedelt unter dem brechenden Gewölbe einer zerstörten gothischen Kirche, erfuhr ich weder von ihnen, noch vom Hunde und der Ziege; aber eine hinlänglich schauerige Studie zu einem Ratkliff'schen Roman, oder etwas Besserm, war doch dies Stillleben. Wie grinsten die gemarterten Heiligen von den zerbröckelten Wänden der Kapelle, und mit welchem kolossalen Ernste stierten Theodorichs Burgmauern dazu herüber!

Seltsam! ich sage es voraus, ich wollte die Leser in Theodorichs Burg führen, und ich bin selbst nicht drin gewesen. Der Schlüssel zu diesem Räthsel ist der Schlüssel zum Thor, den wir nicht auffinden konnten. Aber ich meine, daß wir nichts verloren, sondern eher gewonnen haben; denn indem wir durch das wilde Geklüft umher kletterten, ohne den Eingang zu finden — die riesigen Mauern über uns, von denen die Geier ängstlich flatterten — drückte sich uns ein großartigeres Bild von Dietrichs Burg auf, als wenn wir vielleicht den Schutt drinne durchmustert hätten. Die höchste Größe dieses Helden gehört der Sage an; nicht zu nahe historisch hinangetreten, sonst verliert sie von dem Lustre! Paßte doch Alles ringsum zu dem Mythenbilde aus grauer Fabelzeit: die Ruine einer deutschen, unverstandenen Vorzeit, ein kolossales Monument unserer vorväterlichen Kraft, einsam hervorragend aus der Verwüstung eines jüngern und doch jezt auch schon vermoderten, staubgewordenen, italienischen Lebens. Da wucherte die Nessel auf Ziegelschutt, nichts Grünes, nichts Reines, gelb verwittert der Thon, wie auf einer Salvator Rosa'schen Felsenöde; und zu dieser Einsamkeit, um sie recht schauerlich zu machen, gehörte das schwüle, schwüle Tageslicht. Schatten suchend, folgten wir einem der verschlungenen Gänge durch den Schutt — ein wahrer Schlupfwinkel, eine wahre Studiengrube für Banditen und Banditenmaler — als uns rasch eine Gestalt entgegentrat, wie sie die Phantasie nicht besser schaffen konnte. Halb nackend die athletischen Glieder — wenigstens waren die Hemdärmel aufgekrempt — blutbefleckt die Schürze, in der zwei Messer steckten, sah er uns fragend an, was wir hier wollten, und wollte doch an uns vorüber eilen, als wie unheimlich berührt durch unsere Gegenwart. Aber ich suchte ihn durch eine Frage zum Stehen zu bringen. Er antwortete in einem Bergdialekt, von dem ich nur die Hälfte verstand, und als ich meinen Begleiter aufforderte, mit seiner mehreren Kenntniß des Italienischen ihm genau zu folgen, öffnete plötzlich der schreckliche Mensch die Lippen und sagte, gerade wie ich es hier niederschreibe: „Das

weiß ich nicht, meine Herren.“ Also ein deutscher Bandit! und nun war er verschwunden. Wir wollten um die Ecke biegen, von der er gekommen — denn es ist besser in solchen Lagen, dem Schreckhaften kühn ins Angesicht blicken, als den Rückzug versuchen — aber welch ein Anblick! es war ein Sackwinkel, und aus der Tiefe flogen, widerlich krächzend, eine Anzahl Krähen auf von dem noch blutenden Leichname; unsere Tritte hatten sie bei der vollen frischen Mahlzeit aufgestört. Es ist aber hier keine Carbonararache, noch der Banditenstoß gegen den Urenkel einer erlauchten Familie im Spiele; denn es lag in der Grube kein Leichnam eines ermordeten Nobile, noch einer holden Dame, vielmehr lediglich der eines Pferdes; und bald nach uns kam auch der wilde Mensch mit den Blutflecken und den Messern wieder, und es war derselbe Scharfrichterknecht, der das Thier ausgeweidet und etwas vergessen hatte. Also ein deutscher Scharfrichterknecht in Verona, hausend unter den Schloßruinen seines urväterlichen Königs, und wahrhaftig, er selbst hätte sich gut geschickt unter die Recken Dietrichs von Bern.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Bugeaud und Dulong.

Am andern Tage starb Dulong, ohne daß er wieder zur Besinnung gekommen war. Seine Freunde, und besonders die republikanische Parthei, zu welcher er gehörte, waren nicht müßig, um seinem Begräbnisse einen großen Glanz zu geben; ihrerseits war auch die Polizei nicht unthätig, um einem Auftritte, wie der bei dem Leichenbegängnisse Lamarques, vorzubeugen, und durch eine Vorkehrung, die komisch erscheinen würde, wenn der Vorfall nicht so ernsthaft, ja traurig wäre, schloß sie den Zug der hinter dem Leichenwagen Einhergehenden mit einer Reihe von Truppen ein, und dieser Kordon geleitete den Zug durch Paris bis zu dem großen Friedhofe. Ein Denkmal wird dem armen Deputirten errichtet werden; zu der deßhalb eröffneten Subscription haben sich bereits Manche gemeldet; allein von den Beamten und von allen Freunden des jetzigen Ministeriums wird keiner auch nur einen Heller beitragen. Dulong war auch vielmehr wegen seiner festen, bestimmt ausgesprochenen Gesinnung, als wegen seines Rednertalents merkwürdig. Sein siegreicher Gegner ist freilich noch weniger ein Redner, obgleich er manchmal auftritt und sich hören läßt. Er mag ein guter General seyn, aber seine Reden sind platt und äußerst gemein; der Mann hat sich nicht einmal den üblichen gebildeten Styl der redenden Deputirten anzueignen gewußt. Freilich fordert man von einem Militär nicht, daß er der Rede mächtig sey wie ein Sachwalter oder Staatsmann; allein es gibt in der Deputirtenkammer sechs bis acht Generale, die alle gut und angemessen sprechen; General Bugeaud ist unstreitig derjenige Militär, der am schlechtesten spricht. Der Mann muß überhaupt wenig Gefühl von Anstand haben; denn nur zu bald nach dem traurigen Zweikampfe erschien er auch schon wieder nicht allein in der Deputirtenkammer, sondern auch auf der Rednerbühne, und sprach in einem leichtfertigen Tone, als ob nichts vorgefallen wäre. Dies unziemliche Betragen hat manche Unbefangene empört und dem Rufe des Generals mehr geschadet, als der Zweikampf selbst. Wem der Erfolg dieses Kampfes am meisten zu Herzen ging, das ist der edle Dupont de l'Eure, dessen unehelicher Sohn Dulong gewesen seyn soll. In den Schreiben, welche Dupont bei Veranlassung des Todes des jungen Dulong hat ergehen lassen, bezeichnet er ihn bloß als seinen Verwandten. Dupont de l'Eure hat nur einmal in seinem Alter fröhliche Tage gehabt, damals nämlich, als er, durch die öffentliche Meinung bezeichnet, zum Justizminister ernannt wurde. Als solcher blieb er der schlichte Mann, der er immer war, und ging in seiner gewöhnlichen Kleidung an den Hof, an welchem damals freilich wenig an Etikette gedacht wurde. Der Tod seines Lieblings Dulong verkümmert seine noch übrigen Tage. Rührend sind die von ihm erlassenen Schreiben an die Deputirtenkammer und an die Wähler des Euredepartements, welche Dulong zu ihrem Repräsentanten gewählt hatten; man sieht es diesen Ergießungen seines Herzens an, daß Dulong ihm näher stand, als er gestehen mag. Er hat frei gesagt, er möge nicht mehr in der Kammer neben Jemand sitzen, der seinem geliebten Dulong das Leben genommen habe. Lafayette hat versucht, in einem herzlichen Schreiben seinen alten Freund von diesem Entschlusse abzubringen; allein für den von Kummer gebeugten Staatsmann scheint nichts in der Welt mehr Reiz zu haben, seit sein junger Zögling auf eine so bedauernswerthe Art ums Leben gekommen ist. Vermuthlich sah er sich in dem von ihm gebildeten Dulong wieder aufleben. Dulong hatte die politischen Ansichten, die Gesinnungen und Empfindungen seines Pflegers; er konnte eines Tages Frankreich ein zweiter Dupont werden; diese Hoffnung ist nun verschwunden: Dupont de l'Eure hat keinen Sohn mehr. Beschränkte sich die Geschichte des Zweikampfs auf die erwähnten Umstände, so wäre es immerhin ein bedauernswerther Vorfall, wobei man aber eigentlich Niemand einen Vorwurf machen kann, abgesehen davon, daß zwei gebildete Menschen ihr Leben einander preisgegeben haben; da indessen kein Gesetz in Frankreich den Zweikampf verbietet, so waren sie wenigstens vor den Augen der Justiz nicht strafbar. Was aber dem Vorfall einen besonders ernsthaften Charakter gegeben hat, ist der Umstand, daß ein Adjudant des Königs dem General Bugeaud als Sekundant diente, und daß dieser Sekundant den Dienst bei Hofe versah, also natürlich Rechenschaft von seiner Abwesenheit geben mußte. Da nun gewisse Partheien in Frankreich nur allzu geneigt sind, den Namen des Königs überall einzumischen, so haben sie auch dießmal nicht ermangelt, zu behaupten, der König sey nicht nach der Begebenheit, sondern vor dem Zweikampfe davon unterrichtet worden, obschon die Regierungsblätter das Gegentheil behaupten, was, wie man leicht einsieht, hier einen großen Unterschied macht. Es erschienen daher den ganzen Monat hindurch äußerst scharfe und tief verletzende Anspielungen in den kleinern Tageblättern, und so eben gibt eines derselben eine lithographirte Darstellung des tödtlichen Zweikampfs, wobei eine aus den Wolken kommende Hand, also eine unsichtbare Macht, den General Bugeaud zum Schießen antreibt. Gerichtlich verfolgen lassen sich dergleichen Anspielungen nicht; auch sind es nicht so sehr die Aeußerungen selbst, als daß mehrere Personen auf dergleichen Gedanken haben fallen können, was in dieser Sache einen schlimmen, schwer zu verlöschenden Eindruck macht.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. März 1834.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Platen.

Verona.

(Beschluß.)

Und nun mit einem Sprunge von Theodorichs Burg nach der Piazza Bra! Es ist ein kühler, heller Abend; die Menge wogt schon vor den Kaffeehäusern in den Arkaden des Schauspielhauses. Uns fesseln andere Arkaden, ein anderes Schauspielhaus – die Arena. Ehe wir hineintreten, machen wir einen Spaziergang um die eiförmige Rotunda. Alle die untern Arkaden sind wohl erhalten und die Mehrzahl ihrer festen Gewölbe ist vermiethet und benuzt als Waarenlager, Boutiken, Heuschober. Die passendste Verwendung, wenn doch die Antike zum Nutzen verwandt werden soll, schien mir noch die zu Schmieden. Wenn der Ambos dröhnte und die Funken herausstoben aus der römischen Halle, konnte man doch wirklich an eine Vulkanswerkstatt denken. Einige Arkaden sind unbenuzt, aber sauber aufgeräumt und mit Gittern verschlossen; man blickt durch ihre hintere Oeffnung in den innern Raum, oder vielmehr, es fällt nur etwas Licht von der Arena in die dunkeln Höhlen. Auch hier, wie durch alle alten Städte Italiens und Griechenlands, ist der frühere Boden durch Schutt dergestalt erhöht, daß man wieder Treppen hinabgraben müssen, um nur an die Thorschwellen zu kommen. Und nun durch Gitter und Höhlen und Treppen, und für ein kleines Entree, das die Alten aber nicht zu zahlen brauchten, sind wir drinne, und wie beschreibe ich dieses Innere! So äußerst einfach diese Treppen auf Treppen, Stufen auf Stufen, Alles nur vom Bedürfniß dictirt, und doch so großartig, so majestätisch! – Es wiederholt sich hier, daß das wahrhaft Schöne und Große, je länger wir es ansehen, um so klarer heraustritt. Ein Maler malt nur einförmige Striche, und was leiht nun diesem Einförmigen den gewaltigen Eindruck? Ist es allein die Erinnerung? Aber sie ist bald verzehrt; mache die Augen eine Weile zu, und wenn du sie wiederum aufschlägst, ist es dasselbe und mehr. Unten im Cirkus – ein geräumiger Grasplatz, dessen Boden aber seit der Römerzeit ebenfalls sehr erhöht seyn muß – haben sie ein Puppentheater für menschliche Darstellungen gebaut. Ein kleiner Ausschnitt der alten Römersitze dient auch zum Amphitheater für diese triste Bühne. Viele Besucher stört es, es ist ihnen eine Entweihung; für mich nicht. Gerade aus den Gegensätzen jenes Lumpentheaters, das doch im Verhältniß zu seinen städtischen Schwesterbühnen nicht allzu klein ist, zu dem steinernen Amphitheater, in das es sich verkriecht wie ein Punkt, tritt mir dessen Größe erst recht hervor. Ich sah für mein Supplementgeld zum innern Bezirk ein wenig den Grimassen der Schreihälse unten zu; dann kletterte ich lieber umher auf

den Gigantentreppen und füllte sie mir mit den Gestalten von ehemals. Aber indem ich auf der höchsten Staffel die Runde machte, mußte ich doch wieder am Theater vorbei. Die Acteurs unten sahen aus wie Däumchen und schrien doch wie Cyklopen. Es war ein Ifflandsches Stück, oder eine Art davon, ein rührendes Familiengemälde. Ein Vater polterte gegen seinen Sohn wegen seiner vornehmen Bekanntschaften und vielleicht seiner Liebe zu einer edelmüthigen Kokette, oder was Aehnliches; denn dieser deutsche Jammer von ehedem florirt jezt auf den italienischen Bühnen. Nun schrieen diese geschminkten Figürchen unten dermaßen, daß mir oben — dem Himmel näher als der Erde — die Ohren gellten; und ich glaube kaum, daß das Heulen der Löwen und Tiger und der Todesschrei der sterbenden Gladiatoren einen stärkern Eindruck auf das Publikum gemacht hat. Man wird mir eingestehen, es gibt kaum größere Gegensätze, als Ifflandsche Familiennoth und die eines armen Sklaven, der unter Qualen sterben muß, um einem Publikum Vergnügen zu schaffen. Das große Publikum ist aber überall dasselbe, in Rom, Berlin und London; die Direktoren und Intendanzen erziehen es sich zu dem Grade von Rohheit, dessen Fütterung ihrer Kasse am wohlfeilsten scheint.

Die äußere Umkleidung der Arena, ihre Galerie nach außen zu ist bis auf ein kleines Bruchstück überall verschwunden; man kann daher auf den obersten Sperrsitzen frei umher spazieren; das Auge links sieht in die Arena, das Auge rechts auf die Piazza Bra und über die ganze Stadt. Es geht kein Geländer herum; ein Schritt hinüber, und du liegst zerschmettert unten. Aber welch entzückende Aussicht an einem schönen Sommerabende von diesem hohen Spaziergange: die weite Stadt ringsum mit Dächern, Kuppeln, Thürmen, Zinnen, das flache grüne Land, die Berge, die Ringmauern, die Kastelle, Theodorichs Burg und die Alpen. Auf dem Schuttboden oben keimt, anmuthige Ruheplätzchen bietend, weiches Mauergras, und die Ammen und Kinderfrauen führen ihre Jugend hierher, vermuthlich, um ihnen früh einen Begriff zu geben von der Vergänglichkeit aller Größe und wie ein Schauspiel in der Welt auf das andere folgt. Auch schien mir dieser hohe Reif des Cirkus von einigen Herrn benuzt, um ein Liebesspiel par distance zu treiben; sie agirten wenigstens mit langen Fernröhren, und an den obern Fenstern schien manches anmuthige Brustbild telegraphische Bewegungen zu machen.

Es sind noch nicht viele Jahre her, daß in Verona ein großes europäisches Schauspiel gegeben wurde. Es spielten da alle Nationen mit, ausgenommen die Engländer; und wir haben jezt noch an der Rechnung dieses großen Schauspiels zu zahlen. Aber denen, die dies Schauspiel aufführten, wurde noch eines extra gegeben. Ich weiß nicht, war es Romeo und Julie, oder eine Thierhetze, kurz es war ein Schauspiel, aber der Schauplatz war diese Arena. Den Repräsentanten des monarchischen Europas, denen damals Alles möglich war, war auch das möglich geworden, diese Arena mit Volk zu füllen, und man sah zum erstenmal seit, ich weiß nicht wie vielen Jahrhunderten, den Cirkus von Verona gedrängt voll Zuschauer. Es soll ein imposantes Schauspiel gewesen seyn: Kopf über Kopf, und noch über alle diese Köpfe auf dem äußersten Rande ungarische Grenadiere mit ihren blauen Hosen und weißen Röcken, das Gewehr an der Seite, paradirend. — Ein Reisender, der es gesehen, erzählte uns, er habe nur Eine Idee dabei gehabt, und das war ein großer Hut, den er über alle diese Köpfe stülpen mögen, wenn es einen solchen Hut in der Welt gäbe.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Da pocht's an meine Thür und herein tritt ein mir wohlbekannter dicker, großer Mann, der Niemand anders war als der Regisseur des Theaters und erste Heldenspieler. Ich mochte ihn nicht leiden, seitdem ich ihn einmal als Wallenstein vom Publikum bewundert sah. Die Ursache seines Besuchs war Staberl. Mein Herz schlug. Sein Anliegen bestand darin, einen Vers zu haben, der am Schlusse des Stücks transparent erscheinen könnte, um das Ganze sinnig zu krönen. Eine großartige Idee, die in seinem eigenen Hirne entsprungen war. Ich war entzückt; ich dankte ihm für das Vertrauen, das er mir schenkte, mit sehr gerührten Worten und nannte ihn in der wonnigen Zerstreuung, welche sich meiner bemächtigt hatte: Herr Wallenstein. Er aber war herablassend genug zu erwidern, er heiße nur Nagel. Der Vers sollte indeß gefunden werden, und die Augen fest auf einen Punkt der Decke gerichtet, die Lippen bewegend und die Finger in leisem Zucken begriffen, etwa wie Pipe in Peregrine Pickle, wenn er seinen Sang anstimmen soll, war ich darüber her, eine zweite Zeile mit korrespondirendem Reime zu suchen, denn die erste war mir wie ein Blitz durch's Gedächtniß gefahren. Herr Nagel durfte nicht lange warten. Der Vers war da, er lautete:

„Fortan umfang' uns Harmonie,
„Uns Alle deck' Ein Parapluie!"

Er war zufrieden, sehr zufrieden, sprach von Honorar, von bedeutendem Talente, meinte, ich sollte es einmal mit etwas Größerem versuchen, da ich doch nunmehr in die Reihe deutscher Theaterdichter rühmlichst eingetreten sey, und lief mit ähnlichen Versicherungen im Munde

und meinen Vers im Kopfe fort, um ihn nicht drucken, sondern, wie die Egypter ihre Gesetzesreime in Felsen, meine Reime in starker Pappe aushauen zu lassen. Dies Intermezzo hatte mich glücklicherweise um etwas Zeit gebracht, die mir bis zum Anfange des Schauspiels sehr lange wurde. Ich war Einer der Frühesten im Theater. Es war leer, aber Männer saßen darin, die für Viele gelten konnten. Die ganze Gelahrtheit, ernste Weise, Naturphilosophen und Geschichtschreiber hatten sich eingefunden, bis herunter zu dem losen Völkchen der Belletristen. Sie saßen auf den Bänken da herum wie bei Shakespeare und Calderon, und meinten, nun werde alle Herrlichkeit der lustigen, näschigen und hochgepriesenen Kaiserstadt an der Donau über sie kommen, die göttliche Thorheit, der bunte Wahnsinn, eine geniale Lustigkeit, eine Lachkrampf ohne Ende. Sie freuten sich im Voraus, einmal aus der hohen Region des Denkens und Forschens in die höhere zu gelangen, wo man weder denkt noch forscht, und sich bloß selig fühlt.

Staberl erschien. Es war sein rother Rock, sein grauer Hut, die blaue Weste, die Schnürstiefeln à la Tyrolienne, der krumme, dünne Zopf. Mein Auge erkannte ihn sogleich, aber mein Herz sprang ihm nicht entgegen. Meine Blicke streiften zu der Gelehrtenaristokratie, die sich einmal in ihrer Weisheit einen guten Abend machen wollte. Aber die Verklärung des Lachens hatte sich noch nicht über ihre Züge verbreitet, und sie saßen da, so ernst, als brüteten sie über irgend einem ihrer großen Werke; dazu hatte sich der Ausdruck getäuschter Erwartung gesellt, und diese Mischung gab ihren sonst nicht bedeutenden Physiognomien einen Anstrich erhabener Dummheit.

Ich war aber sehr unglücklich, wie ich das Alles bemerkte. „Wer schafft mir den Rhein her und den Main mit ihren heitern Uferbewohnern!“ dachte ich in einem fort. „Die Lustigkeit hat viel Ansteckendes, und darum ergriff sie dort auch mich. Diese Schlesier, nicht Slaven, nicht Deutsche, nicht norddeutsch, nicht süddeutsch, Juste-milieu-Menschen, sie können nicht lachen, nicht weinen. Ist dieser Staberl etwa nicht gut?“ so sagte ich mir in einem fort.

Aber er war in der That nicht gut, dieser Staberl, ich ärgerte mich über ihn und schwärmte dann zum Rhein; meine frühern Jünglingsjahre fielen mir ein, ich seufzte einmal über's andere, dazwischen schwebte das Bild der holden Frau mit den nächtlichen, sternflammenden Augen, mit der schwimmenden Sentimentalität im Blicke vor mir vorüber; wo war sie? mußte sie nicht Staberls Erscheinung nothwendig ergänzen? Alles, Alles wünschte ich mir wieder zurück, selbst den todtgedrückten, dicken Bürger aus Sachsenhausen mit dem blauen Gesichte — nein! der da vor mir war der rechte Narr nicht, oder — ich selbst war es nicht mehr. — Am Schlusse sangen sie ein Lied. Ich schreckte in die Höhe, wie ich die Musik vernahm. Die Professoren und Gelehrten hatten sich erhoben, um stehend, wie auf dem Sprung, noch eine Strophe des Liedes mitzunehmen; und mit einigem Stolz fiel mir nun meine Theaterdichterweihe von diesem Morgen ein; ich blickte nach der Bühne, die mir seit einer Stunde ganz entschwunden war. Das Transparent war da, aber irgend ein Sachverständiger, vielleicht der gelehrte Dramaturg des Breslauer Theaters, der den Ossian übersezte und Sanskrit verstand, hatte einen Apostroph statt eines Buchstaben von mir angebracht, um den Reim richtiger zu machen. Ich las:

„Fortan umfang uns Harmonie,
„Uns Alle deck' Ein Parapl'ie!“ —

Die Verbesserung war so, daß sie Staberl selbst gemacht haben konnte. Es war mein erstes Lachen an jenem Abende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebewohl an Schleiermacher.

Da steh' ich auf des Berges Höhen,
Deß kahlen Scheitel schmückt kein Baum,
Wo kalte Lüfte mich umwehen,
Nur Felsen ringsum sind zu sehen,
Und Haidkraut deckt den Boden kaum.

Da drunten grüß' ich sonn'ge Gauen,
Durchströmt von einem blauen Fluß,
Der Heimath wohlbekannte Auen,
Und Ahnung läßt die Theuern schauen,
Die ich so lang entbehren muß.

Was nun auf kalter Höhe weilen?
Warum ins blüthevolle Thal
Nicht raschen Schritts hinuntereilen,
Die alten Schmerzen mir zu heilen,
Zu fliehen vor der Sehnsucht Qual?

Der Jugend Traum ist mir verklungen,
Fast fremd ist mir mein Heimathland:
Du hast mich, ach! so ganz umschlungen,
Hast mir ein Zauberlied gesungen,
Das mich zum tiefen Ernst gewandt!

Dem ich so viel zu danken habe,
Du stehest an dem frischen Quell,
Reichst noch den Becher mir zur Labe,
Voll von des Wundertrankes Gabe;
Dein Auge strahlt so freundlich hell!

Soll ich von Dir, für's ganze Leben,
Der meinen heißen Durst gestillt?
Mein Engel, der mir Ruh' gegeben,
Gerettet mich dem schönsten Streben,
Mit Kraft und Gluth mich hat erfüllt?

Lebwohl, lebwohl! mich ruft die Ferne,
Lebwohl, der Herr soll mit Dir seyn.
„Es werden leuchten, wie die Sterne
Die Lehrer;“ ach und wie so gerne
Blieb' ich noch nahe Deinem Schein!

Du frischer Greis in Silberhaaren,
Mögst lang noch Gottes Dienst Dich weih'n,
Mögst lang noch seine Huld erfahren,
Dich freun edler Jüngerschaaren,
Du greiser, ewigjunger Wein!

Und ruft Dich Gott vom Erdenrunde,
Fällt auf Dein Auge Todesnacht,
Dann mög' in Deiner lezten Stunde
Der Siegesruf aus Jesu Munde
Der Deine seyn: „Es ist vollbracht!“

März 1830.

Albert Schott.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Februar.

Statistische Notizen.

Es ist jezt im Werke, in unserer Residenz eine neue Sternwarte zu errichten. Schon hat der Kaiser den Antrag dazu genehmigt und die Ausrüstung derselben mit den vorzüglichsten Instrumenten befohlen. Die Bestellung der leztern soll möglichst bald eingeleitet werden; der Bau der Sternwarte selbst aber, zu dem einstweilen 100.000 Rubel angewiesen sind, wird dieses Frühjahr den Anfang nehmen. Die Wahl eines passenden Lokals dazu in einer der nächsten Umgebungen der Residenz bleibt der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften überlassen. — Die Zahl der Studirenden auf hiesiger Universität beträgt 558, in Moskau 788, in Dorpat 584, wovon 225 Liefländer, 118 Kurländer, 87 Ehstländer, 141 aus andern russischen Statthalterschaften und 15 Ausländer. — Durch einen kaiserlichen Ukas wird das Lyceum von Wolhynien von Kremenesz nach Kiew verlegt, und dieses Institut zu einer Universität für die Gouvernements von Kiew, Podolien und Wolhynien erweitert. Die neue Universität soll den Namen St. Wladimir erhalten und für das Erste zwei Fakultäten, die der Rechte und der Philosophie, später aber auch die der Medizin bekommen. — Auf Vorschlag des Ministers des Unterrichts wird an unserer Universität ein Lehrstuhl für die Sanskritsprache errichtet werden.

Unter Iwan Wasiljewitsch I. im Jahre 1462 enthielt das russische Reich 18,494 Q. M., bei seinem Tode, 1505, 37,137; bei Iwan Wasiljewitsch II. Tode, 1584, war das Areal bereits auf 125,465 Q. M. gestiegen, und bei Michael I. Tode, 1645, auf 254,360. Bei Peter I. Thronbesteigung, 1689, betrug das Areal 263,900 Q. M. mit 16 Millionen Einwohnern, bei seinem Tode, 1725, aber 273,815 Q. M. mit 20 Mill. Katharina II. fand beim Antritte ihrer Regierung, 1762, an Flächeninhalt gegen 320,000 Q. M. mit 25 Mill., und hinterließ bei ihrem Tode, 1796, 331,800 Q. M. und nahe an 38 Mill. Einwohner. Gegenwärtig hat das russische Reich 367,500 Q. M. und 55 Mill. Einwohner.

Bei der Universität in Kasan sind gegenwärtig acht deutsche Professoren angestellt. Von den Lehrern dieser Hochschule wird seit dem 1sten Januar 1834 eine gelehrte Zeitschrift herausgegeben, welche die Mitte zwischen wissenschaftlichen Jahrbüchern und einem Journale hält, nach der Manier des Journal des Savans. Die Originalaufsäze können in russischer, deutscher und französischer Sprache geschrieben seyn. Das seit Gründung der Universität erschienene russische Journal hatte im Laufe der Zeit seinen wissenschaftlichen Zweck verloren.

Helsingfors in Finnland, welches vor einigen Jahren kaum 4000 Einwohner hatte, zählt gegenwärtig, nachdem es die Hauptstadt des Landes und der Siz der Regierung und der Universität geworden ist, gegen 15,000. Diese Zunahme der Bevölkerung, besonders der höhern Klassen, veranlaßte bald den Wunsch, die Zahl der Prachtgebäude der Stadt durch eines vermehrt zu sehen, das für Assembleen bestimmt wäre, welche bisher auf dem Rathhause stattfanden, wo es oft an Raum fehlte. Das neue Lokal, nach dem Plane des geschickten Intendanten Engel auf Aktien erbaut, steht seit Kurzem, als die Hauptzierde der Esplanade, in großem Maßstabe aufgeführt, da. Von den Aktien hat auch Se. Majestät der Kaiser für 20,000 Rubel genommen. — Die Anzahl der Studirenden bei der Universität betrug im Herbste 1832, 425, im Frühjahre 1833, 422 und im lezten Herbste 590. Während dieser drei Zeiträume wurden 177 Studirende inmatrikulirt und 154 entlassen, 19 starben.

Am 6ten Januar hat das Reglement der schon im vorigen Jahre neu gegründeten Universität in Kiew die kaiserliche Bestätigung erhalten. Der Studienkursus ist auf vier Jahre festgesezt. Das Lehrerpersonal besteht aus 20 Professoren, 6 Adjunkten, 4 Lektoren, einem griechischen und einem katholischen Geistlichen. Die Vorträge geschehen in russischer Sprache. Die jährlichen Kosten der neuen Universität betragen 250.000 Rubel Banko.

Bei Gelegenheit der Herstellung eines kleinen Kanals am Ufer des Ladogasees unweit Pitkaranda im Gouvernement Wiburg hat man das schönste Zinnerz entdeckt, so daß nun Hoffnung ist, es werde unser ohnehin so metallreiches Rußland bald auch Zinn liefern. Ein aus Sachsen angekommener Hüttenmeister wird in diesem Jahre die ersten Schmelzversuche machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. März 1834.

— Sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dies: ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Hölderlin.

Des Sängers Tod.

„Meiner Jugend Freund! ja, süße Bilder
Der Erinn'rung weckt dein Anblick mir,
Und das kaum gestillte Herz pocht wilder,
Mit verbot'ner Lust schlägt es noch dir.
Feinde haben uns getrennt, doch fluche
Denen nicht, die unsrer Liebe Band
Frech zerrissen; — ach! entflieh' und suche,
Suche Frieden fern in fremdem Land!“

„Ja! laß uns entsagen, doch auch hoffen,
Bald, o bald, ach! endet alle Noth;
Eine Pforte steht uns immer offen,
Und die Eine, Freund! es ist — der Tod!
Tönt von selbst einst deine Sängerharfe
Töne süßer Himmelsmelodie,
Dann sank deiner Freundin Erdenlarve
Und vom Himmel ruft dir selig sie.“

Also spricht Sie; und mit bangem Beben
Hört der Jüngling dieses Schreckenswort,
Qualvoll und verhaßt ist ihm das Leben,
Vor sich selber möcht' er fliehen fort.

Wie ein Blitz die finstre Nacht durchzücket,
So war Liebe strahlend ihm erblüht,
Und nun ist der schöne Traum entrücket,
Weint er mit zerrissenem Gemüth.

Zitternd reißt er sich aus Mutterarmen,
In die Fremde treibt es ihn mit Macht:
„Habt, o habt mit meinem Schmerz Erbarmen,“
Und so fliehet er in dunkle Nacht.
Gleich wie Engelsaugen sehn die Sterne,
Sieht der bleiche, sanfte Mond herab;
Armer Wanderer! in weiter Ferne
Finde Ruhe bald im stillen Grab.

Die Vertraute seiner tiefen Schmerzen,
Seine Leier, nahm allein er mit,
Zu verkünden gleichgestimmten Herzen,
Was das seine hoffte, was es litt.
Wie ein Sänger aus den alten Tagen
Wandert er mit seinem Saitenspiel
Hin von Land zu Land, und seine Klagen
Treffen tiefverletzte Seelen viel.

Seinen Namen höret bald man preisen,
Und der Ruhm bezeichnet seine Bahn,
Um zu horchen diesen fremden Weisen,
Strömet überall das Volk heran;

Denn gar wunderbar klingt seine Leier
Wie aus andern Welten an das Ohr,
Sie ertönet mit hochernster Feier
Schaurig, wie ein voller Geisterchor.

Oft zwar tobt der Wahnsinn durch die Lieder,
Daß das Herz im Busen innen bebt,
Und der Schrei des Schmerzens gellet wieder,
Der in seinem Innern nagend lebt; —
Doch oft tauchet auch mit Himmelsschöne
Lieblich frommer Kindeston heraus,
Die Verirrten laden diese Töne
Frieden säuselnd heim ins Vaterhaus. —

Und er lernet sein Geschick ertragen,
Immer reiner tönt der Lyra Klang;
Ja, ein freies, göttliches Entsagen
Lehrt ihn selbst sein eigener Gesang.
Bald von heiligem Gefühl getrieben,
Singt er nicht mehr ird'scher Liebe Glut,
Singt, wie droben sich die Engel lieben,
Wie der Sohn aus Liebe gab sein Blut.

Starren Herzen wird bei seinem Liede
Eine tiefe, höh're Sehnsucht wach,
Und der eigne, süße Gottesfriede
Hallet sanft in seinen Liedern nach.
Voll von heil'ger Wehmuth, fromm gerühret
Blicket er zum blauen Himmel auf,
Danket Gott, zu dem ihn Schmerz geführet,
Hofft, daß ende bald sein Pilgerlauf.

Und es kommen und es schwinden Jahre,
Seine Locken, sie erbleichen schon,
Freudig denkt er an die nahe Bahre,
Horch! da klinget hell der reinste Ton,
Und es rauscht vorbei, wie Geisterweben;
Ihn ergreift's mit himmlischer Gewalt:
O, die Töne kann ich wohl verstehen,
Ja ich komm', o Theure! komme bald!

Und in's Jugendland tritt er mit Bangen,
Alte Bilder kommen ihm zu Sinn;
Seine Lieben sind vorausgegangen,
An den Gräbern kniet er weinend hin,
Kniet auf Einem Grabe wonnetrunken,
Da klingt wieder hell der Geisterton,
Auf die Blumen ist er hingesunken,
Die geprüfte Seele ist entfloh'n.

R. Binder.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Kurz darauf sah ich Wien. Meine Freude war natürlich. Wien erschien dem Norddeutschen vormals wie Eldorado. Wir verstehen heutzutage unter „vormals" zehn Jahre. Ich wußte alle Herrlichkeiten Wiens an den Fingern herzuzählen, aber sonderbar genug, neben der Ambraser Sammlung und der Gemäldegalerie, dem Stephansthurm und dem Prater, dem Kinderballet, der Brühl und dem Aufreiten der ungarischen Nobelgarde am Neujahrstage, sprang mir immer der Gedanke jubelnd im Kopfe herum, daß ich meinen Staberl wieder sehen würde, meinen fou chéri, meinen fou par excellence, mit ihm meine Jugend, meinen Frohsinn, kurz, den singenden Baum mit goldenen Blättern des Mährchens. Ich durfte nicht lange warten. Mein Glück tauchte bereits am Ende der Jägerzeile auf; es galt nur, es zu erhaschen. Anschlagezettel, klein, grau, schlecht gedruckt, klebten neben einander an einem Eckhause. Alle waren sie gleich elend ausgestattet, und doch waren sie ihrem Wesen nach so verschieden. Sie hatten etwas von der unscheinbaren Tracht der hohen römischen Clerisey am Aschermittwoch. Da standen die Namen aller deren, die dem Publikum ihre Späße am Abende vormachen sollten; ernste und heitere, gesungene, gesprochene und getanzte. Ob auf dem Zettel stand: von den k. k. Hofschauspielern, oder Hofoperisten, ob er die mit Gold aufgewogenen Füße Roziers und der Millière für den Abend verhieß, oder ob er die belachten und verachteten Gottheiten der Volksbühne in der Leopoldstadt nannte, die bezaubernden Genien des Wiedener Kunsttempels, die am Tage baarfuß und bettelnd davor herumliefen, oder die Tableaufiguren Seligmanns, der großartigen Caryatide in den winzigen Hallen der Josephstadt: das Papier aller Zettel war gleich schlecht, der Druck gleich elend, die Namen klebten Alle auf gleiche Weise an der Straßenecke, über Schmutz und Unrath aller Art, und nur das Einzige mochte als Vorzug gelten, je öfter die beiden Buchstaben k. k. auf dem Zettel zu lesen waren. Bei dem Burgtheaterzettel beliefen sie sich, wie ich glaube, auf 125.

Ich las diese Zettel jeden Morgen mit einer instinktmäßigen Neugier. Einst — es war am 30sten Oktober des Jahres 1818 — stehe ich an einem schönen Herbsttage wieder vor meinen Zetteln und lese: Tasso, von Göthe; Aline, Ballet; der Berggeist, großes Kinderballet; der lustige Fritz, von Maisl; der Elephanteneüssel, Pantomime. — Ach! es war keine Nahrung für meine seltsame Stimmung; so scharf ich auch hinblicken mochte, die Titel der Vorstellung blieben dieselben. Es ging mir wie einem Lottospieler, der stets mit Sicherheit glaubt,

die erhoffte Terne auf dem Aushängeschild des Kollekteurs zu sehen, und sich nicht überzeugen will, schon wieder den Satz verloren zu haben.

Noch sah ich die Zettel an und dachte an andere Dinge dabei, als sich plötzlich ein roher, dicker Arm mir vor die Augen senkt, wie eine Wolke vor meinen sonnigen Träumereien. Denn ich will nur gestehen, daß ich an den Rhein, an meine Jugend, an meinen Narren und an seine Frau gedacht, und an der Ecke der Jägerzeile stehend, mich ganz in eine ideale Welt erhoben hatte. Der Arm war aber kein Traum, sondern Wirklichkeit. Er war mit einem etwas zerrissenen Aermel von grobem, schäbigem, dunkelblauem Tuche bekleidet und trug an seinem Ende eine starkgeröthete Hand mit dicken, beharrten Fingern, welche darüber her waren, den Zettel vom lustigen Fritz vor meinen sehenden Augen herabzureißen. Nun erhielt ich einen ziemlich starken Stoß, der mich bei Seite schob, und eine zweite Hand erschien, welche die Mauer mit einer glänzenden Feuchtigkeit bepinselte, worauf nun beide einen andern Zettel klebten, den sie streichend glätteten und befestigten. Dann verschwand die Erscheinung eben so schnell, als sie gekommen war, und ich konnte mich wieder näher drängen. Wie ward mir aber, als ich Folgendes las: „Wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Raimund wird heute aufgeführt: Staberl oder die Bürger in Wien.“ Tasso. Aline, Berggeist und Elephantenrüssel, die Meisterwerke der dramatischen wie der choregraphischen Scene verschwanden, ich bedauerte jezt, nur die Arme und Hände und nicht den ganzen Körper jenes Engels betrachtet zu haben, durch den diese Zettelmetamorphose bewerkstelligt worden war. Ich war geneigt, ihn für einen Boten meines Schutzgeistes, wenn nicht für diesen selbst zu halten. Mein trüber Sinn war fort, alles längst Hingeschwundene lebte wieder auf, nur Geträumtes umgab mich wirklich, ich überzeugte mich davon, daß das Leben ein Traum sey, da Traum und Wirklichkeit ganz eins und dasselbe sind, und die Träume die größere und schönere Hälfte unsers eigentlichsten Lebens ausmachen. „Hab' ich dich endlich wieder, meine Jugend!“ rief ich entzückt aus und dachte mir dabei den Inbegriff alles Glücks: meinen Narren! die hübsche Frau! den grünen Rhein! den gelben Main! mich selbst, den ich auch verloren hatte! — Ich aß diesen Mittag vortrefflich und mit bestem Appetite im goldnen Pfau in der Leopoldstadt. Ich hätte mich nicht entschließen können, diese Vorstadt an jenem Tage zu verlassen, gleichsam als ob dort ein himmlischer Zauber um mich waltete, dessen Kraft erlöschen könnte, wenn ich die Schlagbrücke passirt haben würde.

Der Abend sah mich in dem dunkeln Parterre der Leopoldstadt. Die ersten Scenen des jungen Berliner Dichters mit der Tochter des Herrn Redlich, so klar und künstlerisch sie die Exposition des Stücks bilden, erschienen mir nichtig. Ich hatte keinen Sinn für Bäuerles Größe; nur Staberl wollte ich haben, meinen Narren ans Prädilection! Und ein Männchen trat ein, mit preciösen Kappenstiefeln, ganz ernstem Frack und anständigem Hute in der Hand. Seine Mine war trocken, seine Haltung Achtung erregend, sein Mund weit und sein Dialekt breit. Es war ein Bewohner Wiens, wie man ihn täglich auf dem Tandelmarkte, in der Kirche, Sonntags im Würstelprater erblicken kann; ich selbst durfte nur den Arm ausstrecken, um einem solchen die Hand zu drücken, der doch noch viel ächter war, als der Mann auf dem Theater, den nichts als das geschminkte Gesicht und ein kleiner Höcker auszeichnete. Das war Staberl nicht, nicht mein rheinischer Staberl! Unglaublich! und hier in seiner Vaterstadt so entartet! Ich warf meinen Haß auf das Leopoldstädter Theater, weil es meinen lezten Traum zerstört hatte. Ich wußte nun, daß mir meine Jugend ewig unwiderbringlich verloren war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Februar.

Die Marmorkirche und Thorwaldsen.

Wer könnte in Kopenhagen die prächtige Ruine der Marmorkirche betrachten, ohne von einem unbestimmten Gefühle sehnsüchtiger Wehmuth ergriffen zu werden, wer könnte die Frauenkirche daselbst betreten, ohne von hoher Bewunderung für den größten aller lebenden Bildhauer und zugleich von erhebender Hoffnung durchdrungen zu werden? Ich wenigstens habe dies empfunden, und die beiden Namen, welche ich diesen Zeilen zur Ueberschrift wählte, haben sich unwillkührlich in meiner Phantasie zu einem herrlichen Ganzen verwebt.

Thorwaldsen ist ein Name, auf den jeder Däne stolz seyn darf, obgleich er selbst, der ganzen Welt angehörend, sich längst, und wohl auf immer, von seinem kleinen Vaterlande losgerissen hat. Die Dänen aber zürnen ihm deßhalb nicht, sie freuen sich des weitverbreiteten Ruhmes ihres Lieblings und thun das Ihrige gern, ihn immer weiter zu tragen. Ein Beleg dazu ist das in Leipzig bei Brockhaus erschienene Prachtwerk des Professor Thiele: „Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen,“ dessen erster Theil eben vor mir liegt, und woran ich nur eines recht sehr bedaure, daß es nämlich viel zu theuer ist, um allgemein bekannt zu werden.

In der Biographie eines großen Künstlers liegt immer etwas eigenthümlich Erhebendes, besonders wenn er, wie das nicht selten der Fall ist, mit beengenden Verhältnissen zu kämpfen hatte. Dies erste Aufkeimen des jungen Talents, das auch der nächsten Nähe der Mitgebornen ein Mysterium ist, dies erste Hervorleuchten der göttlichen Flamme durch alle Hemmnisse des unausgebildeten Körpers und Geistes, dies erste Erwachen des schamhaften Gefühls, einen Gott in sich zu bergen, und endlich der erhabene

Augenblick, wo sein Genie von der Welt anerkannt wird, wo Jason das goldene Vließ errungen hat und der schönste Erdenstolz seine Brust schwellt: wer vermöchte die Zeichnung solcher Gegenstände, wenn auch noch so einfach, oder vielmehr, je einfacher je besser ausgeführt, ohne Rührung zu lesen? Thorwaldsens Leben ist eigentlich ganz ohne Begebenheiten, diejenigen abgerechnet, die für das Auge des Publikums nicht geeignet sind und an denen jedes Menschenleben reich ist. Aber das Interesse desselben liegt in seinem Genius. Man sieht den armen Knaben zuerst für den Vater zeichnen und schnitzen, bis der redliche Haushahn nach und nach zu ahnen beginnt, es möchte dem jungen Adler schwerlich genügen, im ländlichen Hofe sein mühselig Körnchen aufzusammeln. Dann sieht man die Augen einiger braven Professoren mit Gönnerblicken auf dem jungen Zöglinge ruhen, der wohl die innere Weihe zu fühlen anfängt, aber dennoch den Wettkampf mit dem Gewöhnlichen scheut und sich nur halbgezwungen alle Ehrenmedaillen seiner Vaterstadt erwirbt, bis er derselben mit weitausgebreiteten Schwingen entfliegt, um wohl nie wieder in sein Nest zurückzukehren. Seinen Alexanderszug und so vieles Schöne, und das Schönste von Allen, den Christus und die Apostel in der Frauenkirche, hat er der Vaterstadt gesandt, und je mehr er sendet, desto mehr wünschen wir zu besitzen. Diese Frauenkirche ist ein ganz eigenthümliches Gebäude, dessen Aeußeres Viele unbefriedigt läßt. Die Bomben der Engländer zerstörten das alte große Werk; jezt ist es wieder hergestellt, hat ein schlichtes weißes Kleid bekommen, und statt des himmelhohen Thurmes, der bis auf wenige Ellen über der Giebelhöhe des Daches einstürzte, ein großes, goldenes Kreuz. Mir gefällt es wohl; das Innere aber wird gewiß auf Jeden einen Eindruck machen, der, mit der einfachen, heiligen Würde des Christenthums ganz übereinstimmend, mächtig auf das Gefühl wirkt. Ueber dem Altare steht der Christus, nicht der Danneckersche, siegende, sondern der segnende, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft. Einige meinen, der Kopf sey zu klein, Andere tadeln Anderes; aber dieser Christus wird ewig ein Meisterstück bleiben, eine heilige Bildsäule, durch und durch erhaben und zu Thränen begeisternd. An den langen, einfachen Wänden der Kirche stehen seine Zwölf, in herrlicher Reihe, durch die togaartigen Gewänder wesentlich vom Christus verschieden, der am Oberleibe entblößt ist; Keiner, der nicht zur Bewunderung hinrisse, den man nicht gerne als den Gründer seiner Religion verehrte, doch der Thomas besonders meisterhaft, ungläubig, und doch so heilig vertrauend, eine vollkommen gelöste Aufgabe.

Diese Vereinigung der dreizehn kolossalen Bildsäulen in der Frauenkirche riß mich zu allerlei Träumen hin. Ich dachte an Canova, der seiner Vaterstadt ein Geschenk machte, welches nur sein eigener Ruhm überleben wird. Dann fiel mir ein, vor Kurzem gelesen zu haben, daß Thorwaldsen, nicht so reich, doch eben so groß und gut wie jener, der Stadt Kopenhagen die Schätze seines Ateliers vermacht habe. Welch ein Vermächtniß! Eine Welt voll herrlicher Bilder vor meiner Seele, ging ich nach Hause. Ich wohnte in der Breitenstraße und mein Fenster gewährte mir den herrlichen Anblick der alten grauen Marmorruine der Friedrichskirche, deren ungeheure Säulenschäfte, deren hohe, mit Gras bewachsene Mauern, mit den leeren, hohlen Fensternischen, starr und zwecklos in die Bläue ragen. Friedrich V., der Großvater des jetzigen Königs von Dänemark, der Niebuhr nach Egypten reisen ließ und Bernstorff zu seinem Minister wählte, legte im Jahr 1749 den Grundstein zu dieser Kirche, auf einem großen, freien Platze, gerade vor dem Eingang der kurzen, weiten Quergasse, welche die Breitestraße mit der Amalienburg – der jetzigen Residenz – verbindet. Welch ein Ensemble, wenn der herrliche Bau vollendet wäre! Als aber siebzehn Jahre später der König starb, kam der Bau ins Stocken, und nach der Zeit mochte es wohl an den Mitteln fehlen, den allzugroß angelegten Plan durchzuführen. Man zog eine Bretterwand vor den schönen Platz und ließ die ungeheuren Marmorblöcke, die in großer Menge herbeigeschafft waren, liegen. Der Wiederaufbau des abgebrannten Christiansburger Schlosses, den man für wichtiger hielt, als die Vollendung der Friedrichskirche, erforderte allen Aufwand, den man für solche Dinge zu bestreiten vermochte, ja man bediente sich zur Verschönerung des neuen Schlosses der zu jener bestimmten Baumaterialien, und fing sogar an, die enormen Blöcke von den niedrigen Mauertheilen wieder abzunehmen. Es geht die Sage, die in Kopenhagen wohnenden Katholiken haben sich erboten, die Kirche auf ihre Kosten vollenden zu lassen, wenn man sie ihnen zu ihrem Gebrauche abtreten wolle; die Regierung habe es aber nicht passend gefunden, die schönste aller Kirchen einem andern als dem herrschenden lutherischen Gottesdienste zu weihen. Aehnliches wird von den Juden behauptet; gewiß aber ist es, daß in neuerer Zeit der französische Gesandte, Marquis de St. Simon, der unmittelbar zur Seite des Bauplatzes ein schönes Privathaus bewohnte, sich an den Minister des Auswärtigen, den seligen Geheimerath von Rosenkranz, wandte, um die Erlaubniß zu erhalten, auf seine Kosten die erwähnte Bretterwand abbrechen, die Baumaterialien wegräumen und den ganzen Platz, worauf die prächtige Ruine steht, zu einer Gartenanlage umwandeln zu lassen. Auch dies ward nicht gestattet.

Während ich, in meinem Fenster liegend, diesen und ähnlichen Gedanken nachhing, war es dunkel geworden; seitwärts trat der Mond in seiner Sichelform über die Dächer der nächsten Straße und goß sein schwachflimmerndes, mattes Licht über die riesigen Marmormassen, und mit einem Male gewann, wie durch einen Zauber, Alles eine andere Gestalt. Keine umherliegenden Blöcke störten die Fläche des mit Fliesen belegten Platzes, die Riesensäulen trugen ein kolossales Frontispice, und hinter diesem hoben sich die grauen Wände und wölbten sich darüber hin, wie die Kuppel des Pantheons. Ich stieg die breiten Stufen des Portals hinan und trat staunend in die von oben erleuchtete Halle, wo Thorwaldsens Wunderwerke, die Basreliefs rings in den Wänden eingelassen, die Statüen theils in Nischen, theils in weitem Kreise auf vorspringenden Piedestals, und im geweihten Raume der Mitte die schönsten der schönen Werke, von allen Seiten zugänglich und in herrlichster Beleuchtung, mich entzückten, bis ich erwachte.

Dieser schöne Traum war mir schon wieder entfallen, und vielleicht hätte ich mich seiner nie erinnert, wenn ich nicht vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen hätte: „Der Kopenhagener Kunstverein hat zwei Preise ausgesezt von 400 und 100 Thlr. Silber für einen Plan zur Benutzung der malerischen Ruine der marmornen Friedrichskirche. Es ist dem Künstler überlassen, wie er sein Projekt einrichten will, um jene Ueberreste, so wie den Platz, worauf sie ruhen, am besten zu benutzen.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. März 1834.

Stehst so gastlich auf dem Berge da,
Auf dem Berg in aller Herrlichkeit,
Zwischen beiden Strömen reißendschnell.

v. Goetze.
Russische Volkslieder.

Einiges über Kasan und die Tataren. *)

Von der westlichen Seite nimmt sich Kasan sehr stattlich aus, besonders die Citadelle auf dem hohen, steilen Ufer der Kasanka **) mit ihren Ringmauern und dem hohen zierlichen Minaret einer uralten tatarischen Metsched, in der obern Stadt eine große, buntgemalte Kirche, ein Theil des Gastinoidwor (Kaufhof) mit seinen weißen Hallen, viele große schöne Gebäude und Kuppeln von Kirchen; in der untern Stadt südlich die tatarische Vorstadt mit ihren schlanken Minarets. Kaum hat man die Kasanka auf einer Fähre passirt, so erblickt man in der weiten Ebene unter der Stadt und Festung, nahe an der Straße, ein ockerbraun angestrichenes Denkmal aus Sandsteinquadern in griechisch-egyptischem Geschmack erbaut; es ist zehn Klafter hoch und eben so breit an seiner Basis, und hat die Form einer stumpfen Pyramide, ähnlich der vierseitigen stumpfen Spitze eines Obelisken, ein vergoldetes Kreuz steht darauf. Es fesselt den Blick, man läßt halten, liest am Portal: „Zur Erinnerung des Sieges über die Tataren 1552,“ steigt die breiten steinernen Stufen hinan zum alterthümlichen Portal, öffnet eine Glasthüre und befindet sich in einer Kirche, erhellt durch vier halbe Bogenfenster über den vier Portalen; im Hintergrunde zeigt sich ein Altar mit einem Christusbilde. Ein Mönch mit schwarzer cylinderförmiger Mütze und schwarzem Gewand winkt in eine Seitenhalle, zündet Licht an und führt stufenabwärts durch einen schmalen Gang in ein schauriges, finsteres Gewölbe, in dessen Mitte ein langer Kasten, wie ein Sarg, an dessen obern Ende ein Kreuz und ein altes Heiligenbild, düster erhellt durch den matten Schein einer ewigen Lampe, die Erwartung spannt. Schweigend zündet der Mönch einige Wachskerzen an und öffnet den langen Kasten: er ist voll Todtenschädeln und einigen großen langen Gebeinen. Er hebt die Bretter des Fußbodens auf, und auch der Boden des ganzen Raumes ist mit Todtengebeinen erfüllt. Sie gehören den Tapfern, welche bei der blutigen Erstürmung von Kasan 1552 am 2ten Oktober a. St. fielen und in dieser kleinen Anhöhe nach der Schlacht begraben wurden, auf welcher vor dem Sturme des Zars Iwan IV. Wasiljewitsch Feldkapelle und Hauptfahne,

*) Fortsetzung der mit Nr. 211 des M.Bl. 1853 begonnenen Skizzen aus Sibirien, wozu man sonst schon das rechnete, was jenseits der Wolga liegt; jezt macht die Mitte des Urals die Grenze. Tataren nennen sie sich selbst und werden auch von den Russen so genannt, daher nicht Tartaren.

**) Diese fließt jezt noch, in die Mitte ihres Flußthales zurückgezogen, in geringer Entfernung von der Citadelle vorbei, hinter welcher sie aus einem Thale kommt; in der frühesten Bildung ihres Thales bildete sie den steilen Abhang, worauf die Citadelle liegt, der also sonst ihr Ufer war.

worauf ein Christusbild *) befindlich war, standen. Nur eine kleine Betkapelle war hier erbaut, bis der Archimandrit des Silantoffschen Klosters Ambrosius durch Beiträge Sr. M. des Kaiser Alexander und der kaiserlichen Familie, mehrerer Klöster, Städte und Kaufmannschaften 1823 dieses Denkmal zu Stande brachte. Es kostete 100,315 Rubel B. A.

Kasan und die Citadelle waren zulezt vom Chan Edegar, einem Sohn des Kasay Achmadawa, des Chans von Astrachan, besezt und wurde lange hartnäckig vertheidigt. Ein deutscher Ingenieur, Nimtschin Razmisl, sprengte durch zweckmäßig angelegte Minen die Stadtmauer in die Luft. Die Russen liefen sogleich durch die Bresche Sturm und eroberten es troz dem heftigsten Widerstande der Tataren. Edegar wurde gefangen und mußte sich, um sein Leben zu retten, taufen lassen, er hieß dann Simon. Jährlich werden am Tage der Erstürmung hier Seelenmessen für die Erschlagenen gehalten und ihre Namen dabei genannt. Der Mönch bittet um ein stilles Gebet für die Seelen der Gebliebenen; eine Schaale nimmt Beiträge zu Seelenmessen auf. Das Todtengewölbe ist kalt und dumpf, ernst entsteigt man der Gruft und fährt sinnend weiter. Nach einer Viertelstunde ist man am Schlagbaum; der Unteroffizier verlangt den Paß oder die Podaroschne (Postanweisung auf Pferde, die in ganz Sibirien von größerer Bedeutung ist als ein Paß, nach welchem sie ausgestellt worden). Das beste Absteigquartier ist im adligen Klubb (dwaranski sobranje), in dessen zwei vordern Flügeln in jedem zwei Quartiere befindlich sind und an anständige Reisende vermiethet werden. Personen von hohem Range werden auch wohl im Hauptgebäude logirt. Dieses hat herrliche große Säle und eine schöne Aussicht auf den südlichen Theil der Stadt. In diesem Gebäude versammeln sich die Gutsbesitzer der Umgegend, die Adeligen, um hier zusammen zu speisen, Bälle, Abendunterhaltungen 2c. zu geben, wobei man sich sehr wohl unterhält, da es hier sehr viele und schätzbare Honoratioren gibt. Das Ganze ist an einen Deutschen verpachtet, welcher die Bewirthung 2c. besorgt; man bekommt an seinem Tische, oder auch auf's Zimmer eine gute kräftige Hausmannskost, und ziemlich billig. Seit 1831 ist hier auch von einem Russen ein Gasthaus nach deutschem Muster eingerichtet worden.

Obgleich es außer dem Zweck meiner Reise ist, statistische Nachrichten zu geben, so muß das Nachfolgende doch wohl hier angeführt werden, da ich von dem großartigen Andlick der Stadt sprach und später Mehreres von den Tataren erwähnen werde. Kasan hat über 5000 Häuser, 40 Kirchen, 3 Klöster und 44,000 Einwohner, worunter über 10,000 Tataren. Mehrere einzelne Abhandlungen über die Geschichte von Kasan, über die Feste und Münzen der Tataren sind bereits vom Herrn Staatsrath v. Fuchs, Professor an der Universität und Doktor der Medizin, in russischer Sprache erschienen. Derselbe fand reichen Genuß und Ersatz im Studium der Natur und der Alterthümer der Tataren sowohl als ihrer noch beibehaltenen Sitten und Gebräuche. Er besizt ein tatarisches Museum. Sein treffliches Herz, so wie seine vielseitigen medizinischen Kenntnisse, durch welche er Tausenden nützlich war, haben ihm bei Christen und Tataren allgemeine Achtung und Liebe erworben. Manche interessante Notiz verdanke ich nur ihm, zu deren Zusammenstellung und weitern Ausarbeitung er mich aufmunterte.

Eine ausführliche Beschreibung der Stadt zu geben, nimmt viele Zeit weg, und wird stets, just der Vollständigkeit wegen, etwas trocken; ich werde daher nur abgebrochene Notizen hier mittheilen, von welchen ich glaube, daß sie Interesse erregen möchten, und welche man nur bei etwas längerem Aufenthalte, wozu mich zweimal das Aufgehen der Flüsse zwang, sammeln kann.

Die frühesten Bewohner der Gegenden um die mittlere Wolga und Kama waren die Mordwinen, Tscheremissen und Tschuwaschen, von denen Ueberreste noch heute an der Wolga und im nahen Gouvernement Wjatka wohnen und eigene Tracht und Sitten beibehalten haben. Sie wurden sämmtlich bis 1239 von den Mongolen unterjocht. Kasan gehörte einst dem Chan der goldnen Horde Toktamisch, unter dessen Regierung es 1395 zum erstenmal in der Geschichte erwähnt wird. Seit 1446 bildete es unter Mametak ein eigenes Reich, bis es, wie schon früher erwähnt, unter Edegar 1552 von den Russen erobert wurde und von dieser Zeit an in ihrem Besitz blieb. In einem Zeitraume von nur 106 Jahren hatten in Kasan 17 Chane regiert, von welchen zwei dreimal den Thron bestiegen und eben so oft verlassen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Meine Jugend sollte mir dennoch zurückkehren! — Durch einen seltsamen Zufall, den ich bei anderer Gelegenheit erzählen will, kam ich nach München. Ich hatte wenig von dieser Stadt gehört, weil man damals noch wenig im übrigen Deutschland von ihr zu sprechen pflegte. Am Abende vor meiner Abreise von Wien sagten mir meine Freunde, es gebe keine Kaffeehäuser dort, und bedauerten mich, weil sie wußten, daß ich das südliche Kaffeehausleben sehr goutire. Was mir nun hiedurch an Lebensannehmlichkeit entging, sollte mir auf andere Weise

*) Daher das Christusbild oben auf dem Altar, welcher über diesem Gewölbe steht.

reichlich ersetzt werden. Man denke: ich sollte meinen Staberl dort finden, den ächten, nicht zu verkennenden, nicht zu verleugnenden Narren, in seinem barokken Anzuge, mit der unvergleichlichen Miene, worin Dummheit und List, Gutmüthigkeit und Bosheit zu ganz gleichen Theilen den seltsamsten Kontrast bildeten mit der grotesken, hölzernen Beweglichkeit eines ächten Polichinell und den lustigsten Scherzen, die von seiner anstoßenden Zunge gleich einer Cascade sprudelten.

Das war er, wie er leibte und lebte. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder, und die ganz abweichende Art und Weise, wie das bei andern Erscheinungen derbe und dabei etwas phlegmatische Publikum ihn aufnahm, wie es ihm entgegenlachte, wenn er kam, nachjauchzte, wenn er ging, bewies mir deutlich, daß er es war. Er war jung und derselbe geblieben, und neben ihm saß und ging die hübsche Frau, und ihr Auge war eben so getaucht in Schwärmerei, ihre Farbe war roth und weiß, nur ihr Umfang hatte unbedeutend zugenommen. Aber ich war ernster und älter geworden, das fühlte ich nun, wenn ich gleich — den Jahren nach — von allen Leuten jung genannt wurde. Doch machte es mich selig genug, daß ich meinen Staberl wieder hatte, und diese Seligkeit kämpfte auf sonderbare Weise mit meinem Aerger, daß ich älter geworden war, und nunmehr über Staberls Späße hinweg in die schönsten Augen blicken konnte, und zwar nicht nur bloß in die Augen der hübschen Frau, sondern in die eines jungen Mädchens. Ja, mein Wesen war ernster geworden, ich hatte meine Blicke auf's Solide gerichtet, ich ließ mich von Staberls Tollheiten umschwirren und konnte mich dabei verlieben, und wie sich, meiner damaligen Richtung nach, von selbst versteht, sehr ernst. So von Liebe und Heiterkeit umgeben, nahm mein früher trüber, dann ernster Sinn eine immer lebhaftere Färbung an; das Glück kehrte wieder und es fehlte zur Jugend nichts mehr als die Jahre.

Diese wuchsen indeß mit Riesenschritten, und des Lebens Mitte war längst vorüber, als ich mich zum zweiten Male in München befand. Es hatte ein imposantes Kleid von Stein in der Zwischenzeit um sich geschlagen, mir war es aber doch noch kenntlich. Nur einige Leute wollten von großen Veränderungen sprechen. Mein idealer Narr war zwar längst fortgezogen, um seiner Heimath zu zeigen, wie gröblich sie durch den falschen, plumpen, spießbürgerlich-materiellen Narren gefoppt worden war. Mir lag nicht viel daran. Das unbestimmte Sehnen, das sich unmittelbar an die fortziehende Jugend schließt, verschwindet nach und nach, oder wird vielmehr von reellen Interessen verdrängt. Nur seltsame, auffallende Ereignisse können es wieder in uns hervorrufen. So ging es auch mir.

Von München aus ist es so lockend, Italien zu besuchen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen. Die erste Muße und etwas überflüssiges Geld, und ich saß im Wagen. Mein erstes Ziel war Venedig. Bereits hatte ich einen genußreichen Tag dort verlebt; San Marco, der Palazzo ducale und eine lange Gondelfahrt nach dem Lido mit seinen Volksspielen hatten ihn ausgefüllt. Der zweite Morgen trieb mich an, den Thurm des Marcusplatzes zu besteigen. Eine deutsche Inschrift unter einem Regenschirm fällt mir an einem jener kleinen Laden auf, welche den Schaft des Thurmes umgeben. Ich trete näher und lese zu meiner Verwunderung die Worte: „Riedl Staberl, bürgerlicher Parapluiemacher und Stadtführer.“ Daß ich meinen Augen kaum traute, wird man sich denken können. Also keine Erdichtung, kein schönes Bild der Schöpferkraft eines Künstlers! Hier holte Bäuerle seine Begeisterung! Was aber ist Bäuerle's Staberl? Jener Staberl ist's, der mich entzückte, der Narr meines Lebens, meiner Seele, mein schöner Jugendtraum, der kann im Leben nur einmal wiedergefunden werden!

Und ich trat in den Laden; ein junger Mensch fragte, ob ich Regenschirme kaufen, oder die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen wollte. Ich bat mir aber vor allen Dingen Entzifferung der Inschrift aus. „Den Namen, den Sie auf dem Schilde lesen, mein Herr,“ fing er in gutem Italienisch an, „trug mein armer Vater. Er ist ein Wiener von Geburt und trieb neben seinem Geschäfte noch das Amt eines Cicerone mit großer Virtuosität. Allerdings hatte er gewisse Eigenheiten, die ihn bei allen Fremden, vorzüglich bei seinen Landsleuten, sehr beliebt machten.“ — „Und ist er gestorben?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte der Inhaber des Ladens mit einem tiefen Seufzer. — „Gottlob,“ rief ich freudig aus, „so kann ich ihn sehen und sprechen! wo ist er, wo?“ — „In S. Rocco,“ sagte der Andere betrübt. — Ich aber lachte: „Dort mußte ich ihn ja wiederfinden! Wir Menschen sind Thoren, daß wir der Chimäre Glück rastlos nachrennen; es ist so nahe das Glück. Einst habe ich es besessen in Frankfurt in meiner Jugend, und wie ich auch seitdem die Schauspielhäuser durchsucht, der Kunst nachgespürt, wo ich sie witterte — nichts fand ich, was mich getröstet hätte. Mein Glück schien verloren; aber Gottlob! es schien nur so: ich habe es wieder im Narrenhause von Venedig!“ — Der junge Staberl ward verlegen. Er glaubte, einen Geistesverwandten seines Vaters vor sich zu sehen. Der Höflichkeit wegen mochte er mir noch einige Worte sagen wollen: „Wahrscheinlich hat mein Vater Sie einmal schon in Venedig herumgeführt?“ — „Keineswegs!“ rief ich schnell, „und dennoch kenne ich ihn und will sogleich zu ihm, um ihn einmal wieder zu sehen, den ersehnten Freund!“ — „Ich werde Sie begleiten,“ sprach der junge Mensch, und während er Ueberrock und Hut

nahm, fragte er noch: „Ihren Namen, mein Herr?“ — „Ich bin der Prinz Zerbino, der dem guten Geschmacke nachreist,“ rief ich in einem Anfalle von Lustigkeit. Und der junge Mensch verstummte von nun an ehrerbietig, da er den Stand und Namen seines Gastes erfahren hatte. Wir bestiegen eine Gondel; keine Unterhaltung wurde gepflogen; wie wir aber den großen Kanal hinauffuhren, nannte mein Staberl, der Cicerone, gleichsam wie aus Gewohnheit, einige Palläste und ihre Erbauer; ich aber dachte an mein Fest im Narrenhause, und hörte die Namen: Palazzo Pesaro, Palladio, Sansovino, Tiziano, wie im Traum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Karlisten im Fasching.

Gewiß wird man den Parisern nicht nachsagen können, daß sie lezten Fasching nicht genug getanzt haben. Ich wüßte nicht, in welchem Jahre man mehr getanzt hätte. Zwar hat man im vorigen Jahre nicht weniger getanzt, aber so lustig, wie diesmal, ging es doch nicht dabei zu. Man hätte glauben sollen, die Pariser habe die Tarantel gestochen; überall gab es Bälle, sogar das hochadelige Faubourg St. Germain soll der herrschenden Sucht unterlegen seyn, und ihres Schwures uneingedenk, den Fall der ältern Bourbons ewig zu betrauern, hie und da sich eine Quadrille, ja sogar einen modischen Galopp haben zu Schulden kommen lassen. Jedoch sollen diese meineidigen Tanzbelustigungen bloß im Stillen und fern von den profanen Augen stattgefunden haben. Nur bei dem österreichischen Gesandten, dessen Salon gewissermaßen ein neutraler Grund ist, sollen die beiden Partheien einander friedlich im Tanze beigestanden und zusammen ein queue de chat, ein chassez tous les huit und dergleichen Quadrillentouren gemacht haben. Im vorigen Winter oder im vorlezten war in den karlistischen Blättern großes Aufheben von einem Korbe, welchen ein hochadeliges Fräulein vom alten Schlage dem Herzoge von Orleans, welcher bei Appony mit ihr tanzen wollte, gegeben haben sollte. Ob etwas an der Sache war, weiß ich nicht; die Quotidienne sezte sie aber als unbezweifelt voraus, eben so die andern Tageblätter dieser Parthei, und das Fräulein wurde beinahe wie eine Heldin gefeiert, welche sich lieber dem Märtyrertod preisgegeben, als daß sie vor dem Götzen des Tages das Knie gebeugt. Seit dieser merkwürdigen Begebenheit haben die ächten Royalisten, das heißt die Karlisten, bedeutend nachgegeben; denn auf dem lezten Balle bei Appony hat der Herzog von Orleans mit dem Fräulein von Bethune getanzt. Das Faktum war diesmal gar nicht wegzuläugnen; die Sache war weltkundig; wer weiß, ob sie nicht sogar vom Notar vor Zeugen instrumentirt worden ist? Alle Zeitungen kündigten sie der Welt an. Die karlistischen Blätter versuchten diesmal auch gar nicht, die Thatsache wegzudemonstriren; allein die Quotidienne erholte sich bald von ihrer ersten Betäubung und behauptete, das Fräulein sey überrumpelt worden; was es mit diesem Ueberrumpeln für eine Bewandniß habe, wurde nicht gesagt. Vermuthlich wollte die Quotidienne sagen, das gnädige Fräulein habe nicht Zeit gehabt, das legitimistische Comité zusammenzuberufen, um erst zu erörtern, ob die Sache der Legitimität nicht durch einen Tanz mit dem Erbprinzen der jezt regierenden Linie gefährdet werden könnte. Dies mag wohl wahr seyn, und vielleicht hat das arme Fräulein hernach manchen Vorwurf von Seiten der Hauptstützen ihrer Parthei hören müssen. Bei Personen von geringerm Ansehen, als ein Kronprinz, wird indeß mancher Tanz zwischen einem altadeligen Fräulein und einem jungen Kavalier vom Orleanistischen Hofe stattgefunden haben; denn die guten Mädchen können doch nicht immer auf ihren Stühlen sitzen bleiben und ruhig zusehen, wie die nicht legitimistischen Mädchen so fröhlich tanzen und sich verheirathen. Was können sie dafür, daß Karl X. seine Krone verloren hat? warum hat er nicht besser regiert? und wird er je wieder dadurch zu Ansehen und Macht kommen, daß sie nicht tanzen und Jungfern bleiben? Der große Probierstein der karlistischen Gesinnungen ist aber der Ball bei Hofe; wer sich hier zeigt und tanzt, der bekennt, daß er es mit der jetzigen Dynastie hält und nichts dagegen hat, sich von dem heutigen Herrn des Tuilerienschlosses bewirthen zu lassen. Es fragt sich also, ob viele Damen vom Faubourg St. Germain sich bei den vielen und großen Bällen, welche in diesem Jahre bei Hofe stattgehabt, eingefunden haben. Hier sind die Meinungen getheilt. Die ministeriellen Blätter äußern, es sey eine Menge Personen aller Stände, folglich auch vom alten Adel, dagewesen, und hätte der Hof nur sich geneigt finden lassen, den schüchternen Leuten ein wenig entgegenzugehen, wie sie es wünschten, so würde er die halbe Vorstadt St. Germain in den Tuilerien zu erblicken das Vergnügen gehabt haben. Das wollen aber die karlistischen Blätter nicht eingestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 58:
1) Barde, Barte. 2) Finte, Finde. 3) Ente, Ende.

Räthsel
für alle fünf Sinne.

Wenig sind der Dinge nur,
Die erfreuen alle Sinne,
Einem bin ich auf der Spur,
Das ich drum besonders minne.

Sehen darf ich seinen Glanz
In den allerschönsten Farben,
Roth, Gold, Purpur ist es ganz,
Lüstern Auge darf nicht darben.

Hören kann ich sein Gesumm,
Dieses Lied unreifer Jugend,
Wird es stärker und Gebrumm,
So verheißt es größre Tugend.

Riechen mag ich gern den Duft
Seiner feinen, zarten Blume,
Steigt es vor aus seiner Gruft,
Dient ihm sein Geruch zum Ruhme.

Schmecken, wer da schmecken kann,
Der erfreue seinen Gaumen,
Besser wird so Weib als Mann
Ruhn nach ihm auf weichen Flaumen.

Fühlen wird der Frohe sein
Werk in allen Fingerspitzen,
Glücklich Alle, die es rein,
Lieblich, schön und stark besitzen!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. März 1834.

Toll ist er, das ist wahr; wahr ist's, 's ist Schade,
Und Schade, daß es wahr ist.

Shakespeare.
Hamlet.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Wir hatten unsern Narren bald erreicht. Seine Umgebung jedoch hauchte den reinen Spiegel meiner Freudigkeit sehr bald an und trübte das Glas. Um uns spreizte sich ekelhafter Wahnsinn. Gelbe, vertrocknete Weibergesichter mit schwarzrothen Augen, gleich glimmenden Kohlen, steife Haare, wie eines Pferdes, um den Kopf, in barok-phantastischen Lumpenkram gehüllt, stiegen stolz wie Pfauen auf und ab, dazwischen huschten und sprangen wildaussehende Männer, reich mit Haaren bewachsen, halb nackt hin und her, und schrien uns an mit gellender Kehle, wie Affen und Arras in einer Menagerie. Das war nicht die Narrheit, die ich suchte. Ich griff an meinen Kopf, um mich zu überzeugen, woher sein Drehen käme, und war froh, als ich ihn noch ganz fest auf den Schultern sah. Es war übrigens das erste italienische Tollhaus, worin ich mich befand. Nur einmal hatte ich eine wahnsinnige Italienerin gesehen. Es war die hübsche, junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers in meiner Vaterstadt. Ich sah sie jeden Morgen, wenn ich in die Schule ging, auf der Brücke stehen, in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Winde sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg zum Thore hinan. Dort ging's nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein fremder Soldat hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das sie beim Abschiede getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem ungewohnten nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren, und sie immer reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid und zog es am Morgen wieder an, und es hatte die Farbe verloren und war hie und da zerrissen und ganz so unkenntlich geworden, wie sie selber. Man erzählte, daß sie auf die Frage, wer sie sey, nichts erwiderte, als: „ich bin Braut.“ Ich hatte es nie gehört, denn mir fehlte das Herz, sie durch eine vorwitzige Anrede zu stören. Dafür aber bemerkte ich seit einiger Zeit, weil ich sie dessenungeachtet sehr aufmerksam beobachtete, daß sie nicht mehr die Straße zum Thore hinan sah, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Dies jagte mir Angst ein, ich dachte an ein Unglück, aber Niemand wollte dasselbe glauben. Eines Morgens stand sie nicht mehr da, und wie ich Mittags aus der Schule kam, ward ein triefender Leichnam über die Brücke getragen. Dies war die einzige Italienerin, die ich toll gesehen. Sie ließ ein wehmüthiges Gefühl in mir zurück,

welches jezt in Italien wieder lebendiger erwacht war; aber im venetianischen Tollhaus war nichts, das mir ihr Bild vergegenwärtigen konnte. Jenes hübsche, gefühlvolle, liebende Wesen möchte wohl überhaupt auch unter den vernünftigen Italienerinnen schwer anzutreffen seyn. Es war eben eine Jugenderinnerung!

Der alte Staberl saß aber wirklich vor uns. Er erschien mir wie eine wichtige Person im Staate, die auf Pension gesezt worden war, und sie nun gemächlich verzehrte. „Sie sind ein großer Diplomat, ein Sterngucker," hatte ihm einst ein reisender Lord, nach seinem eigenen Geständnisse im ersten Akte der „Bürger in Wien," zugerufen, und nie ward ich mehr davon durchdrungen, wie jezt. Wie bei Polonius, schimmerte bei aller Narrheit der feinste Hof- und Weltton hindurch, bei allem Stolze die scheinbar größte Herablassung, Nachgiebigkeit, sogar Unterwürfigkeit. Man bemerkte es sogleich, daß dieser Narr im Umgange mit Vornehmen alle Feinheit, Gewandtheit und Lebensweisheit errungen hatte, und oft mochte ich mich überreden, die Narrheit sey nur verstellt, um die Vernunft zu täuschen. Seine Phantasien beschränkten sich übrigens auf Verhandlungen mit fremden Prinzen und großen Herren, die sich ihm naheten, um durch ihn mit Venedigs glänzender Vorzeit und ihren Denkmälern bekannt zu werden. Es war die Verklärung seines frühern Geschäfts als Cicerone, er hatte sich in die reinste Region des Seyns erhoben, und genoß des Glückes eines wahrhaft Seligen.

Wie sein Sohn mich als den Prinzen Zerbino vorstellte, erhob er sich ein wenig von dem Säulenstumpfe, worauf er saß, verbeugte sich und sprach mit Würde: „Ich bitt', Ew. Gnaden, nur ein Augenblick. Es ist mir eine große Ehr', wer aber früher kommt, der mahlt zuerst. Ich muß nur gleich mit Sr. Herrlichkeit, dem Lord von Harrison fertig werden, mit dem ich einst so glücklich war, mich auf Reisen zu befinden." Nun führte er ein weitläuftiges Gespräch mit der blauen Luft; denn Niemand, außer uns, befand sich in der Nähe. Er stieg in Gedanken die Riesentreppe hinan, zeigte den Fleck, wo Marino Falieri enthauptet wurde, den Saal der Bibliothek, die kleine Treppe, die zu den Bleikammern führt, endlich diese selbst. Und so eilte er von einem interessanten Punkt zum andern, Hunderte von Namen und Jahrzahlen aufrechnend, mit bewundernswerther Kraft des Gedächtnisses. Ich stand vor ihm, ganz im Anschauen verloren. Es war derselbe Staberl, den ich einst in Frankfurt gekannt, nur gealtert, ehrwürdiger, verklärter. Und den Mann haben sie ins Tollhaus gesperrt! dachte ich bei mir selbst, und wagte diesem Gedanken keine Worte zu geben. Kann die Welt glücklich seyn, wenn man solche Narrheit daraus verbannt? Ich mochte eine seltsame Miene machen, der junge Mensch, der mich hieher geführt, näherte sich besorgt: „Mein Vater, erhizt von dem vielen Sprechen, wird jezt bald in wildere Tollheit übergehen, dann schlägt er um sich und könnte leicht auch Ew. Durchlaucht beleidigen." Er zog mich beim Arme fort, indem er noch sagte: „Ach, der alte Mann war ein prächtiger Mensch voll Scherz und Laune, er erheiterte alle Welt und that Niemanden etwas zu Leide. Da haben sie ihn auf's Theater gebracht, und das hat er sich zu Herzen genommen und darüber den Verstand verloren."

(Der Beschluß folgt.)

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Das Merkwürdigste in der von den Tataren so lange auf's Hartnäckigste vertheidigten Citadelle ist der noch sehr wohl erhaltene, von gebrannten Ziegeln erbaute zierliche Pallast der sogenannten Königin Suinmbeka; ferner eine ebenfalls von gebrannten Ziegeln erbaute Metsched (Bethaus), mit einem zierlichen hohen Minaret, auf welchem jezt ein vergoldeter kaiserlicher Doppeladler sich befindet. Es ist zu verwundern, daß sich beide Gebäude, da sie nur aus schlecht gebrannten Ziegeln bestehen, so lange erhalten konnten; die Metsched wird jezt leider baufällig, so daß man die Terrassen um das Minaret nicht mehr ohne Gefahr besteigen kann. Die Tataren erzählen sich: wenn der Tatar geboren seyn würde, welcher mit Bogen und Pfeil den Thurmknopf von diesem Minaret abschießen könne, so werde Kasan wieder tatarisch werden. Ein vergeblicher Wunsch, um so mehr, da das Bogenschießen unter den hiesigen Tataren etwas Seltenes geworden ist, so daß ich oft viel lästige Begleitung bekam, wenn ich zuweilen bei meiner Rückkehr aus Sibirien mit meinem mongolischen Bogen und Pfeilen auf die Vogeljagd ging und der Tatarenstadt nahe kam, bei welcher sich die meisten Raubvögel aufzuhalten pflegen.

Da ich einmal von diesem alten tatarischen Bethaus gesprochen habe, so erwähne ich hier etwas, was gewiß jedem Fremden stets auf's Neue in die Augen fällt: schon in Moskau und hier, und in allen Gegenden, wo man über den Islam gesiegt, steht auf den Kuppeln und Thürmen der russischen Kirchen über der Mitte des liegenden Halbmondes das christliche Kreuz.

Das große Kloster der Mutter Gottes zu Kasan ist eines der berühmtesten im russischen Reiche. Die Legende, wie eine Jungfrau mehrmals im Traume ein Muttergottesbild sah, worauf an der Stelle nachgegraben und ein altes Oelgemälde, die Mutter Gottes vorstellend, gefunden wurde, ist bekannt.

Das Universitätsgebäude ist groß und wohl eingerichtet. An der Spitze der Universität steht ein ausgezeichneter Mann, der auch Dichter ist, und unter den Professoren gibt es mehrere vorzügliche und berühmte Männer. Es würde schwer seyn, jeden nach Würden zu schildern, auch lernte ich nur die kennen, welche mit meinen frühern Studien und Lieblingsneigungen verwandt waren: ein paar tüchtige Naturforscher, einen guten Physiker und Weltumsegler, und einen tiefen Alterthumsforscher und Sprachkundigen. Alle Studenten müssen außer ihren übrigen Vorlesungen auch theologische hören, und sind auf militärischen Fuß gestellt. Die Universität hat jezt auch einen tüchtigen Mechanikus, der sein freundliches München verließ.

Der beliebteste Spaziergang in der Stadt ist der am sogenannten schwarzen See (tschorno osero), einer tiefen Einbuchtung, in welcher Anlagen gemacht worden sind. Hier treffen sich, besonders im Frühjahr, wo stets mehrere Nachtigallen die Büsche beleben, die Honoratioren. Von dem sogenannten See ist nur ein länglich viereckiger, dunkler Teich übrig geblieben, auf welchem noch das Gerüst eines Tempels schwamm, an dem ein Feuerwerk zu Ehren des vorigen Herrn Gouverneurs abgebrannt worden war.

Eine gute halbe Stunde nordöstlich von der Stadt befinden sich Laubholzgebüsche auf dem ehemaligen hohen, steilen Ufer der Kasanka; hier haben die in Kasan wohnenden Deutschen recht hübsche Anlagen gemacht, und bringen meist den Sonntag bei schönem Wetter hier fröhlich zu. Man nennt diesen Platz wegen mehrerer steilen Schluchten und wegen der hübschen Aussicht auf die Stadt, die Schweiz oder den Spaziergang der Deutschen. In dem offenen Thale unter diesen Anlagen schlängelt sich die Kasanka, ruhig dahin fließend; sobald sie sich aber der Stadt nähert, drängt sie sich heftig gegen das steile Ufer, welches sie jährlich immer mehr und mehr unterwäscht, so daß das Ufer bereits bis an die Ringmauern des darauf erbauten Frauenklosters abgestürzt ist, und dieses in wenig Jahren seinem unvermeidlichen Untergang entgegensieht und in die Kasanka herabstürzen wird.

Der Reisende nach Sibirien mag sich hier noch mit einer Menge Bedürfnisse versehen, die er dort schwer oder gar nicht bekommt; z. B. gutes Jagdpulver (jedoch nicht so gut als das Petersburger Windowkenpulver), Schrot von allen Nummern; in Sibirien bekommt man oft nur Eine grobe Nummer, und diese nicht gleichförmig; gute Schumacherarbeit, mancherlei Eisengeräthschaften, leidlichen Tabak, mancherlei Luxusartikel zu Geschenken. Auch mag man sich wenigstens noch hier, wenn es nicht schon in Moskau geschehen ist, mit gutem Karawanenthee versehen; denn je weiter man nach der chinesischen Grenze kommt, woher man ihn bringt, desto theurer wird er, da man, je weiter man in Sibirien vordringt, guten Thee meist nur in ganzen Kistchen verkauft und sich scheut, ihn Pfundweise zu vereinzeln, aus Furcht, es möchte der zurückbleibende nicht bald Abnehmer finden, denn die dort wohnenden Familien kaufen auch ihren Bedarf an Thee kistchenweise.

Die hiesigen Fuhrwerke sind ganz vorzüglich gut gearbeitet, Achsen und Räder von Eichenholz, was, wenn man Kasan verlassen hat, nicht weiter zu bekommen ist. Auf dem ganzen Ural wächst nicht Eine Eiche wild; man hat in ein paar Gärten welche angepflanzt, aber sie gedeihen nicht. In Kasan lernte ich zuerst ein ganz eigenes Fuhrwerk kennen, das ich, da es so viele Vortheile gewährt, hier beschreiben werde. Auf zwei schwanke, 8 Ellen lange und 3 bis 3½ Leipz. Zoll im Quadrat dicke Birkenstangen wird ziemlich in der Mitte die Wavorske (ein leichter, länglicher, etwas bauchiger, halbüberdeckter Wagen) befestigt; diese muß jedoch einige Ladung bekommen, damit sie sanfter schwankt. Ein solcher Wagen schaukelt so sanft, daß man darin lesen kann, besser als in den meisten Wagen, welche auf Federn stehen. Außer der Bequemlichkeit, auf dem schlechtesten Wege noch sanft zu fahren, hat eine solche Karentasse, oder richtiger Tarentasse, weil dies Fuhrwerk zuerst bei den Tataren gebräuchlich gewesen ist, noch zwei Hauptvortheile: erstens, daß man fast niemals damit umwerfen kann (wenn nicht etwa lange, tiefe Gräben längs des Weges sind); denn wenn die Vorderräder den Umsturz drohen, so stehen die acht Ellen davon entfernten Hinterräder gewiß noch gerade, und haben die erstern die schlimme Stelle passirt, so stehen sie sicher wieder gerade, wenn eines der hintern sich zum Umsturz hebt; zweitens: bricht auch eine der beiden Stangen, so dient die zu jedem sibirischen Fuhrwerk gehörige Axt schnell dazu, den nächsten schwanken Baum zu fällen, mit den stets unentbehrlichen vorräthigen Stricken längs unterzubinden, und im nächsten Dorf die wenigen Eisen, welche die Stange in ihrer Lage halten, darum zu legen. Einen Nachtheil hat allerdings diese Art von Fuhrwerk: daß es viel Platz braucht, um gewendet zu werden; *) doch habe ich dies oft in engen Gehöften bewirkt, wenn nur ein paar kräftige und willige Leute Hand dabei anlegten. Uebrigens fährt sich ein solches Fuhrwerk sehr leicht, so gefährlich es auch aussieht, so daß mein Bedienter es oft mit aller darin befindlichen schweren Bagage ganz allein auf ebener Straße ein Stück weit fortzog, in der Absicht, den Bauern, die zuweilen jeden

*) Diesem kann abgeholfen werden, indem man die Stangen hoch stellt; aber das Ganze verliert dadurch an Sicherheit, Festigkeit und Bequemlichkeit.

Umstand hervorsuchen, um für ein Pferd, zuweilen auch wohl nur für ein halbes Pferd, mehr Bezahlung zu verlangen, vom Ungrund ihres Schreckens über den langen Wagen zu überzeugen. Das Verdeck ließ ich vorne mit einem ledernen Regendach versehen und über den offenen Theil des Wagens ging ein anderes Leder, welches bis an jenes hinaufgeknöpft werden konnte; machte ich so alles zu, so befand ich mich in meinem eigenen Zimmer und habe mich darin oft in Dörfern, während des Umspannens der Pferde, umringt von einer Menge neugieriger Zuschauer, völlig umgekleidet, ohne im Geringsten gestört zu seyn, auch oft darin übernachtet, wenn mir's im Hause nicht gefiel. Mein Bedienter schlief in der Regel während der Reise jede Nacht darin und befand sich oft wohler als ich im Zimmer; denn dies ward gegen Morgen manchmal so kalt, daß ich darüber erwachte, während er in seinen Pelzen gleichförmig warm blieb; auch plagten ihn nicht die mancherlei Zimmerinsekten, und er hatte stets frische Luft. Unmittelbar hinter meinem Wagen ließ ich auf den Stangen noch ein kleines Verdeck und Polster befestigen, in welchem sich mein Kosak sehr wohl befand, auch konnte sich so Niemand unbemerkt dem Wagen nähern. Den ganzen Wagen, Stangen und Räder ließ ich mit Firniß und gepulvertem Malachit überstreichen, und hatte so einen unveränderlich grün bleibenden, dauerhaften, bequemen und wohlfeilen Reisewagen, der in Wäldern auch noch als Jagdequipage diente. Man pflegt wohl unter jede Stange eine platte Eisenstange zu befestigen, um das Brechen zu vermeiden, aber was man hiedurch gewinnt, verliert man andernseits, indem der Wagen nun nicht mehr so sanft schwankt. Im Winter wirft man die langen Stangen ab und läßt den Wagen auf einen Schlitten setzen, wo die zur Seite angebundenen Räder und Achsen noch das Umwerfen verhindern helfen; im Frühjahr wirft man den Schlitten weg und läßt den Wagen wieder auf Stangen setzen, die zur Noth auch von Nadelholz seyn können; in diesem Falle werden schwächere Stämme, dagegen aber auch ihrer vier genommen. Zur Ausrüstung gehört noch eine Reserveachse, und zwar Vorderachse, weil diese wegen des Lochs für den Schlußnagel nicht so leicht zu ersetzen ist als die Hinterachse. Die sibirischen Achsen sind alle von Birkenholz und sehr gut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Fasching.

La Mode, ein ächtes Hofblatt der abgesezten Familie, rümpft sehr vornehm die Nase über die lezten Bälle in den Tuilerien; man habe dort den guten Ton der ehemaligen Hofgesellschaft vermißt, es sey eine wahre Bürgergesellschaft gewesen, in der sich eine Menge schlecht gekleideter Engländerinnen umhergetrieben haben, die nicht einmal von vornehmer Herkunft gewesen seyen. Aus dem Faubourg St. Germain seyen nur zwei Damen dagewesen, wovon die eine noch dazu nur halb und halb zu jener Vorstadt gehöre. Zwänge man also la Mode, sich bestimmt und kategorisch zu erklären, so würde herauskommen, daß von der gesammten Vorstadt nur anderthalb Damen den Lustbarkeiten in den Tuilerien beigewohnt haben. Obschon nun aber diese Parthei viel Gewicht auf das Ausbleiben oder Erscheinen ihrer Damen legt, so ist dies der großen Welt doch völlig gleichgültig; denn eben, weil es keine Hoffähigen mehr gibt und Personen aus den meisten Ständen zu jenen Bällen bei Hofe eingeladen werden, geht es darauf so lustig her, wie auf einem Privatballe. Auch hält sich die Vorstadt St. Germain nicht völlig so abgesondert, wie es die karlistischen Blätter verlauten lassen; denn nicht Alle haben sich mit dem alten Hofe zurückgezogen, die Pairsstellen aufgegeben und auf andere Würden verzichtet, nicht Alle haben ihre Vergnügungen, ihre Aussichten, ihre Hoffnungen einer abgelebten Fürstenfamilie zum Opfer gebracht. So zahlreich übrigens auch die Hofbälle besucht wurden, so waren es die Theaterbälle nicht minder. In einem frühern Berichte ist bereits der mannichfachen Vergnügungen erwähnt worden, womit die diesjährigen Opernbälle ausgestattet waren, wie auch des Einfalls des Direktors, eine Lotterie von allerlei hübschen Sachen den Besuchern unentgeldlich preiszugeben. Dieses Beispiel ist sogleich von einem andern Theater, dem Cirque olympique, nachgeahmt worden; da dieser Bereitercirkus aber nur Pferde besizt, so hat er den Liebhabern auch nur ein Pferd anbieten können. Freilich war dieses Pferd ein türkisches; es wurde in Paris herumgeführt, um den Leuten den Mund wäßrig zu machen, und dann auf einem Balle ausgespielt, ohne daß es die Besucher mehr kostete, als das Eintrittsgeld. Ein Tageblatt erzählt, ein Student habe es gewonnen und sey triumphirend zu seinem Wirthe geritten, aber höchst verlegen geworden, was er mit seinem Gewinnste in der Nacht machen solle. Ein anderes Theater hatte seinen Kunden ein Abendessen versprochen; bei Erfüllung dieses Versprechens soll es etwas tumultuarisch hergegangen seyn. Dr. Veron an der Oper hatte noch etwas Besonderes ersonnen. Ich habe einmal der gypsenen Karrikaturfigürchen des launigen Dantan erwähnt, welche berühmte Personen darstellen und troz ihrer Verzerrung leicht kenntlich sind. Diese Zerrbilder nun erschienen leibhaftig auf dem Opernballe, und einige berühmte Leute hatten das eigene Vergnügen, ihr Ich mit übertriebenen Naturfehlern wandeln zu sehen; sie hatten die schönste Gelegenheit von der Welt, philosophischen Gleichmuth zu zeigen und mit den Zuschauern über ihre eigene lange Nase, oder hagere, langbeinige Person, oder kurz gedrängte Masse zu lachen. Einige sollen es jedoch in der Philosophie noch nicht so weit gebracht haben und böse geworden seyn; man hat sie aber mit der Vorstellung besänftigt, daß der Fasching eine Fortsezung der alten Saturnalien sey und daß ein solcher Scherz mit durchgehe. Auf den kleinern Theaterbällen gab die liebe Jugend, das heißt die Kollegien- und Ladenjugend, den Ton an, womit gesagt seyn soll, daß es etwas zu rauschend für einen gesezten Mann zuging; aber freilich erscheinen auch nicht viel gesezte Leute auf solchen Bällen. Am Ende wurden Rundtänze getanzt, an denen die ganze Gesellschaft, das heißt einige hundert Personen oder eigentlich junge Leute, Theil nahmen. Man fühlte sich fast auf eine Dorfkirmeß versezt, so wild und ausgelassen ging es her.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. März 1834.

Nec sibi coenarum quivis temere arroget artem,
Non prius exacta tenui ratione saporum;
Nec satis est cara pisces averrere mensa.

Horat:

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Unter den Wagen (besser in den Wagen) gehört ein starkes, wohlbefestigtes Tönnchen mit Tjochte (Birkentheer). Zum ersten Schmieren der neuen hölzernen Achsen, welche sich durch die Reibung leicht entzünden, darf nicht Theer genommen werden, sondern altes Unschlitt. Man fährt in allen russischen Kibitken oder Bavorsken liegend auf Stroh, Heu, Pelzen, Betten; ich ließ einen großen Sack machen, etwas breiter und länger als das Innere meiner Bavorske, welcher, zuweilen mit gutem frischem Heu ausgefüllt, ein herrliches Lager abgab. Darunter befindet sich die Bagage, die wohl nicht sicherer transportirt werden kann, da man darauf liegt, oder nach Gefallen auch mit ausgestreckten Beinen sitzt; darüber hatte ich eine gute wollene Decke und dann meine Pelze; ein länglicher Sack, mit Heu angefüllt, diente als unterstes Kopfkissen, über welchem ein Daunenkissen, mit Leder überzogen. So ausgerüstet kann man dem schlechtesten Wege, ja selbst den gräßlichen Knüppelwegen trotzen. Kaufleute liegen meist in ihren Kibitken in einem vollständigen Bette. Man muß oft lächeln, wenn man solche fahrende Betten mit wohlgenährten, gemächlich ausgestreckten bärtigen Schläfern vorüberrasseln sieht. Nur auf die eben beschriebene Reiseart ist es möglich, so große Strecken, als man in Sibirien zurückzulegen hat, ohne besondere Ermüdung auszuhalten, während man bei uns am ersten Tage, wenn man noch nicht 70 Werste (10 Meilen) zurückgelegt hat, sich im besten Wagen sehr ermüdet fühlt, was von dem lästigen Sitzen herrührt, welches nur darauf berechnet ist, recht viele Personen auf einmal fortzubringen.

Wird man auch hin und wieder ungehalten auf mich seyn, daß ich mich so lange bei der Beschreibung jenes Reisewagens aufhielt, so wird es doch manchem Leser nicht unlieb seyn, einen Wagen kennen gelernt zu haben, in welchem man so bequem fährt, der kaum umzuwerfen ist, so leicht zu repariren, und im kleinern Maaßstabe, wenn man keinen Wagen auf die Stangen setzt, sondern auf diesen selbst, die nahe bei einander, sitzt oder reitet, eine köstliche leichte Jagdequipage abgibt, von der man sogleich abspringen kann, wenn sich Wild zeigt. *)

Der Fischmarkt in Kasan ist nicht so bedeutend, als ich ihn bei der Nähe zweier so großen fischreichen Ströme, wie die Wolga und Kama, erwartet hatte. Um ihn indessen in seinem vollen Reichthum zu sehen, muß man sich an den Markttagen schon vor fünf Uhr des Morgens dahin

*) Die Jagdhunde liegen auf den Bänken für die Füße, welche mit einem Leder umgeben sind.

begeben. Manche vornehme Damen gehen mit ihrer Bedienung dahin, um selbst auszuwählen, andere schicken bloß ihre Köche. Um sieben Uhr ist fast Alles verkauft, man sieht später nur Ueberreste, die Niemand früher kaufen wollte. Auffallend ist es, oft neben einem Hausen schöner Sterlete ein Bündel graulicher Ratten mit platten Schwänzen zu erblicken; es sind Moschusratten, von welchen später die Rede seyn wird. Meist sind es Tataren, welche sie auf den Markt bringen, da sie dieselben in ihren Fischreusen oder Netzen fangen und so gut wie ihre Fische verkaufen. Die bessern Arten von Fischen sind im Allgemeinen theuer, da sich wegen der vielen Honoratioren Abnehmer genug finden. Da gibt es große Hausen (Accipenser Huso), Störe (A. Sturio; Osselrin russ.), Welse, zwei köstliche Lachsarten, Salmo Hucho (Taimèn russ.) und S. Nelma, (Njelma russ.). Die Sterlete (A. Ruthenus) der Wolga und Kama gelten für ganz vorzüglich gut, und die hier bereiteten Sterletsuppen sollen besser als anderswo seyn. Auch die Quappe (Gadus lota; Nalym russ.) und ihre Leber sind hier sehr beliebt zu Fischsuppen, mir aber wegen ihres schlammigen Geschmacks zuwider. Da die Fischsuppen (Uckà russ.) außer Rußland, Norwegen, Dänemark, Ungarn, und etwa eine Aalsuppe in Hamburg, wenig gebräuchlich sind, so möge es mir erlaubt seyn, vielleicht manchen wohlbesezten Tisch noch um ein einfaches, aber schmackhaftes Gericht zu vermehren, und wo nur Fisch vorhanden ist, noch ein Suppe hinzuzufügen. Bei uns werden die Fische, etwa Forellen ausgenommen, zu lange gesotten; der beste Saft, welcher ausgekocht ist, wird dann weggegossen und der hart und geschmacklos gewordene Fisch aufgetragen. Warum wird nicht auch der aus Fleisch gekochte Saft weggegossen, sondern als Suppe genossen? Eine gute Fischsuppe und ein schmackhafter Fisch werden auf folgende Weise bereitet. Der Fisch wird auf's Beste gereinigt, wenn's nöthig ist, geschuppt, z. B. Barsch, Hecht u. s. w. und in Stücke von fünf bis sechs Zollen geschnitten, wenn es nicht etwa kleine Fische sind. Während der Zeit steht bereits das Wasser über dem Feuer mit dem nöthigen Salz, einigen zur Hälfte zerschnittenen Zwiebeln, *) auch wohl einigen klein geschnittenen geschälten Kartoffeln; man läßt diese einige Minuten damit kochen, ehe man den Fisch hinzuthut, damit sie bei dem nachherigen raschen Kochen des Fisches auch gar werden. Die richtigen Verhältnisse von Wasser, Salz und Zeit sind es, worauf hiebei Alles ankommt. Wasser darf nicht mehr seyn, als daß es den zu kochenden Fisch eben bedeckt, sonst wird die Suppe nicht kräftig, Salz so wenig als möglich; nimmt man jedoch zu wenig, so schmeckt der Fisch nicht, nimmt man zu viel, so wird die Suppe zu salzig und der Fisch bleibt nicht so saftig, als er seyn könnte. Es erfordert eine kleine Uebung, dies nach der Größe des Gefäßes und der Fischart richtig zu treffen; das findet sich jedoch bald, wenn man sich nur erst ein paar Mal die Suppe versalzen hat. Lorbeerblätter müssen gänzlich wegbleiben, denn sie benehmen dem wohlschmeckendsten Fisch seinen eigenthümlichen Geschmack, eben so der Suppe. Den feinsten Geschmack bekommt eine Fischsuppe, wenn man fette und magere Fische zusammen sieden kann, oder, sollten sie verschieden Zeit und Salz erfordern, die Brühen von beiden zusammengießt. In jenes kochende Wasser nun bringt man den Fisch, unterhält lebhaftes Feuer und schäumt sorgfältig ab, läßt jedoch den Fisch nicht um Eine Minute länger darin als nöthig; denn sobald der Eyweißstoff des Fleisches so eben geronnen ist, wie beim weichgekochten Ey, ist das Fleisch noch saftig und wohlschmeckend, wird aber, wie ein Ey, von Minute zu Minute härter, trockener und geschmackloser.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In Norwegen liebt man, säuerliche Aepfel mitkochen zu lassen. Gewürz kann auch dazu kommen, wenn man dies mehr liebt, als den reinen Fischgeschmack, oder zur Verdauung für nöthig findet (wozu jedoch wohl ein Glas Wein besser ist), allenfalls bei sehr fetten Fischen einige Pfefferkörner. In Ungarn thut man zu den Fischsuppen gepulverten rothen spanischen Pfeffer, sogenannten Paprica, welcher denselben einen brennend scharfen Geschmack gibt und bei öfterem Gebrauch die Verdauung zerstört.

Aquarelle.

(Beschluß.)

Nun erst wurde mir's klar, daß auch ich den Verstand verloren hatte; daß Wirklichkeit und Täuschung sich meiner Sinne bemächtigt hatten und sie wild durch einander rüttelten. Mir war es lieb, wie ich das Freie erreicht hatte und das angenehme Schaukeln der Gondel fühlte; aber klar ward es mir nicht, wer der eigentliche Staberl gewesen: der ideale des Theaters, meine frühere Jugenderinnerung, oder der wirkliche im Tollhause zu Venedig. Die Bewegung der Gondel und das Hinstrecken auf ihr weiches Lederpolster schläferte mich ein, und mein lezter Gedanke vor dem Einschlafen war: „Jenes war der Jugendtraum von Glück, wie ihn jeder höher begabte Mensch einmal in seinem Leben hat; dieses ist das Glück der reifern Jahre.“ Erst da ich wieder erwachte, fiel es mir ein, daß ich ja zu fragen vergessen hatte, wo denn die hübsche, schwärmerische Frau hingekommen sey. Ich wollte auch dieses noch erschöpfen, um mich ganz zu überzeugen. So ruhig, als es mir nur immer möglich war, trat ich wieder in den Laden Miedl Staberls, des Parapluiemachers, am Campanile des Markusplatzes. „Meine Mutter ist längst gestorben,“ antwortete der

junge Mensch mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, „jedoch war sie weder hübsch, noch schwärmerisch. Da sind Ew. Durchlaucht schlecht berichtet worden. Sie war eine gute Frau, die Tochter eines Krämers in Chioggia, sehr religiös und fleißig. Und auch mein Vater war damals ein ordentlicher Mann. Sie müssen sich ihn nicht so denken, wie Sie ihn gestern gesehen haben. Er trug sonst nicht die närrische Kleidung, sondern ging, wie stille, arbeitsame Bürger sich zu kleiden pflegen.“ Und nun zeigte er mir die Garderobe des Alten, und ich sah zu meinem Erstaunen den Wiener Staberl der Leopoldstadt, wie ich ihn vor Jahren gesehen, Bäuerles Staberl, wie er ihn dem Leben geraubt und auf die Bretter verpflanzt; aber der himmlische, ideale Narr war es nicht, wie ihn mir die Kunst und das Tollhaus gezeigt, beide entflammte ein göttlicher Wahnsinn, beide thronen auf den Höhen des Lebens. „O mein Glück! mein Glück!“ seufzte ich in mich hinein, als mich die Gondel nach Mestre zurücktrug, und Venedig mit allen seinen Herrlichkeiten versank hinter mir in den Lagunen des adriatischen Meeres. Ich konnte keinen Blick mehr dahin zurücksenden.

Bald lebte ich wieder einsam in München. Der Fasching rollte dort die alten Leierwalzen von Tanz, Maskerade und fader Thorheit ab, unbekümmert darum, welchen Anklang sie fänden. Der Fasching ist bereits seit einer großen Reihe von Jahren in den meisten Städten gleich langweilig, nur die Tanzlust findet ihre Rechnung dabei. Ich glaube kaum, daß unsere Urgroßväter, lebten sie noch, sich erinnern könnten, wann Masken sinnreich, ihr Gespräch witzig, die Unterhaltung auf Bällen geistreich und der Fasching überhaupt erheblich genannt werden durfte. Für unsere Zeit scheint er die Bedeutung verloren zu haben. Es war am Faschingsdienstage, als ich, um einen Freund zu besuchen, über den Platz ging, wo das Theater steht. Die Thüren waren weit geöffnet; die Kassiere saßen da, die Wache wurde sichtbar, die Billetteurs, die Zettelverkäufer; kein Zweifel blieb, es wurde Komödie gespielt. Mein Gott! am hellen, lichten Mittage! Bei dem Scheine dieser freundlichen Wintersonne! Arme Schauspieler! Wenn die ganze Welt sich vernünftig sonnt, müßt ihr in den öden Katakomben eurer Kunst das abgedroschene Spiel treiben. Niemand wird euch sehen wollen, Niemand eurer Rede horchen, traurige Spaßmacher! Mit diesen Gedanken war ich in die Halle getreten, und instinktmäßig weiter in den innern Raum des Hauses.

Wie sehr aber hatte ich mich geirrt! Alle Thüren standen weit auf und selbst in den Gängen hielt sich regungslos eine neugierige Menge. Ich gewann nur mit einiger Mühe einen Standpunkt, von dem mein Auge die Bühne erreichen konnte. Zuerst erblickte ich zwei Frauen, unbedeutende Worte, die ich nur halb verstand, hin und herwerfend. Plötzlich stimmen die mir zunächst Stehenden ein enormes Gelächter an, das sich wie ein Lauffeuer verbreitet und wie der Donner einer stürzenden Lawine anwächst. Bis in die fernsten und höchsten Winkel des Saales erschallt es, und nun tritt — ich sehe es mit freudigem Erstaunen — Staberl durch die offene Thüre, so jung noch, wie ehemals, in schönen, neuen Kleidern, mit ganz hübscher Miene und hellklingender Stimme. Darum hatten sich die vielen Leute versammelt; sie waren da, um den lieben Kerl, den einzigen Spaßmacher zu bewundern, den wieder ewige, göttergleiche Jugend zierte. Ich wollte mich mit ganzer Seele dem Schauspiele leihen, mich isoliren in der Menge und erproben, welchen Eindruck jezt die Erscheinung auf mich machen würde. Das Lachen, das unaufhörlich um mich erschallte, hätte mich nicht gestört, wohl aber der ewige Refrain: „Wie fade! wie abgeschmackt! es ist nicht auszuhalten!“ Es waren junge Leute, die sich so vernehmen ließen, in demselben Alter, worin ich damals war, als ich Staberls Bekanntschaft zum ersten Male in Frankfurt gemacht hatte. Aber sie hatten nicht Unrecht; denn auch ich nahm die Farce bald für das, was sie war: eine Maskerade, für den Fasching ersonnen. Den Staberlrock hatte der Maskenverleiher hergegeben, Alles war dem ächten Staberl abgelauscht worden, aber Er war es nicht. Dies war ein nüchterner Spaß, jene Thorheit hatte ihre tiefernste Seite. Nein, ich widerspreche nicht, sie hatten Alle Recht, die während des Lachens behaupteten: „es ist fade! nicht zum Aushalten! abgeschmackt!“

Und traurig schlich ich heim. Ich fühlte nun wieder tief, daß ich mein Narrenideal nie mehr im Leben wiederfinden würde. Er ist nirgends mehr vorhanden, der gute, phantastische Schalk, er ist alt geworden und pensionirt. Wollt ihr ihn finden, so sucht ihn in S. Rocco zu Venedig.

Ganz einsam saß ich Abends bei meiner Lampe und schrieb diese Erinnerung nieder. Draußen war Fasching; die Wagen rollten durch's offene Thor meines Wohnhauses, vor meiner Zimmerthür rauschten die schönsten Masken vorbei und über mir wurde getanzt; denn im Hause wurde Ball gehalten. Da schlug es zwölf — die Musik verstummte. Der Aschermittwoch brach an und mich ergriff eine bangere Wehmuth. „Und warum diese Wehmuth mich ergriff?“ — „Weil ich meinen Narren für ewig verloren habe!“ antwortete ich laut der Stimme, die jene Frage tiefinnerst leise an mich richtete. Und nun blickte ich auf und sah in dem Spiegel neben mir meine alternden Gesichtszüge und mein ergrauendes Haar, und Thränen drangen aus dem Auge, wie ich zu sehen glaubte — ich mußte den Kopf wegwenden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die Staatskrisis nach dem Einfall in Savoyen.

Ich habe in meinem vorigen Briefe den Verlauf des revolutionären Possenspiels, das aber für unsere Stadt nur zu ernsthafte Folgen hätte haben können, bis zu dem Punkte verfolgt, wo die Insurgenten nach Vereitlung aller ihrer Plane nach außen sich in Carouge festgesezt hatten, und nun ihre verderbliche Thätigkeit sich gegen unsern kleinen Staat zu richten schien.

In Carouge war übrigens eine Bande von fünfzig Gassenjungen aufgestellt, die in einem Winkelhaus lagen, und von da aus abwechselnd und nach verschiedenen Seiten laufen, dabei entsezlichen Lärm machen, vivent les Polonais! à bas le Gouvernement etc. schreien mußten, um Jedermann in Spannung, Aufregung und Unruhe zu erhalten. Am 3ten und 4ten Februar Abends war die Spannung am größten; zahlreiche zweideutige Haufen umzogen das Stadthaus, und die Truppen mußten dort verstärkt werden. Aber gerade in diesen Tagen kam es auch zur heilbringenden Krisis. Man hatte indessen in der Stadt erfahren, welche Plane zum Umsturz unserer Regierung, zur Einsezung einer andern gemacht worden, daß zu den vier Syndikenstellen bereits Männer bestimmt seyen, welche die öffentliche Mißachtung schon lange bezeichnet hatte, daß von der neuen Regierung das Arsenal den Insurgenten geöffnet werden und hierauf Genf zum materiellen und intellektuellen Mittel- und Stüzpunkt, zum Hauptquartier der Insurrektionen in der Schweiz (besonders Wallis), Savoyen, Piemont, Frankreich und Italien gemacht werden solle. Alle Gutdenkenden sahen nun ein, daß es die höchste Zeit sey, alle frühere Opposition zu vergessen, um die so bedrohte Regierung auf alle mögliche Weise in einem so schwierigen Moment zu unterstüzen und ihr Kraft und Energie zu geben. Daher schickten noch am 5ten Abends neun Uhr alle Cirkel oder Männergesellschaften, die Société de lecture, die Société littéraire, welche zusammen die in jeder Hinsicht ausgezeichnetsten und besten Bürger enthalten, Deputationen an den permanenten Staatsrath, um ihm ihre volle Billigung seiner Maßregeln auszusprechen und ihn zugleich ihres unbedingten Beistands in allen Fällen der Gefahr zu versichern. Am folgenden Morgen wurde dieselbe Erklärung von den angesehensten und reichsten Besizern von Industrieanstalten und Fabriken einstimmig abgegeben, auch dabei alle Strenge gegen ihre Arbeiter versprochen. Am 6ten erwiderte der zahlreich versammelte Conseil représentatif den Rapport des ersten Syndiks mit einstimmiger Akklamation und unbedingter Billigung aller vom Staatsrath getroffenen Maßregeln. In diesem ganzen Akt sprach sich ein wirklich erhebendes Bürgergefühl aus. Von nun an war der Umsturz der Regierung nicht mehr möglich, im Gegentheil, sie war stärker geworden, als vorher. Durch alle diese Zustimmungen und Versicherungen erhielt die Regierung große Zuversicht und Sicherheit, zumal Viele von denen sich ihr wieder anschlossen, welche in den vergangenen Tagen, ohne das Mouvement in seinen Planen und Unternehmungen unterstüzen zu wollen, doch aus übelverstandener Menschlichkeit für die Insurgenten sich begeistert, seitdem aber die Sache ruhig überlegt hatten. Außerdem erhielt die Regierung eine große und wichtige Stüze für energische Maßregeln in den sich schnell folgenden Schreiben des Vororts, welche ihr sofortige Strenge und Festnehmung und Transportirung der Insurgenten zur unerläßlichen Bundespflicht machten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die Polizeiverordnung zum Besten der Polizei.

Vermuthlich wartete die Polizei nur das Ende des Karnevals ab, um ein Verbot wider die öffentlichen Bälle während der Fasten, ausgenommen am Tage der Mitfasten, ergehen zu lassen. Wäre es aus Rücksicht auf die katholischen Fasten geschehen, so hätte der Polizeipräfekt gesezwidrig gehandelt, da es keine Staatsreligion mehr gibt, also auch keine Rücksicht auf die Gebräuche einer besondern Kirche genommen zu werden braucht. Wahrscheinlich aber meinte er, man habe des tollen Treibens jezt genug, und Jedermann werde gern ausruhen. In der That hatte Paris nach einem so rauschenden Fasching der Ruhe nöthig; nur ruht man lieber freiwillig als gezwungen aus. Glücklicherweise hat der Polizeipräfekt in den Privathäusern nicht zu gebieten, und hier wird noch fortgetanzt, troz des Aschermittwochs und des Fastenmandements des Erzbischofs von Paris. Die Ermüdung der Polizei nach einem solchen Karneval hat dem Polizeipräfekten (noch immer Gisquet) die unglückliche Idee eingegeben, dieser armen Polizei auf Kosten anderer Vergnügungen der Pariser einige Erholung zu verschaffen. Er hat nämlich sogleich nach dem Karneval eine Verordnung erlassen, wornach die Theatervorstellungen künftighin um eilf Uhr aufhören und die Theater sogleich geschlossen werden sollen. Zwar hat er nicht ausdrücklich gesagt, aber aus dem Texte der Verordnung hat man abnehmen können, daß es geschehen sey, damit die Polizeiaufseher früher zu Bette gehen können. Die armen Leute sind den Fasching hindurch bis spät in die Nacht auf den Beinen gewesen und haben kaum des Schlafes genossen; schon aus Mitleid für ihre lieben Frauen hätte ihr Herr früher an sie denken sollen. Allein Herr Gisquet hat wohl nicht bedacht, daß es eine gefährliche Sache in Paris ist, den Bewohnern der großen Hauptstadt leichtsinnig ihre Vergnügungen anzutasten und ihren gemeinschaftlichen Genuß zu schmälern, zumal wenn, wie hier, kein hinreichender Grund dazu vorhanden ist; denn aus den späten Theatervorstellungen ist bisher nicht der geringste Nachtheil entstanden, außer daß man spät zu Bette geht, was aber die Polizei nicht kümmern darf, und haben die Polizeiaufseher zu viel Arbeit, so braucht Herr Gisquet ja nur einige mehr anzustellen; es sind ja reichliche Fonds für dieses Departement angewiesen. Man begriff daher auch nicht, was dem Polizeipräfekten durch den Kopf gefahren war, und es fielen die kleinen und auch die großen Tageblätter so lustig über ihn her, daß der Mann es nicht wagte, seiner eigenen Verordnung Kraft zu geben; mithin ist dieselbe so ziemlich als nicht erlassen zu betrachten, ein Loos, das sie mit vielen andern albernen Verordnungen gemein hat, und die Theatervorstellungen in Paris hören nach wie vor in dem Augenblicke auf, wenn das lezte Stück geendigt und der Vorhang gefallen ist. In England fällt der Vorhang, wenn bei einer Vorstellung am Sonnabend die Mitternachtsstunde schlägt; zu einer solchen pietistischen oder puritanischen Pünktlichkeit würden sich aber die Pariser schwerlich bequemen. Sie wollen ein mit ihrem Gelde bezahltes Schauspiel nicht eher freiwillig verlassen, als bis sie wissen, was der Ausgang der dramatischen Handlung ist. Freilich läßt sich bei manchen neuern Stücken dieser Ausgang schon von fern wittern, und manchmal könnte man schon bei den ersten Auftritten davon gehen, um der Gisquetschen Verordnung gewissenhaft nachzukommen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. März 1834.

— Das Leben ist ein Traum,
Und in dem Traume gaukelt wiederum
Des ganzen Lebens lustig Schattenspiel.

Young.

Der Traum.

Mir träumet' einst, ich sey geboren
In eine morgenfrische Welt,
Ich habe nie ein Herz verloren,
Mir sey noch keine Lust vergällt;
Und wie ein Hauch war mir verschwunden
Der Kindheit süßes Morgenroth,
Mit ihren stillen Wonnestunden,
Mit ihrer Spiele Lust und Noth.

Und weiter träumt' ich, ich erblickte
Ein Mädchen, schöner als das Licht,
Die mir mein warmes Herz entzückte
Mit ihrem Blumenangesicht;
Aus ihres Auges Dunkel stralen
Sah ich die Seele ahnungsvoll,
Bis mir von Freuden und von Qualen
Die eigne Seele mächtig schwoll.

Mir träumte, daß die ew'gen Stunden
Der Seligkeit ich da genoß,
Daß ich die Hölle da empfunden
Und Glut in meinen Adern floß;
Daß ich, die ganze Welt verachtend,
Auch alle Himmel von mir stieß,
Nach ihren süßen Augen schmachtend,
Die Liebe meine Göttin hieß.

Ich träumte fort, die Liebe sprenge
Gewaltig mir das Schloß der Brust,
Und zu des Liebchens Küssen dränge
Mich eine schauervolle Lust;
Und sie erwidre kalt und höhnend
Die Worte meiner Flammenpein,
Durch alle Nerven furchtbar tönend,
Braust mir das kalte, spitz'ge Nein.

Ich träumte, der Pistole Mündung
Sie liege kalt, wo's heiß mir pocht,
Und wo unsterbliche Empfindung
Im jugendwilden Herzen kocht;
Und kalter Schauer übermanne
Die Glut des Fiebers vor dem Grab,
Den todesschweren Hahnen spanne
Der feige Finger bebend ab.

Und weiter träumt' ich, eiskalt liege
Der Frühling wieder auf der Welt,
Im himmelblauen Aether wiege
Die Lerche neu sich, sonnerhellt;

Allmählig schließen sich zu Narben
Die Wunden, ihres Schmerzes müd;
Die Freuden, die der Seele starben,
Sie leben wieder auf im Lied.

Und aus dem todten Herzen quelle
Ein Strom von Liedern nun empor,
Durchsichtig glänzend jede Welle,
Doch tiefverhüllt in Trauerflor;
Es tönen ewige Gesänge,
Die Liebesflamme wird Krystall,
Und auf die süßen Trauerklänge
Antwortet mir der Widerhall.

Ich träumte fort, es sey ein Glaube,
Der alle Erdennoth ersezt,
Ein Stern, den keine Sturmnacht raube,
Ein Eichbaum, den kein Wurm verlezt.
Er fordre alle Erdenschöne
Zum Opfer, die mir übrig blieb,
Er fordre meines Liedes Töne,
Mein müdes Auge werde trüb.

Ich breche zürnend meine Harfe,
Und klagend flieht der Harfe Geist,
Ich höre, wie der lezte, scharfe
Zerriss'ne Ton mein Herz zerreißt.
Getheilten Herzens, finstern Sinnes,
Träumt' ich, verblute meine Brust,
Und ohne Hoffnung des Gewinnes
Trag' ich den tödtlichen Verlust.

So träumet' ich und werd' ich träumen,
Bis dunkler wird die Mitternacht,
Die lezten Wellen sich verschäumen,
Des Schiffbruchs lezte Planke kracht:
Dann sterben Lied und Liebesflammen,
Der Glaube und mein tödtlich Weh;
Und über meinem Haupt zusammen
Wogt grenzenlos die dunkle See.

H. P.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Kleine Fische, z. B. Barsche ic., brauchen nur ein paar Minnten zu sieden, größere, von etwa drei Zoll im Durchmesser des Rückens, acht, höchstens zehn Minuten; sehr dicke Fische müssen deßhalb gehörig zerschnitten werden, damit auch das Innere bei dem schnellen Sieden gar wird. Ist der Fisch eben gar, so wird sogleich die Brühe abgegossen, *) damit er nicht in dieser länger stehend hart werde, und als Suppe verspeist, die oft, wenn keine Spur von Fisch darin blieb, für Hühnerbrühe genossen wurde. Gewiß wird Niemand über diesen Eingriff in die Kochkunst lächeln, wenn ich an das erinnern darf, was ich in meiner ersten sibirischen Skizze (Nr. 211, 1833 dieser Blätter) andeutete. Oft war ich genöthigt, an der türkischen Grenze, im hohen Dalekarlien und in Dau-urien mehrere Wochen in ganze Tagereisen von den nächsten menschlichen Wohnungen entfernten Gebirgsthälern und Waldungen zuzubringen. Gab dann ein naher fischreicher Bach oder ein Flüßchen Beiträge zu den nicht großen Vorräthen, welche ich mit mir führen konnte, so war dies natürlich sehr erwünscht, und wollte ich mein Mahl reinlich und schmackhaft bereitet haben, so mußte ich oft selbst Hand anlegen; da lernt sich so etwas am besten. Auch freute ich mich oft, wenn meine Leute sich in Sibirien aus ihrem Fisch mit ein wenig Salz und ein paar Zwiebeln eine gute Suppe und ein schmackhaftes Gericht bereiteten und genügsam dem Schöpfer dankten für die gute Gabe.

In den Kaufhallen des Fischmarktes ist Birkentheer, Robben- und Seehundsthran von Archangel in guten Qualitäten zu haben. Die großen Seifenfabriken der Tataren, welche in der Seifebereitung Meister sind, müssen hier gleichfalls erwähnt werden. Sie produciren jährlich über 200,000 Pud Seife, welche sehr weit geführt wird. Sie bereiten viele Seife aus Archangler Robbenthran. Pottasche bekommen sie besonders aus dem nahen Gouvernement Wiätka, welches große Nadelholzwaldungen hat. Auch die Lederfabriken der Tataren sind berühmt, und einen großen Handelsartikel bilden hier die von den Tataren verfertigten saffianenen Stiefeln, Schuhe, Käppchen u. s. w. Die darin eingenähten Arabesken sind meist recht hübsch. Mit einer stählernen scharfen Form werden dieselben aus rothem und grünem Leder geschlagen; das Grüne wird in das Rothe und umgekehrt eingesezt, und sodann zwischen das Eingesezte eine meist gelbe wollene Schnur eingenäht. Dies verrichten tatarische Mädchen, die, so wie denn leider für alle weiblichen Arbeiten kaum etwas bezahlt wird, sich dabei nur einen kümmerlichen Unterhalt erwerben. In den großen Kaufhallen der obern Stadt werden diese Arbeiten von russischen Kaufleuten verkauft, und selbst hier noch sehr wohlfeil. Die Farben sind sehr dauerhaft, man findet schönes Roth, Grün und Gelb; die Näthe gehen nicht von einander, eher reißt das Leder, wenn es lange

*) In Norwegen gießt man etwas von der ganz schwach gesalzenen Fischbrühe ab in ein kleineres Gefäß, salzt es hier sehr stark, kocht es mit etwas Kartoffelmehl und Zucker und gießt dies über den Fisch, der dadurch hinreichend gesalzen wird.

getragen worden ist. Die Tataren tragen solche Stiefeln baarfuß anstatt der Strümpfe, und darüber eine Art Pantoffeln oder Ueberschuhe, welche sie vor den Thüren der Zimmer und in der Vorhalle des Bethauses stehen lassen. Stiefeln und Schuhe haben aufwärts gebogene Spitzen.

In der Nähe der Eisenbuden in der obern Stadt ist der Vogelmarkt, wo man gewöhnlich Emberiza sanguinea, den Goldammer mit rothgefleckter Brust, und oft manchen seltenen Vogel lebendig zu kaufen bekommen kann, zuweilen wohl auch ein fliegendes Eichhörnchen, welche schon im Gouvernement Kasan östlich in Birkenwaldungen vorkommen. Sie sind von ihrer Nahrung, den Samenkätzchen der Birken, so mit Birkenöl durchdrungen, daß sie wahrhafte lebendige Mumien sind, indem sie leichter vertrocknen als verfaulen. Ihr Fell ist ungemein zart und weich, die Farbe hellgrau, am Bauche weiß, der Schwanz sehr stark behaart. Sie können mit Hülfe der zwischen den Vorder- und Hinterbeinen beim Springen sich ausbreitenden Haut bedeutende Sätze machen. Werden sie verfolgt, so klammern sie sich mit ausgebreiteten Beinen oft so an den weißen Birkenstamm, daß sich jene Haut ganz an die Rinde schmiegt und man sie schwer wahrnehmen kann. Sie gehen erst in der Dämmerung ihrer Nahrung nach, wo man einen guten Hund zur Hülfe haben muß. Während das gemeine Eichhorn (das etwas größer ist) furchtbar beißt, kann man das fliegende Eichhorn unbesorgt in die Hand nehmen, auf welche es zwar zuweilen heftig losfährt, die es aber wegen seines einwärts stehenden Gebisses nicht verwunden kann.

Die auf dem Marktplatz an den großen Kaufhallen befindlichen Kräuterbuden verdienen eine genaue Besichtigung. Die getrockneten Wurzeln von Calamus aromaticus aus den sumpfigen Niederungen der Wolga sind hier von ganz vorzüglicher Güte zu haben. Diese und Lindenblüthen vervollständigten meine kleine Reiseapotheke, welche man in wüsten Gegenden mit sich führen muß, um sich und andern im Fall der Noth helfen zu können.

Beginnt der Schnee zu schmelzen, so werden die meisten Straßen Kasans, besonders die der untern Stadt, bodenlos, und man läuft Gefahr, mit der leichtesten Equipage, vielleicht vor dem Hause, worin man Besuch abstatten will, stecken zu bleiben. Steine sind theuer, da sie weit hergeholt werden müssen; man hat jedoch Straßenpflaster versucht (und versucht es noch eine steile Straße hinauf bei dem Kaufhofe), aber der Boden, der beinahe plastisch ist, quillt in den nassen Jahreszeiten auf, und das Straßenpflaster versinkt. Längs den Häusern gehen bretterne, ziemlich breite Trottoirs, die sehr nützlich sind, bis man eine Straße zu passiren hat; da weiß man oft nicht, wie man hinüberkommen soll, und bedient sich oft der Droschken, welche man leer neben sich durch den Koth ziehen läßt, um auf ihnen zum nächsten Trottoir überzusetzen. Es sind schon manche Vorschläge gemacht, aber immer unausführbar befunden worden. Vielleicht möchte es möglich seyn, wie jeder Bürger zu allgemein nothwendigen Anstalten, welche seinen Wohnort betreffen, beisteuert, die Mehrzahl dahin zu bringen, daß nach der Größe jedes Haushaltes jede Familie verbunden wäre, eine gewisse Anzahl Ziegel, wozu der Stoff bei Kasan allgemein verbreitet ist und welche man ihnen lufttrocken lieferte, beim Heizen der Badstube mit einzusetzen, wo sie also, da dies wenigstens alle Woche einmal geschieht, ohne besondere Ausgaben für Brennmaterial beiläufig mitgebrannt würden. Man könnte sie dann, auf die hohe Kante gestellt, oder zerstoßen anwenden, um eine trockene Straße zu bekommen. Freilich hat dieser Vorschlag auch große Schwierigkeiten, aber es soll auch einem großen Uebel abgeholfen werden.

In der Nähe von Kasan ist ein tiefes Bassin, durch eine Quelle, welche sich nicht höher heben kann, oder durch einen kleinen Erdfall gebildet. Seine Bildung bewirkt, daß bei rechter Beleuchtung durch die Sonne in dem krystallklaren Wasser ein tiefer Schlund, mit Regenbogenfarben umgeben, erscheint, man mag auf dem Kahne darin herumfahren, wo man will. Herr v. Fuchs hat dieses Bassin, welches man den Tschetakowschen See nennt, besucht, und wir waren mehrmals im Begriff, dahin zu fahren.

Wenn im April das Eis der Wolga bricht und der Schnee überall wegschmilzt, so tritt nicht nur die Wolga, *) sondern auch die dicht bei Kasan vorbeifließende Kasanka bedeutend aus ihren Ufern; die ganze westliche Umgegend von Kasan ist dann überschwemmt, und Kasan hat ganz das Ansehen einer Seestadt. Das Wasser geht bis an und in die untere Stadt, wo einige Magazine auf Pfähle gebaut sind, da man diese jährliche Ueberschwemmung kennt; hin und wieder erblickt man einige größere Barken mit vollem Segel, was jenen Eindruck noch verstärkt. Am besten nimmt sich Alles von dem unter den Ringmauern der Festung herumgehenden Spazierwege aus. Mitten aus der Wasserfläche ragt wundersam die braune Pyramide, das Denkmal der gefallenen Russen, hervor; der oberste Theil der kleinen Anhöhe, wo des Zars Hauptpanier stand und jezt dies Denkmal erbaut ist, wird nicht überschwemmt. Fast ein paar Wochen dauert die Ueberschwemmung, und wenn dann die ungeheure Wassermasse abgeflossen ist, brechen plötzlich die Knospen auf und schnell wird Alles grün. Die von dieser Ueberschwemmung zurückbleibende Feuchtigkeit und schnell darauf folgende Hitze bringt häufige Wechselfieber hervor und bewirkt hauptsächlich das ungesunde Klima von Kasan. Hitze und Kälte sind hier einander ziemlich gleich, indem beide

*) Die Wolga tritt so schnell aus ihren Ufern, daß die Kasanka ein paar Tage gar nicht fließen kann, sondern blos zurückgedrängt wird.

zu ihren Zeiten fast gleiche Grade erreichen: im Juni + 19°,4., im Januar —22,7. Kaum ist es grün geworden und die Hitze fängt an, so entsteigen den schlammigen, sumpfigen Niederungen der Wolga Myriaden von Mücken und kleinen Beißfliegen und quälen, wen sie auf dem Wasser oder am Ufer finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

(Beschluß.)

Die Staatskrisis nach dem Einfall in Savoyen.

Es wurden für den 7ten beide Kontingente und alle Milizen der Stadt und des Kantons einberufen, nicht bloß, weil ein lezter verzweifelter Versuch des Mouvements möglich war, sondern weil auch die Insurgenten mit ihren Einverstandenen in Carouge auf ihrer Renitenz bestehen konnten, wo dann offene Gewalt gegen sie gebraucht werden mußte. Der Hauptzweck der Regierung bei dieser militärischen Demonstration war aber ein höherer und volksthümlicherer; es lag ihr daran, von dem bei weitem größten und achtungswürdigsten Theil der Einwohner den vollen Ausdruck der Anerkennung und Billigung für die getroffenen Maßregeln, so wie die Versicherung zu hören, daß sie auch bei künftig etwa vorkommenden Fällen zum Schuz und zur Unterstüzung der bestehenden Regierung herbeizueilen bereit seyen. Es sollte dadurch ein neuer, innigerer Bund geschlossen werden. Diese Maßregel wirkte nach Wunsch, denn sie zeigte das gute Gewissen, die Redlichkeit und den festen Willen der Regierung, der Sache mit einem Male ein Ende zu machen und die unserm kleinen Fabrik- und Handelsstaat so nöthige Ruhe um jeden Preis wiederherzustellen. Kaum aber war das Militär zu den Waffen gerufen, so hielten es die Insurgenten und ihre Anhänger für gerathen, nachzugeben. Jene reichten eine Bittschrift bei dem Staatsrath ein, wodurch sie sich ihm und seinen Maßregeln unterwarfen, sich auch größtentheils in die angewiesene Kaserne verfügten. Es war also unnöthig, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, und es konnten nun Rücksichten der Menschlichkeit beobachtet werden, zu denen hier Jedermann und auch die Regierung sehr geneigt ist. Die Bittschriften der Insurgenten, in einem wirklich lächerlichen Ton der Anmaßung abgefaßt, enthielten vieles Unrichtige, indem sie sich als arme, unschuldige Opfer darstellten, welche die Ruhe und Neutralität des Kantons gar nicht verlezt hätten u. s. w. Es war recht gut zu sehen, daß diese Aeußerungen weniger von den Insurgenten selbst, als von dem sie leitenden Mouvement ausgingen.

Der 7te Februar ist einer der wichtigsten Tage in der Genfer neuern Geschichte. Aus allen Gegenden des Kantons strömten da mit frühem Morgen die Nationalgarden zusammen, in guter Kleidung und Haltung. Wir sahen aber auch unter ihnen viele Männer, die nach den Gesezen gar nicht mehr zum Militärdienst verpflichtet waren, die sich aber freiwillig wieder unter ihre alten Fahnen gestellt hatten, weil das Vaterland vielleicht ihres Armes bedürfen konnte. Ein Gleiches war bei den Nationalgarden der Stadt zu bemerken, denn mancher würdige ältere Mann, der früher Offizier gewesen, trug heute als Freiwilliger die Flinte in seinem ehemaligen Korps. Ehe sie sich noch geäußert hatten, sah man diesen Truppen ihre patriotische Stimmung schon an. Gegen eilf Uhr waren sie alle aufgestellt in der schönen Corraterie bis St. Leger, auf St. Antoine, in der großen Allee vor dem botanischen Garten und auf Plain-Palais. In Allem mochten es gegen sechstausend Mann seyn, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Von der Regierung war eine kurze, kräftige und väterliche Proklamation oder Tagsbefehl abgefaßt, die nun die Offiziere ihren Kompagnien und Rotten vorlasen. Diese beantworteten sie überall mit lautem Beifallsruf und patriotischen Vivats. Was bei dem Linienmilitär vielleicht mißlich gewesen wäre, klang hier sehr gut in dem Mund der freien, unbezahlten Bürger. Hierauf wurde Wein, Brod und Käse zum Frühstück unter die sämmtliche Miliz ausgetheilt, und nachdem sie auf ihre Bitte die Erlaubniß erhalten hatten, einen Theil dieser Lebensmittel ihren Frauen und Kindern mit nach Hause bringen zu dürfen, steckten sie dieselben auf ihre nun unnöthigen und unblutigen Bajonnette, was allerdings, besonders die Käsefragmente und Segmente, einen sehr komischen Anblick gewährte, aber auch wieder etwas Patriarchalisches hatte. Dem Wein wurde mit Maß zugesprochen, und dann mit dem jezt überall bekannten vierstimmigen Gesang patriotische Lieder angestimmt und von den vielen tausend schönen Männerstimmen ausgeführt. Es waren freilich weder Marseillaise, noch Parisienne, aber ein God save für die Regierung. Gar anmuthig waren bei dem Essen, Trinken und Singen die Gruppen der Milizen anzusehen, wie sich wohlgekleidete Frauen, schöne Mädchen und niedliche Kinder da gleich überall einmischten und händeschüttelnd herbeidrängten. Ich habe dabei gar manche freundliche und zärtliche Blicke bemerkt; am meisten aber freuten mich die Knabengruppen, die in den stillen Intervallen um die Flintenpyramiden und Kanonen herumstanden, mit langen Fingern bald dies, bald jenes demonstrirten, docirten und diskutirten, während die kleinen Mädchen sich viel um die goldgestickten Fahnen zu thun machten, aber dabei schon nach den schmucken Reitern schielten, die bei ihnen herumgaloppirten und courbettirten. Alle vereinigte dann wieder die große Musik der verschiedenen Korps, welche die Lieblingsstücke aus der Stummen von Portici, Fra Diavolo, Zampa, W. Tell u. s. w. aufführte. Kurz, es war entschieden ein Nationalfest, erfreuender und bedeutender, als viele andere, weil es mit die Ruhe, den Frieden und das Glück unserer schönen Heimath sicherte. Ich habe nie eine solche compakte und zusammenhängende Truppenmasse in den Straßen von Genf zusammengesehen, da ihr Vereinigungspunkt bei den großen Sommerrevüen immer vor dem Thore auf Plain-Palais ist. Gegen ein Uhr wurden die Truppen entlassen, und die aus der Umgegend zogen wieder mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu den Thoren hinaus in ihre Heimath.

So endigte dieser merkwürdige Tag, welcher dem Mouvement so viel Aerger gemacht hat, da es an ihm und durch ihn seine Hoffnungen und Absichten, wenn nicht ganz zu Wasser werden, doch sehr zurückgeworfen sah. Der bisherige Präsident der Société patriotique gab seine Entlassung und betheuerte in den Zeitungen die Reinheit und Gesezmäßigkeit seiner Absichten. Das Journal de Genève, das vor einigen Tagen noch eines unserer heftigen Mouvementsblätter war, sah sich bewogen, seine Farbe ganz zu ändern und — ungeachtet es von einem Franzosen redigirt wird — die ächt nationale Farbe wieder anzunehmen, die es früher unter anderer Redaktion hatte. Die Herausgeber anderer Blätter geriethen sich in die Haare und prügelten sich, weil einer dem andern vorwarf, er habe die Polen und Italiener am meisten angereizt und ihnen täuschende Versprechungen gemacht. Die Société patriotique soll es für gerathen gefunden haben, ihre Protokolle, Akten und Bücher zu verbrennen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. März 1834.

— Thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen.

Reineke Fuchs.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Ist die Ueberschwemmung abgelaufen und das Frühjahr hat begonnen, so kommen die Wolga herauf große Barken voll herrlicher Apfelsinen und Zitronen von Smyrna und Kleinasien, welche ziemlich wohlfeil verkauft werden. Man ist erstaunt, Hesperiens Schätze in solcher Menge aufgehäuft zu sehen, wo vor einigen Wochen noch ellendicke Eisschollen trieben. Im Sommer kommen ganze Schiffsladungen Wassermelonen (Arbusen, Angurien) aus dem benachbarten Saratow, wo sie auf freiem Felde wachsen, auch große süße persische Melonen; im Herbst köstliche Weintrauben von Astrachan, welche durch ihre Größe an Kalebs Weintraube erinnern; die Beeren sind sehr groß, länglich und haben saftiges Fleisch. Achtzehn Zoll lange Weintrauben sind nichts Seltenes.

Krimmischer Wein, die Flasche für 1 Rubel B. A. (7 Gr.) ist hier in Menge zu haben; er ist feurig und angenehm zu trinken, jedoch, wie alle südlichen Weine, etwas süßlich; er ist zu wohlfeil, um, wie die fremden Weine, verfälscht zu werden. Auch Santorino, Teneriffa und Lissabon werden hier verkauft.

Im Sommer wird hier am sogenannten Boulak, einem Kanal von der Wolga her, ein Markt gehalten. Besonders wird viel russisches Porzellan und Steingut hergebracht; die Formen und Farben sind recht hübsch, man glaubt hier manche Pariser Tasse zu sehen; nur die Vergoldung geht bald ab, es wird aber auch zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft. Ich sah ein Theeservice von hübscher Form, weiß mit grüner Guirlande und vergoldeten Rändern, bestehend aus 12 Paar Tassen, 2 Theekannen, einer größern und einer kleinern, 1 Milchkännchen, Zuckerschaale und Spülnapf für 7 Rubel = 2 Rthlr. 1 Gr. kaufen.

Wenn die Flüsse im Frühjahr anschwellen, wird ein seltenes Thier aus seinen Löchern in den Ufern der Flüsse getrieben, deren einige stets unter dem Wasser münden, damit es unbemerkt ins Wasser gelangen und seiner Nahrung nachgehen kann. Es ist dies die der hiesigen Umgegend eigenthümliche Moschusratte (Sorex moschatus, *Schreb.* Mygale moschata, *Cuvier*, Wuichuchol im Tatarischen). Sie werden dann zu Hunderten in den Fischreisen erstickt gefunden, oder in den Netzen beim Fischen gefangen und von den Tataren, wie oben schon erwähnt worden, häufig mit auf den Fischmarkt gebracht und verkauft. Die Tataren gebrauchen die Fellchen zu Mützen, Pelzwerk u. s. w., auch gehen solche Fellchen in Kiachta als Tausch gegen Thee mit anderem Pelzwerk nach China. Die genauern Abmessungen gehören in die specielle Naturgeschichte, hier mögen nur einige Maaße folgen, um

eine deutlichere Vorstellung von dem Thiere zu geben. Das Thier ist gewöhnlich ohne den Schwanz 8,6 Par. Zoll lang, der Schwanz ist 5,7 bis 6,1 lang, 7 bis 8 Linien breit, an der Wurzel 5 Linien dick; er steht senkrecht, läuft, schmäler und schmäler werdend, lanzettförmig spitz zu, und ist mit einer Schuppenhaut bedeckt, welche mit dicht anliegenden, ziemlich weitläuftig stehenden starren Haaren besezt ist. Unter jener Schuppenhaut, und besonders in der Nähe der Schwanzwurzel, liegen eine Menge Drüsen, welche einen Moschusgeruch verbreiten, der bei weitem durchdringender und widriger ist, als der ächte Moschus, und noch unvergänglicher seyn soll. Einige dieser Schwänze, die man bei den Tataren auch besonders zu kaufen bekommen kann, zu Pelzwerk gepackt, verhindern, daß Motten dazu kommen. Die Farbe des Thieres ist auf dem Rücken dunkel graulichbraun; der Pelz besteht größtentheils aus einer höchst zarten Wolle, aus welcher sehr glänzende feine Haare hervorstehen und dem Thiere ein glattes, glänzendes Ansehen geben. Der Bauch ist graulichweiß, sehr glänzend und glatt, und enthält auch eine feine, dichte Wolle. Die Vorderfüße sind ganz kurz und mit scharfen Krallen zum Scharren besezt; sie haben an beiden Seiten der Fußsohle eine Einfassung von kurzen, starren, wie eine Franse abstehenden Haaren, die hinter dem Ballen der Fußsohle in ein Büschel längerer steifer Haare auslaufen, welche sich, so wie die Einfassung, beim Schwimmen ausbreiten und das Rudern erleichtern; die Hinterfüße sind ebenfalls kurz, haben eine 1,8 bis 2 Par. Zoll lange Fußsohle, sind mit tüchtigen Schwimmhäuten und starken Krallen versehen, und sehen mehr dem Fuß eines Wasservogels als dem eines vierfüßigen Thieres ähnlich. Der Kopf hat eine besonders merkwürdige Bildung. Die Augen sind kleiner wie beim Maulwurf, es sind nur zwei schwarze Punkte, so groß wie kleine Hirsekörner. Die Ohren sind äußerlich gar nicht bemerkbar und so mit Haaren verwachsen, daß man sie kaum finden kann. Der ziemlich 9 Linien lange Rachen ist mit einem furchtbaren Gebiß, ähnlich dem der Spitzmaus in verjüngtem Maaßstabe, besezt, und die Oberlippe ist zu einem fast 8 Linien langen, in der Mitte 2, am Ende 3 Linien breiten Rüssel mit 2 weit geöffneten Nasenlöchern verlängert. Dieser Rüssel ist voll der feinsten Nerven; mit ihm spürt sie und zieht wahrscheinlich auch aus dem Schlamme die kleinen Blutegel, ihre einzige Nahrung; Pallas, Fuchs fanden nie etwas anderes in ihrem Magen. Daß sie Calmuswurzeln fressen sollte, ist wohl falsch. Diese Ratten fangen ihre Löcher unter dem Wasser an, theils aus dem schon oben erwähnten Grunde, theils weil dann alle ausgewühlte Erde rückwärts ins Wasser fällt, die sie sonst nicht würden herausschaffen können. Oft treiben sie am Ufer, wo das Wasser still fließt, biegen dann den Rüssel bis ans Maul zurück, oder nehmen ihn ins Maul, lassen ihn wieder losschnellen und bringen so ein plätscherndes Geräusch hervor, wahrscheinlich um sich ein Privatvergnügen zu machen. Die Eingeweide verbreiten, wenn man sie beim Ausbälgen herausnimmt, einen widrigen Schwefelgeruch. Das Thier hat, gereizt, oder wenn es in Gefahr ist, eine quitschende Stimme und beißt fürchterlich um sich. Die Moschusratte findet sich nur an den Ufern der südlichern Kama, der Kasanka, der Wolga; bei dieser stromaufwärts jedoch nur bis zur Oka, stromabwärts bis an die Samara und die dortigen Seen der Niederungen; am Jaik findet sie sich nicht mehr. Sie lebt also nur auf einem kleinen Punkt der Erde und ist von der amerikanischen Moschusratte in Canada, dem Ondatra, vollkommen verschieden. Die meisten dieser Notizen von der Moschusratte finden sich schon in dem Werke des trefflichen Pallas, der in seinen naturhistorischen und ethnographischen Nachrichten so genau ist, daß noch heute wenig hinzugefügt werden kann.

Ich würde mich nicht so lange bei der Moschusratte aufgehalten haben, wäre das Thier nicht in der Bildung aller seiner Theile so höchst merkwürdig, obgleich grundhäßlich.

Die hier einheimische Hausratte, die asiatische Ratte, ist eine eigene Art, und in Bildung des Kopfes und Schwanzes freundlicher als die unsrige, aber noch viel ungezogener. Einige Beispiele mögen hinreichen, dies zu beweisen; denn wollte man die dortigen Kaufleute sprechen lassen über ihre Verheerungen, so hörte die Geschichte von den nicht wohlriechenden Ratten gar nicht auf. Mein verehrter Freund, Herr Dr. Fuchs, war hieher als Professor gesendet. Er kam an, wurde einquartirt, die Sachen aus dem Wagen ins Zimmer getragen; ermüdet schlief er bald ein, aber leider fand er den andern Tag alle seine in Leder gebundenen Bücher von diesen Ratten zerfressen, ja auch sein Herbarium vivum zerstört. Während meines Aufenthaltes hatte ich mehrere schwarze Vipern getödtet, und weil ich sie nicht in Spiritus transportiren wollte, abgehäutet, mit Arsenikseife, worin auch Kampfer war, angestrichen und mit Hirse, die ich am leichtesten haben konnte, ausgefüllt, um die Haut von einander zu halten, da sie durch Ausstopfen mit Baumwolle zu sehr ausgedehnt wird. Unbesorgt ließ ich meine so vorgerichteten Schlangenhäute im Vorzimmer liegen; nach ein paar Tagen waren sie, die Schlangen vorstellten und als solche noch im Tode von den meisten Thieren gescheut werden, von den Ratten angefressen, um zu der Hirse zu gelangen.

Ob die europäischen Ratten Luxusartikel eben so lieben wie die asiatischen, weiß ich nicht, wohl aber, daß einer Dame in Kasan ein silberner Fingerhut, dann wieder eine mit Silber eingefaßte Scheere (die stählerne,

schön polirte daneben blieb unangetastet), und ein silberner Theelöffel zu verschiedenen Malen weggeschleppt und in Rattennestern bald wieder gefunden wurden, indem dieselbe Rattenfamilie, welche sich einmal schuldig bewiesen hatte, bald darauf einen neuen Diebstahl verübte und das Geraubte in das wieder hergestellte Nest schleppte, wo man zuerst Verdacht hatte, nachsuchte und fand. Ich lachte Anfangs über die diebischen Ratten, aber bald vermißte ich meinen Siegelring, an welchem Wappenschild und Ring massiv von Silber; Niemand als ich und mein Bedienter konnten ins Zimmer und waren darin gewesen, und ich wußte mit Bestimmtheit, daß mein Ring auf einem freistehenden Schreibtische noch gestern gelegen hatte; überall suchten wir vergeblich, bis ich zwischen einem ganz entfernt stehenden Koffer und der Wand, wo er vor ein verstopftes Loch gerückt worden war, etwas Blinkendes erblickte; es war mein Ring. Noch hätte ich glauben können, er sey zum Schein dahin geworfen worden, aber leider bemerkte ich, daß sie ihn nicht bloß weggeschleppt, sondern auch bei wiederholten Versuchen, ihn festzuhalten, tiefe Furchen von ihren Zähnen zurückgelassen hatten.

Während der Ueberschwemmung retiriren sich auf einige Inseln in der Wolga eine Menge Hasen; der Raum wird immer enger, dann fahren Kähne hinüber, und die armen Insulaner, die nicht den sichern Tod in den Fluthen suchen, werden mit Stöcken todt geschlagen. Bei einer solchen Klopfjagd wurde vor einigen Jahren ein ganz schwarzer Hase (mit einem Stich ins Braune) erschlagen, welcher sich ausgestopft im naturhistorischen Museum der Universität befindet. Es lebt hier nur Lepus variabilis, welcher im Winter weiß wird; sein Fleisch ist nicht so schmackhaft als das des Lepus timidus, welcher bei uns lebt, es ist süßlich und etwas trocken. Die gemeinen Russen essen den Hasen nicht, fangen ihn aber, besonders in Sibirien, Winters in großer Menge in Schlingen, durch welche der Hase in die Luft geschnellt wird und an dem schwanken Baum, an welchem die Schlinge befestigt ist, in der Höhe hängen bleibt, denn auf der Erde würden ihn bald Wölfe, Füchse 2c. verzehren. So glaubt man zuweilen auf der Jagd in der Ferne, besonders in kleinen Birkenwäldchen, einen großen Vogel, etwa eine Schneeeule, durch das Gewirr der entfernten Zweige zu entdecken, und erblickt, näher kommend, einen verunglückten Hasen. Er wird nur um des Balges willen gefangen; mit dem Fleisch mästet man die Schweine, wie in Nordamerika beim Zug der Wandertauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Es ist gesorgt, daß sich die Verneinung des Rechten nicht in dem Grade fortpflanzt, als die Bejahung. Der Negant entzieht sich der Lebensentfaltung; er hat keine oder wenig Kinder, Angehörige, Freunde; er erzieht jene nicht unmittelbar; er lehrt mittelbar und durch's Gegentheil an seinem Wesen und Geschick, was das Rechte sey. — Bastarde zeugen nicht. Die Liebe zum Rechten, die Uebereinstimmung mit der Welt pflanzt sich durch sich selbst von dem engsten zu den weitesten Kreisen fort.

*

Das weibliche Geschlecht hat viel mehr Macht, sich zu verschönern, als das unsere. Ein passend angekleideter Mann ist so normal, als er nur immer seyn kann. Seine natürliche Gestalt, seine plastische Form kann durch das Gewand nicht um Vieles zu seinem Vortheil verändert werden. Beim weiblichen Geschlecht ist die Gewalt der Kunst und des Geschmacks oft wunderbar. Das Weib hat den Vortheil, den Blick durch Stoff, Farbe, Schnitt, Zusammenstellung, Kontrast 2c. da und dort zu- und abzulenken, Formen zu heben, zu verhüllen, auszugleichen. Die Werke der Mode haben gleichsam eine Geltung für sich, eine objektive Schönheit, einen Reiz an sich, in welchen das weibliche Geschlecht sich ohne Weiteres mit Vortheil hüllen kann.

Der Blick faßt die Gestalt um so mehr nur im Ganzen, je berechneter die Verbindung von Hülle und Fülle ist, und es gehört eine eigene Abstraktionsgabe dazu, die reizende Pariser Puppe in Evens Tochter zurück zu übersetzen.

*

Das Weib hat mehr eine innere, gemüthliche Geschichtsanschauung, der Mann eine äußere, literarische. Ihr Vor- und Rückwärtsahnen macht sie sceptischer; ihr Blick in Beziehung auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ist richtiger, als der unsrige. Ein prosaischer Mann ist meist noch phantastischer, als eine poetisch gesinnte Frau, und wir thun wohl, den raschen Pendelschlag unserer blühenden Hoffnungen von den Zweifeln und Skrupeln unserer Hälfte reguliren zu lassen.

F. L. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Der Karneval. Odeon. Museum.

Unser Karneval war diesmal etwas mehr im Charakter und sinnreicher als voriges Jahr. Wo sonst nur gewalzt und galoppirt, gegessen und getrunken wurde, sah man nun auch theatralische Vorstellungen, Gesellschaftsspiele, Transparente und Maskeraden. Die Kostüme waren geschmackvoller und verschiedenartiger, die Masken zahlreicher und

amüsanter, lezteres jedoch nur ausnahmsweise, weil die Freuden, welche sie gewähren, hier noch nicht begeisternd genug sind, um das Mißbehagen, welches das Gesicht darunter empfindet, vergessen zu machen. Zur Begeisterung gehört Geist; Geist fehlt hier keineswegs, aber ihm fehlt noch Muth, Geschmeidigkeit und Gewandtheit, Gymnastik, möchte ich sagen. Daher wird es unsern Maskirten auf die Dauer so schwer, ihre Rolle zu spielen, und fast unmöglich, sie durchzuführen. Es wird ihnen heiß, noch ehe das Wachs zu schwitzen beginnt, und tritt dies ein, so finden sie den Zwang unausstehlich, reißen die Maske ab, schlagen die Kappe zurück, werfen sich erschöpft auf einen Siz oder gehen im Saale herum, mit nichts Anderm beschäftigt, als sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und sich Luft zuzufächeln, und das oft gleich in der ersten Stunde des Festes. Die, welche sich bei Tage auf der Straße sehen lassen, sind nicht streitsüchtige, die Begegnenden lebhaft in Anspruch nehmende, redselige, wizige Dottori oder überhaupt drollige Wizlinge und Possenreißer, sondern größtentheils Holländer, Türken und ähnliche Phlegmas, denen man den ganzen Spaß an ihrer Vermummung absehen soll, oder an den seltsamen Pfeifen, die sie, um das Stillschweigen zu bedingen, im Munde führen. Jeder Anfang ist schwer. Zwar ist auch hier die Maske schon etwas Altes, und selbst unsere Bauern in ihren Dörfern kennen und handhaben sie; allein das wahre Maskenleben ist erst in seinem Beginnen, wovon schon der Umstand zeugt, daß es noch Viele gibt, welche sich an den muthwilligen Scherzen desselben ärgern und sie im Falle aufs Gröblichste zurückweisen. Daß es sich schnell entwickeln und schön gestalten wird, dafür bürgen die Lebenslust und die Aufgewecktheit unserer Frauen, die ungewöhnliche Menschlichkeit der hiesigen Sitten und der durch Kunst, Zufluß der Fremden und höhere Kultur der Einheimischen hervorgerufene lebendigere Geist, welcher hier zu hausen und sich geltend zu machen anfängt. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß während des Karnevals eine Unzahl von Bällen und Schmäusen aller Art in Privat- und Gasthäusern stattfinden. Von den Schmäusen will ich nichts weiter sagen; von den Bällen aber — kommen Sie, wenn es Sie freut, wir wollen einige besuchen. Es ist Abends sechs Uhr; Sie sind bald mit Ihrer Toilette fertig, sie braucht nicht sehr gesucht zu seyn; der Kutscher ist bereit, steigen wir ein. „Wohin, Herr Baron?“ fragt der Kutscher; der Titel darf Ihnen nicht auffallen, denn hier nennt der gemeine Mann Jeden, der ein Aussehen da signore hat, Baron, so wie in Wien Ew. Gnaden. „Ins Odeon!“ antworten wir. Dort ist Kinder- oder Jugendball; da sehen Sie die Münchner Jugend, wie sie sich aus den Windeln heraus entwickelt, Tänzer und Tänzerinnen, die kaum laufen gelernt haben, in buntem Wirbel mit andern, die schon im Stande sind, im Leben bedeutende Sprünge zu machen. Sie sind alle kostümirt; einige erröthen schon bei der Aufforderung zum Tanze, andere liebäugeln schon, andere wissen noch nichts und hüpfen taktlos und schreien laut vor Freude. Indem wir den Saal verlassen und die Treppe hinuntergehen, drängt sich uns die Frage auf, ob wohl solche Bälle, wenn sie sich so oft, wie hier, wiederholen, im Einklange mit den Grundsäzen einer wohlverstandenen Pädagogik stehen mögen? Es ist uns nicht gegeben, ordentlich darauf zu antworten, denn wir sezen uns wieder ein, und im Wagen können wir ob dem außerordentlichen Gerassel unsere eigenen Worte nicht hören. Alle Kutscher der Stadt sind zu Bock; in jeder Gasse ist mindestens in Einem Hause Ball; da fährt es und geht es nun hin, festlich gekleidet, kostümirt, maskirt, oder wie gewöhnlich angezogen, je nachdem der Ort es erheischt, wo man eben hingeht. Unter den Fußgängern sehen Sie viele Masken, welche heute Abend ihr größtes Vergnügen darin finden, daß sie von einem Wirthshaus in das andere ziehen, dort stumm und wie dumm um die Tafeln herumwandeln, die Gäste mustern und dann ohne Weiteres ihres Wegs gehen. Wir kommen an der Residenz vorbei; die Schildwachen gehen ruhig vor den Thoren auf und ab, es ist da Alles still; es gibt aber viele Tage im Karneval, wo es mit nichten so ist. Aber nun lauschen Sie! hören Sie, wie es dort droben schon dröhnt? — „Dort in jenem Hause?“ — Ich bitte um Entschuldigung, in jenem Pallaste, müssen Sie sagen; gibt es auch wenig Palläste hier, welche diesen Namen verdienen, so führen ihn doch alle großen, von hohem Adel bewohnten Häuser, und eines von diesen ist jener Pallast, wo nun Ball ist. Ich muthe Ihnen nicht zu, demselben beizuwohnen, weil ich nicht weiß, ob Sie von Adel sind. Es schien mir eben so unhöflich, als lächerlich, Sie darüber zu befragen. In unsern adeligen Häusern aber erkundigt man sich sehr genau darnach; warum? ist eine Frage, die man schon zur Genüge beantwortet hat und die Viele der Antwort gar nicht mehr werth halten. Indessen verlieren Sie wenig dabei, denn Sie können unsern Adel auch auf dem Museum und im Frohsinn kennen lernen, wo er Ihnen nichts weniger als steif und hoffährtig, wo er Ihnen liebenswürdig, leutselig, ziemlich gebildet und zeitgemäß vorkommen wird. — Wir langen vor dem Museum an; das Trottoir vor seinem Eingang ist mit weißer Leinwand überbaut, ein Zeichen, daß ein Fest gegeben wird. Wir steigen aus. Wenn es regnete, so würden wir troz des Zeltes naß werden, weil wir vor demselben aussteigen müssen. Auch das Gebäude des Museums gilt für einen Pallast; wenn es regnete, würden wir über diese Benennung lachen, da Pallast nur dasjenige große Gebäude genannt werden darf, welches nebst andern Großartigkeiten auch eine doppelte Einfahrt besizt. Ich führe Sie zuerst in einen großen gewölbten Saal im Erdgeschoß. Er ist noch leer; während des Balls kommen nur Wenige herunter, um verstohlen an einem Schluck Bier sich zu laben; nach dem Balle aber wird er zum Gedränge voll. Da entschädigen sich die jungen Herren für die mehrere Stunden lange Entbehrung des Biers und des Rauchtabaks; da zeigt sich's, daß Jeder seine Pfeife oder seine Cigarren im Mantel mitgebracht hatte, und da rauchen, trinken, singen und conversiren sie nun bis gegen Morgen, und für Viele ist das mehr werth, als die Freuden in den obern Geschossen. In den Sälen des ersten Geschosses hat Gavard aus dem goldenen Hirsch eine Trattorie aufgeschlagen. Seine Speisen gelten für die feinsten, und sind um einen Zwölfer theurer, als anderswo; er selbst ist ein Franzose, war Koch beim Herzog von Leuchtenberg, und ist nun ein famoser Mann, weil er in München den ersten Gasthof hält; er ist auch zugleich Mitglied des Museums. Mehrere Herrn und Damen haben schon Plaz genommen; die Lüstres und der Boden über uns zittern bedeutend: man hat schon zu tanzen begonnen. Gehen wir hinauf. Wir kommen droben durch einen kleinen Saal, wo später, bei Ueberfüllung des großen Tanzsaals, auch getanzt wird, in kleinere Zimmer, wo Matronen und junge und alte Herren Karten spielen, und dann in einen sehr engen Gang, wo das Büffet sich befindet, und da stehen wir nun vor dem großen Tanzsaal.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. März 1834.

Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

Goethe.
Faust. 2ter Theil.

Die Teufelssonate.

(Ballade.)

Vieles Herrliche gebar,
Vieles Große, Schöne
Welschlands Himmel, rein und klar,
In dem Reich der Töne.

Große Meister, weltbekannt,
Die wie Sterne glühen,
Ließ dies gottgeweihte Land
Mit dem Lorbeer blühen.

Doch vor Vielen sah der Ruhm
An Pirano's Grenzen,
Als sein schönstes Eigenthum,
Ihn, Tartini, glänzen;

Jenen Meister, dessen Geist,
Dessen wildes Feuer,
In die Welt der Töne reißt,
Sturmbeschwingt die Leier;

Jenen Meister, dessen Hand
Hieß den Bogen gleiten,
Wie mit Wunderkraft gespannt,
Ueber Zaubersaiten.

Doch, was er auch schuf und rang,
Nie wollt's ihm gelingen,
Seines Herzens wilden Drang
So recht auszusingen;

Auszusingen seiner Brust
Glühendheißes Sehnen,
Seiner Träume süße Lust,
Seines Kummers Thränen.

Und der Schwermuth Nebel sank
Auf des Künstlers Streben,
Und an Seel' und Körper krank,
Stand bedroht sein Leben.

Da, in wilden Phantasie'n,
Hört' er dumpf' Getöse,
Und im Fieberwahn erschien
Plötzlich ihm der Böse,

Blickte seine Seele an,
Und, o Wunder! spielte
Ihr aus tiefstem Innern dann
Alles, was sie fühlte.

Spielte aus des Künstlers Brust
Tief heraus sein Sehnen,
Seiner schönsten Träume Lust,
Ach! und seine Thränen.

Zischte dann ihn schlangigt an:
„Meister! sollst hienieden
„Spielen, sowie ich es kann,
„Willst dafür mir dienen.“

Und der Künstler, dessen Sinn
Taumelt im Entzücken,
Reicht die Hand dem Bösen hin,
Unter leisem Drücken.

Reißt dann, fieberhaft entbrannt,
Seine Glut zu kühlen,
Schnell die Geige von der Wand
Und fängt an zu spielen.

Spielt, o Wunder! welche Lust!
Unter Wonnethränen,
Sich heraus aus tiefster Brust
All' sein glühend Sehnen.

Spielt und sezt in Fieberglut
Alles, was er spielet,
Was im tiefsten Busen ruht,
Und sein Sehnen kühlet.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder stets und wilder.

Spielet tief bis in die Nacht,
Bis die Sterne blinken,
Und gelähmt von Fiebermacht,
Seine Kräfte sinken.

Da reißt plötzlich, wild erfaßt,
Wie durch böse Geister,
Jede Saite und — erblaßt
Liegt der edle Meister —

Liegt erblaßt von Todeshand. —
Also geht die Sage.
Doch sein Werk blieb weltbekannt
Bis zum heut'gen Tage.

G. A. v. Maltitz.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Die Umgegend von Kasan hat besonders längs der Kasanka und der Wolga viele sumpfige Stellen; hier hausten zu Tausenden die Natter (Coluber Natrix), und die schwarze Viper (C. Prester, *Linn.*) findet sich zu Hunderten in den Höhlen der Flußufer, vorzüglich ein paar Stunden südlich von Kasan. Sie sind im Frühjahr, wenn sie sich vom Winterschlaf noch nicht erholt haben, etwas träge, werden aber, sobald einige heiße Tage vorüber sind, sehr böse, und wehren sich heftig, wenn man sie erlegen will. Die längste, welche ich tödtete, hatte 2 Fuß 5 Par. Zoll. Alle großen sind gegen die Schwanzspitze zu unterhalb gelb gefärbt. Es vergeht kein Jahr, wo nicht einige Weiber, die nach Beeren, Kräutern, Wurzeln in die Gebüsche gehen, von schwarzen Vipern gebissen werden, und dann, wenn die Geschwulst schon den Schenkel ergriffen hat, kommen sie, Hülfe suchend, zu Herrn Dr. Fuchs; sie werden stets auf die Mitte des Schienbeins gebissen. Herr v. Fuchs wendet dann immer mit sicherem Erfolg warme Umschläge an aus Kamillenwasser (10 Loth), Weingeist (4 Loth), Salmiak (2 Quent.) und Laudanum (2 Quent.).

Vipera Berus, die europäische Otter, ist im Ganzen selten. Coluber Melanogaster (Schwarzbauch) hat Herr Staatsrath v. Fuchs eine neue Species genannt. Sie hat die Farbe von, an der Luft mit einer grauen Haut überzogenem Blei. Sie ist gegen 3 Par. Fuß lang; ihrem Kopf nach gehört sie nicht zu den giftigen. Ob sie Giftzähne hatte, konnte ich nicht untersuchen, weil sie in einem gut verkitteten Spiritusglase war, daher zählte ich auch nicht ihre Bauch- und Schwanzschilder. Der Schwanz läuft allmählig spitz zu; die länglich ovalen Schuppen haben am Ende einen freistehenden schwarzen Punkt; auch sind einzelne Gruppen schwarz eingerändert, und zwar so, daß nur Eine Schuppe rings herum einen schwarzen Rand hat, und die benachbarten nur an der Seite, wo sie jene berühren, oder es sind zwei Schuppen längs ihrer gegen einander überliegenden längern Seiten schwarz gerändert, so daß sie mit dem kleinen Streifchen der dazwischen liegenden Schuppe die Gestalt eines)-(bilden. Bis jezt ist nur dies einzige Exemplar gefunden worden; fände sich diese Zeichnung constant, so müßte bei der Benennung wohl eher darauf Rücksicht genommen werden, denn ihr gleichförmig schwarzer Bauch findet sich eben so bei V. Prester und V. Berus.

Es soll sich nun noch nach den Aussagen von Tataren und Landleuten eine silberfarbne Schlange an Hecken finden, aber Herr v. Fuchs hat keine davon zu Gesicht bekommen können. Vielleicht war es jene hellgraue, die in einer andern Lebensperiode noch weißer seyn kann.

Die Blindschleiche findet sich hin und wieder in den Gebüschen, ist aber rothbrauner wie die unsrige. Ich fing eine Blindschleiche mit 20 Paar hellblauen Punkten, die gleich hinter dem Kopfe anfangen und zu beiden Seiten des Rückens 3½ Par. Zoll weit fortsetzen; der übrige

Theil des Körpers ist gleichförmig gefärbt, schokoladefarben. Sie ist 13½ Par. Zoll lang. Es scheint eine neue Species zu seyn.

Nun noch Einiges über die Benennungen dieser Schlangenarten bei den hiesigen Landbewohnern. Die Russen nennen die Natter Usch, d. i. Unke, und tödten sie nicht, weil sie wissen, daß sie unschädlich ist; sie soll oft in die Bauernhäuser kommen und, wo sie dazu gelangen kann, aus den Milchnäpfen saufen. Ja, man erzählt, daß eine große Natter eine Kuh jede Nacht regelmäßig abmelk. V. Prester und V. Berus nennen sie Smeja, d. i. Schlange, womit sie den Begriff giftig verbinden, und tödten sie, wo sie sie finden. Die giftigste Schlange im südlichen Rußland, am Kaukasus und am kaspischen Meere (wahrscheinlich V. Cerastes), nennen sie Egidna; mit diesem Namen belegen sie auch ein bitterböses Weib. Die Blindschleiche nennen sie Mednitza, d. i. kupferner Griff, weil sie oft wie ein kupferner Reif zusammengebogen im Wege liegt und angelaufenem Kupfer ähnlich sieht.

Schon jenseits des Einflusses der Kama in die Wolga findet sich der asiatische Steppenigel (Erinaceus auritus), ein munteres, trotz seiner Stacheln possirliches Thierchen. Sein Lieblingsfraß sind Schlangen, die in der Regel in jenen Gegenden giftig sind. Er bemächtigt sich ihrer auf folgende Weise: der Igel schleicht heran, faßt die Schlange am Schwanze fest und rollt sich sogleich zusammen. Die Schlange kann ihn nun nicht beißen, nicht umwinden, da er eine stachlichte Kugel bildet; sie macht alle möglichen Anstrengungen, um sich zu befreien, rollt sich so mit ihm herum, verwundet sich an seinen Stacheln, ermattet und stirbt, der Igel rollt sich nun auf und verzehrt sie gemächlich bis auf den Kopf, den er liegen läßt. Der schwarze Hamster (Mustela Cricetus niger) ist bei Kasan häufig.

Auffallend ist die Menge Raubvögel (Falco Buteo), besonders in der untern und der Tatarenstadt; oft sieht man deren 12 bis 15 auf einmal in der Luft kreisen. Die hier einheimische Nachtigall ist die größere Art, der sogenannte Sprosser (Motacilla Philomela, *Bechst*); ihr Gesang ist schmetternder und nicht so melodisch, wie der bei uns einheimischen M. Luscinia. Unter den Sumpfvögeln gibt es manches Seltene. Zuweilen zeigt sich einmal der fleischrothe große Pelikan (P. Onocrotalus) auf der Wolga. Auch der schöne Bienenfresser (Merops Apiaster) findet sich im südlichen Gouvernement Kasan. Picus leuconotos (der Elsterspecht), welcher bei uns nicht vorkommt, ist hier ganz gewöhnlich.

An den Ufern der Kasanka, nördlich von der Stadt, findet sich unter Steinen der Kasan eigenthümliche Käfer, Carabus aurolimbatus seu Eversmanni (zu Ehren des hier lebenden Professors der Naturgeschichte, Herrn Eversmann, rühmlichst bekannt durch seine Reise nach der Bucharei), dessen dunkle Flügeldecken einen schön metallisch glänzenden Rand haben, der bei einigen röthlich gelb, bei andern köstlich grün ist. Im Altai finden sich C. regalis, imperialis und Schönherri mit violetten Einfassungen. Zu Nertschinsk am Argun C. Humelii seu Burnaschewii mit glänzend grüner und grünlich gelber, C. Fitinghofii mit köstlich feuerfarbner und grüner Einfassung.

Das Gouvernement Kasan enthält zwar nicht solche hochstämmige Lindenwaldungen, wie ich in der großen Wallachei sah, doch hat es deren von großer Ausdehnung. In diesen wird eine ungeheure Menge Bast gesammelt und zu Decken geflochten (Ragotzi), in welche fast Alles verpackt und mit einem Strick umschnürt wird, dessen aufgedrehtes Ende man besiegelt. Die Decken gehen zu Tausenden nach St. Petersburg. Ein anderer Ertrag dieser Lindenwaldungen ist der während der Blüthezeit erhaltene Honig, der zwar eine höchst liebliche Süße hat, aber nicht das eigene Aromatische des von der Blüthe des Haidekorns erhaltenen Honigs. Man hält große Bienengärten, besonders die Tataren. Nächst den Linden nehmen in den herrschenden Laubholzwaldungen die erste Stelle die Haselnüsse ein. Diese dienen, so wie die Zürbelnüsse aus Sibirien, vielen gemeinen Russen in den Städten zum Theil zur Nahrung. Ueberall sieht man zu jeder Jahreszeit welche stehen, die mit ihren schönen Zähnen Haselnüsse aufknacken und verzehren, und stundenlang nichts weiter thun. Sie werden sehr wohlfeil verkauft, und dennoch wurden — kaum wäre es mir glaublich gewesen, wenn mir nicht mein verehrter Freund Beweise gegeben hätte, wie viel schon kleine Güter lieferten — und dennoch wurden im Jahr 1831, wo die Haselnüsse besonders reichlich gerathen waren, für eine Million Rubel B. A. (à 7 Gr.) Haselnüsse im Gouvernement Kasan gewonnen.

Im benachbarten Gouvernement Wjätka bemerkte ich in den großen Waldungen neben dem Wege große, sehr pyramidal gewachsene Bäume, die bisher immer für die gewöhnliche Edeltanne gehalten worden seyn mögen, denn ich finde sie nirgends erwähnt; selbst mein verehrter Freund wollte nicht glauben, daß es Pinus cedrus dauurica sey, bis ich Aeste und Zapfen davon mitbrachte. Ich sah sie auch später im Ural, aber einzeln und nicht in solcher Menge wie hier, wo sie herrschend waren. Später in Daurien habe ich nirgends welche gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Karneval. Museum. Frohsinn.

Wir sind nicht den geraden Weg gegangen, weil ich Sie erst mit dem Lokal des Museums bekannt machen wollte. Architektur und architektonische Verzierungen aus der Zopfzeit: eine gewisse Größe, durch kleinliche Schnörkel entstellt, viel Aufwand ohne besondern Effekt, vergeudeter Reichthum, im Suchen sich verirrender Geschmack, doch inmitten dieses schlechten Geschmacks große Fertigkeit im Machwerk, und aus diesem Machwerk blickt überall eine gewisse Wollust, geradezu die Wollust des vorigen Jahrhunderts. Aber sehen Sie, mit welcher Lust unsere Münchner tanzen! Man tanzt eben den Regdowari; wäre es eine Française, so würden die Meisten nur Zuschauer abgeben. Auf den Polstern umher liegen Boas und Shawls, worunter, wenigstens von weitem, auch Kaschemirs, und sitzen die Mütter und auch junge Damen, die nicht zum Tanzen gekleidet sind, weil sie, wie sie vorgeben, nicht in der Absicht zu tanzen gekommen sind, die sich aber sehr leicht dazu werden bewegen lassen. In diesem Saale sehen Sie Adelige und Nichtadelige beiderlei Geschlechts; Jedermann, der vornehm lebt, hat hier Zutritt. Dort steht der greise, ehrwürdige Feldmarschall Wrede, und nicht weit von ihm ein Juwelier, dessen Gattin so eben mit einem Grafen vorüberschwebte. Jenes Fräulein mit den glänzend schwarzen Locken ist eine schöne Jüdin, und wenn ich Ihnen deren Glaubensgenossen alle zeigen sollte, die zugegen sind, würde ich viel zu thun haben. Im Frohsinn und im Bürgerverein werden keine Juden zugelassen. Abgesehen von der Intoleranz der beiden genannten Gesellschaften, geht man hier mit den Juden sehr christlich, oder, da dies Wort leider nur zu oft an ihnen zu Schanden geworden ist, sehr human um. Nur hie und da wird eine Stimme gegen sie laut, man hört es ihr indessen gleich an, daß sie aus einer Bärenhaut fährt, und wir wissen nichts von der überdachten, feigen, neidischen Judenverfolgung, wie sie sich noch in manchen Städten Deutschlands zur wahren Schande unserer Nation herauslässt und herauslassen darf. Doch, sehen Sie, der Tanz ist aus; die Tänzer führen ihre Damen an der Hand, und so galant und zart, wie es ihnen nur möglich ist, auf die Plätze zurück. „Bravo! rufen Sie hier, gut gesagt: wie nur möglich ist, denn die Damen machen es ihnen schwer, eilen ihnen voraus, machen sich selbst im Gedränge Platz und lassen sie somit oft im Stich. Ist diese allzu große Lebhaftigkeit jugendlicher Ungestüm, Hast, Feuer? sind die Damen lebhafter, als ihre Kavaliere? oder noch nicht lange an derselben Galanterie so gewöhnt, um sich in jedem Fall auf sie verlassen zu können? Sehen Sie, ob ich nicht Recht habe! dort hat eine Tänzerin schon lange Platz genommen, und jetzt erst hat sich ihr Tänzer aus dem Gewühl herausgefunden und sucht sie auf, um ihr zu danken." — Zu sehr von der Grazie unsers schönen Geschlechts bestochen, ist mir, was Sie da eben bemerkten, völlig entgangen; übrigens werden Sie aber mit mir einverstanden seyn, daß der Ton, welcher in diesen Sälen herrscht, gut ist, ungezwungen, doch nicht ausgelassen, traulich, doch nicht familiär, nicht brillant, aber doch immer fein genug. Es ist selten, daß unter den jungen Herrn Beleidigungen von Folgen vorfallen; tritt dieser Fall ein, so fordert man sich mehr oder minder schevaleresk und — „Ist denn das Duell nicht bei großer Strafe verboten?" unterbrechen Sie mich und ich antworte: das ist es allerdings, und seit vorigem Jahre, wo der einzige Sprößling eines adeligen Hauses von einem Wallachen ob einer Kleinigkeit todtgeschossen wurde, ist das Gesetz darüber unerbittlich, ja erbittert geworden; allein das Duell bleibt ein nothwendiges Uebel, so lange die Sitten noch nicht gänzlich der Zeit entwachsen sind, worin es aufkam; daher fordert man sich noch immer, und dann trägt der Klügere entweder den Schein der Memme davon, oder man schlägt todt oder läßt sich todt schlagen, oder verwundet oder läßt sich verwunden, so ganz im Geheimen draußen im idyllischen Haine von Harlachingen.

Es ist Zeit, daß wir in den Frohsinn kommen. Das Gebäude, worin sich die Mitglieder dieser sehr zahlreichen Gesellschaft vereinigen, wurde eigens dafür gebaut und ist also zweckmäßiger eingerichtet, als das Museum. Der Tanzsaal und die Speisezimmer liegen neben einander, und geben daher bei einem Balle ein belebteres Ganze ab. Ersterer ist sehr groß, mit einer Galerie versehen und mit einer Schaubühne, von welcher Sie diesen Abend nichts sehen, als den Vorhang. Warum ein so gar schlechtes Gemälde auf diesem Vorhang ist, der doch gewöhnlich die Stelle einer der Wände eines glänzenden Gesellschaftssaales vertreten muß, kann ich schon deßwegen nicht begreifen, und noch weniger, wenn ich bedenke, daß der Künstler, welcher es malte, sonst ein recht wackerer seyn kann. An der Decke des Odeonsaales, wohin das Auge kaum reichen kann und bei deren Anschauung man einen steifen Hals davon trägt, wurden eine Menge Malereien verschwendet, die manches Gute enthalten, und hier ließ man gerade in den Gesichtskreis hinein einen Parnaß malen, der doch auch gar nichts Gutes an sich hat, und dem von der schlechtesten Geige des ihm gegenüber stehenden Orchesters heimgegeigt wird; und das in München, wo jeder schlechte Pinselstrich einen unsäglichen Kitzel auf dem Zwerafell neidischer Fremden erregt! Eines von den Speisezimmern heißt das Weinzimmer, weil da nur Wein getrunken werden darf, während in den übrigen nur Bier getrunken wird; nebenan, wie billig durch eine dicke Wand getrennt, befindet sich das Rauchzimmer. Der Traiteur ist einer der Gebrüder Tambosi und um einen Sechser wohlfeiler als Gavard. Die Gesellschaft ist sehr gemischt; der Adel ist hier mehr unter den Männern, unter den Frauen viele mit Riegelhäubchen; jene dort mit den blauen Augen und dem schönen Munde ist eine reizende, liebenswürdige Kaffeewirthin; auf den Sitzen umher wenige oder keine alte hütende Mütterchen, weil die jungen Fräulein der Obhut ihrer verheiratheten Freundinnen anempfohlen sind; der Ton gut, ein bischen südlicher, als im Museum, das Leben lustiger; der Tänzer führt die Tänzerin statt an der Hand, am Arme zurück; fallen Beleidigungen vor, so beklagt sich gewöhnlich der Beleidigte beim Vorstande des Saals, oder macht auch einen heimlichen Spaziergang nach dem idyllischen Haine von Harlachingen. Hätten wir nicht noch andere Bälle zu besuchen, so würden wir länger und gerne auf dem des Frohsinns verweilen. Doch wohin nun? In die Flora? in die Thalia? in eine der vielen Stahlschützengesellschaften? in eine der vielen Bolzschützengesellschaften? oder in welchen von den achtzig hiesigen geschlossenen Vereinen? Die erstgenannten bilden ohngefähr ein Mittelding zwischen dem Frohsinn und dem Bürgerverein; wir können sie also übergehen, wenn wir letztern besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. März 1834.

O die Stadt London, welch treffliches Wirthshaus! o Wein! o Forellen!
Heda! den Punschnapf herbei, Kellner! God save the king!

Matthisson.

Aquarelle.

Von August Lewald.

II.

Reisende Engländer.

Die Engländer haben uns andern armen Erdensöhnen das Reisen verdorben. Ich spreche nicht von jenen Lords, die mit ihrer persönlichen und angebornen Herrlichkeit zugleich ihren ambulanten Pallast im ersten besten Hafen des Kontinents ausschiffen lassen. Das sind keine gewöhnlichen Erdensöhne mehr, sondern mindestens Halbgötter. Nein, jene Engländer meine ich, Schneider und Apotheker, die zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit in ihrem Vaterlande gelangt sind, Oberoffiziere auf halbem Sold, Verliebte, die gegen den Willen ihrer Eltern sich verbunden haben, kurz den ganzen Troß eleganter Nomaden, wie man sie überall antreffen kann, die Alles kennen lernen wollen, alle Moden mitmachen, in Frankreich Fricassées und in Italien Maccaroni essen, sich aber immer dabei nach Englands Fleischtöpfen sehnen, und in Anzug, Gang, Haltung, Manier, Gesinnung stets ihre Originalität behaupten. Diese Leute würden in England ihren gesalzenen Häring essen und ihre Pinte Porter trinken in einer schlechten Winkelschenke, und bei uns sitzen sie auf den ersten Plätzen, heißen „von,“ als wären sie Alle geborne Wiener, werden in der Fremdenliste als „Edelleute“ aufgeführt, bei Hofe vorgestellt u. s. w. Eine weise Sparsamkeit ist stets der erste Hebel, der diese antreibt, Albions Küste zu verlassen. Ein paar Jahre in Deutschland oder Italien zugebracht, und ein ganzes Schuldenwesen ist zur Zufriedenheit der Gläubiger geordnet, oder es sind Ersparnisse gemacht, um irgend ein Landgut kaufen, irgend ein neues Geschäft aus eigenen Mitteln begründen zu können.

Ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, reisende Engländer zu studieren. Sie sind mir von allen Ständen vorgekommen. Der Soldat, der Ostindien und China gesehen, der Maler, der hundert Guineen für ein Porträt sich zahlen ließ, der Musiker, der in eigener Equipage zu seinen Schülern in London herumfuhr, ein kleiner Apotheker aus Waterford in Irland, Mr. Blunt, Schneider aus Birmingham, Josua Israels Esquire, der Bankier, leztere zwei mit ihren Damen; und Alle waren, bei aller Verschiedenheit, darin sich gleich, daß sie großen Hang zu Naturschönheiten hatten, bei allen Gelegenheiten sich knauserig zeigten und dennoch mehr als ein Anderer bezahlten, und eine verstohlene Neigung zu blutigsaftigem Rindfleisch niemals zu unterdrücken im Stande waren.

Die oben genannten sechs Herrn und zwei Damen bildeten eine Gesellschaft, die ich vor einem Jahre in der

Grafschaft Tyrol antraf, welche mit vollem Rechte verdiente, wenigstens gefürstet zu werden, da sie so königlich schön ist. Um mit den Damen anzufangen, so waren sie in grauleinene, kurze Blousen und eben solche Pantalons gekleidet, und trugen dazu Strohhüte mit breitem Rande, grünen Schleiern und verschossenen Bandschleifen. Die Herrn hatten alle ohne Ausnahme ihren altenglischen Nationalstolz abgelegt und dafür alte englische Röcke angezogen, die am Ellenbogen oder unter der Achselhöhle bedeutend zerrissen waren; dabei führten in den Wirthshäusern immer nur zwei das Wort, die sich unserer Sprache mit Geläufigkeit zu bedienen wußten, und die andern schwiegen ganz, was einem ächten Engländer nicht schwer wird, oder sie sprachen nur unverständlich und murmelnd, was ihnen auch keinen Zwang auferlegt. Und sollte man es wohl denken? trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, die sie nur vor dem Uebervortheilen der Wirthe schützen sollten, wurden sie gleich für das, was sie waren, genommen, und ich selbst, der zufällig mit ihnen reiste, mußte meinen wackern deutschen Landsleuten eine englische Zeche bezahlen. Dessenungeachtet wurden die Leute mit den zerrissenen Röcken immer vorgezogen; sie erhielten die besten Zimmer und Betten, und einmal sogar, es war im Val di Ledre, wo wir getrennt in zwei Zimmern aßen, sah ich ganz deutlich, wie man den Nachkommen der Angelsachsen einen großen, fetten Truthahn servirte, während ein ächter Germane sich mit einer jämmerlichen Taube begnügen mußte. Beim Bezahlen räumte uns dennoch der Wirth gleiche Rechte ein, und nannte uns alle durch die Bank: „meine Herrn Fremden,“ welches immer so viel als Engländer bedeutet. Dies ist schon ein Grund, der uns das Reisen verleidet, nicht zu gedenken des andern, den Lord Byron anführt: daß man gezwungen ist, auf jedem schönen Punkte, in jeder herrlichen Landschaft, bei jedem Kunstwerke einen Haufen Engländer als Staffage mit hinzunehmen und sich von gelispelten, gezwitscherten und gestotterten Ausrufungen umschwirrt zu hören.

Meine Gesellschaft kam vom Comersee durch das Valtelin und hatte in rauher Jahreszeit den Monte Stelvio passirt, diese wunderbarste aller Straßen, die selbst Engländer in Erstaunen setzen kann. Einem von ihnen waren beide Schenkel von einer herabstürzenden Lawine zerschmettert werden, und das war ein sehr unerfreuliches Abentheuer. Man hatte es ihnen vorausgesagt in Bormio, daß es nicht rathsam sey, über das Stilfser Joch zu gehen, aber sie wollten es dennoch wagen, und die ungalante Ortelerspitze sandte dem fashionablen Gentleman diesen plumpen, tyrolischen Gruß hernieder. Der arme Landsmann lag nun in Glarus beim Pfarrherrn und ließ sich kuriren und pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Fortsetzung.)

Kasan ist auf der sibirischen Straße der letzte Ort, wo noch Obst gezogen werden kann, und selbst hier bedarf es noch folgender Vorsicht, um die Bäumchen vor dem Erfrieren zu schützen. Es sind lauter Zwergbäume; sie werden in eine breite Grube gepflanzt, die beinahe eben so tief als das Bäumchen ist. Der Boden muß locker seyn, um überflüssiges Wasser einsaugen zu können. Der Sommer ist meist heiß und trocken, für den Winter aber wird diese Grube um das Bäumchen herum mit Stroh, trockenem Laub ꝛc. ausgefüllt, es selbst noch mit Stroh, und darüber mit Tannenzweigen, Bastdecken u. s. w. bedeckt, und nur so ist es möglich, das Bäumchen zu überwintern. Im Winter 18³¹/₃₂ fror hier das Quecksilber mehrmals, was jedoch nicht jeden Winter geschieht. Pfirsiche werden in Kasan am Spalier groß und sehr schmackhaft erzogen. Der Weinstock erfriert im Freien. Vieles Obst wird aus den südlichern Provinzen, Saratow, Astrachan hergebracht, wie schon früher erwähnt wurde.

In den Niederungen längs der Wolga wächst Ribes nigrum, die schwarze Johannisbeere, in ganz besonderer Güte und Größe; ihre Beeren sind so groß wie unsere Vogelkirschen. Sie dienen wegen ihres reichen Farbestoffs den Tataren zum Färben. Auch werden sie abgebeert, große gläserne Flaschen damit angefüllt und mit Spiritus übergossen, so daß dieser nur einen Zoll über den Beeren steht, die Flaschen mit Papier zugebunden und nun einige Wochen der Sonne ausgesetzt. Der Spiritus, der dann die besten Säfte aus den Beeren aufgenommen hat, wird abgegossen und mit zerlassenem Zucker so süß gemacht, als man ihn wünscht. Dies Getränk nennt man Nalyſka (von nalywatj aufgießen). Es wird im Ural und in Sibirien überall bereitet, um die fremden theuren und schlechten Weine zu ersetzen. Man bereitet auf diese Weise noch Nalyſka von Himbeeren, Erdbeeren, Moosbeeren (V. oxycoccos), Vogelbeeren (Sorbus aucuparia) u. s. w. Die zurückgebliebenen Beeren werden mit Zusatz von Wasser destillirt und geben noch einen nach den Beeren fein riechenden und schmeckenden Branntwein.

Calamus aromaticus wächst in den Einbuchtungen der Wolga von ausgezeichneter Güte. Hier ist auch das Vaterland des Spargels, denn kaum hat sich die Wolga (südlich von Kasan) in ihre Ufer zurückgezogen, so schießt auch der erste wilde Spargel dort hervor. Er ist nicht sehr dick, zuweilen etwas grünlich und schmeckt etwas bitterer als unser Gartenspargel. Die Landleute, welche in der Nähe wohnen, haben eine eigene sinnreiche und einfache Weise, bis in den Sommer frischen Spargel liefern zu können, da dieser in den vornehmen Familien

häufig verspeist wird. Auf den wilden Beeten werden die Spargel erst gestochen, so lange es geht; dann bringt man eine Lage frischen Sand darauf und tritt sie eben; so hat der Stock einem neuen Frühjahr entgegen zu treiben. Dies wird ein paar Mal wiederholt, bis die Erdwärme zu sehr zunimmt; dann schießt ein Wald empor, der auf großen Strecken ein furchtbares Dickigt bildet, in welchem Wölfe, Füchse und Schlangen sich wohl befinden.

Nun möge Einiges über die Tataren folgen, und zwar zuerst der Sabon (der Pflug), das Frühlingsfest der Tataren. — Sie feiern es den 1sten Mai a. St. Viele Familien fahren in dicht verhängten Wagen in die grünenden Gebüsche eines kleinen, einige Werste südöstlich von Kasan gelegenen Abhanges; sie lagern sich auf abgelegenen Plätzchen im Grünen und haben Erfrischungen mit sich; von hier sehen die Frauen unbemerkt und verstohlen auf die gleich unter dem Abhange liegende grüne Ebene, wo die Männer kämpfen und Pferderennen halten und eine große Menge Menschen versammelt ist. Trotz dem Tumult und selbst der Störung im stillen Gebüsch, schlugen schmetternd ein paar Nachtigallen, als kümmre sie das Treiben der Menge nicht. Nach dem Mittagessen strömen Tausende von Fußgängern, Reitern, Wagen und Equipagen hinaus; gegen vier Uhr beginnen die Kämpfe der Tataren. Ein ebener Rasenplatz ist mit Pfählen und herumgespannten Seilen eingegrenzt. Zwei Kämpfer treten auf, jeder hat einen Shawl, wie sie dieselben um ihre Kaftane tragen; diesen legt er seinem Gegner um die Hüften, und mit Brust und Achseln lehnen sie sich an einander; hat nun jeder den Shawl mit beiden Händen fest angezogen, so sucht er seinen Gegner umzuwerfen. Es mag schwer seyn und viel Kraft erfordern, sieht aber, wie sie mit den vorwärts an einander gelehnten Leibern, jeder den Kopf zur Seite haltend, mit einer Miene voll Anstrengung und Besorgniß wie eine Doppelgeburt herumtrampeln, höchst kläglich aus. Wer den andern niederwirft und sich auf ihm zu halten weiß, bekommt für seinen Sieg ein Stückchen Seidenzeug zu einem Tuch, einer Mütze für seine Frau u. s. w. Einige reiche tatarische Kaufleute theilten diese Prämien aus, um sich mit all den verlegenen und verschossenen Resten noch eine Art von Bedeutung unter ihren Landsleuten zu geben. Dies Ringen, wenn es diesen Namen verdient, dauert bis gegen Abend. Dabei gehen Markedenter mit Getränken und Eßwaaren herum. Wenn die Sonne noch so hoch wie ein mäßiger Baum über dem Horizonte steht, ziehen sich aus dem Tumult mehrere ältere Tataren zurück. Mein verehrter Freund hatte ein paar derselben beobachtet und winkte mir, ihnen zu folgen. Sie gingen nach einem südlichen Gehölz, wo Alles still war; es waren aber aus der großen Menge nur zwölf; sie stellten sich in Eine Reihe, fielen zu wiederholten Malen auf's Angesicht und hielten so ihr Gebet. Hier tiefe Andacht der Muselmänner, dort das Gewühl der Menge und die Anstrengungen der Kämpfer. Ist die Sonne bis an den Horizont gesunken, so hören die Kämpfe auf, und es bildet sich in der grünen Ebene eine breite, lange Gasse von Menschen. Drei Werst vom Ziel stehen die zum Wettrennen aufgestellten Pferde; das Zeichen wird gegeben und die dürren Pferde kommen endlich an, verdrießlich, daß man sie für Wettrenner angesehen hat. Im südlichern Asien mögen die tatarischen Pferde feuriger und schöner seyn; die hiesigen gaben diesmal keinen Begriff davon. Nur Knaben saßen auf den Pferden. Ein tatarischer Knabe in weißem Hemde, auf einem dürren, langhalsigen Schimmel, langte zuerst an und erhielt einige seidene Tücher. Ein merkwürdiger persischer Zwerg, den der jetzige Generalgouverneur aus Tiflis mitgebracht hatte, ritt in seiner Landestracht äußerst gewandt mit, hatte aber ein eben so dickes Pferd, als die andern dürr waren. Die Volksmenge kam nun in ein allgemeines Wogen und strömte zurück in die Stadt. Dieses Fest sah ich bei meiner Rückkehr aus Sibirien.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, März.

Schleiermacher.

Schleiermachers Tod ist ein so wichtiges Ereigniß, daß in diesen Wochen eigentlich Alles, was sonst aus Berlin zu berichten wäre, in Unbedeutenheit dagegen versinkt. Aber was ich Ihnen über die Umstände seines Todes, seines Begräbnisses sagen könnte, wissen Sie aus den politischen Blättern. Es ist eine Begebenheit, die nicht unsere Hauptstadt, unser preußisches und deutsches Vaterland allein, sondern die ganze protestantische Welt angeht. Das ausführlichste Resumé seiner Thätigkeit enthält bis jezt ein Aufsatz in der Staatszeitung. Ueber das, was Schleiermacher als Theolog und Philosoph war, über den innern Menschen, können aber Journalartikel, am wenigsten gleich nach seinem Tode, Auskunft, nicht einmal genügende Andeutungen geben, und es steht zu erwarten, ob dereinst eine Biographie den ganzen Mann, was er geworden und wie er es wurde, würdig wird schildern können. Der Selige war zu vielseitig und stand zu hoch, um, vom niedrigen Standpunkte der Parthei aus, wäre es auch mit den begeistertsten Augen, ganz aufgefaßt zu werden. Und doch gehört zu einem solchen Gemälde, um ihm rechte Wärme zu geben, die einseitig begeisterte Liebe eines Schülers. Eine erste Anzeige seines Todes im Freimüthigen enthält Folgendes über Schleiermachers Stellung zur Außenwelt: „Selten hat der Name eines gelehrten Kanzelredners einen so hellen, weithin tönenden Klang, und selten wußte einer, wie Schleiermacher, so allen Partheien, auch den ihm entgegen denkenden, Achtung einzuflößen. Seiner Zeit war er einer der ersten und gewaltigsten Redner, welcher in einer flachen, nüchtern-frivolen Epoche der geoffenbarten Religion wieder Anhänger erwarb (s. seine Briefe an einige gebildete Verächter des Christenthums), wofür er von Einigen der Koryphäen von damals als Mystiker verschrien wurde. Als er später gesiegt und es

wieder Mode wurde, religiös zu seyn, mußte der hell forschende Gottesgelehrte auch die entgegengesezten Vorwürfe und verkezernden Anklagen aus dem Munde der Mystiker und Pietisten erdulden, ein Loos, das er mit allen ausgezeichneten Männern theilt, die den Angriffen der Fanatiker von rechts und links jedesmal ausgesezt sind, wenn sie den Muth haben, zu keiner Faktionsfahne zu schwören, und ein sicheres Zeichen des richtigen Weges, auf dem er schritt. Die Anfeindungen kümmerten den rüstigen Kämpfer für Glauben und Licht wenig, und wie sein Körper, schwächlich von Ansehen, doch bis ins Alter kräftig blieb (er machte noch als Sechziger bedeutende Fußreisen, und im Winter), so blieb auch seine geistige Kraft ungeschwächt bis auf die lezten Momente. Er starb als gläubiger Christ. Seinem Wirken hat es nicht an anerkennender Auszeichnung gefehlt, und sein Leben war in jeder Hinsicht ein glückliches zu nennen." — Aus begreiflichen Rücksichten fehlen hier freilich manche Andeutungen, die doch einst zu seiner Lebensgeschichte nothwendig werden. Der Sonnenschein von oben strahlte ihm erst, als sein Haar schon gebleicht war und der Schritte zum Grabe nicht mehr zu viele seyn konnten; und auch da selbst war diese Gunst nur bedingt, und galt nicht den Verdiensten des großen Mannes, sondern einem zufälligen Ereigniß, das seinen Namen abermals, sehr gegen seinen Willen, in die politische Strömung gestoßen. Schleiermachers Geist war zu bedeutend, seine Thätigkeit zu eminent, als daß die Vertreter der Ordnung, die nur fügsame Tüchtigkeit wollen, ihn gerade gern gesehen hätten. Man mußte ihn Anfangs dulden (und dulden heißt hier, wirken lassen), um nicht ein entgegengeseztes Aufsehen zu erregen; aber die Aengstlichkeit beschränkte schon vor jener ersten demagogischen Epoche seine Wirksamkeit, und hier wäre wohl die Hauptaufgabe des künftigen Biographen, darzustellen, wie der Webersohn aus Schlesien, der schüchterne Herrnhuterzögling, der, klein, unansehnlich, verwachsen, ein armer Kandidat, nach Berlin kam, doch, und vermöge seines Geistes, zu diesem Grade von Wirksamkeit gedieh.

(Die Fortsezung folgt.)

München, März.

(Fortsezung.)

Karneval. Bürgerverein. Wirthshausball.

Das Lokal des Bürgervereins ist der alte Frohsinn oder die goldene Ente. Durch das Billardzimmer, wo geraucht wird, kommen wir hinunter in den Saal, welcher ebenfalls eine Bühne für theatralische Vorstellungen in sich schließt. Die Bühne ist aber heute nichts als eine Erhöhung, worauf gedeckte Tische stehen; in einem Nebenzimmer befinden sich ebenfalls dergleichen, und in dem Tanzsaale selbst hat man derer wo immer möglich angebracht. An den Tischen sizen die Großmütter in ihren alterthümlichen Trachten, nicht als nothwendige Zeugen der Freuden ihrer Enkel, sondern um sich an dem Vergnügen derselben als Zuschauer zu ergözen und dabei an ihre eigene Jugend zurückzudenken; ferner sizen daran die dicksten Herren und Meister der Münchner Zünfte, welche zu tanzen nicht für gut finden und sich indessen an Gläsern laben, wo zwei Maaß eben so leicht hinein, als herausgehen; endlich alle diejenigen, jung oder alt, welche in dem Augenblick nicht tanzen. Auf einem Zettel an der Wand steht geschrieben: vom allerbesten Punsch das Glas 12 kr.; unter dem Orchester wirthschaften ein paar Kellnerinnen unter Bierkrügen und gebackenen Mehlspeisen; auf den Speisezetteln steht obenan Hirschschlegel und untenan Käse; was der Kellner auf die Tische bringt, das ist, außer den Speisen des Speisezettels, Bier, Punsch und Glühwein, ob auch anderer Wein, weiß ich nicht. Mitten tanzt man, wenn nicht den Walzer, den Galopp, und wenn nicht den Galopp, den Walzer. Nach dem Tanze nimmt der Tänzer seine Tänzerin unter dem Arm und macht ringsum mit ihr einen gesprächigen Lustwandel. Sehen Sie dort die Königin des Festes? es ist die schöne Wirthin vom grünen Baum, vor deren Haus zwei in der Isar sich spiegelnde Linden stehen, unter welchen vom vorzüglichsten Bier in München getrunken wird. Jenes schmucke Riegelhäubchen ist eine sehr reiche Erbin, und jenes andere, eben so schmucke, ist eine Nätherin. Da sehen Sie nun, wie hier Alles mittelbar Hand in Hand geht. Aber bewundern Sie auch den schönen Anstand, welcher im Bürgervereine herrscht, und sehen Sie, wie viel man hier mit den höhern Ständen gemein hat. Wir brauchen nicht lange da zu bleiben: wie es jezt hergeht, so geht es während des ganzen Abends, und kommen wir etwa nach zwei Stunden wieder, so finden wir jenen dicken Papa noch auf derselben Stelle, und so auch jene freundliche Großmuhme, finden überhaupt denselben Gang der Dinge. Fahren wir also weiter.

Heute Abend ist Ball beim Wein- und Kaffeewirth (N. N.), las ich diesen Morgen im Tageblatt; fahren wir dahin. Eintritt 24 kr. Tänzer: die Kunden des Herrn Wirths, worunter viele Studenten; Tänzerinnen: eingeladene Mamsellchen aus den Buden der Nachbarschaft. Auch die Kellnerin macht zuweilen eine Tour. Sie kann unmöglich den vielen Aufforderungen widerstehen, denn eine Münchner Kellnerin vom ersten Range ist eine gar gefeierte Person. Aendert sie den Dienst, so ist es gewiß, daß sie eine gute Anzahl Kunden ihres bisherigen Herrn ihrem neuen zubringt. Die Studenten, die Sie hier sehen, sind von den gesitteten; sie sind sauber, selbst elegant gekleidet, halten nicht die Wildheit für Lebhaftigkeit, die Rohheit für Genialität, die Trunkenheit für Begeisterung. Sie sind lustig, fidel, flott, und nur dann ein bischen ausgelassen, wenn eine weibliche wandelnde Maske oder eine aus dem schwarzen Adler im Saale erscheint. Nach dem Tanze lassen sie sich, wie die übrigen Tänzer, mit ihren Tänzerinnen nieder, und nun wird den Schönen aufgetischt nach Herzenslust.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 64:
Der Wein.

Logogriphen.

Vorn und in der Mitte weich oder hart.

1.

Weich pflegt es mörderischen Pfeil
In manche starke Brust zu senden;
Hart, weit verbreiteten Giftes Theil,
Dem Tod zu weih'n viel zarte Spenden;
Doch, schon geschwächt, wird bald zum Heil
Der Menschen beider Herrschaft enden.

2.

Vorn und in der Mitte weich,
Säubernder Chirurgus;
Vorn und in der Mitte hart,
Geistlicher Lykurgus.

3.

Vorn, mitten zweimal und am Ende hart,
Ist's jedes ewigen Friedens Instrument;
Vorn, mitten zweimal und am Ende weich,
Ist's eine Stadt, berühmt im Orient.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. März 1834.

— Les Muezzins, dans leurs versets bruyans,
A la prière sainte appellent les croyans.
Méry et Barthélemy.

Einiges über Kasan und die Tataren.

(Beschluß.)

Tatarischer Anfall. — Die sibirische Straße war in der Gegend von Kasan gegen Osten eine Zeitlang unsicher gewesen, und es war mir interessant, von einer ganz eigenen Art des Anfalls auf offner Straße zu hören. Der Wagen, den sich einige Tataren zu plündern vorgenommen haben, fährt ruhig seinen Weg; eine Telege (zweirädriges Fuhrwerk der Landleute) mit ein paar Männern fährt vorbei, nichts Ungewöhnliches; auf der andern Seite kommt noch eine Telege bis neben den Wagen, um, wie es scheint, auch vorbeizufahren. Die erste bleibt zurück, bis der Wagen in der Mitte ist und sie ganz nahe dabei. Der Reisende liegt und schläft, oder gibt wenigstens auf so unbedeutende, so häufig vorbeifahrende Fuhrwerke nicht Acht. Sobald sie aber den Wagen in der Mitte haben, springen plötzlich die Männer geschickt in denselben und bemächtigen sich der Reisenden; eine Telege fährt vor die Pferde, der Wagen steht still und wird ausgeraubt.

Die Metsched (tatarisches Bethaus). — In Begleitung meines Freundes, des gelehrten Professors der orientalischen Sprachen, Kazim Beg, eines Persers von edler Familie (Sohn des großen Mufti von Ufa), begab ich mich gegen eilf Uhr nach einer steinernen Metsched der bei Kasan befindlichen tatarischen Vorstadt. Auf dem ringsum befindlichen, mit einer Mauer umgebenen Kirchhofe waren viele mannshohe alte Grabsteine mit tatarischen Inschriften. Auf der Spitze des schlanken Minaret blinkte der halbe Mond; am Geländer desselben erschien der Assann (Ausrufer) und rufte zum Gebet, denn Glocken haben bekanntlich die Mahomedaner nicht. Mit lauter Stimme ruft er, nach Mecca gewendet: (ich will versuchen, die Aussprache, so gut ich vermag, mit lateinischen Lettern nachzuahmen).

Ellohhi eckber	4 mal
Loh illoh illolalah	4 mal
Aschhadeh lo illo lochhě	2 mal
Aschhadeh Mahommeda rasullillahě	2 mal
Haja halassalah	2 mal
Haja halallfala	2 mal
Ellohhi eckber	1 mal
Loh illoh illolalah	2 mal

Uebersetzung: Gott ist groß.
Es ist kein Gott außer Allah.
Ich bekenne, daß außer Allah kein andrer Gott ist.
Ich bekenne, daß Mahomed der Prophet Gottes ist.
Kommt anzuhören,
Kommt her zu Eurem Heil.
Gott ist groß.
Es ist kein Gott außer Allah.

Nun wartet er ein paar Minuten, dreht sich dann nach der andern Seite und ruft mit klagender Stimme: Sala, sala! d. i. kommt, kommt; dann geht er hinunter. Nun sammeln sich die Tataren im Bethaus. Dasselbe war in der Mitte abgetheilt; im vordersten Raume werden die Ueberschuhe abgelegt, und in diesem Raume bleibt die gemeine Klasse; der Fußboden ist hier ziemlich schmutzig. An jeder Seite führt eine Thüre in den zweiten Raum; dieser ist weiß angestrichen, im Hintergrunde befindet sich eine Nische und in diese setzt sich der Mufti oder der Agun (diese tragen weiße große Turbane), mit dem Rücken gegen die Versammlung gekehrt, die hinter ihm orientalisch sitzt. Wer die Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht hat, darf einen Turban tragen; von diesem macht er den hinten hineingesteckten Zipfel los und läßt ihn herabhängen, dann erst ist er geschickt zum Gebet. Die Versammlung betet stillschweigend, steht auf und hält die flachen Hände neben einander, als läsen sie im Alkoran; dann werfen sie sich zu wiederholten Malen auf's Angesicht und bleiben oft lange in dieser Stellung liegen. Gegen das Ende dieses Gottesdienstes dreht sich der Priester in der Nische gegen die Versammlung um und liest eine Stelle aus dem Alkoran vor. Die Tataren stehen hiebei und halten hinter jedes Ohr die etwas gekrümmte Hand, als solle ihnen kein Laut entgehen; sie halten noch ein stilles Gebet und gehen auseinander. Während dieser Zeit sitzen die vornehmen Tatarinnen zu Hause, lesen im Alkoran und halten ihr Gebet. Der Priester kam auf uns zu und begrüßte uns auf orientalische Weise, indem er unsere Hand zwischen seine beiden Hände nahm und schüttelte. Er fragte mich, wie mir ihre Gottesverehrung gefalle. Ich bezeugte mein Wohlgefallen über die tiefe Andacht und ehrfurchtsvolle Stille, worüber er sich freute und die Einladung, mich zu besuchen, annahm. Als eine der vornehmern Tatarinnen bei Madame Fuchs ihren Besuch machte, gingen wir ebenfalls in das Zimmer; sie sprach vollkommen russisch und war aufgeklärt genug, sich mit uns zu unterhalten. Sie sagte mir, sie wisse, ich sey lezthin in der Metsched gewesen; ich zog mein Taschenbuch hervor und fing an zu lesen, um zu erfahren, ob ich die Töne gut nachgeahmt, da wurde sie auf einmal ernsthaft, warf ihr Oberkleid ab, breitete es auf die Erde und hielt ihr Gebet; wir riefen sie bei Namen, versuchten Mehreres, um sie dahin zu bringen, sich nur umzusehen; vergebens, sie ließ sich durch nichts stören. Ganz erschöpft warf sie dann ihr Oberkleid wieder über, und war durch nichts zu bewegen, länger zu bleiben, sondern ging sogleich nach Hause.

Die Tataren haben in jedem ihrer Dörfer Schulen, wo lesen und schreiben gelehrt wird.

Der arabische Gruß aller Mahomedaner ist: Salam a leikom, Friede mit Dir, worauf man die Hand reicht und der andere a leikom salam, mit Dir Friede, antwortet.

Auch einer tatarischen Hochzeit wohnte ich bei, obgleich kein Mann dabei zugegen seyn darf; ihre Beschreibung soll folgen.

Abschied von Kasan. — Schnell waren vier Wochen entschwunden, das Grünwerden der Büsche mahnte zur Abreise, vor mir lag eine Karte mit großen Steppen und Wüsten. Freunde hatte ich bald auch hier gefunden, aber keiner konnte mit mir reisen, nicht einmal ein treuer Hund begleitete mich. Mein bester Freund fuhr mit bis auf die sibirische Straße (Sibirsky Tract). Der Weg ist breit und kahl, niedrige Laubholzgebüsche begrenzen den nahen Horizont; wir hielten still, mein Freund stieg aus und auch ich, um ihm Lebewohl zu sagen; da fragte er mich, als er sah, daß ich trüb in die öde Ferne blickte: „Können Sie sich eine Wüste vorstellen, unübersehbar?“ — „Warum nicht?“ — „Gut, Sie haben nun diese Steppe durchschnitten, sind getrennt von allem, was Ihnen lieb und theuer. Können Sie sich noch so eine Wüste vorstellen, unabsehbar, so weit das Auge reicht?“ — „O ja.“ — „Und noch eine?“ — „Nun — ja.“ — „Nun, dann reisen Sie in Gottes Namen.“ Ich sprang in den Wagen, der mit Windesschnelle dahinflog, und Staubwolken verhüllten tröstend die öde Ferne.

Dresden im December 1835.

Dr. Gustav Fiedler,
K. S. Bergkommissär.

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Obgleich diese Leute schon viele Monate zusammenreisten und das Chamounithal, Savoyen und Oberitalien durchstrichen hatten, so warfen sie sich doch bei jeder Mahlzeit Fragen hin, als ob sie erst jezt das Vergnügen einer flüchtigen, zufälligen Zusammenkunft genößen. Besonders war der Soldat, ein Mann in den Fünfzigen, unerschöpflich in Fragen, zum größten Verdrusse des Apothekers, der noch jung, ganz Aufmerksamkeit und Etikette für seine zartgebaute Ehehälfte war und sich ungern darin stören ließ. Der Soldat war aber Naturforscher und hatte bei seinem langen Aufenthalte in fremden Welttheilen eine bedeutende Sammlung von Merkwürdigkeiten aus den drei Reichen, nicht von Britannien, sondern der Natur angelegt, die er noch immer zu vergrößern bemüht war. Sechs oder acht Taschen befanden sich in seinem Rocke, und diese strozten alle, wenn er im Nachtquartier angekommen war. Dann wurden manchmal die Herrlichkeiten hervorgezogen und gezeigt: Feldmäuse, Murmelthiere, Schlangen, Käfer, Pflanzen, Steine — Alles bunt durcheinander. Das Ausbalgen, Skeletiren und Ausstopfen füllte seine frühesten Morgenstunden aus, und ein sehr bequem eingerichtetes

Necessaire, das seine Instrumente enthielt, beherbergte auch in seinen Fächern die wachsende Sammlung und wurde von einem Menschen, den er in jedem Orte dazu miethete, dem Besitzer nachgetragen. Oft verließ er die Gesellschaft halbe Tage lang, um seiner naturhistorischen Jagd nachzugehen, und dann war es manchmal Josua Israels Esq., der Bankier, der sich ihm anschloß. Dieser hatte besondere Neigung zur Metallurgie, und wünschte sich nebenbei von den Erd- und Steinlagern zu unterrichten, weil er selbst bei großen Bergwerken in Amerika für bedeutende Summen interessirt war. Durch dieses öftere Beisammenseyn hatte sich nun ein Staat im Staate gebildet; nämlich eine gewisse Konvention zwischen dem Soldaten und dem Bankier, die unter sich andere Gesetze erkannten und andere Zeichen zu ihrer Verständigung erfunden hatten, als die, welche der Gesellschaft im weitern Sinne bekannt waren. Der Bankier war ein sehr gefälliger Mann. Oft zog er Abends irgend ein Ding hervor, das er am Wege gefunden, oder gepflückt, oder für Geld erstanden hatte, und präsentirte es mit inniger Freude seinem gelehrten und erfahrenen Landsmanne. Dabei war er offenbar der Reichste unter uns, theilte von seinen feinen Cigarren einem jeden gern mit, fand in allen größern Städten bei einem Bankierhause einen Pack englischer Zeitungen, die ihn erwarteten, und die auch wir zu lesen bekamen, trug aber dabei einen zerrissenen Rock wie die Uebrigen; indessen konnte er es nicht unterlassen, mit der Koketterie eines englischen Gentleman die fein gefältelten Battistmanschetten über die schwarzseidenen Handschuhe zu ziehen und nebenbei den Mangel guten saftigen Fleisches zu regrettiren, weil er am schwachen Magen litt. Nach dem Essen mußte er jederzeit Sodawasser trinken, und seine naturhistorischen Streifereien hatten darin wohl auch ihren Grund. Das, was ihm manchmal den Genuß der Naturschönheiten verkümmerte, war, neben diesem Mangel guter Verdauungswerkzeuge und der daraus entspringenden Hypochondrie, ein schlechter Cours, der ihm in den Städten von seinen Handelsfreunden gemeldet wurde, wo er dann für alles ihn Umgebende mit einem Male unempfänglich wurde und Stundenlang dasitzen konnte, die Brille von der Nase auf die Stirne geschoben und mit seinen gespenstischen Augen gerade vor sich hinstarrend, ohne etwas außer sich zu bemerken.

Wir waren in Verona angekommen, um einen Abstecher nach dem Gardasee zu machen. Unser Bankier war den ganzen Tag herumgelaufen und stellte sich erst spät zum Dinner in der Torre di Londra ein. Wir erwarteten ihn schon lange. Sein Aussehen zeigte deutlich, daß der Cours seinen Spekulationen nicht günstig stand, und wir richteten in solchen Fällen keine Frage an ihn und überließen ihn seiner übeln Laune. Obgleich die Speisen sehr gut zubereitet waren, aß unser Bankier nicht einen Bissen, sah bleich aus und gab vor, krank zu seyn. Der Apotheker und seine Frau, die ihm zunächst saßen, warfen sich während der Mahlzeit sehr bedeutende Winke zu, rückten mit den Stühlen und schienen freier aufzuathmen, wie das Essen vorüber war. Wir gingen im Saale auf und ab, nur der Bankier blieb allein sitzen. Da flüsterte der Apotheker dem Schneider, dieser dem Soldaten, dieser dem Maler etwas zu, das mit sonderbaren Mienen aufgenommen wurde. Endlich zog man auch mich ins Geheimniß, und ich erfuhr nun, daß der Bankier einen höchst unangenehmen, seltsamen Geruch um sich verbreite, und man in Verlegenheit sey, wie man ihn, ohne den Anstand zu verletzen, davon benachrichtigen solle. Die Frau des Apothekers wurde endlich von ihrem Manne in unserem Namen beauftragt, es der Frau des Bankiers mit aller Schonung vorzubringen. Dies geschah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Karneval. Volksbälle.

Ich habe den schwarzen Adler genannt: da müssen wir auch hin, wollen Sie Münchens Karneval kennen lernen. In diesem Gasthofe, welcher nach dem goldenen Hirsch der ansehnlichste ist, finden zu dieser Zeit Bälle statt, welche merkwürdig sind. Entree 24 kr. Ein hell beleuchteter, eleganter Saal; nur dürfte er größer seyn; wenn er groß wäre, wie der Hofgarten, wäre er vielleicht von der rechten Größe. Aber beobachten Sie, mit welcher schönen Aufmerksamkeit sich hier der Kavalier gegen die Damen benimmt! und verdienen diese es nicht durch ihr Benehmen und mehr noch ob ihrer seltenen Schönheit? Da wir nicht bis zum Ende des Tanzes da blieben, wo oft Tänzer und Tänzerin, wenn gerade kein anderer Platz mehr da ist, sich mit einem und demselben Stuhle zusammen begnügen, würden Sie schwerlich glauben, daß wir auf einem im Auslande viel mehr als hier verrufenen Balle gewesen sind, um so weniger, da Sie so viele elegante Herrn als Zuschauer ihm beiwohnen sahen. Wir brauchen nur ein paar Schritte weiter zu gehen, so sind wir in einem Kaffeehause, wo ebenfalls getanzt wird. Wir lösen unser Billet und treten in den Saal. Harfenhummel heißt da das Orchester, das Ballpersonal ist dem ähnlich, welches wir beim ersten Gastwirthe trafen, nur sind die Studenten burschikos und das Philisterium wirklich philisterios, Kneipe, Besen, Pumpen, Katzenjammer ꝛc. sind hier gangbare Wörter, und der Wirth ist ein gar guter Mann. Es ist zwar ein eigenes Zimmer für die Rauchenden angewiesen, allein man hält sich nicht so genau daran. Auch hier herrscht Höflichkeit, doch nur, weil man Furcht vor einander hat, und von den wandelnden Masken sprechen nur die kühnsten, oder die, welche sich Vieles gefallen lassen, hier ein.

Sie beginnen zu gähnen? sind Sie müde oder schläfrig? oder beschleicht Sie die Langeweile? Und ich wollte Sie noch mit drei verschiedenen Bällen bekannt machen. Auf dem ersten derselben hätten Sie die Handwerksburschen und die griechischen Unteroffiziere gesehen, wie sie mit ihren Liebchen den Walzer und den Dreher tanzen, wie da die

Galerie der Zuschauer steht, den Krug in der Hand, die Pfeife und allerhand seltsame bayerische Liebesflösteln im Munde, und wie da schon die Gensdarmen herumwandeln, auf ihre Beute lauernd. Auf dem andern, in einem großen Saale ohne Kronleuchter und fast ohne Lichter, hätten Sie die Jugend der untersten Klasse und alle ihre Freuden theils sehen, theils voraussehen können; denn da geht es lustig und ungenirt zu, und nur die umherstehenden Gensdarmen erhalten Ordnung und lehren die Anfangsgründe des Anstandes und der Zucht. Da ist keine Toilette, keine Eintrittsgebühr, da wird kein Zucker in das Wasser gethan, kein Glas mit dem Kruge gereicht, die Kellner laufen in Hemdärmeln umher, die Dunkelheit der Beleuchtung ist Zufall; wäre es hell, man würde thun, als wenn es dunkel wäre, und da es schier dunkel ist, so kann man nicht recht unterscheiden, ob Tänzer und Tänzerin nach dem Tanze auf einem und eben demselben Stuhle sitzen, oder ob Sie nicht darauf sitzen. Dem letzten der Bälle jedoch, die wir noch zu besuchen hätten, müssen wir einen Augenblick beiwohnen, weil er den Uebergang des Stadtlebens zu dem Landleben bezeichnet. Zudem liegt er uns auf dem Wege; dort in jenem großen Hause wird er gegeben. Es ist das Haus eines Bräuers. Ueber der Thüre steht ein schwarzes, reich vergoldetes Marienbild; die Hausflur ist ein malerisches Gewölbe, welches in einem tiefen Hintergrund endet und sich mit andern Gewölben verschlingt, mit denen der dampfenden Bräuerei, mit denen, wo die langen Faßwagen und die ungeheuren Fässer stehen, und mit denen, wo die vier riesigen Hengste ruhen. Ich hätte beinahe Lust, Ihnen bei dieser Gelegenheit einen Münchner Bräuer zu schildern, sammt seinem Hause, seiner Bräuerei, seinen Kellern, seinen Fässern, seinen Knechten und Mägden, seinen Wagen und seinen Hengsten, und auf welche Art man seinen Namens- oder Geburtstag von Seiten seiner Kunden feiert, mit Transparenten, Gedichten und Angebinden; aber ich müßte da beim Pschorr-, oder beim Zacher-, oder beim Hackerbräu anfangen, wo wir eben nicht sind, und zudem höre ich Sie gähnend fragen, wo denn der gerühmte Ball sey? Gleich hier unten. Die Thüre des Saals geht auf die Hausflur und steht offen. Der Saal ist eher ein Zimmer und klein; an den Wandleuchtern glimmen Talglichter; die Musikanten, eine Klarinette, zwei Hörner und zwei Trompeten, sitzen in einer Ecke und fangen eben an. Die Tänzer bewegen sich im Takt nach den Tänzerinnen hin und fordern sie schon auf dem Wege nach ihnen auf, indem sie sie lustig anblicken und pfeifen, oder singen und mit den Fingern Castagnette schlagen. Beim Tanzen machen sie Sprünge, schlagen sich auf possirliche Weise auf die Fersen und die Schenkel, poltern mit den Füßen, pfeifen, juchzen und machen einen schrecklichen Lärm. Ohrzerreißend schmettert die Musik darein; die Sinne werden betäubt, der Tanz ist ein Rausch. Unter den Tanzenden befinden sich der Hausknecht, die Kellner und Kellnerinnen und die Mägde, und wer in der Nachbarschaft seinen leichten Schlaf hat, bekommt ihn heute gewiß nicht.

(Der Beschluß folgt.)

* **Berlin, März.**

(Fortsetzung.)

Schleiermacher.

Ein zweiter Moment für den Biographen wäre der, wie Schleiermacher, troß dem, daß er sich der neuen romantischen Schule anschloß und sogar Friedrich Schlegels Lucinde vertheidigte, unter den Theologen schnell ein so gewaltiges Ansehen gewann und als Reformator des Glaubens auftreten konnte. — In jener unseligen altdeutschen Demagogenepoche hätte ihn eine feindliche Faktion allzugern in eine und dieselbe Rubrik mit den verfolgten Turnern gebracht. Alle Machinationen scheiterten indeß an seiner Klugheit und an seinem zu gewaltigen Rufe als Kanzelredner, und die Feinde mußten sich begnügen, ihm durch einzelne Interdikte und Recherchen das Leben zu verbittern. Allein er war der Mann, aller dieser Unbill die Stirne zu bieten, und selbst als ein stärkeres Ungewitter über den Vertheidiger der Universitätsrechte im Gegensatz zu dem jus reformandi, das nach protestantischem Kirchenrechte dem Staatsoberhaupte in liturgischen Angelegenheiten zukommen soll, heranzog, selbst da blieb er unerschütterlich und das Ungewitter vertheilte sich. — Nach der Julirevolution wollte, Gott weiß wer, in französischen Blättern Schleiermacher zu einem preußischen Manuin oder Lafayette machen, eine Ehre, die der große Mann in einem sarkastischen Schreiben mit eben dem Rechte ablehnte, als die höchst lächerliche Imputation von vollkommener Mißkennung unserer Verhältnisse zeugte. Dafür nun, und nicht für sein langes, verdienstvolles Leben, schien ihm — zwei Jahre vor seinem Tode — die Sonne von oben. Er erhielt zugleich mit Hegel einen Orden. Daß ein Schleiermacher darüber innerlich vergnügt gewesen, wurde ihm nun von der andern Seite zum Verbrechen gemacht, und es fehlte nicht an gehässigen Ausfällen der entgegengesetzten Faktion. Wenn einen Schleiermacher, dem die Welt bereits den höchsten Orden der Achtung aufgedrückt, ein rothes Band erfreuen konnte, so war es nur, weil er darin ein Symbol der Aussöhnung mit einem Fürstenhause erblickte, dem er in treuer Ergebenheit und Liebe sein ganzes Leben gewidmet hat. Welchen noch so hohen Geist soll es nicht freuen, wenn der Schleier des Mißverständnisses endlich reißt, der ihn lange von einem geliebten Freunde getrennt hielt? Eine Art Triumphzug wurde dem Seligen noch kurz vor seinem Tode durch die Reise nach Schweden bereitet. Er starb in der Gunst; also durfte sein Begräbniß ein hoch feierliches seyn, und Niemand, der dazu mitwirken konnte, ließ es an ehrender Theilnahme fehlen. Es war ein Trauerfest, das zugleich etwas ungemein Erhebendes hat im Gedanken der ausgebreiteten, vielseitigen Theilnahme. Ein Referent des langen Leichenzugs bemerkt: Wären auch alle die, welche nur Pflicht und Neugier hingezogen, davon ausgeschieden worden, so wäre der Zug nur um einen geringen Theil kleiner geworden, und es müßte eine interessante Aufgabe gewesen seyn, auszusondern, welchem Titel, ob als Kanzelredner, als gelehrter Theolog, als Denker, als Universitätslehrer, als Religionslehrer oder als Mensch, der Todte die größte Zahl der Leidtragenden verdankte; denn zu seinen strahlenden Eigenschaften kommt eine, welche nur einem beschränktern Kreise bekannt seyn kann: der große Theolog war einer der heitersten, lebenslustigsten Menschen und einer der angenehmsten Gesellschafter, den Tafelfreuden keineswegs abhold, ohne doch von ihnen sich im Geringsten in seinem Wirken hindern zu lassen. Aber der leuchtendste Punkt in dem Leichenzuge, der die halbe große Friedrichsstraße füllte — fast alle Leidtragenden gingen zu Fuß — leuchtender, als die Galaequipagen der Großen, war für mich die Anwesenheit der hiesigen katholischen Geistlichen im Leichenzuge des großen protestantischen Predigers; eine Ehre, der Größe und der Wahrheit dargebracht, welche auch darin ihre rechtfertigende Erklärung findet, daß Schleiermacher niemals feindlich gegen die katholische Kirche aufgetreten ist, vielmehr sie und die protestantische für nothwendige, ewige Gegensätze, so lange die christliche Kirche besteht, anerkannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. März 1834.

— Meines Lebens ganzer Hergang zeigt,
Ich sey nicht von der Zahl gemeiner Menschen.
Und bringt mir einen, den ein Weib gebar,
Der in der Kunst mühsamer Bahn mir folgt,
Und Schritt mir hält in tiefer Nachforschung.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Chateaubriands Vorrede zu seinen Memoiren.

Vor einigen Tagen hat Chateaubriand in der Revue des deux mondes, unter dem Titel préface testamentaire, eine Vorrede zu den Memoiren drucken lassen, an denen er seit längerer Zeit arbeitet. Das Stück ist zu eigenthümlich, zu bezeichnend für den Charakter des merkwürdigen Mannes, als daß wir nicht durch Mittheilung desselben den Dank der Leser verdienen sollten.

* * *

Den Zeitpunkt meines Hintritts kann ich unmöglich voraussehen, in meinem Alter sind die Tage, welche der Mensch noch vor sich hat, nur eine Gnadenfrist, oder vielmehr eine Nothfrist, leicht könnte mich der Tod überraschen, und so will ich mich denn über eine Arbeit aussprechen, welche hinfort mir jene lezten, einsamen Stunden versüßen soll, von denen kein Mensch etwas will und womit man nichts anzufangen weiß.

Die Denkwürdigkeiten, welche diese Vorrede eröffnen soll, umfassen oder sollen doch den ganzen Verlauf meines Lebens umfassen. Begonnen wurden sie schon im Jahr 1811 und bis auf diese Stunde fortgesezt. So weit sie vollendet sind, schildern sie, so weit sie erst noch in Skizzen vorliegen, werden sie schildern: meine Kindheit, meine Erziehung, meine frühe Jugend, meinen Eintritt in den Dienst, meine Ankunft in Paris, meine Vorstellung bei Ludwig XVI., den Anfang der Revolution, meine Reisen in Amerika, meine Rückkehr nach Europa, meine Auswanderung nach Deutschland und England, meine Rückkehr nach Frankreich unter dem Konsulat, mein Leben und meine schriftstellerischen Arbeiten unter dem Kaiserreich, meinen Ausflug nach Jerusalem, mein Leben und meine schriftstellerischen Arbeiten unter der Restauration, endlich die Geschichte der Restauration und ihres Sturzes. Ich bin auf dem Lebenswege so ziemlich allen Männern begegnet, welche zu meiner Zeit im Ausland und in meinem Vaterland eine Rolle, groß oder klein, gespielt haben, von Washington bis Napoleon, von Ludwig XVIII. bis Alexander, von Pius VII. bis Gregor XVI., von Fox, Burke, Pitt, Sheridan, Londonderry, Capo d'Istria bis Malesherbes, Mirabeau u. s. w.; von Nelson, Bolivar, Mehemet Ali bis Suffren, Bougainville, Lapeyrouse, Moreau u. s. w. Ich war Mitglied eines bis dahin nie gesehenen Triumvirats: drei Dichter, verschiedenen Interessen dienend, verschiedenen Nationen angehörend, waren fast zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten: ich in Frankreich, Canning in England, Martinez de la Rosa in Spanien. Nacheinander sind die an Ereignissen armen Jahre meiner Jugend, die thatenreichen Jahre der republikanischen Aera, die Zeit Bonapartes und der Herrschaft der Legitimität an mir vorübergegangen.

Ich habe die Meere der alten und der neuen Welt durchschifft, habe den Boden der vier Welttheile durchzogen. Nachdem ich in der Hütte des Irokesen und unter dem Zelt des Arabers, in den Wigwams der Huronen, in den Trümmern von Athen, von Jerusalem, Memphis, Carthago, Granada, bei dem Griechen, dem Türken, dem Mauren, in Forsten und Ruinen mein Haupt niedergelegt, nachdem ich den Bärenpelz des Wilden und den seidenen Kaftan des Mameluken getragen, nachdem Armuth, Hunger, Durst und Verbannung mein Loos gewesen, habe ich mich, überladen mit Gold, Ordenszeichen und Bändern, am Tische der Könige, an der Tafelrunde von Prinzen und Prinzessinnen niedergelassen, um wiederum in Dürftigkeit zu sinken und Kerkerluft zu kosten. Mit einer Unzahl von Männern, die sich im Waffenwerk, in der Kirche, in Politik, Magistratur, Kunst und Wissenschaft einen Namen gemacht, bin ich in näherer Verbindung gestanden. Ich gebiete über eine ungeheure Masse von Material, mehr denn viertausend Privatbriefe, die diplomatischen Korrespondenzen von meinen verschiedenen Gesandtschaftsposten her, die von der Zeit, da ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, darunter mir allein zugehörige, nur einmal vorhandene, ganz unbekannte Dokumente. Ich habe die Muskete, habe den Wanderstock und den Pilgerstab geführt; ich bin ein Schiffer, und mein Loos war so wandelbar als mein Segel, ich bin der Eisvogel, der sein Nest über der Woge baut. — Ich habe zu Krieg und Frieden mein Wort mitgesprochen, habe Verträge, Protokolle unterzeichnet, und allermittelst manches Buch herausgegeben. Ich war in die Geheimnisse der Partheien, in Hof- und Staatsgeheimnisse eingeweiht; ich war Zeuge des unerhörtesten Unglücks, des schwindelnsten Glücks, des riesenhaftesten Ruhms. Ich habe Belagerungen, Kongressen, Conclaven beigewohnt, war dabei, wo Throne errichtet und niedergerissen wurden. Ich habe an der Geschichte geschafft, und war im Stande, sie zu schreiben. Und mitten durch diese Welt der Wirklichkeit voll Sturm, Lärm und Verwirrung zog sich mein eigenstes Leben, meine Welt des Gemüths und der Poesie, mit den Söhnen meiner Träume, Chactas, René, Eudore, Aben-Hamet, mit den Töchtern meiner Phantasie, Atala, Amelie, Blanca, Velleda, Cymodocea. So mitten in meine Zeit und neben sie gestellt, wirkte ich vielleicht auf sie, unbewußt und absichtslos, in der dreifachen Richtung der Religion, der Politik und der Literatur.

Nur vier, fünf Zeitgenossen von altem Rufe stehen noch an meiner Seite. Alfieri, Canova, Monti sind dahin; aus den Tagen seines Glanzes hat Italien nur noch Pindemonte und Manzoni; Pellico hat seine besten Jahre in den Kerkern des Spielbergs verloren; die Geisteskraft in Dantes Vaterland ist verstummt, oder siecht auf fremder Erde; Lord Byron und Canning sind jung gestorben, Walter Scott scheint Abschied von uns nehmen zu wollen, Göthe ist eben, reich an Ruhm und Jahren, von uns gegangen. Frankreich hat so gut wie nichts mehr aus der reichen Zeit hinter uns; es beginnt eine neue Aera. Ich bin noch da, mein Jahrhundert zu Grabe zu geleiten, wie der alte Priester bei der Zerstörung von Beziers, der, wenn der lezte Bürger todt war, noch die Glocke läuten sollte, bevor er selbst fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Aquarelle.

(Fortsetzung.)

Mistreß Israels erblaßte sichtlich. Sie näherte sich ihrem Manne sogleich, der, in Gedanken vertieft, noch immer auf dem alten Flecke saß und vor sich hinstarrte, und mit einer Miene, die uns sogleich bemerkbar machte, daß das Gerücht von der sonderbaren Eigenschaft ihres Gatten nur zu wohl begründet sey, trat sie sogleich einige Schritte zurück und sprach mit der ihrer Nation eigenthümlichen Betonung, die im englichen Idiom noch schärfer hervortritt: „Israels, was hast Du angestellt? Du verbreitest ja einen Leichengeruch.“ Der Bankier blickte mit mattem Auge seine Frau an und erwiderte entsezt: „Also ist es wahr? und bin ich es denn wirklich? Schon längst merke ich auch so etwas. Ich fühle mich sehr unwohl und will mich zu Bett legen. Dieser Leichengeruch ist das Vorzeichen meines Todes. Laßt sogleich den ersten Arzt in Verona herbeirufen.“ Die Gesellschaft war durch diesen Vorfall sichtlich verstimmt. Man verließ mit Scheu und Besorgniß den Patienten, der sich zu Bette bringen ließ, und zerstreute sich in der Stadt, die nun so lange uns beherbergen sollte, bis wir über unsers armen Reisegefährten Zustand vollkommen Gewißheit haben würden.

Nach einem Spaziergange zum Castello vecchio kehrte ich heim, um mich nach dem Befinden des Bankiers zu erkundigen. Ich fand ihn im Bette liegend und Thee trinkend. Sein Gesicht zeigte Heiterkeit und seine Gattin versicherte sogleich, ich dürfe ganz nahe zu ihm hingehen, das unglückliche Symptom sey gänzlich verschwunden und Sir Josua Israels vollkommen gesund. Der Arzt habe ihn fieberfrei gefunden und den erzählten seltsamen Umstand mit dem Leichengeruche stark in Zweifel gezogen. Ich und die andern, die nun auch hinzugekommen, beruhigten uns gern dabei, und waren geneigt, das Ganze auf eine Weise zu erklären, die bei italienischer Reinlichkeit, wie sie auch in unserm Gasthofe herrschte, nicht weit hergeholt erschien. Sir Israels ließ von seinem Bedienten sich den Schlafrock reichen, es wurden mehr Lichter angezündet, Thee und Karten gegeben, und bald saßen wir Alle mit recht

gesundem Humor beim Kartenspiele. Vor dem Schlafengehen ward beschlossen, noch zwei Tage in Verona zu bleiben.

Am andern Morgen, nachdem der Bankier seine Toilette beendet hatte, verließ er uns, um seinen Freund zu besuchen, unter dessen Adresse Briefe für ihn einliefen, und wir versprachen, ihn in einer Stunde beim Grabmale der Skaliger zu treffen. Er schien sehr eilig und hielt sich mit einem hohen Grade ängstlicher Aufmerksamkeit von uns entfernt. Wir bemerkten es sogleich und theilten ihm unser Befremden mit. Er aber erwiderte mit tiefem Seufzer: „Ich glaube schon wieder etwas von dem fatalen Geruch an mir zu spüren und suche meine erwachende Aengstlichkeit damit zu beschwichtigen, daß Alles nur Einbildung sey. Bleibt mir Alle vom Leibe, denn eure Bestätigung des Schrecklichen könnte mich zum Wahnsinn bringen. Mein Loos ist fürchterlich! Ich kann mich weder bei Loyds noch an der Börse mehr blicken lassen.“ Mit diesen Worten rannte er fort. Seine Landsleute erschöpften sich in Vermuthungen. Ich aber stellte im Stillen Betrachtungen über die englische Nationalkrankheit, Spleen genannt, an und war nicht böse auf den Zufall, der mir Gelegenheit gab, sie zum ersten Male in einer so interessanten Gestalt kennen zu lernen. Eine Stunde war vergangen, und wir machten uns nach dem Grabmale der Skaliger auf. Unser Bankier erwartete uns bereits mit seinem italienischen Freunde dort, hinter dem Gitter, das die Mausoleen umschließt. Wir betrachteten sie mit Aufmerksamkeit und ließen uns die Namen der Fürsten nennen, die diese kostbaren Denkmäler über ihren Leichnamen erbauen ließen. Der Italiener war eben im besten Erklären begriffen, als er mit einem Male ausrief: „Was das seltsam ist! Ist es nicht, als wenn diese seit Jahrhunderten Gestorbenen noch im Verwesungsprozeß begriffen wären? Treten Sie näher, meine Herrn, zu diesem Consignorius, dem Prächtigen; spüren Sie nicht einen durchdringenden Leichengeruch?“ Wir andern sahen uns dabei befremdet an und traten einen Schritt zurück. Israels aber, der Unglückliche, schrie mit heiserem Tone: „Nichts Consignorius — nichts der Prächtige! ich verbreite den Leichengeruch — ich — ich —“ Und somit verließ er uns und eilte, was er konnte, um den Gasthof zu erreichen, wo wir ihn bereits wieder im Bette antrafen und seine geängstigte Frau um ihn beschäftigt.

Erwärmt durch Thee, befand er sich leichter, der herbeigerufene Arzt fand nichts als die Aufregung, jedoch keine Spur von Fieber, und wäre gern bereit gewesen, den seltsamen Fall auf eine stark erregte Einbildungskraft zu schieben, hätte nicht unser Zeugniß diese Annahme über den Haufen geworfen. Seine Landsleute hielten sich an diesem Abende auf's Strengste von ihm abgesondert, entwarfen völlige Quarantainegesetze, der Apotheker bereitete sogleich wirksame Mittel gegen die Ansteckung, und man beschloß, ohne Sir Josua Israels die Reise weiter fortzusetzen. Nur ich blieb dem Armen treu und hatte die Freude, ihn mit Appetit seinen Abendthee trinken zu sehen und eine Parthie Ecarté mit ihm zu spielen, da er sich wieder ganz geruchlos fühlte. Wie ich mich jedoch in mein Schlafzimmer begeben wollte, da bemerkte der Aufwärter, der Naturhistoriker und Soldat, mit dem ich es bis jezt getheilt hatte, sey ausgezogen und habe es mir allein überlassen; auch händigte er mir ein Päckchen ein. Es war vom Apotheker und enthielt ein Fläschchen zum Riechen, ein Säckchen, am auf der Magengrube getragen zu werden, eine Chlorauflösung zum Waschen und folgende Worte in englischer Sprache: „Die Gesellschaft englischer Fußreisender, welcher ich mich angeschlossen habe, und die meine fernere Begleitung nicht ungern sähe, wegen meiner Kenntniß des Landes Tyrol und seiner Sprache, das sie nunmehr bald zu betreten im Sinne habe, könne nicht umhin, mich zu benachrichtigen, daß ich, wenn ich diese Gesinnungen theile, auch jenem von ihnen gefaßten Beschlusse beitreten möchte, wonach der sehr achtbare Bankier Josua Israels Esq. als von einer „infectious nervous disorder“ befallen erklärt worden, und mithin aller und jeder Umgang mit ihm zu vermeiden sey.“ Diese Akte hatten Alle unterzeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Maskenball. Terminirende Franziskaner. Kunstverein.

So hätten Sie denn ohngefähr einen Begriff von unsern verschiedenen Karnevalsbällen, die Maskenbälle ausgenommen, welche im Hoftheater stattfinden und von allen die merkwürdigsten, ja vielleicht einzig in ihrer Art sind. Ich lasse mich auf keine Beschreibung derselben ein, weil sie sich nicht mit wenigen Worten beschreiben lassen. Der schönste davon war diesmal der zweite. Der Zudrang zu demselben war so groß und die Lösung der Billette so ungestüm, daß auf einen Augenblick die Kasse geschlossen werden mußte. Der Hintergrund der Bühne war in einen Speisesaal verwandelt worden, mit einem Springquell, dessen Balustrade mit Blumen besezt und dessen Rauschen und Frische höchst erquickend war. Mit Guirlanden und Spiegeln hatte man die Wände geschmückt und auch mit einer Art von Landschaftsgemälde, worin der Mond wandelte, was aber eher eine große, weder mit der Zeit, noch mit dem Orte im Einklange stehende Kinderei zu seyn beliebte. Ein Maskenzug verschönerte diesen Ball; das rohe, nicht genug zu rügende Kämpfen und Ringen um Plaz bei der Quadrille im Parterre entstellte ihn auf eine empörende Weise.

Es befinden sich jezt die zwei Franziskaner hier, welche in Deutschland herumreisen, um Almosen zur Wiedererbauung der im Jahre 1832 durch das Erdbeben zertrümmerten Kirche der Madonna degli Angeli bei Assisi einzusammeln. Sie wohnen im Franziskanerkloster in der St. Annavorstadt; man sieht sie aber oft in der Straße, weil sie an mehrere gute Häuser mit vieler Wärme empfohlen sind. Gegen Almosen geben sie eine in Wien lithographirte

Ansicht von der Kirche, wie sie jezt ist, und daneben einen flehenden San Francesco mit der Umschrift, einerseits: L'iniquità dell' uomo fa scuotere la terra, il pentimento li rende la primiera stabilità, andererseits: L'occulta limosina copre la moltitudine di nostri peccati. Die Uebersezung steht daneben und ist französisch, und ist in Wien und zur Erbauung deutscher Gläubigen gemacht, und man wundert sich noch, wenn die Deutschen ihren Herrgott französisch wollen sprechen lassen! Einer der beiden Reisenden ist der Padre Antonio aus Araceli (Kloster in Rom), der andere der Custode des Klosters der Madonna degli Angeli. Sie sind mit ihrer Einnahme sehr zufrieden; auf ihrem kurzen Wege von Venedig, Triest und Wien hieher haben sie schon tausend Scudi zusammengebracht. „Das ist viel in unsern Zeiten!“ sagen sie selbst. Was sie von dem Freskogemälde Overbecks in genannter Kirche sagen, ist dagegen sehr betrübend. Dies schöne Werk unsers Landsmanns, welches ihm bei den Umbriern gleichsam das Bürgerrecht erworben, indem sie ihn deßhalb nicht anders als il nostro pittore nennen, hatte beim Erdbeben nur einen Riß davongetragen. Dieser war so unbedeutend, daß eine Dame, mit welcher ich auf der Reise während des Erdbebens von Foligno zusammentraf, und welche Tags zuvor die eingestürzte Kirche besucht hatte, mir mit großer Freude sagen konnte, daß, da das Chorgewölbe der Kirche noch stehe, auch das Gemälde Raphaels (Overbecks, wollte sie sagen) wenig oder nichts gelitten habe. Allein, erzählen nun unsere Franziskaner, man befürchtete, jenes Gewölbe könnte auch noch einbrechen und somit das Heiligthum des heiligen Francesco, welches sich in dem Chore befindet, zertrümmern. Der heilige Vater verordnete daher, daß mit Faschinen ein Bollwerk um dasselbe errichtet werden sollte, damit es in jedem Fall gesichert bliebe. Das Bollwerk, welches den heiligen Vater auf 1200 Scudi zu stehen kam, ward demnach alsobald aufgeführt, aber in solcher Hast und des Gemäldes so uneingedenk, daß man dieses mit den Faschinen, wie mit Kämmen bekrazte und ruinirte.

Nächstens werde ich Ihnen ausführlich von unserm Kunstverein sprechen. Die Verloosung der von ihm angekauften Gemälde wird morgen gehalten. Das schönste derselben ist der Fischer nach Goethe. Ich habe seiner schon in einem frühern Berichte Erwähnung gethan. Es ist von Christ. Heinr. Hansonn (nicht Jahnson, wie ich damals aus Versehen schrieb), einem sehr geschickten Maler aus Altona, der wohl eher, als mancher Andere, glänzende Aufträge verdiente. Damals schien man auf eine unbegreifliche Weise unter den Schiedsrichtern des Vereins über den Werth dieses bezaubernden Bildes nicht einverstanden zu seyn, denn es wurde dem Künstler von seiner äußerst gemäßigten Forderung eine gute Summe abgezogen, was er leider auch, durch Umstände gezwungen, geschehen lassen mußte. Dies klingt wie eine Rüge, und das soll es auch; in München soll Jeder dazu beitragen, daß Fälle nicht wiederkehren, die den hiesigen Geschmack und das hiesige Kunsturtheil in ein schlechtes Licht sezen; schaden uns doch schon genug die lächerlichen Kunstberichte aus München, welche seit einem Jahre in deutschen Blättern herumfahren. Das Bild von Hansonn ist von Hanfstängel lithographirt worden. Die Lithographie gibt nicht alles Schöne des Originals wieder, aber noch genug, um sie zu einer der lieblichsten zu machen, die in Deutschland erschienen sind. L.......s.

* Berlin, März.

(Fortsezung.)

Schleiermacher. Städtische Fehden.

Schleiermacher hat gewirkt und ausgewirkt, sein Tod war so glücklich, wie sein Leben. Dennoch, obgleich er erreicht, was mit menschlichen Kräften billigerweise zu erreichen ist, bleibt sein Verlust ein unersezlicher, sowohl für die Theologie und die hiesige Universität, als für das Publikum. Er war ein Vermittler, der doch nicht lavirte und auf festem Boden stand, unerschüttert von dem Wogenandrang zweier Faktionen. Rationalisten und Supernaturalisten konnten ihn anfeinden, ihn hassen, aber sie mußten ihn achten und respektvoll stehen lassen. Ein ausgebreitetes Publikum, welches ein Bedürfniß nach Religion empfand, ohne vom Glauben durchdrungen zu seyn, und das der blinde Eiferer nur zurückschreckt von dem kaum betretenen Pfade, verliert in ihm einen Fahnenträger, dem es mit Vertrauen folgte. — Abbildungen, wie er auf der Todtenbahre liegt, Medaillen, Gedichte, Reden fehlen nicht. Die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften hat Schleiermacher auf dem Todtenbette einem Lieblingsschüler, dem Prediger Jonas, übertragen; was nicht durch diesen befördert im Druck erscheint, wird für unrechtmäßig erklärt.

Eine städtische Angelegenheit von minder tragischem, aber doch ernsthaftem Charakter, beschäftigte kurz vor Schleiermachers Tode die Gemüther: ein Streit mit dem Oberbürgermeister, ein unvermeidlicher Appendix des vorher mehr theoretisch geführten Streites über unsere Städteordnung. Es wird nicht geläugnet, daß unsere Stadtverordnetenversammlung eine Art perpetuirlicher Opposition gegen die ministerielle Obergewalt bildet. Man irrte jedoch, wenn man diese Opposition mit der modern liberalen in Eins würfe. Es liegt im Gegentheil, so viel diese Opposition zur Sprache kommt, ihr ein mehr mittelalterlicher Städtetroz zum Grunde, der sich, so weit dies geht, der Landeskontrolle entziehen möchte, und, wo es erlaubt ist, gern das Entgegengesezte von dem thut, was von der Centralbehörde gewünscht wird. Auf empfindliche Weise hat sich diese Neigung bereits bei Besezung mehrerer städtischer Schulämter und Predigerstellen kund gethan. Der mißvergnügteste Liberale wird unserer Regierung nicht abstreiten, daß sie wenigstens das Bestreben hat, diese Aemter mit den Würdigsten zu besezen, wogegen bei den der Magistratswahl überlassenen ziemlich ohne Hehl das altrömische und reichsstädtische Connexionswesen obwaltet. Die Kandidaten ambiren bei den Stadträthen, und man hat noch nicht viele Beispiele, daß bei ihren Wahlen der Würdigere den Vorzug erhielt, und wenn die Wahlherren auch zu ehrbar sind, um der Bestechung offen zu seyn, so hat sich doch ein gewisser Nepotismus deutlich genug ausgesprochen, und mindestens wird durch ihre Verfahrungsart nicht die öffentliche Geneigtheit der munizipalen Freiheit zugewandt. Schon haben von ihnen angestellte Lehrer wieder entfernt werden müssen, und gerade solche, deren Anstellung der Magistrat, gegen die ernsten Vorstellungen des Ministeriums, ertrozt hatte. Wenn die alten reichsstädtischen Magistrate es sich zur Ehre rechneten, die ausgezeichnetsten Kanzelredner aus weiter Fremde mit großem Kostenaufwande zu berufen, und man jezt wahrnimmt, daß die Geistlichen an unsern Stadthauptkirchen nach der Nähe der Verwandtschaft oder Bekanntschaft mit den Stadträthen erwählt werden, so ist der liberale Wunsch im Publikum erklärlich, daß dem Magistrate diese Befugniß wieder abgenommen und der Regierung überlassen werde, wo wohl auch Menschlichkeiten vorkommen und vorgefaßte Meinungen das Urtheil trüben, nie aber der Indifferentismus zum Prinzip werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. März 1834.

— Zur selbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.

Reineke Fuchs.

Aquarelle.

(Beschluß.)

Ich erschien am andern Morgen nicht mehr beim gemeinschaftlichen Frühstück und ließ „der Gesellschaft englischer Fußreisender“ melden, daß ich es vorziehe, bei ihrem, wahrscheinlich am Spleen erkrankten Landsmanne zu bleiben, dem ich allen Beistand zu leisten gedächte. Wirklich reisten diese egoistischen Insulaner gegen Mittag weiter, und ich sah ihnen gleichgültig nach. Interessanter war es mir jezt, meinen Spleenkranken zu studiren. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu einem Spaziergange aufzufordern, um zu sehen, welchen Eindruck die herrliche Landschaft, die sich um Verona ausbreitet, auf sein Gemüth machen würde. Leichte Nahrungsmittel, starke Bewegung, aufheiternde Gegenstände, das waren meine Arzneimittel, die ich für den armen Sir Josua in Bereitschaft halten wollte.

Ich fand ihn noch unangekleidet und bei ziemlich guter Laune. Das Gespenst mit dem Leichengeruche war seit gestern nicht wieder gekommen. Er aß seinen Roast mit Eyern und trank Thee dazu, mit dem besten Appetite; er war hocherfreut, daß ich ihm treu geblieben und nicht den andern gefolgt war, die mit großer Förmlichkeit sich schriftlich von ihm beurlaubt und den Wunsch ausgesprochen, ihn dereinst im Vaterlande gesund wieder zu sehen. „Die Ruhe, denk' ich,“ sprach er, „ist mir dienlich. Sobald ich mich viel bewege, namentlich in freier Luft, so werden jene Stoffe in mir, welche die leichenähnliche Ausdünstung verbreiten, wieder aufgeregt.“ — „O nicht doch!“ fiel ich ihm in's Wort. „Lassen Sie uns gleich die Probe machen. Die Sonne scheint herrlich, wir kennen noch zu wenig von den hiesigen Naturschönheiten; kleiden Sie sich an und gehen Sie mit mir spazieren. Lassen Sie uns nicht mehr an den lächerlichen Wahn denken, der Sie seit einigen Tagen in Angst und Schrecken sezte. Sie sind gesund, glauben Sie mir's nur auf's Wort.“ — „Aber der Geruch war doch einmal da und läßt sich nicht wegleugnen. Oder glauben Sie wirklich, der alte, dreihundert Jahre alte Leichnam des Consignorius könne noch jezt so penetrant durch den Marmor hindurch duften?“ So fragte er, noch immer nicht frei von der Besorgniß, der fatale Zustand könnte sich wieder einstellen, ich aber ließ immer nicht nach, das Ganze für Einbildung zu erklären, die durch äußere Umstände Nahrung erhalten habe, und von den ängstlichen Leuten, die sich nun erst als solche deutlich gezeigt, bestätigt und gedeutet worden sey. „Machen Sie die Probe!“ rief ich endlich im festen Vertrauen, daß ich ihn von seiner fixen Idee befreien würde, „und Sie werden

sehen, daß keine Spur eines Leichengeruchs an einem fashionablen Gentleman zu haften im Stande ist.“

Mistreß Israels vereinigte ihr Zureden mit dem meinigen, und so schritt denn der Bankier zur Toilette, die er mit einer Sorgfalt machte, und eine solche Menge des feinsten Parfums dabei verschwendete, als rüstete er sich, in der ersten Gesellschaft Londons zu erscheinen. Man kann jedoch leicht den Grund errathen, weßhalb es geschah. Nun klingelte er dem Bedienten und befahl diesem, ihm den Rock zu bringen. Der Bediente blieb jedoch verlegen stehen und sprach zögernd: „Ich weiß nicht, was es ist, aber die Sache wird so unausstehlich, daß ich am Ende gezwungen bin, jede Rücksicht bei Seite zu setzen und zu melden, daß Ihr Rock, Sir, einen solchen Gestank verbreitet, daß ich kaum mehr daneben ausdauern kann.“ — „Mein Rock?“ unterbrach ihn der Bankier. „Also doch?“ — „Der strenge Befehl, nie die Tasche zu berühren, worin Ihr Taschenbuch steckt, und Briefe und andere Dinge von Wichtigkeit sich befinden, hat mich abgehalten, dem Gestanke näher auf die Spur zu kommen.“ — „Hat man jemals solche Tollheit gesehen!“ schrie hier Sir Josua; „mein Taschenbuch, Briefe, Dinge von Wichtigkeit — was könnte darunter ein solches Phänomen bewirken? — Ach nein — viel eher glaube ich — weil ich den Unglücksrock auf dem Leibe hatte, wie ich von der Krankheit befallen wurde — “ — „O fallen Sie nur nicht wieder in Ihre aberwitzige Angst, oder vielmehr immerhin, wir haben jezt das Mittel, sie für immer zu vertreiben. Schnell den Rock herein!“ rief ich dem Bedienten zu, der fortsprang. „Wir wollen sehen,“ sagte Israels, der wieder etwas bleich geworden war. „Du wirst sehen,“ meinte er, zu seiner Frau gewendet, „Niemand anders als ich habe dem Rocke diese ärgerliche Eigenschaft angehängt.“

Der Bediente trat nun mit dem Rocke ins Zimmer, den er — gleichsam wie aus Ekel — nur mit zwei Fingern hielt, und wirklich verbreitete das Kleidungsstück einen solch pestilenzialischen Duft, daß die Mistreß alsogleich die Fenster öffnete und Odeurs ausgoß. Ich überwand meinen Ekel und wollte einen beherzten Griff in die Tasche thun, der Bankier bat jedoch um die Erlaubniß, vorerst sein Taschenbuch und einige Briefe herausnehmen zu dürfen. Kaum aber war seine Hand in der Tasche, und er blieb in seiner Stellung, als sey er versteinert. Der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, ist unbeschreiblich. Die Augenbraunen zogen sich bis in die Mitte der Stirne, die Augen glänzten mit einem Male, der Mund öffnete sich wie zum Sprechen, ohne jedoch einen artikulirten Laut hervorzubringen, und die weitgeöffneten Nüstern schienen mit Wollust den ekelhaften Duft zu schlürfen, der seiner Gattin beinahe eine Ohnmacht zuzog. „Verfluchter Naturforscher!“ waren seine ersten Worte. „O ich gefälliger Esel — abscheuliche Sammlerwuth — bestialisches Exemplar von einem Murmelthier!“ So schrie er dann noch eine Weile fort, bis er endlich ein Etwas aus der Tasche zog und auf die Erde warf, woran man kaum noch eine Gestalt entdecken konnte. Aber unwiderlegbar war es das Ding, von dem der Verwesungsduft ausging. Das Räthsel war gelöst und auf meinen Wink mußte sich der Bediente mit Rock und Klumpen sogleich entfernen. Sir Josua erzählte nun, wie er vor einigen Tagen ein todtes Murmelthier am Wege gefunden, und weil er dem Naturforscher eine Freude damit zu machen geglaubt, so habe er es zu sich gesteckt, um es in den Abendstunden heimlich, gleich seinem Freunde, dem er oft zugesehen, zu präpariren und ihm dann ein Geschenk damit zu machen. Die Nachricht von dem Fallen des Curses habe aber hierauf seine Gedanken von dieser naturhistorischen Belustigung gänzlich abgelenkt, und so sey das Exemplar in Fäulniß übergegangen. Der Bediente aber dürfe nie in die Tasche greifen, es mögen noch so dringende Umstände es erheischen, das war streng befohlen; der Kerl hätte nur nicht so lange schweigen sollen, das war das Ganze.

„Nur fort in's Freie!“ rief ich selbst jezt mit gepreßter Brust. Aber der Bankier hatte keinen Rock, und während er zum Schneider schickte, um einen neuen fertigen zu kaufen, machte ich den Weg allein nach Castell vecchio, wo mich eine Stunde später der ganz ehrenwerthe, parfumirte Josua Israels Esq., am Arme seine Gattin führend, heiter und lachend traf. Ich zeigte ihm die herrlichen, himmelhohen Cypressen. „Lassen Sie die Cypressen,“ sprach er, „die erinnern mich an's Sterben; ich bin aber froh, daß nur das Murmelthier todt ist und nicht ich.“

Chateaubriands Vorrede zu seinen Memoiren.

(Beschluß.)

Wenn der Tod den Vorhang niederläßt zwischen mir und der Welt, wird sich zeigen, daß mein Drama aus drei Handlungen besteht. Von meiner frühen Jugend bis zum Jahr 1800 war ich Soldat und Wanderer; von 1800 bis 1814, unter Konsulat und Kaiserreich, lebte ich in der literarischen, von der Restauration bis jezt in der politischen Welt. Auf dieser meiner dreifachen Laufbahn hatte ich jedesmal ein großes Ziel im Auge: als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polarwelt; als Schriftsteller versuchte ich, die Religion aus ihrem Verfall wieder aufzurichten; als Staatsmann war mein Bestreben, den Völkern zu der wahren monarchisch-repräsentativen Regierungsform mit den verschiedenen, ihr eigenthümlichen Freiheiten zu verhelfen. Zum wenigsten habe ich die

Freiheit erringen helfen, die alle aufwiegt, für alle gilt und jedwede Konstitution ersezt, die Preßfreiheit . . . . Unter den neuern französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich so ziemlich der einzige, aus dessen Schriften sein Leben spricht. Wanderer war ich, Soldat, Poet, Gesetzesmann, und so besang ich denn die Wildniß, wenn ich im Walde war, zu Schiff schilderte ich die See, im Lager verhandelte ich vom Waffenwerk, im Exil ging ich in die Schule der Verbannung, am Hofe, in den Staatsgeschäften, in den Assembleen beobachtete ich die Fürsten, lernte ich Politik, Gesetze, Geschichte. Die Redner Griechenlands und Roms bewegten sich im öffentlichen Leben und theilten Wohl und Weh des Staats; in Italien und Spanien, am Schlusse des Mittelalters und zur Zeit der Wiederherstellung von Kunst und Wissenschaft, traten die ersten Schriftsteller und Künstler handelnd in den Ereignissen auf. Dante, Tasso, Camoens, Ercilla, Cervantes, wie sturmbewegt und wie schön ist ihr Leben! Unsere alten französischen Poeten, unsere alten Historiker sangen und schrieben während Pilgerfahrten und Fehden: Thibault, Graf von Champagne, Villehardouin, Joinville verdanken ihren glücklichen Styl ihrem Leben voll Abentheuern; Froissard zieht der Geschichte auf den Heerstraßen nach, und bekommt sie überliefert von Rittern und Aebten, mit denen er zusammentrifft und Eines Weges zieht. Aber von Franz I. an wurden unsere Schriftsteller einzeln stehende Männer, deren geistiger Charakter immerhin den Geist ihrer Zeit, nimmermehr aber deren Begebnisse abspiegeln kann. Ist anders Fortdauer mein Loos, so werde ich in meiner Persönlichkeit, die sich wiederum in meinen Memoiren repräsentirt, die Grundsätze, Ideen, Ereignisse, Katastrophen meiner Zeit, ihre ganze Epopee repräsentiren, und dies um so mehr, als ich eine Welt zu Grabe gehen, eine neue beginnen sah, und die kontrastirenden Charaktere jenes Endes und dieses Anfangs sich in meinen Ansichten verschmelzen. Ich sah mich zwischen den beiden Jahrhunderten, wie am Zusammenfluß zweier Ströme; ich warf mich in ihre trüben Wasser, widerstrebenden Herzens entfernte ich mich vom alten Ufer, an dem ich die Welt erblickt, und hoffnungsvoll schwamm ich dem unbekannten Ufer zu, an dem die neuen Geschlechter landen werden.

Die Memoiren sind in Bücher und Abschnitte getheilt und zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben; damit tritt naturgemäß nach jedem Abbruch eine Art von Prolog ein, in welchem die Ereignisse seit dem lezten Zeitpunkt zusammengefaßt und die Orte, an denen ich den Faden der Erzählung wieder aufnehme, geschildert werden. Die mannichfaltigen Ereignisse und die wechselnden Gestaltungen meines Lebens verschwimmen somit in einander; es fügt sich, daß ich in Momenten des Glücks von Zeiten der Trübsal zu schreiben habe, oder in Tagen der Bedrängniß meine guten Tage schildere. Indem sich so die verschiedenen Gefühlsweisen auf verschiedenen Stufen meines Alters aussprechen, indem meine Jugend in mein Alter übergreift, und der Ernst der reifen Jahre die Jahre des Frohsinns trübt; indem die Strahlen meiner Sonne, vom Morgenroth bis zum Untergang, sich kreuzen und verschmelzen, gleich den zerstreuten Bildern, in welchen sich mein Leben brach, erhält mein Werk eine eigenthümliche duftige Einheit; an meiner Wiege tönt mein Grabgeläute, an meinem Grabe mein Wiegensang; meine Leiden werden zu Freuden, meine Freuden zu Schmerzen, und Niemand weiß zu sagen, sind diese Denkwürdigkeiten das Werk eines braunen oder eines weißen Hauptes. Ich sage dies nicht zu meinem Lob, weiß ich doch nicht, ob es gut ist; ich spreche nur aus, wie es ist, wie es gekommen ist, mir unbewußt, just durch die Unbeständigkeit der Stürme, die gegen mein Fahrzeug tobten, wobei mir oft, um dieses oder jenes Stück meines Lebens niederzuschreiben, kein Boden blieb, als die Klippe, an der ich gescheitert.

Mit ächter Vaterfreude habe ich an diesen Denkwürdigkeiten gearbeitet; ich wollte, ich könnte zur Stunde Geister heraufbeschwören, welche die Bogen korrigirten; die Todten machen schnell. Ein, zwei Jahre in einem einsamen Erdwinkel, mehr brauchte es nicht, sie zu vollenden; aber ich habe nimmer Ruhe gehabt, als die neun Monate, die ich im Mutterschooß verschlafen; schwerlich wird mir diese Ruhe vor der Geburt wieder anders werden, als im Schooß unserer gemeinsamen Mutter im Tode.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karnevalspossen.

Etwas ist noch von dem lezten Fasching übrig geblieben, nämlich die Theaterstücke, wozu er Anlaß gegeben hat, und die, wie gewöhnlich, nur Possen sind. Dahin gehört „un scandale,“ im Theater des Palais-royal, in welchem die handelnden Personen im ganzen Saale zerstreut sind und reden, so daß man zulezt nicht mehr weiß, wie man dran ist, und ob der Nachbar nicht auch zu den Schauspielern gehört und, statt sich zu belustigen, bloß da ist, um die Andern zu belustigen. Ein schlichter Provinziale, der zum erstenmale diesem Stücke beiwohnte, könnte im Ernste glauben, es gebe wirklich Scandal im Schauspielhause, und ganz erschrocken davonlaufen. Die Pariser aber lassen sich nicht so leicht hintergehen. Sie kennen dergleichen Spaßstücke gar wohl, und im Karneval sind sie stets dergleichen gewärtig. Ein anderes Faschingstück ist „Candide,“ nach Voltaire's schlüpfriger Erzählung gleichen Namens. Früher würde man geglaubt haben, es sey unmöglich, aus einer solchen Erzählung ein Theaterstück zu machen; allein einerseits sind die Pariser Theaterdichter weit gewandter als sonst wo, und andernseits ist ihr Publikum nicht mehr so sittsam und schüchtern; es werden jezt Stücke auf den Pariser Bühnen

dargestellt, z. B. Alexander Dumas „Angèle,“ welche ein Mädchen nicht ohne Erröthen ansehen kann, zu denen die Mutter daher sogar ihre erwachsene Tochter nicht mitnimmt. Alexander Dumas und Victor Hugo wetteifern überhaupt, um recht viel Ehebrecherei, Blutschande und dergleichen Kleinigkeiten zur Ergötzlichkeit der Zuschauer auf die Bühne zu bringen. Die beiden Dichter sind einander nicht gut; sie haben aber doppelt Unrecht, erstlich, weil sie Mitbrüder sind, und zweitens, weil sie ungefähr gleich viel Abscheulichkeiten darstellen. Sollten sie fortfahren, einander zu überbieten, so sehe ich nicht ein, wer zulezt noch ins Theater gehen kann. Die Damen werden bald ausbleiben müssen, und am Ende wird es auch für die Männer zu arg werden. Die Beiden sollten nur im entgegengesezten Sinne mit einander wetteifern; dann würde das Publikum dabei gewinnen. Victor Hugo besonders muß doch bei kaltem Blute wohl fühlen, daß er unmöglich auf dem eingeschlagenen Wege fortwandeln kann, wenn er sich einen dauerhaften Ruf als dramatischer Schriftsteller erwerben will; denn so großes Aufsehen auch seine Stücke erregt haben und so großen Zulauf sie Anfangs hatten, so ist doch eigentlich keines von ihnen ein Repertoirstück geworden, und Hernani, sein gepriesener Hernani, wird schon seit einigen Jahren nicht mehr gegeben, indeß die meisten Trauerspiele Cas. Delavigne's sich auf der Bühne erhalten. Auch der „Domino rose“ oder „rosenfarbige Domino“ ist ein Karnevalsstück, von dem außerordentlich schreibseligen Ancelot, der, wie Scribe, auch immer mit irgend einem Gehülfen arbeitet, dessen wahrer Gehülfe aber seine eigene Frau seyn soll. Ancelot ist leider in die Schlechtigkeiten des vorigen Jahrhunderts so tief hineingerathen, daß er wie im Schlamm darin herumpatscht und ein schmuziges Stück nach dem andern daraus hervorzieht. Dafür wird er denn auch in den Feuilletons der Tageblätter ganz unbarmherzig mitgenommen. Fast jede Woche halten sie ihm diese Sucht, Auftritte und Sitten aus der verdorbenen Zeit Ludwigs XV. zu schildern, als eine Nichtswürdigkeit vor, und sprechen von ihm wie von einem öffentlichen Sittenverderber. Ein empfindlicher Mann würde sich so etwas sehr zu Gemüthe führen und vor Gram vergehen, oder aufhören, Vaudevilles zu schreiben, besonders dergleichen schmuzige Vaudevilles. Er mag aber denken: alle Kritiken wider Scribe in den Feuilletons, von den Janinschen Artikeln im Journal des Débats angefangen, haben den geistreichen Mann nicht verhindert, dick und fett und noch dazu sehr reich zu werden. Warum sollte nicht auch ich diese vortrefflichen Eigenschaften erwerben können? Es kommt ja nur darauf an, ununterbrochen und rastlos fortzuarbeiten. Nach diesen Betrachtungen muß er sich dann wohl die Ohren verstopft, die Augen zugemacht und das Herz verpanzert haben gegen alle Feuilletons und Kritiken der Stadt Paris. Nun ist freilich ein sehr großer Unterschied zwischen Scribe und Ancelot; diesem wird aber die Eitelkeit oder Eigenliebe nicht anerkennen wollen. In dem lezten Ancelotschen Vaudeville wird auf Kosten der Hausehre des so berüchtigten weiland Polizeilieutenants Sartines gewizelt und gespaßt. Dieser soll nämlich mit Jemand eine Wette eingegangen haben, er wolle genau angeben, wo dieser Jemand die Nacht sich aufhalte. Nun soll sich aber der Jemand ziemlich oft Nachts im Schlafgemach der Frau Polizeilieutenantin aufgehalten haben; mithin, da Niemand solche Besuche dem Hausherrn verrathen mochte, und Herr von Sartines besser die Geheimnisse der Schlafgemächer Anderer, als die seines eigenen kannte, habe er die Wette verloren.

(Der Beschluß folgt.)

* Berlin, März.

(Beschluß.)

Der Oberbürgermeister. Das Spukhaus.

Herr von Bärensprung wurde Oberbürgermeister in Folge der günstigen Meinung, welche das städtische Wahlkollegium von seinem kräftigen, freien Willen hatte. Man betrachtete es als Triumph, ihn, gegen den höchste Ungeneigtheit vorhanden seyn sollte, sich erstritten zu haben. Neuerdings aber hatte sich das Blatt gewendet; der neue Bürgermeister kehrte seinen kräftigen Willen gegen das Kollegium, das seiner energischen Kraft im Handeln nicht genug nachkam; die heftigsten Dispute, die ärgerlichsten Auftritte erfolgten, und es kam zu gegenseitigen protokollarischen Erklärungen der Nichtachtung und zu Injurienprozessen. Zulezt ging dasselbe Kollegium, welches ihn sich ertrozt hatte, so weit, ihn mit Bitten und Versprechungen um Niederlegung seines Amtes anzugehen. Herr von Bärensprung hat diese Offerte angenommen, und ist im Begriff, seinen Konsulstab gegen eine bedeutende jährliche Pension niederzulegen. Noch fehlt nur die Bestätigung des Königs, welcher in dieser Verhandlung den Ruhm eines wahrhaft königlichen Vermittlers davon getragen, indem derselbe mit eigenen Opfern die nächsten Gegenstände der ärgerlichen Streitpunkte zu entfernen gesucht hat. Ueber das neu zu wählende Oberhaupt unserer Stadt schwanken noch die Meinungen. Von dergleichen Angelegenheiten erfährt man hier übrigens nur durch die fremden Blätter. Die Censur sorgt, daß keine Symptome unsers Lebensprozesses zum Vorschein kommen. Zwei Studenten duellirten sich; aus Ungeschicklichkeit fällt der eine. Man hätte vielleicht kaum von der Sache gesprochen, wenn nicht ein Theaterstück, das am Abende gegeben werden sollte, deßhalb abgeändert worden wäre, weil der Titel hieß: „das Duell auf der Dachstube.“ Ich weiß wirklich nicht, ob jenes in einer Dachstube stattgefunden hat.

Berlin ist so wenig historisch, daß die Hoffnung, Schäze zu finden, bei den Hausverkäufen hier kaum vorkommt. Noch weniger gibt es Geister, d. h. Gespenster, von denen sich was erzählen läßt. Um so mehr muß es überraschen, wenn ein Haus im allerneuesten Theile der Stadt, demjenigen, wo unsere Schuljugend noch vor einigen Jahren auf den Wiesen sich umtummelte, in den Ruf eines Spukhauses gekommen ist. In einem solchen funkelnagelneuen Gebäude der Louisenstadt mit kerzengeraden Fenstern und hellen Treppen lassen sich entsezliche Seufzer aus den Wänden vernehmen, und höchst namhafte Personen haben diese eingemauerten Klagetöne vernommen. Zwar so gut als die Memnonssäule durch den tönenden Granit erklärt ist, ließe sich auch hier eine physikalische Aufklärung denken; allein in demselben Hause haben scharlachkranke Kinder etwas Unnennbares im Wandtrümeau gesehen und vor Entsezen geschrien, und nicht aussagen können, was sie gesehen, und als das eine Kind darüber gestorben, hat das andere Kind, das in der Nebenstube lag, sich aufgerichtet und dem Todten durch die halboffene Thüre zugerufen: „Marie, ich folge dir!“ und ist in einer halben Stunde auch gestorben, und die Mutter dazu, über dem Schreck. Leider hat Berlin keine Nikolai und Biester mehr. Von Erdbeben hat man nichts gehört, auch haben sich die Sterne nicht, wie in Amerika, zur Erde geneigt, daß man an einen jüngsten Tag glauben sollte, eine Furcht, die überhaupt unserer Bevölkerung, troz der um sich greifenden Pietisten, noch fremd bleibt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. März 1834.

Wehmuth und Wollust, Tod und Leben
Sind hier in innigster Sympathie;
Wer sich der höchsten Lieb' ergeben,
Genest von ihren Wunden nie.

Novalis.

Lieder von K. M.

Eindruck.

Dein Haar ist dünn und weiß,
Dein Antlitz ist gebräunt;
Dein Leben war wohl heiß
Und müde bist du, Freund?

Besänftigung.

Mann mit finstrer Ernstesstirn',
O gestatte mir die Frage:
Ob erlittnes Leid dein Hirn,
Ob begangenes dich plage?

Daß du keinem ganz entrannst,
Lag in deinem Menschenleben;
Doch erlittnem Unrecht kannst
Du, gethanem Gott vergeben.

Das Begräbniß.

Was besagt der Laut der Glocken?
Man begräbt den Biedermann.
Weine hier, wer weinen kann,
Jenseits grüß' ihn Ein Frohlocken!

An einen Todten.

Glocken deiner Leiche schallen
Zur Bestattung und verhallen;
Thränen fließen und versiegen;
Ruhig magst du, Todter, liegen!
Traurig Loos! nur kurze Lust
Füllt die arme Menschenbrust.
Trauriger: das arme Herz
Trägt noch kürzer an dem Schmerz!

Im Tannenwalde.

Wie herauf zum Tannenwald
Fernes Grabgeläute hallt!
Und wie schüttert durch die Trauer
Mir ein ungewohnter Schauer!

Thräne, die mein Auge wärmt,
Wär's ein Geist, der, ausgehärmt,
Hinglitt durch die Wipfelhalle
Und dich hielt in deinem Falle?

Ja, die leise Zähre stockt;
Geisteswehen mich verlockt,
Ihm in's ew'ge Geistesleben
Durch die Tannen nachzubeben.

Sonntagsgeläute.

Andacht will das Bergdorf pflegen;
Glocken fleh'n dazu um Segen,
Und auf blauen Himmelswegen
Haucht der Ost ihn lind entgegen.

Wunsch und Hoffnung.

Der Himmel weint; Ein Regen nur
Verhüllt in Grau die grüne Flur.
Doch zeigt nach oben goldne Wonne
Dies Wolkendach im Licht der Sonne;
Ein Schauspiel, das uns jenseits werde
Beim Blick auf's Wehe dieser Erde!

In abendrother Nacht.

Die Sonn' ist längst hinabgegangen;
Doch blieb ihr Widerschein nicht hangen
In Luft und Landschaft nächtlich spät?
Welch' Abendroth, und sternbesä't!
Und Nacht und Tag, sonst so geschieden,
Wie schwelgen sie in seltnem Frieden!

Die Ruinen von Balbek.

Nach Lamartine.

Zu Anfang Aprils wird ein kleines Werk von Lamartine unter dem Titel: Destinées de la poésie, erscheinen. Es ist eine Rhapsodie über das Verhältniß der Poesie im weitesten Sinne zu der künftigen Entwicklung des Menschengeschlechts. Die meisten Bilder sind dabei seiner Reise in den Orient entlehnt. Die Sitte der Pariser Journale, aus angekündigten interessanten Werken zum voraus Bruchstücke mitzutheilen, sezt uns in Stand, die folgende Skizze zu übertragen, welche ein Ganzes für sich bildet.

* * *

Ich hatte eines Tags den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Sannim überstiegen und war den mit seinem Cederndiadem gekrönten Libanon herab in die nackte, dürre Einöde von Heliopolis gezogen. Da, am Ende einer langen, mühseligen Tagereise, hob sich am noch fernen Horizont, auf den lezten Staffeln der schwarzen Berge des Antilibanon, von den beschatteten Bergwänden ein ungeheurer Klumpen gelber, von der Abendsonne vergoldeter Trümmer ab. Unsere Führer wiesen mit dem Finger hin und riefen: Balbek! Balbek! Ja, es war das Wunder der Wüste, die fabelhafte Balbek; strahlend stieg sie aus ihrem Grabe, um uns von Zeiten zu erzählen, für welche die Geschichte kein Gedächtniß mehr hat. Langsam zogen wir auf unsern müden Rossen dahin, die Augen auf die Riesenmauern, die kolossalen, schimmernden Säulen geheftet, welche immer mächtiger, gewaltiger in den Raum zu wachsen schienen, je näher wir kamen. Tiefe Stille herrschte in unserer Karavane; Jeder fürchtete, um einen Eindruck dieser Scene zu kommen, wenn er den eben erhaltenen mittheilte; sogar die Araber schwiegen, auch sie, schien es, stimmte ein Schauspiel, das allen Gedanken Eine Richtung gibt, zu tiefer, ernster Betrachtung. Endlich erreichten wir die ersten Marmorblöcke, die ersten Säulenstümpfe, welche die Erderschütterungen über eine Meile weit von den Denkmälern weggeschleudert, gleich dem trocknen Laube, das der Sturm weit weg vom Baume führt. Die tiefen, breiten Steinbrüche, welche gleich Thalschluchten in die schwarzen Bergseiten des Antilibanon einschneiden, lagen bereits gähnend vor den Hufen unserer Pferde; noch sah man in diesen weiten Steinbecken, an deren Wänden das Brecheisen tiefe Spuren hinterlassen, hie und da einen gigantischen, halb abgelösten Block, weiterhin andere, auf allen vier Seiten behauen, die zur Fortschaffung nur der Wagen oder der Arme eines Riesengeschlechts zu harren schienen; einer dieser Quader von Balbek war zwei-und-sechzig Fuß lang, vier-und-zwanzig breit, sechzehn dick. Einer unserer Araber stieg vom Pferde, gleitete hinab in den Steinbruch, erkletterte den Stein mit Hülfe der Kerben vom Meisel und des Mooses, das darauf Wurzel geschlagen, schwang sich auf dieses Fußgestelle, und lief nun unter wildem Geschrei auf der Fläche hin und her; aber die Masse des Piedestals erdrückte den Menschen der Jeztzeit, die Kreatur verschwand vor ihrem Werke. Es brauchte die vereinigte Kraft von sechzigtausend jetzigen Menschen (?), um nur diesen Stein von der Stelle zu rücken, und an den Platformen der Tempel von Balbek sieht man noch kolossalere, die, fünf-und-zwanzig, dreißig Fuß über dem Boden, Kolonnaden tragen, welche mit solchen Grundmauern im Verhältniß stehen.

Wir verfolgten unsern Weg, links die Wüste, rechts die Wellenlinien des Antilibanon, an ein paar kleinen, von den arabischen Hirten bebauten Feldern vorbei, und längs eines breiten Waldbachs, der sich durch die Trümmer schlängelt und einige hübsche Nußbäume auf seinen Ufern trägt. Die Acropolis, der künstliche Hügel, auf welchem alle großen Denkmäler von Heliopolis stehen, zeigte sich hin und wieder durch die Zweige und über den Wipfeln der großen Bäume; endlich lag sie ganz vor uns, und unwillkührlich, wie elektrisch berührt, machte die ganze Karavane Halt. Keine Feder schildert, kein Pinsel malt den Eindruck, den dieser einzige Blick auf Auge und

Gemüth macht: zu unsern Füßen, im Strombett, rings auf dem Feld, um alle Baumstämme herum ungeheure Blöcke von grauem oder rothem Granit, blutrothem Porphyr, weißem Marmor, gelbem Stein, der glänzt, wie parischer Marmor; Säulenstümpfe, Kapitäler, Architrave, Knäufe, Karnieße, Gesimse, Fußgestelle, zerstreute, wie noch zuckende Glieder von Bildsäulen, die mit dem Gesicht am Boden liegen; und all dies wirr durcheinander, hier in Haufen aufgethürmt, dort in tausend Trümmer zerschlagen, und nach allen Seiten dehnt es sich hinaus gleich Lavaströmen eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reiches von sich speit. Mühsam windet sich der Pfad durch den Kunstschutt, der überall den Boden deckt, und mit jedem Schritt glitschte der Huf unserer Pferde hier über das glatte Acanthusblatt eines Karnießes, dort über den Schneebusen eines weiblichen Torso; nur das Wasser des Flusses bricht sich Bahn durch die Trümmerbänke und nezt mit der murmelnden Welle die Marmorsplitter, die seinen Lauf hemmen.

Jenseits dieser Trümmer, welche eigentliche Marmordünen bilden, liegt der Hügel von Balbek, eine Plattform, tausend Schritte lang, siebenhundert breit, ganz von Menschenhand aus Quadern aufgebaut, die zum Theil fünfzig bis sechzig Fuß lang, zwanzig bis zwei-und-zwanzig hoch sind. Dieser Hügel von gehauenem Granit lag jezt mit seinem östlichen Ende vor uns und zeigte seine tiefen Fundamente, seine riesenhafte Bekleidung, wo drei Granitblöcke hundert achtzig Fuß weit fortlaufen und ein Mauerstück von nahezu viertausend Fuß im Gevierte bilden, die weiten Oeffnungen seiner unterirdischen Gewölbe, in die sich der Fluß hinunterstürzt und wo der Wind mit dem Wasser ein Getöse hervorbringt, ähnlich dem fernen Geläute mächtiger Kirchenglocken. Oben auf dieser ungeheuren Plattform nun hob sich das Ende der großen Tempel, in Goldfarbe, von dem blauen und rosenrothen Himmel ab. Manche dieser verlassenen Bauwerke sahen aus, als wären sie eben erst unter der Hand des Künstlers hervorgegangen; von andern standen nur noch Trümmer, einzelne Säulen, hängende Mauerstücke, zerfallene Giebel; das Auge verirrte sich im schimmernden Säulenwalde all der Tempel, und vor dem hohen Horizonte konnten wir nicht sehen, wo dieses Steingewimmel ein Ende nahm. Die drei Riesensäulen des großen Tempels, auf denen noch majestätisch das reiche, kolossale Gesimse ruht, beherrschten die ganze Scene und schwangen sich auf in den blauen Himmel der Wüste, gleich einem Wolkenaltar für ein Riesengeschlecht.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben.

Man kann sich ein topographisches Verhältniß der innern Bedürfnisse denken. Es gibt Städte, Länder, ja Welttheile, die gewisser Ansichten, Interessen, Empfindungen gar nicht fähig sind, in denen sie, auch gewaltsam hineingetragen, klanglos verhallen und so selbst im Träger verstummen würden. So haben gewisse Städte für bestimmte Ideen, Zustände oder Gefühle, z. B. für Geschlechtsliebe, Ehe, Freiheit, Anstand, Fleiß, Ehre, Lebensgenuß, Geistesbildung, Sittlichkeit rc. ein besonderes Lokalmaaß, eine örtliche Resonnanz. Wie sehr unterscheiden sich hier, um nur einige zu nennen, Neuorleans, Madrid, Paris, Rom, London, Petersburg rc.? Daher die Unbehaglichkeit dessen, der mit Interessen und Lebensgewohnheiten von höherer Temperatur dahin versezt wird, wo diese zufällig einen sehr tiefen Thermometerstand haben.

*

Der Jüngling will lieben, das Mädchen sich geliebt sehen. Das ist naturgemäß. Ihm dünkt die Liebe ein höchstes Gut, der herrlichste Besitz und Genuß; ihr die Liebenswürdigkeit. Ihm verdeckt erhörte Neigung die ganze übrige Welt; ihr Sinn geht weiter. Sie möchte mit einer dieser Zuneigungen ihre Bestimmung erfüllen. Daher ist das Mädchen über eine verlorne Liebe untröstlicher, als der Jüngling. Sie zweifelt an der Gewalt ihrer Liebenswürdigkeit; der Jüngling tröstet sich mit der Tyrannei der Konvenienz oder dem bekannten Flattersinn der Mädchen. Er denkt: sie war meiner nicht werth! Sie fragt sich: bin ich denn seiner nicht werth?

*

Wenn die Menschen nicht Achtung für ihre dunkeln Gefühle hegten, ihr bloßer Verstand würde bald alle guten Verhältnisse des Daseyns zerstören. Sie empfinden richtiger, als sie denken, und ahnen tiefer, als sie sehen.

*

In der Gesellschaft muß man nicht vergessen, daß ihr Wesen einem dilettantischen Drama ähnlich ist; daß Alles auf Wechselreden und Handlung, auf Humor, Spiel, Darstellung beruht, daß Geschäftsinteressen, lange Erzählungen, Ablesen und alle Monotonien ausgeschlossen sind. Aergere sich darum kein Biedermann, wenn man dem Buffon, dem Intriguant, dem Simpel, dem Hanswurst, dem Polterer sein Ohr oft lieber leiht, als ihm, dem deutschen Hausvater, dem redlichen Weisen. Es ist in Gesellschaft von keinem theoretischen oder praktischen Resultat die Rede, sondern daß Interesse und Handlung niemals stille stehen, werden diese nun fortgetragen durch wen sie wollen. Ja,

der Faßlichste, Kräftigste, Keckste, Schlagfertigste ist der Gesellschaft stets der Liebste; und bietet er dabei noch aktiv oder passiv ergözliche Seiten dar, sizt ihm, während er in lautem Ton über die Dinge der Zeit abspricht und sparsam Lob, reichlich Tadel zumißt, manchmal selbst eine Eule auf, so ist das den Genossen meist lieber, als das mäßige, treffende Wort eines ruhigen Denkers.

*

Es ist tragi-komisch, mit anzusehen, wie im Leben auch den Besonnensten, Kältesten, den ächten Prosaikern dennoch die Phantasie von innen durch ihre Neigungen und Hoffnungen, von außen durch die lockenden Phantasmagorien oft plumper Menschen stets auf's Neue mitspielt, und wie die Eingezogensten von ihren Gelüsten gehänselt werden bis an ihr Ende. F. L. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Musik.

Wahrscheinlich ist dies nur der Einfall eines Wizlings und keine Anekdote aus der Polizeigeschichte der Stadt Paris; dies ist aber den Vaudevilledichtern einerlei; sie haben die Anekdote dramatisirt, und Ancelot hat sein Talent aufgeboten, um dieses Stück der Chronique scandaleuse recht wizig zu machen, was ihm auch so übel nicht gelungen ist; denn im Grunde haben Herr und Madame Ancelot zusammengenommen Wiz und Geschick, und wenn sie ernstlich ans Werk geben, schreiben sie auch gut; jedoch in den lezten Stücken soll der Styl vernachlässigt seyn; wie sollten sie auch Zeit finden, denselben zu feilen? Während nun alle diese und mehrere andere Karnevalstücke noch auf den Theatern als Nachklänge des Faschings sich vernehmen lassen, treten die Konzerte ein, oder eigentlich vermehren sie sich, denn Konzerte gibt es in Paris das ganze Jahr hindurch. Das Musikkonservatorium gibt jeden Sonntag ein Konzert, und zwar gewöhnlich zur völligen Befriedigung der Musikkenner, die schon seit einigen Jahren das Vergnügen haben, Beethoven den ihm gebührenden Plaz unter den Meistern, deren Symphonien aufgeführt werden, einnehmen zu sehen. Nicht allein wird diesem Meister die ihm gebührende Anerkennung, es gibt sogar Enthusiasten, welche von Beethoven mit einer schwärmerischen Verehrung sprechen, die man nicht einmal in Deutschland antrifft. So schrieb neulich ein Kritiker in dem Feuilleton eines Journals, bei Gelegenheit der Erwähnung eines Konzerts im Musikkonservatorium: wenn man eine große Beethovensche Symphonie aufführen gehört habe, so sollte man eigentlich sterben, oder wenigstens einen ganzen Monat lang in Traum versunken liegen bleiben. Ich zweifle, ob jemals in Deutschland einer den Wunsch geäußert hat, sogleich nach einer Beethovenschen Symphonie das Zeitliche zu segnen und sich beim Ausgange aus dem Konzertsaale ins Grab zu legen, damit kein irdischer Gedanke mehr die himmlische Empfindung störe, die man aus dem Saale mit hinausbringt. Freilich ist dieser Enthusiast selbst ein schwärmerischer Tonsezer, Berliot nämlich, dessen Symphonies fantastiques auch ein- oder mehrmal in Paris aufgeführt worden sind. Diese Symphonien lauteten etwas verworren und es herrschte ein furchtbares Geräusch darin; indessen ließ sich doch auch mancher Beethovensche Klang vernehmen, und nur ein begeisterter Künstler konnte dergleichen Musik sezen. Was diesen jungen Mann begeistert hat, ist die Aufführung der Shakespeareschen Trauerspiele durch eine englische Truppe in Paris. Der Shakespearesche Geist fuhr bei dieser Gelegenheit in den jungen Enthusiasten, und von nun an wollte er ein musikalischer Shakespeare werden. Er mag [illegible] eingesehen haben, daß dies keine leichte Sache ist; allein er ist auf dem Wege, es zu werden, und vielleicht gelingt es ihm. Ein besonderer Umstand ist es, daß er sich nicht allein in die Shakespeareschen Trauerspiele, sondern auch in die darin vortrefflich spielende Miß Smithson verliebte, sie aber erst heirathete, als sie arm geworden war und durch einen Fall ein Bein gebrochen hatte. Einmal ist sie wieder in einer Vorstellung aufgetreten, welche zum Besten des Paares gegeben wurde. Erst spielte Miß Smithson eine ihrer besten Rollen, und dann ließ Berliot eine „phantastische Symphonie" aufführen; man hatte also hier Ursache und Wirkung nach der Reihe, und gleichsam die Geschichte der Konzertgeber verwirklicht. Das Wort phantastisch spielt jezt eine bedeutende Rolle in der französischen Literatur! Seitdem ein Uebersezer durch die Worte Contes fantastiques die Hoffmannschen Erzählungen bezeichnet hat, gehen alle bizarren Geistesprodukte unter diesem Namen durch; die ziemlich unbekannte Zeitschrift l'Essor ereiferte sich daher auch zu Anfang dieses Jahres über das Einreißen des phantastischen Geistes und über die Ueberschwemmung mit phantastischen Erzählungen. Freilich schießen diese überall wie Pilze auf; allein wenn in Paris Uebermaaß von etwas entsteht, so kann man sicher seyn, daß das Ding selbst nicht lange mehr dauern wird. Die Pariser verlassen Alles schnell, wenn es zu gemein wird und ihnen zu häufig vor Augen und Ohren kommt. Man wird sich noch der Konzertunternehmungen erinnern, die im vorigen Jahre entstanden, weil Jemand den guten Einfall gehabt, einen Plaz in den champs élysées einzuhegen und dort unter freiem Himmel Musikstücke aufführen zu lassen. Mit dem Worte Konzert ist man eben nicht karg in Paris; einige aufeinander folgende Musikstücke heißen ein Konzert; somit mußte denn auch diese Abendmusik für ein Konzert gelten. Da nun diese Unterhaltung gefiel, so entstanden auch in andern Gegenden dergleichen, besonders im Montesquiensaale neben dem Palais royal. Auf diesem Gebäude, das inwendig so künstlich von Eisen angelegt ist, scheint aber ein böses Geschick zu ruhen; denn es ist schon ein Badhaus und dann ein Bazar gewesen; dem Konzertsaale ist es nicht besser gegangen, als dem Badhause und dem Bazar, und jezt ist es ein Ballsaal. Auch die andern Konzertunternehmungen haben wieder aufgehört. Nur jener Herr Musard, Erfinder oder Unternehmer der Abendmusik in den elysäischen Gefilden, steht noch aufrecht und hat den Winter hindurch seine Kunden in einem großen Saal der St. Honoréstraße zu einer musikalischen Abendunterhaltung versammelt. Auch dieser Saal hat verschiedene Schicksale gehabt; er war ein Bazar, als die Bazarsucht die Pariser Spekulanten ergriffen hatte; dann ward er der Betsaal der neuen Eglise française, die aber noch weniger ihr Glück darin gefunden, als die Kaufleute des Bazar; jezt wird jeden Abend nicht üble Musik darin aufgeführt, und dies hat vor der Hand mehr Beifall, als das Feilbieten guter und schlechter Waare, und als das Hersagen französischer Gebete und politischer Predigten der bereits veralteten „neuen Kirche."

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. März 1834.

Im Kampfe muß er sich entgegen wagen
Der eignen Liebe, wie dem fremden Hasse.

Platen.

Lessing.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Lessing heißt die neueste, in Kurzem erscheinende Novelle des Verfassers der Zerrissenen. Der große Mann und sein Zeitalter sind darin auf ganz originelle Weise aufgefaßt. Die Form der Dichtung erlaubt uns auch hier wieder, abgerundete, für sich sprechende Gemälde zum Vergnügen der Leser auszuschneiden. Zum vollen Verständniß des folgenden Stücks genügen wenige Worte.

Wir finden Lessing in der Periode, wo in ihm das erwachende Bewußtseyn seines Berufs als Dichter mit den äußern Verhältnissen in hartem Kampf liegt. Sein Stück Miß Sara Sampson wird von den Berliner Schauspielern einstudirt; aber den armen frommen Eltern ist die Weise, wie er zu Berlin seine Bildung verfolgt, sein Umgang mit Schauspielern und modernen Philosophen, von der schlimmsten Seite geschildert worden. Er hat auf dem Dorfe draußen der besorgten Mutter versprechen müssen, dem Theater und allem gefährlichen Umgang zu entsagen und sich besonders einem vornehmen Gönner zu widmen, der nach Berlin kommen soll und den jungen Mann mit seinem Sohne als Hofmeister reisen lassen will. Wir sehen ihn wieder in Berlin, mit den besten Vorsätzen, den Wünschen der Seinigen möglichst nachzukommen.

Unser Dichter war bereits vierzehn Tage in Berlin, ohne daß er, dem gegebenen Worte treu, seine alten Freunde und Bekanntschaften aufgesucht; die ihm von den Studien übrig bleibende Zeit brachte er damit hin, sich jenem vornehmen und angesehenen Gönner näher zu verbinden, durch Aufmerksamkeit und kleine Dienstleistungen aller Art, welche jenem, in der Stadt und Gegend noch Fremden, sehr zu statten kamen. Auf einem dieser Gänge begegnete er seinem frühern vertrauten Freunde Mylius, der ihn verwundert anblickte und nicht glauben wollte, daß er es selbst sey. „Ist's möglich?“ rief der lebendige junge Mann, „Sie hier, verehrter Ephraim? Eher hätte ich doch den Untergang dieser frommen Stadt prophezeit, als Sie in diesen Straßen wandeln zu sehen, ohne daß Ihr zärtlichster Freund nur eine Sylbe davon weiß.“ Lessing freute sich, den fröhlichen Kameraden, der stets guter Dinge war, in seine Einsamkeit wieder hineinlächeln zu sehen; er konnte es ihm nicht abschlagen, ihn bis zur entfernten Wohnung hinzubegleiten, und Mylius erzählte unterdessen auf seine Weise, was sich in Berlin zugetragen. „Unter Anderem,“ sagte er, „bin ich wieder einmal durch's Examen gefallen, und zwar durch ein philosophisches; ich betrachte diese Anstalten gleich einem Siebe, je öfter man durchfällt, desto geläuterter und besser wird man; für keinen Preis möchte ich zu den Hülsen gehören, die oben bleiben.“ Lessing

war verwundert. „Wie!“ rief er, „Du, der Du nichts thust, als philosophische Systeme aushecken, der Du mit nichts zufrieden bist, alle große Geister über die Achsel ansiehst — Dich hat man so behandeln dürfen?“ — „Freilich,“ war die Antwort, „weil ich eben mit nichts zufrieden bin, ist man's auch nicht mit mir. Doch laß das; jezt, da Du wieder hier bist, soll es nach alter Weise lustig hergehen. Vor Allem muß ich Dir vom Theater erzählen. Es geht ganz nach Wunsche, Theuerster; die Madame Golzig und ihre Histrionen sind ganz entbrannt in Dein Stück, sie bringen es zur Aufführung; hörst Du, Deine Miß Sara Sampson! Und die kleine Sabine wird die Miß machen. Ich versäume von den Abenden bei der Golzig keinen einzigen, und gieb Acht, eher fließt die Spree zurück, als daß unser neuer guter Geschmack sich nicht Bahn bräche.“ — „Was mein Drama betrifft,“ sagte Lessing, „so sind mir andere und bessere Gedanken gekommen; ich werde es von der Golzig zurückfordern. Auch bin ich Willens, mich mit dieser Frau und ihrer Gesellschaft nicht mehr abzugeben.“

Mylius überhörte diese ganze Rede. Beide kamen jezt an einem Hause vorbei, wo eine schöne Frau wohnte, die sich zufällig eben am Fenster zeigte. „A propos!“ rief der junge Philosoph, „wissen Sie auch, daß Gellert in Berlin ist? Wir müssen ihn aufsuchen, er muß uns kennen lernen; es wird ihn freuen, Leute zu sehen, die ihre künftige Berühmtheit schon fertig verbrieft in der Tasche haben. Doch, was seh' ich da, da ist ja der Garten der Golzig, es klingt Musik darin; richtig, am Samstag zieht sie immer herüber. Kommen Sie hinein!“

Lessing, der schon wider Vorsatz und Willen dem Freunde bis vor's Thor gefolgt war, erklärte sich bestimmt gegen den Eintritt, er schüzte die eintretende Dämmerung vor, um sich schleunig nach Hause begeben zu dürfen; allein sein lebensfroher Gesellschafter wollte von keiner Einrede etwas hören. Als der Dichter nicht gutwillig ihm folgte, nahm er ihn unter'm Arm und schob ihn mit Gewalt in die offenstehende Pforte. Gleich in den ersten Gängen traten zwei Freunde, die sich auch mit den Schauspielern abgaben, zu ihnen und bezeugten lebhafte Freude, Lessingen wieder zu sehen. Sie gingen mit einander weiter und kamen an einen beschatteten Platz, wo es in der Dunkelheit, die sich hier verbreitet hatte, schien, als schwebte eine weiße Gestalt mit eiligem Fluge um die rauschenden Baumgipfel herum. Als sie näher traten, sahen sie, daß es ein Mädchen war, die sich auf einer Strickschaukel schwingen ließ. Der Knabe, der die Schaukel in Bewegung sezte, ließ jezt die Arme erschöpft ruhen, indem er sich weigerte, weiter einen Dienst zu verrichten, der seine Kräfte zu überbieten schien. Mylius sprang hinzu, er erkannte die Schauspielerin Sabine, welche in nachlässiger Stellung in den engen Sessel hinein gefügt, den Kopf auf den Arm gestüzt, auf- und niederflog; sie ließ es geschehen, daß ihr kleiner Page einen rüstigern Stellvertreter fand, und indem dieser den schon etwas erlahmten Schwung der Schaukel neu belebte, nahm er Gelegenheit, den neuangekommenen Freund, der in der Nähe stand, vorzustellen. Die auf- und niederfliegende Schöne knüpfte nun ein eiliges und verwirrtes Gespräch an, das öfters stockte, wenn der Sprecherin durch den Schwung die Luft ausging. Der Knabe hatte auf ihr Geheiß ein paar bunte Lampen gebracht, die er in's Gras auf den Boden stellte, so daß die dunkeln Gebüsche und die fliegende Gestalt dadurch auf das Seltsamste beleuchtet wurden. „Ich kenne nichts Schöneres,“ rief das Mädchen, „als so in der Nacht durch die träumerischen Lüfte in die schlafenden Baumgipfel zu fliegen!“ — „Ja wohl,“ entgegnete Mylius, „besonders wenn man ein paar hübsche Füßchen nebst deren Anhang zu zeigen hat.“ — „Ich denke nicht mehr an die Füße, wenn ich die Erde und ihre Albernheiten hinter mir habe!“ rief das Mädchen aus den Lüften herab; „wissen aber möchte ich doch, wofür mich die schlafenden Vögel halten, wenn ich so auffahrend in ihre Nester gucke.“ — „Ohne Zweifel,“ antwortete Mylius, „für ihresgleichen, und zwar für einen lockern Vogel.“ Sabine streifte ihm im Niederfahren mit dem Fuß den Hut vom Kopfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Balbek.

(Beschluß.)

Wir hielten nur einige Minuten an, wir wollten nur überblicken, was wir endlich nach so viel Gefahr, nach so manchem sauren Schritte gefunden; da wir nun für den andern Tag eines Schauspiels gewiß waren, wie es uns der Traum nicht wieder geben könnte, brachen wir auf. Der Tag neigte sich seinem Ende zu; wir mußten uns nach einem Obdach umsehen, sey es unter dem Zelt oder in einem Gewölbe dieser Trümmer, um die Nacht zuzubringen und vom vierzehnstündigen Marsch auszuruhen. Wir ließen den Trümmerberg und ein weites, von lauter Schutt weiß schimmerndes Feld links liegen und ritten über einige Rasenstücke, wo Ziegen und Kameele weideten, auf den Rauch zu, der ein paar hundert Schritte vor uns aus einer Gruppe von Trümmern, mit arabischem Bauwerk dazwischen, aufstieg. Der Boden war uneben, hügligt, und dröhnte dumpf unter den Hufen unserer Pferde, als wollten die Gewölbe, über die wir wegritten, unter ihnen einbrechen. Bald befanden wir uns an der Thüre einer niedrigen, hinter zertrümmerten

Mauern halb versteckten Hütte, woran die Thüre und die schmalen Fenster aus mit etwas Kitt schlecht verbundenen Marmor und Porphyrstücken erbaut waren; ein kleiner Steinbogen ragte ein paar Fuß über die Platform hinaus, welche das Dach des Bauwesens bildete, und darin wiegte sich im Wind ein Glöckchen, wie man es auf Eremitengrotten zeichnet. Es war der bischöfliche Pallast des arabischen Bischofs von Balbek, des geistlichen Hirten einer kleinen Heerde von zwölf, fünfzehn Christen griechischer Konfession, die hier im Schooße der Wüste und des wilden Stamms der unabhängigen Bquaaraber hausen. Bis jezt war uns kein lebendes Wesen zu Gesicht gekommen, außer den Chakals, die unter den Säulen des großen Tempels herumliefen, und den kleinen Schwalben mit rosaseidnem Halsband, die gleich einem orientalischen Ornament an den Karnießen der Platform hingen. Nicht lange, so erschien der Bischof auf den Lärm unserer Karavane, machte seine Verbeugung auf der Schwelle und hieß mich willkommen. Es war ein schöner Alter mit silberfarbigem Bart und Haar, mit ernsten, sanften Zügen, adeliger, wohlklingender, gemessener Rede, völlig das Ideal des Priesters im Gedicht oder im Roman, eine von Frieden, Ergebung und Bruderliebe umflossene Gestalt, ganz im Einklang mit der ernsten, feierlichen Trümmerwelt ringsum. Er führte uns in einen kleinen Hof im Innern, der gleichfalls mit Resten von Bildsäulen, mit Stücken von Mosaik und antiken Gefäßen gepflastert war, übergab uns seine Behausung, das heißt zwei kleine, niedrige Zimmer ohne Hausrath und Thüren, entfernte sich und ließ uns, nach der Sitte des Orients, im unumschränkten Besitz seines Hauswesens. Während unsere Araber um das Haus her die eisernen Pflöcke in den Boden schlugen, an denen man die Füße der Pferde anbindet, und andere im Hof ein Feuer anzündeten, um unsern Pilaw zu kochen und die Gerstenkuchen zu backen, gingen wir wieder hinaus, um noch einen Blick auf die Monumente ringsum zu werfen. Die großen Tempel standen vor uns gleich Statuen auf ihren Fußgestellen, der lezte Strahl der Sonne fiel auf sie und wanderte gemach von Säule zu Säule, gleich dem Schein einer Lampe, die der Priester ins Heiligthum trägt, und die tausend Schatten all der Säulengänge, Pfeiler, Altäre zogen sich verschwimmend unter dem ungeheuren Steinwalde hin und verschlangen allgemach auf der Acropolis den hellen Schimmer des Marmors und Travertins. Weiterhin, in der Ebene, dehnte sich ein nur vom Horizont begrenztes Trümmermeer hin; es war, als brächen sich steinerne Wogen an einem Felsenriff und der weiße Schaum deckte weit hinaus die Fläche. Nichts, rein nichts erhob sich aus dieser Trümmersee, und allmählich senkte sich die Nacht von den bereits erbleichten Höhen einer Bergkette hernieder und hüllte sie in ihren Schatten. Schweigend, in Gedanken versunken, sahen wir eine Zeitlang dem mächtigen, stummen Drama zu und gingen dann langsam in den kleinen Hof des Bischofs zurück, den das Feuer der Araber beleuchtete.

Auf Fragmenten von Karnießen und Kapitälen, die im Hofe als Bänke dienten, verzehrten wir rasch das spärliche Mahl des Wanderers in der Wüste, und besprachen noch vor dem Schlafengehen die Bilder, die unsere Seelen füllten. Das Feuer erlosch, aber der Mond ging voll und glänzend am krystallklaren Himmel auf und goß über die Zacken einer großen, weißen Mauer und durch die Steinblätter eines verzierten Fensters, welche den Hof gegen die Wüste begrenzten, sein volles Licht über alle Steine im Raum. Wir versanken in träumerisches Schweigen; was wir da gedacht haben, so weit, weit von der Welt der Lebendigen, in dieser Welt des Todes, so vielen stummen Zeugen einer Vergangenheit gegenüber, die uns ein Räthsel ist und doch unsere armseligen Theorien von Geschichte und Philosophie der Menschheit über den Haufen wirft; was sich uns da in Kopf oder Herz regte, Systeme und Vorstellungen, ja, und wohl auch Erinnerungen und eigenste Gefühle — Gott allein weiß es, und unsere Zunge versuchte es nicht auszusprechen; hätten wir doch gefürchtet, die Feier dieser Stunde, die Pracht dieses Gestirns, ja die Andacht unserer eigenen Gedanken zu entweihen; wir schwiegen. Da auf einmal dringt ein sanfter, klagender Laut, ein tiefer, mit Gefühl gezogener Ton herüber aus den Trümmern hinter der großen, von arabischen Bogenfenstern durchbrochenen Mauer, woran uns das Dach eingestürzt geschienen; die wirren Töne schwellen an, werden stärker, lauter, ja, jezt hören wir einen Chorgesang mehrerer Stimmen, eintönig, melancholisch, rührend; der Ton läuft hinauf, hinab, erstirbt, erwacht wechselsweise und bildet sein eigen Echo: der Bischof hielt mit seiner kleinen Heerde das Abendgebet im verwüsteten Raum seiner ehemaligen Kirche, über dem Schutt, den hier, vor Kurzem erst, ein Trupp arabischer Götzendiener gehäuft. Völlig unerwartet klang diese seelenvolle Musik, wobei jede Note ein Gefühl oder einen Seufzer der Menschenbrust athmet, hier, in dieser Einsamkeit, mitten in der Wüste, hervor aus dem stummen Gestein, das die Zuckungen der Erde, die Barbaren und die Zeit übereinandergeworfen. Wir fühlten uns im Innersten erschüttert; begeistert, andachtsvoll, mit tief poetischem Gefühl lauschten wir den heiligen Tönen, bis die eintönigen Sätze der Litanei abgesungen waren, bis der lezte Laut der andächtigen Stimmen verklang und wiederum das gewohnte Schweigen auf den alten Trümmern lag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Spaziergang durch Hamburg.

(Fortsetzung von Nr. 22 u. 25 dieses Jahrs.)

II.

Wie oft wird man an Platens schöne Verse erinnert:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts!"

Mir ist, ich sey daran erinnert worden, ehe ich sie kannte. Heute geschah es lebhaft, als ich durch Altona nach Hamburg ging. Es war ein warmer Frühlingstag, obgleich erst einer der ersten Märztage. Die Palmaille, durch die mein Weg zunächst führte, ist eine stolze Straße, deren riesige Ulmen in vier langen Reihen in die Luft hinaufragen, keine Berliner Linden, sondern saftige holsteinische Bäume, die jezt schon im jungen Triebe schwellen. Auf beiden Seiten stehen weiße, villenartig erbaute Häuser, wovon die glücklichern südlichen die Aussicht, über freundliche Gärten und die niedern Stadttheile hin, auf den stolzen Elbstrom haben, und die Sonne dazu. Auf der nördlichen Seite stand heute eine lange, lange Reihe Trauerkutschen. Ein angesehener Mann der Stadt wurde begraben; sein Leichenwagen, mit den schwarzen Draperien und den schwarzbehangenen Pferden, führte den Zug, und dazwischen schrien die Fischweiber: „Frische Kabeljau, kauft! frische Kabeljau!" — Ein roth angemalter Milchwagen, zweirädrig, mit dem stämmigen Rößlein bespannt, hielt vor dem gegenüberstehenden Hause; der Knecht öffnete den Spunt eines der eisenbeschlagenen Fäßchen und ließ den weißen Strahl in die reine Schüssel laufen, die ihm die Magd hinhielt, während er mit ihr scherzte. Eine kleine Abtheilung dänischer Soldaten ging in munterm Schritt vorüber, jeder ein Commisbrod unter dem Arm. Wenige Schritte davon hatte ein Lastträger seinen Karren niedergesezt und eine Gemüsehändlerin ihre Körbe; beide stierten nach den schwarzen Tafeln mit den gezogenen Lottonummern, als müßten sie herauslesen, daß sie ferner keinen Karren mehr zu schieben, keine Körbe mehr zu tragen brauchten; aber das Lotto, dieser große Vielfraß, der am ganzen Lande zehrt, hatte auch ihren lezten Tagelohn verschlungen, und die große Lehre stand ihnen so nahe: auf dem schwarzen Wagen stand geschrieben, wann allein der Augenblick kommt, wo Keiner mehr eine Last zu schieben oder zu tragen braucht. Sie aber achteten nicht darauf. Alles wogte und trieb sich zwischen und durch den Leichenzug hin; nur einer alten Frau begegnete ich, die sich die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze trocknete, die hatte vielleicht ein gutes Brod mit dem verstorbenen Herrn verloren. Darum fiel mir's heute so besonders schwer auf's Herz:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts!"

Dennoch trabte ich durch Altona durch, auch meinen Geschäften nach. Sobald man die schöne Palmaille und das am Ende derselben errichtete Schauspielhaus mit der Inschrift:

„Der Muse (sic) unserer Mitbürger."

hinter sich hat, tritt man in eine verkrüppelte, häßliche, unendliche Stadt, mit einigen hölzernen Mohren vor den Tabakladen, reinlichen Bäcker- und Schlächterbuden, einem ganz stattlichen Rathhause und einer Unzahl großer Schilde mit der Inschrift: Hauptkollekteur des königlich dänischen Lotto; Gewürz- und Schnittwaarenlager ꝛc. ungerechnet, denn sich kleiden und Kaffee trinken muß man sogar in Altona. Ein geschmackloses hölzernes Thor trennt dasselbe von St. Pauli, wie es seit Kurzem das Gesez nennt, oder dem Hamburger Berge, wie es das Volk noch lange nennen wird. Ueber diesen, in mancher Hinsicht merkwürdigen Hambuger Berg ein andermal, wenn die Muße mir längeres Verweilen gestattet. Heute suchte ich mir, durch Beachtung dessen, was mir aus seinem bunten Getreibe eben vor Augen war, die melancholischen Leichenzuggedanken zu vertreiben. Vor mir ging eine etwas korpulente Frau — keine Spur einer Dame — im grünseidenen Ueberrock, mit kurzem, bestimmten Tritt. Da die Geschwindigkeit ihres Ganges der des meinigen egal war, wußte ich nichts Besseres zu thun, als nach der mir zugekehrten Hälfte ihres Aeußern auf ihre Beschäftigung zu schließen, und ich war meiner Sache bald gewiß. Sie war eine Geldverleiherin gegen Pfänder. Von meinen vielen Gründen nur ein paar. Sie war eine Hamburgerin, weil sie mit dem Geschwindschritt der Pferde ging, die ihrem Stalle zueilen; in Hamburg aber steht an jeder sechsten Thüre mit großen Buchstaben: Hier verleiht man Geld auf Pfänder. Nur einmal wandte sie den Kopf, als ein Pudel ihr am Rocke schnuppferte, und ich sah an ihrem vergelbten Gesichte, daß sie nicht anders zu dem grünseidenen Ueberrock gekommen seyn konnte, als durch Zueignung des verfallenen Pfandes. Es blieb mir endlich kein Zweifel, als im Thore ein zwergartiges Trödelmännchen zu ihr trat, das etwas altes Porzellan und andern Kram in den Armen trug. Meine Grünseidene redete ihn bekannt an, sie spizte die handschuhlosen Finger, als frage sie ihn, ob er Tabak bei sich habe, und er holte dienstfertig — es ist wahrhaftig wahr — ein braunthönernes Milchtöpfchen aus der Tasche und präsentirte ihr eine Prise daraus. Sie sagte ihrem untergeordneten Minister noch zwei, drei Worte im Geschäftsstyl, und war mir aus den Augen. Das kleine verkrüppelte Männchen erinnerte mich an ein ähnliches Geschöpf, dem man oft in den Hamburger Straßen begegnet, von dem mein kleiner achtjähriger Knabe neulich erzählte, er habe eine Frau ohne Beine gehen sehen, „denn gleich über den Füßen fing der Leib an." Diese kleine Person geht in selbstgefälliger Eitelkeit, im besten Puz die Straßen auf und ab und hat zwei Kinder.

Ich sah Hamburg heute mit nachsichtigen, freundlichen Augen an, denn wir hatten vierzehn Tage keinen Regen, drei Tage fliegenden Sturm gehabt, und so waren die Straßen ziemlich trocken; auch trippelte Alles munter daher, und eine Großmutter wollte sogar versuchen, ihr anderthalbjähriges Enkelchen, das sie auf dem Arme trug, eine Strecke gehen zu lassen. Die Sache ging auch ganz gut von statten, so lange sie sich begnügte, dem Kleinen schmeichelnd zu sagen: „Du schast en betjen gahn, min lütj Jung, de Straat is sunnck drög vun Daag; ternaaßen schast uck en Boltje hemn." (Du sollst ein bischen gehen, mein kleiner Junge, die Straße ist hübsch trocken heute; hernach sollst du auch ein Bonbon haben.) Als sie aber den Kleinen wirklich auf die Erde sezte und er den Sinn der Worte faßte, fing er ein solch höllisches Geschrei an, daß ich glaubte, es stecke ein junger Stentor in dem freien Reichsstädter, und wirklich ward dadurch eine Heerde Gänse und Enten, die ihr Futter in ländlicher Weise auf den Gassen suchten (es war freilich auf dem Wege zum Gänsemarkt), in eine so decidirte Flucht gejagt, daß sie es in ihren eigenen Bülletins kaum anders werden drehen können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. März 1834.

— Mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfst du ruhn und träumen.

Karl Borrom: v. Miltitz.

Der Läufer von Glarus.

Einst fochten die von Uri sich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesscheiden an,
Da ward zulezt der Spruch gethan:
„Zur Tag- und Nachtgleich allerfrühst,
Wann kaum der Hahn den Morgen grüßt,
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer senden,
Und wo sich drauf begegnen beide,
Da sey fortan des Landes Scheide.“
Und als der Morgen war gekommen,
Und kaum die höchsten Alpen glommen,
In Uri wachte schon der Hahn
Und sang den Morgen lustig an:
Der Hunger hat ihn früh geweckt,
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht schon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide seinen Lauf.
Indeß zu Glarus schläft noch fest
Der Hahn in seinem warmen Nest:
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum schlief er satt und unerschüttert,
Derweil im rothen Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umstand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und schlummertrunken sich zu blähen.
Und hurtig sprang der Glarner auf
Und nahm zur Marke seinen Lauf.
Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felsenecke
Ju's Land herein mit stolzen Tritten
Schon der von Uri hergeschritten.
Der Glarner hielt mit nichten an,
Er sprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und seinem Volk gewinnen möchte.
Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier ist die Scheide!“ ruft er schon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stücklein ihm zurückerstatten,
So weit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der schwingt ihn auf die Schulter drauf
Und klettert frisch den Steg hinauf;
Er athmet schwer, das Knie bricht ein,
Erblassend stürzt er auf's Gestein.
„Hier ist die Grenze!“ ruft er schnelle —
Sein Grabstein ist zur selben Stelle.

*

Da ruhe nun von deinem Lauf,
Und athme wieder freudig auf!
Du bist, so lang dein Fuß dich trug
Und bis zum lezten Athemzug,
Für's gute Recht vorangedrungen
Und hast ihm treulich Land errungen
Und weiter seine Mark gesezt.
Glückselig, wer zu guter Lezt:
Hier ist die Grenze! rufen kann.
Am Steine, den dein Muth gewann,
Den Ruhstein du gefunden hast —
Da, braver Läufer, halte Rast!

A. Stöber.

Lessing.

(Fortsetzung.)

Es war unterdessen ganz finster geworden, eine drückende, in dieser späten Jahreszeit ungewöhnliche Schwüle verkündete ein Wetter, das im Westen langsam aufzog. Aus dem erleuchteten Gartenhause ertönte Musik und Gelächter. „Sie können sich nur freuen, wenn sie Wein und Speisen vor sich sehen,“ rief Sabine; „und,“ sezte sie zu Lessing hinzu, „wo sind Sie denn indeß gewesen, Herr Ephraim?“ — „Zu Hause, bei meinen Eltern,“ antwortete der Jüngling. „Ach! auch ich hatte ein Haus,“ seufzte das Mädchen, „ein Haus, wo ich ein glückliches, frohes Kind war. Es stand am Ufer eines Baches, der melancholisch seine Wellen unter überhängenden Birken dahinfluthen ließ. Ach! laßt mich herab, ich will nicht mehr fliegen, die Erde ist doch schön! ich will nicht mehr fliegen.“

Die Schaukel wurde angehalten, und indeß Mylius sich der Seile bemächtigte, glitt das erhizte Mädchen in Ephraims Arme. Ein dumpfer Donner rollte und einzelne warme Tropfen fielen herab. Sabine hing sich an Lessings Arm, und sie gingen schweigend dem Hause zu. Als sie an den Tisch traten, der mit Speisen und Getränken, zugleich mit Büchern und Kupferstichen bedeckt war, und an dem die ganze Gruppe der Schauspieler Platz genommen hatte, wurde Lessing mit rauschendem Beifalle begrüßt. Es fand sich, daß man so eben von dem neuen Drama und dessen Darstellung gesprochen, und jezt war daher ein doppeltes Interesse mit der Erscheinung des Dichters verknüpft. Diesem wurde es schwer, der Fluth von Fragen und Lobsprüchen zugleich zu begegnen. Mit Mühe gelang es ihm endlich, so weit vorzudringen, daß er mit Ruhe der Madame Gelzig seinen Entschluß mittheilen konnte, die Darstellung seines Gedichts für dießmal zu verhindern. Kaum waren jedoch die Worte heraus, als auch der lebhafteste Widerspruch von allen Seiten her laut wurde. Im Geschrei und Gezänke schaffte sich die Stimme der Prinzipalin Raum. „Wie?“ rief sie entrüstet und beleidigt, „das Stück untersagen, das Manuscript uns wieder fortnehmen? und wofür hätten wir denn all' die Anstalten getroffen? Nein, verehrter Herr Lessing, so gerne wir Theater spielen, so ungerne sehen wir, daß man mit uns Theater spielt; das Stück bleibt in unsern Händen und wird aufgeführt.“ Der Beifall der Uebrigen stimmte ihr bei, und nachdem sie aus einem ziemlich großen Punschglase einen Zug gethan, sezte sie begeisterter ihre Rede fort: „Sie sollten sich schämen, Herr Lessing, mit Ihren Gaben, Ihren Talenten so kleinlaut und verzagt zu thun; habe ich Ihnen nicht schon tausendmal versichert, daß Sie zum Bühnendichter geboren sind? Es hat bis jezt Niemand unter unsern Poeten, straf mich Gott! eine so excellente Piece zusammenbringen können, als Ihre hübsche Miß. Was helfen mir Verse, und Verse und immer Verse? die kann ich auch machen; aber so eine kunstreiche Verhandlung, mit allen dazu passenden Reden, Abgängen, Affekten und Charakteren auszugrübeln, ist nicht Jedermanns Sache. Doch ich habe, wenn's gut geht, auch mein Verdienst. Mit vielen Kosten sind ganz neue Kleider angeschafft und zwei neue Akteurs gewonnen worden; kurz, dieses Stück soll mir die Kasse füllen, und meiner Bühne, die einigen Schaden erlebt hat, vollends auf die Beine helfen.“

Lessing zog sich vom Tisch zurück, er sah ein, daß bei der lebhaften, erhizten Frau für diesen Moment nichts zu erreichen sey. Unmuthig warf er sich auf einen Sessel, der von der Gesellschaft geschieden am Fenster stand; man beachtete ihn auch nicht weiter, und er durfte ungestört seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Zwei Theaterfreunde, die jezt hereintraten, brachten sofort neues Leben an den Tisch. Der eine von ihnen, ein magerer Franzose, mit einer durchdringenden feinen Stimme, behauptete, was Urtheile über Bühne und Kunst betraf, den ersten Plaz. Er fand entschiedenen Beifall und Glauben, einestheils weil er eben ein Franzose war, anderntheils, weil man vermuthete, daß er hohen Standes sey, welchen Glauben auch die Aufnahme des Fremden in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt zu bestätigen schien. Wie das Gespräch jezt auf die beiden neuen Schauspieler und ihre in Frage stehende Tüchtigkeit kam, rief er: „Wozu sik streiten? ce n'est qu'une seule règle que je donne: hat sie Anstand die Akteur, hat sie keinen? voilà tout! und um das zu probir, mak ich so: ik laß ihn mir bringen tout simplement einen Stuhl; bringt sie den Stuhl mit grace, nit zu schnell, nit zu langsam, stoßt sie nirgends damit an, so ist der Akteur fertig, und dieselbige kann dann nachher einen héros, einen Komiker, Alles; oui, mes enfans, Anstand, Anstand, c'est tout in diese Welt. Ohne Anstand auf der

Bühne findet ein anständik Publikum kein Vergnügen, ohn' Vergnügen kein Spektakel!“ — „Charmant!“ rief die Menge, „deliziös! Der Anstand ist's! der Anstand soll leben!“ Einige stießen ihre Gläser aneinander, und der magere Sprecher fuhr fort: „Par exemple, mes amis, der große Lecain seyn die erste Künstler gegenwärtig à Paris; hab' mit ihm oft dinirt und soupirt, und mich gestritten über das Kunst, und selbige mir nachher versifert, parole d'honneur! ik haben viel Talent zum Akteur; warum? weil ik hab' grace, und jeder Franzos haben grace. Keben sie Ak, wie ich nimm, par exemple, dies Glas; sehen sie den Hand, die Finger, alles hat seine Ordnung. Die Deutschen aber, permettes, messieurs, seyn eigentlich eine unanständige Nation, und darum seyn sie nit nuz zum Spektakel.“ — „Erlauben Sie, Herr Marquis!“ rief hier einer der jungen Schauspieler; „es gibt doch auch Fälle in der Kunst, wo der Anstand höchst unanständig wäre.“ Ein allgemeines Gelächter erscholl. Einige von der Gesellschaft, welche versucht hatten, es dem Kunstkenner im Anfassen des Glases und in zierlicher Stellung der Hand gleich zu machen, sezten jezt die Gläser hin und wandten sich gegen den kühnen Redner. Der Franzose machte eine sehr ernsthafte Miene und sagte: „Comment? c'est impossible!“ — „Sehr möglich,“ nahm der Sprecher wieder das Wort, „wenn der Anstand gegen Natur und Wahrheit streitet, so muß der Schauspieler ihn aufgeben, um den leztern zu folgen. Kann nicht zum Beispiel der Fall gedacht werden, daß der Dichter einen Charakter zeigen wolle, der aller Geseze des sogenannten Anstandes spottet, der gleichsam im Unanständigen excellirt? Hat man Gift bekommen, oder leidet man an ganz ungewöhnlichen Passionen, so kann man unmöglich ganz anständig sich geberden.“

Der Franzose wußte nicht, was er hierauf erwidern sollte; er begnügte sich, die Achseln zu zucken und eine spöttische Miene zu machen. Mylius drängte sich jezt an den Tisch und rief: „Meine Herrn, der Streit ist unnüz! Was ist am Ende anständig, was unanständig? hat Jemand schon den Unterschied herausgebracht? Ich zweifle; es sind leere Worte ohne Begriffe, oder vielmehr die Begriffe sind von Anbeginn der Welt immerdar verwechselt worden. Viele z. B. würden es höchst unanständig finden, daß wir hier so vielen Punsch trinken und so laut zanken; ja man könnte behaupten, wir seyen höchst unanständig geworden, indem wir uns über diesen Anstand streiten, und die beste Difinition des Anstandes sey, wenn wir aufhörten, über ihn zu zanken.“ Ein noch stärkeres Gelächter erscholl, und einige machten leise den Vorschlag, auf die Erhebung der Unanständigkeit die Gläser anzustoßen und zu leeren. Der Redner fuhr fort: „Was die Franzosen betrifft, so muß man ihnen den Ruhm lassen, daß sie überall wissen mit Anstand unanständig zu seyn, indeß die guten Deutschen von jeher unanständig anständig gewesen sind. Doch, um wieder auf die Bühne und die dramatische Kunst zurückzukommen, so scheint mir das vollendetste Kunstwerk das zu seyn, welches bei den Zuschauern die meiste Langeweile verursacht.“ Der Franzose nahm eine Prise, schlug die Dose heftig zu und rief: „Ah ciel! was Neues!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsezung.)

Spaziergang durch Hamburg.

Ich befand mich in der Neustadt, einer gräulichen Anhäufung von schmuzigen Gassen und alten hölzernen Häusern, die durch ihre Traufe lebhaft an la roche qui pleure im Fontainebleauer Holz erinnern. Dabei muß ich als einer der Eigenthümlichkeiten dieser Stadt erwähnen, daß die Namen fast nie zu den Orten passen, die sie bezeichnen. Der große Neumarkt ist weder groß, noch neu, noch ein Markt, auf den hohen Bleichen sieht man kein einziges Stück Leinwand, auf der Admiralität gibt es keinen Admiral, in der Kaffamacherei wohnt der russische Minister, der Dreckwall ist eine der reinlichern Straßen der Stadt. In der Bäckerstraße und am Brodschragen sucht man vergebens nach einem Bäcker, in der Deichstraße ist nichts von einem Deiche zu sehen, und wie die Republik zu einer Königsstraße kommt, mag Gott wissen. Doch im Buerstah haben wirklich einmal Bauern gestanden, als sie mit bewaffneter Hand in die Stadt drangen und der Bürgermeister an der Spitze seiner tapfern Getreuen ihnen zurief: Buer, stah! (Bauer, steh!).

Endlich gelangte ich über den Gänsemarkt in den Jungfernstieg, aber hier war keine Zeit, sich mit alten Großmüttern ꝛc. zu beschäftigen. Es wogte heute Alles im Winterstaate, der noch in der ersten Frische glänzte, fast wie er auf dem Weihnachtstische geprangt hatte; denn während des ganzen Winters war, des schlechten Wetters wegen, eine elegante Dame kaum aus dem Hause oder aus der Kutsche gekommen; nur seit den lezten paar Wochen konnten sie sich einigemal entschädigen und sehen lassen. Auch die Schwäne auf der Alster schnäbelten fröhlich dem Frühling entgegen und brüsteten sich in ihrem schönen Gefieder. Ich will aber diesmal den Leser nicht auf dem Jungfernstiege sizen lassen, wie ich es neulich unverantwortlicherweise that (daß ich ihn wieder dahin geführt, möge er verzeihen, ich genieße die weiche Wasserluft gar zu gern); vielmehr will ich ihn mit an die Börse nehmen, wohin ich neulich allein eilen mußte. Zuerst führt der Weg nach dem breiten Giebel, wo vormals eine breitgiebelige Kirche stand, die von den Franzosen zum Magazin benuzt, später der Hanseatischen Jugend zum Turnplaz angewiesen und endlich abgebrochen ward. Es war ein schöner Turnplaz, ein ebener, elastischer Bretterboden über den ganzen Flur der großen Kirche hin, zwischen den hohen Pfeilern die vielen Recks und Barren für Groß und Klein, und in der Mitte die Kletterbäume und Voltigierpferde. Ich habe vor manchen Jahren selbst dort, als Gast, geturnt, und kann nicht ohne Wehmuth daran denken; denn einer der schönsten, anmuthigsten Jünglinge führte mich dahin; ein Turner, wie es wenige gab, Kraft und Grazie in jeder Bewegung, ein

Mensch, wie ich wenige gekannt habe, glühend für alles Schöne und Große, Alle liebend, von Allen geliebt, ein Sohn, wie ihn die besten Mütter sich kaum wünschen mögen, denn um der seinigen die Sorgen und Kränkungen nie gekannter Entbehrungen im hohen Alter zu ersparen, opferte er Alles, selbst die Ehre auf. Ich kann nicht ohne Wehmuth daran denken; denn dieser hoffnungsübervolle Jüngling war Wilhelm Beneke, der wenige Jahre später dem bekannten Bankierhause in Berlin vorstand, einen schlimmen, sehr schlimmen Bankerott machte und — im Gefängnisse starb. Der jüngere Bruder, von ihm mit fortgerissen, saß auch, sollte noch lange sitzen, doch seine Befreiung ward auf eine Art herbeigeführt, die ein Denkmal verdient, wie ich es nicht zu errichten vermag. Unter den reichen Handelsherrn dieser Hansestadt traten gerade diejenigen zusammen, die durch jenes Fallissement die bedeutendsten Verluste erlitten hatten, sezten den Hergang der Sache, so weit er ihnen bekannt, einfach auf und baten den König von Preußen, dem jungen Manne die Freiheit zu schenken. Der König gewährte die Bitte. Jene edlen Männer aber wußten wohl, daß in unserer verkehrten Welt die nackte Freiheit zum Lebensglück nicht hinreicht. Sie traten abermals zusammen und verschafften dem Befreiten auch die Mittel eines ehrenvollen Erwerbs. Solche Beispiele — doch ich halte mich länger als billig am breiten Giebel auf. Die Kirche, wie gesagt, ist abgetragen, aber lange wird es nicht dauern, so erheben sich neue Häuser aus dem Schutt. Jezt muß man sich noch zwischen der Bretterwand, die den Bauplatz einfaßt, und einigen der eleganteſten Laden Hamburgs durchdrängen, um dann in die noch engere kleine Johannisstraße, aus dieser in die große Bäckerstraße und mittelst einer kleinen Fußgängerbrücke über einen schmuzigen Graben in den Neß zu gelangen, wo man rechts einen freien Platz und dahinter das alte, nichts als alte Rathhaus gewahrt, das jezt einen fast unangenehmen Eindruck macht, weil unmittelbar daneben die 1619 begründete, aber vor wenigen Jahren im edelsten Styl neuerbaute Bank steht. Vor dem Rathhause angelangt, fragt der Fremde nach der Börse, denn dort soll sie ja seyn. Er wendet sich mit dieser Frage zunächst an einen der dort postirten Droschkenführer, die aber, weil sie einen bessern Rock haben, als viele ihrer Genossen (sie sind nämlich, wie die österreichische Artillerie, leberfarb und ziegelroth gekleidet), sich auch vornehmer dünken und — wie manche andere Leute in Hamburg — glauben, daß Vornehmseyn und Höflichseyn sich nicht wohl mit einander vertragen. Er wird daher mit einem halb höhnischen Blick abgewiesen, ärgert sich vielleicht und wendet sich an einen ältlichen Mann, der einige Schritte weiter, ein zweiter Papageno, seine Käfige von einem Baume losnestelt. Man muß die Stimme erheben, denn der Baum ist das Obdach einer großen Menge kleiner, zum Kauf ausgebotener Sänger, die wie in buntem Gefieder, so in wirbelndem Wettgesange sich zu überbieten trachten. Nachdem es dem Fragenden gelungen, sich dem Manne verständlich zu machen, sieht dieser ihn verwundert an, dreht sich um, sieht ihn nochmals an, begreift endlich und sagt: „Der Herr ist wohl fremd hier?“ — „Ja wohl, lieber Freund.“ — „Na sehen Sie, das hier ist die Börse.“ — Nun weiß er's, von selbst wäre er schwerlich darauf gekommen. Diese Hamburger Börse ist nämlich ein kleiner, mit Gittern umgebener Platz, an dessen einer Seite etliche hölzerne Säulchen ein Dach tragen, unter welchem kaum hundert verträgliche Menschen Schuz gegen den Regen finden. Und der Regen ist nicht etwa eine Seltenheit in Hamburg; im vorigen Jahre z. B. waren unter den 365 Tagen nur 151 trockene. Immer noch etwas ungläubig sieht der Fremde sich um, wie jener Vogelhändler; der aber hat die kleinen Sänger auf seinem großen Karren davongeschoben, denn es schlägt ein Uhr, und nun überzeugt er sich erst von der Wahrheit seiner Angabe. Von allen Seiten strömen die Menschen herbei in blauen oder braunen Oberröcken von sehr gutem Tuche, oder in Mänteln mit großen, über die Arme herabfallenden Kragen, oben mit braunem Pelz verbrämt, mit weißer Wäsche, mit Kravatten von Seide oder Pferdehaar und schwarzen Filzhüten mit kleinem Rande, gewöhnlich einen seidenen Regenschirm in der Hand oder unter dem Arm. Aus der am Rathhaus befindlichen Bürgerwache tritt ein Unteroffizier mit einigen Soldaten und führt diese an die verschiedenen Zugänge des Platzes, um Wagen und Lastträger anzuhalten, welche während der Börsenstunde mitunter bedeutende Umwege machen müssen. Die Herren, die aus Altona oder von den Hamburger Vorstädten und Gartenhäusern zu Wagen ankommen, müssen es sich auch gefallen lassen, vor dem Platze auszusteigen; und dies ist eine sehr weise Maßregel, denn die Menschenmenge wird bald so groß, daß nicht nur die Börse selbst, d. h. der umgitterte Platz, sondern auch die Straße daneben und der ganze Platz vor dem Rathhause gedrängt voll stehen, und die Wagenpassage wirklich gefährlich seyn würde.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Logogriphe in Nr. 70:

1) Bogen, Pocken. 2) Bader, Pater. 3) Paktat, Bagdad.

Räthsel

Es bringt in ein großes Theater hinein,
Doch muß gezogen der Vorhang seyn;
Groß ist die Rolle, von ihm gespielt,
Reich ist der Effekt, von ihm erzielt.

Es verleiht dem Klügeren größere Macht,
Herrn hat es Dienern bekannt gemacht,
Es hat dem Genie in Einem Nu
Manch Räthsel gezeigt und das Wort dazu.

Dem Feldherrn hilft es in heißem Kampf
Siegreich zerstreuen den Pulverdampf;
Hat manchen Schächer durchbohrt mit Recht,
An Schlechten sich durch die Verachtung gerächt.

Es hebet mit sich dich zum Himmel empor,
Wenn erst es den irdischen Haft verlor;
Mit Schmeicheln und Heucheln und Buhlen allein
Wird selbst es entehrt und verächtlich seyn.

Mir hat es den Stolz des Geschlechtes besiegt,
Und hat mich in himmlische Träume gewiegt,
Verfolgt mich Glücklichen oft so weit,
Schwach trifft es mich freilich zu jeder Zeit.

Gern ruht es auf Gras und frischem Klee,
Klar bleibt sein Himmel bei Regen und Schnee;
Doch sah ich es schwimmen in bitterem See,
Daran zu denken, es thut mir weh.

Wißt ihr es noch nicht? ach! es ist ja der Pfeil,
Den Liebe versendet zu Vieler Heil,
Ach! es ist ja der Bote, der Seligkeit bringt,
Der Sitz der Seele, wohin es dringt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. März 1834.

— Daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?

Lessing.
Hamburgische Dramaturgie.

Lessing.

(Fortsetzung.)

„Nichts natürlicher," entgegnete Mylius; „das Lachen wie die Thräne sind nur niedere Funktionen des thierischen Menschen. Die Kunst, welche sich damit abgibt, bloß diese in Thätigkeit zu setzen, steht natürlich auch auf einer geringen Stufe; sie leistet nichts mehr, als was tausend geringfügige Anlässe des gemeinen Lebens leisten. Je inniger ein Dichter aber von seinem großen Berufe durchdrungen ist, desto mehr wird er diese grobsinnlichen Opfer für seine Muse verschmähen, er wird höher und höher streben und nicht eher sich befriedigt fühlen, bis er jene Glanzhöhe seiner Kunst erreicht hat, deren Elemente in einer langweiligen Andacht, oder in einer andächtigen Langeweile bestehen. Die Eingeweihten verstehen mich. Allein diese leuchtende Region zu erstreben, ist nicht leicht. Ein Kunstwerk, das sich ihr nähern will, muß unter andern Tugenden besonders eine gewisse trübe Unverständlichkeit, eine mysteriöse Unbedeutenheit, eine vornehme Gelehrsamkeit sich aneignen. Es muß stets mit einem gewissen Etwas versehen seyn, das schwer zu beschreiben ist, welches jedoch immer daran erkannt wird, daß man sogleich bei seiner Annäherung die gründlichste Langeweile empfindet; eine Langeweile, die aber so edel und vornehm ist, daß ein nur irgend ästhetisch Gebildeter oder Kunstmensch um's Himmelswillen kein so langweiliges Stück für das belustigendste hingibt. Das ist, Freunde, die göttliche Ruhe, und wenn es uns gelingt, ein ganzes Publikum so göttlich zur Ruhe zu bringen, so hat unsere Kunst den Gipfel ihrer Bestimmung erreicht. Die Franzosen, wie in allen Dingen, können auch hier uns die besten Muster liefern."

Der Franzose, welcher zweifelhaft war, welche Deutung er der ganzen Rede geben sollte, fand sich durch den Schluß derselben eben so befriedigt als geschmeichelt. „Il n'y a pas de doute," rief er, „meine Nation ist unique, was betrifft die Kunst. Alle diese Wunder thut bewirken der Anstand. Es gibt große Exempel hierin. Le célèbre Bertier wurde verbannt und bestraft, weil er gewagt, vor die König und die ganze Hof den Tyran Neron zu spielen, ohne Galanteriedegen und weiße Handschuh." — „Fürchterlich!" rief Mylius, „wahrhaft gräßlich! und dennoch muß ich jenen großen Künstler loben. Der Zug ist grell, aber wahr. Welch ein sprechenderes Merkmal seiner bodenlosen Verderbtheit konnte dieser Wüthrich wohl geben? Daß er Rom verbrennen ließ, die Ermordung seiner eigenen Familie kaltblütig anbefahl, zahllose Verbrechen auf sein Haupt häufte, kann in den Augen der Zuschauer sein Bild nicht so verzerren, als jene weggelassenen Handschuhe es thun. Nun erscheint

er ganz als Scheusal, als über alle Grenzen des Menschlichen sich hinaus verirrendes Ungethüm, dem nichts heilig, nichts mehr ehrwürdig ist."

Ein Theil der Anwesenden lachte, ein anderer beobachtete die Mienen des Marquis, um nach seiner Theilnahme oder Abneigung bei diesen Worten ihr Betragen einzurichten. Madame Golzig, die die Aufmerksamkeit wiederum auf sich und ihre nächsten Angelegenheiten lenken wollte, rief jezt: „Was mich betrifft, gebe ich den jungen Ankömmlingen unbedingt meinen Beifall; sie sind beide von gutem Aeußern, wohl gebaut, und scheinen, was ihre Conduite betrifft, Kinder rechtlicher Eltern zu seyn. Der Eine ist sogar von einer so saubern Niedlichkeit, daß er der Mademoiselle dort bei der Probe nicht einmal einen Kuß geben wollte; doch so etwas empfiehlt. Ihr Spiel betreffend, mag das Publikum entscheiden." — „Ja, ja, das Publikum," riefen alle, „das hat die lezte Stimme!" — „Ich habe," sezte Madame Golzig ihre Rede fort, „jezt noch einen wichtigen Gegenstand Ihnen, meine Anwesende, vorzulegen. Es ist die Klage entstanden, daß ich zu viel ernsthafte Historien zur Aufführung bringe. Die vielen Staatsgeschäfte, der nahe Krieg und die große Besorglichkeit überhaupt machen, daß die Leute heutzutage ernsthafter sind, als sie es jemals waren. Wer in die Komödie geht, will darum nicht wieder-ähnliches Herzeleid, sondern Lust und Lachen finden. In Betreff dieser Anforderungen sind denn auch die beiden neuen Akteurs verschrieben; sie können singen und tanzen, der eine sogar will auf dem Seil Künste machen, wenn's erforderlich ist. Nun aber fehlen mir wieder die gehörigen Possen und Liederspiele. Ich habe schon mancherlei Plane und Gedanken mir gemacht. Auf meine Bitten schickte mir mein Korrespondent aus Hamburg etliche von solchen kuriosen singenden Komödien, die allesammt sehr schöne Titel haben; freilich sind sie nicht mehr ganz neu, doch ließe sich mit ein paar Aenderungen gewiß das Trefflichste daraus machen. Lesen Sie, Herr Mylius."

Der junge Mann ergriff das Blatt und trug der Gesellschaft folgende Titel vor: „Der aus Hyperboreien nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel, ein allegorisches Triumphspiel mit Tanz- und Singbelustigung. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebucadnezar, eine Tragödie mit Tanz. Die große römische Unruhe, oder die edelmüthige Octavia, eine mit Tanz ausgeschmückte Historie. Der angenehme Betrug, oder das Karneval zu Venedig." Der Leser hielt inne und man fing an, sich über diese Bühnenstücke zu besprechen, als in dem Moment die Saalthür aufflog: unter einigen starken Wetterschlägen trat ein junger blühender und erhizter Offizier herein, am Arm eine Theaterschöne, die mit zum Kongreß gehörte, jedoch vorgab, sich bei einer Freundin verspätet zu haben. Sie ließ sich von ihrem Begleiter den Mantel abnehmen und hörte mit freundlichem Lächeln auf die Artigkeiten, welche ihr der Marquis über den Tisch hinüber ziemlich laut zuflüsterte. Ein paar Schauspieler machten eben so laute Bemerkungen über den neuen Halsschmuck der Schönen. Der Offizier näherte sich der Madame Golzig und rief: ob es nicht jezt Zeit sey, die Karten tanzen zu lassen; für ein treffliches Soupé später habe er schon gesorgt. Bei diesem Antrage erhoben sich Mehrere sogleich und schlichen leise, nach ihren Hüten greifend, fort. Die andern rückten die Tische näher zusammen, schlossen die Fensterladen, und der Lieutenant ergriff die Karten, um Bank zu halten. Eine tiefe Stille trat ein, und die vielen vom Wein glühenden Gesichter blickten, wie mit Zauber gebannt, auf die Blätter, die unter den Händen des Offiziers ihre ominösen Zahlen zeigten.

Lessing hatte sich schon beim Beginne jenes nutzlosen Streites aus dem Zimmer entfernt und stand jezt, in Träume versenkt, unter einem breitblättrigen Kastanienbaum; ihn störte der verworrene Lärm aus dem Hause nicht, wohl aber fuhr er jezt auf, als er sich von einem weichen Arm umschlungen fühlte und gewahr wurde, daß Sabine neben ihm stand. Der Blick ihres Auges schien durch die Dunkelheit in das seinige zu dringen. Eine Pause verging, dann stieß sie mit einem schmerzlichen Seufzer die Worte aus: „Ephraim, Du bist mir untreu!" Sie weinte jezt auf das Heftigste, und der Jüngling bog sich zu ihr herab. „Wunderliches Mädchen!" rief er, „weßhalb glaubst Du das? Doch," sezte er schnell hinzu, „glaube es nur immerhin, Du mußt jezt erfahren, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden; obgleich in Einer Stadt mit Dir wohnend, werde ich sowohl Dich als Deine Gesellschaft geflissentlich vermeiden." Sie weinte immer heftiger, und er bog seinen Arm um ihren Leib. „Weine nicht!" rief er mit weicher Stimme, „ist es nicht besser, daß sich ein Band schnell und unverzüglich löst, so lange es noch schwach und leicht ist? Wir wollen beide ein besseres, edleres Ziel uns vorsetzen." Sie schlang ihren Arm um seinen Hals. „Ich weiß nicht, was Du willst, Ephraim! ich weiß nicht, was edel oder verwerflich, was Tugend oder Verbrechen ist, Du bist mein Eines und Alles; wenn Dein Auge mir lächelt, so bin ich gut, fliehst Du mich, so könnte ich morden." — „Fürchterlich!" rief der Jüngling bewegt; „armes, verwahrlostes Mädchen, wie soll ich Dir helfen?" — „Horch, wie der Donner schmettert!" unterbrach sie seine Worte; „tausend Menschenherzen zittern jezt in Furcht und Aengsten, ich kenne keine Gefahr. Ich habe über der Erde wie auf ihr nur Dich allein, Ephraim! Wenn der Bliz uns jezt wegnähme, wenn er, indem sein Strahl dieses Herz durchbohrt, zugleich die Qual endete, die darin verschlossen, die Qual, Geliebter, daß Du nicht

mehr mein bist, so wäre mir auf immer geholfen.“ Sie schwieg, und auf's Neue rannen ihre Thränen. „Du schwärmst,“ hob er mit ernster Stimme wieder an; „uns soll der Blitz tödten? und was hätten wir denn mit einander zu schaffen?“ Das Mädchen zuckte krampfhaft zusammen. „Was wir mit einander zu schaffen haben?“ erwiderte sie mit einem seltsam stockenden Ton; „das will ich Dir sagen.“ Sie hob sich auf die Fußspitzen bis zum Ohr des Jünglings, und zischelte schnell und leise einige Worte hinein. Heftiger rauschten die Gipfel der Bäume, wiederholte Donnerschläge ließen sich hören. „Jezt weißt Du es!“ rief sie, indem sie krampfhaft seine Hand drückte und mit einem Sprunge in der Dunkelheit verschwand. Einsam schlich Ephraim aus dem Garten durch die leergewordenen Gassen seinem Hause zu.

Sonette.

Von Johannes Fallati.

Erinnerung des Kopfes.

Du sonnenhafte Jungfrau, stolze, reine,
Die du mir warst, ein Sultanskind, geraubt
Aus dem Kiosk, von Palmen hoch umlaubt,
Das fremd nun wandelte durch Fichtenhaine,

Es zieht dein Bild mit seinem bunten Scheine,
Dies Bild, das ich verblichen längst geglaubt,
So glänzend heute durch mein ödes Haupt,
Daß ich dein Sklave noch zu seyn vermeine.

Doch ist das Herz jezt still dabei, pocht nicht,
Und von dem Bilde fällt in seine Falten
Nur der Erinn'rung kühles Mondenlicht.

Wie wenn der Wilde Zeichen und Gestalten
Der weichen Haut mit Schmerz einäzt und sticht:
Das Weh stirbt bald, das Bild wird lange halten.

Schwarze Augen.

O schwarzer Augen dunkeltiefer Schacht,
Draus zauberkräftig Edelsteine blinken,
Verstohlen blinzeind mich hinunterwinken
Zum Quelle so geheimnißvoller Pracht:

In eines Herzens wunderreiche Nacht,
Die glühend Sonnenlicht mich ließe trinken,
Um taumelnd in der Liebe Schlund zu sinken,
Deß Tiefe kein Gedanke je gedacht.

Wie lang ist nun das Augenpaar entschwunden,
In dem ich alles das zuerst gefunden! —
Es nie zu sehn mehr, hab' ich mich verbunden.

Doch wo mir leuchtet schwarzer Augenschein,
Da tauch' ich tief in ihn die Seele ein,
Und wähne selig, ach! wie einst zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Beschluß.)

Spazlergang durch Hamburg.

Sehr lange schon hat man über den schlechten Börsenplatz geklagt, ja es wurden schon vor Jahren 500 Aktien à 1000 M. B. gezeichnet (über 450,000 fl.), um eine neue Börse zu bauen. Dabei ist es aber bis jezt geblieben, obgleich die Baumeister zu allen Ausstellungen Börsenplane liefern. Man ist schon daran gewöhnt, sich etwas quetschen und beregnen zu lassen, und nur selten wird der ruhige Geschäftsgang gestört, es wäre denn, daß ein Wortstreit, durch fühlbare Gestikulationen unterstüzt, die Wache nöthigte, einen Quertopf zu arretiren, oder daß die Schandglocke auf ein paar Minuten die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich zöge. Diese Schandglocke hängt nämlich in dem kleinen Thurme des Rathhauses, gerade über dem sogenannten ehrlosen Block, an welchem arge Schmähschriften ꝛc. durch den Büttel verbrannt, auch wohl die Verfasser derselben in Person zur Schau gestellt und die Namen boshafter, meineidiger Bankerutiers öffentlich bezeichnet werden. Bei allen diesen Gelegenheiten wird mit der Schandglocke geläutet; ich muß aber zur Ehre der Stadt hinzufügen, daß dergleichen in neuerer Zeit höchst selten geschieht, und daß die erwähnte Glocke wohl lange schweigen müßte, wenn sie nicht außerdem die keineswegs schimpfliche Bestimmung hätte, die Jahrmärkte ein- und auszuläuten.

Die versammelte Menge bietet auf den ersten Blick wenig Charakteristisches dar, der Fremde sieht hier nichts Hervorstechendes, keine Griechen, Ungarn ꝛc., wie in Wien, keine Polen, wie in Leipzig, überhaupt nichts, was seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen könnte, wenn er nicht (etwa vom Lande kommend) beim Gruße eines Bekannten vor seiner eigenen Kappe oder Pelzmütze erschrickt und sich der seltenen Auszeichnung schämt. Allein bei näherer Betrachtung des Gewühls wird es ihm nicht lange entgehen, daß die ganze Versammlung sich füglich in drei Klassen scheiden läßt, nämlich in ruhig stillstehende, geschäftig umhereilende und unstät dahinschlendernde Männer. Die ersten sind die ansäßigen Großhändler, welche ihre bestimmten Standplätze haben und diese nicht verlassen, um von Allen, die sie suchen, gefunden werden zu können. Die andern sind die Makler, die theils mit Proben von Kaffee, Zucker, Indigo ꝛc., theils mit Assekuranzprämien- und Kurszetteln oder Wechselnotaten ꝛc. von Einem zum Andern laufen, hier fragen, was man geben will, dort das Gebot anzeigen, bis das Geschäft zum Abschluß kommt, oder auch nicht. Die lezten endlich sind theils junge Leute, die, von ihren Handelsherren beauftragt, diesem oder jenem etwas zu melden haben, theils Fremde oder Durchreisende, die ein paar Bekannte aufsuchen oder sich umsehen wollen, theils auch junge Advokaten, die ringsherum hinhorchen, ob etwa eine Differenz zu einem Rechtsstreite führen wird, wobei sie ihren Beistand offeriren könnten. Daß jede dieser drei Klassen, und nicht die leztere allein, in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt, versteht sich von selbst; doch gehört schon viel Lokalkenntniß dazu, um hier einigermaßen richtige Grenzen zu ziehen. Die interessantesten Individualitäten bietet unstreitig die erste Klasse dar, aus der ich ein paar Einzelne hervorheben will, um sie dem Leser wo möglich anschaulich zu machen.

An jener Säule dort steht ein aristokratisch aussehender schöner Mann, dem man auf den ersten Blick die Abkunft

№ 18.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 4. März 1834.

Neue Umrisse.

1) Die vier Jahreszeiten, eine Folge ländlicher Darstellungen, componirt und größtentheils in Basrelief ausgeführt als Fries in dem königl. Württembergischen Landhause Rosenstein, von Conrad Weitbrecht. 2tes Heft. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833. 40 Bl. gr. Quer Fol.

Das erste Heft dieses Werks, welches den Frühling und Sommer enthält, haben wir vor drei Jahren, Kunstbl. 1831, Nro. 33, angezeigt. Hier folgen nun 24 Blätter für den Herbst und 16 für den Winter. Der geistreiche Verfasser hat sein idyllisches Epos auf eben so zarte und sinnige Weise fortgeführt, wie er es im ersten Hefte begonnen hatte. Ein Hauch friedlicher Ruhe, ländlicher Einfalt und Zucht weht erquicklich durch die schmalen Räume dieses Basreliefs, in denen die Gruppen so anmuthig, einfach und füllend zugleich vertheilt sind, daß die sinnliche Empfindung des Auges mit dem, was die Bedeutung der Figuren ausspricht, vollkommen übereinstimmt. Erst sehen wir die Obsternte, wie Knaben die Aepfel schütteln, Kinder sie auflesen, die Aeltern sie sorgsam in Säcken füllen; dann wird die einfache Kelter gedreht, und die Jungen versuchen den Aepfelwein; der Hirtenbursche treibt Ziegen und Kühe auf die herbstlichen Wiesen und läßt einen gelehrigen Schüler das Horn blasen, darauf folgt in hohen und reichen Weinpflanzungen die Traubenlese, das Eintreten der Trauben in die Kufen, das Hin- und Herfahren aus und nach dem Weinberg; am Abend ziehen die Winzer fröhlich nach Haus, die Mädchen mit Körben voll Trauben, die Knaben mit Fackeln voran, dazwischen Tanz und neckisches Spiel mit Masken, das an die alten Dionysien erinnert; zu Hause werden die gemosteten Trauben in große Kufen und von da auf die Kelter geschüttet; der Bursche zieht die Kelter und die Dirne versucht den Most; darauf kommt der Most in Fässer und wird in die Keller gebracht oder an die fremden Weinhändler verkauft. Nun folgt die Kartoffelernte, das Flachsbrechen, wobei die Kinder den Müttern helfen, das Heimschaffen der Rüben, endlich neues Pflügen und Besäen des Feldes. — Der Winter beginnt mit der schweren Arbeit des Dreschens, die jungen Pferde werden auf den Roßmarkt gebracht, probirt, besehen, erhandelt und paarweise gekuppelt von den Käufern fortgeführt, die sich zuletzt in der Schenke noch gütlich thun. Schwerfälliger und stetiger geht es auf dem Rindermarkt her; daneben aber folgt die rasche Schlittenfahrt und das Rutschen der Knaben auf dem Eise. Beschwerlicher zeigt sich das Holzfällen im Walde, von dem der Greis am Abend neben dem wärmenden Ofen ausruht, während die rüstige Tochter die Spindel dreht und der Enkel seinen Handschlitten zu Befestigung des Strickes herbeibringt. Am Schluß steht die glühende Schmiedeesse, vor welcher ein Pferd beschlagen wird. Was in jener früheren Anzeige über Charakteristik der einzelnen Figuren und über Benutzung des Kostümes bemerkt ist, gilt auch für das vorliegende Heft. Durchgängig zeigt sich der gewandte und correcte Reliefbildner, der jede Situation mit Deutlichkeit, den Gesetzen seiner Kunstart gemäß, und mit Lebendigkeit vorzutragen weiß; nur bei einigen heftigen Bewegungen, z. B. des Tanzes, Dreschens u. s. w., vermißt man das Momentane, und hie und da, namentlich bei mehreren Pferden, wird man durch eine minder sorgfältige Zeichnung gestört.

2) Vita di Raffaelle da Urbino, disegnata ed incisa da G. Riepenhausen in XII tavole. Roma 1833. Quer Fol.

Das Leben Raphaels ist so schön, daß es wohl eine bildliche Darstellung verdient, obgleich dem Maler nicht möglich ist, es völlig nach seinem innern Werth und äußern Zusammenhang vor Augen zu bringen. Wie wollte er auch die stille und doch so gewaltige Entwickelung des künstlerischen Geistes und Talentes, wie die ausgebreitete

mannichfache Thätigkeit, wie überhaupt das schnelle innere und äußere Emporsteigen dieses seltenen Genius anschaulich machen. Hr. R. hat meist solche Scenen componirt, welche die Abschnitte von Rafaels Leben bezeichnen: und diese sind ihrer Natur nach sehr einfache und stille Momente, entweder nur Zustände oder wenig bewegte Handlungen. Wir sehen den Knaben von der Mutter gesäugt, dann heranwachsend vom Vater im Malen unterwiesen, zum Perugino gebracht, in Florenz vor Michel Angelo's Karton, und bei Fra Bartolommeo, zu Rom durch Bramante dem Pabst Julius vorgestellt; darauf erscheint ihm seine Idee weiblicher Schönheit, er wird zum Architekten von St. Peter ernannt, malt die Fornarina, beschäftigt sich mit den Alterthümern Roms, und zuletzt erblicken wir ihn auf dem Todtenbette, von Schülern und Freunden beweint, die Transfiguration im Hintergrunde. Durch diese Auswahl erhält der kleine Cyclus den stillen und einfachen Charakter, welcher der Idee eines rein und anspruchslos sich entwickelnden Künstlerlebens zusagt. Zu dieser anmuthigen Wirkung des Ganzen gesellt sich der glückliche Umstand, daß dem Künstler sich hier viele schöne und interessante Bildnisse darboten, die er nur, wie sie waren, für seine Kompositionen verwenden durfte. Alle Nebenpersonen, der Vater, der Lehrmeister, der Freund Fra Bartolommeo, der Oheim Bramante, Pabst Julius II., Graf Castiglione, sind recht wohl gelungen, Rafael selbst nimmt sich am besten als Knabe und Jüngling aus. Dagegen als Kind ist er verunglückt und als Mann hat er zu wenig Ernst und Würde; auch ist seine Figur ungleich gehalten; indem er auf dem 10ten Blatt sehr schlank, auf dem 11ten sehr untersetzt erscheint. Aus früheren Werken des Hrn. Riepenhausen ist bekannt, daß er seinen Figuren und Gruppen durch einfache Eleganz der Stellung, durch geschmackvolle Drapirung und sinnlichen Reiz der Formen viel Einnehmendes zu geben weiß. Diese Eigenschaft findet sich im vorliegenden Werke mit mehr Gründlichkeit vereinigt und freier von einem gewissen conventionellen Vortrag, als in jenem.

Viele der hier vorgestellten menschlichen Zustände sind dem Leben abgesehen und sprechen daher auch unmittelbar an den Sinn des Beschauers, z. B. der freundliche Händedruck, womit Perugino den Knaben empfängt, und die Neugier der Lehrjungen, die zur Thür herein den Ankömmling belauschen, das Erstaunen der verschiedenen Beschauer von Michel Angelo's Karton, die Aufmerksamkeit Rafaels auf die Lehren des Fra Bartolommeo, die Demuth des Jünglings bei seiner ersten Audienz vor dem heil. Vater; die gespannte Erwartung der Kardinäle, da Rafael den Plan zur Peterskirche überreicht; die anmuthige Neugier der Fornarina, das Bild zu sehen, zu welchem sie eben gesessen. Dagegen will uns die Mutter nicht gefallen, die zu sentimal ist und im dritten Blatte so kränklich, als ob sie sich kaum vom Stuhl erheben könnte. Eben so wenig können wir uns mit der Vision verständigen, durch welche Rafael seine Idee weiblicher Schönheit erhält. Wollte Hr. Riepenhausen, wie er Recht hatte zu thun, die Sixtinische Madonna als Typus dieser Erscheinung annehmen, so durfte er Rafael nicht wie einen verliebten Träumer, mit niedergeschlagenen Augen dasitzen lassen. Ein alter Maler würde ihn wohl in brünstiger Andacht vor der leibhaftig erscheinenden Jungfrau knieend vorgestellt haben. Ein bloß inneres Gesicht kann der Maler nicht abbilden. Folglich muß er den Vorgang in das äußere Leben übertragen und als **Handlung** schildern. Ohne religiöse Begeisterung aber hätte Rafael wohl niemals die Madonna so aufgefaßt, wie er sie in seinen Bildern dargestellt hat.

Das Zwingende eines bestimmten Formates ist den vorliegenden Kompositionen mehrmals nachtheilig geworden, z. B. im ersten, sechsten und zehnten Blatt, wo der Raum für die Gruppen zu groß und mit Nebendingen nicht auszufüllen war. Zwar sollen keineswegs in Umrißkompositionen alle Nebendinge weggelassen werden, denn die Bedingungen einer streng malerischen Anordnung sind nur in umgrenzten Räumen zu erfüllen, wohl aber sollte das bloße Papierformat nicht jedesmal den Rahmen bestimmen. Die Frescomaler richten ihre Kompositionen nach den ihnen gegebenen Wänden ein; die älteren Oelmaler fanden in ihren Altarschreinen mit Mittelbildern, Flügeln und Staffeln eine Mannichfaltigkeit der Räume für cyklische Darstellungen; könnten Entwürfe, wie die vorliegenden, nicht ebenfalls in ein architektonisches Netz gefaßt werden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologie.

Denkmäler der alten Kunst nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oesterley. Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung, 1832. Querfolio.

Nicht leicht ist ein Unternehmen dem allgemeinen Bedürfnisse so entgegen gekommen wie das vorliegende. Die Alterthumswissenschaft und das Studium der alten Kunst wird seit noch nicht zu langer Zeit in Deutschland mit steigendem Interesse getrieben; nicht bloß in den neuentstandenen Kunstschulen wird Unterricht in der Geschichte der alten wie der neueren Kunst ertheilt, sondern auch auf den Universitäten kommt es immer mehr in Gebrauch, daß kunstarchäologische Vorlesungen gehalten werden; eines der erfreulichsten Zeichen des Fortschrittes

der Bildung zur wahren Humanität. Wie schwierig es aber für denjenigen ist, dem keine bedeutenderen Geldmittel zu Gebote stehen, zum Behufe dieses Studiums in den Besitz von veranschaulichenden Bilderwerken zu gelangen, ist Keinem unbekannt, der sich auch nur oberflächlich mit diesem Zweige der Bildung beschäftigt hat. Selbst die Bilderbücher von Millin, Hirt, Meyer, sind für Viele zu kostspielig, und wenn auch nicht dieß, so enthalten sie zwar von dem früher Bekannten das Wichtigste, aber das viele Neue und Gleichwichtige, was unterdessen zumal aus den früheren Perioden der griechischen Kunstentwickelung ist aufgefunden worden, fehlt in denselben. Mit doppelter Freude mußte daher das Werk aufgenommen werden, dessen zwei erste Hefte nun bereits in den Händen des archäologischen Publikums sind und dessen Anschaffung wir Allen rathen, welche sich mit der bildenden Kunst des Alterthums bekannt zu machen wünschen, da es ungemein wohlfeil — das Heft kostet 1 fl. 40 kr. — und mit dem Sehenswürdigen in der verständigsten Auswahl und Anordnung ausgestattet ist. Dies Letztere wird durch den Namen des berühmten Verfassers der Kunstarchäologie verbürgt und durch das Werk selbst auf das Schönste bestätigt. Der Künstler aber, der die Ausführung in radirten Blättern übernommen hat, Hr. Prof. Oesterley in Göttingen, hat diese Aufgabe durch eine so schöne als treue Nachbildung der Originale gelöst. In dem kurzen Texte, welchen Hr. Prof. C. O. Müller beigegeben hat, sind die Epochen der Kunstgeschichte von Griechenland ausgesondert und jedes abgebildete Werk an seine historische Stelle gebracht, an derselben mit wenigen Worten erklärt und sowohl auf das Originalwerk, aus welchem die Zeichnung entnommen ist, als auf den Ort in Müller's Archäologie, an welchem sie weitere Erörterung gefunden hat, hingewiesen. Vieles hat der Kupferstecher nach Gypsabgüssen und Mionnet'schen Schwefelabdrücken gezeichnet, ein Theil der äginetischen Bildwerke ist nach der Zeichnung gegeben, welche ein Münchener Künstler vor den Originalen selbst in der Glyptothek gefertigt hat.

Eine kurze Angabe des Inhalts wird das Voranstehende rechtfertigen. Im ersten Heft beginnt die historische Folge der griechischen Bildwerke mit der Periode der Incunabeln: hieher gehören die Löwen auf dem Thore von Mycenä, die Spitzsäulen des Apollon und Dionysos, Palladien und andere alterthümliche Schnitzbilder der Hera, Chryse, Artemis; ein rohes Bild in Terracotta aus einem athenischen Grabe, und älteste Vasengemälde. In der zweiten Periode Werke verschiedener Art, welche sich auf den bronzenen Coloß des Apollon Philesios im Didymäon bei Milet beziehen, welchen Kanachos von Sicyon arbeitete, die Bilder in den Metopen von Selinus in Sicilien, die Statuen aus den Giebelfeldern des äginetischen Athena-Tempels; die Pallas der Villa Albani; die Statuen am heiligen Wege zu dem Apollo-Heiligthum bei Milet; die im Besitz des Grafen Pourtalès-Gorgier befindliche Bronzefigur des Polykrates, die Penelope im Museo Pio Clementino des Vatican; die Dresdener Pallasstatue; die herkulanische Pallas; die Artemis des Museo Borbonico; von erhabenen Arbeiten: das Bruchstück einer Rathsversammlung der griechischen Fürsten vor Troja; die kinderpflegende Göttin aus der Villa Albani; die Vorderseite der Dresdener Basis: der Kopf des Apollon und Herakles um den Dreifuß; das corinthische Puteal nach Dodwell und Gerhard; die drei Seiten des Altars der Zwölfgötter aus der Villa Borghese im Louvre; musikalisches Relief im Louvre; Herakles, Kastor im brittischen Museum, u. a. m.; ferner Zeichnungen nach geschnittenen Steinen, Skarabäen, mit Thierfiguren, Graffito in Bronze, Oedip die Sphinx tödtend, der Wolf einen Bock verzehrend; Apollon mit der Hindin, Artemis mit der Fackel; Münzen: aus Griechenland und Jonien, numi incusi von Unteritalien, vollkommnere, wiewohl alte Münzen von Silber aus Sicilien und Rhegion, Macedonien und Thracien; alte Goldstateren aus Kleinasien; ebenso Vasengemälde des altgriechischen Styls aus Attika, Volci, Sicilien und Großgriechenland, mit mythologischen, Kultus- und Thierdarstellungen.

Die zweite Periode nimmt noch einen Theil des zweiten Heftes ein, worin mit Taf. XX. die Periode der höchsten Kunstblüthe sich aufthut, und zwar mit einer der Karyatiden von der Nebenhalle des Tempels der Pallas Polias auf der athenischen Burg, und mit einem der Giganten, welche die Decke in dem großen Tempel des olympischen Zeus zu Agrigent stützten. Dann folgen nach Münzen Andeutungen der zwei Hauptstatuen des Phidias, des olympischen Zeus und der Pallas Promachos auf der Akropolis von Athen; die Bildwerke vom Tempel des Theseus und vom Parthenon zu Athen, vom Tempel des Apollon Epikurios zu Bassä bei Phigalia, von dem kleinen Tempel der Nike Apteros bei den Propyläen auf der Burg von Athen, und einigen attischen Grabmonumenten aus derselben Zeit. Hiermit schließt sich auf Taf. XXIX. das zweite Heft.

Es steht zu hoffen, daß bei der guten Aufnahme, die das Unternehmen verdient, und die es auch schon erfahren zu haben scheint, soweit sich dies aus der raschen Folge des zweiten Heftes auf das erste schließen läßt, später eine Ausführung der Kunstdarstellungen nach der Ordnung des Mythus stattfinden werde. Nicht minder ist zu wünschen, daß die Herausgeber ihren Plan auch auf das Gebiet der nicht griechischen Kunst, wenn auch nicht in demselben Umfange ausdehnen, ferner, daß sie auch architektonische Grund-, Durch- und Aufrisse nachbringen möchten. en.

Neue Kupferstiche.

Ansicht von Mainz, gezeichnet von H. Schilbach, gestochen von C. Frommel, bei G. Kunze in Mainz.

Je öfter ähnliche Gegenstände zu bloß kaufmännischen Spekulationen gemacht werden, desto mehr ist der kunstliebende Sinn des Herausgebers anzuerkennen, welcher dieses Blatt von wahrhaft künstlerischem Werthe dem Publikum übergibt.

Die malerische Auffassung der schönen Lage der Stadt Mainz, welche mit ihrem gothischen Dome majestätisch zwischen den Weinbergen des alten Rheines hervorragt, ist mit der großen Wahrheitsliebe verbunden, welche den schönsten Charakterzug des trefflichen Landschaftmalers Schilbach ausmacht. Der Standpunkt ist sehr gut gewählt, und wo die herrliche Natur nicht selbst Alles gethan hat, wußte das Talent des Malers nur so viel hinzuzufügen, um dem Ganzen das Ansehen eines bloßen Portraits zu benehmen und seine Darstellung zu einem in sich abgerundeten Kunstwerke zu machen.

Eine klare Beleuchtung hebt die Gründe schön von einander ab, ohne von den Mitteln des Knalleffekts Gebrauch zu machen, welche in den kleinen englischen Kupferstichen mit dem schändlichsten Manierismus angewandt werden. Leider hat sich dieser schlechte Geschmack auch in Deutschland verbreitet, und die pikanten englischen Effekte müssen, so wie die englische Technik des Stiches, in dem Landschaftsfache, vorzüglich aber bei Ansichten, immer mehr herhalten, um durch eine künstliche Behandlung den Mangel an künstlerischem Werthe zu verbergen.

Wie sich immer der verdorbene Geschmack eine ganze Zeit lang erhält, bis er zum tollsten Unsinne ausartet, so ist auch diese englische Effektsucht schon so herrschend, daß man wohl hoffen darf, daß bessere Einsichten in der Kunst etwas Besseres herbeileiten werden.

Noch vor Kurzem wurde von deutschen Künstlern eine Sammlung von Rheinansichten nur in Conturen gezeichnet, um sodann sehr fein ausgeführt in Stahl gestochen zu werden; der englische Künstler, der hierzu gewählt ward, zeichnete dann nach eigenem Gutdünken durch die conventionellsten Licht- und Schatten-Massen den sogenannten englischen Effekt hinein, und in dieser Verunstaltung werden diese Ansichten in der Offizin dieses Stahlstechers mit sehr feinen Linien ausgeführt, was man mit der Feinheit künstlerischer Vollendung verwechselt.

Verblendet von dem originellen Unsinne ist man wohl eine Zeitlang geneigt zu glauben, daß darin ein wirklich künstlerischer Werth sey, und betrogen durch die Eleganz des Aeußeren, übersieht man die Nichtigkeit solcher Kunstprodukte, deren Mangel an aller Wahrheit, Zeichnung und Färbung durch einige freche Gegensätze von Schwarz und Weiß verdeckt ist.

Auf solche niedere Hülfsmittel verzichtet gerne jeder Künstler dem es um Wahrheit und Schönheit zu thun ist, und selbst in kleineren Werken wird sich der Künstler nie zum Unedlen herablassen. In diesem Sinne ist unser Blatt der Ansicht von Mainz gezeichnet, und mit einer harmonischen und schönen Ausführung von Hrn. Prof. Frommel in Karlsruhe gestochen.

Alterthümer.

Die Königin der Franzosen hat in einer Auction in Paris ein prachtvolles Manuscript der Cyropädie des Xenophon kaufen lassen und es der Brüsseler Bibliothek der Manuscripte zum Geschenke gemacht. Es gehörte einst Karl dem Kühnen, der es beständig mit sich führte, und fiel bei Nancy in Feindeshand.

S. M. der König von Bayern hat die ausgezeichnet reiche Sammlung von römischen und germanischen Alterthümern, welche durch Ausgrabungen und in alten Gräbern von Hrn. Rosenegger mit ruhmwürdiger Erforschung und Mühe gesammelt worden, für das Antiquarium in der königl. Residenz zu München erkauft.

In den Ruinen von Salunto in Sicilien hat man einen antiken Verlobungsring, eine Gemme, mit einem behelmten Cupido, der einen Kranz in der Rechten und eine Hochzeitsfackel in der Linken trägt, nebst der Inschrift in griechischen Buchstaben: Desponsata Julia Maximo, gefunden.

In der königl. Gesellschaft für Literatur in London wurde am 15. Nov. ein Schreiben von Sir Will. Gell verlesen, worin er die Ankunft des Hrn. Wilkinson in Italien auf seiner Rückreise aus Egypten anzeigt und zugleich meldet, daß derselbe die Memnonssäule bestiegen habe. Er machte bei dieser Gelegenheit die Entdeckung, daß Memnon seine Töne nicht sowohl, wie es sonst hieß, in Folge von Sonnenstrahlen, die des Morgens früh in einer gewissen Richtung sein Haupt berührten, erschallen ließ, sondern — wie es sich jetzt ergibt — in Folge eines einfachen Kunststücks. Mitten in der mächtigen Brust der Statue befindet sich nämlich ein hohler Stein mit Luftlöchern, in welchem sich ein Mann verbergen konnte, der mit einer eisernen Ruthe an den Stein schlug, welcher dadurch jene geheimnißvollen Töne vernehmen ließ, die den hierarchischen Zwecken der Priester dienten. Die Statue wurde zwar, wahrscheinlich von Cambyses, zertrümmert, doch wußte man das Geheimniß sorgfältig zu verbergen und auch ferner zu erhalten.

Persönliches.

Der Architekt Blouet in Paris, einer der ersten Mitarbeiter des Werkes über Morea und welchem die Leitung der Arbeiten an dem Triumphbogen der Etoile übertragen war, ist zum Ritter, und Berton, Mitglied der Akademie der schönen Künste daselbst, zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 6. März 1834.

Bericht über das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M.

Erster Bericht.

Seit der Mitte des Monates März v. J. ist das durch seine Stiftung, Fonds und Schicksale gleich merkwürdige Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. dem Publikum von Neuem geöffnet. Bis dahin waren die Sammlungen dieser reichen Anstalt nothdürftig in der Wohnung des großmüthigen Erblassers und Stifters aufgestellt, und zum größten Theile den Kunstfreunden auch zugänglich. Durch Ankauf und Umbau eines bedeutenden Gebäudes in einem der schönsten Quartiere, nahe den öffentlichen Spaziergängen, haben die Administratoren des Städel'schen Instituts der Bildergalerie und Kupferstich-Sammlung, den Gypsabgüssen, der Maler- und Sculpturschule rc. ein würdiges Museum erworben. Eine große Zierde der Stadt.

Ueber eine Anstalt von solchen Mitteln, von solcher Grundlage, wie das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M., in dessen Direktion sich Männer von europäischem Rufe befinden, von einem Umfange der Wirksamkeit, welcher diese Anstalt mit königlichen Instituten in Eine Reihe stellt, dürften wohl, vor manchem Andern, in diesen Blättern Nachrichten und Anzeigen gesucht werden. Wir waren seitdem immer in Erwartung, Einer der dortigen Gelehrten und Kunstfreunde werde uns über den Gang und die näheren Zwecke der Anstalt, über die getroffenen Aufstellungen und die dabei leitenden Grundsätze, über neue Acquisitionen und dergl. Einiges mittheilen. Unterdessen mögen die nachstehenden Zeilen eines Fremden, durch ihre Theilnahme an Allem, was sich im deutschen Volke regt und bewegt, das gut machen, was ihnen an genauer Orts- und Personenkenntniß abgeht.

Fassen wir zunächst die äußere Einrichtung und Ausschmückung des neuen Museums in's Auge. Wir folgen hierbei zunächst dem Interesse des Publikums gleichsam auf dem Fuße, dem auch Anfangs nur das neue Lokal, die geschmackvollen Verzierungen an den Decken, und die Anordnung vor allem Andern am Herzen lag. Erst jetzt sondern sich die stillen Beschauer ab, seitdem sich die Menge verlaufen hat.

Und in der That! das neue Lokal auf dem Mainzerwall ist des reichen Stifters, wie der reichen Handelsstadt würdig.

Zwar hat man Anfangs, wie ich höre, die Façade mannichfach getadelt, und allerdings haben die langen Wände ohne Fenster etwas Auffallendes, zumal in Frankfurt wo man dergleichen nicht sieht: denn dort liebt man, wie mir schien, die laternenartigen Façaden erstaunlich, die den großen Hotels nicht selten ein kasernenartiges Ansehn geben: — jene am Städel'schen Institute schien mir indessen durch die Einrichtung der Säle mit Oberlicht bedingt. Störender war mir, daß der obere Theil des Mittelgebäudes zu niedrig gegen die Flügel, und solchergestalt außer Harmonie erscheint. Ueberhaupt dürfte man den Mangel an Plan in dem ganzen Gebäude leicht mit dem Umstande entschuldigen, daß von dem alten Gebäude zu viel benutzt werden sollte, wodurch eben der Bauriß des Hrn. Stadtarchitekten Hesse seine Verständniß und Würdigung erhält.

Dergleichen Zurechtfinden in das Bedürfniß, in die mannichfaltigen Ansprüche des Publikums, verbunden mit den Ansprüchen der architektonischen Schönheit, sind keine geringe Aufgabe und kaum einem jungen angehenden Künstler möglich. Hr. Hesse hat sie nach Kräften und vortrefflich gelöst. Die untere Fensterreihe bringt das Licht in die Schulzimmer, die sehr gut gebaut und eingerichtet sind. Rechts im unteren Geschoß befinden sich die Atteliers der Professoren Zwerger und Hessemer nebst dem Aktsaale und andere für die Studien nöthige Räume. Die Atteliers des Direktors Veit sind in dem oberen Theile des von Hrn. Prof. Hessemer neu erbauten Seitenflügels nach den Promenaden hin.

Die Treppe mit ihrem fast allzureich vergoldeten Geländer führt in angenehmen Dimensionen auf den Vorplatz. Zu beiden Seiten der Treppe hat man die Büsten von Raphael und Dürer, als der beiden Haupt-Repräsentanten der neueren Kunst, recht passend und angenehm angebracht. Die Büste Raphaels ist von Lotsch, Bildhauer in Rom; Dürers Büste von Zwerger. Es will verlauten, als seyen diese Büsten nur provisorisch hier aufgestellt, und die Räume, an welchen sie jetzt stehen, sollten zu Freskoarbeiten benutzt werden.

Recht gut ist, daß der Eintritt in die Säle nicht sogleich in die Bildergalerie führt, weil das Auge auf dem Wege hierher nicht ganz passend vorbereitet wird, um Oelbilder zu betrachten. — Wir fanden das Treppenhaus im Ganzen zu glänzend und lebhaft. — Beim Eintritt in den ersten Saal wird es Einem jedoch wohl zu Muthe. Zwar sind die ersten Gemächer klein; aber links winken gleichsam die Abgüsse der Antiken, rechts eröffnet sich die Gemäldegalerie, und dieser flüchtige Blick, durch so viele Jahrhunderte hin, hat viel Freundliches und Erquickliches.

Ein Jeder, der über die geeignetste Weise einer Aufstellung von Kunstgegenständen gedacht hat, kennt die mannichfachen Schwierigkeiten mit denen hier immer zu kämpfen ist; Schwierigkeiten, die durch eine ohne Plan zusammengekaufte Sammlung, wie die Frankfurter, in welcher jedes, selbst unbedeutende Bild, für sich allein etwas gelten soll, unglaublich gesteigert werden. Zwischen Ostentation, zwischen einer eiteln bunten Kunstausstellung, die nicht selten an die Meßbuden der marchands d'estampes erinnert, und zwischen einer ermüdenden systematischen Aufzählung (eigentlich mehr der Taufscheine als der sogenannten Schulen), die an ein Kompendium erinnert, ist schwer durchzukommen. Es läßt sich überhaupt keine Norm der Aufstellung für alle Sammlungen aussprechen, weil diese durch die vorhandenen Schätze, durch die zufällige oder absichtliche Hauptrichtung in denselben gefunden werden muß, und endlich durch den Zweck gegeben ist. Niemand bezweifelt indessen, daß die historische Zusammengehörigkeit nothwendig müsse beibehalten werden, wo es sich um eine öffentliche Anstalt, die zugleich dem Studium behülflich werden soll, handelt, weil sonst, andern Falls, einer gewissen Frivolität der Aesthetik nur Vorschub geleistet wird. Durch diese historische Zusammenstellung wird Mancher darauf hingewiesen, daß es in der Kunst noch etwas anderes als die bloße ästhetische Ergötzlichkeit gebe. Wir müssen hier gleich bemerken, daß uns die Aufstellung in Frankfurt auf eine sehr schöne und erfreuliche Weise angeordnet scheint.

Um den Faden festzuhalten, in welchem wir das leitende Prinzip für die Aufstellung zu erkennen glauben, führen wir den Leser zunächst in die hintern nördlichen Zimmer zu den Gypsabgüssen der Antiken. Im Allgemeinen ist zwar hier, in zwei Zimmern, der strengere Styl von einem späteren geschieden; sonst aber war es nicht die Absicht, wie es scheint, den historischen Standpunkt überall festzuhalten und solchergestalt den Blick in den Entwickelungsgang der antiken Kunst durch eine sorgfältigere Zusammenstellung zu erleichtern. Auch wäre dieses bei der mäßigen Anzahl von Abgüssen, und den daraus entspringenden vielen Lücken in den einzelnen Kunstperioden, nicht möglich gewesen. Die Säle selbst sind gut erleuchtet, und, hat sich das Auge einmal an das heftige Roth der Wände gewöhnt, den aufgestellten Gypsen nicht ungünstig. An den Wänden des ersten Saales ist der Opferzug des Parthenon angebracht; an der Decke, vier mythologische Kompositionen vom Direktor Veit, in der Art der etruskischen Vasengemälde, nämlich: 1) Prometheus der den Menschen bildet, andeutend den Beginn der Kunst; 2) Dädalos und Ikaros, womit auf die Entwickelung der Kunst hingedeutet zu seyn scheint, zugleich ein wehmüthiger Blick in die Kunstgeschichte, lehrend, wie ein allzuvermessener Aufflug sich in sich selbst rächt. 3) Vulkan auf Bitten der Thetis den Schild des Achilles verfertigend — Kunsthöhe — Endlich 4) Pallas neben der Penelope, in welcher Darstellung der Eintritt und die Verbreitung der bildenden Kunst in das Leben und die Gewerbsfertigkeit ausgesprochen ist. Die Verzierungen dieses Saales sind in ähnlichem Style reich und harmonisch, nach Hessemers Erfindung. Im zweiten (hintersten) Saale, in welchem über den Gypsabgüssen der Fries aus dem Apollotempel zu Phigalia aufgestellt ist, erblickt man der Thüre gegenüber das begrüßende χαῖρε mit einem Lorbeerkranze und brennenden Fackeln umgeben. Rechts den Schild des Achill, zur Linken das goldene Vließ und über der Thüre eine geschmückte Leyer; außerdem sind an den Decken acht Medaillons angebracht, jedes mit zwei Köpfen berühmter Griechen. Im Ganzen scheint die Verzierung dieses Saales bunt und überladen, und dürfte die Dekoration des ersteren, was Harmonie und Delikatesse betrifft, den Vorzug verdienen. Die Abgüsse der antiken Bildwerke sind in beiden Räumen zweckmäßig aufgestellt. Wünschenswerth wäre es, daß wenigstens einige der Bedeutenderen auf ihren Postamenten sich drehen ließen, sowohl für den Beschauer, als zur Bequemlichkeit der Zeichner.

Der philosophische Blick, der sich in dieser Zusammenstellung kund gibt, hat uns ungemein angezogen; nicht weniger die Behandlung der Veit'schen Kompositionen. Charakterisiren sich jene antiken Vasengemälde durch die ihnen eigene Lebhaftigkeit der Bewegung, verbunden mit griechischer Naivetät und Einfachheit, so stehen diese Frankfurter Deckenzeichnungen gewiß in Nichts nach. Wir verbergen es nicht, daß es uns besonders wichtig

erscheint, Hrn. Veit auf dem antiken Gebiete begegnet zu seyn. Die Urtheile, die uns in der letzten Zeit über diesen Künstler, in dem wir einen der Mitstifter der neuen deutschen Schule verehren, zugekommen sind, und selbst einige seiner Arbeiten, wie die Darbringung im Tempel bei Frau Ries-du-Fay in Frankfurt, einige Madonnen und sein heiliger Georg in der Benzheimer Kirche haben uns glauben gemacht, Veits großes Talent wolle sich in einem gewissen, engbegrenzten Gebiete abschließen. Wir sind an solche Richtungen in neuerer Zeit gewöhnt worden, und wissen, daß es oft die begabtesten und reichsten Gemüther sind, die eine große weite Weltanschauung gegen eine beschränkte kirchliche vertauschen; die der Kunst Heiterkeit und des Lebens Glanz und Spiel gegen jenen strengen asketischen Ernst einer fernen herrlichen Zeit aufgeben. Wir finden aber diese Besorgniß auf eine erfreuliche Weise durch die eben erwähnten Deckenzeichnungen gehoben. Es soll damit keineswegs gesagt werden, Veit habe irgend Etwas von dieser christlichfrommen Richtung eingebüßt. Wir behaupten sogar, daß in seiner antiken Zeichnung ein Element ist, welches die christlichen Empfindungen von Züchtigkeit, Unschuld, Demuth, Stille und Ernst unverkennbar athmet; bei gleicher Freiheit und Lebhaftigkeit der Gliederbewegung. Der Schild des Achill, dessen wir oben erwähnt, ist durch eine ausgeführtere Zeichnung, die sich bis jetzt in Veits Atelier befindet, um, wie es heißt, später in den Sälen aufgestellt zu werden, einigen Kunstfreunden bekannt geworden; denn das unvollkommene Wandgemälde im 2ten Antiken Saale ließ nicht ahnen, welche einen Reichthum diese Komposition dem Auge aufthue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie.

Wirthshaus an der preußischen Grenze zur Zeit der Cholera, gemalt von Joseph Petzl 1832, auf Stein gezeichnet von R. Leiter. Verlag der Schenk'schen Kunsthandlung (L. W. Ramdohr) in Braunschweig. gr. Quer-Fol. Preis 3 fl. auf chines. Pap. 4 fl.

Unter den jüngern Genremalern, welche sich in den letztverflossenen Jahren auf dem Kunstverein in München hervorgethan, haben die Hrn. Kirner und Petzl am meisten Originalität und Humor der Erfindung gezeigt. Das Genre ist in der Malerei, was das Lustspiel in der Dichtkunst; werden seine Gegenstände nicht mit Witz oder Gemüth aufgefaßt, durch geistreiche Charakterschilderung dem Beschauer interessant gemacht und mit feinem Takte vorgetragen, so sehen wir nichts als die triviale Alltäglichkeit, die alsobald langweilig wird. Auf die glückliche Wahl der Motive kommt Alles an, der Genremaler muß uns entweder durch komische Kraft zu erheitern, oder durch Wärme der Empfindung zu rühren wissen; versteht er das nicht, so bleiben Treue der Charakterschilderung, Naturwahrheit und Kunst der Ausführung nur halber Ersatz. Leider glauben viele Genremaler die letztern Vorzüge schon hinlänglich; um aber doch etwas Pikantes zu geben, sehen sie sich nach fremden Gestalten, Sitten und Kostümen um, als da sind italienische Weiber und Räuber, Neugriechen, Spanier u. s. w., die freilich durch Nationalcharakter, körperliche Schönheit, brillante Trachten interessant, aber geistig meist um nichts besser sind, als unsre vaterländischen Fuhrleute, Bärenführer, Wilddiebe und sonstiges malerisches Gesindel. Darum sieht man sich auch der einen wie der andern bald satt, und die Genremaler müssen immer nach Neuem jagen, weßhalb ihre Reisen schon jetzt bis Algier und Aegypten gehen.

Hr. Petzl trat zuerst mit der Schilderung einer englischen Versteigerung auf, in welcher man das bunte Durcheinander auffallender Charaktere, Begierden und Leidenschaften mit Vergnügen sah, obgleich einleuchtete, daß das Bild aus einem gründlichen Studium der Werke des berühmten Wilkin entstanden war. Dieses Studium hatte auch dem Pinsel unsers Künstlers zum entschiedensten Vortheil gereicht; er hatte sich einen schönen Farbenton, Kraft und Harmonie des Vortrags erworben, besonders seinem Vorbild eine schöne Führung des Lichts und zarte Uebergänge der Lokalfarben abgelernt. Hierauf folgte das Gemälde, dessen lithographische Nachbildung vor uns liegt; es war ein durch den Moment gegebener Stoff, und vielleicht eben darum gelang es dem Künstler, ihn mit kecker Laune zu schildern. Die Contumaz hat in der mit Cholera-Affiche behangenen Wirthsstube die verschiedensten Leute zusammengebracht. aber im Bewußtseyn seiner Autorität sitzt mitten im breitesten Raume der Wirth, in Hemdärmeln, den Schurz und die Rasirserviette vor, beschienen von einem hellen, durch das Fenster einfallenden Sonnenlicht. Der Barbier, der hinter ihm steht, ein Kraftgenie, und bei der drohenden Gefahr die wichtigste Person im Orte, weiß schon im voraus alles Bedenkliche, was der alte Dorfschulmeister eben aus den Zeitungen vorliest, und verschüttet das Seifenwasser, indem er sich mit prophetischer Selbstgenügsamkeit zu dem erschrockenen Nachbar kehrt. Studenten und Künstler im Hintergrunde zeichnen auf den Tisch die Route nach Berlin; einige Gensd'armen fordern die Gesundheitspässe von polnischen Juden und Handwerksburschen; ein Seemann im Vordergrunde labt sich an Schinken und Wein, und hinter ihm stehen die Flaschen mit Choleramitteln. Frau und Kinder des Wirths und

der Hausknecht bewegen sich ziemlich gleichgültig zwischen allen diesen Personen hindurch, und der Hausspitz holt in aller Stille dem lesenden Schulmeister sein Brod aus der Tasche. Die Scene ist lustig geschildert, dabei frei und mit großer Gewandtheit vorgetragen. Besonders meisterhaft gemalt ist die Sonnenbeleuchtung sammt den Schlagschatten des Fensterkreuzes und des davor hängenden Laubes auf den drei mittleren Figuren. Für den Lithographen war dies eine schwierige Aufgabe. Muß man ihm das Lob zollen, daß er der kräftigen Wirkung und dem Ausdruck der Köpfe treu, wenn auch nicht immer mit gleicher Feinheit nachgekommen, so ist doch zu bedauern, daß die Sonnenbeleuchtung etwas zu grell und die Schlagschatten zu wenig durchsichtig gerathen sind. Deßhalb meinte Jemand in dem Wirth einen Cholerakranken zu sehen, dessen Gesicht schon zur Hälfte blau sey. Der Druck, besorgt in der Cotta'schen lithogr. Anstalt in München, ist lobenswürdig. Das Gemälde ist Eigenthum der Schenk'schen Verlagshandlung in Braunschweig.

Maler und Gemälde.

Professer Vogel von Vogelstein in Dresden arbeitet auf Bestellung an einer Copie der Sixtinischen Madonna des Raphael in der dortigen Gemäldegalerie.

Der König von Preußen hat von dem Dresdner Landschaftsmaler Croll, der seit mehreren Jahren in Töpliz lebt, wieder 2 Landschaften nach den Umgebungen dieses Badeortes erkauft.

Der Wiener Maler, Carl Rahl, hat auf einer Reise nach der Vaterstadt seines Vaters — des bekannten Kupferstechers — Heilbronn am Neckar, mehrere Porträte berühmter Landsleute gemalt, welche sowohl die geistreiche Auffassung als die technische Gewandtheit dieses jungen Künstlers beurkunden. Es sind darunter die Bildnisse der Maler Eberhard Wächter und Morf, des Kupferstechers Seyffer, der Dichter Justinus Kerner und Schwab. Der erst 21 Jahre alte Künstler hat bei der Akademie der Künste zu Wien den großen historischen Malerpreis schon vor geraumer Zeit gewonnen, der ihm das siebenjährige römische Pensionat zusichert, welches er demnächst, mit reichen Vorstudien und Kenntnissen versehen, antreten wird.

In München ist neuerlich die enkaustische Malerei mit verstärktem Eifer und großem Erfolg betrieben worden. Nachdem in dem neuen Flügel der Residenz erstlich mehrere Kompositionen von Schwanthaler (Hesiods Theogonie und Orpheus Argonautenzug) enkaustisch als Monochromen gemalt worden waren, und Kaulbach eine Reihe von ihm componirter Scenen aus Klopstocks Hermannschlacht sehr glücklich in derselben Technik als vollendete Gemälde ausgeführt hatte, sind neuerlich von Prof. Zimmermann und dem Maler Anschüz drei Bilder mit lebensgroßen Figuren in einer Schönheit, Kraft und Klarheit der Farbe beendigt worden, welche allgemeine Bewunderung erregte. Der Maler Chondère aus Paris hat sich im Auftrag des französischen Gouvernements letzten Sommer in München aufgehalten, um die Enkaustik und Freskomalerei zu studiren und nach Paris zu übersiedeln. Se. Maj. der König von Bayern hat ein Bild von ihm erkauft, welches derselbe als Probe in der Pinakothek gemalt hatte.

Das im Jahre 1806 von Ingres gemalte Portrait Napoleons, im kaiserlichen Kostüm auf dem Throne sitzend, welches während der Restauration in den Magazinen des Louvre verborgen gelegen, ist nunmehr in der Bibliothek des Invalidenhauses aufgestellt worden.

Sämmtliche Gemälde, welche Hr. Gudin von Paris auf die Brüsseler Ausstellung gegeben, sind alsobald verkauft worden, u. a. die Pontinischen Sümpfe, wie man sagt, um 8000 Franken.

Der König von England ist dem Präsidenten der königl. Malerakademie, Hrn. Shee, in Brighton zu einem für das Dubliner Schloß bestimmten lebensgroßen Gemälde gesessen.

Brüloffs Gemälde, der letzte Tag von Pompeji, das auch auf der jüngsten Mailänder Kunstausstellung sehr großes Aufsehen erregt hat und von dem Grafen Anatol Demidoff bestellt ist, mißt 29 röm. Palmen Länge, 22 P. Höhe, und enthält mehr als 52 Hauptfiguren über Lebensgröße. Derselbe junge russische Künstler hat auch die lebensgroßen Bildnisse des Fürsten Paul Lapouchin und des Grafen Anatol Demidoff, letzteres zu Pferde gemalt; ebenso für den Kaiser von Rußland eine Kopie der Schule von Athen.

Der belgische Maler Paelinck arbeitet an einem großen historischen Gemälde, welches die Geburt des Kronprinzen der Belgier darstellt.

Die Stadt Halberstadt hat bei dem Berliner Maler, Hrn. Bendemann, ein Altarbild für den dortigen Dom bestellt. Die gefangenen Juden in Babylon, von demselben, sind von Ruschewevh, ein neueres Gemälde desselben, die beiden Mädchen am Brunnen, wird von Felsing gestochen.

Hr. Philipp Courtois in Chambery hat von der dortigen Akademie von Savoyen für ein Aquarellbild, die Ruinen des alten Schlosses Burget darstellend, den Preis erhalten. Er hat das Bild der Akademie geschenkt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 11. März 1834.

Ueber homogene und heterogene Verbindungen in den Künsten.

Gleichwie in dem Reiche des Wissens das Erkennen der Wahrheit das Ziel jeder Wissenschaft ausmacht, so soll in dem Reiche der Kunst das Prinzip der Schönheit vorherrschen. Ungeachtet der wesentlichsten Verschiedenheit der äußeren Erscheinung ist es doch nur mannichfaltige Schönheit, welche in allen Schöpfungen der Künste erscheint, sie selbst aber zu einem Bunde vereint, der Hand in Hand mit den Wissenschaften dem hohen Ziele der Veredelung der Menschheit entgegenstrebt.

Dieses innige Band, welches die Schönheit um alle Künste webt, ist aber so geistiger Natur, und wirkt in den verschiedenen Künsten (denen sämmtlich ihre Darstellungsart und ihre Grenzen durch ihre Bestimmung und ihr Material angewiesen sind) auf so mannichfaltige Art, daß die Bildungen derselben oft kaum noch einige Aehnlichkeit mit einander haben, und nur der in ihnen waltende Geist noch als derselbe erscheint.

Jede Kunst steht in ihrer höchsten Vollendung als ein für sich selbst bestehendes Geschlecht da, wie in dem Reiche der Natur, in der unendlichen Zahl des Geschaffenen die höchste Vollendung der Schönheit sich jedesmal in dem Typus oder dem Repräsentanten eines Geschlechtes zeigt; aber wie hier die Abstufungen von einem Geschlechte zum andern unendlich sind, so gibt es auch dort in dem Reiche der Kunst Stufen der Verbindung, der äußern Form sowohl, wie dem inneren Wesen nach, und je häufiger sich dieselben vorfinden, desto näher verwandt darf man zwei Künste zu einander annehmen, und desto leichter können sie sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden.

Obgleich eine strenge Scheidung der einzelnen Künste vor den vielen Verirrungen bewahrt, in welche die Künstler immer gefallen sind, so oft sie nach Mitteln und Zwecken einer andern Kunst haschten und damit Schönheiten zu erlangen suchten, welche außer den Grenzen ihrer eigenen Kunst lagen, so ist es doch in der praktischen Ausführung der Künste beinahe unmöglich, eine so bestimmte Grenze für eine jede zu ziehen, daß sie nicht irgend einmal an das Reich einer andern anstreifen sollte. Ja es muß sogar dem Künstler freigestellt bleiben, in welchen Grenzen sich seine schöpferische Kraft bewegen will, und nur die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten seiner Kunst muß ihn vor unpassenden Zusammenstellungen von völlig Heterogenem bewahren.

Verirrungen durch solche verkehrte Zusammenstellungen zeigen sich in der Geschichte jeder Kunst in zwei Epochen, einmal vor der vollkommenen Ausbildung derselben, wo sie noch nicht die Schwierigkeiten des Materials überwunden hatte, und dann nach der höchsten Ausbildung derselben, aus verdorbenem Geschmacke und Spielerei. Je strenger das Gesetz ist, nach welchem sich nur Gleichartiges zu einer bestimmten Kunst vereinigt, und alles Ungleichartige, was dem Wesen derselben nicht unmittelbar angehört, aussondert, desto genauer scheiden sich die einzelnen Gattungen, und werden zur eigenthümlichen Vollendung als bestimmte Kunst hingeführt; desto leichter zeigt sich dann wahrer Styl, aber auch desto größere Bildung gehört zu ihrem Verständnisse und zu dem Genusse aller der Schönheiten, welche sie als wahre Kunst darbietet.

Aber diese strenge Sonderung der einzelnen Gattungen schließt eine Verbindung von Schönheiten verschiedener Künste nicht so unbedingt aus, daß eine Vereinigung derselben nicht möglich, ja schön und eigenthümlich seyn könnte.

Gewiß haben die guten Werke der griechischen Sculptur einen rein plastischen Charakter, und sind entfernt von Allem, was man malerische Schönheit nennen könnte. Wenn die griechischen Künstler ihren Statuen aus Elfenbein goldene oder schwarze Augäpfel einsetzten, oder sie mit einem goldnen Mantel bekleideten, also sich der Farbe, des Elementes der Malerei bedienten, so geschah es zuerst nur zu religiösen Absichten, woraus sich freilich

eine Verdorbenheit der Kunst entwickeln mußte. Jedoch sind solche symbolische Andeutungen, zumal zum Dienste der Religion, jeder Kunst noch zu gestatten, wenn sie gleich erst durch die Mittel einer andern Kunst erreicht sind. Nur das Streben nach einer Natürlichkeit, welche außerhalb der Kunstwahrheit liegt, zeigt von einer fehlerhaften Richtung des Künstlers. Wenn z. B. ein Bildhauer Theile einer Figur über das Leben abgießen wollte, um die Oberfläche der Haut recht naturwahr darzustellen, so liegt diese Natürlichkeit außer der Schönheit der Plastik. Der Künstler tritt aber ganz aus seinen Grenzen heraus, sobald er diese Natürlichkeit noch mit den Mitteln einer andern Kunst zu erreichen sucht, wie denn nichts unkünstlerischer ist, als eine gemalte Statue, und je näher die Färbung der Natur ist, wie bei Wachsfiguren, desto unangenehmer ist der Eindruck, desto entfernter sind diese Werke von wahrer Kunst. Nichts bezeugt so sehr den Verfall der römischen Kunst, als die Werke ihrer Sculptur, wobei sich ihre Künstler mehrerer Marmorarten bedienten, um dadurch die malerische Schönheit farbiger Gewänder mit der plastischen Schönheit der Form zu verbinden. Eine solche Vereinigung verschiedener Mittel zur Erreichung von zwei an sich verschiedenen Zwecken scheint jede wahre Kunst immer auszuschließen, sobald sie sich auf dem höchsten Punkte ihrer Vervollkommnung und charakteristischen Abschließung befindet.

Unter allen Italienern zeigte sich bei den venetianischen Künstlern am meisten das Streben nach Naturwahrheit. Dieser Hang konnte wohl manchmal ihre Meister auf Abwege bringen, wie z. B. Crivelli in seinen Gemälden auf Holztafeln oft wirkliche Verzierungen von Gold und Edelsteinen anbrachte, ja Attribute, wie Bischofsstäbe und die Schlüssel eines St. Peter u. s. w., wirklich basrelief in Stucco auftrug und sie dann wie alle übrige Theile des Bildes übermalte.

Obgleich die alten Florentiner eine reinere Richtung für Kunstwahrheit und Styl hatten, so finden sich dennoch in ihren Bildern öfters Heiligenscheine, welche basrelief um die Köpfe aufgetragen sind. Man könnte dieselben auch nur symbolische Andeutungen nennen, denn gerade das Materielle derselben, im Contraste zu der luftigen Natur des Scheines, beweist, daß nicht eben bestimmt das Streben nach Natürlichkeit diesen Erhöhungen zu Grunde lag, sondern daß sie dem religiösen Sinne ihren Ursprung verdankten.

Ganz anders verhält es sich mit einigen Spielereien, welche frühe florentinische Meister zu einer optischen Täuschung in ihren Gemälden anbrachten, und welche die erste Epoche der Kunst charakterisiren. Gaddi in der Kirche Sta Croce, und Spinelli in jener von St. Miniato malten unter die architektonischen Theile ihrer Freskobilder, als Gebäude, Tempel, Baldachine u. s. w. einen verstärkten Schlagschatten, gleichsam als wenn diese Gegenstände nicht gemalt, sondern wirklich architektonisch, und aus dem nächsten Fenster beleuchtet wären.

Selbst Angelico da Fiesole konnte sich von einer solchen Zweideutigkeit oder Verirrung nicht frei erhalten, indem er in dem Kloster St. Marco in Florenz, in einem langen Gange, ein Freskobild gemalt hat, wo die kleinen gemalten Kapitäle an den Säulchen, zwischen welchen die Heiligen, wie in einzelnen Abtheilungen, stehen, lange Schlagschatten über die Malerei hinwerfen, gleichsam, als wenn diese Streifschatten, welche nicht zur allgemeinen Beleuchtung des Bildes gehören, von dem wirklichen Lichte herrührten, welches das am äußersten Ende des Ganges befindliche Fenster auf das Bild wirft, und natürlicher Weise bilden würde, wenn die Kapitäle wirklich erhaben wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Gelegenheit muß ich über die bei der Dekoration der Säle und besonders der Decken angewandten Mittel billiger Weise Bericht erstatten; doch soll es nur flüchtig geschehen. Dem Aufwand von Erfindung, den wir dem Architekten Hrn. Hessemer in seinen reichen Verzierungen nachrühmen müssen, hätten wir einen ähnlichen materiellen Aufwand zur Seite gewünscht! —

Die Richtung eines Volkes nach dem Aesthetischen hin, ist in mehr als einer Hinsicht das Symptom wichtiger innerer Prozesse. Die Theilnahme des großen Publikums in Deutschland für Kunstinstitute ist der Beweis von einem ganz andern Gange der Bildung als solcher noch vor gar kurzer Zeit war. Wir wollen hier keine weitere Parallelen über den Gewinn oder Verlust dieser beiden Schulkurse machen. Einleuchtend aber ist, daß bei der gegenwärtigen Richtung das Volk von den Früchten ernährt wird, welche die einsamen Gelehrten auf dem Gebiete der Philosophie und der historischen Wissenschaften mühsam geerntet. Hiedurch ist der gefährlichste Luxus unter das Volk gekommen. Das berüchtigte Zeitalter der Ludwige in Frankreich ist nicht allein wegen der Steigerung aller materiellen Bedürfnisse und sinnlichen Genüsse luxuriös zu nennen, viel mehr verdient es dieses Prädikat in Rücksicht auf ästhetische Bedürfnisse. Galerien, Museen, Theater, Opern u. s. w. waren auch der Masse als eine Art von nothwendiger Nahrung bekannt geworden. Wie aber die Maler mit Recht goldne Rahmen für ihre Bilder als die besten

wählen, weil dadurch das Bild von allem zufällig Verwandten, Störenden seiner Umgebung völlig abgeschnitten wird, und so gleichsam als etwas für sich Abgesondertes, Selbstständiges erscheint; so hat ein richtiger Takt Viele gelehrt, das Lokal einer Bildergalerie u. s. w. selber wie einen großen goldnen Rahmen anzusehen, der den Kunsttempel von allem bürgerlichen Leben und Treiben völlig abschneide. Und in der That, eine großartige reiche Ausstattung der Art hat sich sehr heilsam gezeigt, um aller jener kleinlichen Eitelkeit und kindischen Ostentation mit der Kunst den Garaus zu machen.

Das Frankfurter Museum entspricht nun zwar in Etwas dieser Ansicht. Die Façade, der Eintritt sind, wenn gleich nicht groß, doch reich; die inneren Verzierungen und Vergoldungen sind prächtig zu nennen. Wahrhaft dissonirend aber mit all diesem sind die zur Ausschmückung der innern Säle angewendeten Mittel. Warum, fragt Jeder, hat man nicht das Talent des Herrn Zwerger in Anspruch genommen und diese Säle mit Basreliefen oder doch wenigstens mit Stucco ausgeschmückt? Warum hat man nicht andere Säle in Fresko bemalt? Die Eröffnung des neuen Museums zu Frankfurt hätte in der neueren Kunstgeschichte auf eine ähnliche Weise Epoche gemacht, wie die der Villa Massimi, hätte man die Bestrebungen so vieler ausgezeichneten Künstler anders zu benutzen gewußt. Die Säle selbst würden als dauerndes Denkmal einer herrlichen Zeit in der Geschichte der Stadt Frankfurt gelten, vermöchte irgend eine Zauberruthe die Wandverzierungen, die jetzt ziemlich oberflächlich auf Papier gemalt sind, in diejenige Form zu versetzen, deren sie ihrer frühern Conception und ihrem innern Gehalte nach werth sind. Es ist uns daher sehr erfreulich, zu vernehmen, daß Hr. Johannes Thomas, Maler und Modelirer, ein wackerer in Rom gebildeter Künstler, vorläufig beabsichtigt, den Schild des Achill, den man an der Wand wie er jetzt dasteht, für eine bloße — fast nichts sagende — Verzierung ansieht, in Gyps zu modelliren und so in einer zweckmäßigeren Ausführung die Komposition zugänglich zu machen. Bekanntlich haben verschiedene Gelehrte, von der Ansicht ausgehend, der alte Homeros habe in der sorgfältigen Beschreibung dieses Schildes eine Art Kunstaufgabe hinterlassen, die Zeichnung desselben versucht. Immer aber behielt der antiquarische philologische Eifer die Oberhand über die Schönheit und künstlerische Tiefe.

Hr. Veit hat in seinem Schilde einen Reichthum der Komposition offenbart und Alles so geschickt und verständig verknüpft, daß seine Zeichnung, die nach unserm Urtheil ein Dutzend vortrefflicher Bilder enthält, mit Recht eine besondere Abhandlung fordert, die wir mit Nächstem in diesen Blättern zu geben gedenken.

Heraustretend aus diesen Sälen der Antiken-Abgüsse, gelangen wir in drei Zimmer, in denen Handzeichnungen berühmter Meister, in dem mittleren die Logen des Raphael, aufgehängt sind. Das nördliche ist für Kupferstiche, das gegenüberliegende für Handzeichnungen (aus dem reichen Nachlasse des Stifters) bestimmt. Mit beiden letzteren wird wöchentlich gewechselt. Fürwahr! eine sehr glückliche und preiswürdige Einrichtung, welcher ein dankbares Lob nicht entgehen wird.

Was zu der Zeit, da wir uns zu Frankfurt aufhielten, eben in diesen Zimmern ausgestellt war, übergehen wir, als zufällig; doch war es mit Einsicht und Kenntniß gewählt und lehrreich. Da diese Zimmer dem Publikum zugleich als Conversations-Zimmer dienen, so wäre es nicht unpassend, bevor wir den Leser weiter führten, hier Einiges über die Administration und die Stellung der einzelnen Beamten zu ihr zu berühren; ohne gerade in jenen Konversationston zu verfallen, in dem man auf Gerathewohl berichtet „was man so sagt." An dem Städel'schen Institute haben eine Anzahl ehrenwerther Männer, wie Veit, Wendelstädt, Zwerger, Hessemer, eine würdige Stellung gefunden, deren Verhältniß zu den Administratoren manche interessante Erörterung zuläßt.

Einem späteren Berichte soll es vorbehalten seyn, Manches der Art unter der Aufschrift: „Conversations-Zimmer des Städel'schen Institutes," mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Altdeutsche Baukunst.

Malerische Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Cathedralen, Kirchen und Monumente der gothischen Baukunst am Rhein, Main und an der Lahn. Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von L. Lange, Architekt. Lithographirt von Borum und andern Künstlern in München. Frankfurt am Main, verlegt bei Carl Jügel. kl. Folio. 1ste Lieferung. 1833. 8 mit der Kreide lithographirte Blätter und 11 S. Text. Preis 5 fl. 24 kr.

Wir haben schon einmal, bei den in Kupfer gestochenen Ansichten deutscher Städte, Gelegenheit gehabt, auf das große Talent aufmerksam zu machen, womit Herr L. Lange die mittelalterlichen Gebäude zeichnet. Das vorliegende Heft ist eine neuer Beweis davon, und die Blätter, die es enthält, dürfen sich dem Besten an die Seite stellen, was in dieser Art erschienen ist. Man findet darin die Präcision der englischen Kupferwerke mit vollkommener

Wahrheit der Wirkung vereinigt, eine Eigenschaft, die den englischen Arbeiten dieser Art oft mangelt. Der Zeichner hat das Glück gehabt, durch äußerst geschickte und sorgfältige Lithographen unterstützt zu werden, und die meisten dieser Blätter sind eben so trefflich, wo nicht besser, wie die in dem Werke von Chapuy, welches sich der Herausgeber in dieser Hinsicht zum Muster genommen hat. Der Druck (bei Hanfstängl und Lacroix in München) ist so rein und schön, daß auch hierin nichts zu wünschen übrig bleibt.

Ueber das Zweckmäßige des Unternehmens ist wohl kaum nöthig, ein Wort zu sagen. Manche der hier dargestellten Denkmäler sind zwar schon architektonisch herausgegeben und erläutert, aber diese Werke sind mehr für die Männer vom Fach, als für die größere Anzahl von Kunstfreunden und Reisenden die sich gern durch eine wohlgelungene Ansicht an den gehabten Eindruck erinnern. Es ist zu wünschen, daß die Denkmäler sämmtlicher deutschen Provinzen nach und nach in solcher Art bekannt gemacht werden. Wie viele interessante Bauwerke des Mittelalters sind noch niemals gezeichnet, ja fast gänzlich unbekannt! Angenehm würde es für den mit der Baukunst Vertrauteren seyn, wenn Hr. Lange etwa am Ende des Werks auf einem oder zwei Blättern, die Grundrisse der hauptsächlichsten Gebäude in kleinem Maaßstabe hinzufügen wollte. Es erleichtert die Vergegenwärtigung des Gesammteindruckes.

Das vorliegende Heft enthält den Dom zu Mainz, die Templerkirche zu Bacharach, den Dom zu Andernach, die Domkirche zu Bonn, das Rathhaus zu Köln, das steinerne Haus zu Frankfurt a. M., die Sachsenhäuser Warte bei Frankfurt a. M., und den alten Thurm zu Andernach. Der Text enthält die Einleitung, welche den Plan des Werks und den reichen, in sieben Hefte vertheilten Inhalt desselben von 58 Blättern angibt, und dann kurze Erläuterungen zu jeder Abbildung, die in zweckmäßiger Art das Hauptsächlichste aus der Geschichte jedes Monumentes beibringen.

S.

Neue Denkmäler.

Der Großherzog Leopold von Baden läßt gegenwärtig ein Denkmal für die in der Schlacht bei Wimpfen unter Anführung des Bürgermeisters Deimling im Jahr 1622 gefallenen 400 Pforzheimer vorbereiten, welches in dem Chor der Hauptkirche zu Pforzheim errichtet werden soll.

Mösers Denkmal in Osnabrück, eine bronzene Statue des berühmten Deutschen, ist dem Bildhauer Drake, einem talentvollen Schüler Rauchs zur Ausführung übertragen, und soll auf der dortigen Domsfreiheit, einem großen viereckigen Platze zwischen der Domkirche, der Justizkanzlei, der bischöflichen Wohnung und dem Jesuitenkloster aufgestellt werden.

Die Schüler und Verehrer des berühmten Arztes J. P. Frank beabsichtigen, demselben in seinem Geburtsorte Rodalben ein Denkmal zu setzen.

Am 27. Oktober 1833 wurde zu Thoirette im Juradepartement das von dem Verein der Nacheiferung errichtete Denkmal des Naturforschers und Arztes Bichat eingeweiht. Ueber dem Eingange des Hauses, wo dieser geboren ist, ist ein schwarzer Marmor mit der Inschrift eingemauert: Ici naquit Xavier Bichat, le 11 novembre 1771, und die Büste des Gefeierten ruht auf zwei Säulen.

In Napoli di Romania will man dem in Paris verstorbenen griechischen Gelehrten Korai ein Monument errichten.

Galerie-Werke.

Von der an Meisterwerken des ersten Ranges so reichen Dresdener Gemäldegalerie sind in neuerer Zeit verhältnißmäßig wenige Nachbildungen erschienen. Einzelne ihrer Hauptwerke haben den Grabstichel ausgezeichneter Meister beschäftigt, dagegen fehlt es an einer Folge der schönsten und merkwürdigsten Gemälde, die nach den Forderungen unserer Zeit ausgeführt, ein Gesammtwerk bildete. Diesem Bedürfniß abzuhelfen, hat Hr. Julius Wunder, Kunsthändler in Leipzig, unternommen. Nach einer so eben erschienenen Ankündigung wird er hundert der besten Gemälde der Dresdener Sammlung, bei deren Auswahl ihm mehrere der vorzüglichsten Künstler und Kunstkenner Dresdens behülflich seyn wollen, durch geschickte Zeichner unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Matthäi copiren und in Paris von talentvollen Künstlern auf Stein zeichnen lassen. Auch der Druck soll in Paris durch Lemercier und Comp. besorgt werden. Diese 100 Blätter in Groß-Folio sollen in Lieferungen von 4 Bl. in drei verschiedenen Ausgaben zu 5, 6 und 8 Thlrn. Subscr. erscheinen. In der ersten Lieferung wird die Madonna di Sisto nach Rafael, eine Landschaft nach Berghem, die Versuchung Josephs nach Cignani und der Ganymedes von Rembrandt erscheinen. Das Unternehmen, das schon seines interessanten Gegenstandes wegen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregen muß, wird hoffentlich auch durch eine sorgfältige und entsprechende Ausführung sich die fördernde Theilnahme des Publikums erwerben.

Kunstliteratur.

Library of entertaining Knowledge. Pompeji. 2 Vol. in 12. mit vielen Holzschnitten und Stahlstichen. Berlin bei Asher.

Pompeji. 1r Band in 2 Abtheilungen mit 171 lithographirten Abbildungen. Enthaltend die öffentlichen Gebäude, Anstalten u. s. w. Leipzig, Baumgärtner 1834. gr. 12. Preis 2 Thlr.

L'Obelisque de Louxor transporté à Paris; notice historique, descriptive et archéologique sur ce monument, par M. Champollion-Figeac; avec une figure de l'obelisque et l'interprétation de ses inscriptions hieroglyphiques, d'après les dessins et les notes manuscrites de Champollion le jeune. Paris, Firmin Didot, 1833. 100 pages in 8.

Recherches historico-monumentales concernant les sciences et les arts de l'antiquité, par M. Goury ainé, ingenieur en chef des ponts et chaussées. Paris, Firmin Didot frères.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 13. März 1834.

Ueber homogene und heterogene Verbindungen in den Künsten.

(Fortsetzung.)

Solches Streben nach dem Scheine wirklicher architektonischer Körperlichkeit bezeugt noch die erste Epoche der Malerei, wo dieselbe noch nicht zur völligen Erkenntniß ihrer Bestimmung gekommen ist. Nach der Blüthe der Kunst thaten sich spätere Maler viel darauf zu gute, wenn sie eine Figur, oder einen Theil einer Figur so in ein Bild gemalt hatten, daß es aus der Fläche des Bildes herauszutreten schien; solche Spielereien gehören in die letzte Epoche der Malerei, und wie oft finden wie sie nicht vor, seitdem Correggio in seinen Kuppelgemälden in Parma die Natürlichkeit als das herrschende Prinzip angenommen hat. Correggio dachte hier seine malerischen Kompositionen als Wirklichkeit mit der Architektur verbunden, daher die Verkürzungen der Figuren immer nach ihrem Standpunkte in der Höhe berechnet sind; die Beleuchtung ist darin als die Wirkung des wirklich einfallenden Lichtes angenommen, so daß die Schlagschatten der Figuren oft auf die Theile der wirklichen Architektur gemalt sind.

Daß durch eine solche Verbindung von Wahrheit und Schein eine größere Natürlichkeit erreicht werden kann, davon geben eben die Werke des genannten Meisters den auffallendsten Beweis, aber das Streben einer in sich vollendeten Kunst kann nie nach dieser Natürlichkeit gerichtet seyn. Nie hat sich Raphael erlaubt, die Figuren seiner Freskogemälde mit der umgebenden Architektur zu verbinden, so schön er auch immer in den gegebenen Raum zu komponiren wußte, wie z. B. die Befreiung St. Peters in den Stanzen, oder die Sibyllen in der Kirche della Pace in Rom. Niemals hat er auch an seinen Figuren andere als natürliche Verkürzungen angebracht, wie sie aus der Stellung in der Komposition hervorgehen, ohne die Höhe oder Lage des Freskos und sein Verhältniß zu dem Beschauer zu berücksichtigen. Aber schon Michel Angelo fing an, in dem Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle seine Figuren mit der Architektur verbunden zu denken und ihnen Verkürzungen zu geben, wie sie durch ihre Stellung an der Decke und durch die Untersicht bedingt waren.

Wahre Kunst in ihrer höchsten Vollendung darf nicht verbergen wollen, daß sie nur Kunst sey. Malerei soll nicht als Sculptur oder Wirklichkeit erscheinen; es wäre dies eine unkünstlerische Verbindung der Mittel zweier verschiedenen Künste, welche ihrer Natur nach verschieden bilden, und mithin eine falsche Zusammenstellung heterogener Elemente.

Das Feld der Malerei ist eine ebene Fläche, was darauf vorgestellt ist soll mit der daranstoßenden Oertlichkeit oder Gegenständen in keiner Beziehung stehen, oder die Kunst verliert sich endlich zu jenen Verirrungen der Untersichten und Verkürzungen in den allegorischen Deckengemälden eines Pietro da Cortona oder Luca Giordano.

Eine solche heterogene Verbindung, wie hier zwischen Bau- und Malkunst, begeht die musikalische Oper, wo sie unmittelbar nach dem Gesange zum wirklichen Drama übergeht, und nachdem der Gang des Spieles den Beschauer ganz in die Wahrheit der Handlung versetzt hat, auf einmal wieder der Gesang beginnt. Dieser schnelle Wechsel muß einen so störenden Eindruck machen, daß der Beschauer zu fragen versucht ist, warum denn eigentlich die Leute singen. Vielleicht nicht minder bezeichnend, als die bunte römische Sculptur für den Verfall dieser Kunst, sind unsere modernen Opern für den Stand unserer Musik, wo durch Teufelsspuk, Knalleffekte, Maschinerien u. s. w. der Zuhörer so ganz aus dem Reiche der Harmonie herausgerissen wird. Wo mehrere Künste sich zusammen verbinden, und eine gemeinschaftliche Wirkung hervorbringen, wie im Theater, da muß jede einen Theil von ihrer Eigenthümlichkeit und Vollkommenheit aufgeben, um sich den andern anschließen zu können. Musik schließt die Schönheiten der

Poesie nicht aus, aber verbunden mit Musik muß Poesie nicht den vollen Anspruch auf die Ausübung ihrer ganzen Kraft machen. Eben so verbinden sich Gesang und Mimik, aber der Sänger kann nicht zu gleicher Zeit vollendete Mimik zeigen wollen, ohne daß er dadurch der Kunst des Gesanges schadete, denn sein natürliches Spiel, welches die Handlung nur einmal und vollkommen hintereinander folgend darstellen müßte, würde mit den Bedingungen der mehrmals wiederholenden Musik nicht übereinstimmen können: mimische Wahrheit nicht mit dem Style des Gesanges zu verbinden seyn. Abwechselnd hingegen können beide Künste, Mimik und Gesang, sich in ihrer Vollkommenheit zeigen, so wie, von mehreren Personen ausgeführt, sich Gesang und Tanz auf das vollkommenste vereinigen lassen, und recht gut dazu geeignet sind, ein einziges Gefühl auszudrücken.

Eine noch größere Verbindung von mehreren Künsten gibt sich in den theatralischen Vorstellungen von plastisch-mimischen Bildern, oder den sogenannten Tableaux. Ohne eine intime Verwandtschaft der theilhabenden Künste würde durchaus keine Einheit der Darstellung entstehen können; aber wenn auch die Künste verwandt sind, so ist doch nicht jede malerisch-schöne Komposition geeignet, plastisch vorgestellt werden zu können; nicht jede mimische Handlung ist plastisch schön, so wie der Ausdruck der permanenten bildenden Künste nicht immer bedeutend genug für die momentan fortschreitende Kunst der Mimik ist.

Es muß daher hier noch mehr, als irgend anderswo, jede Kunst sich den Anforderungen der andern, mit ihr zur gemeinschaftlichen Darstellung verbundenen Kunst, zu fügen wissen.

Plastisch-mimische Bilder müssen in ihrer Darstellung sowohl der Deutlichkeit der Mimik, in ihrer kurzen Dauer, wie den Regeln der Plastik, in den Gesetzen der Schwere, und denen der Malerei in Beleuchtung und Färbung entsprechen.

Wo aber eine Kunst, in ihrer höchsten Vollendung, sich in ihren eigenthümlichen Grenzen uneingeschränkt bewegt, müssen ihr Mittel und Zweck jeder andern Kunst fern bleiben, und sie als eine eigene Gattung dastehen. Das Charakteristische ist in der Natur, wie in jeder Kunst schön: daß eine organisch gebildete Form in der höchsten Vollkommenheit ihrer Ausbildung sich von jeder andern wesentlich unterscheidet, macht in der Natur ihre eigenthümliche Schönheit aus; daß die Malerei in Farben, die Plastik in Formen bildet macht sie eben so als Malerei und Bildkunst zu charakteristisch und eigenthümlich schönen Künsten. Vollendete Sculptur kann nicht malerisch seyn; vollendete Malerei hat keine andere wirkliche Ausdehnung, als im Raume einer ebenen Fläche. Ihre Darstellung geschieht nebeneinander und erscheint auf einmal, im Gegensatze zur Dichtkunst, Musik und Mimik, welche in der Zeit hintereinander folgend darstellen. Daher muß sich in der Malerei das Einzelne dem Ganzen zu einem Gesammteindrucke unterordnen, hingegen in den redenden Künsten das Ganze im Einzelnen schön seyn.

Sicher bezeugen gewisse Genrebilder unserer Zeit, wo der Gesammteindruck durch viele zerstreute Gegenstände so zerstört ist, daß es scheint gleichviel zu gelten, bei welchem Gegenstande unsere Aufmerksamkeit anfange, eine falsche Richtung der Malerei. Unter den drei bildenden Künsten verlangt vorzugsweise die Malerei in ihren Werken sich auf Einmal und durch einen Gesammteindruck dem Auge des Beschauers darzustellen. Bild- und Baukunst haben hierin schon eine Art von Aehnlichkeit mit den redenden Künsten, indem die Schönheiten ihrer Werke von dem Beschauer verlangen, daß er den Körper oder den Bau, an welchem sie sich befinden, umgehe, um ihren Zusammenhang und ihre Folgerungen nach und nach aufzufinden; dasselbe zeigt sich auch im Basrelief, welchem durch seine Länge, z. B. in einem Friese, die Bestimmung zur Darstellung einer fortlaufenden Geschichte oder Dichtung gegeben zu seyn scheint. Doch läßt sich wohl keineswegs hiermit die Komposition einer trajanischen Säule mit einem spiralförmig fortlaufenden Basrelief entschuldigen. Diese Eigenschaft der auseinander folgenden Entwickelung der architektonischen Schönheiten mag zu dem bekannten Ausspruche verleitet haben, welcher einen gothischen Dom mit einer gefrornen Musik vergleicht. Harmonie bleibt endlich immer das Element der Schöpfungen jeder Kunst, mögen sie nun in musikalischer oder architektonischer Form erscheinen.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M.

(Beschluß.)

Unmittelbar an diese drei Mittelzimmer schließt sich der niederländische Saal, in dessen Deckenverzierungen die Richtung der Kunst des ablaufenden Mittelalters mit Glück angedeutet ist, anspielend auf die naturgetreuen Schilderungen des alltäglichen Lebens und den Einfluß der Italiener auf diese Schule.

Besonders erfreulich ist der Eintritt in den geräumigen altdeutschen Saal. Das größere Publikum überhört leicht die tiefgefühlte Ouvertüre, die von oben herab begrüßt. Wir meinen die Dekoration und die Deckengemälde des Hrn. Veit. Denn also, dünkt uns, müssen diese Wandzeichnungen aufgefaßt werden. Sie wollen eine große Kunstperiode einleiten und erklären. Offenbar

ist dieser Saal, was die Haltung in Farbe und Anordnung des Ganzen betrifft, der ausgezeichnetste. Wir haben uns keine Mühe verdrießen lassen, die Kompositionen Veits, so wie die recht sinnreich angebrachten Köpfe der altdeutschen Meister zwischen den Verzierungen, welche Hrn. Hessemer's Erfindungen sind, genau zu studieren. In den beiden Bildern über den Thüren spricht sich Veits Eigenthümlichkeit, in der ein gewisses philosophisches Element leicht bemerkbar wird, in einer sehr anmuthigen Weise aus. Das Eine stellt den Untergang der antiken Kunst, oder besser, ihre Belebung durch den Geist des Christenthums dar, die Komposition gegenüber zeigt drei liebliche Frauengestalten, Bildhauerei, Malerei und Baukunst, gleichsam als christliche Grazien, in einer lieblichen Verknüpfung. Die Attribute des Kaiserreichs und Pabstthums, als die Faktoren der christlich-germanischen Bildung, sind passend angedeutet. Warum aber, fragt Jeder, der die Mittel dieser Stadt kennt, hat man nicht al fresco gemalt? Fehlte es etwa an Künstlern? Warum hat man solche Bilder auf einen so vergänglichen Stoff, wie Papier, gemalt? Fehlte es etwa an Geld? Wahrlich, mich und meine Begleiter ergriff ein großer Schmerz deßhalb. — Immer muß sich die Kunst noch behelfen, da, wo man sonst große Summen für geringfügige Zwecke freudig hingibt. Immer noch wird an ihr geknausert, berechnet und geklügelt, wie man am billigsten „die Erfreulichkeit des Scheins" — erstehen kann! Nicht ohne wehmüthige Empfindungen ging ich lange in diesem Saal herum und war aufgebracht genug über die reichen Frankfurter. — Papiertapeten — Wasserfarben — Schaumgold. O Venedig! o Rom!

Im Grunde paßt auch dieses, dachte ich, zu Deutschland. Ich habe die stolzen Italiener oft sagen hören, die Deutschen hätten die Kunst wie das Obst aus Süden geholt und in Mistbeeten angepflanzt, wo dann der wuchernde Zweig bald herrlich gediehen und herrliche Leckereien für den Nachtisch geliefert. Gibt es wirklich Menschen, in denen der Hunger und Durst nach dem Himmlischen und Schönen ganz zum Schweigen gebracht ist (Viele gehen an diesem Hunger zu Grunde); so kann ich auch begreifen, wie Einige die Kunst als eine Art Knackmandel und Bonbon gleichsam zum Amüsement verzehren, wenn sie schon müde sind vom Essen. Diese entsetzliche Ansicht gilt nun zwar keineswegs von der alten Zeit, an die uns die Bilder dieses Saales erinnern; obgleich man einen gewissen Druck, eine gewisse Dürftigkeit, unter denen der deutsche Kunstbaum aufblühte, noch allerwegen wahrnimmt und nachweisen kann.

Der Druck erzeugte jene lyrische Stimmung, die uns als Eigenthümlichkeit mancher Kunstschule um so rührender war. Es ist eine gewisse Sehnsucht nach Freiheit, ein Durst und Hunger nach ewiger Nahrung daraus hervorgegangen, der sich in den praktischen Werken jener Künstler unverkennbar ausspricht. — Es scheint, daß sie ihren Kummer und ihre Sehnsucht; um eben nicht verderben, nicht verschmachten zu müssen, aussprachen. Und dieses eben, wenn wir es einmal erkannt haben, zieht uns so wunderbar nach jenen Leistungen hin: wie denn dieses mannichfach individualisirte Agens den eigentlichen Charakter der Schulen und Zeiten bestimmt. Die Kunstkenner thun Unrecht, diesen Unterschied nur in dem äußeren oft nur technischen Theile zu erkennen. Gewiß ist es übrigens, daß in Staaten innerer Zerrissenheit, unter dem Drucke äußerer feindseliger Verhältnisse die berührte Stimmung historisch am häufigsten vorliegt, daß Aristokratien mehr das epische, Demokratien mehr das dramatische Element erzeugen. — Keine dieser Staatsformen spricht sich aber heut zu Tage scharf und bestimmt aus, woraus sich das Charakterlose und Schwankende in den Hervorbringungen des Jahrhunderts zum Theil mit erklärt.

Von hier tritt man südlich in den italienischen Saal.

Referent gesteht gerne, daß gleich der Eintritt in diesen kleineren Saal, etwas ungemein Erquickliches für ihn hatte. Er meint, es müsse leicht Jedem in diesem kleinen Heiligthume italienischer Kunst wohl zu Muthe werden. Der Saal ist passend dekorirt. In den Deckenverzierungen sind auch hier die vornehmsten Richtungen der Kunst im XVI. Jahrhundert geistreich angedeutet.

Obschon der verewigte Stifter des Institutes, Johann Friedrich Städel, eben kein enthusiastischer Freund von alt-italienischer Kunst war, wie die hinterlassene Sammlung zeigt, so hat man doch sehr passend dessen Marmorbüste (von Zwerger) in einer Nische an der südlichen Seite des Saales aufgestellt, der Art, daß der Stifter der Anstalt durch alle Säle erblickt, als Herr des Hauses leicht aufgefunden werden und Er, seiner Seits, die Eintretenden und Herumwandelnden gleichsam begrüßen kann.

Es hat uns sehr gefreut, wahrzunehmen, daß sich die Sammlung der italienischen Bilder innerhalb gewisser Grenzen hält. Es scheint uns eine solche weise Beschränkung sehr löblich, wenn anders nach einer Richtung hin, auf einem Gebiete, etwas wahrhaft Großes soll geleistet werden. Noch gibt es leider Galerieverwaltungen, die sich von den alltäglichsten Rücksichten leiten lassen, verworren in ihren Plänen, ihre specielle Aufgabe verfehlen, weil sie nicht verstehen, sich auf irgend einem Felde zu concentriren. Dem Städel'schen Institut ein besonderes Interesse durch eine sorgfältige Sammlung altitalienischer Meister zu verschaffen, scheint ein vorwiegender Gedanke der dermaligen Administration zu seyn. Alle Freunde der Kunst müssen sich über dergleichen Erscheinungen höchlichst freuen, und wünschen, die gelehrten

Administratoren möchten ihrem bis dahin in den Gemälde-Acquisitionen gezeigten großartigen Sinne treu bleiben.

Außer zwei schönen Fiesole wurde ein großes Bild von Giacomo Francia, eine unvergleichliche heilige Familie von Perugino, ein ditto von Bellin, ein eben so ausgezeichneter Santa Croce (der heilige Hieronymus am Pulte), ein Cima da Conegliano, ein Giovanni da Udine u. s. w. u. s. w. gekauft.

Doch wir kehren jetzt in den altdeutschen Saal zurück, um der Gemächer des neu erbauten Seitenflügels zu erwähnen. An der westlichen Seite des altdeutschen Saales befinden sich zwei Thüren, deren eine in den Saal führt, der dem Vernehmen nach für Gypsabgüsse mittelalterlicher Sculpturen, so wie für Fresko-Gemälde, die der Hr. Direktor Veit ausführen wird, bestimmt ist; die Kompositionen hierzu, welche einigen Freunden der Kunst bekannt geworden sind, werden sehr gelobt, und sollen als Beleg gelten können, wie nichtig die Beschuldigungen, die man nicht selten vernimmt, sind: als fühlten sich jene Künstler, die lange Zeit in Italien gelebt, unbehaglich und abgespannt, wenn sie in's deutsche Vaterland zurück verpflanzt würden.

Die andere Thüre führt in eine Reihe reich und geschmackvoll verzierter Bildersäle, deren erster für die Niederländer; der nächste für die deutschen Maler der zwei letzten Jahrhunderte; der dritte für moderne Kartons bestimmt ist. Diese Kompositionen selbst sind jetzt viel zu bekannt, als daß es hier einer Berichterstattung bedürfte. Bekannt sind Schnorrs Arbeiten in der Villa Massimi; Veits sieben fette Jahre aus der Casa Bartholdy; Herrmanns große Komposition, Ludwig der Bayer, u. s. w. Ein daran stoßender Saal ist zur Aufnahme der Bilder jetzt lebender Künstler bestimmt.

Doch wir schließen den Bericht, den wir dem kunstliebenden Publikum schuldig waren; da das Frankfurter Museum mit Recht die Augen so Vieler, zumal Solcher auf sich zieht, die das Vorwärtsschreiten der Zeit nicht allein in der Verbesserung der Dampfwagen und Spinnmaschinen erblicken können. Das Frankfurter Museum wird unter den mancherlei Stimmen, die sich berufen und unberufen hören lassen, auch unsere nicht verachten; wenn wir im Namen der ächten, ernsten, göttlichen Kunst wünschen, daß man sofort, wie bisher, dem kleinlichen modischen Treiben unserer Zeit den Rücken zukehren und eine Anstalt pflegen möge, die eine Pflanzschule des guten Geschmackes und ächter christlicher deutscher Kunst seyn wird. Alles was besteht, besteht aus eigener Kraft und Fülle und innerer Nothwendigkeit; so mag auch das Städel'sche Kunstinstitut mit gerechter Freudigkeit in die Zukunft sehen.

Akademien und Vereine.

Die Alterthums-Section der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz hielt am 10. Dez. 1833 ihre zweite Versammlung, worin der Vorstand, Hr. Schneider, die Nachricht mittheilte, daß ein Mitglied der Gesellschaft einen Preis für eine bei ihr einzureichende Abhandlung über alterthümliche Gegenstände der Stadt oder Umgegend eingesandt habe. In Bezug auf die bereits in früheren Sitzungen zur Sprache gekommenen alten Schanzen in Ebersbach, Köslitz, Glossen, Bibain u. s. w. wurden die neuesten eingegangenen Berichte, Zeichnungen und Nachrichten mitgetheilt. Demnächst soll das erste Heft der Alterthums-Section der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Die königl. preuß. Akademie der Künste zu Berlin wird am 17. März 1834 eine Preisbewerbung im Fache der Geschichtsmalerei eröffnen, deren Prämie für Inländer in dem Reisestipendium von jährlichen 500 Thalern auf drei Jahre besteht.

In den Sitzungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin sind in den Monaten Oktober, November und Dezember u. a. folgende Abhandlungen gelesen worden: Ueber eine merkwürdige Cista mystica von Hrn. Uhden; über einige die karische Dynastie des Mausolus betreffende Denkmäler, von Hrn. Böckh; über das Studium der archäologischen Kritik und Hermeneutik, von Hrn. Levezow.

In der Sitzung des wissenschaftlichen Kunstvereins zu Berlin vom 6. d. J. hatte Prof. Rauch einen Abguß seiner Jungfrau Lorenz von Tangermünde ausgestellt. Der Sekretär erstattete Bericht über eine reiche Sammlung von Holzschnitten, welche Prof. Matthäi aus Dresden dorthin geschickt hat, um sie zu verkaufen. Es sind 50.600 gut erhaltene und auf Papier gezogene Holzschnitte in 59 Mappen.

Persönliches.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris hat an die Stelle des verstorbenen Pougens den Hrn. Victor Leclerc, Decan der faculté des lettres, zu ihrem Mitgliede erwählt.

Professor Salvator Betti, beständiger Sekretär der Akademie S. Luca in Rom, ist zum Ehrenmitgliede der königl. Akademie zu Turin; der Bildhauer Pompeo Marchesi zum Ehrenmitgliede der neuen Akademie der schönen Künste in Ravenna; der Nobile Benvenuto Bocchi von Adria, Besitzer eines reichen Museums größtentheils im Lande ausgegrabener Alterthümer, und der Graf Michele della Torre e Valsassina, Direktor des Museums zu Cividale in Friaul, zu korrespondirenden Mitgliedern des archäologischen Instituts in Rom; der Geh. Regierungsrath und Oberbibliothekar der königl. Bibliothek zu Berlin, Dr. Wilken, und der dortige Professor von der Hagen zu ordentlichen Mitgliedern der königl. dänischen Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen ernannt werden.

Kunstliteratur.

Die St. Gertraudenkirche zu Berlin. Einweihungspredigt vom Prediger Lisco, nebst einer kurzen Geschichte dieser Kirche seit ihrer Erbauung, abgefaßt von L. Frege, königl. Domkandidaten zu Berlin. Berlin, in der Enslinschen Buchhandlung. 1833. Preis 6 gGr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 22.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 18. März 1834.

Ueber homogene und heterogene Verbindungen in den Künsten.

(Beschluß.)

In einer Verbindung der Malerei und der Architektur muß sich jede so geben, wie sie der andern dienen kann. Die positive Architektur wird in ihrer perspektivischen Erscheinung Gegenstand der relativen Darstellung der Malerei. Die Malerei geht in Fresko- und Mosaik-Bildern erst von der rein malerischen Form immer mehr zu der architektonischen über, indem sie sich den Gliedern der Architektur als Zierde anschmiegt, und zuletzt in Fußböden, Inkrustirungen und Mauern von verschiedenen Marmorarten ihr farbiges Element ganz in das architektonische verfließen läßt. Es läßt sich eben so wenig von der Architektur wie von der Sculptur behaupten, daß sie dem Grundelemente der Malerei, nämlich der Farbe, gänzlich entsagen könnte, ohne todt zu werden. Es gehört nothwendig Farbe zu jeder architektonischen Form, und wie wohlthätig dieselbe oft wirkt, sehen wir an den alten Gebäuden von Travertin oder Marmor. Selbst mehrfarbige Gebäude können einen sehr erfreulichen Anblick gewähren, sobald die Farben den architektonischen Formen entsprechen, und mit ihnen eine Bedeutung haben, wie an dem Glockenthurme des Doms von Florenz. Sie werden aber sogleich einen widrigen Eindruck machen, sobald ihre Abwechselungen in keinerlei Beziehung zu den architektonischen Formen stehen, wie dieß am Baptisterium zu Florenz der Fall ist.

Bei der Architektur ist der Grundriß oder die Bestimmung des Gebäudes das Element, aus welchem sich zuerst die innere Consequenz und äußere Schönheit entwickelt. Bei der Malerei ist nur die vordere Ansicht die Bedingung, nach welcher sich der innere Zusammenhang mit viel größerer Willkühr anordnet. In dieser Beziehung steht die Architektur der Sculptur ungleich näher als der Malerei, indem auch bei jener der innere Zusammenhang in der Wahrheit aller Theile durchgeführt werden muß. Der Architekt soll daher seinen Werken mehr einen plastischen als malerischen Werth geben. Alle architektonische Theile sind sculptorisch, alle plastische Kompositionen sind architektonisch, deßwegen der Uebergang und die Verbindung der Bild- und Baukunst äußerst leicht ist, und die eigenthümlichen Bildungen der einen sich stufenweise in die Formen der andern auflösen können. Aber auch zwischen Bild- und Malkunst ist dieser Uebergang äußerst leicht zu finden.

Die Mittel der Darstellung in der Plastik sind wirklich körperliche Formen, von deren Schönheit daher zunächst ihre Darstellungen handeln; jedoch schließt sie nicht alle Andeutung der Farbe absolut aus. Die Mittel der Malerei sind Farben, welche auf ebener Fläche erscheinen, ihre Darstellung beschäftigt sich daher mit dem Reize der Erscheinung durch das Licht und die Farbe, doch ihre Mittel umschließen auch jene der Zeichnung, und sie bewegt sich mithin auch im Reiche der Form, jedoch nicht der positiven, wie die Plastik, sondern der relativen, oder der perspektivischen Ansicht der Körper, welche sie durch den Contour und die Wirkungen des Lichtes auf ebener Fläche als die malerische Form darstellt.

Das Basrelief bildet den Uebergang von der wirklichen Form der Plastik zu der scheinbaren Form der Zeichnung oder der Malerei. Die zuerst freistehenden Formen der Sculptur in ihrer höchsten Vollendung schmiegen sich hier der ebenen Fläche an, und müssen deßhalb einen Theil von ihrer ersten Consequenz der Wahrheit aufgeben. An einer und derselben Figur werden im Basrelief einige Theile mehr ihrer wirklichen Form entsprechen können, andere sich der scheinbaren nähern müssen. Kein Gesetz kann eine Grenze bestimmen, wie weit die Plastik im Basrelief sich von ihrer primitiven Form entfernen darf, um sich der scheinbaren zu nähern. Die schönsten Basreliefs alter und neuer Kunst zeigen uns oft zwei, drei und mehrere Figuren hintereinander,

in immer mehr scheinbarer Form, und einige griechische Basreliefs sind kaum merklich über die Fläche erhaben.

Ghiberti an den östlichen Thüren des Baptisteriums in Florenz, welche durch Michel Angelo's Autorität zu so großem Ruhme gelangt sind, scheint den Geist des Basreliefs mißverstanden und das Maß der perspektivischen Form überschritten zu haben, indem diese Basreliefs wahre Bilder mit großen Landschaften vorstellen; aber nicht sowohl dadurch, daß diese Basreliefs sich so sehr der Form der Zeichnung nähern, als vielmehr durch die Wahl der Gegenstände scheint er aus seinen Grenzen herausgetreten zu seyn.

Jede Kunst hat einen besonderen Theil der Natur für das Feld ihrer Schöpfungen; ihre Mittel bestimmen die Art der Auffassung und der Darstellung. Die eigentliche Bestimmung einer Kunst kann nur dasjenige seyn, was sie vollendet in ihren eigenen Grenzen und ohne die Mittel einer andern Kunst im Stande ist hervorzubringen. Wo ihre Mittel zur vollkommenen Darstellung nicht hinreichen, darf sie nur symbolisch oder stylistisch anzeigen, oder muß ganz davon entfernt bleiben.

Werke, welche einen Uebergang von einer zur andern Kunst bilden, welche also die Mittel der einen mit jenen der andern verbinden, und die Eigenthümlichkeiten von beiden in sich aufnehmen, dürfen keinen primitiven Theil der einen oder der andern unverändert enthalten, sobald die Mittel der Darstellung desselben nicht auch der andern Kunst charakteristisch eigen sind.

So ist im Basrelief die absolut wirkliche Form der ganz freistehenden Figur der vollendeten Plastik eben so wohl ausgeschlossen, wie Licht- und Lufterscheinungen, oder Entfernungen, welche keine plastische Gruppirung mehr ausmachen können, sondern ausschließlich der Malerei angehören. Machen wir nun hiervon die Anwendung auf Ghibertis Thüren, so finden wir leicht die Ursache von dem, was uns störend und unpassend erschien, es ist die Wahl der Gegenstände, als Gebäude, Bäume, Berge, Wolken u. s. w., welche nur Gegenstände der Malerei, aber nicht der Plastik sind. Ferner sind einzelne ganz freistehende Figuren in diesen Basreliefs, welche durch die Consequenz der wahren Form nur allein der vollendeten Plastik angehören. Diese Verbindung des rein Plastischen und rein Malerischen bleibt im Basrelief eine heterogene Zusammenstellung und ist als solche verwerflich.

Wie sich jedoch in dem Basrelief von gutem Style die perspektivische und die wahre Form, oder die Elemente der Zeichnung und der Plastik vereinigen, so läßt sich ein anderer Uebergang von der Plastik zur Malerei finden, worin die Form und die eigentliche Farbe nicht unpassend verbunden sind.

Die höchste Potenz und Schönheit der Plastik ist die Form. Wenn es aber allein die absolute Form wäre, so müßte ein scharfer Gypsabguß dieselbe Schönheit des Original-Marmors besitzen. Dennoch erscheint er aber nur kalt und todt, wo dieser von innerem cirkulirenden Leben durchdrungen scheint. Dieser Unterschied, bei vollkommener Gleichheit in der Form, hängt bloß von der Farbe der beiden Stoffe ab, mithin liegt der Bestimmungsgrund des schöneren Materials der Plastik in dem Elemente der Malerei. Aber auch die Schönheiten der Natur, welche bloß in der Farbe liegen, kann die Plastik zum Theile geben, ohne daß sie aus ihren Grenzen heraustrete. Zum Beweise könnte hier das schöne Basrelief von Luca della Robbia dienen, welches in der Galerie von Florenz aufbewahrt ist, wo der alte florentinische Meister in einer Gruppe von singenden Choristen Schönheit und Ausdruck wahrhaft plastisch vorgestellt hat. Die Verschiedenheit der Charaktere ist in den einzelnen Sängern sehr vortrefflich hervorgehoben, und durch die vertiefte Andeutung der Pupillen in den Augen von einigen derselben mit kecker oder kräftiger Haltung, bei kurzgelocktem und krausem Haare, wird man selbst auf die Farbe derselben hingewiesen, während bei andern ohne die Andeutung der Augäpfel, und mit schlanken, man möchte sagen blonden Locken und einem weicheren Ausdrucke in Gesicht und Stellung, man durch die Ideenverbindung auf eine Bezeichnung der Stimmen hingeführt wird.

Sollte die Anwendung dieser Mittel tadelnswerth seyn, weil der Bildhauer einigen seiner Figuren eine Andeutung der Farbe in den Augen gab, andern hingegen wieder nicht? Er hat vielmehr durch die Uebereinstimmung aller Theile eines Charakters noch Schönheiten gezeigt, welche nicht unmittelbar in der Form liegen, jedoch mit den Mitteln der Plastik erreicht sind.

Die etruskischen Vasengemälde sind von so wahrhaft plastischer Zeichnung, daß sie kaum noch Gemälde zu nennen sind. Der Co[illegible]ur, welcher bei dem flachsten Basrelief oft in die Fläche eingegraben ist, und in welchem die mehr vertiefte als erhabene Figur kaum noch durch wenige Nuancen angegeben ist, ist hier mit schwarzer Farbe ausgezeichnet und der innere Raum mit wenigen Lokaltönen angelegt. Hier zeigt sich der reinste Uebergang der Malerei zur Plastik. Die griechischen Künstler behielten das farbige Element bei, und bemalten oder vergoldeten den Grund ihrer Basreliefe und die Gewänder ihrer Figuren. Luca della Robbia, an einem großen Basrelief im Hospital in Pistoja, ging noch weiter, indem er alle Theile mit irgend einem Lokalton anstrich. Jedoch ist in dieser Färbung kein Streben nach Natürlichkeit, welche der Zweck der Malerei ist, sondern es sind gewissermaßen nur symbolische Andeutungen, keineswegs fremdartige Ueberladungen, welche die Plastik absolut ausschließen müßte. Man könnte diese Sculptur

mit jener farbigen Architektur des florentinischen Glockenthurms vergleichen.

Vielleicht läßt sich so der Schluß ziehen, daß keine Kunst die Elemente einer andern gänzlich ausschließen müsse, nur daß der Grad der Anwendung und die richtige Stelle durch ein natürliches und unverdorbenes Gefühl des Künstlers bestimmt werden müssen. J. F.

Weimar.

Im Februar 1831.

Zwei geschickte Landschaftmaler, die beide hier ihre früheste Bildung erhielten, von dem verstorbenen Großherzog auf Reisen geschickt, und dann von den jetzt regierenden Herrschaften durch Aufträge unterstützt wurden, sind kürzlich an der Kunstschule als Lehrer der ersten Klasse angestellt und dadurch hier fixirt worden. Der eine, Hr. Preller, studirte, nachdem er den ersten Grund hier gelegt hatte, dem Willen seines Gönners zufolge, unter Van Brée in Antwerpen, der andere, Hr. Kaiser, an der Akademie in München; beide vollendeten dann zusammen ihre Studien in Italien. Ihro kaiserl. Hoheit, die Frau Großherzogin, trug beiden im verflossenen Jahre zwei große Landschaften als Gegenstücke auf, die gegenwärtig in Belvedere ihren Platz gefunden haben. Die des Hrn. Preller stellt einen Eichenwald vor, gegen Anfang des Herbstes, wo schon das Laub sich zu färben beginnt. Die kräftigen Baumgruppen sind auf's vortrefflichste componirt und mit eben so großer Wahrheit gemalt; das Spiel der Beleuchtung, die Durchsichten, der mannichfaltige Vordergrund zeigen sich in vollster Wirklichkeit; ein lebendiges und inniges Naturgefühl hat dem Künstler die durch gründliche Studien geübte Hand geführt. In wenig neuern Landschaften wird man das freie ungebundene Walten der Natur so treu und zugleich mit so viel Kunstschönheit nachgebildet finden. Das Gegenstück von Hrn. Kaiser ist eine italienische Gegend, die sich in schönen Massen und glücklicher Beleuchtung zeigt, auch durch sorgfältige Behandlung einen besonderen Reiz erhält. Zwei kleinere Bilder, Ansichten von Wilhelmsthal, wurden kürzlich von Beiden ebenfalls für die Frau Großherzogin vollendet, die Ansicht der Säulenhalle an dem Großherzogl. Landhause mit dem Durchblick auf der See, von Preller, und die der Grotte, eines von Buchenwald umgebenen überhängenden Felsens, von Kaiser. Beide machen Gegenstücke und sind als Geschenk an die Prinzessin von Oranien gekommen, zum Andenken an den Aufenthalt, welchen dieselbe im vorigen Sommer zu Wilhelmsthal gemacht hat. Die Frau Großherzogin hat beiden Künstlern, die bisher immer neue Fortschritte bewährten, fortdauernde Bestellungen zugesichert. Da sie übrigens im Unterricht an der Kunstschule nach Gefallen abwechseln können, so steht ihnen frei, einen Theil des Jahres zu reisen oder auswärtige Bestellungen auszuführen. Bereits ist Hr. Preller mit einer großen Arbeit in Leipzig beschäftigt. Hr. Dr. Härtel, welcher daselbst ein reizend in italienischem Styl erbautes Haus mit Kunstsinn und Geschmack verzieren läßt, hat ihn beauftragt, die Wände von zwei großen Zimmern mit historischen Landschaften zu schmücken, die in Tempera gemalt werden. Für das eine Zimmer entwirft Hr. Preller, der eben so gut Figuren wie Landschaften zeichnet, selbst die Kompositionen, und hat dazu einen Cyklus aus der Odyssee gewählt; für das andere sind die Zeichnungen von Hrn. Koch in Rom gefertigt, ebenfalls Gegenstände aus der griechischen Heroen- und Göttersage enthaltend, und die Ausführung durch Hrn. Preller geschieht nach dem eigenen Willen des römischen Künstlers, der somit seinen jungen Landsmann für ebenbürtig erklärt hat. Zwei seiner eigenen Kompositionen, die Höhle des Polyphem und Ulyß, bei Circe auf der Jagd, hat Hr. Preller noch im vorigen Herbste gemalt und gedenkt, im Frühjahr nach Leipzig zur Fortsetzung dieser Arbeit zurückzukehren.

Fräulein Seidler malt viele Portraits, und ist gegenwärtig mit dem Karton zu einer allegorischen Komposition für die Frau Großherzogin beschäftigt.

Ein Maler, welcher ehemals Weimar angehörte, aber gegenwärtig in Hamburg lebt, Hr. Rembe hat im vorigen Jahre zwei Bilder hieher gesandt, die eine schöne Kunstfertigkeit zeigen. Das eine, in Oel, stellt eine junge Dame vor, die sich zum Ball schmücken läßt. Das Atlaskleid, die Zofe, die ihr das Haar macht, sind vorzüglich gelungen; Alles ist mit niederländischer Feinheit in kräftigen Farben vollendet. Dies Bild ist in den Besitz Sr. königl. Hoheit des Großherzogs gekommen. Das andere, ein ziemlich großes Miniaturgemälde, stellt ein kleines Mädchen mit einem Bologneserhündchen vor und ist mit Gefühl und Meisterschaft gemalt.

Gräfin Julie von Egloffstein, schon längst als ausgezeichnete Dilettantin bekannt, ist zwar schon seit ihrer Reise nach Italien von Weimar abwesend und verweilt gegenwärtig in Dresden, hat aber kürzlich ihre Weimarischen Freunde durch Uebersendung eines Bildes erfreut, welches für die Königin von England bestimmt, den Weg nach London genommen hat. Es zählt zu dem jetzt so beliebten Genre italienischer Volksscenen. Unter einer reizend gelegenen Weinlaube mit der Aussicht auf die Ufer von Sorrent spielt ein neapolitanischer Fischer die Zither; ein schönes Mädchen hört ihm knieend mit großer Aufmerksamkeit zu, und der leidenschaftliche Antheil, der in ihrem Blicke zu lesen ist, mag wohl Ursache seyn, daß eine zweite Jungfrau, die einen Krug auf dem Kopfe trägt, halb eifersüchtig zurückblickend die Treppe hinabgeht. Ein schalkhafter Knabe mit Orangen, ein

Kind und ein Hund schließen die anmuthige Scene, die in südlichem Tone mit kräftigem Pinsel und vieler Harmonie der Farbe behandelt ist.

Vor Kurzem ist Fräulein Angelika Facius nach ihrer Vaterstadt Weimar zurückgekehrt. Während eines siebenjährigen Aufenthalts in Berlin zum Theil in Zelters Hause, zuletzt unter Rauchs spezieller Leitung, hat sie sich in mehreren Zweigen der Sculptur zu einer vorzüglichen Künstlerin gebildet. In ihrem eigentlichen vom Vater erlernten Fach, der Stein- und Stempelschneidekunst, hat sie im vorigen Jahre zwei wohlgelungene Proben abgelegt, das Bildniß Sr. königl. Hoheit des Großherzogs, in einen schönen Carneol für die Frau Großherzogin geschnitten, und dasselbe in etwas kleinerem Maßstabe zu einem Stempel für die Verdienstmedaille. Die auf der Rückseite dieser Medaille befindliche antike Eichenkrone ist ebenfalls von ihrer Hand. Bei ihrer Rückkehr sah man als ihre neueste Arbeit ein schönes weibliches Bildniß, lebensgroße Büste in Gyps, und ein kleines Basrelief in Gyps, die Erziehung eines fürstlichen Kindes vorstellend, wozu der sinnvolle Entwurf von der Frau von Arnim, gebornen Brentano, herrührt. Diese beiden Arbeiten in einem Gebiete, wohin selten eine weibliche Hand sich wagt, sind mit viel Gefühl, Kenntniß und Geschmack vollendet, und man sieht darin die gute Schule, die der Künstlerin Sicherheit und Feinheit im Modelliren beigebracht hat.

Ebenfalls aus der Berliner Schule hervorgegangen ist der geschickte Ciseleur Adolph Straube, der nun auch wieder in seiner Vaterstadt Weimar einheimisch geworden ist. Noch von Berlin aus hatte er mehrere Proben seiner Geschicklichkeit, eine kleine Büste des verstorbenen Großherzogs und ein schön in Wachs modellirtes Porträt (Medaillon), eingesendet, und wurde vor seinem Abgange von dort von der königl. preuß. Akademie der Künste zu ihrem akademischen Künstler ernannt. Er hat bereits hier begonnen, einige Bildnisse zu modelliren und in Erz zu gießen.

Bauwerke.

Es war unumgänglich, im Pariser Justizpalaste, da, wo sich die Gemächer des Kassationshofes befinden, Ausbesserungen vorzunehmen. Ein großes und vollständiges Unternehmen dieser Art, welches der Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten angeordnet hatte, ist jetzt vollendet und der allgemeinen Aufmerksamkeit werth. Bekanntlich war dieser Palast lange Zeit hindurch eine königliche Residenz. Im Jahr 1413 ward er aber von Karl VIII. dem Parlament überlassen. Der große Saal war indessen für außerordentliche Feierlichkeiten vorbehalten, z. B. für Empfang von Gesandten, für Prunkgelage und für Hochzeitfeste französischer Prinzen und Prinzessinnen. Die Decken waren sonst von Holz, ebenso die Pfeiler, auf welchen dieselben ruhten, reich an Vergoldung auf blauem Grunde; in den Zwischenräumen der Pfeiler standen die Bildsäulen der Könige, seit Pharamond, mit Inschriften, die den Namen, die Regierungsdauer und das Todesjahr eines jeden angaben. An dem einen Ende erhob sich eine von Ludwig XI. erbaute, später neugestaltete Kapelle. Am andern Ende sah man die berühmte Marmortafel, von außerordentlichem Umfange, woran die königlichen Gastmäler statt fanden, und die zugleich als Bühne für die Farcen, Moralitäten und Possenspiele diente, welche von den Parlamentsschreibern aufgeführt wurden. Am 7. Mai 1618 verzehrte eine Feuersbrunst, auf deren Ursprung man nie gekommen ist, diesen großen Saal, die Kapelle und einen großen Theil der Baulichkeiten des Palastes. Darauf wurde der jetzige große Saal erbaut. Nachdem ein neuer Brand am 10. Jan. 1776 den ganzen Raum von der Galerie der Gefangenen bis zur Kapelle eingeäschert hatte, errichtete man diesen Theil des Gebäudes in seiner heutigen Gestalt. Von dem alten Holzbau blieb nur eine Galerie aus dem 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage übrig; dieselbe, welche jetzt als Vor- und Durchgangssaal des Kassationshofes und der Requêtenkammer dient; bei dem Zustande des Verfalls, in welchen sie gerathen, und der Verstümmlungen, die sie im Laufe der Zeit erlitten hatte, kostete es Mühe zu denken, daß dies vielleicht die glänzendste Galerie des Palastes gewesen, der le Palais magnifique (Palatium insigne) genannt und dessen innere Ausschmückung über alle Vorstellung reich, ja in welchem ein Zimmer, ebendasselbe, welches jetzt zu den Audienzen der Bittschriftenkammer dient, allenthalben unter dem Namen Chambre dorée oder Chambre Saint-Louis bekannt gewesen war. Bei der Ausbesserung dieses Theiles vom Justizpalaste ward alle Sorge getragen für Herstellung der kostbaren Reste der alten Architektur. Man hat gesucht, die glänzenden und geschmackvollen Ornamente an den Wänden und Decken wieder hervorzurufen. Malerei und Vergoldung, wie man sie unter mehrfachen Schichten des Mörtelüberzugs fand, der um die Kapitelle und das Gewölbe der Galerie eine Kruste gebildet hatte, bot Zeichen genug für den Baumeister dar, um die Restauration zu bewirken, und darin das Aussehen des Ganzen getreu zu wiederholen, ausgenommen den Luxus der Vergoldung und den Reichthum der Arabesken, dem man nicht ohne Aufwendung allzubeträchtlicher Summen hätte gleichkommen mögen, welche übrigens auch hier alle Ansprüche der Kunst und des Auges befriedigen. Die glückliche Idee dieses Unternehmens wird den historischen Studien der Architektur und ihrer Anwendung in Frankreich großen Vorschub thun. Was die übrigen Theile des Gebäudes betrifft, so ist bei der Herstellung auf jede Art der Verbesserung Bedacht genommen worden; enge, dunkle, dumpfe Gänge sind erweitert, und mit Licht und gesunder Luft versehen; nützliche Ausgänge angebracht; mehrere Gemächer durchaus neu gemacht. Der große Audienzsaal der Chambre civile, die während der Julirevolution so großen Schaden gelitten hatte, ist wieder ganz hergestellt; die Vergoldung des Gesimses, der sammtene Beschlag der Sitze und beinahe das ganze Geräthe erneuert, u. s. f. Diese Arbeiten sind so schnell als möglich während der Vacanz des Gerichtshofes vorgenommen worden, und nächst dem Eifer des Generalsekretärs vom Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten, gebührt dem Talente des Architekten Hrn. von Gisors alle Anerkennung.

Nekrolog.

Am 26. Febr. ist in München Alois Senefelder, Inspektor der königl. Steuerkataster-Kommission, der Erfinder der Lithographie, im 63sten Jahr seines Lebens gestorben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 20. März 1834.

Mittheilungen aus Berlin.

(Fortsetzung des Berichts vom Dez. 1833 in Nr. 14 — 16.)

Januar 1834.

Von den Zeichnungen, die Begas entworfen und je nach dem Geiste der Komposition behandelt hat, fand ich besonders originell den heidenbekehrenden Bonifaz im Haine zwischen zwei Gruppen, deren Gebehrden lebhaft die tiefgreifende, dem alten Volksgeist an die Wurzel gehende Wirkung seiner Predigt vorstellen. Es ist eine wahre Conversion in diesen Mienen und Bewegungen; das Wogen der letzteren im Ganzen ist trefflich geeignet, die gewaltige Natur des kriegerischen rohtüchtigen Geschlechtes fühlbar zu machen, in dessen Mitte der wehrlose Prediger mit seiner tiefen Ruhe und Strenge desto geistvoller erscheint. Mütter sind hingenommen in die neue Lehre; ein Alter brütet über dem Keim, der ihm in den Busen geworfen ist und den er schwerlich wieder los werden kann; ein kräftiger Mann hat seine Partbie genommen; indem er abgeht, blickt sein Kerngesicht neben dem Streitkolben an seiner Achsel noch mit heller Entschiedenheit zurück; und von dem Heidenpriester, der, im Grunde, mit erhobenen Armen den Zorn der Götter herabbeschwört, bis zu dem nackten Burschen, der, vielleicht von der Unruhe umher, vielleicht von einer leisen Ahnung in seinem thierischen Traum gestört, mit halber Scheu und halber Neugier tappend sich an dem Baumhügel hervorschiebt, vor welchem der Apostel steht, beweist alles, daß der letztere zum Mittelpunkte bedeutender Veränderungen geworden ist. — Ein figurenreiches, interessantes Seitenstück ist Daniel vor Belsazar. So dicht die Gruppen sind, so sind sie doch nicht minder faßlich und lebendig motivirt. Besonders gefielen mir drei Köpfe babylonischer Propheten, von großer Eigenthümlichkeit. — Streng historisch und meiner Ansicht nach grandios ist die Komposition: Heinrich VI. büßend im Burghof zu Canossa; auf einer Altane der Pabst und die Toskanerin Mathildis. Wenige Figuren; aber in der architektonischen Eingrenzung und Simplicität der Zusammenstellung, im Charakter der Gestalten und Tone der Situation stylvoll und pathetisch. — Von sehr verschiedenem Charakter sind zwei auf neuere Poesie bezügliche schöne Skizzen. Das Uhland'sche Sonett von den zwei Mädchen, die der Dichter auf einer Anhöhe sieht, von wo die eine, umschlungen von der Freundin, in die Aussicht hinunterdeutet, ist zu einer anmuthsvollen Zeichnung geworden. Die zweite ist durch Heine's Loreley veranlaßt. Begas hat sie dem Tausendkünstler Alexandre in sein Album geschenkt, worin derselbe bereits Angedenken von Künstlern aus der halben Welt gesammelt hat. Loreley, eine edle Gestalt, im länglichten, feingezeichneten Gesicht etwas von Leiden und heidnischem Reiz, auch in der Haartracht und dem Schmuck des Halses und Busens eigen charakterisirt, sitzt auf einer Felsenklippe und spielt die Zither; aber heimlich, denn sie hält sie seitwärts hinter ihr linkes Knie, den Oberleib nach der andern Seite vorgewendet. Hier dicht an der Wand ihrer Klippe, zeigt sich auf der Höhe der Fluth die Hälfte eines Nachens mit zwei Gesellen. Das Fahrzeug steht schon fast senkrecht, den Kiel oben. Der Jüngling, der darin steht, ist mit sehnsuchtsvoller Miene und ausgestrecktem Arm in den Anblick der Zauberin über ihm verloren; der neben ihm sitzende Gefährte, nur noch von der Brust an sichtbar, ist älter, ein verstandvoller, charakteristischer Kopf, nichts weniger als weich; dennoch ist auch sein Auge unabwendlich an die Wunderbare gefesselt; und sie, die sich mit dämonischer Sanftheit gegen die Opfer neigt, ihr verstecktes Zitherspiel leise fortsetzend, muß — man sieht es — mit diesem wehmüthig starken Angesicht, mit dem unverwandten tiefgehenden Blick allein den Kahn und die bezauberten Männer senken, senken und tief versenken. Dazu sieht man hinter und über der Klippe in's Ferne den Abendhimmel mit Gewölk und magischer Beleuchtung, die Felsenufer des Rheins und den malerischen Weg des Stromes; was alles das wunderbare gefährlichsüße Naturspiel vollenden hilft. —

Von Professor Wach, der im verwichenen Sommer die Gemahlin des Prinzen Albrecht sehr ähnlich und geschmackvoll portraitirt hat, ist mir neuerdings außer einigen kleineren Bildnissen, gefälligen Arabesken ꝛc. nichts bekannt geworden. Doch höre ich, daß er Entwürfe zu Historien unter der Hand haben soll. Zwei aus seiner Schule hervorgegangene Historienmaler, Däge und Hopfgarten, sind unlängst aus Italien zurückgekommen. Däge ist mit einem großen Bilde beschäftigt. Eine Mutter, mit ihrer jungen Tochter und einem Knaben, an die Stufen eines Altars geflüchtet. Hopfgarten hat eine Scene entworfen aus Uhland's Romanze der Königsohn und die Schäferin. Diese Bilder werden wohl zur nächsten Ausstellung kommen. Schon auf der vorigen befanden sich von beiden jungen Künstlern achtbare größere Stücke.

In Professor Kolbe's Atelier sah ich verschiedene Entwürfe zu romantischen Bildern. Ein malerisches Jagdschloß am See, dem sich eine zierliche Barke mit lustfahrenden edeln Jägern und Damen nähert. — Don Quixote unter den Hirten in der Sierra. — Landschaftliche Parthien aus dem Harz, aus der Umgegend von Dresden. — In der Ausführung ist ein sehr figurenreiches, großes Bild (die Figuren des Vorgrundes von etwa 1 Fuß Höhe), ein florentinisches Weinfest. Unter einer hohen, offenen, von schlanken Säulen getragenen, mit einem Weinlaubgitter bedachten Laube sitzt an runder Marmortafel, woraus eine Fontaine springt, der Vater von Florenz, Cosmus von Medicis, im Hermelinmantel, mit dem Federbarett, neben ihm seine Gemahlin im grünen, silbergeschmückten Gewande, ein Diadem im schwarzen Haar; hinter ihr steht ein schmucker Edelknabe, den Falken auf der Faust; zur Seite an der Tafel sitzen junge, bekränzte Damen; gegenüber bei seiner Geliebten, die ihm einen Kranz aufsetzt, ein Troubadour. Ein kleines Mädchen nähert sich ihnen sachte mit einem Teller Trauben. Links im Bilde liegen im Vordergrund ein paar alte Zecher fröhlich hingestreckt, Weinlaub um die Schläfe, Becher in der Hand. Ueber ihnen eine Erhöhung, mit Tuch beschlagen, worauf die Musikanten spielen; darunter, etwas tiefer im Bild, eine Gruppe tanzender Mädchen in anmuthigen Wendungen. Auch vor der Tafel haben sich drei blühende Kinder an den Händen gefaßt und tanzen. Rechts im Vordergrund unweit dem Troubadour sitzt ein Dichter, die Feder in der Hand, aufmerksam nach dem Herzog hinüberblickend; neben ihm steht der Sänger Ariost, Lorbeer im Haar, eine Rolle in der Hand, im Pupurmantel; an seiner Seite bringt ein junger Ritter, im Ringelbarnisch, des Mediceers Gesundheit aus. Vor diesem sind eben die Winzer angekommen, die man im langen, dichten Zug von der Höhe herabwimmeln sieht mit den üppigen Gaben des Herbstes, um sie ihrem edeln Herrn darzubringen. Zunächst vor ihm stehen zwei kräftige Bursche, an Stangen eine Traubenbütte tragend, auf welcher ein nackter Kleiner, bekränzt, als ein junger Bacchus steht und jungen Wein in Cosmus dargehaltenen Becher zu gießen strebt. Von den Höhen der entgegengesetzten Seite, mehr ferne, bewegt sich ein Jagdzug unter Hörnertönen herab. Im Hintergrunde Florenz mit seinen Thürmen und Kuppeln und der Arno zwischen den mit Villen geschmückten Bergen, und ein duftiger italienischer Himmel. — Ein kleineres Bild, historisch im engeren Sinne, weniger noch ausgeführt, doch auch bereits farbig angelegt, zeigt Kaiser Karl V. an einer Furth vor dem Lochauer Grunde bei Mühlberg, dem berühmten Schlachtfelde. Ein Bauer weist die Furth. Dicht an ihm tritt der Kaiser zu Roß als Hauptfigur hervor, deutet mit kurzer, horizontal gehaltner Lanze über das Wasser hin und scheint mit Moriz von Sachsen zu sprechen, der, in voller Rüstung, von der Seite sein Pferd, auf dem er sich dem Kaiser entgegenbeugt, heranlenkt. Hinter dem Kaiser reitend zeigt sich Herzog Alba's langes, hartes Gesicht, und in der Mitte dieses berittenen Gefolges der römische König Ferdinand. In der Furth selbst, am Vorgrund, bewegt sich schon, mit den Rücken gegen die Beschauer, eine Schaar Reiter, die zum Theil Fußknechte hinter sich genommen; andere von den Letzteren waten zu Fuß durch; andere schürzen sich erst am Ufer auf. Weiter im Wasser sieht man bemannte Fahrzeuge, jenseits in der (naturgetreuen) Gegend Andeutungen vom Beginne der Schlacht. Schon brennen Häuser, einzelne Schaaren sind im Kampf. — Die dichte, gewichtige Rittergruppe vorn mit ihren historischen Figuren hebt sich bedeutend gegen die interessante Durchsicht, und das ruhige Einrücken der Truppen am Wasser verbindet sich mit den angedeuteten Bewegungen im Hintergrund zur Bestimmung der Situation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Römisches Leben von Friedericke Brun geborene Münter. Erster Theil. Mit einer Ansicht der Villa di Malta. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1833. S. XIV, 230. Zweiter Theil. Mit einer Ansicht der Kapelle von St. Peter und Paul. Ebend. S. 350.

Dieses Buch, welches unter seinem allgemeinen Titel vorzugsweise den römischen Aufenthalt der bekannten Schriftstellerin im Winter 180⁶/₇ in Briefen an ihre

Töchter beschreibt, ist nicht in gleiche Reihe mit den gewöhnlichen Reiseschilderungen und subjectiven Kunstbemerkungen zu stellen, mit welchen unsere Literatur überschwemmt ist. Die Verfasserin ist eine mit den Werken des Alterthums durch Studien und Liebe vertraut gewordene Frau, welche mit der Pflicht, ihre Gesundheit im Süden herzustellen, und mit dem Wunsche, die Schätze der Kunst und einer gebildeten Gesellschaft daselbst zu genießen, den schöneren Zweck verbindet, sich eine möglichst gründliche und vollständige Kenntniß von der Topographie des alten Rom und von den architektonischen und plastischen Resten seiner untergegangenen Herrlichkeit und Größe zu verschaffen. Zu dem kommt aber, daß sie dieses Verlangen im Umgang und Unterrichte ihres großen Landsmannes, Zoega, befriedigen durfte, von dessen Forschungen und Ansichten Friedericke Brun dem gebildeten Freunde des Alterthums das Wesentliche und Wichtigste in derselben Form und Folge, wie es ihr selbst auf ihren gemeinschaftlichen Wanderungen durch das alte Rom mit Zoega, Fernow, Bonstetten, d'Agincourt u. A. zugeflossen war, mittheilt. In dieser letzteren Hinsicht namentlich hat das Buch zugleich einen Werth für das Studium der Alterthumswissenschaft und verdient eine Anzeige im Kunstblatt des Morgenblattes, welches, in seinen früheren Jahrgängen, der Verfasserin mehrere schätzbare Mittheilungen über Rom und die deutsche Kunst daselbst, über dänische und deutsche Künstler, vornämlich über Schick, verdankt.

Wir sind zwar mit dem Ton und der Darstellungsweise der Verfasserin nicht durchaus einverstanden, und wir müssen es offen aussprechen, daß uns dabei die eine und andere ihrer Gewohnheiten sehr zuwider ist, sowie wir überhaupt der jetzigen Zeit einen gesünderen Geschmack in dieser Hinsicht zutrauen, als welcher in Deutschland noch vor wenigen Decennien herrschte. Empfindung schätzen wir im Leben und in der Kunst, aber nicht Empfindelei, nicht das Streben, gerührt zu seyn und interessant zu erscheinen; nicht das zu Markte Tragen seiner Gefühle bei jeder wohlfeilsten Veranlassung. Dies mußte uns aber in diesem Buche um desto mehr auffallen, als dasselbe so viel vom Alterthum und von der Kunst der Alten handelt, und als gerade die gebildete Schriftstellerin, wenn sie sich die Alten recht zum Muster genommen hätte, sich an deren Kunst und Schreibart davon überzeugt haben würde, daß die ruhige und ungesuchte Darstellung am gewissesten ergreift und am wahrsten rührt. Sodann ist die immerwiederkehrende Unterhaltung dieser Briefe von der Persönlichkeit der Verfasserin und ihrer Umgebungen nicht so unterhaltend als es sonst wohl die Mittheilung über die äußeren und geselligen Verhältnisse großer Geister und historischer Personen ist, und wir können sie von einiger Eitelkeit nicht ganz freisprechen, auch wenn ihre literarischen Freunde, Bonstetten und Matthisson, den größeren Theil der Schuld daran tragen müßten. Am unerfreulichsten ist aber in diesen persönlichen Schaustellungen das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter und die Apotheosirung eines Kindes, das mit all seinen musikalischen und mimischen Anlagen, so wie es hier verzärtelt und verzuckert wird, doch nur als eine Puppe erscheint, so daß wir's gerne einem besonderen Segen des Himmels zuschreiben, wenn troz der überspannten und überspannenden Weise der Erziehung eine sittsame Jungfrau und tüchtige Gattin daraus hervorgegangen ist.

Doch — wir überlassen es füglich dem verschwisterten Literaturblatt, von dieser Seite unserer Verfasserin die nähere Würdigung ihres literarischen und stylistischen Charakters vorzuhalten, und gestehen, daß wir uns durch die Wasserprobe ihrer unzähligen Empfindeleien und alle Geduld erschöpfenden Wiederholungen der Vedutenmalerei in und um Rom nicht haben abhalten lassen, die in archäologischer Hinsicht interessanten Mittheilungen zu verfolgen, und daß wir sie mit selbstverleugnender Liebe auf ihren Streifereien durch die Thäler und über die Hügel des uns so theuern Bodens der ewigen Stadt begleitet haben, um in ihrer Gesellschaft Schüler Zoega's zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Lithographien.

I. Nach F. Overbeck.

Es wurde schon früher in diesen Blättern mehrerer Handzeichnungen F. Overbecks Erwähnung gethan, welche in München auf der Akademie (später bei der großen Ausstellung) zu sehen waren, und sich im Besitz einer ausgezeichneten Kunstfreundin befinden. Den Freunden des Künstlers wird es angenehm seyn, zu erfahren, daß zwei der schönsten jener Blätter lithographirt worden sind, und zwar von Hrn. Koch, demselben, der die Indulgenza di S. Francesco auf Stein gezeichnet, und ziemlich in gleicher Weise. Die genannten Zeichnungen sind: Die Erweckung von Jairi Töchterlein und Christus als Knabe im Tempel. Wir können uns der näheren Beschreibung dieser beiden ganz vorzüglichen Kompositionen von schlagender dramatischer Wahrheit überheben und berufen uns in dieser Beziehung auf die früher in Nro. 97 vom Jahr 1831 gegebene. Die Ausführung entspricht genau den Originalen, so weit der immer etwas breitere und weichere Strich der lithographischen Kreide dies erlaubt; vorzüglich ist der lichtere Ton beibehalten, der, indem er dem Auge die ganz oberflächliche Lust am Vor- und Zurücktreten der Figuren vorenthält, die Aufmerksamkeit um so reiner auf Auffassung

und Anordnung des Ganzen, auf Adel und Ausdruck im Einzelnen lenkt. Das Format ist das gefällige Großfolio, der Preis, um den es in München bei dem Autor oder auf dem Kunstverein zu haben, drei Gulden für das Blatt.

Für entferntere Orte treten verhältnißmäßige Erhöhungen ein.

II. Nach J. C. Kirner.

Die Schweizer Bauernstube, in welcher ein von Paris kommender Gardist die Thaten und Leiden der Juli-Revolution seinen erstaunten Landsleuten vorträgt, ein Bild des Hrn. Kirner von außerst lebendiger Darstellung und vieler Schönheit und Individualität im Einzelnen *), ist durch Hrn. Bodmer auf Stein gezeichnet, in den Kunsthandel übergegangen. In Beziehung auf die Komposition des Hrn. Kirner können wir uns auf die frühere Relation in diesen Blättern beziehen und erwähnen nur, daß der Lithograph mit Fleiß und Genauigkeit sich an das Vorbild gehalten, durch kräftige Ausführung dem Tone des Oelbildes nahe gekommen, und das Blatt sich — namentlich für Freunde des Genre — sehr wohl zur Zimmerverzierung eignet. Das Format Großfolio. Der Preis in den Münchner Kunstläden ist 3 fl. 30 kr. auf weißem, 4 fl. 30 kr. auf chinesischem Papier.

III. Nach Philipp Folz.

Der Abschied des Königs Otto von Griechenland von den Seinigen. Eine reiche und für die Geschichte des Tags sehr interessante Darstellung. Der junge König, in der Mitte des Bildes, sagt eben der schmerzlich bewegten Mutter das Lebewohl. Neben ihm der König Vater, vertrauvoll die Hand auf die Schulter des greisen Miaulis legend, der mit der Hand auf der Brust die Versicherung auszusprechen scheint: „Auf mich kann der König bauen!" Alle Mitglieder des königlichen Hauses, Prinzen und Prinzessinnen, sind gegenwärtig; auf der Seite, nach welcher der junge König sich wendet, stehen die Deputirten Griechenlands in ihrer Volkstracht, daneben die Regentschaft und viele der Männer, die sich für das neue Königreich lebhaft interessiren, oder dahin zu ziehen bestimmt sind, als Hofrath Thiersch, Geh. Rath v. Klenze, Freiherr v. Asch, Graf von Saporta. Auf der andern Seite stehen Diener und Freunde des Königs von Bayern, die Damen der Königin ꝛc. Zweiundvierzig Bildnißfiguren zählt man im Ganzen; alle sind nach der Natur gezeichnet (vom Lithographen Hrn. Borum) und sind meistentheils sehr wohl gelungen. — Das Bild existirt nur als Lithographie und ist in den Kunsthandel übergegangen. Der Preis ist 8 Gulden in München. Format Großfolio.

ef.

*) Vergl. Kunstblatt 1831, Nro. 95.

Alterthümer.

Der Dom in Bamberg, aus dem 11. Jahrhunderte, nach zerstörender Feuersbrunst auf deutsche Bauweise erneuert, aber im 18. und 19. Jahrhundert durch mehrere Veränderungen entstellt, ist jetzt durch Fürsorge des Königs von Bayern in der Wiederherstellung begriffen. Vollendet sind: der Peterschor mit dem wieder aufgefundenen schönen Plafondgemälde, die im reichsten altdeutschen Style gearbeiteten Chorstühle auf dem mit Figuren, Blumenwerk, Thürmchen und Kreuzgewölben gezierten Aufsatz, einem seltenen Musterbilde seiner Gattung; dann die Krypta, einer der schönsten und ältesten architektonischen Theile des Doms. Als man darin die Säulenfüße sichtbar machte (der Boden mußte 18 Zoll tief ausgehoben werden) fand man altgermanische Opfergefäße, Kohlen und verbrannte Gebeine von Opferthieren. Diesen Platz ziert jetzt ein dem Rundbogenstyl angemessener Boden, theils von Stein, theils von Anfguß eines rothgefärbten hydraulischen Kalkes, dessen Härte die des Steines zu übertreffen scheint. Noch in Arbeit befinden sich die zu reparirenden vier Domthürme, dann der Pfarraltar, der nach einer vom verstorbenen Maler Ruprecht entworfenen Zeichnung gefertigt wird.

In Autun, in dem ältesten Theile dieser Stadt, in einem Garten außerhalb der Stadtmauer hat man auf einem sehr wohl erhaltenen altrömischen Mosaik ein Medaillon en creux von Agath gefunden, welches das mit Lorbeer bekränzte Haupt des Tiberius, nach Anderen des Nero (?beide sind nicht wohl zu verwechseln) darstellen soll. Der Schnitt ist ungemein zart und fein, der Styl vortrefflich. Die Politur ist von solcher Schönheit, als wenn sie gerade aus der Hand des Künstlers hervorgegangen wäre. Dieser Stein, oval, grün mit weißen und schwarzen Adern, hat 16''' in der Länge, 1'' in der Breite. Man hält sogar dafür, daß er zu dem berüchtigten Siegelringe Tibers gehöre, dem die Archäologen bisher vergeblich nachgeforscht haben. Hr. Julius Chatillon, Sekretär der Unterpräfektur in Autun, ist Eigenthümer dieses kostbaren Kunstwerks.

Bei Toulouse hat man vor Kurzem ein Gefäß von terra cotta gefunden, mit einer großen Anzahl Münzen, die aber durch Oxydation zusammenhingen und wovon nur etwa 20 abgelöst werden sind; auf einigen stehen die Worte: CADVRC. CIVIT., was schließen läßt, daß sie zu Cahors geschlagen sind. Ferner wurden in der archäologischen Gesellschaft zu Toulouse zwei Goldmünzen von Hrn. Du Mège vorgewiesen; die eine von Claudia Aurelia Nera Pivesuvia, ein Namen, der zum ersten Male auf den Inschriften von Nérac vorkam. Sie war die Gemahlin des Tetricus, ehe er zum Purpur gelangte. Die andere stellt den Kaiser Avitus dar, der 455 in Toulouse ausgerufen wurde. Auf dem Revers ist derselbe in kriegerischem Kostüme, wie er seine Hand einem anderen Manne reicht, den Hrn. Du Mège für Theodorich hält, da man daneben TEVD. REX. liest.

In Riga bildet sich eine Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen, die zur Erreichung ihres Zweckes erstens eine Bibliothek und ein Museum begründen, dann Monats- und Jahresversammlungen veranstalten und endlich eine Zeitschrift herausgeben will, welche letztere die Annalen der Gesellschaft, wissenschaftliche Abhandlungen, Urkunden und andere Denkmäler der Vorzeit enthalten soll.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 24.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 25. März 1834.

Mittheilungen aus Berlin.

Januar 1834.

(Fortsetzung.)

Von Bouterweck, einem talentvollen Schüler Kolbe's, der seit einem Jahre (nachdem er den Preis hiesiger Akademie gewonnen) in Paris und dort Schüler des berühmten de la Roche ist, hat vor einigen Wochen der hiesige Kunstverein ein (schon früher nach der Skizze bestelltes) großes Bild zugeschickt bekommen, das vielen Beifall fand und nach der Anlage des Ganzen sowohl, als der harmonischen, feinen Ausmalung ein interessantes und lobenswürdiges Werk ist. Orestes, dem die Erinnyen den Leichnam der Klytämnestra vorübertragen. Die Gestalten etwa ¾ lebensgroß. Der Jüngling Orest liegt am Steine von Pytho, mit dem linken Knie und Fuße am Boden aufgestemmt, sein rechtes Bein ganz ausgestreckt, den linken Arm um den Stein geschlungen, an dem man die angeklammerte Hand vorkommen sieht, den Kopf aufgelegt auf den Stein, aber ihn und die Brust aufwärts gewendet und den rechten erhobenen Arm über dem Gesicht zurückgebogen, so daß der wenig Aufgerichtete gegen die schreckliche Erscheinung über seinem Haupte zugleich sich wendet und deckt. Man gewinnt dadurch die Vorstellung, als habe er zuerst sein Antlitz bergen und verdecken wollen, nun aber es doch nicht lassen können, aufzuschauen, und sey in dieser Wendung des Ausblicks gefesselt. Sein jugendlicher Leib ist nackt; nur ein Streif des herabgefallenen, gelblichten Purpurgewandes fließt über den Schooß und das aufgestemmte Knie. Eine Spannung geht durch seine schönen Glieder; die dunkeln Locken sind an den Stein gedrückt; die Stirn, die etwas geöffneten Lippen, das starre aber glänzende Auge sind vom Schauer, vom Blitz des Erschreckens wie mit einem hellen Schatten, einem kalten Lichte, das ihm durch die Seele geht, befallen. Ganz nah über ihm schweben die Erinnyen, vier düstere, unheimlichschöne, strenge Töchter der Nacht. Ob seiner Stirn die erste rechts im Bilde, im Zug die letzte, schwebt aufrecht über dem Stein, hinter den noch ihr weniggebogener Fuß zurückreicht. Sie hat den gradherabhängenden Leichnam, dessen Hals und bekrönter Kopf auf ihren verhüllten Arm zurückgesunken ist, mit beiden Händen unter den Achseln gefaßt und legt daher ihren eigenen Leib, den ein trübrothes Gewand umwallt, etwas zurück in ihrem Fluge. Diese gestemmte Haltung der Tragenden zeigt sich auch im Hals und Kinn und dem ganzen, auf den Nacken gedrückten Kopf, vortrefflich stimmend mit dem Ausdruck des Profils, dessen aufgeworfene Lippen und schwere Züge, noch mehr dadurch gehoben, daß das Gewand auch den Kopf bis in die halbe Stirn bedeckt, eine stumme, bittre Wehmuth und unmuthsvolle Trauer mit großartigem Trotz aussprechen. Die Erinnys neben ihr, hinter und über dem Leichnam der Königin, die, vom Oberleib an erscheinend, von vorn und en face gesehen, sich in weiter, dunkelgrüner Umhüllung birgt, beschattet damit, indem sie den Arm über den Kopf schlägt, auch ihr braunes, traumartig herausschimmerndes Antlitz. Höher und mehr in's Bild hineinbewegt, fliegt die Nächste im violetten Gewande, schwingt eine kleine, gebäumte Schlange, wie eine kurze Geißel, vor sich hin und wendet von oben das hagre, zürnende Antlitz, herabschauend auf den Muttermörder, rasch zurück. Unter ihr aber, am meisten voran und am niedrigsten hinstreifend im liegenden Fluge, zieht die Vierte, im aschgrauen Kleide, mit der zurückgestreckten linken Hand am weißen Gewande des Leichnams und blickt, während sie mit der Rechten eine geringelte Schlange sich über dem Kopf hält, mit vorwurfsvoller Miene aus dem Bild. Noch ist ihr Ellbogen, der am weitesten vorgeht, nicht ganz so weit voran, als der ausgestreckte Fuß des Orestes reicht, und während auf der andern Seite der Fuß der äußersten Schwester, jener tragenden, noch hinter dem Steine weilt, an dem der Jüngling liegt, hängt so der Zug, wiewohl vorüberschwebend, noch zögernd und schwer über ihm, und jetzt eben kommt die bleiche, schlaffe Leiche der Mutter, sein Schwerdt im Busen, ihm

über seinem Haupte zu Gesicht. Mit diesem Anblick ringt der Jüngling, der edel, und nicht einem gemeinen Verbrecher ähnlich, am heiligen Steine Kraft sucht. In gemessenem Fluge mit wogenden Gewanden, mit strenganklagenden Augen, mit leidgeschwellten oder zorngefurchten Zügen bewegen sich die nächtigen Jungfrauen über ihn hin. Zwischendurch sieht man unten in der Ferne den blauen Streif des Meeres; die Luft, dort etwas gelichtet, ist hier oben feucht und trüb. Die Komposition ist sehr gut motivirt, die Farbenbehandlung sehr harmonisch; nur die Leiche ist in Zeichnung und Ton zu leer, zu puppenartig. Aber man vergißt diesen Mangel über Verdiensten, welche entschieden von Geist, von feingebildetem Sinn und einer Hand zeugen, die über das Schülerhafte hinaus ist. —

Professor Hensel arbeitet seit längerer Zeit an einem Oelgemälde von größter Dimension: Christus vor Pilatus unter römischen Wachen und dem tobenden jüdischen Volkshaufen, bei Mondschein und Fackelbeleuchtung. Er selbst betrachtet diese Komposition mit ihren vielen Schwierigkeiten als eine Uebung im Großen. — Er bildet mehrere Schüler, mit welchen er in einem freundschaftlichen, aufmunternden Verhältnisse steht. Sie haben nicht uninteressante Original-Arbeiten für die nächste Ausstellung angelegt.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Literatur.

Römisches Leben von Friedericke Brun, geborene Münter. Erster und Zweiter Theil.

(Beschluß.)

Wir geben unsern Lesern zuerst eine Schilderung, welche die Verfasserin im ersten Theile von der Persönlichkeit Fernow's und Zoega's entwirft und die wir hier von dem Unwesentlichen entkleiden:

„Fernow war kraftvoll und männlich gebildet; etwas scharf von Zügen und Blicken, und sehr gerabezu, ohne je die gute Sitte zu verletzen. Die treueste Wahrheitsliebe, tiefdringender und genausammelnder Scharfsinn, Klarheit der Begriffe und eine große Umsicht bezeichneten und umschrieben sein geistiges Vermögen, die treueste Anhänglichkeit an die erprobten Freunde, reine Gerechtigkeitsliebe, willig frohe Anerkennung des Guten und des Schönen, wo er es fand, und grenzenlos treue Ergebung an die, so er liebte, seinen Charakter. Allein einen größeren Feind alles Unberechenbaren, alles Dessen, was er nicht definiren oder durch die ästhetische Zerlegungs-Methode in seine Bestandtheile auflösen konnte, gab es nie. Er mußte das Wie und Was und Wozu jedes Dinges genau einsehen und begreifen, sonst war es für ihn nicht da; daher ihm das ganze holde Bild der Grazie, welche gerade im Unberechenbaren besteht und vor jeder Analyse in Dust zerfließt, immer fremd und unerreichbar blieb. Ihm war die Form (freilich soweit sie auch den Geist ausspricht) Alles, Colorit und Behandlung Nebensachen, und seine Intoleranz hierin kannte keine Grenzen. Die Kunst selbst sollte nach den Grundsätzen der Kant'schen Vernunftkritik neu geboren werden, und selbst das seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden Vorhandene sich unter dies Strichbret schmiegen. (S. 180—182.)

„Zoega, wie er war? Ein sokratischer Cyniker, gerade aus Athen mitten unter uns versetzt. Selbst der Mantel fehlte nicht, in welchem er sich knapp und eng bei unseren gemeinschaftlichen Wanderungen einwickelte, wo er denn selbst aussah wie der verhüllte Mythus. Nichts, durchaus nichts war an ihm geliehen, Alles eigen, Alles naturnothwendige Wahrheit, und unter dem Mantel des Cynikers strahlte oft sokratische Ironie und der reinste Atticismus hervor. Zoega war eher spärlich gebildet als klein, schmächtig und schwächlich gebaut. Die Gesichtszüge eigentlich fein, aber etwas grämlich, verbunden mit einem steten Unbehagen, welches ihn in seinem Hauswesen umgab. Eine Constitution, so zart, Nerven, so reizbar, daß kein Klima unter dem Monde denselben zusagte, gaben immer seiner ersten Erscheinung etwas Peinliches. Sein wahrhaft cimbrisches grünlichblaues Auge aber strahlte von innerem Feuer, und um den Mund spielten Züge des feinsten Witzes. Nachlässig in allem Aeußern, war er doch voller Grazie, und der Beweis hiervon war, daß man nie ermüdete, mit ihm und um ihn zu seyn; er mochte nun, gütig sich herablassend, als treuer und faßlicher Lehrer unter uns wandeln, mit gewichtigem Wort und hochgefühlvollem Sinn für das ganze Reich des Schönen uns belehren oder die tiefe Weisheit mit heiterm Dichtergeiste in den Symbolen der Natur und Kunst und den Mythen des Alterthums zu unsterblichen Kränzen vereinen immer war er neu, tief, überraschend und des höchsten Geistes voll. — —

„Oft aber krank, grämlich (und es unter uns, den Seinen, unverhohlen äußernd), wandte er sich spröde der Kunst und Geschichte ab, wollte sich im Sonnenlichte baden, wie Diogenes. Und wenn er nun auf unsere Frage: wohin? geantwortet hatte: „Ich will heute nur athmen. Lassen Sie uns ins Freie gehen; ich mag heute nichts Altes sehen; die Sonne scheint ja so schön.“ Wenn wir ihm dann in irgend eine romantische Wildniß von Rom folgten, und er sich mit uns, Blumen und zuweilen wilde Kräuter zum Salat, den er sehr liebte, sammelnd und unbemerkt weiter schlendernd, an abgelegenen Orten verlor und irgend ein halbvergessenes altes Monument, von Gebüsch umwildert oder im hohen Frühlingsgrase halb versteckt, ansichtig ward, dann umfaßte er, Alles vergessend, ganz Geist und Leben, die Braut seiner Seele.

„Nie wird mir sein rührendes Bild aus der Seele kommen, wie er mit seinen beinahe immer kränkelnden Kindern (nachdem er acht derselben bis zu ihrem Tod gepflegt, hat er nicht die Freude erlebt, die zwei jüngern, den hoffnungsvollen Sohn Federico und die so sehr geliebte jüngste Tochter Minna in blühender Jugend zu erblicken), in seinem Diogenesmantel oft das eine verhüllt, während er das andere an der Hand führte, treu wie eine Amme auf dem schönen Spaziergange von Trinità del Monte herumwandelte, nachdem er, der große Gelehrte, oft die Nacht, die Kleinen pflegend, durchwacht; denn er sonderte sich von keinem Familienleiden ab, trug, duldete, theilte Alles mit unerschöpflicher Geduld und der aufopferndsten Liebe. — —

„Als ich im Februar 1809, an sein Krankenlager tretend, ihn eben erblaßt, aber noch nicht erkaltet fand, war die Seele, als Siegerin die bei seinem Leben immer kummerdurchfurchte Stirn glättend, eingegangen in's ewige Morgenroth. Keine Kummerspur war mehr sichtbar; heiter und eben wie die nach vorübergegangenen Winterstürmen wieder beruhigte Meeresflut glänzte diese hohe gedankenvolle Stirn, wie wir sie nie im Leben erblickten. Solch ein Vollender ist der Tod.

„Thorwaldsen, von dieser wunderbaren Wandlung ergriffen wie ich, zeichnete den Todten. Es ward ein schönes edles Profil, und um den Mund spielte die sanfte Ironie, mit welcher der Unsterbliche, obwohl noch in den engen Schranken desselben befangen, schon oft das Leben belächelte.“ (S. 182 — 187.)

Im ersten Bande schildert die Verfasserin zuerst ihr Herbstleben in Albano und ihre Ausflüge mit Zoega und Fernow zu den Ruinen des römischen Lagers im Garten des Pauliner Klosters, und der Villa Barberini, zu der Stätte des alten Alba Longa, und später die Fahrt über Monte Porcio nach Rom, wo sie vom November an in der jetzt dem Könige Ludwig von Bayern zugehörigen, durch ihren Umblick auf dem pincischen Berge ausgezeichneten Villa di Malta wohnte, von welcher auch eine von Cäcilie Brand gezeichnete und von August Kneisel auf den Stein übergetragene, schön aufgenommene Ansicht dem Titelblatte des ersten Theiles gegenübersteht.

Nach einigen mit Fernow unternommenen Ausfahrten begann mit dem 12. November 1802 die Leitung Zoega's. Zuerst nach der Kirche St. Agnese vor den Mauern, dem Grabmal der Constantin'schen Familie, und der Brücke Nomentana, und sofort nach dem kapitolinischen Berge, wo der strengprüfende Geist mancher auf der Tradition mit Liebe ruhenden Meinung die Stütze brach. Von hier nach dem palatinischen Hügel durch das Campo vaccino, wo Zoega seinen Schülern die Grenzen des alten Marktplatzes und die Linie der heiligen Straße zog. Deßgleichen erörterte Zoega das Forum boarium und den aventinischen Berg und bestritt dem Vestatempel, dessen Colonnade damals noch durchmauert war, seinen bisherigen Namen und vorgeblichen Ursprung, indem er ihn dem Herkules Victor zusprach, der nach dem Zeugniß der Geschichte am Viehmarkte zu Rom seinen Tempel hatte. Später durchwanderte Zoega den cölischen Berg, sonach den esquilinischen, über das Forum des Nerva, bis hin zu den Wasserleitungen vor der Porta Maggiore und deren Umgebung; in die Bäder des Caracalla, von welchen die Verf. im zweiten Bande eine sehr lebendige und anschauliche Darstellung gibt; nach S. Stefano in Rotundo, Villa Giustiniani u. a. m. Im Jahr 1809 kam der Sohn der Verfasserin, Carl Brun, nach Rom, und mit diesem wiederholte Zoega einen planmäßigen Curs der Besichtigung des alten Rom, der aber nicht vollständig ward, weil der Lehrer starb. Aus den Papieren des Schülers, die theilweise Abschriften und Auszüge aus Zoega's Handschriften enthalten, sind mehrere belehrende Excurse über das Colisseum, die Meta Sudans, den palatinischen Berg, den Circus Maximus in einer Reihe fleißig zusammengetragener und gesichteter historischer Notizen mitgetheilt, welche zwar durch das große Werk von Bunsen und seinen Freunden berichtigt und ergänzt werden mögen, aber schon an sich und für die Geschichte der Kenntniß der Alterthümer Roms von großem Interesse sind. Neuere Ausgrabungen im alten und Veränderungen im neuen Rom werden im Anhang in Briefen der geistreichen Frau Staatsministerin von Humboldt, und des Züricherischen Bildhauers Keller aus Rom nachgetragen.

Außer dem, was über die römische Vorzeit gesagt wird, sind hier und dort schöne Mittheilungen und richtige Urtheile über neuere Kunst und Künstler gegeben. Angelica Kaufmann, Gmelin, Abel, Thorwaldsen, Canova, Hetsch, u. a. m. werden an dem Leser vorübergeführt.

Und nun noch einmal: Schade, daß die Süßigkeit des Persönlichen den Magen verderbt, um den Genuß des Gegenständlichen und Geschichtlichen rein zu erhalten. en.

Neuer Kupferstich.

Der Maler Götzenberger in Bonn hat das in der Universitäts-Aula dieser Stadt vom Maler Herrmann aus Dresden (in Gemeinschaft mit ihm und dem Maler Förster aus Altenburg) al fresco ausgeführte Gemälde der Theologie durch einen jungen Künstler, Joseph Keller, in Kupfer stechen lassen.

Das bezeichnete Bild ist das erste der viere, welche das königl. preuß. Gouvernement nach dem Antrag von Cornelius, als er noch Direktor der Düsseldorfer Kunstschule war, zum Schmuck der Aula ausführen läßt, und

gibt auf eine eigenthümliche Weise einen Ueberblick der geschichtlichen Entwickelung der christlichen Kirche. Nicht ist, wie bei Rafael, ein Mittelpunkt gegeben, auf welchen sich die Gedanken aller dargestellten Personen beziehen, vielmehr sind die räumlich Vereinigten alle im Geist für sich, gesondert, und es drückt die allegorische Gestalt der Theologie in der Mitte, auf einem Altar thronend nur die Beziehung aus, in welcher die Einzelnen hier beisammen stehen. Diese, vorzugsweise symbolische Auffassung gab dem Künstler Gelegenheit, die Charaktere in die Tiefe zu verfolgen (statt daß bei Erregung durch einen äußerlichen Impuls mehr der Ausdruck vorübergehender Empfindung herrschen würde), was denn auch besonders bei dem mittleren Theil des Gemäldes, welches fast ausschließlich von Hermann ausgeführt ist, und die Evangelisten, Apostel und Kirchenväter enthält, sich geltend macht. In dieser Rücksicht ist das Bild jenem Styl verwandt, welcher fast ohne Ausnahme im 14ten und 15ten Jahrhundert für den Altarschmuck galt, nur daß daselbst immer Madonna mit dem Kind auf dem Throne sitzt, neben welchen — ohne Beziehung zu jenen, oder unter sich — verschiedene Heilige stehen. Allein gegenwärtige Komposition ist ungleich reichhaltiger, denn außer den obenerwähnten Evangelisten, Aposteln (Paulus und Petrus) und Kirchenvätern, welche in zwei langen Reihen nach vorn neben dem Thron sitzen, sieht man zur Linken auf seinem päpstlichen Stuhle thronend Gregor VII; hinter ihm eine Gruppe der geistlichen Ordenstifter, links davon ene andere der scholastischen Theologen, mehr nach vorn den Bernhard von Clairvaux mit seinem Gegner Abailard und den Vermittler beider, Peter von Clugny; auch Thomas von Kempis, der aus Augustinus seine Lehren schöpft; ferner auf der rechten Seite die spätern Apostel, als Bonifazius ꝛc., dann die Entwickelung der Reformation von Waldus, Wikleff, Huß bis auf die Gründer der evangelischen Kirche im 16ten Jahrhundert; dann einige von den Spätern, namentlich der fromme Spener. Alle sind auf eine ihrem Charakter entsprechende Weise dargestellt, wobei selbst heftige Bewegungen, wie bei dem eifernden Tertullian, und dem vom Worte Gottes ergriffenen und predigenden Luther nicht vermieden sind. Höchst eigenthümlich ist die neue Zeit mit in die Darstellung aufgenommen. Hier konnten nicht wohl Einzelwesen genommen werden, da die Geschichte Zeit braucht um zu wissen, wer ihr und der Ewigkeit angehört; in zwei Gruppen rechts und links hat der Künstler das ausgesprochen, was ihm die Gegenwart zu beleben scheint. Neben der Theologie nämlich auf dem Throne sieht man zwei Genien, die deutlich genug das Moment des Glaubens, und das des Forschens in Bezug auf religiöse Dinge aussprechen. Diese beiden Beziehungen gehen durch die ganze Darstellung bald offner bald verdeckter, und bilden sich endlich zu einer gewissen Extremität durch, und zwar so, daß auf der einen Seite der Glaube zur gemüthlichen Hingebung, auf der andern das Forschen zum kalten Rationalismus sich steigern. Die Umkehr von beiden Aeußersten ist nach des Künstlers Darstellung That der Gegenwart und er hat diesen Gedanken auszusprechen gesucht, indem er neben einem offenbar mehr contemplativen Alten einen feurigen, forschenden und strebenden Jüngling; dagegen neben einen Greis mit scharfem Blick und Zügen, dem die unermüdete Wissenskraft das durchsichtige Auge belebt, einen jüngern Mann gesetzt, bei dem das Bedürfniß des Gebetes aus jeder Miene und Bewegung spricht. Durch diese beiden Gruppen hat das Ganze — wie im Gedanken, so in der äußeren Erscheinung einen wohlthuenden Schluß erhalten.

Die Arbeit des Kupferstechers ist — als wahrscheinliche erste Probe des Talentes — sehr zu loben; einzelne Köpfe, wie des heiligen Augustinus, Ambrosius, Bernhard ꝛc. sind vortrefflich; die Manier die bekannte deutsche; die Wirkung nicht vernachläßigt. Es verdient Billigung, daß die Arabesken zu beiden Seiten, die das ohnehin breite Bild zu sehr dehnen, hier weggelassen sind. Die Größe des Blattes ist gewöhnliches Realfolio.

ef.

Plastik.

Eine Deputation der Stadt Augsburg hat der Königin von Bayern ein in Silber getriebenes Tableau überreicht, welches die feierliche Auffahrt zur Taufe der königl. Prinzessin Mathilde vom königl. Schlosse nach der Domkirche von Augsburg im Jahre 1813 darstelle. Diese kunstvolle Arbeit wurde von dem Augsburger Ciseleur Eschenlohr ausgeführt; die Zeichnung lieferte der Brunnenmeister Hävel, welcher auch mit der Deputation nach München abgegangen ist. Der silberne und vergoldete Rahmen ist von dem Silberarbeiter Kröner geschmackvoll gearbeitet. Zugleich wurde der Prinzessin, damals Braut, jetzt Gemahlin des Erbprinzen von Hessen Darmstadt, zum Andenken an ihre Geburtsstadt Augsburg, ein großer silberner Armleuchter übergeben.

Ein großes marmornes Basreliefs von Romans, worauf Frankreich den Künsten Kronen austheilt, ist im Saale der öffentlichen Sitzung der Deputirtenkammer zu Paris hinter dem Stuhle des Präsidenten aufgestellt worden; ein anderes von Marmor, von Petitot, links dem Präsidenten, hinter dem Platz der Sekretäre, stellt den König dar, wie er der Nationalgarde die Fahnen übergibt; ein drittes, von Ramey, Gegenstück des vorigen, auf der andern Seite des Präsidentenstuhls, zeigt, wie Ludwig Philipp den Schwur auf die Charte in die Hände von Laffitte ablegt.

Der Stadtrath von Douai hat eine Summe von 6000 Fr. für die Büste der von Douai gebürtigen berühmten Dichterin, Mde. Desbordes-Valmore, der Verfasserin des jüngsterschienenen Künstlerromans l'Atelier d'un Peintre, ausgesetzt und den Bildhauer Bra mit deren Ausführung in Marmor beauftragt.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 27. März 1834.

Ueber christliche Kunst.

Von C. Collow.

Erster Artikel.

An der unendlichen Regsamkeit der Geister und Reizbarkeit der Gemüther, an der unerschöpflichen Fülle ephemerer Ideen und Entwürfe, an dem Wechsel immer neuer Erscheinungen, an den rastlosen Bestrebungen zu reformiren und zu restauriren, zu organisiren und zu reorganisiren, an der unermüdeten Thätigkeit, alte Systeme zu zerstören und neu zu bauen, die neuen zu verwerfen und mit alten Trümmern auszuflicken, an dem wirklich bis zur Raserei getriebenen Kampf der Partheien, an der unübersehlichen Fruchtbarkeit der Presse, an dem wahrhaft rühmlichen Wetteifer der Gelehrten, Staatsmänner und Künstler, das Morgenroth einer besseren Zeit heraufzubeschwören, und an tausend andern Symptomen mag der denkende Beobachter wohl erkennen, daß die Zeit in schweren Geburtsnöthen liege, schmerzlich harrend einer neuen Geburt. All dies Jagen, Treiben und Kämpfen beurkundet bei aller Verschiedenheit der Strebungen doch nur die eine und allgemeine Ueberzeugung, daß die Zeit im Argen liegt, daß es besser werden müsse — mit einem Wort die allgemeine Sehnsucht nach einer Wiedergeburt der Dinge. Nicht so eine Reformation als eine Regeneration thut noth. Jene hat seit 3 Jahrhunderten ihr Werk vollendet, und was sie, um das Alte von verjährtem Roste zu reinigen, an den Wurzeln des Lebens zerstört hat, soll diese wieder herstellen. Die Reformation ist gewiß eine der glorreichsten Epochen unsrer Geschichte; als eine That des Glaubens und der Frömmigkeit, der Volkskraft und Freiheit schien sie berufen, das gealterte Europa neu zu gestalten; aber in der Gestalt, welche sie als trockner Kalkul und Wissenschaft bei uns angenommen hat, bietet sie kein geistiges Heil für Deutschland, und läßt keine Wiederverjüngung des schwächlichen Staatskörpers hoffen, dem sie ohnedies politische Einheit und Selbstständigkeit geraubt hat. Es ist unläugbar, daß das innerste Leben der Völker in den zartesten Keimen beschädigt und tödtlich verwundet worden ist; diese Wunden aber müssen geheilt werden, wenn uns nicht die Verwesung ergreifen soll. Eine Wiedergeburt der Dinge ist nur zu erwarten von der Rückkehr zu jenen unwandelbaren Prinzipien, die als Offenbarungen der göttlichen Vernunft, wie freundliche Sterne des Himmels, in's menschliche Leben hereinleuchten. Ich spreche nicht von der Rückkehr in ein verschollenes Jahrhundert; die Zeit geht nicht zurück; nicht von der Rückkehr zu dem Leben einer begrabenen Generation, sondern von einer Rückkehr zu dem, was über allen Zeiten und Generationen liegt, was ewig, göttlich, unvergänglich und eben darum das Richtmaaß aller Zeiten und Generationen ist. Diese Rückkehr ist das wahre Vorwärts im Aufwärts!

Die Religion, dieser unversiegliche Brunnen edler Begeisterung, reicht uns die leitende Hand aus dem Labyrinthe der Zeit; sie erhebt uns zu jener klaren Weltanschauung, die unberührt von den Stagnationen der Sündfluth, das All ermißt, weil sie den Einen erkennt, und das Einzelne durchdringt, weil sie vom Ganzen durchdrungen ist. In ihr liegen die Keime der Wiedergeburt für die Gesetzgebung und Moral, für Wissenschaft und Kunst.

Das ganze Universum ist Offenbarung des göttlichen Lebens, alles Sichtbare nur Wiederschein des Unsichtbaren, alle Erscheinungen der Natur und Geisterwelt nur Reflex der ewigen, göttlichen Ideen. Gott ist also das Wesen aller Wesen, das Leben alles Lebens, der Urquell und Mittelpunkt alles Sinnes und Denkens, das unwandelbare Gesetz aller Bewegung und Erscheinung. Alles ist von ihm, durch ihn, aus ihm, in ihm; Alles hat also erst ein wahres Seyn, insofern es Ausdruck und Offenbarung seines Wesens ist. So wie nun das sichtbare Universum und die unsichtbare Geisterwelt Offenbarung der göttlichen Idee ist; so hat auch in der Menschenwelt nur das ein wahres

Seyn, was und insofern es diese ewige Idee in sich trägt und offenbart; also auch *alle Erscheinungen in der Menschenwelt haben nur dann die Wesenheit des Wahren, wenn sie, aus dem göttlichen Worte geboren, Manifestationen der ewigen Ideen sind.* Alle menschlichen Strebungen, alle socialen Einrichtungen, das öffentliche und häusliche Leben, Gesetzgebung, Moral, Wissenschaft und Kunst empfangen nur von daher Licht, Bedeutung und Weihe. Da nun die ewige Idee Gottes nur im Glauben erfaßt wird, so werden sich im Leben eines Standes oder eines Volkes die Idee der ewigen Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Schönheit nur in dem Maße abdrücken, als das Volk eine höhere Stufe religiöser Bildung erreicht hat. Nur wenn Gesetzgeber und Priester, Gelehrte und Künstler aus der Quelle ewiger Weisheit schöpfen, wird sich *im Staate die ewige Gerechtigkeit, in der Moral das Urgute, in der Wissenschaft das Urwahre, in der Kunst das Urschöne,* also im *ganzen Leben des Volks die Idee des göttlichen Reichs* offenbaren.

Eine unheilige, irreligiöse Zeit hat den Beweis geliefert, daß mit dem Abfall von dem göttlichen Geiste alle menschlichen Dinge ihrem Verderben zueilen. So ist *unsere Philosophie,* losgetrennt von Gott, dem Urquell alles Wahren, in ein Spiel menschlichen Aberwitzes ausgeartet, und anstatt als Tochter des Himmels auf Erden Zeugniß zu geben von ihrer Heimath, säet sie die Drachenzähne des Zweifels aus. Wo ist noch etwas Sinnloses, Abgeschmacktes, Geisttödtendes, Unerquickliches, was seit Voltaire und d'Alembert von einer Legion sogenannter Philosophen nicht wäre gepredigt worden? Von den dürren, abstrakten Theorien unserer Philosophie gibt es keinen Uebergang zur Wirklichkeit; die Lehrerin der Weisheit hat sich vom Leben abgesondert und unsere Philosophen haben sich in luftleere Räume geflüchtet mit ihren Systemen, die an der Hektik ihres eignen Begriffs dahin schwinden werden. *Die Gesetzgebung,* ebenso entfremdet der Idee, der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, als die Ide und die ewigen Zwecke der Menschheit aus dem Boden menschlicher Kurzsichtigkeit und Willkühr hervorgewachsen, ermangelt aller höhern Haltung und Würde, und wir sehen, wie ihre Erzeugnisse gleich ephemeren Schatten ohne Segen und Kraft dahin schwinden; wie die Gesetze in widrigem Kontraste mit dem Leben und dem Rechte stehen, anstatt daß sie das Recht mit dem Leben vermitteln. *Unsere Moralsysteme,* losgerissen von dem Baume des ewigen Lebens, sind dürren Zweigen ähnlich, ohne Leben und Kraft, daher auch ohne Frucht und Segen. Andacht und Erbauung sind aus den Gotteshäusern gewichen und haben den Lehren einer nüchternen Moral weichen müssen, die die lautere Sittenlehre des Christenthums trüben, indem sie statt des Prinzips der Freiheit die Sklaverei der Pflicht und des blinden Gehorsams, statt des Gesetzes der Liebe den verkrüppelten Begriff von Tugend und Recht an die Spitze stellen. *) *Die Kunst,* ferne ihrer ewigen Heimath, weggewandt von dem Quell des Urschönen, ist allmählig so tief von ihrer ursprünglichen Würde herabgesunken, daß sie ihre bis zur Vollendung ausgebildeten Mittel nur der Schilderung des erbärmlichen und beschränkten irdischen Daseyns weihet. Und so ist sie, wie das ganze Leben, eine verstümmelte Prosa geworden, ohne Licht und Freude, ohne Würde und Gehalt, ohne Liebe und Heiligkeit, überall nur trockner Kalkul des einäugigen Verstandes, überall ein rastloses Jagen und Drängen selbstsüchtiger Leidenschaft, nirgends ein reiches, tiefes, lebendiges, gotterfülltes Gemüth!

So alles menschliche Leben in der Literatur, Kunst, Trennung von Gott. Staat und Kirche gehen ihrer Auflösung entgegen, weil sie die reale Mitte des Lebens verloren haben. Die rastlosen Bewegungen verkünden zwar laut genug das Bedürfniß einer Regeneration. Nach langen, blutigen Gräueln der Vernichtung erwachte der Geist der Deutschen im Befreiungskriege aus dem tiefen Schlummer. Der Weltgeist war sichtbar aus den Wolken getreten; jedes noch nicht ganz erstorbene Gemüth sah und pries die Hand Gottes wieder, welche die vom Blute von Millionen triefende Geißel in den Staub warf. Ein neuer, warmer, kräftiger Lebenshauch wehte durch das befreite Vaterland und schien allmählig alle socialen Verhältnisse zu durchdringen und neu zu beleben. Aber der erste Eifer ist in der Ruhe wieder erkaltet und lange wohl mag es noch dauern, bis die mumienhaft erstarrte Masse von dem bessern Geiste durchdrungen wird und die Funken des göttlichen Lebens in tausend und aber tausend Seelen entzündet werden. Mehr als je schwankt das Schifflein auf stürmischer See, rasch steuert der Pilot, aber anstatt den Blick nach dem ewigen Polarstern zu richten, vertraut er jeglichem Winde sein Schiff an. Vergleicht man indeß unsere Tage mit den letzten drei Dezennien, so sieht man, daß der Würgengel der Zerstörung seine höchsten Triumphe gefeiert hat. Wir leben in einer Durchbruchsepoche, in einer Uebergangsperiode. Hie und da erhebt sich das Heilige und Ehrwürdige aus dem Schutte wieder; immer reger, immer lebendiger wird die Liebe zur Geschichte und zum Alterthum; Philosophen, Staatsmänner und Künstler, obgleich noch in geringer Anzahl, wenden sich wieder nach dem

*) Nach solcher Moral hat sich unsere Staatsweisheit gebildet, die in ihrer Erbärmlichkeit so weit gediehen ist, daß sie keine wichtigere Preisaufgabe für die gesammte Intelligenz der Zeit kennt, als „den besten Dünger zu bereiten“.

Aufgang aus der Höhe, um ihre Kreise mit den Keimen des göttlichen Lebens zu befruchten, um jene höheren, ewigen Gesetze aufzufinden, ohne welche keine Weisheit, keine Gerechtigkeit, keine Schönheit und Tugend hienieden blühet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

1) Ecce Ancilla Domini, H. Holbein pinx. C. Barth del. et sc. Felsing inpr. Schleusingen bei Conr. Glaser. kl. Fol. Preis 16 gGr.

Diese Madonna ist das Seitenstück zu dem Christus, welchen Hr. Barth i. J. 1829 herausgegeben, und der sowohl um des darin ausgesprochenen schönen Charakters, als um der Vortrefflichkeit der kupferstecherischen Behandlung willen großen Beifall und allgemeine Verbreitung gefunden hat. Die beiden Bilder, nach welchen diese Blätter gearbeitet sind, befinden sich in der Sammlung der Frau Ries zu Frankfurt a. M., und stammen, laut einem auf der Rückseite derselben aufgeklebt gewesenen Zettel, aus der Sammlung des Erasmus von Rotterdam. Sie hingen lange Zeit in der Hauskapelle eines ländlichen Schlosses der alten Grafen von Kacheneck, etwa zwei Stunden von Freiburg im Breisgau, wurden dort von Hrn. Barth aufgefunden, kamen sodann in Besitz des Hrn. Buchhändlers Winter in Heidelberg, und von diesem an die gegenwärtige Eigenthümerin. Die Madonna war in der erwähnten Kapelle viele Jahre lang stark dem Sonnenschein ausgesetzt und ist daher ziemlich erblaßt, während der Christus seine Färbung in ursprünglicher Kraft erhalten hat. Deßhalb war der Stich dieser letzteren Platte ein weit schwereres Unternehmen, als der der ersteren; auch hat Hr. Barth denselben nicht auf Kupfer wie den vorigen, sondern auf Stahl ausgeführt, welches der bedeutenden Größe des Formats wegen mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Um so mehr müssen wir dem Künstler Glück wünschen, daß er seine Aufgabe so meisterhaft gelöst und dabei auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet, unläugbar einen Fortschritt gemacht hat. Vergleichen wir beide Blätter mit Hrn. Barths früheren Arbeiten, z. B. dem was er am Titelblatt zu den Nibelungen gestochen, so nehmen wir darin das Bestreben wahr, von der dem Albrecht Dürer und Marc Anton nachgeahmten engen Strichmanier, welche bloß zur Nachahmung farbloser Zeichnungen geeignet ist, zu einer effektvolleren, mehr der Wirkung des farbigen Gemäldes sich nähernden Behandlung überzugehen. Die enge und doch kräftige Ausführung verleiht den Blättern einen besonderen Reiz, indem sie auf diese Weise in der Mitte zwischen der ältern zeichnenden und der neueren malenden Behandlung stehen. Bei dem Christus ist Manches, in den Fleischpartien, noch nicht zu der materiellen Wahrheit gebracht, das Weiche und Farbige noch nicht erreicht, was die neuere Behandlung zu bewirken vermag, ja es geht sogar Manches in's Glänzende und Metallene über. Diese Mängel hat nun der Künstler in dem gegenwärtigen Blatte durch eine glücklichere Lage der Taillen zu heben gesucht, die sich noch mehr den neuern Manieren nähert, ohne deßhalb den eigenthümlichen Charakter, welchen das frühere Blatt behauptet, aufzugeben. Gesicht und Hände sind bei aller Präcision der Modellirung, die sich unser Künstler zum Gesetz gemacht hat, mit einer Weichheit gearbeitet, welche der natürlichen Wahrheit sehr nahe kommt. Haare, Schleier und Gewand sind meisterhaft, von größter Wirkung aber ist die mit Steinen besetzte Krone und die Glorie. Obgleich die Vortrefflichkeit Holbein'scher Madonnen schon aus dem großen Dresdner Bilde hinreichend bekannt ist, so überrascht doch in dem vorliegenden kleinen Brustbilde die hohe Schönheit des Angesichts, welches eine fast antike Regelmäßigkeit der Züge mit tiefer Innigkeit christlicher Empfindung vereinigt. Das dunkle reich herabfließende Haar, der Schleier, der es zum Theil bedeckt, und von der Krone gehalten wird, die schön geformten, zartgefalteten Hände bilden ein höchst anmuthvolles Ganzes, das sich vollkommen zu einem Andachtsbilde eignet. Das Blatt wird ohne Zweifel jedem Besitzer des früheren willkommen seyn und auch wohl des wohlfeilen Preises wegen eine starke Auflage erleben.

2) Wahrlich, ich sage euch: unter allen die von Weibern geboren sind, ist nicht aufkommen, der größer sey denn Johannes der Täufer. Matth. XI. v. 11. Guido Reni pinx. Friedrich Wagner del. et sc. C. Meyer inpr. Nbg. Im Besitz des Nürnberger Vereins von Künstlern und Kunstfreunden. kl. Fol. Preis 3 fl., auf chinesischem Papier 4 fl.

Der Nürnbergische Kunstverein hat im verflossenen Jahre zum ersten Male eine Verloosung von Kunstgegenständen veranstaltet, und zu diesem Endzweck auch eine Kupferplatte stechen lassen, wovon jeder Theilnehmer einen Abdruck vor der Schrift bekam. Die Platte bleibt Eigenthum des Vereins, welcher jedoch Abdrücke davon der Stein'schen Buch- und Kunsthandlung in Verlag gegeben hat. Es ist erfreulich, daß der Verein auf diese Weise sogleich ein schönes und selbstständiges Kunstwerk hervorgerufen hat. Unter den vielerlei Versuchen, welche die deutschen Kunstvereine bisher gemacht, ihre Mitglieder mit einem gemeinschaftlichen Jahresgeschenk zu erfreuen, scheint uns das Zweckmäßigste, entweder einige der ausgestellten Bilder in sorgfältigen Lithographien, oder eines



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 23. 3. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

14) Der Enthusiast, von Friedrich Ludwig Bührlen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832.

In keinem seiner frühern Werke ist das Talent Bührlens so eigenthümlich, so koncentrirt hervorgetreten. Den tiefen Reiz, der in unserm bürgerlichen, alltäglichen Leben verborgen liegt, findet nur ein romantisches Auge, dem zugleich der Kontrast dieser Alltäglichkeit mit der Poesie entgeht. Wer die Alltäglichkeit als solche vergöttert, wie Voß, Iffland, Kotzebue und unsre schreibenden Damen, dem kehrt auch die Schönheit auf ewig den Rücken zu. Welch unnachahmlicher Reiz aber ist über einige moderne Gemälde von Goethe, Tieck, Jean Paul, Arnim ausgegossen, weil diese Dichter Poesie und Prosa richtig unterscheiden. Am angenehmsten, aber auch am seltensten sind nun die Gemälde, in welchen die Ironie nicht zu stark hervortritt, in welcher die Absicht, zu spotten, den heitern Eindruck einfacher Schönheit nicht stört, mit einem Wort Gemälde, wie sie Goldsmith zuerst in seinem Vikar aufstellte. Zu diesen seltnen Genremalern gehört auch unser Bührlen und nimmt unter denselben eine sehr ehrenvolle Stelle ein, seitwärts von den gewöhnlichen Modeschriftstellern, aber desto sicherer eines bleibenden Rufes. Wie hoch ehrt man jezt Hippel, während Kramer und Spieß, die Lieblinge ihrer Tage, verschwunden sind.

Wir werden in die bescheidene Wohnung des Archivar Blank versezt. Er hat eine unruhige Nacht, glaubt die Feuerglocke zu hören, steht auf und kann nicht mehr einschlafen. Seine sorgliche Gattin merkt die Veranlassung. „Ich weiß wohl, was es ist," sagt sie, „Dir geht die Versteigerung im Kopf um. Erschrack ich doch gleich, als ich sie im Wochenblatt las." Der Mann beschwichtigt sie, ruhig fortzuschlafen, aber sie kann sich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Du fällst wieder sichtlich vom Fleisch, und wenn Du vollends nicht rasirt bist, siehst Du um zehn Jahr älter aus. Du hast keine Ruhe, wie andere Männer. Den Rechnungsrath ficht das ganze Jahr nichts an, am wenigsten Gemälde." Die Gemälde, da liegt's, das sind die Steine des Anstoßes. „Denke Dir nur, Liebe! ein van Huysum wird mit mehrern tausend Gulden bezahlt, und der im alten Schlosse liegt unter einem braunen Firniß begraben und wird vielleicht nicht bemerkt, erkannt. Er ist um fünf Louisd'or angeschlagen, und wenn ihn der Commerzienrath Schülen nicht unter sein Luchsauge bekommt, so — könnte er mein werden."

Der erste Gang des Archivars am andern Morgen war nach dem alten Schlosse: „Er paßte den Moment ab, wo die Schauenden sich verlaufen hatten, und nahm mit Erlaubniß des Portiers das Bild vom Nagel herab,

um es in's bessere Licht zu stellen. Er hatte Mühe, sein Entzücken zu verbergen und laute Ausrufe zurückzuhalten. Was sollte er mehr bewundern? den Geist, mit dem der ganze üppige Reichthum der Blumen und Früchte aufgefaßt worden? den Saft und Glanz der Farben, dem organisch-flüssigen Leben gleich, die unendliche Sorgfalt der Ausführung, die keinen Blattstiel verließ, bis er durch's Helldunkel seine Rundung, durch's Kolorit seine abschwebende Farbe hatte, die durch die transparente Haut der Traube die dunklern Kerne blicken, und auf der glatten Oberfläche die Reflexe der viertheiligen Fenster sich spiegeln ließ? die den Wölbungen der Blätter ins Unendliche folgte, jedem nach der Zeit seiner Dauer sein frisches oder verfalbendes Leben gab, und selbst die kleinsten Unbilden der Sonne, der Luft, des Wassers, die Verletzungen durch Spinnen und Raupen daran wahrnehmen ließ? Jeder Thautropfen hatte seinen Lichtblick, seinen leichten Schatten hinter sich, und in diesem den Widerschein von jenem. In den Gefäßen war wieder Metall und Porzellain kontrastirt und ein eigenes Spiel von Reflexen preisgegeben; der goldne und silbergarnirte Pokal konnte einem Benvenuto Cellini zum Modell dienen. — Das ganze Schaustück war ein Wunder von Malerkunst, ein offenbares Geheimniß; denn wohl nur ein fast gleichbegabter Künstler vermochte zu ahnen, wie das so hingezaubert worden; an die Striche des Pinsels, an einen successiven Verlauf der Arbeit konnte keine Seele denken oder davon Etwas wahrnehmen wollen. — Um keinen Verdacht zu erwecken, daß er Neigung zu dem Bilde habe, oder um diese wieder möglichst zu verneinen, bedauerte er laut, daß manche Partien nachgedunkelt, einige wohl auch verputzt und schlecht retouchirt seyen. — „Gott verzeih mir diese Sünde! — seufzte er in sich — „es geschieht ja nicht dem Bilde zu Leid, sondern nur, daß es kein Unwürdiger kauft, daß ein wahrer Verehrer so göttlicher Kunst beglückt, selig werden möge.“ — Von den Besorgnissen, Wonnehoffnungen erfüllt, heuchelte er eine gleichgültige Miene, mit welcher er das Kleinod wieder an seinen Ort hing. — „Haben Sie nicht bemerkt, — sagte er hingeworfen zu dem Portier — „zu welchen Gemälden sich vorzüglich Liebhaber finden werden?“ Er zeigte auf einige Tableaus, zuletzt auch auf das Blumenstück.“ — „Wenn dies finstere Ding“ — fuhr er fort — „nicht zu hoch hinaufgetrieben würde, so würde ich es vielleicht nehmen.“ — „O das wird hoch gesattelt werden,“ — rief lachend der Pförtner — „da steht's fast den ganzen Tag gedrängt mit Liebhabern davor. Selbst junge Leute und Kinder gucken es an.“ — Der Archivar erschrack ins Herz hinein. „Nun ja doch“ — sagte er erzwungen heiter, „die Leute freut das Leben, die Natur daran; die Kinder sehen nach den Insekten.“ „Was Sie sagen!“ — fiel der Mann ein — „sieht man denn, mit Respekt zumelden, Ungeziefer daran?“ — „Nun ja,“ erwiderte der Kunstfreund — einige Mücken, Schmetterlinge, Käfer.“ — „An der Venus?“ — „Ach nein!“ — berichtigte der leichter aufathmende Archivar — „an dem „van Huysum“ dort. Also nach dem wurde noch nicht so viel gefragt?“ — „Nach der schwarzen Tafel dort hinten? — Nein! — Ein Paar Gymnasisten stritten lange über die Namen der Sommervögel und Käfer, und unser Kunstgärtner behauptete, die Blumen und Früchte seyen ganz fehlerhaft gezeichnet und falsch gefärbt.“ — Der Archivar hätte den Berichterstatter umarmen mögen. Er faßte ihn aber nur treuherzig beim Arm, und sagte: „Es mag ja wohl so seyn, daß des Kunstgärtners Blumen anders geformt sind, als die gemalten; in Holland gab es vor hundert Jahren vielleicht andere Zwiebel, als die sie jezt zu uns schicken. Die Natur wandelt sich spielend, wie die Kunst. Ueberhaupt soll und kann die Kunst nie ganz Natur seyn, wie diese selten ganz kunstgerecht ist. Eine recht natürlich gefärbte Rose würde das ganze Bild verderben.“

Der Enthusiast kommt nach Hause und muß leider erfahren, daß mit dem abnehmenden Monde auch die Kronenthaler abgenommen haben, daß die Kinder neue Kleider brauchen, daß Haustuch und Holzstoß kürzer geworden sind. Die Frau straft seine Bilderlust: „Dein heiliger Jakobus als Pilger, war zuerst ein Rubens, Vandyk oder Spanier, und wenigstens eine Aussteuer für unsere Natalie werth; jezt bist Du ganz kleinlaut über ihn, keine Seele hat Dir noch zehn Louisd'or für ihn geboten. Der Maler Faber hat ihn sogar verächtlich angesehen, und ich habe gar wohl gehört, wie er sagte, er sey geschmiert.“ — Das versteht Ihr nicht!“ — unterbrach sie der Gatte, — „solche Ausdrücke, wie: hart, trocken, geleckt, geschmiert, peinlich, gehauen, und so weiter, von Malern über Gemälde ausgesprochen, bezeichnen nicht immer Schlechtes, ganz Verfehltes, Unkünstlerisches, sondern deuten auf eine Kunstmanier, die oft einem berühmten Meister, einer Schule, einem ganzen Zeitalter eigen sind.“ Der Enthusiast läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Er hofft, die Kosten für den Huysum zu erschwingen. Er rechnet besonders auf ein Stipendium, das sein Sohn erhalten soll. Aber, der Sohn erröthet tief. Was habt Ihr? ach, das Stipendium ist verscherzt, denn Robert hat eine Carcerstrafe zu erstehn gehabt, und warum? weil er, in des Vaters malerische Liebhaberei eingehend, den Professor Schnäbele abgezeichnet hatte. Höchst ärgerlich hält ihm der Vater eine Strafpredigt, unterbricht sich aber, um Frau und Tochter, die das corpus delicti hastig beschauen, zu ermahnen, daß sie es nicht zerreißen.

Nun tritt ein Assessor auf, der Absichten auf die

schöne Tochter blicken läßt, aber auch zugleich den Vater nicht undeutlich hofmeistert, und dem warmen Kunstenthusiasten die kälteste Amts- und Brodprosa entgegenhält. Dann folgt ein freundliches offnes Gespräch des Vaters mit der Tochter, das der erstere plötzlich unterbricht, um einer auf der Gasse vorübendenden Magd nachzulaufen, die ein Nudelbrett auf dem Kopf trägt, welches der Enthusiast für ein Bild angesehen hat. Bald darauf aber findet er unter altem Geräth wirklich ein altes verschabtes und verschimmeltes Bild, das er sogleich kauft. Als er seinen Freunden diesen neuen Fund mittheilt, geräth er mit einem Maler in einen Kunststreit. Der Maler will allein kompetent seyn, der Enthusiast vertheidigt die Rechte des Liebhabers und des Publikums. Ein humoristischer Dritter persiflirt den Archivar: „Er ist Kenner und Sammler, ohne weiters! denn er hat als Beides Lehrgeld bezahlt. Er ist in beiderlei Qualität der besonnenste Mann, bis er in der Versteigerung eines alt-patrizischen Hauses, in der Rumpelkammer eines Edelhofes, in dem Magazin eines Trödlers Schildereien, schwarzbraune Bilder, so ein halbes oder ganzes Dutzend, angelehnt sieht. Da befällt ihn auf einmal ein gelinder Wahnsinn; er tritt hin, und wendet mit wachsender leidenschaftlicher Hast eines um das andere um. Was er nun hiebei empfindet, wenn sein Blick forschend hinschießt und die hohe Kunstfrage: Seyn oder Nichtseyn? blitzschnell sich entscheidet — das ist rein-unbeschreiblich und von uns Unkennern kaum dämmernd nachzuempfinden, denn wann kämen bei uns im Leben solche hochkritische Würfe vor? was sind diejenigen des Rouge et Noir, Roulette oder Knöchelns dagegen?“ — „Denkt Euch nur recht hinein! wie man eine Hand umwendet, erblickt man entweder das Contrefait eines längst verschollenen Haudegen, einer altfränkischen Nürnberger Rathsfrau, oder — o süßer Schrecken! o Kunstseligkeit! — einen Raphael, Rembrand, Ri —“ — „Ribera, genannt Spagnoletto,“ — souflirte gutmüthig lächelnd der Archivar. — „Ganz richtig — Ribera, Roos oder Rubens. Man blickt durch Rauch, Schmutz und hundertjährigen Firniß hinein in die Himmelsglut der Meisterschaft.“ — „Man sieht sich scheu um, ob Niemand die Ueberraschung uns angemerkt, den leisen Schrei des Erstaunens gehorcht habe, ob kein Rival um den Weg sey, ein befreundeter Kunstfreund, den man in solchen Augenblicken an die Küste von Coromandel wünscht; man entwirft seinen Operationsplan, und sieht mit banger Erwartung dem Moment entgegen, wo uns der dritte Hammerschlag das Kleinod um einen Spottpreis zuschlägt, und uns das Gefühl wonnig bedrängt: Es ist mein!“

Die Angst vor dem Kommerzienrath Schillen treibt den Enthusiasten zu dem kühnen Schritt, geradezu ihn aufzusuchen, ihm seine Lust zu dem Huysum zu gestehn und ihn sogar um einen Vorschuß zum Ankauf desselben zu bitten. So hofft er den Rivalen bloß in einen Gläubiger zu verwandeln. Der Kommerzienrath empfängt ihn wie ein reicher Kenner den armen Liebhaber, erfüllt seinen Wunsch und gibt ihm noch viele gute Lehren in den Kauf.

Am Abend macht der Enthusiast mit seinem jüngsten Sohn einen Spaziergang in die schöne Natur: „Ich begreife die Leute nicht, die sich so enthusiastisch über Kunst auslassen können, und die der Natur wenig oder gar nichts nachfragen, wodurch jenes wieder nur als eine Art Affektation erscheint. Ist sie denn nicht in Tiefe, Reichthum Glanz und Leben über aller Kunst, ihr unerreichbar, und der Künstler nur durch Bewußtseyn, Gedanken, Wahl, kluge Berechnung der Verhältnisse, kühnes Andeuten ihr Rival, wie freilich der Mensch überhaupt durch seinen Geist und sein Gemüth ein Nebenbuhler der Gottheit wird.“ — Macht denn nicht erst die Liebe zur Natur die Kunst verständlich und kann nicht ein sinniger Umgang mit ihr den Schmerz über das Entbehren großer Kunstwerke, den Stolz glücklicher Länder, einigermaßen beschwichtigen, deren Genuß ersetzen oder auf ihn am besten vorbereiten? — Weiterhin heißt es: „Wer der Kunst entbehrt, oder sie verschmäht, der geht vielleicht sein ganzes Leben lang stumpf oder kaum erregbar an diesen Reizen vorüber. Ja, man darf es wohl aussprechen: Wen der überschwengliche Reichthum der Natur bedrängt, der unendliche Wechsel des Einzelnen zerstreut, der findet nur in dem Gedanken Ruhe und Einheit, daß Künstler gelebt, die solche Fülle darzustellen, solche Wandlungen des Moments zu fixiren, mit Bewußtseyn und Maaß zu durchdringen sich erkühnten.“ — „Tausendfaches Leben rauscht unerkannt, ungenossen vorüber; aber wem Sinn für die lieblichen Nachschöpfungen des Genius gegeben ist, dem geht mit dem Anschauen jedes neuen Kunstwerks auch ein neues Licht und Gefühl für bisher übersehene Schönheiten der Schöpfung auf.“

Endlich kommt der Tag der Auktion. Ein fremder Professor spielt als Kunstkenner dabei die erste Rolle. „Jetzt erhob ein Nachbar des Professors das Blumenstück. Dieser wurde aufmerksam, zog es mit sichtbarem Interesse an sich, drehte es gegen das einfallende Licht, rieb es an verschiedenen trüben Stellen mit genetztem Finger. Ueberraschung, Staunen war auf seinem Gesicht deutlich zu lesen. — Blank hielt sich für verloren. Er nahm sich mit aller Kraft zusammen, sah noch einmal nach der Nummer seines Katalogen, und zog sich in eine entfernte Ecke zurück, um weder seine Leidenschaft zu verrathen, noch durch irgend einen Umstand sich in eine unüberlegte Hitze des Bietens bringen zu lassen. — Man bot, man

wurde überboten, und so gings hinauf und höher hinauf, und ehe noch der wärmste, innigste Verehrer des Meisterwerks zum Handkusse kam, stand es schon auf zwölf Louisd'or. — „Gott schenke mir Besinnung!" — betete er, und bot einen Dukaten drüber; aber er war bald überboten. Er hatte in den Wettkampf hinein die Stimme des Professors gehört. Daß du verstummtest — reicher Kauz! — rief's in ihm — noch ist's aber immer nur ein erbärmlicher Taglohn für einen solchen edeln Meister! — Und so trieb er's, damit sich ja die Versteigerung recht als sinnebethörendes Hasardspiel an seiner philosophischen Selbstbeherrschung räche, wie von einem Dämon in Hitze gejagt und unwiderstehlich fortgezogen hinauf bis zu hundert Reichsthalern. — Als ihm unter dem Aufschauen der Anwesenden der Hammer auf's drittemal das Bild zuschlug, und er herantretend einen Blick auf dessen Rückseite warf, dachte er, schon von einer Unheils-Ahnung betroffen: „Wie groß und warum liegend, nicht in die Höhe?" Der Ausrufer drehte es nach dem Käufer. — „Himmel und Hölle! welches Blendwerk! welcher Irrthum! welcher Unsinn oder Betrug!" Es war die Venus! — „Was ist das!" — rief er in gellendem Ton, alle Rücksichten vergessend. — „Das ist nicht die Nummer 71; das ist nicht der „van Huysum!" Das ist Nummer 70! Wo ist das Blumenstück?" — „Mein Gott! Das haben wir ja so eben verkauft, unmittelbar vor der Venus" — sagte der Ausrufer."

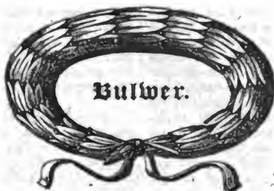
Doch so groß der Schmerz des Kunstenthusiasten war, half ihn doch seine Philosophie, denselben zu überwinden. Und doppelt schön war seine Ueberraschung, als der verhaßte Professor ihn unerwartet besuchte, ihm nach einer bald in Vertraulichkeit übergehenden Bekanntschaft den Huysum, als für ihn erstanden, überreicht und endlich auch eine Verbindung zwischen seinem Sohn und der schönen Natalie, des Enthusiasten Tochter, stiftet.

Dieses Sittengemälde gehört zu den schönsten, die wir besitzen. Der Dichter hat dem Leben die feinsten Züge abgewonnen, und in jener humoristischen Gemüthlichkeit hingezeichnet, die unter allen Völkern bisher nur Engländer und Deutsche erreichten. Der Charakter des Enthusiasten ist ächt national. Dieser Gegensatz von Schwärmerei und häuslicher Sorge, Romantik und Spießbürgerlichkeit geht durch das ganze germanische Wesen. Das Ding, das jezt in den höchsten Regionen des Geisterreichs schwebt mit den seligen Empfindungen eines Engels, oder mit dem Herrscherblick eines Gottes, und das eine Stunde hernach essen und trinken und sich den Stiefel ausziehen muß, die tragikomische, erhabenlächerliche Doppelnatur des Menschen ist der ewige Anreiz zum Humor, und der Deutsche hat zur Kontrastirung der idealen und realen Richtung in seinem Innern eine ganz besondere Neigung, die man vielleicht nicht bloß im Allgemeinen in seinem reichen, alle Gegensätze des Gemüths und Geists umfassenden Innern, sondern wohl auch vorzugsweise in der Zeit, in den äußern Verhältnissen suchen muß. Die Disharmonie der ästhetischen Ideale und der Wirklichkeit ist nie so groß gewesen, als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Nichts kann dem romantischen Zuge unseres Herzens so sehr widerstreben, als unsere Taufscheine, Kleinkinderschulen, Gymnasialexamina, Titel, Geldgeschäfte, amtliche Kontrollen, Miethkontrakte, Plüskleider, Schneiderrechnungen, Anstandsvisiten ꝛc. Darum kam auch der poetische Humor erst in der Zeit auf, in welcher die Romantik der Helme Abschied nahm und der modernen Klassicität der Perrücken Platz machte. Seitdem gingen aber die Dichter dreifache Wege. Die Einen wollten der neuen Prosa durchaus keinen Reiz abgewinnen, sie hielten fest am Alten, und wenn es gleich aus der Wirklichkeit verschwunden war, so frischten sie es wenigstens in der Poesie auf, und zwar theilten sie sich in Nachahmer des Antiken und des Romantischen. Die Andern sagten im Gegentheil: „laßt uns die neue Prosa gefallen, sie allein ist Wirklichkeit und unsere jetzige Bestimmung; lächerlich aber ist das Zurückträumen in Zeiten, die nicht mehr sind und die nie wiederkehren werden." Da wurde denn die Wirklichkeit mit all ihren Kleinlichkeiten und Thorheiten vergöttert, und höchster Gegenstand poetischer Bestrebungen wurde der deutsche Hausvater im kalmanknen Schlafrock, die Hausmutter mit der Kaffeetasse, und dann Amtsantritt, Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe, fürstliche Besuche, Amtsjubiläum und Patente auf der einen Seite, Armuth, Kartoffeln, Hausdiebstähle, verführte Lafontainische Kinder, Bankerott, Ifflandische Präsidenten und Gefängniß auf der andern Seite.

In der Mitte zwischen diesen Nachahmern einer entschwundnen Poesie und den Vergötterern der gegenwärtigen Prosa suchte eine dritte Gattung von Dichtern den Kontrast zwischen beiden aufzufassen und darin die eigentliche Wahrheit dessen, was an der gegenwärtigen Generation poetisch ist, auszusprechen. Wahr nämlich ist es, daß wir eben so wenig ganz in die schöne Vorzeit uns zurückversetzen, als uns ganz der unpoetischen Gegenwart hingeben können. Daher scheinen mir auch diese Dichter den Vorzug zu verdienen vor den blinden Nachahmern des Vergangenen und vor den blinden Verehrern des Einseitigen und Kleinlichen in unsrer Zeit. Der Mensch steht nicht nur über seiner Zeit und nicht nur in seiner Zeit, sondern zugleich darüber und darin, und das ist eigentlich die Frage: nicht welche Ideale der Mensch sich überhaupt vorsezt, und auch nicht, wie jede Zeit sich einseitig gestaltet, sondern wie sich das Streben zum Idealen zu jeder solchen einseitigen Zeit verhält? Die Erde steht nicht still und fliegt auch nicht nach einer Richtung fort, sie läuft um sich selbst und zugleich um die Sonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 24. 7. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

15) Trelawneys Abentheuer in Ostindien. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1832.

16) Eugene Aram, a tale by the autor of Pelham etc. In three volumes. Francfort o. M. Varrentrapp, 1833.

17) Bulwers Werke. Aus dem Englischen. Eugen Aram, übersezt von F. Notter in sechs Bändchen. Stuttgart, Mezler, 1833.

18) Bulwers Werke. Aus dem Englischen. Eugen Aram, Pelham, der Verstoßene, England und die Engländer, übersezt von Bärmann, jedes in vier Theilen. Zwickau, Gebrüder Schumann, 1833.

Unsre Buchhändler sollten zu ihrem eigenen Vortheil ihren Wetteifer mäßigen. Neben der ersten Richardschen Uebersetzung Bulwers in den größeren Oktavbänden der Mayerschen Verlagshandlung in Aachen konnte wohl noch eine kleine wohlfeile Ausgabe in Taschenformat bestehen, ob aber zwei, das wird sehr vom Geschmack des Publikums abhängen. Wir wünschen es, denn Bulwers Romane sind um vieles besser, als das gewöhnliche Lesefutter.

Ueber die Vortrefflichkeiten des Eugen Aram haben wir uns schon im Jahrgang 1832 dieser Blätter Nr. 81 ausgesprochen. Der englische Abdruck, der bei Varrentrapp erschienen ist, empfiehlt sich durch Eleganz. Unter den deutschen Uebersetzungen ist die von Notter die sorgfältigste. Auch von den übrigen Werken Bulwers ist in unsern Blättern schon gesprochen.

Trelawneys Abentheuer gehören zu den Anziehendsten, was je aus Bulwers Feder geflossen. Sie erinnern im Eingange an Roderich Random, wie überhaupt Bulwer mit großem Geschick und Glück das Anziehende der ältern englischen Romane sich anzueignen gewußt hat. Der Held ist ein mißhandelter Knabe, der sich aus der Gewalt seines tyrannischen Vaters losreißt und, hinausgestoßen in die Welt, nach mannichfachen Seeabentheuern in Indien bleibt. Am trefflichsten ist dem Dichter die Schilderung von Trelawneys Jugendjahren gelungen. Die erste Probe besteht der Knabe im Kampf mit einem alten häßlichen Raben, der die Kinder nicht leiden konnte und sie beständig aus dem Garten verscheuchte, aber des Vaters Liebling war. Höchst originell ist der Haß Trelawneys und seines jüngern Bruders gegen dieses garstige Thier und endlich die erste

Kraftanstrengung geschildert, mit der sie es angreifen und erwürgen. „Eines Tages war ein kleines Mädchen meine Begleiterin, die ich aus der Kinderstube gelockt hatte, um heimlich mit mir Obst zu holen. Wir schlichen uns unbemerkt in den Garten. Gerade als wir unter einem Kirschbaume uns des Gelingens erfreuten, kam der Rabe, dieses verwünschte Ungethüm, herangeschritten. Dies war nicht länger zu erdulden. Er packte des kleinen Mädchens Kleid an; dies war zu erschreckt, um schreien zu können; ich besann mich keinen Augenblick. Ich rief ihr zu, sich nicht zu fürchten und warf mich auf das Thier. Nun ließ er sie los und griff mich mit Krallen und Schnabel an; doch ich erfaßte ihn beim Halse, hob ihn mit Anstrengung in die Höhe, und schleuderte seinen Körper gegen den Baum und gegen die Erde. Ihn aber schien nichts zu verwunden; er war hart wie ein Stein. So kämpften wir mit einander und ich war augenscheinlich der schwächere Theil. — Das kleine Mädchen, mein Liebling, sagte: „ich will hin und den Gärtner rufen." — „Nein," antwortete ich; „der wird es dem Vater sagen; ich will ihn aufhängen, den Alten;" (womit ich den Raben meinte, nicht meinen Vater) „gib mir Deine Leibbinde!" — Dies that sie und mit großer Anstrengung gelang es mir, wiewohl schrecklich von ihm verlezt, das eine Ende der Binde um des alten Tyrannen Hals zu befestigen; dann kletterte ich auf den Kirschbaum, schlang das andere Ende des Bandes um einen abstehenden Zweig, sprang wieder zur Erde, und hatte wirklich den Erfolg, meinen Feind in der Luft schweben zu sehen. — In diesem Augenblick kam mein Bruder herbeigelaufen. Er war erschreckt, als er mich so im Kampfe gewahrte, doch sobald er unsern alten Widersacher am Bande erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus. Nun befestigten wir des Bandes anderes Ende und begannen, ihn zu Tode zu steinigen. Nachdem wir dieser Lust überdrüssig geworden, und er allem Anscheine nach todt war, ließen wir ihn herab. Er fiel auf eine Seite nieder, und ich griff nach einem Stecken, um ihn durch Schläge auf den Kopf völlig zu tödten. Zu unserm Schrecken und zu unserm großen Erstaunen sprang er mit heiserem Geschrei in die Höhe und ergriff mich. Unser erster Gedanke war Flucht, er aber hielt mich fest, deshalb warf ich mich noch einmal auf ihn, rief meinen Bruder zu Hülfe, hieß den das Band fester um den Rabenhals schlingen und dann den Baum besteigen. Dabei suchte ich ihn festzuhalten. Jezt sah das Thier furchtbar aus, ein Auge hing ihm aus dem Kopfe hervor, aus der Kehle floß ihm das Blut, mit seinen Flügeln und mit zerzupftem Schweife, den ich ihm während seiner ersten Hinrichtung schon zur Hälfte ausgezogen hatte, zerschlug er den Boden. Er kämpfte mit wilder Anstrengung um sein Leben, und ich war mit Blut ganz bedeckt. Aber mit Hülfe meines Bruders gelang es uns, den erschöpften und verwundeten Raben noch einmal aufzuschnüren; als er hing, schlugen wie ihn vollends todt, indem wir seinen Kopf zerspalteten. Alsdann banden wir ihn an einen Stein und versenkten ihn im Ententeiche."

Hierauf übergab der Vater die beiden Knaben einem Lehrer, der sie auf's unmenschlichste behandelte. Trelawney rächte sich endlich, indem er eine Verschwörung gegen den Lehrer anzettelte und ihn mit Hülfe der übrigen Knaben durchpeitschte. In enge Gewahrsam gebracht, steckte er in der Verzweiflung Bett und Zimmer in Brand. Man that ihn auf ein Schiff, noch in sehr zartem Alter. Nach einer tollen Nacht, auf dem Lande mit einem alten lustigen Seekapitän durchschwärmt, kommt Trelawney noch einmal auf eine Schule, erlebt noch einmal Mißhandlungen und rächt sich, und kommt wieder auf ein Schiff. „Nichts ist so sklavisch und unterwürfig, als das Benehmen jüngerer Offiziere am Bord eines Kriegsschiffes. Man darf seine Vorgesezten nicht einmal mit Unzufriedenheit im Blicke ansehen. Der Hut muß stets in der Hand gehalten, und als Zeichen der Unterwürfigkeit müssen Verbeugungen gegen jeden gemacht werden, der um einen Grad höher steht. Wenn aber der Kapitän oder einer der Lieutenants Jemanden zufällig nicht leiden kann, so ist dieser so durchaus in ihrer Gewalt, daß sein Daseyn ihm kaum erträglich bleibt. So viel immer das Recht auf des Unterdrückten Seite seyn mag, es hilft zu nichts; denn die Vorgesezten können gleich der Majestät kein Unrecht thun, und Widersezlichkeit ist fruchtlos." Trelawney wurde auf dem Schiff wie ein Hund behandelt. Der Schreiber des Kapitäns nahm ihm unter anderm seine Bücher weg und gab sie ihm nicht wieder. Hieraus entstund ein wüthender Faustkampf, und in der Wuth der Ohnmacht versezte der jüngere und schwächere Trelawney seinem Gegner einige Stiche mit einem Federmesser. Ein andermal stürzte sich der mißhandelte Jüngling vom Mast ins Meer hinab. Insbesondre quälte ihn ein schottischer Lieutenant. Als er diesem endlich in Ostindien auf dem festen Lande gegenüberstand, vollbrachte er die ihm längst geschworne Rache und floh. Ein alter Seeräuber zog ihn in sein Interesse. Er wurde gut gepflegt und lernte das Leben auf dem Kontinent von Indien kennen. Hören wir eine der lebhaftesten Schilderungen: „Ich brachte mein Pferd unter, und machte eine Runde, um die buntscheckigen Haufen in den verschiedenen von gestampfter Erde und Bambus erbauten Hütten zu betrachten. Zuerst zeigten sich die wohl=geölten, schwarzen Schönheiten von Madagascar. In der nächsten Hütte war nur eine kleine Gesellschaft.

Eine iltis-äugige, ambra-farbige, dickleibige Japaneserin schaute aus der Thür und glänzte wie eine Sonnenblume. — Das Haus einer frühern Bekannten von mir, die gelegentlich auch starke Getränke an ihre Besucher verkaufte, nahm mich auf. Sie war der weibliche Schaich des Stammes. Ihre Wohnung war hervorscheinend, denn sie zeichnete sich aus durch ein zweites Stockwerk mit Veranden. Dieses war der Hauptsammelplatz der Europäer, und um diesem Vorzuge eine Artigkeit entgegen zu setzen, hatte die Frau eine Art von englischem Kopfzeuge über ihr mahagonibraunes Gesicht aufgesezt. In ihrer Person vereinigte sie die Eigenschaften des Büffels, wie er in den Jungeln lebt, seine kugeldichte Haut von schmutzgrauer Farbe, geziert mit struppig vereinzelnten Haaren, eingefallenen Augen und hörnigem Angesichte, und den schiefen Fuß, mit dem Höcker des Dromedars. Sie war ein ungethümliches altes Weib, das aussah, wie ein Bild der Sünde. — Man hörte nun das Herbeikommen ihrer Hausgenossinnen. Ich unterschied das kurze Trippeln ihrer Kinderfüßchen, und bald darauf das Geklingel ihrer Armbänder und Ringe. Arme, Handgelenke, Enkel, Zehen und Finger erglänzten von Kupfer, Silber und Glas, und verursachten recht harmonische Musik, als die Mädchen von einer feenhaft aussehenden Bambusleiter, wie ein unabgebrochener Zug von Ameisen, an einer alten Mauer herabstiegen. Jegliches der Frauenzimmer trug ein weites, bauschendes Beinkleid und ein ganz knappes baumwollenes Leibchen, und war an der Stirn mit gelbem oder rothem Oker bemalt. Hier war jegliche Abstufung der Farbe und des Stammes, schlammfarbig, olivengrün, bleigrau, kupferroth und die ganze große Familie des Braun, vom dunkelroth geschuppten indischen Cockorotsch an, bis es sich in das Kohlschwarz meines vaterländischen Hornkäfers verlor. Hier war jegliches Alter und jeder Grad von Körperstatur; vom neunten bis zum neunzigsten, dem scheinbaren Alter der abgelebten Hekate; und von der Höhe meines Pfeifenrohrs zu der des Palmbaums. Hier war die leichte, biegsam gegliederte Kubschie, gepaart mit der aufgeschwollenen, speckigen Hottentottin, die sich bewegt, wie der Kugelfisch; das Hinduhmädchen, mit den Augen des Hirsches und der Form der Antelope; die blonde, ölige, mondgesichtige, fleischige Armenierin, gebaut wie eine Schildkröte, und die sanfte, gleich der Turteltaube girrende Parsie. Unter diese gemischt waren die Chichie'n, ein Geschlecht, entsprungen aus der Mischung des europäischen mit indischem Blute — ein Zusammengesetztes von Feuer und Frost — bei dem die talghafte Weiße der Engländer sich mit dem schwarzen Haarwuchs im Morgenlande einte, und dem, wiewohl ihm die Rosenfarbe seiner westlichen Erzeuger gebrach, doch reichlicher Ersatz wurde durch den funkelnden, flammenden Glanz der Augen seiner Mütter, die nicht mit den todten, fischartigen Farben des Nordens verfälscht waren." Nach einer tollen Nacht steckte Trelawney dieses Haus der Sünde in Brand.

De Ruyter, der Seeräuber, adoptirt den seekundigen und kräftigen Jüngling und läßt ihn Fahrten unternehmen. Schade, daß dieser Seeräuber edel und gebildet ist, warum hat ihn der Dichter nicht roh und grausam geschildert? Es wäre viel natürlicher gewesen. Von nun an fällt Bulwer in die bekannte Manier Coopers und gibt recht artige Seebilder. Rührend ist das Wiedersehn zwischen Trelawney und seinem alten Freund Aston, den er auf einem englischen Schiff, das er angreift, gefangen nimmt.

Nun erhält auch endlich die Liebe ihr Recht. Auf einem seiner Züge kommt Trelawney zu folgender Schauderscene: „Es war Zeit, daß wir ankamen, sonst würden wir keine Gefangene mehr zu erlösen gefunden haben, denn die Weiber mordeten diese, die haufenweise an Händen und Füßen gebunden auf dem Boden lagen. Diese schwarzen Hexen wurden von uns niedergestoßen. Als ich darauf in ein kleines, von Matten gemachtes Zelt trat, das an einem größeren Zelte befestigt war, traf mein Auge als ersten Gegenstand einen nackten starkknochigen Araber, festgebunden an einen kurzen in die Erde getriebenen Pfahl. Er war mit Stichwunden bedeckt und wälzte sich in seinem Blute, aber wiewohl gebunden, hülflos und dem Tode nahe, leuchtete sein unbezwungener Geist immer noch hervor, wie der eines Oberhauptes. Eine alte, abgelebte Satansmutter lag über seinem ausgestreckten Körper hingefallen, weil ihr Fuß im Blute ausgeglitten war, und zerhackte diesen in unmächtiger Wuth mit einem Kokosnuß-Messer, das sie in der Hand hielt. Ihr Schlachtopfer hatte seine Zähne in ihre linke Hand gebissen, und hielt sie fest; zu seinen Füßen in einem Winkel zusammengekauert lag ein junges, fast ganz nacktes Mädchen, und schrie in Todesangst: „Ach! Vater! Vater! laß mich auf!" sie streckte dabei ihre gebundenen Hände aus, suchte in die Höhe zu kommen, ward aber von des Mannes starken Gliedmaßen hinabgedrückt, der sie auf diese Weise vor dem teuflischen alten Weibe schirmte. Ich ergriff den Leibbund, den die alte Hekate sich umgewunden, hob daran ihr verwittertes Gerippe in die Höhe, und schleuderte sie mit solcher Gewalt zu Boden, daß sie nie wieder aufstand, sondern wie eine zertretene Kröte zappelnd da lag, ihr schwacher Lebensfunke erlosch, ohne daß sie nur ein Aechzen hervorstöhnte." Diesem allzugrellen Bilde folgen bald desto freundlichere. Der alte Araber stirbt, Trelawney nimmt sich der Tochter

an, in welcher der Dichter alle Süßigkeit englischer Sittenzartheit und orientalischer Gluth zu paaren sucht.

Das Glück dieser Liebe wird inzwischen oft unterbrochen. Die schöne Zela wird bald von einem Tiger, bald von einem Hayfisch verfolgt. Ueberdies wird sie alle Augenblicke von Treławney getrennt, da dieser seine Seekämpfe fortsetzen muß. Endlich stirbt sie an Gift und dadurch wird der schöne Plan, auf einer glücklichen Insel ein neues Paradies zu stiften, vereitelt. Trelawney kehrt nach Europa zurück.

Der Dichter hätte gewiß besser gethan, wenn er statt der vielen und doch gewöhnlichen See- und kleinen Kriegs-Abentheuer, mit denen er die beiden lezten Bände angefüllt hat, die tragische Natur in schärferen Zügen und reicherem Detail ausgemalt hätte. Die Reisebeschreiber haben dafür schon so viel gethan, man vergleiche Raffles, Oliviers, Forrests rc. Schilderung der indischen Inseln, aber gerade am Dichter hat es noch gefehlt, der mit Wahl das Charakteristische hervorgehoben hätte.

Bulwer ist mit solchen Gemälden viel zu sparsam gewesen. Auch die Seeabentheuer selbst sind zu wenig charakteristisch. Wenn wir noch das wilde Volk der Inseln über ihrer ganzen Herzensverhärtung sähen, aber da sind so viele edle Menschen, wie in einem Ifflandschen Schauspiele. Das Piratenwesen versteckt sich schamhaft bei Ruyter unter einer Art von Patriotismus, und das Wüthen Trelawneys gegen seine eignen Landsleute wird schlecht genug durch die zur Rache entflammenden Mißhandlungen seiner Jugend motivirt. Auch die Araberin ist zu zahm. Europas Poeten, selbst die englischen, denken sich die Tropenländer immer noch à la Paul et Virginie; nur die Nordamerikaner haben den wilden Geschmack davon wegbekommen, nur in einem Cooper athmen wir gewissermaßen den klassischen Juchtengeruch ächter Barbarei.

19) Die Königsbraut. Historischer Roman aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Storch. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg, 1832.

Dieses Buch war auf die zweihundertjährige Todesfeier Gustav Adolphs berechnet. „Gewiß, sagt der Verfasser in der Vorrede, wird ein neues Interesse an ihm erwachen. Möge die Schilderung seiner ersten Liebe und ihrer in heiligen Schmerzen aufgegangenen Verklärung rc.“ Auf diese emphatische Vorrede folgt unmittelbar die Introduktion. „Marthe, hörst du nichts? fragte der Bauer, indem er sein neben ihm liegendes Weib unsanft anstieß. — In der andern Ecke regt sich auch die Tochter: Der Sturm heult so entsetzlich. Wenn er uns nicht die Hütte über den Kopf zusammenwirft. Alle Latten und Bretter krachen und wenn's sehr gut abgeht, so hast du morgen den halben Tag zu nageln. — Daß du doch gleich ans Nageln denkst, antwortet der Vater rc.“ Diese zarten Redensarten fallen in einer Hütte an der schwedischen Küste, an welche so eben der Sturmwind ein Schiff geworfen hat. Ein alter Liebhaber der obgedachten Tochter führt Fremde ein, unter denen sich sogleich wieder zwei neue Liebhaber und ein Maler finden. Doch gelingt es nur einem, dem jüngsten, der als goldhaariger edler Goldschmiedsjüngling, von der Wanderschaft heimkehrt, sie zu erobern. In der Nähe ist das Schloß des Grafen Brahe, dessen Tochter Ebba, die Jugendgeliebte Gustav Adolphs, von diesem zur Königin gewählt wird. Aber seine Mutter, die ihm eine ausländische Prinzessin zugedacht hat, spinnt Intriguen an, und bringt die fromme Ebba zu einer freiwilligen Entsagung. Der Verfasser fällt oft, wie der erste Dialog der Introduktion beweist, in den gemeinsten Ton. In diesem läßt er sogar den König selbst sprechen, z. B. in der höchst sonderbaren und unmöglichen Unterredung mit einem Juden, dessen sich die holländische Bank wahrhaftig nicht zu einem so wichtigen Geschäft (es gilt eine große Geldanleihe) bedient hätte, oder der wenigstens der Majestät gegenüber nicht so plump und ungezogen geredet hätte. Auf der andern Seite fällt der Dichter ganz aus der Rolle, indem er die Leute in den Phrasen der modernsten Sentimentalität reden läßt. Wie sollen wir glauben, daß in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, da die Allongeperrücken aufkamen, und man an protestantischen Höfen nichts als seichte lateinische Späße und das Geplärr zänkischer geistloser Schwarzröcke vernahm, irgend ein König zu seiner Herzensdame gesagt haben werde: „Lerne mich als deinen innigsten Freund, deinen Bruder, deinen Geliebten — o was faßt dies eine Wort nicht alles in sich! — lerne mich als dein Alles betrachten und lieben“ — und sie ihm erwidert: „O ihr seyd mein Alles, meine Welt! Wo wäre etwas für mich, daß ich mir nicht dächte in euch, wo wäre eine Wonne für mich, die es nicht erst durch euch würden, wo wäre ein Lebensstrahl für mich, der sich durch euch mir nicht erst glänzend, farbenreich und wärmebringend gestaltete! rc.“ In dieser Sprache ist weder etwas von der natürlichen Einfalt der ungebildeten, noch von der lateinisch pedantischen Courtoisie der gebildeten Menschen jenes Zeitalters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 25. 10. März 1834.

Replik
in Sachen der Juden-Emancipation.

Die Frankfurter Didaskalia, bekanntlich eines der geachtetsten deutschen Blätter, enthält in ihrer 58sten Nummer unterm 27. Februar d. J. eine eben so gründliche, als jede unter streitenden Gelehrten übliche Zartheit weit übertreffende, musterhaft würdevolle Erörterung des großen Paulus in Heidelberg, des allgemein verehrten Kämpfers für Licht und Recht. Unser an die roheste Sprache gewöhntes Blatt erschrack gleichsam vor dem hohen Seelenadel, der aus dieser Erörterung sprach, und von Beschämung ergriffen, daß es nicht würdig sey, sie in sich aufzunehmen, überließ es diese Ehre der geehrten Didaskalia. Dort liegt der klassische Schatz für die Unsterblichkeit besser aufbewahrt als bei uns, und wir wagen unserem Blatte nur einige bescheidene Scholien einzuverleiben.

Herr Paulus bedauert es zuvörderst, daß er es „nur einem recht zufälligen Zufall verdanken müsse,“ die Nummern 120 und 121 des Literaturblatts von 1833 erhalten zu haben, in welchen seiner Schrift gegen die Juden-Emancipation rühmlichst gedacht ist. Freilich wird das Literaturblatt gar zu wenig in Deutschland gelesen, als daß es Einem so leicht, ohne einen recht zufälligen Zufall in die Hände fallen könnte. Unsre natürliche Beschränktheit, unsre studirte Einseitigkeit, unser rationalistisches Altweibergewäsch, unser denkgläubiges Gesalbader, unser recht erbärmlicher Styl und unser trostloses Encouragement auf jedem Titel, „Werden wir besser,“ trotz dem wir doch leider nicht besser wurden, konnte freilich dem Literaturblatt die allgemeine Theilnahme des deutschen Publikums und die große Verbreitung nicht verschaffen, die sein glücklicher Geist dem Sophronizon in immer steigender Progression erworben hat. Und Herr P. konnte um so weniger an das Literaturblatt denken, da er sich ja auch für den Verfasser desselben nie persönlich interessirt hat, denn gewiß waren es auch nur die zufälligsten Zufälle, durch welche die Speyerer Zeitung zu verschiedenen Malen eine ganz erstaunliche Theilnahme gewisser Leute an meiner persönlichen Wenigkeit verrieth.

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Zum schönen Beweise, wie große Genien immer auch in's Kleinste eingehn, beschäftigt sich der Heros der Theologie eine Seite lang mit den Vignetten des Literaturblatts und beurkundet in dem, was er darüber sagt, ein gar nicht oberflächliches Studium der Mythologie. Dann kommt er auf den Inhalt des Literaturblatts selbst,

auf die Tendenz der gegenwärtigen Redaktion zu sprechen, und — siehe da, er ist hierüber merkwürdig kurz, da er über die unwichtigen Vignetten doch sehr lang und breit sich vernehmen ließ. Dennoch glaube ich, daß Herr P. eben durch diese Kürze einen Beweis seiner weltberühmten tiefen Gründlichkeit gegeben, denn eine gründliche Polemik muß keine Waffen scheuen, sie muß wie eine wilde Gans überall Grund finden, auf der Erde, in der Luft und im Wasser, sie muß, wenn sie nicht mehr auf festem Boden steht, nur mit den Flügeln schlagen, mit den Schwimmpfoten ausgreifen und dreist flattern und plätschern und recht laut dazu schreien. Wenn man einen Mann oder eine Tendenz bekämpft, gegen deren Reinheit sich mit Grund nichts, auch gar nichts einwenden läßt, so könnte nur eine schülerhafte und unbehülfliche Polemik sich auf Gründe einlassen. Blind zu gefahren, das ist dann der einzige Kunstgriff.

Um also dem Publikum (der Didaskalia) meine kritische Tendenz darzulegen, begnügt sich der gründliche Herr P. eins der Epigramme hervorzuheben, mit denen ich den Jahrgang des Literaturblatts von 1832 eröffnete und die er wohl wäßrig nennen durfte, da sie das Feuer seines Schwiegersohns so gut gelöscht haben. Es lautet:

Die Alten.

Wie sie sich sperren, die Alten, sie müssen doch alle herunter,
Und ein neues Geschlecht setzt auf die Stühle sich hin.

So habe ich gesprochen, also liegt es klar am Tage, daß ich mich selbst unter dem neuen Geschlecht verstehe und daß meine unverholene Tendenz ein blinder Ehrgeiz ist. Ich habe, sagt Paulus, mich „unbesonnen selbst verrathen." Freilich, wer die fragliche Nummer des Literaturblatts in die Hand nimmt, der findet, daß jenes Distichon nicht allein steht, daß es dicht vor einem zweiten steht, von dem es unzertrennlich ist. Dieses zweite lautet:

Die Jungen.

Wie sie jubeln, die Jungen, in ihrem fünfzigsten Jahre
Werden den Söhnen auch sie alte Pedanten nur seyn.

Nun gewinnt freilich die ganze Sache ein anderes Ansehn; Jedermann sieht ein, daß ich nichts anderes gesagt habe, als: jede Zeit bringt ihre neue Mode mit, die aber bald wieder zur alten Mode wird und ein kühner Neuerer von 1790 kann leicht ein Pedant von 1830 werden. Und damit habe ich denn doch wohl nichts, das einem Ehrgeiz ähnlich ist, ausgesprochen, sondern im Gegentheil das Nichtige des Ehrgeizes deutlich dargethan. Aber eben, daß Herr P. das zweite Distichon nicht bemerkt hat, dieses Drüberwegsehn, dieses allerliebste kleine Vergessen, das sich im Nothfall durch den zufälligsten Zufall entschuldigen läßt, liefert den Beweis, wie gründlich die Kriegsführung meines ehrenwerthen Herrn Gegners ist. Er macht die Ungründlichkeit selbst zur Waffe gegen mich, und dann sagt er noch gravitätisch: ich war immer wahr, ich habe immer streng geforscht und geprüft, und nie etwas behauptet, ohne es durch Sachgründe zu belegen.

Oder habe ich vielleicht Unrecht, verehrungswürdiger Gegner, indem ich Sie um Ihres großen Verstandes willen bewundere, und Ihnen das obige Uebersehn als ein absichtliches, recht kriegslistiges und auf das Publikum der Didaskalia wohlberechnetes auslege? War es vielleicht eine absichtslose, der Hitze Ihres grauen Zorns verzeihliche Uebereilung? wären Sie zu rechtlich, edel und männlich, um sich einer solchen Kriegslist wissentlich zu bedienen? Ich schwanke, ob ich mehr Ihren Verstand oder Ihr Herz bewundern soll, und es setzt mich in eine grausame Verlegenheit, daß ich das eine nur auf Kosten des andern kann. Wenn der Verstand Ihre Kriegslist rechtfertigt, verdammt sie die Moral, und wenn sie sich moralisch als ein unwillkührliches Versehen rechtfertigen läßt, wo bleibt dann der gepriesene Scharfsinn und die weltbekannte Gründlichkeit ihres Urhebers?

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Wer warnt, ohne daß der mindeste Grund, warum man hätte warnen sollen, vorlag, der handelt zwar gegen die, die er warnt, schlecht, da er sie nicht nur belügt, sondern sie auch dessen, oder der Kräfte dessen, vor dem er warnt, berauben, sie also schädigen will; er handelt noch schlechter gegen den, vor dem er warnt, denn anonyme und falsche Anklagen sind schlimmer als Diebstahl und Mord; und er handelt endlich am schlechtesten gegen sich selbst, da Verläumdung, wenn nicht die größte, doch sicher die häßlichste Sünde ist. Kommt noch, wie im vorliegenden Falle, hinzu, daß die Verläumdung ganz fruchtlos geblieben, und daß der, dem sie schaden sollte, aus ihren Giftnebeln triumphirend hervorgetreten ist, so scheint es sehr mißlich, sich solcher Waffen zu bedienen. Doch dies scheint nur so. Eine gründliche Polemik macht Alles zu ihrer Waffe, selbst ihre Niederlagen. Sie kommt der Beschämung durch Unverschämtheit zuvor. Sie gibt auch in ihrer kläglichsten Demüthigung die Hoffnung nicht auf. Wie Medusa noch mit dem abgeschlagenen Haupt die Feinde zu schrecken sucht, so muß eine vollkommene Polemik, wenn ihr zu schrecken nichts mehr übrig bleibt, den Gegner wenigstens noch zu ekeln suchen.

Das verehrungswürdige Publikum der Didaskalia und ihres geistlichen Rathes wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich billig bin, und mich nicht so sehr durch

die Waffen meines Gegners verlezt fühle, daß ich darüber die Anerkennung der Virtuosität, mit der er sie führt, verabsäumen sollte.

Wie schön, wenn solche Kräfte sich auch der Sache des Guten widmen! Jemand hat Sie, geehrtester Herr, den großen Kämpfer für Licht und Recht genannt, und Sie selbst sind so bescheiden, sich dessen gegen mich zu überheben, obgleich Sie das nicht nöthig gehabt hätten, da ich Sie selbst immer so genannt habe, wie Sie wohl wissen. Darum will ich Sie auch jezt gegen die vielen Zweifler alles Ernstes vertheidigen. Man gesteht Ihnen unbedenklich zu, daß Sie ein gar großer Gelehrter sind, und daß Sie namentlich besser Hebräisch als Deutsch verstehn; man hat nie gezweifelt, daß Sie auf dem Katheder immer mit vollem Munde ausposaunen würden, daß die Tugend etwas Gutes, das Laster aber etwas Schlimmes sey; man weiß und verhehlt es sich nicht, daß sie als ein lutherischer Christ die Anbetung der Götzen (mit Ausnahme Ihres kleinen Haus- und Pultgötzen, der Eitelkeit) verabscheuen, daß Sie als ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts nicht an Geister, und um recht sicher zu gehn, nicht einmal an Geist glauben, daß Sie überhaupt keinen Aberglauben, außer an Ihre eigne Unfehlbarkeit haben. Nun sagt man aber, das sey etwas ganz Ordinäres, und wenn man ein Kämpfer für Licht und Recht heißen wolle, so müsse man doch etwas mehr thun, man müsse vor Allem einen mächtigen Feind gegenüber haben, große Gefahren bestehen und seiner Ueberzeugung große Opfer bringen, wie dies den Kämpfern für Licht und Recht zu allen Zeiten eigen gewesen sey. Man würde Ihnen Ihre ordinäre Aufklärung nie vorrücken, sondern sie an Ihnen, wie an hundert andern bescheidenern Lehrern, gelten lassen, wenn Sie nur nicht den Ruhm eines Helden darauf gründen wollten. Man fragt, wie Sie sich mit der Löwenhaut des alten Luther brüsten können, da Sie es nicht sind, der den nemäischen Löwen erlegt hat? Aber wie ungerecht sind diese Leute! Was können Sie davor, daß das Mittelalter nicht noch mit allen seinen Harnischen und Kutten um Sie steht, daß die Hydra der alten Hierarchie nicht mehr die Schärfe Ihres Schwertes empfinden kann, da sie schon todt ist? War es Falstaffs Schuld, daß Percy nicht mehr lebte? Würden Sie mit Ihrer allerunterthänigst gehorsamsten Denkgläubigkeit nicht vor dem Augsburger Reichstag eben so gut gesagt haben: „ich kann nicht anders?“ Ja wer will Ihnen widersprechen, wenn Sie in Bezug auf diesen Luther sagen, was Kotzebue einst in Bezug auf Shakespeare sagte: „ich hätte noch mehr gethan, wie er, wenn ich vor ihm, nicht nach ihm gekommen wäre!“

Leute, denen man kein x für ein u vormachen kann, weil sie uns immer wieder das u zum x machen, wollen bemerkt haben, daß selbst die streitbarsten Sätze Ihrer Dogmatik eine Hinterthür haben, durch welche der Pharisäer sicher hinausschlüpfte, wenn der Prophet vorn zu freimüthig habe hantieren wollen. Diese Leute haben bei der Lektüre Ihrer Schriften oft darüber gelacht, wie zart Sie sich über die Natur Christi auszudrücken wissen, um zugleich normalmäßig und doch nicht abergläubig zu erscheinen. Aber diese Leute haben keinen Geschmack. Die Wahrheit verhält sich zur menschlichen Gesellschaft immer wie ein muntres Mädchen in einem Saal voll schlafender Podagristen. Sie kann in ihrer unschuldsvollen Fröhlichkeit kaum einen Fuß heben, ohne anzustoßen und einen der wehleidigen Schläfer zu einem Zetergeschrei aufzuwecken. Wenn nun ein Paulus die holde Wahrheitsgöttin so geschickt zum Tanz aufzuführen versteht, daß sie nicht anstößt, o wer sollte diese Grazie nicht bewundern!

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Nun gibt es noch immer Zweifler, die da meinen, der Kampf für Licht und Recht werde nicht allein auf dem theologischen Gebiete geführt, und ein Mann, der sich nicht schäme, sich einen Kämpfer für Licht und Recht schelten zu lassen, habe in den lezten Jahrzehnten wohl vielfach Gelegenheit gehabt, ritterlich für unterdrücktes Recht in die Schranken zu treten. Es sey aber nichts bekannt geworden, als daß Sie, vom Geistlichen auf's Weltliche sich wendend, gegen die öffentliche Rechtspflege und gegen die Juden-Emancipation geschrieben haben, welches man Ihnen eben so wenig, als die Umtriebe gegen die Wahl eines freisinnigen Deputirten, für ruhmwürdige Thaten im Namen des Lichts und Rechts hat auslegen wolle.

Ueber diese ungeschickten und zudringlichen Zweifler! Man will es Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie das Institut des Lichts und des Rechts par excellance, nämlich das Institut des hellen öffentlichen Rechts, gefährdet hätten. Man will, selbst wenn man Ihnen Ihre gute Absicht zugibt, Ihr Unternehmen doch nur eine schädliche Gaucherie nennen. Man meint, ein Gift, wenn es auch für Arznei gehalten werde, schade dennoch; man vergleicht Sie mit dem Bären, der von einem frommen Einsiedler bekehrt wurde und bei ihm blieb und ihm diente, und als er einst eine Fliege auf der Nase seines schlafenden Herrn sah, einen Stein ergriff und die Fliege, aber auch zugleich die Hirnschale des Eremiten zerschmetterte. Kurz, man sagt, Sie hätten, wenn Sie die Oeffentlichkeit schützen wollten, Ihre Eitelkeit bei Gelegenheit des Fonk'schen Prozesses nicht auskramen sollen, oder man täusche sich in Ihnen, und Sie seyen nichts weiter als ein rechter guter lieber Freund der alten Heimlichkeit.

So sehr, Retter der Unschuld, hat man Sie verkannt. Als ob Ihnen das damalige Lob der Obscuranten, Ihnen, dem Lichtträger, nicht gerade am wehesten gethan hätte! Wenn irgend, so haben Sie hier ein Opfer gebracht, und es war um so uneigennütziger, als zwischen Fonk und Jean Calas auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit bestand.

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Die bösen Zweifler! daß sie sich immer noch nicht beruhigen wollen. Da haben Sie in der besten Absicht in ein Wespennest gestochen, indem Sie sich der Emancipation der Juden entgegensezten. Man frug sich: wie? der große Kämpfer für Licht und Recht spricht für das mittelalterliche Vorurtheil? der Heros geistiger Freiheit will den Juden, bloß um ihres Glaubens willen, die bürgerliche Gleichstellung mit den Christen in rein weltlichen Dingen nicht gestatten? Ist das nicht Glaubenszwang? Ist nicht jedes vorbehaltene Recht eine Strafe, eine Tortur, ein indirekter Zwang zur Glaubensänderung? Ist also der große Kämpfer für Licht und Recht nicht ein kleiner Inquisitor, ein niedliches Kezerrichterchen?

Nicht doch. Hat er gesagt, er wolle nicht, daß die Juden gleiche Rechte mit den Christen genössen? Sollte er das gesagt haben? Gott bewahre! Und wenn er es auch gesagt hat, so legt er es jezt so aus, daß es nur heißen soll: die Juden sollen keine Vorrechte über die Christen haben, nicht über sie herrschen, und damit sie es nicht können, solle man sie immer eine Linie tiefer stellen, aus bloßer Nothwehr.

Wie man doch bisweilen so bornirt seyn kann! Sind wir denn solche Kinder in der Politik, daß wir nicht einsehen sollten, ein Vortheil sey mehr werth, als zwanzig Grundsätze? Wenn uns nun der gütige Gott den Vortheil gewährt hat, daß es eine Menschenklasse unter uns gibt, die uns unsre Staatslasten tragen hilft, ohne unsre Rechte zu theilen, so liegt ja der Vortheil auf der Hand und wir wären Narren, wenn wir ihn uns abschwatzen ließen. Freilich, wenn man den Vortheil gegenüber dem Grundsatz vertheidigen will, so läuft man Gefahr, den Ruhm eines Kämpfers für Licht und Recht einzubüßen. Gefahr? ah pah! In Deutschland läuft man nicht so leicht Gefahr, einen Ruhm einzubüßen, wenn man ihn einmal hat. Man ruft die Vettern und Basen zusammen, man spielt den Schwergekränkten, man gibt die klarste Thatsache für ein Mißverständniß aus, schiebt dem Lesepöbel eine andre Auslegung unter, bespickt sie mit ein paar hebräischen oder wenigstens lateinischen Citaten, wovor die Nichtstudirten noch lange Respekt behalten werden, beruft sich nebenbei auf seine grauen Haare, die ja Alles entschuldigen, und kommt mit einem blauen Auge davon.

Aber die Juden, daß wir sie nicht aus dem Auge verlieren! Sehn wir schärfer auf ihre bürgerliche Stellung hin. Sie wollen emancipirt seyn, sie wollen nicht bloß mit uns die gleichen Lasten, sondern auch die gleichen Rechte im Staate theilen. Sie wollen also auch, und wie Paulus sie beschuldigt, bloß mitregieren, erst bloß mitregieren, dadurch aber uns nach und nach verdrängen, allein herrschen und die Christenheit unterjochen, wo nicht ausrotten. Ein Schluß von solcher poetischer Kühnheit, daß er wohl wahr seyn muß, weil ihn sonst Paulus, ein bekannter Feind alles Poetischen, nicht machen würde.

Wir prüfen ihn an der bisherigen Erfahrung und — o Wunder — wir finden ihn bestätigt. Ja, die Juden haben da, wo sie emancipirt wurden, die Christenheit überflügelt und erdrückt. Hat Paulus nicht ganz Recht? Beklagenswerthes Frankreich, unseliges Nord-Amerika! Ist, seit ihr die Juden emancipirt habt, bei euch nicht Alles haarklein eingetroffen, wie es uns der große Kämpfer für Licht und Recht prophezeit, wenn wir die Kinder Israel auch emancipiren wollten? haben sie nicht „die Gewalt durch Aemter im Staate" an sich gerissen? hat „ihr heranschleichendes Mitregierenwollen" nicht die eigentlich „Berechtigten," die alten Christen verdrängt, und herrschen nicht überall in den Vereinigten Staaten und in Frankreich Juden über die heillos verrathene christliche Gemeinde? Ist nicht in den Hallen des Kongresses zu Washington Alles zum Schacher herabgewürdigt? hört man noch von etwas anderm dort reden als von Banken und Tarifen? und der Pallast der Tuilerien, jüdelt es nicht auch dort? sind dort nicht die alten Holländer Dukaten beschnitten worden, wird nicht Alles dort auf die Goldwaage gelegt und werden nicht alle Lumpen des Jakobinerklubbs und des heiligen Hauses von Montrouge dort wie auf einem polnischen Trödelmarkt in Umlauf gesezt?

Polen? gut, daß es mir beifällt. Ist ein großer Theil des glänzenden Glücks, das Polen seit einem Jahrhundert genießt, nicht jener kastenartigen Abgeschlossenheit der Juden zuzuschreiben? Würde dort der bürgerliche Wohlstand in einem zahlreichen gebildeten Mittelstand so schnell gediehen seyn, wenn die polnischen Juden nicht eben polnische Juden geblieben wären, wenn man sie etwa emancipirt und mit dem aufblühenden christlichen Bürgerstande vermischt hätte?

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 26. 12. März 1834.

Replik
in Sachen der Juden-Emancipation.
(Beschluß.)

So spricht die Erfahrung. Es ist also die höchste Gefahr für unser liebes Deutschland vorhanden, wenn wir nicht Alles anwenden, um die Uebel zu vermeiden, unter denen die neuen Judenstaaten Nordamerika und Frankreich erliegen, und uns den Segen zu erhalten, dessen sich Polen erfreut. Und ach, muß der Freund der Aufklärung, des Lichts und des Rechts nicht wachen und eifern, wenn er sieht, wie blind wir in den Abgrund rennen? Da hat die gesetzgebende Versammlung der Stadt Frankfurt (einen Tag vor der Herausgabe der 58sten Nummer der Didaskalia) das alte heilsame Verbot, daß jährlich nur 13 Judenpaare in dieser Stadt getraut werden dürfen, noch dazu mit großer Stimmenmehrheit aufgehoben. Es ist gräßlich. Wohin soll das führen? Die festesten Stützen der Christenheit wanken, Frankfurt, et tu Brute! Welcher finstere Geist geht durch unser Haus, daß alle Warnungen des großen Kämpfers für Licht und Recht in den Wind geredet sind, daß Sophronizon sterben und Didaskalia weinen muß, während ein Literaturblatt triumphirt. Auch die badische Kammer, sagt man, beginnt, an ihrem heiligen Rathgeber zu zweifeln, und werde sich bei ihrem Wiederzusammentritt der Sache des Lichts und des Rechts in diesem Sinn nicht mehr so getreu zeigen, als bisher.

Und dann gibt es noch Leute, die über eine so ernsthafte Sache spotten. Es sey lächerlich, sagen sie, wenn man vor Juden, die selbst die furchtsamsten Geschöpfe seyen, eine so übertriebene Furcht hege. Und wir seyen ja Hundert gegen Einen. Aber ist es auch allerdings in einem Staate, der 10,000 Staatsdiener und nur 6000 Juden zählt, vor der Hand physisch unmöglich, daß alle Stellen durch Juden besezt werden, so weiß man ja, wie schnell sich das Schmarozzervolk vermehrt, und wer steht uns dafür, daß sie es nicht am Ende sind, welche die längst gewünschte Vereinfachung der Staatshierarchie bloß zu Gunsten ihres präsumtiven Regierungsmonopols zu Stande bringen? Dann ist freilich noch die bewaffnete Macht übrig. Es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, daß wir zahllosen Christen uns durch verhältnißmäßig so wenige Juden sollten tyrannisiren lassen, da sie doch nicht zugleich auch die Armeen bloß aus ihren Leuten bestellen könnten. Aber wenn man einmal anfängt zu fürchten, wo soll man da aufhören? Die Furcht läßt sich so wenig wie die Hoffnung umgreifen. Wir müssen es noch so weit bringen, daß wir uns wie die Kinder fürchten, die Juden könnten uns fressen.

In keinem Fall kann Vorsicht etwas schaden. Hat Europa nicht schon einmal den großen Kämpfern für Licht und Recht in Heidelberg, Voß und Paulus, seine Rettung aus einer ähnlichen schrecklichen Gefahr verdankt? Wer erinnert sich nicht noch immer mit Schaudern an die vier oder fünf Romantiker, die auf einmal katholisch wurden, und die ganze Welt vielleicht mit katholisch gemacht hätten, wenn nicht in Heidelberg die Retter erstanden wären? Man hat zwar nicht gehört, daß im ganzen Bereich des deutschen Bundes auch nur eine evangelische Pfarrei eingegangen, oder auch nur ein unromantischer Bauer katholisch geworden wäre, im Gegentheil ging eine katholische Pfarrei zu uns über und wurden viele katholische Eheleute denkgläubig, um sich scheiden lassen zu können. Aber wenn uns so wahrheitsliebende Männer versichern, daß die Gefahr ungeheuer war, so müssen wir ihnen doch wohl nicht nur danken, sondern ihnen auch glauben. Die tapfern Herrn in Heidelberg, Voß und Paulus, haben für unser bedrängtes Vaterland schon manchen heiligen Angstschweiß geschwizt. Wie, wenn sie sich gar nicht inkommodirt hätten? Dann würden die Romantiker, die Alles katholisch, und die Juden, die Alles jüdisch machen wollen, mit einander in Konflikt gerathen seyn. Man hätte sie machen lassen sollen, sie würden sich unter einander selbst aufgerieben haben.

Wenn aber auch die Furcht vor den Juden ein wenig imaginär war, so kann doch ein verständiger Mann dem großen Kämpfer für Licht und Recht seine Anerkennung nicht versagen, wenn er Kategorien zwischen Berechtigten und Nichtberechtigten aufstellt, wenn er bürgerrechtliche Monopole statuirt, wenn er das Recht, zu Staatsstellen zu gelangen, wie in der weiland Stadt und Republik Bern auf die Altbürger einschränken will und es bitter beklagt, daß dem passiven Wahlrecht nicht die engsten Grenzen innerhalb dieses Altbürgerthums gesezt sind. Freilich werden auch hier die Zweifler meinen, ein Kämpfer für Licht und Recht dürfe doch nicht so pharisäisch, so reichsstädtisch urtheilen. Wenn bloß die der Zeit nach zuerst Berechtigten für alle Zeit die allein Berechtigten bleiben sollten, so würden wir überall nur Rottenboroughs sehen. Wenn nicht neue Bürger mit gleicher Berechtigung in die Reihen der alten eintreten dürften, so würden sehr viele der ausgezeichnetsten und verdientesten Familien, die im Verlauf vieler Jahrhunderte nach und nach in ein anderes Ländchen (was bei der deutschen Ländermenge so natürlich ist) eingewandert sind, aller bürgerlichen Rechte entbehrt haben und außer Stande gewesen seyn, dem Gemeinwesen zu nutzen, die ächten Altbürger aber würden an Zahl immer mehr abgenommen, sich immer aristokratischer abgeschlossen und dem Gemeinwesen dadurch nur geschadet haben. Es sey also doch von einem Kämpfer für Licht und Recht widersprechend, wenn er, indem er die Juden von den staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen wissen will, zugleich bedauert, daß sich diese Rechtsversperrung nicht auch auf neueingebürgerte Christen ausdehnen läßt; denn er zielt mit dem gelbgrünen Ausdruck: „sich zum Befehle auf Andrer Stühle Eindrängen", auf nichts andres als auf die Deputirtenwahl, deren Legalität ihm nur um ihrer Popularität willen so viel Leber- und Gallenweh gemacht hat. Das Alles will man nun unvereinbar finden mit einem Kämpfer für Licht und Recht, aber einem Kämpfer für Finsterniß und Unrecht! ganz angemessen.

Die Kurzsichtigen! Ist denn nicht jene so verschrieene aristokratische Ausschließlichkeit eine gar hübsche Sache? Ich rede ganz leise, man hört uns nicht. Selbst für die Lichtträger ist es eine gar hübsche Sache, wenn sie andre Lichter auslöschen oder die Leute dafür blind machen können. Seyn wir nicht pedantisch, wir sind unter uns, seyn wir offen. Es kommt für jeden von uns die Zeit, wo wir nicht nur über die Ideale, sondern sogar über die Möglichkeit lachen, daß Leute noch an Ideale glauben können. Auch wird jeder von uns endlich alt und müde; immer wieder Neues zu erdenken, ist nicht Jedem gegeben, es kommt also darauf an, sich im alten Besitz von Anerkennung und Ruhm zu verschanzen, ihn jedem Andern unzugänglich zu machen. Wir sind Lichtträger, gut, so leiden wir nicht, daß ein andres Licht aufkomme neben uns. Wir sind Christen, gut, so leiden wir nicht, daß sich Juden zu uns erheben. Wir sind Spießbürger, gut, so lassen wir ja keinen Fremden herein, obgleich wir selbst fremdes Gastrecht in Anspruch nehmen, und über die engherzigste Krähwinkelei klagen würden, wenn man es sich nicht zur Ehre anrechnete, uns anderswo Stühle von jeder Façon unterzuschieben.

Sie sehn, hochgeachteter Gegner, ich kenne die Welt genug, um billig zu seyn. Anstatt den Neuling, den Enthusiasten zu spielen, und Ihnen in abgedroschenen liberalen Expectorationen Ihre Stabilitätspraxis vorzuwerfen, bekenne ich mich demüthig zu Ihrem Schüler. Ich hatte anfangs eine übermüthige Anwandlung. Ich wollte Ihnen Ihre ganze Weisheit wie einen Sack umkehren, da ich aber auf den Boden kam, fand ich unter dem Häcksel Ihrer denkgläubigen Phrasen doch ein Körnchen Klugheit, und da ich für alles Kluge passionirt bin, so vergaß ich um dieses kleinen Fundes willen Ihre Beleidigungen, und wurde sogar Ihr Vertheidiger. Kann man mehr thun, als bekennen, daß man sich geirrt hat? Ich bin nun zwar auf eine Art zum Besitz gelangt, an der das Glück mehr Antheil hatte, als die Klugheit. Ich erschrecke, wenn ich daran denke, wie unvorsichtig ich mich

den offnen und geheimen Verfolgungen der beleidigten Autoritäten ausgesezt, wie ich so Alles verabsäumt habe, was einen jungen Mann poussiren kann, Editionen, Dedikationen, Panegyriken, anonyme Artikel, Dienstchen und Gegendienstchen, frühzeitiges Eintreten in die akademischen Lobassekuranzen, und vor allen Dingen die Klapper, die zum Handwerk gehört, den gelehrten Wortschwall, die Kompendienbreite, den Citatennimbus. Da ich aber dennoch, wie es denn oft wunderlich geht, zu einer aristokratischen Stellung in der Literatur gelangt bin, so müßte ich diese Gnade Gottes nicht zu würdigen wissen, wenn ich nicht durch die Klugheit des Erhaltens nachholte, was mir an der Klugheit des Erringens abgegangen ist. Wenn ich jezt für die Dauer meines Lebens mein Bischen Autorität sicher verassekuriren, ein Monopol darauf gründen könnte, wer würde froher seyn als ich. Die Bequemlichkeit ist die Göttin, der wir am spätesten die Cour machen, der wir aber am treuesten bleiben, und auf die wir auch am eifersüchtigsten sind. Man kann nun zwar nicht früh genug anfangen, klug zu seyn, aber es ist auch nie zu spät dazu. Schade, daß Sie mir zu viele Schmeicheleien gesagt haben, als daß es meine Bescheidenheit zulassen könnte, stolz darauf zu seyn. Sonst würde ich Ihnen recht gern die Hand bieten. Sie hätten mich vielleicht nicht in diese Lage bringen sollen. Verzeihen Sie, wenn ein junger Anfänger in der Klugheit schon Lehren geben will. Aber es scheint mir, Sie haben sich ohne Noth einige Störungen Ihrer Bequemlichkeit zugezogen. Sie wären unklug, wenn sie es zugäben, nachdem es nicht mehr zu ändern ist; sollten aber auch Sie keinen Gewinn mehr davon ziehn, so will ich es doch mir zu Nutze machen. Wenn meine Stellung auch noch so sicher scheinen sollte, will ich doch allemal erst meine Kräfte genau erwägen, bevor ich jüngere Männer vor der bürgerlichen und literarischen Welt geheim und öffentlich zu vernichten unternähme. Nicht alle Lichter haben die Eigenschaft, sich auslöschen zu lassen, und es gehört zu den Anweisungen, die man schon den kleinen Kindern gibt, daß sie sich die Finger nicht verbrennen sollen. Ich würde mich daher fragen, ob denn nicht die Gerechtigkeit die höchste Klugheit sey? und ich würde aus bloßer Klugheit gerecht seyn. Ich würde die Vorsehung anstaunen, daß sie uns gleichsam zwingt, tugendhaft zu seyn, weil es uns in so vielen Fällen Vortheil bringt und vor Nachtheil hütet, und ich würde vor Scham vergehn, wenn man mir nachsagen könnte, ich hätte bei meinen jahrelangen Beschäftigungen mit der Vorsehung diese ihre wohlthätige Einrichtung übersehn, und hätte nicht nur eine Sünde, sondern sogar auch eine Thorheit begangen. Ja, eine rechte Thorheit, denn selbst, wenn mein Gegner in gerechtem Unwillen, oder in dem Humor, der jedem ungerecht Beleidigten erlaubt ist, seinen Spott schärfte und mir vielleicht gar zu weh thäte, so hätte ich kein Recht mehr, mich über ihn zu beklagen, denn es geschähe mir nur, „wessen ich mich durch meine Thaten werth gemacht hätte!"

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Menzel.

Romane und Novellen.

(Fortsezung.)

20) Novellen von Fr. Seybold. Aarau, Sauerländer, 1833.

Fünf Novellen. Die erste schildert Scenen aus dem Vendéerkrieg, und die überraschende Großmuth eines Konventskommissärs, der einen gefangenen Adligen nicht nur fliehen läßt, sondern ihm auch seine Tochter auf die Flucht mitgibt. Demselben Geist der Toleranz huldigt die zweite Novelle. Hier entführt ein junger Spanier eine Gottesbraut, wird Renegat und lebt mit ihr in einem freundlichen Thal des Atlasgebirges. Die dritte Novelle mit der Ueberschrift „Rache bis in den Tod," schildert im Gegensatz zu den vorigen die Unversöhnlichkeit eines glühenden Hasses. Dranlaret, in sklavischer Erniedrigung wie ein Thier mißhandelt und seiner beiden Ohren beraubt, schwört seinem Tyrannen Rache bis in den Tod und ruht nicht, bis er ihn wiedergefunden, gepackt und sich mit ihm wie Orlando Furioso in die Fluthen gestürzt hat. Heitern Inhalts ist die folgende Erzählung, der Kampf um die Hirtenbraut. Ein junger Schweizerbauer ringt einem englischen Feldhauptmann seine Braut in ehrlichem Kampf ab. Die lezte Novelle unterscheidet sich von den übrigen durch die volle Würze des Sarkasmus, an dem der geistreiche Verfasser so reich ist und mit dem er in den übrigen Erzählungen freiwillig zurückgehalten hat. Wir theilen diese vortreffliche Erzählung in gedrängtem Auszug mit. Im Spätjahr 1813 gingen zwei junge Studenten von einer deutschen Universität ab. „Beide waren, physisch und moralisch, wahre Antithesen: Rudolph, ein hochgewachsener Jüngling voll Leben und Feuer, blühend in männlicher Fülle und Kraft, und von edeln Gesichtszügen, poetischen Gemüths, empfänglich für das Erhabene und Ungewöhnliche, den gemeinen Gang der Welt verachtend und in Idealen lebend; Gottlieb, eine schlotternde zusammengeschrumpfte Figur, mehr schleichend als gehend, das Gesicht eine schlaff herabhängende Froschhaut, die Augen glanzlos, das Gemeine und alltägliche suchend und verfolgend im Leben wie in der Wissenschaft. Beide Jünglinge hatten die nämliche Schule ihrer Vaterstadt besucht, zugleich die Universität bezogen, beide sich der Rechtswissenschaft gewidmet und beide jezt zusammen absolvirt. Gottlieb, immer des künftigen Erwerbs eingedenk, war auf der gemeinen Heerstraße der Jurisprudenz

fortgeschritten, und hatte Alles beseitigt, was sich nicht unmittelbar auf das Examen und die dereinstige Praxis bezog; auf diese Art hatte er einen Wust von Gesetzen und Autoritäten in seinem Kopfe gehäuft. Rudolphs Geist war zu hochfliegend für ein so handwerksmäßiges Betreiben der Wissenschaft; die Mängel und Fehler der römisch-deutschen Jurisprudenz entgingen ihm nicht; er verglich sie mit andern Gesetzgebungen, was ihm reichlichen Stoff zu kritischen Bemerkungen lieh; er studirte den Geist, nicht den Buchstaben der Gesetze. Als die beiden Jünglinge das Examen bestanden, kamen die gelehrten Examinatoren nach reiflicher Erwägung der Dinge zu dem sublima Schlusse, daß Rudolph mehr Kopf, Gottlieb aber mehr positives Wissen habe, weßwegen (!) dem letzteren ein besseres Zeugniß auszustellen sey. — Nachdem das 29ste Bulletin der großen französischen Armee erschienen war, ergriff der Geist der Politik ganz Deutschland und vorzüglich die Universitäten; man hoffte die Kosacken im Galopp ankommen zu sehen, und Alles wurde russisch. Rudolph faßte abentheuerliche Pläne; Gottlieb sagte: „Ihr könnt ja warten, bis sie kommen.“ Nach der Schlacht bei Leipzig ließ sich Rudolph nimmer halten; der Kaiser Alexander, der König von Preußen, Blücher und Schwarzenberg waren seine Ideale, die Heroen der neuen Zeit, Deutschlands Befreiung von dem schmählichen Joche der Franzosen sein einziger Gedanke. Gottlieb meinte, Deutschland werde schon ohne ihn frei werden, und wo nicht, so sey es nicht seine Schuld. Rudolph aber faßte den festen Entschluß, sogleich nach vollendetem Examen das Schwert zu ergreifen und zur Armee abzugehen; Gottlieb hingegen schickte sich an, in seine Vaterstadt abzureisen und daselbst unter den Auspizien seines Herrn Vaters, welcher regierender Bürgermeister war, eine einträgliche Praxis zu gründen. — Rudolph hinterließ eine geliebte Braut, die schöne Bertha, in der er das Ideal der Weiblichkeit anbetete, und zu der er als Spartaner mit oder auf dem Schild zurückkehren wollte, um ihrer als Held und Vaterlandsretter würdig zu werden. Im Felde kühlte sich sein Enthusiasmus ein wenig ab, da er sah, daß die Retter der europäischen Freiheit in der grünen Uniform so viele Knutenhiebe und in der weißen so viele Stockschläge bekamen. Endlich kam er doch siegekrönt nach Hause und fand — seine geliebte Bertha als Gattin seines Schulkameraden wieder. Sie hatte das Warten etwas langweilig gefunden, Rudolphs Erwerbsquellen waren problematisch, ein schönes Geld hatte er auf dem Feldzug unnütz verbraucht und sich aus seiner Carriere gerissen, Gottlieb dagegen war in Amt und Würden, was konnte also ein „deutsches Mädchen“ gescheiteres thun, als den sichern Weg gehen. „Um diese Zeit war in Deutschland ein großes Geschrei nach Verfassungen, und so wurde denn im Staatsrathe des Fürsten, zu dessen getreuen Unterthanen unser Held gehörte, man weiß nicht warum, beliebt, dem Lande eine Konstitution zu geben. Darüber war ein großer Jubel. Rudolphs Patriotismus erwachte aufs neue; er wollte dem Vaterland, wie im Felde, so im Rathe dienen; einige Patrioten empfahlen ihn einigen andern Patrioten, diese den Wählern eines Bezirks, und so wurde er zum Deputirten ernannt. Gottlieb wurde durch den allmähligen Einfluß seines Vaters, des Bürgermeisters, gleichfalls Deputirter. Rudolph bildete hochfliegende Pläne seiner parlamentarischen Wirksamkeit, die öffentliche Wohlfahrt war das Ziel seines Strebens; so hoch verstieg sich Gottlieb nicht, sondern trachtete bloß nach der Stelle eines Mitglieds des ständischen Ausschusses, welche eine gut bezahlte Sinekure war. Man suchte die Deputirten für die Regierung zu gewinnen, Rudolph erhielt Aussichten auf eine einträgliche Stelle, wenn er mit den Ministern stimmen wollte; er verwarf diese Anträge mit Verachtung; nicht also der kluge Gottlieb, er spielte den Spröden, steigerte den Preis seiner Stimme, und erst als er sah, daß die Regierung die Majorität haben werde, verkaufte er sie um den Posten eines ständischen Ausschußmitglieds, wodurch er sein Einkommen um einige tausend Gulden vermehrte. Das Publikum schimpfte über ihn; er kümmerte sich aber nicht darum, und strich gelassen sein Geld ein; Rudolph wurde von der öffentlichen Meinung belobt, insgeheim dachte aber Jeder, Gottlieb sey doch gescheidter gewesen, und die Meisten würden es eben so gemacht haben, wie dieser. Als Rudolph sah, daß dieses Konstitutionswesen kleiner Staaten bloß ein kleinliches Spiel sey, und daß nur einige Patrioten nutzlose Worte verloren, gab er seinen Posten auf und trat aus der Kammer. Nun nannte man ihn einen Strudelkopf, der überall anstoße, und die Philister seiner Vaterstadt meinten, er hätte doch seine Stelle behalten sollen, und wenn es auch nur wegen der Diäten gewesen wäre.“ Rudolph verließ sein Vaterland von neuem, ging unter anderm auch nach Griechenland, fand überall die Menschen unter seiner Erwartung, gemein, eigennützig, wie zu Hause und kehrte endlich wieder heim, um ganz still und bescheiden das Land zu bauen. „Der lahme Gottlieb war inzwischen Präsident der Deputirtenkammer geworden und leitete dieselbe ganz im Sinne der Regierung; dafür wurde er in die Zirkel des Hofes gezogen und mit einem Orden behängt; die Minister und Gesandten besuchten ihn, und seine kleinliche Eitelkeit erhielt reichliche Nahrung. Im Publikum war er verachtet, nahm aber keine Notiz davon.“ Diese artige Erzählung enthält bei mancher Uebertreibung gar viel Wahres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 27. 14. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

21) Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem lezten amerikanisch-englischen Kriege. Drei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1833.

Dieser Roman hat große Aehnlichkeit mit dem lezten Mohikan, der Prairie ꝛc. von Cooper. Auch er nämlich spielt auf der Grenze, wo der noch immer wilde Indianer dem schon wieder wild gewordenen Neubritten, wo die antike Barbarei des Menschenfressers der modernen des Branntweinsäufers begegnet. Ringsumher Urwald und Haide, hier die Hütten des Wilden, dort weit in der Ferne die Städte der Weißen, in der Mitte das verdächtige Haus eines ausgelernten Mäklers und Hehlers, der es mit den Rothhäuten hält, wie mit den Yankees. Obgleich aber der Roman in dieser Art an Cooper erinnert, fehlt es ihm doch keineswegs an originellen Zügen und die Sprache ist zarter, glätter und weniger ermüdend als die von Cooper.

Eine Schaar Wilder spricht bei dem verdächtigen Schenkwirth in dem einsamen Hause ein und übergibt seiner Pflege ein kleines weißes Mädchen, das sie aus einer eben geplünderten Pflanzung mitgenommen. Copeland, so heißt der Wirth, kennt die Rothhäute zu gut, als daß er ihnen nicht blind gehorchen sollte. Er zieht das Mädchen, die kleine Rosa, mit seinen Kindern auf, und als sie zu ihren Jahren gekommen, übergibt er sie den Wilden, die sie abholen. Die Situationen der schönen Rosa unter den Wilden sind nun romantisch genug. Sie wird gleich einer Prinzessin gehalten, und ihre beständige Gesellschafterin, ein ächtes Indianermädchen hütet sie wie ihren Augapfel. Hören wir eine Schilderung derselben: „Die Sonne, prachtvoll und golden, so wie sie nur in dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit zu sehen, neigte sich bereits hinter die Gipfel der Bäume, welche das westliche Ufer des Natchez umgürten, ihre Strahlen spielten bereits in jene Mannichfaltigkeit von Tinten, die im Westen so sehr bewundert werden, und vom Hellgrünen in die Goldfarbe, von der Purpur- in die Orangefarbe verschmelzen, je nachdem die Strahlen von der Myrthe, Magnesie, der Palma Christi, oder einem der hundert Prachtgewächse zurückgeworfen werden. Kein Wölkchen war am Himmelszelte zu sehen, balsamische Düfte wehten durch die Luft, und füllten die Atmosphäre mit einer zitternd elastischen Wollust, die die Sehnen zum üppigen Leben spannt. Die leise Stille ward nur selten durch einen plappernden Paroquet, oder einen pfeifenden Spottvogel unterbrochen, oder von

dem Auffliegen einer Schaar Wasservögel, die zu Tausenden am breiten Wasserspiegel der Natchez ihr Wesen trieben, und zum Winterzuge ihr Gefieder puzten. Auf dem schmalen Pfade, den die Natur zwischen dem Walde und dem erwähnten Palmettofelde recht eigentlich selbst gebahnt zu haben schien, sah man eine weibliche Gestalt einem offenen Waldplätzchen zutanzen, das, gebildet durch eine entwurzelte Sycamore, sich am äußersten Ende des Pfades befand. Als sie vor dem Baumstamme angelangt war, lehnte sie sich an einen der Aeste, um Athem zu holen. Ihre Hautfarbe verrieth indianische Abstammung. Sie war ein gereiftes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem äußerst interessanten, ja edeln Gesichte; die wohlgeformte Stirn, das schwarze, beinahe schelmische Auge, die feingeschnittenen Lippen, so wie die Umrisse der beweglichen Züge überhaupt verriethen eine freie muntere Stimmung, während hinwieder die römische Adlernase ihr einen Anstrich von Entschlossenheit und Selbstständigkeit gab, mit denen ihre Haltung und Anzug übereinzustimmen schien. Dieser Anzug erhob sich weit über das gewöhnliche Kostüm indianischer Mädchen, und zeichnete sich eben so durch Einfachheit als Geschmack aus. Sie trug ein Kleid von Calico ohne Aermel, das ihr bis auf die Knöchel reichte. Ihre Haare, statt lang und straff herabzuhängen, wie es gewöhnlich bei Indianerinnen der Fall ist, waren in einen Knoten geschlungen, den ein eleganter Kamm am Scheitel festhielt. Ein paar goldene Ohrringe und Bracelets von demselben Metalle, Halbstiefeln von Scharlach und der Alligatorshaut, vollendeten das zierliche Aeußere dieser interessanten Gestalt. Von ihrem Gürtel herab hing ein ziemlich langes Taschenmesser, und in ihrer Hand trug sie einen großen leeren Handkorb. Ihr Gang konnte nicht Gehen oder Laufen genannt werden; es war ein drolliges Hüpfen oder vielmehr Springen. Immer nach zehn oder zwölf Sätzen hielt sie inne, blickte auf den zurückgelegten Pfad mit Sorglichkeit zurück, und hüpfte wieder vorwärts, um wieder auf dieselbe Weise zurückzuschauen. Keuchend hatte sie nun ihren Standpunkt am Cottonbaume genommen, während ihr Auge spähend auf den Pfad gerichtet war. — „Aber Rosa“ — rief sie zulezt in der indianischen Sprache, und mit einem Ausdrucke leichter Ungeduld, während sie wieder zehn oder zwölf Schritte zurücktanzte und sich einem zweiten Mädchen näherte, das die Windungen des erwähnten Pfades nun sichtbar werden ließen. — „Aber Rosa,“ wiederholte sie, „wo bleibst du denn?“ und mit diesen Worten sprang sie auf das Mädchen zu, sank auf ihre Schenkel, kreuzte sie, und umschloß, so sitzend, mit beiden Armen das vor ihr stehende Mädchen mit einer Schnelligkeit und Gelenkigkeit, die den Windungen einer Schlange abgelernt zu seyn schien.“ — „Ach die weiße Rose,“ klagte sie, „ist nun nicht mehr dieselbe. Sieh, wie das Gras auf dem Pfade wächst, denn dein Fuß so oft betreten. Warum ist meine weiße Rose betrübt?“ — Die klagende Stimme der Indianerin war so rührend, ihr ganzes Wesen, als sie ihre Arme um ihre Freundin schlang, so flehend; Liebe und Aengstlichkeit waren so unverholen in ihrer Miene zu lesen, daß es wirklich zweifelhaft schien, ob das Interesse, das sie an ihr nahm, von näherer Verwandtschaft oder den lieblichen Reizen des Gegenstandes entsprang, den sie nun so rührend liebkoste, und der kaum aus dem Kindesalter getreten zu seyn schien. — Das herrliche schwarzbraune Auge, das feurigschmachtende und doch wieder so kindlich zart, von seidenen Augenwimpern beschattet, nun auf der flehenden Indianerin ruhte, und wieder aufblickte, und in die Ferne schweifte, gleichsam als suche sie etwas Namenloses. Das Erbeben des zarten Busens, die Wangen angehaucht von einer rosigen Tinte, die Form selbst zu zart, beinahe Luftgestalt, und doch so elastisch, schienen der verjüngten Liebesgöttin anzugehören; wieder jedoch gab der kindlich ruhige Blick, die edel geformte Stirne, der rosige Saum am Munde, der ein paar Korallenlippen eher anzudeuten als zu zeigen schien, und ein gewisses Etwas dieser Gestalt einen Anstrich von so reinem Adel und würdevoller Besonnenheit, der auch den leisesten sinnlichen Gedanken verscheuchte, und unwillkührlich mit achtungsvollem Entzücken erfüllte. Ihr dunkelblondes Haar fiel in langen Locken um einen schneeweißen herrlich geformten Nacken. Ein grünseidenes Kleid umhüllte ihre Glieder, und reichte züchtig bis zu einem Paar der kleinsten Füße, die je eine weibliche Gestalt trugen. Sie hatte Scharlachmocassins, wie die Indianerin. Um ihren Hals war ein weißes Seidentuch in einen Knoten geschlungen, und in der Hand trug sie einen Strohhut.“

Auf einem solchen Spaziergange finden diese Mädchen den „Legitimen“, einen jungen englischen Offizier, der eben von einem Alligator verwundet worden ist. Sie pflegen seine Wunden und verbergen ihn vor dem grimmigen Tokeah, dem Häuptling der Indianer, der ihn aber dennoch entdeckt und gnädig entläßt. Das Leben der Wilden, ihre Häuslichkeit, ihre Feste und Tänze, ihre Unternehmungen, Kriegslisten und Kämpfe werden nun sehr anziehend geschildert. Nicht minder unterhaltend sind auf der andern Seite die Abentheuer des jungen Britten unter den Republikanern erzählt. Seine militärische Vornehmigkeit wird unter den Gevattern Schneider und Handschuhmacher mancher demüthigenden Probe ausgesezt. Er bleibt endlich unter den Nordamerikanern und heirathet das artige Töchterchen Copelands, der sich von den Wilden zurückgezogen hat. Die schöne Rosa wird von den leztern ihren Verwandten ausgeliefert und

kommt in neue nicht minder interessante Situationen, da sie zum erstenmal die Sitten der gebildeten Welt kennen lernt. Der Schluß ist rührend. Der Wilde will die junge Rosa, die ihm lieb geworden, wieder in seine Wälder mitnehmen und kann nur durch Gewalt davon zurückgehalten werden.

22) Die Inselfahrer. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Isidore Grönau. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1831.

Schiffleben, ein blutdürstiges Ungeheuer von Seeräuber, leidende Unschuld und getrennte Liebespaare, Wiedersehn, Rache, auch einiges Indianische im Geschmack von Paul und Virginie, treue sentimentale Menschenfresser und dergleichen. Wenn der Nordamerikaner Cooper sich gleich den holländischen Schiffs- und Seemalern mit seiner Phantasie beständig ins Tackelwerk hängt, oder wie eine Möve über das stürmische Meer streicht, so ist das wohl natürlich; wenn aber ein deutsches Frauenzimmer, während sie ruhig in ihre Theetasse bläst, solche nautische Schreckensbilder malt, so muß sie eine ungeheure Phantasie haben, oder ist ihr wenigstens zu wünschen, daß ihr Thee weniger aufgewärmt seyn möge, als ihre Schilderungen.

23) Coopers sämmtliche Werke. 64—81stes Bändchen. Der Bravo, eine venetianische Begebenheit. Die Heidenmauer oder die Benediktiner. Der Scharfrichter von Bern oder das Winzerfest. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832, 33.

24) Die Heidenmauer oder die Benediktiner. Aus dem Englischen des J. Fenimore Cooper, von Johann Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1832.

25) Der Henker oder das Winzerfest. Roman von Demselben. Uebersezt von Demselben, Daselbst, 1833.

Cooper hat Nordamerika verlassen, um sich mit seiner halbwilden Phantasie in unserm civilisirten Europa anzusiedeln. Er hat nicht wohl daran gethan. In seinen atlantischen Gemälden war er einzig, aber er verfehlt seinen Beruf, indem er europäisches Leben schildert, ohne es eigenthümlich, mit neuen Augen aufzufassen. Bot ihm der Kontrast zwischen Europa und Amerika nicht Gelegenheit dar zu den geistvollsten und pikantesten Bemerkungen? Aber wie wenig hat er davon Gebrauch gemacht. Der Bravo ist ein italienischer Roman. Wie anziehend hätte der Bürger der neuen Welt den Verfall der alten, der Jäger aus den Urwäldern die Banditen unter antiken Trümmern malen können. Aber Cooper gibt uns einen sehr gewöhnlichen Banditenroman, den Leopold Schefer oder D. Leßmann eben so gut hätten schreiben können, nur daß sie ihn nicht so breit geschrieben haben würden. Das, was diesen Cooperschen Roman von andern europäischen unterscheidet, ist lediglich seine bis zur Beleidigung konsequente Breite. — Die „Heidenmauer" versezt uns in das deutsche Mittelalter. Was konnte hier nicht alles der nüchterne Protestant, aus Amerikas glockenlosen Bethäusern hergepilgert und ruhend unter altgothischen Kirchentrümmern, vom heiligen Reiche wunderliche Träume haben? Aber er ist wieder bloß langweilig, und kennt das Mittelalter höchstens aus Walter Scott, das deutsche gar nicht. — Der Henker ist ein Schweizer. Wir werden an den Genfer See und in die Alpennatur versezt, und ein Hund vom St. Bernhard scheint uns ins romantische Land leiten zu wollen. Aber umsonst, der langweilige Mann aus den Vereinigten Staaten kann nicht fertig werden. Schon hundert Seiten lang sind wir beschäftigt, uns in den Kahn zu setzen und über den See zu fahren, aber immer hält noch etwas auf. Auch fehlt es dem Dichter ganz an der geistreichen Ironie, die erforderlich war, um die europäischen Standes- und Geburtsvorurtheile ins rechte Licht zu setzen.

Cooper ist Dichter der nordamerikanischen Krähwinkler, der kleinbürgerlichen Republikaner mit natürlicher Trockenheit und etwas affektirter Grobheit. Diese harten und ledernen Naturen schildert er meisterhaft. Cooper ist ferner ein zweiter Vernet, ein Maler von Seestürmen, von Schiffen mit allem Takelwerk und Zubehör und besonders von Schiffsmannschaften, als da sind der mystische Kapitän, der immer mehr zu seyn affektirt, als er ist, der himmelhohe Hochbootsmann, der das Schiff regiert, wie ein langer Cürassier sein Roß, die sentimental-naiven Schiffsjungen, unter den Passagiren das zarte Fräulein in der vom Sturm durchwehten Enveloppe und daneben à la Fouqué der in der Gefahr besonnene sittig bescheidene Beschützer ꝛc. Cooper ist endlich der Maler der Prairie, der Urwälder und der wilden Indianer. In diese drei Gattungen, kleinbürgerliche-, See- und Wildniß-Bilder, zerfallen alle seine frühern Romane, und diese sind in ihrer Art vortrefflich und haben nicht ihres Gleichen, so wie der Gegenstand selbst ganz eigenthümlich ist. Dabei hätte nun der Dichter bleiben sollen, oder, wenn er auch Europa beschreiben wollte, so hätte er dazu mehr Scharfblick, Frische des Geistes und nicht die Bequemlichkeit eines Anerkannten, sondern den edlen Muth und Ehrgeiz eines Neulings mitbringen sollen.

26) Die Walküre. Romantisches Sittengemälde aus Norwegens lezter Zeit. Von Dr. E. Morwell. Drei Bände. Stuttgart, Brodhag, 1831.

Seebilder, den Cooperschen nachgeahmt. „Wilder und wilder packte der furchtbare Orkan das Schiff — das Leesegel, das Bramsegel angelegt — Curs Südwest gen Süden — und der Raa des großen Masts herabgeschossen — schon gab der Kutter das Signal zum Entern — Hölle und Teufel! rief der Korsar ꝛc. ꝛc." Man kennt das. Dazwischen einige edle Jünglinge und Mädchen, deren Gefahren, Rettungen ꝛc., altnordische Namen Iduna, Aola; neunordische Lilienström, Adlerkron ꝛc. Die Naturschilderungen des Nordens bleiben hinter denen von Steffens zurück. Inzwischen fehlt es dem Roman nicht an raschem Wechsel, mannichfaltigen Abentheuern, und die Seebilder haben immer für uns Binnenländer einen Reiz. Wenn sie aber zu oft wiederholt werden, geht es ihnen wie den Seeschlachten in Kupferstich, die vor sechzig Jahren so sehr Mode waren, aber eben deshalb bald wieder aus der Mode kamen.

27) Darnley. Ein historisches Gemälde vom Verfasser des Kardinal Richelieu. Aus dem Engl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1831.

28) Heinrich Masterton, oder Abentheuer eines jungen Cavaliers, von Demselben. Uebers. von Th. Fischer. Drei Bände. Daselbst 1833.

29) Marie von Burgund, oder der Aufruhr von Gent. Von Demselben. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Man schaudert, wenn man in der Vorrede zum Darnley liest, daß der Verfasser diesen Roman aus einem noch weit ausgedehnteren Manuscript gezogen und bedeutend abgekürzt habe. Ist diese Andeutung ein Kunstgriff, um uns durch die Vorstellung noch größerer Breite die gegenwärtige, wenigstens relativ vermöge optischer Täuschung, abzukürzen, so bin ich doch leider dadurch nicht getäuscht worden. Diese Romane, drei in je drei Bänden, sind sehr umständlich, und man muß entweder ex officio lesen, wie ein Recensent, oder die tödtlichste Langeweile auf dem Lande, auf einem Wittwensitz, in einem Kloster, auf einem Schiffe oder in einer Quarantaine ausstehn, um nicht allzu ungeduldig mit der Lektüre zu Ende zu eilen. Da es aber eine große Menge dergleichen Leser gibt, und solche Romane weniger aus dem ästhetischen Gesichtspunkt, als aus dem medizinischen und nationalökonomischen, nämlich als Mittel der Diät und als Gegenstände einer unentbehrlich gewordenen Konsumtion, beurtheilt seyn wollen, so wäre der Kritiker wohl ein großer Thor, der an dieser Romanenbreite etwas tadeln wollte. Er hätte nur dann das Recht und die Pflicht dazu, wenn solche Romane etwa auf religiöse, politische, sittliche Ansichten großen Einfluß übten, was durchaus hier nicht der Fall ist. Man wird alle diese Romane ohne Schaden zu sich nehmen, sie werden die Verdauung und den Schlaf befördern, ohne den Geist zu beunruhigen; denn wenn auch Leidenschaften darin geschildert sind, die möglicherweise den Leser anstecken könnten, so nimmt sich doch der Verfasser mit ihrer Darstellung so viele und so bequeme Zeit, daß sie ihm unter der Hand erlöschen, und man darf nur weiterlesen, um sie zu besiegen. Ueberdies verdirbt der Verfasser nicht einmal den Geschmack, er dehnt ihn nur aus, er verdünnt ihn auf homöopathische Weise, er macht uns eine ungeheure Suppe für fünftausend Mann, worin nur ein Pfund Fleisch gekocht ist, aber dieses Fleisch ist gesund und würde gewiß eine kräftige Brühe gegeben haben, wenn die Suppe nur auf fünf Mann berechnet gewesen wäre. Der Dichter spinnt die Schilderungen der Charaktere und Begebenheiten etwas weit aus, wie auf einer gekrümmten Spiegelfläche, aber die Zeichnungen sind deswegen nicht schlecht, sie würden nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nur in einem horizontal geschliffenen Spiegel in ihrer natürlichen Proportion bleiben. Ueberall ist es nur die breite Dimension, die uns nicht ganz behagen will, eine Eigenthümlichkeit, die nun einmal den englischen Romanen von der seligen Clarisse an treu geblieben ist. Darnley und Marie von Burgund haben ein historisches Interesse und die Figuren sind, wie im frühern Roman desselben Verfassers, Kardinal Richelieu, gut gezeichnet, obgleich das Hofleben in den Zeiten, die nicht mehr romantisch und auch noch nicht modern waren, schon an sich etwas Langweiliges hat, ohne daß es noch der Zuthat des Erzählers bedarf. Wer dem Hofleben nicht die komische Seite abzugewinnen weiß, wie die geistreiche Gräfin d'Aunoi, der wird uns mit der Schilderung desselben immer ein wenig gähnen machen. Heinrich Masterton ist eine Familiengeschichte zweier feindlicher Brüder ohne historisches Interesse.

30) Der Buccanier. Ein historischer Roman aus den Zeiten Cromwells. Aus dem Engl. von Louis Lax. Drei Theile. Aachen, Brüssel und Leipzig, Mayer, 1833.

31) Derselbe. Aus dem Englischen von Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1833.

Wer Scott, Cooper, Horace Smith gelesen hat, der kennt alle Ingredienzien des Rezepts, nach welchem auch dieser Roman von einem seines Handwerks kundigen Apotheker geliefert worden ist. Man schmeckt vorzüglich Coopers Lootsen und Horace Smith's Rundköpfe heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 28. 17. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

32) Das tolle Jahr. Historisch-romantisches Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert, von Ludwig Bechstein. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Unter dem Namen des tollen Jahrs ist das Jahr 1510 in der Chronik der alten Stadt Erfurt wohlbekannt, und der Verfasser hat seinem Roman eine wahre Geschichte zu Grunde gelegt. Heinrich Kellner, Bürgermeister von Erfurt, ein stolzer Patrizier, trozt der unruhigen und Rechenschaft fordernden Gemeinde und sagt ihr im Zorn: „ich bin selbst die Gemeinde", wie Ludwig XIV. l'état c'est moi. Das Wort soll ihm leid werden. Die Bürger damaliger Zeit verstanden keinen Spaß. Schuster und Schneider stehn auf, der Bürgermeister muß sich verstecken und bald wird er entdeckt und in Ketten und Banden gelegt. Umsonst sucht der Stadtschreiber, der Geliebte seiner Tochter, ihn zu retten; umsonst verwenden sich Mainz und Sachsen, verwendet sich die Geistlichkeit für ihn, die verläumderischen Aussagen seines treulosen Freundes Kranichfeld, der dadurch seine von Kellners Tochter verschmähte Liebe rächen und zugleich seine eigne Freiheit erkaufen will, stürzen ihn ins Verderben. Schon ist Kranichfeld frei und entflieht. Auf der Flucht hat er einen gräßlichen Traum, den wir hier als Beweis für des Dichters lebhafte Phantasie anführen: „Und es kam ein toller Traum über ihn. Auf dem Rathhaus zu Erfurt klang, schrillend wie die Gespensterstimme der Wehklage, die in Kriegszeiten über Schlachtfeldern hinwimmert, das Armesünderglöcklein, und ein Mann wurde hinausgeführt auf den Stollberg, dort stand ein schöner neuer Galgen. Und der Mann war Herr Kellner. An den Galgen aber lehnte Herr Kranichfeld, und sprach als der Zug näher kam: Sey gegrüßet, mein Herr und Meister. Herr Kellner aber war der Tod und wackelte mit dem nackten Schädel und heulte mit heis'rer Stimme gegen ihn: Ischarioth! Und alles Volk schloß einen weiten Kreis um den Rabenstein, um den armen Sünder und um Herrn Kranichfeld und rief aus tausend Kehlen: Henke ihn! Da wollte Kellner den Kranichfeld henken, und Kranichfeld den Kellner, und sie rangen mit einander und jeder hatte einen Strick mit einer Schlinge, die warf einer dem andern um den Hals, und das andere Ende über den Galgen hinweg, und nun zog einer den andern in die Höhe. Da baumelte bald der eine und bald der andere in den Lüften, und dann fiel jedesmal einer herab, und das Volk lachte, was es lachen konnte. Das dauerte eine gute Weile. Endlich aber blieb Herr Kellner oben

hängen und rief noch einmal mit schrecklich heulender Stimme: Ischarioth, und Kranichsfeld fiel vom Galgen herunter. Da erwachte er plötzlich, und fand sich wirklich unter dem Galgen liegen, denn er war im Schlaf umgefallen, und seine Glieder waren erstarrt, daß er sie kaum rühren konnte, und er zitterte sehr und ächzte tief; der Sturm braußte heulend über die schwarzen Felder hin, und plötzlich rief es ihm zu Häupten mit grausiger Stimme: Ischarioth, daß Todesschauer sich rieselnd durch alle seine Gebeine ergoß. Und dann schrie es noch einmal: Krah! Krah! und rauschte mit lautem Flügelschlag über ihm weg, und ob es gleich nur ein aufgescheuchter Rabe war, so glaubte Kranichsfeld doch, es sey der Teufel gewesen, und erhob sich mühsam, und schlich zitternd weiter."

Auch die Pöbeltumulte, die Verfolgungen der Patrizier, die Partheiungen unter den Revolutionsmännern selbst sind sehr lebendig geschildert, und besonders zeichnet sich ein grimmiger Schuster durch seine Unzufriedenheit mit jedem, auch dem neuen Regiment aus. Eins der originellsten, aber auch abscheulichsten Bilder ist folgendes. Mit Kellner wird sein bitterster Feind zufällig in einen Kerker gesteckt, und indem plötzlich ihr Haß gegen einander ausbricht, wirft er ihn im Dunkeln mit einer Kröte ꝛc. Von ähnlicher Art ist ein Kampf, der sich in einer Folterkammer entspinnt. Endlich kommt der unglückliche Kellner an den Galgen, und der Henker ist sein eigner Sohn, den er mit einem verführten Mädchen gezeugt und vielfach mißhandelt hat. Zwar geschieht dieser Vatermord unwissend, aber die alte herenartige Mutter feiert ihren scheußlichen Triumph darüber. Solche Greuel zieren einen Roman um so weniger, als sie unwahrscheinlich und überdies nicht einmal neu sind, denn solche alte, aus verführten Mädchen in Hexen und rächende Furien verwandelte Romanfiguren sind leider nur zu oft schon vorgekommen. Kellners schöne Tochter geht in ein Kloster, da sie nach dem schimpflichen Tode ihres Vaters keinem Mann ihre Hand reichen will. Darüber stirbt ihr Geliebter aus Gram, und sie, ihm den Verlobungsring ins Grab senkend, stirbt ihm nach. Ein kleiner Sohn Kellners wird von dessen tiefbeleidigtem Bruder gerettet und adoptirt. Die unruhige Bürgerschaft wird, durch weltliche Macht ungebeugt, endlich durch die kirchliche zum Gehorsam gebracht, doch wirkt die Macht des päpstlichen Bannes nicht lange, denn die Reformation folgt ihm auf dem Fuße.

33) Wittekind. Ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit von Ludwig Starklof. Vier Theile. Mainz, Kupferberg, 1832.

Die bekannte Geschichte des alten Sachsenhelden ist hier poetisch ausgeschmückt und zwar im Geiste Fouqués, doch ohne dessen Ueberzartheiten. Man sieht es dem Werk auf jeder Seite an, mit welcher patriotischen Vorliebe es verfaßt worden, und Wärme, von welcher Art sie auch seyn möge, gereicht einem dichterischen Werk immer zum Vortheile, wieviel mehr nicht patriotische. Freilich ist es etwas lange her, seit Wittekind gegen Karl den Großen focht; der wahre Patriotismus konnte auch damals schon keinen sonderlichen Gefallen finden an einem Bruderkampf deutscher Völker, und obendrein kann man sich selbst in Sachsen, seitdem die Sachsen christlich sind, wohl nicht mehr für den alten Verfechter des Heidenthums enthusiasmiren. Gleichwohl behält der wackere Held sein historisches, und seine Verfolgungen und Abentheuer ihr romantisches Interesse. Der Dichter führt ihn zuerst am Hofe des Dänenkönigs Gorm ein, dessen schöne Tochter Geva er heirathet. Seltsam mischt er in seinem Benehmen die Bärenhaftigkeit des nordischen Alterthums mit der Kokketterie eines modernen Kürassier-Offiziers zusammen. Weder die Ruhmredigkeit noch die Galanterie sind alterthümlich, Recken mit der zermalmenden Faust unterm Bärenfell prahlten und minnten auch, aber nur etwas naiver. Solche gar alte Heldengeschichten vertragen den modernen Ton noch weit weniger, als die Erzählungen aus den lezten drei oder vier Jahrhunderten. Im Kampfe zeigt sich Wittekind natürlicher, als bei Hofe. Seine Abentheuer im Guerillakriege sind gut erzählt, besonders seine Gefangenschaft, aus der er sich mit List rettet und sein Gespräch mit Kaiser Karl, zu dem er verkleidet kommt. Die Entführung und Rettung Gevas ist eine der Hauptepisoden. Die Katastrophe ist endlich die Bekehrung und Versöhnung, der aber noch ein lezter Akt folgt, da der Kaiser sein Wort bricht und die Sachsen sich nochmals empören. Wittekind wird in diesem lezten Kampf verwundet, hört aber sterbend, daß Karl allen Forderungen seines Volks nachgegeben.

Die Geschichte dieses Helden hätte dem Verfasser — da er ohnehin vier Bände damit füllte — Gelegenheit geben sollen zu mancherlei Betrachtungen; z. B. über die nordische Religion, der nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt ist, über das Verhältniß derselben zum Christenthum und zum germanischen Volkscharakter. Dann vermissen wir noch insbesondere die Rücksicht auf das Politische. Von den Nachrichten der alten Chronisten über die Nationalversammlung der Sachsen zu Marklo, über ihre drei scharf gesonderten und doch zu Marklo gleich repräsentirten Stände, über ihre Friedensrepublik und Kriegsdiktatur, endlich über die Politik der Franken, den ersten Stand, die Edelinge, auf ihre Seite zu ziehn und Zwietracht zwischen denselben und den beiden andern Ständen zu erregen, wovon wenig Jahre später Kaiser Lothar, indem er den Bund der Stellinga hervorrief, so großen Vortheil zog — von allem dem sagt uns der

Verfasser so viel als nichts; diesen interessanten Verhältnissen weiß er keine, eines historischen Romans würdige Seite abzugewinnen.

34) Die Warnerin. Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Perthes und Besser, 1831.

Der alte schwache Churfürst; sein aufblühender, unter Gefahren sieglächelnder Sohn; das böse Princip in der Allongeperrücke, Graf Schwarzenberg, der landesverrätherische Minister; die schöne Gräfin Trautmannsdorf, die den Prinzen bloß verführen soll, aber selbst in Liebe zu ihm gefangen wird; dann die Warnerin, ein ländliches Mädchen, das ebenfalls in loyaler Liebe zu dem schönen Churprinzen schamhaft erglüht; und endlich das romantische Wunder im Hintergrunde, die größte und zugleich einzige Mythe Berlins von der weißen Frau. Schade, daß der Roman wie ein Berliner Korrespondenz-Artikel ungemein prosaisch in ganz ordinären Ergebenheitsphrasen schließt. „Mag auch des Aufruhrs Fackel überall sich entzünden, in Brandenburg wird ꝛc. So manche Greuelthat wird die kommende Zeit sehen, aber in Brandenburg wird ꝛc.“ Ein Roman ist doch kein Polizeibericht, keine Bürgermeisters Festrede.

35) Die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Storch. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Herr Storch hat sich Spindlers Juden zum Muster genommen, und wirklich besitzt er viel Talent für solche alterthümliche Darstellungen, viel Phantasie, und sein romantisches Gemälde ist äußerst reich. Es umfaßt die Geschichte der Stadt Frankfurt in der verhängnißvollen Zeit der großen Pest, die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist; es schildert die Königswahl Günthers von Schwarzburg, die festlichen Turniere, die Intriguen der Fürsten, die Anmaßungen der Frankfurter Patrizier, die Sitten der gemeinen Bürger und Juden, des benachbarten Raubadels, endlich die große Pest, die Krankenhäuser, wo die Beguinen so wohlthätig wirkten, die Geißlersekte und ihre fanatischen Prozessionen, endlich den großen, durch sie verübten Judenmord. Dies Alles sind interessante, lebenvolle Bilder.

Auch in der Charakteristik der im Vordergrunde hervortretenden Personen hat der Verfasser ein schönes Talent bewährt. Die unter dem Namen der schönen Müllerin aufgeführte Ritterfrau, deren sprudelnde Lustigkeit in die milde Demuth einer Beguine übergeht, ist eigenthümlich und reizend geschildert. Der junge weiche Heilmann ist gleichfalls, als ein ächt deutscher Jünglingscharakter, gut durchgeführt. Der lustige Thorwart, der die Vögel singen lehrt, ist eine vortreffliche Figur. Die übrigen sind freilich von gewöhnlicherem Schlage, und einige so übertrieben, daß sie aus allzu großem Eifer, uns zu interessiren, uns mißfällig werden. Der Kaiser, die Fürsten, die Ritter, die Bürger, selbst die Juden sind so, wie man sie sich eben gewöhnlich denkt. Ein Prophet, der die Pest und andere Dinge verkündet, konnte in einem solchen Roman kaum entbehrt werden und legen wir also keinen besondern Werth darauf. Der edle Bärenführer, der immer hülfreich dazwischenfährt, würde gut genug seyn, wenn es nicht dergleichen rohe und pöbelhafte Schutzgeister in den Romanen schon zu viele gäbe, besonders seit Coopers Spion. Die einzige Figur, die uns in diesem Roman eigentlich anwidert, obgleich sie Originalität hat, ist die Prinzessin und nachherige Königin Anna, die mit aller Welt herumbuhlt auf die gemeinste Art, und dann noch immer den Lachkrampf bekommt und die Buhler in ihren Armen fast zu Tode drückt. Eine Scene dieser Art ist wirklich skandalös.

Die Phantasie des Verfassers wird manchmal wahrhaft knabenhaft. Wer anders als ein Knabe, der Schläge fürchtet, kann Scenen in einem Roman schildern, wie folgende? Der junge Heilmann sitzt am Tisch, während sein Vater, Schöff von Frankfurt, gerade vornehme Gäste bewirthet. In der Ungeschicklichkeit der ersten Liebe begießt er ein schönes Mädchen. „Der Napf entfiel ihm und die Brühe stürzte auf Gutchens reizenden Busen, ihr gesticktes Leibchen, ihr prächtiges Kleid. Schreiend sprang sie auf und nannte den Junker einen Tölpel, einen dummen Tapphansen, ein albernes Mondkalb ꝛc.“ Er wollte sie begütigen „als die Wüthende ihm einen starken Schlag auf den Backen gab, und er, wie vom Blitz getroffen, zurücktaumelte. Hier empfing ihn seine Mutter mit einem Strom von Schmähenden und Faustschlägen; gleich ihr stürzte sein Vater auf ihn los ꝛc. Seine Schwester war auch herbeigekommen und spie ihm ins Gesicht.“ Und das Alles begibt sich in Gegenwart zweier Churfürsten und vieler vornehmer Herrn, die bei dieser Frankfurter Patrizierfamilie zu Gaste speisen, und aus der kleinen häuslichen Exekution auch gar nichts machen, sich gar nicht dadurch stören lassen.

Am tollsten sind die Scenen, die sich in dem Beguinenhause zusammendrängen. Hier liegt der junge Heilmann, der sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt hat, aber von Juden gerettet worden ist, im Krankenbett, und zu ihm kommt ein verschämtes Maidlein, die Schwester des bösen Gutchens, die ihm das Unrecht, das ihm die angethan, durch ihre kindlich unschuldige Minne vergüten will und ihm einen Vogel im Bauer überbringt zur Kurzweil. Hier waltet als die heilspendende und pflegende

Begine Himmeltrude, die schöne Müllerin, deren Gatte ermordet, die von einem Buhler entführt worden und die hieher geflüchtet ist. Hier erscheint ihr alter Buhler und überdies ein neuer, Domar, Heilmanns Bruder, der sie gern zu seiner Hausfrau gewinnen möchte. Hier erscheint ferner die pfälzische Prinzessin Anna, desselben Domars frühere Geliebte, die ein Kind mit ihm gezeugt und dasselbe heimlich ermordet hat, und die nun von Eifersucht getrieben, sich von seiner Liebe zur Beguine überzeugen will. Hier erscheint noch weiter das besagte ermordete Kind, das glücklicherweise gerettet und von der Beguine in Obhut genommen worden war. Anna erkennt es an einem Zeichen, und bekommt den Lachkrampf, Domar erkennt es auch, hält es für das Gespenst seines Kindes, und wird wahnsinnig. Hier erscheint endlich noch der todtgeglaubte Gatte Himmeltrudens, gleichfalls von wüthender Eifersucht entflammt und den scharfen Dolch im Mantel. Und das Alles in einem Zimmer. Das ist doch zu viel auf einmal.

Noch andere greuliche Scenen kommen vor. Dieselbe lachkrampfige Anna erholt sich wieder, um den König von Böhmen zu heirathen und zugleich mit einem Erzbischof, mit dem wieder versöhnten Domar und mit noch andern Personen generis masculini zu buhlen. Der junge Heilmann hört einmal ein Seufzen im Hause, forscht nach und entdeckt, daß seine todtgeglaubte Mutter (dieselbe übrigens, die ihn bei Tisch mit Faustschlägen regalirt), in einem unterirdischen Behälter liegt, wohin sie der Vater gesperrt, um mit einer andern zu buhlen.

Auch in der Sprache könnte Herr Storch zuweilen größerer Zartheit sich befleißigen. Abgesehn von den Redensarten: du Schandbalg, du Gauch ꝛc., die sich aus männlichen und mittelalterlichen Kehlen wohl hören lassen, selbst wenn sie oft wiederholt werden, steht es doch einem weiblichen Munde, selbst einem mittelalterlichen nicht gut an, wenn er sich ausläßt, wie oben erwähntes Gutchen, oder wie die zarte Hermeltrude: „glaubt Ihr denn, ich hätte im Kleienkasten gelegen, die man der Säu vorschüttet?“ (Theil I. S. 100).

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verfasser eines historischen Romans aus dem deutschen Mittelalter wissen sollte, daß Ludwig der Fromme und Ludwig der Deutsche zwei ganz verschiedene Personen sind. Er sagt nämlich Theil I. S. 230: „Ludwig der Fromme, auch vorzugsweise der Deutsche genannt.“

36) Sämmtliche historisch-romantische Erzählungen und Geschichten von F. W. Lips. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Sentimentale Erzählungen aus einem Zeitalter, in dem man eher Alles als sentimental war. Man sollte doch solche Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ꝛc. nicht so gar leicht nehmen, und wie Tromlitz und Blumenhagen, in deren Manier Herr Lips schreibt, die Rührseligkeit, den falschen Enthusiasmus und die Familienpimpelei von heute jenen Tagen rauher Tugend aufschwatzen. Ueberhaupt, da jene Tage ihre eigene Sprache hatten, warum versucht man nicht, diese Sprache möglich wiederzugeben, und wahrlich, die alte treuherzige trockene Manier würde sich besser ausnehmen, als die neue affektirte und nasse. Eine der vorliegenden Erzählungen schildert nicht jene bärtigen Heiden der Vorzeit, sondern glatte der neuesten, und da geht es sehr rührend her: „Ob ich in O.... bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all den Herrlichen glücklich war?“ Du mein Jesus, was machen sich die Leute ihr Glück nicht leicht! welche Temperamente! Aber ist es auch poetisch, mit solchen Herrlichen glücklich zu seyn? oder kann es ein anderes poetisches Glück geben, als ein seltenes, einziges, das wie der Phönix gattungslos ist?

37) Die Magyaren. Erste Abtheilung. Das Verlobungsfest zu Murany, von Alex. Bronikowski. Vier Theile. Leipzig, Wigand, 1833.

Wenn man solche vierbändige erste Abtheilungen eines Romans sieht, der wieder nur ein Theil einer Sammlung neuer Schriften, zum Unterschied von ältern ist, so darf man sich nicht wundern, daß den so fleißigen Verfasser der Tod ereilt hat. Bronikowski besaß ein schätzbares Talent, uns Scenen aus der polnischen und russischen Vorzeit auszumalen. Auch dieses ungarische Gemälde ist figuren- und farbenreich nach seiner Weise. Es wimmelt von stolzen Magnaten, edlen Damen, österreichischen Allongeperrücken, deutschen Landsknechten, Türken und Jesuiten; und wenn sie sich nur in ihren Gesprächen etwas kürzer faßten, so würden sie uns auch mehr Vergnügen im Vorübergehn gewähren. Der Dichter muß wie der Tonkünstler sich auf das Tempo verstehn. Wo am Ende nicht Seelenzustände und allgemeine hohe menschliche Charaktere, sondern nur nationelle pikante Situationen, Figuren und Kostüme den Reiz ausmachen, muß der Dichter das Tempo beschleunigen. Goethes Tasso darf uns langweilen, aber ein historischer Roman sollte es niemals.

38) Novellen von F. G. Kühne. Berlin, Fincke, 1831.

Zwei Novellen. Die eine aus dem siebenjährigen Kriege, die andere aus der Zeit der Wartburgfeier und demagogischen Umtriebe; beide deutsch gemüthlich, mit Abweisung des Excentrischen, etwas berlinisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 29. 19. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

39) Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. Von A. Lewald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Buridans Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu vor Hunger und Unentschlossenheit umkam, lebte seitdem in vielen Gestalten immer wieder von Neuem auf, stets unverkennbar an seinen langen Ohren; und immer von Neuem starb er zwischen Reichthümern, welche ihm eine Revolution, oder die Wissenschaft, oder die mannichfachen Alternativen des Lebens anboten. Wir kennen alle diesen Esel, auf welchem seit Jahrhunderten Systeme, Maximen jeder Art, Menschen aller Parteien geritten haben, und dessen Urahn jener logisch-scholastische Esel Buridans war, der nur dazu dienen sollte, für einen Satz, der in der Sorbonne behauptet wurde, den Beweis abzugeben. Buridan lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Paris, und galt für einen geschickten Vertheidiger des Nominalismus. Er soll mit den Tempelherren in Verbindung gestanden haben, nach Aufhebung derselben verjagt worden seyn und hat sich im Laufe der Zeit in jenes sagenhafte Dunkel gehüllt, welches noch heute auf dem Pont neuf und der Judeninsel in Paris liegt. Seine Schicksale erhielten eine etwas diabolische Färbung und wurden allmählig zur Tradition im Munde des Volkes. Er ist es, der auf allen den vorliegenden Bildern im Vorgrunde immer anzutreffen ist, hinter einem dunklen Baume, oder einer Nischenblende, oder altem Gemäuer, Buridan, mehr Mephistopheles als Faust, mehr Samiel als Kaspar.

Der Verfasser hat in Paris zu diesem Gemälde des französischen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantastischen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieseln uns. Die Nebelgestalten der chymischen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre gespenstischen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfasser von dieser Zeit gibt, ist treu und in seinem Detail vielleicht einzig. Sinnlichkeit und Herrschsucht bemächtigten sich des Zauberglaubens, jenes finstern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden sind bloß gestellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hostie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu schüren. Der politische Einfluß der geistlichen Orden fiel mit der siegreichen Beschuldigung, als hielten sie geheimnißvolle Zwiesprache mit den dämonischen Kräften der Natur. Die leidenschaftliche Genußsucht der höchsten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig stumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben

waren freigegeben." Die Gesetze schwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze seines eigenen Schwertes gestellt. Endlich lag der bei weitem grauenhafteste Zug jener Zeiten in der mystischen Auffassung der alten Sage von Pygmalion. Man suchte die todten Kräfte der Natur zu beleben und ihren geheimnißvollen Lauten eine verständliche Sprache unterzuschieben. Wir wissen aus unsern eignen Dichtern jener Zeit, welche geheimnißvolle Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt die Kunst des Bildners für einen Fortschritt zur lebendigen Schöpfung, und suchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß sie in der Materie ein erloschenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport versezt. Man schwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Wesen, das es vorstellen sollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja es ging der Glaube, viele Menschen seyen nur Produkte eines Zauberers, und müßten in Asche zusammenstürzen, spräche ihr Meister die Formel ihres Daseyns aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem sich noch im vorigen Jahrhunderte in Paris Spuren vorfanden. Und wurden alle diese grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche sie trafen, überboten? Die Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieses Glaubens, sondern gegen seine Kraft, gegen die Beschwörungen des Teufels, deren Wirksamkeit sie niemals außer Zweifel stellte. Daher die Hexenprozesse, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben sollten. Die Gerechtigkeit, gleich scheußlich, wie das Verbrechen.

Es war Lewald mehr um die Farben seines infernalischen Gemäldes zu thun, als um dessen Aktion und Inhalt. Die Gestalten, welche er seine vortreffliche Auffassung der Zeit beleben läßt, scheiden sich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigstens, wo so viel Licht in sein Gemälde hineinfällt, daß irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, wird dieser immer störend die Physiognomie einer andern Gestalt verhüllen. Lewald opfert seine Personen ihren Schicksalen auf. Die Lagen, in welche sie gerathen, interessiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerspruch stehen. Wer kann eine Aehnlichkeit zwischen dem Buridan der ersten Kapitel und dem der lezten nachweisen? Wer ist Luigi Versoris, der ohne Willen aus einer Situation in die andere geschleudert wird? Wie kommen alle diese Menschen zusammen, welche sich ausweichen und wie Schatten an einander vorüberschlüpfen? Unter andern Umständen würde den Verfasser nicht der Vorwurf treffen, daß in seinem Buche eine gleichmäßige, künstlerische Verarbeitung seines interessanten Stoffes vermißt wird.

Lewald verdient vor allen unsern unterhaltenden Schriftstellern die auszeichnende Anerkennung, daß er immer die glücklichsten Staffagen seiner Erfindungen wählt. Er hat die Menschen in ihrem Treiben mannichfach beobachtet, und besizt ein feines Auge für das Außerordentliche in unsern Begegnissen. Dies gab ihm die Fähigkeit, so lebenvolle Sittenschilderungen zu entwerfen, wie wir sie in seinen polnischen Novellen und seinem Album aus Paris antreffen. Auch wird jede seiner kleinen Novellen von einer neuen, spannenden Situation ausgehen, und es bei ihnen unverkennbar seyn, wie ihm irgend eine poetische Beobachtung dazu die erste Veranlassung gegeben. Doch müssen wir gestehen, daß es in fast allen seinen Schriften eine Klippe gibt, wo die vortrefflichsten Motive plözlich scheitern. Es mag schwer seyn, die Gegend dieser gefährlichsten Scylla genau anzugeben, aber man ahnt sie schon lange, ehe man sie sieht, man möchte dem Autor zurufen, das Steuer seiner Erzählung recht zu führen und sich vorzusehen, in demselben Augenblicke, wo das Kapitel schon in kläglichste Stücke zerschellt ist. Wo Lewald die Liebe oder einen andern Zug des Herzens schildern will, da wird er unwahr, der Dialog langt nicht zu, die Gestikulationen, mit welchen er seine Personen ihre Zärtlichkeit begleiten läßt, sind oft komisch. Wie verfehlt sind in diesem Romane die Verhältnisse Versoris und der Königin! Wie unwahr ist die Tugend des jungen Menschen, der versichert, er sey aus den Umarmungen der nicht nur schönen, sondern auch geliebten Frau ohne Nachtheil für seine Jungfräulichkeit entkommen! Wie drollig ist die gefleckte Tigerin, die gelbe Königin der Zigeuner, die Buridan überall auflauert und mit ihm auf offener Landstraße Beilager hält! Die Mittelstraße zwischen Prüderie und Frechheit ist nicht leicht zu finden, und der wird nie auf sie kommen, der sie nicht in einer Region sucht, wo die beiden genannten Extreme tief unter ihm liegen. Die Geheimnisse der Seele und des Herzens zu verstehen, genügt für den Autor nicht, er muß sie auch zu schildern wissen. Wir wollen Lewalds nächste Schriften abwarten, um zu entscheiden, ob dem Verfasser dies Talent nicht zu Gebote steht.

G.

40) Die hohe Braut. Ein Roman von H. König. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Etwas Klassisches liegt in diesem Buche; doch auch die Hermen der Alten sind klassisch. Hermen nannte man jene Bildsäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten und nach unten hin sich in einen formlosen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieses

Romans passender wiedergeben. Läßt sich die Schönheit der Exposition verkennen? Sind die ersten Physiognomien je schöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Brust sind meisterhaft gearbeitet, aber schon oben werden die Arme vergessen und nach unten löst sich Alles in einen sinnlosen Block, in eine unausgeprägte Steinmasse auf, an welcher die glättende Kunst des Meißels vergebens verschwendet ist.

Der Titel: die hohe Braut, erinnert auf eine für das Buch schädliche Weise an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm gepriesenen Braut. Man sieht gleich in den ersten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet fast darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfasser wolle das „heimliche Klagelied“ der Junggesellen dieser Zeit singen, und den Zwiespalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlands in ein tragisches Licht setzen, allein für die vielen Seufzer, welche diese Trennung zweier Interessen schon gekostet hat, soll der Dichter noch erst gefunden werden. Königs hohe Braut ist nur insofern eine hohe, als sie von einem Schulzensohn geliebt wird und die Tochter eines Marchesen ist; sie würde die hohe Braut nicht mehr seyn, wenn sie von Jemand geliebt wäre, dessen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka ist die Tochter des Marchese Malvi, Giuseppe der Sohn des Schulzen im Dorfe, ihr Jugendgespiele. Wir befinden uns in Italien, bei Nizza, um die Zeit der ersten Stadien der französischen Revolution. Der Marchese Malvi, ein treuer Diener seines Herrn, des Königs Viktor Amadeus von Savoyen, verbietet Giuseppen das Schloß, seitdem er des jungen Menschen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um so eher, als er in Giuseppen viel revolutionären Ansteckungsstoff zu finden glaubt. Dies war eine Präsumption, welche keinen Grund hatte. Giuseppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blankas. Er weiß nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der sich über seinem Dorfe wölbt, und wird zulezt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kömmt, sogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in seine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung dessen, was sich in seiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweisungen eines Bettlers auf der Landstraße und eines Priesters im Beichtstuhle. Was war ihm die Revolution? Und doch war er bestimmt, um ihretwillen zu leiden. Die Meinung, welche er am wenigsten verdiente, verfolgte ihn. In dieser Lage macht er Bekanntschaft mit einem Genuesen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kömmt mit den Verschwörern im Gebirg zusammen, unter denen sich auch nicht ein einziger würdiger Repräsentant der neuen Lehre findet. Giuseppe wendet sich ab von diesen Verstümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfasser mit vieler Vorliebe zeichnet, er versagt es kurzweg, sich zu irgend einem Plane brauchen zu lassen. Dennoch zieht sich die Verbindung mit dem Genuesen immer fester zusammen. Es war ein gleiches Schicksal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genuese hatte über seinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte sie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf sich und seine Geliebte. Die Revolution arbeitete seinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die Abschaffung des Adels und suchte die Zeit, wo er mit seiner Geliebten sich ohne Weitres vermählen durfte, mit Gewalt zu beschleunigen. Giuseppe vermochte diesen Kombinationen nicht zu widersprechen, es lag zu viel logische Wahrheit darin, seine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, sie auch moralisch zu finden. Doch war noch kein Entschluß in ihm vollkommen reif, der Horizont seines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verschwörer im Gebirg bedrohten des Marchesen Leben und lauerten ihm auf, als er von Turin mit seiner Tochter heimkehrte. Giuseppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verspricht ihm der Aristokrat, daß er beim ersten Feste im Dorfe mit seiner Tochter tanzen dürfe. Giuseppe jubelt; was ist ihm die Revolution? Er muß sie verwünschen; denn sie schiebt nur seinen Tanz auf, sie verzögert es, daß er Blankas Kleid berühren darf, die verdammte Revolution. Der Marchese findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu lassen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben sich die Dinge verändert! Blanka ist nicht mehr frei, sie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Rivoli ist der Glückliche, der natürliche Schwager des Genuesen, Giuseppe findet sie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Rivoli zieht den Degen, Giuseppe wird mit Hunden gehezt und entspringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marchese? Nein. Gegen Rivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er sieht, wie sich des Genuesen Zorn gegen diesen wendet. „Was geht mich Rivoli an!“ ruft er aus, „der mag sehen, wie er mit seinem Schwager fertig wird.“ Des Genuesen Geliebte wird von ihrem Bruder Rivoli mißhandelt, sie ertrinkt, der Zorn des Genuesen kocht und Giuseppe wird in die Gährung hineingerissen. Er fängt an, für den Augenblick Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mesallianцen abgeschafft werden. Er greift Nizza an, er stürmt die Festung, und wird mit seinem Freunde gefangen. Sie sind zum Tode verurtheilt, Blanka ist ängstlich, sie bittet, man möchte Etwas für Giuseppe thun; sie glaubt, er ist

losgesprochen, und fährt nach Nizza, um sich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genuese ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen. Der Faden der Erzählung muß dem Verfasser hier plötzlich gerissen seyn, er spinnt ihn von Neuem an. Giuseppe tritt mit anderm Namen auf, er hat den Genuesen und die Republik verlassen, er geht zur savoyischen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Ministers den Mont Cenis hinauf, als diese in Gefahr war, von einer Lawine verschüttet zu werden. Giuseppe schwärmt für die Sache des Königs, er bekömmt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit sich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf sie heimführen, seine hohe, jezt erstiegene Braut.

Diese Umrisse des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verf. durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht frische, blutvolle, energische, doch geistreiche und künstlerische Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen ist alles Uebrige da, und, wie sehr auch umrankt von den kunstvollsten Arabesken, treten einige Personen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, in den Vordergrund. Man muß gestehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuseppe, das wenigste Interesse einflößen. Giuseppe ist ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzensohn, der sich wenig über seine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beschäftigungen nachgeht. Seine Gedankenlosigkeit ist kein poetischer Zauber, der seine Erscheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu seyn, als wozu ihn die Natur bestimmte? Was sollte ihn der Liebe Blankas würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er selbst auf das Schloß trägt? Seine frommen Besuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka bestimmte, bei den ihn treffenden Beschuldigungen für ihn gut zu sagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzensohns, den der Verf. so gut und zahm schildert, daß er ihm unter der Hand das Interesse verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuseppen plötzlich in den Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falschen Namen geben, und ihn so eben zu halten suchen.

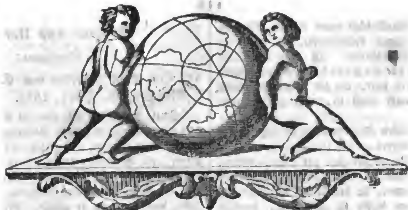
Noch uninteressanter ist Blanka, die sogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuseppen zu sprechen. Sie fürchtet, der Leser könne ihr Vorwürfe machen, daß sie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, schönes Fräulein! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzensohn gewähren, der sich einmal in den Kopf gesezt hat, in die Tochter seiner Gutsherrschaft verliebt zu seyn? Blanka sieht das auch endlich ein, sie verlobt sich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte sie jezt nicht allen Reiz für Giuseppe verloren haben! Für Giuseppe nicht; er liebt sie noch, als sie schon vor dem Traualtare mit Rivoli gestanden, und Blanka, da sie durch Rivolis Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Busen, und frägt: „Für wen schlägt denn dies stürmische Herz?“ Sie gesteht sich denn erröthend: „Für Giuseppe, den Schulzensohn, den du am Traualtare verrathen hast!“ Nein, wir wollen nicht sagen, daß der Verf. diese Prüderien beabsichtigt hat; es ist viel Natürlichkeit und Lebensfrische in seinem Gemälde, aber sein Stoff ist ihm in diese fatale Tendenz ausgeschlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte seine beiden Leute schon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erscheinung wenigstens zu einer scheinbaren Vollendung zu bringen.

Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landstreicher, der den Philosophen spielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig ist, erinnert an einen widerlichen Typus unsrer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Eze am Meere behandelt der Genuese diesen Bettler mit einer solchen entsprechenden Rücksichtslosigkeit, zu der sich der Verf. selbst nicht einmal hat erheben können. Die Gespräche zwischen Francesco und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche diese zulezt jenem angedeihen läßt, ist widerlich; denn der Verf. wollte doch mit der ganzen wunderlichen Mystifikation, welche sich die Baronin gegen den Priester erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteristisches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zulezt verliert sich der Verf. auf eine spaßhafte Weise in die Poesie der Schwangerschaft. Ich wundere mich, daß der Verfasser die ganze Abgeschmacktheit der süßen, verschämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt sich die junge Baronin, als sie von Viertelstunde zu Viertelstunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu sagen, was er gar nicht verstehen will, und wie sie immer wieder kömmt und immer wieder erröthet, und er noch nichts merken will! Es hält schwer, auf Personen, welche sich so verirren, ein Besonderes zu geben.

Die reichsten Vorzüge dieses Romans liegen unstreitig in den feinen Bemerkungen des Verf. über Zeitgeist, Revolution, Adelsherrschaft. Zwar ist der Verf. in seiner Vorsicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politischen Meinung zu setzen, zu weit gegangen, indem er wenigstens einen würdigen Repräsentanten der Revolution hätte aufstellen sollen, allein es ist unverkennbar, daß ihm in diesen Partien seine Begeisterung die Farben lieh. G.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 30. 21. März 1834.

Schriften über Homöopathie.

Ueber Theorie und Praxis. Eine Vorlesung in der letzten öffentlichen Sitzung der elften Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Breslau, gehalten von Dr. August Gebel, k. Regierungs-Direktor a. D. Nebst einer Nachrede. Breslau, in Kommission bei Leuckart, 1834.

Schon im Jahr 1829 äußerten wir im Literaturblatt Nr. 76: „Es ist im Interesse des Publikums, daß ein so ansehnlicher Senat von Naturforschern und Aerzten es sich zur Pflicht mache, einige Angelegenheiten von allgemeinem Interesse zur Entscheidung zu bringen. Bei der unendlichen Verworrenheit der medizinischen Streitfragen, bei der gefährlichen Abhängigkeit der Laien von ärztlicher Einseitigkeit und Willkühr, sollte man in der That wünschen, die Versammlung trüge dazu bei, das sich verheimlichende Falsche und Gefährliche aufzudecken, das noch nicht weit genug Verbreitete allgemeiner einzuführen. So wäre die Homöopathie wohl ein Gegenstand, würdig, von der Versammlung in Berathung gezogen zu werden.“ Wir haben diesen Wunsch, diese Erwartung wiederholt geäußert, aber erst im vorigen Herbst ist durch die vorliegende Rede des Herrn Direktor Gebel bei der Naturforscher-Versammlung in Breslau die Homöopathie in Anregung gebracht worden, und mit einem Erfolge, der sehr unter der Erwartung des betheiligten Publikums geblieben ist. Anstatt die Akten des großen Prozesses einzusehn, das Für und Wider theoretisch und praktisch besonnen zu erwägen, die bisher gemachten Erfahrungen zu prüfen, hat man sich begnügt, den Redner einer himmelschreienden Indiskretion zu bezüchtigen. Anstatt in die Sache einzugehn, hat man sich lediglich an die starke Sprache, in der sie vorgebracht wurde, gehalten, und anstatt ihn zu widerlegen, wenn man seine Ansichten nicht billigte, hat man sich begnügt, ihm zu verstehn zu geben, er hätte schweigen sollen.

Das deutsche Publikum, mit Freude und Ehrfurcht auf die Versammlung seiner großen Naturforscher hinblickend, hat von derselben erwartet, daß dort ein freier, unbefangener Geist walten werde, ein Trieb, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, ein wohlwollender Eifer, die Leistungen der Einzelnen zu prüfen, das Gute davon dem gemeinsamen Schatz des Wissens zuzulegen und es allen mitzutheilen. Die Versammlung schloß keinen, der zum Fach gehört, aus, und sie huldigte dem Princip der Oeffentlichkeit. Also hätte man wohl nicht entfernt daran denken sollen, daß sich in diese offne und allgemeine Versammlung die pharisäische Engherzigkeit einer das Monopol usurpirenden Schule,

die verletzende Ausschließlichkeit einer stabilen Theorie, und die antichambrirende Leisetreterei, die ja nicht stören will, einschleichen könnte. Ist denn die **Versammlung der Aerzte ein Krankenzimmer**, worin der Gesunde nicht reden darf, um die Patientin, welche diesmal die Arzneikunde selbst ist, nicht zu inkommodiren?

Es wäre einer solchen Versammlung würdig, ja die öffentliche Meinung fordert es von ihr, daß sie die wichtigsten medizinischen Fragen der Zeit zur Sprache bringe. Die Frage der Homöopathie läßt sich nicht mehr mit Stillschweigen beantworten, sie drängt sich jedem denkenden Arzt auf, keinem bleibt sie unbekannt, hundert Schriften handeln davon, diese Frage wird in immer größerer Ausdehnung, und mit immer mehr Gründlichkeit erörtert, man gewinnt immer mehr Zeit, die homöopathischen Erfahrungen zu prüfen und zu vervollständigen, immer mehr billige und ruhige Aerzte lösen die enthusiastischen Vertheidiger und Kämpfer derselben ab, um ihren Prozeß zu revidiren. Kurz, was nicht innerhalb der Naturforscherversammlung geschieht, das geschieht außerhalb derselben doch, und es würde ihr zur Beschämung gereichen, wenn gerade sie keine Notiz davon nehmen wollte, sie, die vielleicht die einzige Gelegenheit darbietet, dem nun schon so alten Kampf seine Gehässigkeit zu nehmen. Zwar würde es allerdings anfangs einige stürmische Scenen geben, aber wie bei einer homöopathischen Kur würde dieser erhöhte Schmerz gerade das Anzeichen der Heilung seyn. Unfehlbar würden die Gemäßigten den Sieg gewinnen, die Eklektiker, wie diese seit Hippokrates in allen medizinischen Fehden die Oberhand behalten haben. Man würde wenigstens so billig seyn, das an der Homöopathie anzuerkennen, was durch die vielfältigsten Erfahrungen erprobt ist, man würde aber auch an der Allopathie festhalten, so weit die Erfahrung sie sanktionirte oder noch nichts Besseres an die Stelle gesetzt werden könnte. Ein Akt der Autorität, ausgehend von der Naturforscherversammlung, und in diesem gemäßigten und rein praktischen Sinne, würde die wechselseitige Anerkennung des beiderseitigen guten Willens, die Vergleichung und Ausgleichung der beiderseitigen Erfahrungen und die künftige Vermeidung des beide Theile verunehrenden blinden Hasses und der aus Haß gleichsam studirten und bei den Haaren herbeigezogenen Uebertreibungen zur Folge haben **können**. Wenigstens ist der Versammlung die Aufgabe gestellt, einen so zeitgemäßen und für das allgemeine Wohl so ersprießlichen Versuch zu machen.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

41) Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München, G. Franz, 1833.

Zwei Novellen. Die eine ist ächt deutsch und schildert einen schmucken jungen Bauersmann in seinen ländlichen Verhältnissen. Derselbe geht einmal nach der Stadt, ein Uhrmacher gesellt sich zu ihm und führt ihn nachher bei einem Verwandten in der Stadt ein. Hier sieht der junge Bauer ein Mädchen, in das er sich verliebt, und der auch er gefällt. Erst nach einem halben Jahre sehn sie sich wieder, man kommt sich näher, aber die hochmüthige Mutter des Stadtmädchens hat andre Absichten mit ihr, thut sie zu vornehmen und nicht sehr sittlichen Leuten und intrigirt, daß der junge Bauer unter die Soldaten gesteckt wird. Doch die Einmischung einer hohen Dame fügt Alles zum Besten und bringt das zärtliche Paar zusammen. Mit Ausnahme der letztern vornehmen Einmischungen ist Alles in dieser Erzählung anziehend und selbst neu, denn es ist dem geistvollen Verfasser gelungen, die Ländlichkeit in so reinlich durchsichtiger Klarheit zu zeichnen, daß diese Auffassung uns überrascht. Nicht zu verkennen ist die **malerische** Tendenz in diesen Darstellungen des berühmten Kunstkenners.

Die zweite Erzählung ist eben so ächt italienisch; zwar ist die Geschichte des jungen Britten, der einen verfolgten Italiener durch zweimalige Aufopferung rettet, nicht besonders pikant, da solche Verfolgungs- und Rettungsgeschichten häufig sind; aber die bei diesen Anlässen ausgesprochne Ansichten über Nationalcharakter und politische Verhältnisse der Italiener sind desto interessanter und verrathen nicht nur ein in langer Beobachtung geübtes Auge, sondern auch jene innige Neigung, die ihre Süßigkeit aus langer Gewöhnung schöpft, und um so viel wahrer ist, als der Enthusiasmus des ersten Anblicks. Eine der bemerkenswerthesten Stellen in diesem heitern und beseelten Werk ist die über den Adel: „Der ritterliche Adel, die Kriegerkaste des Mittelalters, erlag in Italien schon im dreizehnten Jahrhunderte dem innern Zwiespalt, der ihn entwaffnet seinen natürlichen Gegnern in die Hände gab, den Demokratien und städtischen Usurpatoren. Ungleich später gelangte er in Belgien während des Auflehnungskrieges gegen Spanien anfangs zu großer Auszeichnung, später durch unbemerkliche Uebergänge zu seinem Ende. In England untergrub ihn das feste Regiment der großen Königin, erschütterte ihn die Willkühr Jakob I., gab ihm die Revolution den letzten Stoß. In Spanien erlag er mit Allem, was aus dem Mittelalter dem schönen Lande übrig war, der politisch

kirchlichen Inquisition. In Deutschland verwischte der dreißigjährige Krieg seine lezten Spuren. In Frankreich schwächte ihn der große Kardinal. — Große, vielumfassende Umwandlungen geschehen selten ohne sie einleitende und vorbereitende Umstände. Also werden auch die Spuren einer gewissen Hinneigung zur Umgestaltung des alten, ritterlichen, burggesessenen Adels in den höfischen, dienenden, abgeschliffenen der neueren Zeit weitaufwärts sich verfolgen lassen. Allein, wie nun immer diese Umgestaltung schon frühe die ersten Wurzeln getrieben und ganz allmählich sich fortentwickelt habe, so ward sie doch gewiß nicht eher, als am Hofe Ludwigs XIV. mit Bewußtseyn und Konsequenz und nach einem festen Plane gesucht, bezweckt und gänzlich zu Ende gebracht. Dieser König schloß den französischen Adel, welcher bis dahin jeglicher Volkspartei fähige Anführer geliehen, den Hugenotten, der Ligue, der Fronde, unter dem Scheine der Auszeichnung seiner Hofhaltung näher an, als jemals vor ihm geschehen war. Er legte den Grund zu demjenigen, was man in der Folge die erste, auch wohl die Gesellschaft schlechthin genannt hat. Unstreitig gelang es dem klugen Könige, auf diesem Wege große und edle Kräfte zu bändigen, sie nach seinem Willen zu lenken, für seine Zwecke zu gewinnen. Allein, indem er zugleich bei dem Adel die Eitelkeit erweckte, diese durch leere und nichtige Gewährungen nährte, vornehmlich bei den Frauen einen gewissen bloß geselligen Hoch- und Uebermuth hervorlockte, welcher kränkender, verletzender ist, als der Genuß wahrer Vortheile; legte er, wohl ohne es zu bezwecken, zu vielem künftigen Unheil den ersten Grund. — Es ist bemerkenswerth, daß schon Moliere die leeren Ansprüche bedeutungsloser Edlen in seinen Schauspielen mit eigenthümlichem Nachdrucke verspottete. Denn Schauspieldichter pflegen ihre Arbeiten auf den Beifall der Menge zu berechnen, bei welcher, wenn die Voraussetzung richtig ist, also schon zu Moliere's Zeit gegen den Societäts- und Rangadel ein Vorurtheil bestehen, eine gewisse Bitterkeit erwacht seyn mußte; dieselbe, welche in der Folge so geschäftig, so unermüdlich thätig sich geäußert hat, als wir wissen; welche noch immer fortwirkt, und noch auf lange fortwirken kann, weil die Sieger meist die Schwäche haben, sich in den Insignien der Besiegten zu zeigen, den Platz der Gefallenen selbst einzunehmen. Erinnern solche Erscheinungen nicht an die Kämpfe der Fabel, wo das herabgehauene Haupt dem Riesen oder der Hydra, oder welchem anderen Ungethüme, sogleich wieder aus der frischen Wunde hervorwächst? — Die Edelleute mag man wohl tödten, doch nicht den Adel selbst, so lange es den Menschen gefällt, nicht allein Macht zu üben und an den Gütern des Lebens Ueberfluß zu haben, nein auch zu zeigen, daß man mit vollem Winde segelt. — Der französische Adel ist gefallen, weil ihm alles fehlte, was, einzeln oder vereinigt, ihn hätte behaupten können, Werth, Macht und Gunst. Die Macht hatte er von starken Regierungen sich entringen lassen, den Werth nicht länger gesucht, die Gunst sehr muthwillig verscherzt. Man vergißt so leicht bei ruhigem Besitze, daß nicht allein der Erwerb und die Eroberung, nein auch die Behauptung beim Erworbenen viele Opfer und Anstrengungen begehrt. Vorrechte, und wären sie die nichtigsten, sollen entweder verdient, oder auch mit gewaltiger Hand behauptet, oder endlich durch Liebenswürdigkeit und Schönheit der Sitten denen, welche sie einräumen und zugestehen, gleichsam vergütet und vergolten werden. — Ich habe gehört, daß man in Korsika den glücklichen oder fleißigen Wirth, dessen Bäume bessere Früchte, dessen Ländereien bessere Ernten bringen, der Ueberhebung anzuklagen und ohne Gericht und Ausspruch von der nächsten Hecke aus zu erschießen pflegt. Das nenne ich mir doch Konsequenz, Wahrhaftigkeit, Uebereinstimmung des ausgesprochenen mit dem ernstlich gemeinten Zwecke. Das ist wahre Gleichstellung, nicht etwa ein bloßes die Plätze verwechseln, bei welchem der Haufe das Nachsehn und die späte Reue behält, für Andere sich gewagt und bemüht zu haben. Denn auf nichts Besseres wird es hinauslaufen, sollt ihr sehn, jenes unablässige Dareinschlagen auf das Zufälligste, Unwichtigste der Welt, die formelle Auszeichnung; wenn dieses nicht schon zu viel gesagt ist; denn mit Ausnahme unseres alten Englands ist der Adel doch eigentlich nicht so gar viel mehr, als die silbernen oder versilberten Etiquetten an den Weinflaschen bei öffentlichen Schmäusen; Ehrfurcht gebietende Namen, auf welche nicht der zehnte Mann der ganzen Tischrede so viel Gewicht legt, als auf seinen namenlosen, doch zuverlässigen Haustrank daheim. — In Italien freilich fand diese eigenthümliche Leidenschaftlichkeit unserer Zeit, welche den Adel zugleich haßt und sucht, weder Nahrung noch Gegenstand. Denn, was man im Süden den Adel nennt, ist eben nur eine Art der Gestaltung nicht des politischen, sondern des gemeinen Lebens; für sich bestehend, doch Niemand beeinträchtigend und, als eine Zierde des gemeinsamen Vaterlandes, ohne Neid, sogar mit Antheil von denen aufgefaßt, welche zufällig ihm nicht angehören. Neben dem Edelmann klingt auch der Cittadino achtbar und ehrenvoll; und, Popolo, ist ein mächtig und drohend lautender Gesammtbegriff, welcher selbst dem geringsten Einzelnen ich weiß nicht welche unbestimmte Größe und Würde ertheilt. An kleinen und mittelmäßigen Orten, wo häufig der Adel eigene, doch nur sparsam besuchte Versammlungsorte besizt, wo bisweilen zwei Theater vorhanden sind, das eine vom Adel, das andere von der Bürgerschaft gestiftet und aufgebaut, da mag wohl einige Reibung stattfinden, ich will es annehmen. Allein selbst

in solchen sehr außerordentlichen Fällen wird Alles, was in diesem Verhältniß schroff und entgegengesetzt erscheinen könnte, durch Religion und Lebenssitte fast ganz verwischt und abgeschliffen. In der Kirche, vor Gott, stehen Alle gleich niedrig, erhebt sich nach den herrschenden Begriffen von Heiligkeit und Heiligung der Bettler leichter, als der Fürst, bringen religiöse Verbrüderungen fortgehend den Hohen allen niedriger gestellten viel näher, als selbst die Bande der Verwandtschaft. Ueberhaupt ist die Lebensweise im Süden der Absonderung ungünstig. Denn im Winter lockt die Sonne, im Sommer die abendliche Kühle Jeden zu gemeinschaftlichem Genusse auf Straßen und Plätze, an den Strand oder sonst ins Freie hinaus. Das Zusammentreten, oder die Vermischung der verschiedenen Volksklassen erscheint den Italienern als die Grundbedingung gesteigerter Fröhlichkeit. Aufwand und Pracht zeigt sich daher nur bei den Volksfesten, bei den öffentlichen Schauspielen aller Art. Die häusliche Geselligkeit ist durchhin traulich und einfach. So kommt es, daß in Italien der Adel im ganzen gleichgültig, im Einzelnen, wenn Verdienste und Tugenden ihn tragen und heben, dem Volke oft sogar werth ist."

42) Marco Doloroso. Die Abentheuer einer Nacht. Zwei Novellen von Wilhelm Marsano. Leipzig, Brüggemann'sche Verlags-Expedition, 1832.

Wenn uns schon die Kunstschätze Italiens durch die unaufhörlichen Exklamationen der deutschen Enthusiasten verleidet werden, so noch mehr die schönen Italienerinnen. Woher mag es wohl kommen, daß noch kein einziger deutscher Dichter eine Italienerin so geschildert hat, wie die Natur diese liebenswürdigen Wesen machte? Woher die charakteristische Sucht der deutschen Liebhaber, die Italienerinnen zu karrikiren, durchaus nur Heilige, Königinnen oder leidenschaftliche Frazzen aus ihnen zu machen, durchaus mit ihnen nur imponiren und nicht gefallen zu wollen, da es doch bekannt ist, daß der stärkste Reiz der italienischen Schönen im Natürlichen zu suchen ist. Diese Natürlichkeit ist der unschätzbare Diamant, dem der Schleier der Heiligen, der Purpurmantel oder das ländliche Mieder überall nur zur Folie dient; und nun kommen die deutschen Dichter und bewundern und beschreiben uns die Folie, und den Diamant lassen sie fallen.

43) Bonaventura oder Leipzigs geheimnißvolles Haus. Novelle von Eduard Frhr. von der Oelsnitz (von Hohenlinden). Magdeburg, Raubach, 1832.

Mannichfaltige, groteske und mährchenhafte Figuren mit der akademisch-kaufmännischen Spießbürgerei Leipzigs kontrastirt, wie in ähnlicher Weise Callot-Hoffmann seinen Geisterspuk in den nüchternen Restaurationen Berlins spielen ließ. Der Dichter hat viel Phantasie, doch zu wenig Witz, und auch zu wenig tragischen Schmerz, um mit Hoffmann wetteifern zu können. Die Erinnerungen an diesen, mit denen er sogar selbst kokettirt, schaden ihm daher. Es ist überhaupt nicht leicht, aus heiler Haut den Tollen zu spielen, und wenn wir uns in dem Gemüth des Verfassers nicht gänzlich irren, so dürfte ihm die, wenn auch gemäßigtere, doch zugleich gesündere Wärme Arnims und dessen in eigner Fülle geräuschlos überströmende Phantasie besser zusagen, als Hoffmanns wilder Humor.

44) Mesmerische Liebe. Das Mädchen von Rhodus. Von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1832.

45) Das schwarze Herz. Erzählung von Demselben. Daselbst, 1833.

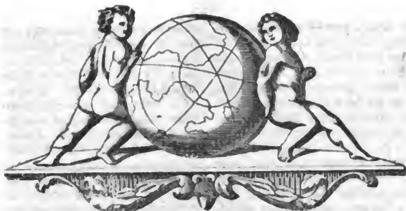
Alle diese Erzählungen sind in der bekannten Manier Krusens geschrieben, d. h. à la Callot-Hoffmann, geisterhaft schauerlich und kriminalistisch, doch ohne Hoffmanns köstlichen Humor, und ohne die Blüthe des Styls. Die „Mesmerische Liebe" ist nicht neu. Seit Hoffmanns Magnetiseur ist schon mehr dergleichen geschrieben. Das schwarze Herz hat viel Ergreifendes, aber der Verfasser weiß zur rechten Zeit den Schluß nicht zu finden. Statt den Leser mit dem schauerlichen Eindruck zu entlassen, sucht er denselben durch langweilige Versöhnungen erst wieder zu verwischen. Die Situation der Braut, die erst am Altar, von einem unerklärlichen Gefühl ergriffen, erkennt, daß ihr Bräutigam nicht der wahre, sondern eine ihm nur sprechend ähnliche untergeschobene Person ist, diese Situation ist sehr interessant, aber der Ausgang ist dagegen so abspannend alltäglich.

46) Erzählungen. Herausg. von Gustav Nagel, Herausgeber des Subaltern rc. Leipzig, Kollmann, 1832.

Die meisten dieser Erzählungen scheinen aus englischen Novellen geschöpft zu seyn, beinahe in jeder ist etwas Pikantes, was man selten in deutschen Originalerzählungen findet. In der ersten, Cecilie, wird ein wilder Soldat dadurch bekehrt, daß eine Nonne, die seine Wunden pflegt, den Namen seiner Geliebten trägt. In der zweiten, Englische Rechtspflege, wird ein „Dieb aus Elternliebe" freigesprochen, aber nur ein Mangel in der Form des Prozesses bewirkt, was Menschlichkeit nicht bewirkt hätte. Der Seeräuber von Florida ist ein Neger, der seine Geliebte sterbend findet, während ihr Herr flucht und tobt, daß er durch diesen Tod einige hundert Dollars verliert. Der Neger besorgt für die Tochter seines Herrn ein Billet-Doux, wird ertappt, von der Tochter verläugnet, durchgepeitscht und einer Hand beraubt. Dies macht ihn zum Seeräuber. Ein sehr hübsches Gemälde ist das lezte, der Schneesturm. Ein junges Mädchen verirrt und verschneit im Gebirge, wird aber von ihrem Liebhaber noch glücklich aufgefunden und gerettet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 31. 24. März 1834.

Politische Wissenschaften.

1) Geschichte der Staatswissenschaft von J. Weitzel. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wenn Herr Friedrich von Raumer in seinem Werk „über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" nur die abnormen Meinungen der Leute, welche Bücher schreiben, der von Napoleon so genannten Ideologen, nicht aber die wirklich herrschenden Volksbegriffe und die Eigenthümlichkeit der wirklichen Staatenentwicklung charakterisirte, so hat dagegen Herr Weitzel das leztere gethan, und das Wesen der alten Staaten mit dem der neuen verglichen. Indeß kam es ihm dabei weniger auf systematische Vollständigkeit, als auf die Durchführung einer Grundansicht und auf geistreiche Erörterungen dieser oder jener Einzelheit an.

Es gereicht seinen Einsichten zur Ehre, so wie es ein Zeichen der Zeit ist, daß er das nationalökonomische Moment in der Politik hervorhebt. Nur das ist uns wunderlich vorgekommen, daß er bei dieser ganz praktischen Richtung noch immer ein Vorurtheil des philosophischen Jahrhunderts festhält, nämlich den Glauben an die politische Quadratur des Zirkels oder an die Moralisirung der Politik, den Glauben, daß man die Menschen noch dahin bringen könne, nur das zu wollen, was sie sollen.

Folgende Worte werden uns seine ganze Ansicht klar machen: „Die Staatsmänner und Gesetzgeber des Alterthums scheinen es sich vorzüglich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Willen des Menschen, und nicht, wie die Neuern, nur die That mit dem Gesetze in Einklang zu bringen; zweitens, allen Staatsgenossen dieselben Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen darzubieten, und endlich, unter denselben eine gewisse Gleichheit des Vermögens zu erhalten. Sie wollten, daß der Mensch aus Ueberzeugung dem Gesetze folge, und sich ihm mit Freiheit unterwerfe. Das bewirkten sie dadurch, daß die Gesetze, so viel als möglich, der Ausdruck des allgemeinen Willens waren, besonders aber, daß Erziehung, Unterricht, Sitte, Lebensweise und Angewöhnung den Menschen zu dem bildeten, was er als Bürger seyn sollte. Ist man des Willens gewiß, dann ist man es auch der That. Wo aber der Gesetzgeber diese erzwingen muß, weil sie mit jenem im Widerspruche steht, da ist der Bürger Sklave, und gehorcht nur der nöthigenden Gewalt, wenn sie ihn zu erreichen vermag, übertritt aber das Gesetz, oder umgeht es, wo er den Rächer desselben nicht zu fürchten hat. Wie kann er, in diesem Falle, eine Ordnung der Dinge lieben, der er nur durch Zwang angehört? Ein zweiter Vorzug, den die Gesetzgebung

der Alten zu erreichen suchte, war die gleichmäßige Ertheilung der Mittel, die Anlagen und Kräfte, mit denen die Natur den Menschen ausgestattet, zu entwickeln und zu bilden. Sie wollte die Menschen nicht gleich machen, die ungleich geschaffen waren, sondern ließ die natürliche Ungleichheit bestehen, die wir durch eine künstliche ersetzen. Allen Kräften wurden dieselben Mittel der Entwicklung geboten, dieselbe Bahn geöffnet, auf der sie zum Ziele strebten. Endlich gab diese Gesetzgebung der Alten jedem Staatsgenossen ein Grundeigenthum, und suchte sogar eine gewisse Gleichheit des Vermögens einzuführen und zu erhalten. Wir haben gesehen, daß Moses und Plato diesen Zweck verfolgen, den auch Lykurg, Solon und die Gesetzgeber und Staatsmänner des freien Roms nicht aus den Augen verloren." Der Verfasser sucht nachzuweisen, wie in Griechenland und Rom das Verderben vorzüglich an die Aufhebung der Vermögensgleichheit geknüpft gewesen sey: „Allen Gebrechen, welche Sparta einer nahen Sklaverei entgegenführten, widerstand vorzüglich die Einrichtung Lykurgs, nach welcher jeder Bürger einen gleichen Antheil an dem Grundbesitze des Staates besaß. Aber Epitades, ein stolzer, vermögender Mann, voll Starrsinn, welcher seinen Sohn mehr haßte, als er sein Vaterland liebte, trug, als er Ephor war, auf ein Gesetz an, nach dem es jedem Bürger erlaubt seyn sollte, nach Willkühr über sein Vermögen durch ein Vermächtniß zu verfügen. Dieses Gesetz besonders vernichtete Spartas Verfassung, und mit ihr die Stärke und das Glück dieses ehemals so blühenden Staates. Die mächtigern Bürger fanden Mittel, die Erbtheile der ärmern an sich zu ziehen, und in kurzer Zeit befanden sich alle Güter in den Händen Weniger. — Durchgehen wir die Geschichte Roms, so finden wir allenthalben dieselbe Erscheinung: Freiheit, inneres Wohlseyn und äußeres Glück bei mäßigen, nicht zu ungleich vertheilten Gütern; innere Zerrüttung und Elend bei dem überwiegenden Einflusse der reichen Patrizier."

Er sagt ferner: „Ein Mensch kann sich reich nennen, wenn, bei dem Vergleiche der Mittel mit der Anzahl seiner Bedürfnisse, die Summe jener diese übersteigt. Vergleicht er aber sein Vermögen mit dem größern Vermögen eines Andern, so fühlt er sich im Vergleiche mit diesem arm. Jenen Reichthum, dessen Begriff das Resultat des Vergleichs der Mittel mit der Menge seiner Bedürfnisse ist, wollen wir den **absoluten**, diesen aber, dessen Begriff aus der Vergleichung des Besitzes des Einen mit dem, was Andere besitzen, entsteht, wollen wir den **relativen** Reichthum nennen. Jener hat seine Gränzen, nämlich in unsern Bedürfnissen, und ist wirklich. Der relative Reichthum hat keine Gränzen, weil er sie nur in dem wirklichen oder eingebildeten Besitze Anderer haben könnte, und ist darum eingebildet. Diese Bemerkung, deren Wichtigkeit, wenn ich nicht irre, von den Staatswissenschaftsgelehrten zu oft übersehen worden, ist fruchtbar an Resultaten. Vorzüglich der Besitz des relativen, idealen Reichthums wird in civilisirten Staaten gesucht. Man will nicht nur seiner selbst, sondern oft mehr noch Anderer wegen besitzen, und eigner Mangel kränkt und demüthigt nicht so tief, als der Ueberfluß des Reichen. Suchen wir den Grund des ewigen Kriegs, in welchem Stände über Stände, und der Einzelne im Staate über den Einzelnen sich mit Gewalt und List eine Ueberlegenheit zu erkämpfen bemühen; suchen wir den Grund so vieler Verbrechen und Laster, die den Menschen entehren und quälen, dann finden wir ihn gewöhnlich in der Begierde nach relativem Reichthum. Das Elend des Einen macht das Wohlseyn des Andern. Nicht allein was ich an einem Andern gewinne, macht mich reicher; auch sein für mich unfruchtbarer Verlust vermehrt meinen relativen Reichthum, der nicht bestimmt in meinem Besitze, sondern auch in der Armuth Anderer besteht. Nicht absolut reich, sondern der Reichste zu seyn, ist das Ziel, nach dem man strebt. Die Habsucht gleicht dem Ehrgeize Cäsars, der den ersten Platz in einem Dorfe dem zweiten in Rom vorzog. Ihr habt England gut zurufen, es handle gegen sein kaufmännisches Interesse, indem es den Reichthum anderer Nationen zerstöre. Es weiß sehr wohl, daß es, als Verkäufer, ärmer bei ärmern Käufern werden muß. Aber es ist die Frage, ob es einen absoluten Reichthum oder nur eine Superiorität an Mitteln über andere Völker will. Im lezten Falle gestehen wir, daß sein Betragen, obgleich nicht ganz moralisch und legal, doch konsequent ist, wie Pitts Administration. Wir erwarten Alles von der Legalität des Menschen. Ich rechne auf die Moralität desselben. Freie Wesen müssen mit Wahl und Absicht seyn, was sie sind, oder sie hören auf frei zu seyn. Das äußere Gesetz ist außerdem, daß es sklavisch zwingt, wo der Mensch mit Freiheit geleitet werden könnte und sollte, unzulänglich; denn es erreicht nur erwiesene strafbare Handlungen; das Gewissen aber erreicht auch die verborgene That und beherrscht den Willen. Das Gesetz ist ein todtes Wort, ein feiles Werkzeug in des feilen Richters Munde; Dienerinnen der Willkühr auf den Lippen des Sklaven, spricht es grausam mit der Zunge des Tyrannen, und ist feig in feigen Händen. Wollt ihr das Recht erzwingen, gut! dann übertragt ihr es der Gewalt. Aber wenn nun diese Gewalt selbst die Gesetze verlezt? Ich weiß kein Mittel, als diese Gewalt einer höhern Gewalt unterzuordnen, welche die erste zügelt. Aber wer bürgt euch dafür, wenn ihr von Gewalt an Gewalt appellirt, daß die höchste, lezte nicht mißbraucht wird? Nichts als der Wille, die Rechtlichkeit, die Moralität der Gewalthaber. Warum setzen wir den Menschen nicht

lieber in die Lage, daß er das Gute erkennen, fühlen und wollen kann? — Das Eigene, aber auch das Mangelhafte der äußern Gesetzgebung ist also, daß sie sich auf Handlungen und ihren Erfolg, aber nicht auf den Willen bezieht, und daß sie sich auf jene Handlungen einschränken muß, welche erwiesen sind, sowohl der That als der Person nach, der sie zugemessen werden. Daraus folgt demnach, daß die positive Gesetzgebung unzuverlässig ist, nicht aber die moralische, welche die Beweggründe aller Handlungen und demnach diese selbst erreicht, und daß der Mensch, der über seine Pflichten aufgeklärt ist, und dieselben aus Neigung erfüllt, alle äußere Strafgesetzgebung überflüssig macht. Dahin muß es dann auch wirklich kommen, wenn der Mensch seine Bestimmung erreichen soll, zu welcher er, als vernünftig freies Wesen, geschaffen ist."

Der Verfasser hat sehr recht, wenn er den ökonomischen Verhältnissen der Staatsbürger einen größern Einfluß auf Gedeihen oder Untergang der Staaten zuschreibt, als man bisher hat gelten lassen wollen. Der Durchschnittsmensch wird allezeit die Feistigkeit des Kettenhundes dem Hungertode des freien Wolfes in den schneebedeckten Wäldern vorziehen. Das vorige Jahrhundert stritt sich immer nur um die ideale Freiheit, das jetzige verlangt auch materiellen Wohlstand. In der romantischen Periode der Rousseau'schen Weltverbesserung, des Kosmopolitismus, der Erklärung der Menschenrechte, kurz vor 50 Jahren glaubte man noch, das Volk könne von der Freiheit leben, wie die romantischen Ritter von der Liebe. Aber schon Don Quichote machte die Entdeckung, daß der Ritter, wenn er genug Thaten gethan oder liebend herumgeschwärmt sey, auch essen müsse, weiße Wäsche bedürfe und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind; und so hat man denn endlich auch gemerkt, daß das Volk von bloßer Freiheit nicht satt werde und man hat nicht ohne einiges Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß die Vereinbarung der Freiheit mit dem materiellen Wohl nichts so ganz leichtes sey. Vergönnen wir Jedem, so reich zu werden, als er es durch Talent und Glück, durch Wagen, Spekulation, geschicktes Benutzen und Verdrängen Anderer werden kann, so entsteht ein Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, wobei die Freiheit zu Grunde geht, denn der Arme, wenn auch noch so berechtigt, kann doch von seinem Rechte nur zu Gunsten des Reichen, dessen Brod er ißt, von dem er durch seine ökonomische Abhängigkeit auch politisch abhängig wird, Gebrauch machen und so haben wir selbst mitten in der Republik Geldaristokraten, die den Dynasten des mittelalterlichen Feudalismus nichts nachgeben. Verbieten wir aber das Reichwerden, so ist die Freiheit von vorn herein gefährdet. Man erträgt die Armuth leicht, wenn man nur noch die Möglichkeit eines Glückswechsels vor sich sieht. Man ist sogar leicht bereit, dem Reichthum zu entsagen, wenn es nur unser Opfer ist, ein Opfer, das wir selbst bringen. Aber dazu verdammt zu seyn, nicht mehr als der Nachbar auszugeben, das lähmt allen Ehrgeiz, das nimmt der Arbeit allen Reiz. Ein Robespierre, ein Schwärmer, ein philosophischer Tollhäusler kann dergleichen wohl hinter dem Schreibtisch aushecken und würde sich vielleicht auch für seine Person nicht beklagen, wenn er mit seinen lieben Mitbürgern auf die Galeere geschmiedet wäre, und täglich pro rata seine schwarze Suppe bekäme; aber die Masse der Menschen und gerade die der Arbeiter, der armen und der kleinen Besitzer denkt so systematisch nicht, und wird sich niemals die Poesie des Nichthabens, die Hoffnung, den goldnen Traum nehmen lassen. Selbst wenn man ihnen durch die Bank verspräche, sie sollten jährlich jeder 500 Gulden zu verzehren haben, so würden es nicht einmal die, welche nur 100 haben, eingehen, wenn ihnen dadurch die Möglichkeit, einst 1000 zu bekommen, abgeschnitten würde.

Und dennoch droht dem beweglichen Besitz die lex agraria wie dem unbeweglichen. Der unnatürliche Reichthum Weniger nimmt in dem Maaße zu, in welchem sich die Mittel, reich zu werden, in einer Hand koncentriren. Sonst konnte doch nur der Feudalaristokrat durch Ackerbau, der Kaufmann durch Handel und allenfalls ein schlechter Kanzler durch Unterschlagungen reich werden; jezt aber kann dieselbe Person in zehn verschiedenen Ländern die größten Ländereien kaufen, an zehn verschiedenen Orten Fabriken und Comptoire errichten, Schiffe bauen, Lieferungen übernehmen und über dies Alles im Papierhandel Königreiche aufkaufen. Diese ungeheure Anhäufung des Vermögens auf der einen Seite erzeugt auf der andern eine tiefe Ebbe desselben. Dies wird gerade in den freiesten Ländern am meisten gefühlt, daher überall der Kampf der Armen gegen die Reichen, daher die Associationen der Arbeiter und die Möglichkeit des St. Simonistischen Wahnsinns. Man fängt an einzusehn, daß es mit papiernen Menschenrechten und Verfassungsurkunden allein nicht gethan ist, daß man mit einem Wort, um frei zu leben, überhaupt erst müsse leben können, und um der (jährlich sich vermehrenden) Masse der Bevölkerung die Existenz zu garantiren, bedarf es noch ganz anderer Mühen und einer ganz neuen Wissenschaft, wohinter unsre bisherige politische Weisheit beschämt zurückbleibt. Sieyes, unstreitig der größte politische Systematiker der französischen Revolution, glaubte mit Allem fertig zu seyn, glaubte die beste Regierung wirklich erfunden zu haben, und war eben im Begriff, in einer Rede vor der Nationalversammlung diese nichts zu wünschen übrig lassende und Alles befriedigende Entdeckung mitzutheilen, als der Pöbel von außen Brod!

Brod! schrie. War in Sieyes Entwurf Brod? Nein, es war nicht einmal die Rede davon. Ungefähr so geht es der ganzen modernen politischen Baukunst. Man wird mit Schrecken inne, daß schon im Grundriß ein Fehler war und während man den Bau nach oben vollendet zu haben glaubt, er von unten zu wanken anfängt.

Erhebungen der vielen Aermsten gegen die wenigen Reichsten sind nicht zu vermeiden, sie sind schon eingetreten. Wie soll ihnen aber vorgebeugt werden? Durch Gesetze? Weitzel hat sehr Recht, die Unhaltbarkeit solcher Gesetze, die Unvereinbarkeit derselben mit der Freiheit nachzuweisen. Aber das Mittel, welches er selber vorschlägt, die moralische Emancipation, ist doch wohl nur eine unschuldige Täuschung. Man kann die Menschen in Masse wohl zu etwas zwingen, wohl zu etwas überreden, aber sie moralisch zu machen, sie dahin zu bringen, daß sie freiwillig ihren Privatvortheil dem allgemeinen Besten opfern, das ist zu viel von den Menschen verlangt, und zumal von den Reichen. Der Held legt eher seine Waffen ab und wird ein Mönch, der Weise entschlägt sich eher alles Ruhms und sagt wie Sokrates: „ich weiß das ich nichts weiß;" jeder Andre opfert eher sein Größtes, ehe der Reiche nur sein Kleinstes opfert. Die Dame Moral klopfe nur bescheiden an die Thür eines Basler oder Amsterdamer Millionärs, eines irländischen Pairs ꝛc. und sehe zu, was sie für einen Bescheid bekommt. Weitzel könnte den Reichen predigen, wie Wilberforce den Sklavenhändlern, aber wenn ihm keine Gewalt zu Hülfe käme, so würde er ihnen keine Entsagung aus Moralprincipien zum allgemeinen Besten ablocken.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß es in Bezug auf die Armen so gehn wird, wie es bisher in allen menschlichen Dingen gegangen ist. Man wird die Armen leiden lassen, ohne sich um sie zu bekümmern, bis die Reichen selbst sich vor ihnen zu fürchten anfangen. Dann werden diese Reichen plötzlich eine Sorgfalt für die Armen affektiren oder auch wirklich hegen, aber nur, um die Gefahr, von welcher sie durch die Armen bedroht werden, zu beschwören. Dann wird man hin und herfaseln, Rathschläge geben und wieder zurückziehen, Opfer bringen, sie nicht hinreichend finden, noch größere bringen sollen, aber nicht wollen und am Ende festhalten an dem, was man hat, und sollte Alles darüber zu Grunde gehn. Dann wird man den Ereignissen nicht mehr gewachsen seyn; die Arme werden vielleicht über die Reichen herfallen, und sie berauben; vielleicht wird man auch, um für die Zukunft zu sorgen, alle die alten Tollheiten zurückkehren sehn, von Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft, öffentlichen Mahlzeiten, oder Maximum, Todesstrafe für Jeden, der mehr als 50 Franken in Silber besizt, Verdächtigung jedes Rocks, der nicht von grobem Tuch oder geflickt ist, oder die neuen Tollheiten des St. Simonistischen Schulhaltens und Preisvertheilens und Ausschenkens der Nationalwassersuppe, von der Jeder, der am fleißigsten gewesen ist, einen Brocken bekömmt, die übrigen aber das bloße Wasser. Es wäre zu verwundern, wenn die Menschheit, die so sehr systematisch ist, und jeden Zufall des Augenblicks zu einer ewigen Regel machen will, nicht allerlei Versuche der Vermögensnivellirung machen sollte. Allein gewiß ist, daß das Alles nur vorübergehende Erscheinungen seyn können, daß die Aristokratie des Reichthums immer von Neuem aufkommen wird, um, wie sie einen gewissen Grad der Unerträglichkeit erreicht hat, wieder von neuem Gewalt zu leiden.

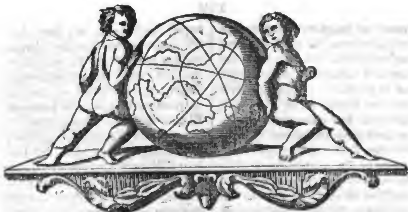
Ich gestehe, daß ich mich in der Politik vor nichts so sehr fürchte, als vor den Moralisten. Sobald die Politik dahin wirkt, Vortheile zu erringen, die nur aus der Moral fließen, und sobald sie sich zu diesem moralischen Zweck politischer Mittel bedient, ist der unmenschlichsten Tyrannei Thür und Thor aufgethan. Im Namen der Tugend, im Namen des Heiligen ist von jeher der gräßlichste politische Unfug getrieben worden; und wenn in unsrer allerdings sehr verdorbnen Politik etwas Gutes ist, so ist es das allgemeine Einverständniß, daß man von ihr nichts Moralisches verlangt. Nur dadurch ist sie menschlicher, vernünftiger, billiger, erleuchteter, als die Politik früherer Zeiten, und weh uns, wenn man je wieder davon abkommen sollte.

Herr Weitzel erkennt bei einer andern Gelegenheit vollkommen an, daß immer ein Gegensatz den andern hervorruft. Also würde auch ein Streben, die Politik moralisch zu machen, gerade zum Gegentheil, nämlich zur verruchtesten Lasterhaftigkeit führen, die aber eben so im Namen der Moral ausgeübt werden würde, wie bekanntlich im Namen Gottes das Teuflischeste ausgeheckt wurde, was die Weltgeschichte je erlebt hat.

Die bezeichnete Stelle ist vortrefflich: „Die Revolution ward durch die Macht der Dinge von einem Aeußersten zum andern getrieben. Erst trat der Aufstand der Willkühr entgegen, um sie zu mäßigen und zu beschränken; dann, als er im Versuche glücklich gewesen, bekämpfte er selbst die Gewalt, die zur Erhaltung der Ordnung unentbehrlich ist, und sezte die eigene siegreiche Willkühr an die Stelle der besiegten. Die Lehren von Systeme befolgten beständig diesen Gang, wollten erst eine gemäßigte Monarchie, dann eine demokratische Republik, später dieselben Staatsformen mit einer monarchischen Unterlage, endlich ein glänzendes Kaiserreich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 32. 28. März 1834.

Politische Wissenschaften.

1) Geschichte der Staatswissenschaft von J. Weitzel. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

(Schluß.)

„Immer ging die Theorie der Praxis nach, um sie zu rechtfertigen und zu erklären. Wie diese nun von einem Aeußersten zum andern übersprang, oder sich in grobe Gegensätze spaltete, betrat jene denselben Weg." — Weiter unten sagt er: „Napoleon hatte die Kraft der Freiheit zur Begründung seiner Willkühr, und die Mittel der Revolution zur Schöpfung seiner Legitimität verwendet. Diese unnatürliche Mischung und Verbindung, welche die Staatsklugheit für gut berechnet und fast gelungen hielt, rief eine eben so unnatürliche Mischung und Verbindung von Freiheit und Willkühr, von Revolution und Legitimität gegen ihn hervor, und die Untreue und Falschheit bewaffnete die Untreue und Falschheit gegen sich. Im Kriege gegen Napoleon bekämpften die bevorrechteten Stände und die Könige die Freiheit und die Revolution, die Völker aber die Tyrannei. Auf beiden Seiten, hier und dort, war Selbsttäuschung und absichtlicher Betrug, Dichtung und Wahrheit; aber die Wahrheit sollte, so verlangt es die Politik, der Dichtung dienen. Wer indessen Lügen säet, muß nicht Wahrheit ernten wollen. Man täuscht nur, so lange man Glauben findet; und so zerstört alle Täuschung ihr eigenes Werk, sich selbst und sogar die Frucht der Wahrheit, weil endlich auch diese dem Lügner nicht mehr geglaubt wird." Fast scheint es unglaublich, daß ein Mann von so verständigen Einsichten in demselben Buch noch an eine allgemeine Herrschaft der Moral glauben kann.

Nein, suchen wir die Politik nur immer klüger zu machen, das ist das einzige Mittel, sie auch in so weit der öffentlichen Moral dienstbar zu machen, als sie derselben überhaupt dienen kann. Eine bloß kluge Berechnung, wornach der Einzelne seinen größten Vortheil im Vortheil Aller findet, trägt mehr zur Moralität bey, als alles Moralpredigen. Ueberhaupt aber, wenn man von Politik spricht, muß man allemal voraussetzen, die verstocktesten Herzen vor sich zu haben; man muß es sich nicht beigehn lassen, an den Edelmuth der Zuhörer zu appelliren; man muß sich einbilden, man befinde sich auf der Londoner Börse.

Das achtbare Werk des Herrn Weitzel enthält in der einzelnen Ausführung noch sehr viel Schönes und Geistreiches und beurkundet die Liebe, mit der es verfaßt worden. Da sie vielleicht nur den wenigsten unserer Leser erinnerlich ist, entlehnen wir daraus eine edle Schwärmerei des Abbé Gregoire, der die von der französischen Nation

proklamirten Menschenrechte der einzelnen Menschen gegen einander noch weiter zu Volksrechten der einzelnen Völker gegen einander ausdehnen wollte. So konsequent es ist, daß die Menschen, wenn sie sich im Einzelnen zum wechselseitigen Wohl verbinden, es auch in Massen thun sollten; so gehört es doch 6000 Jahre nach dem Beginn der Geschichte noch immer zu den Lächerlichkeiten, dem alten Kinde Menschheit eine solche einfache Konsequenz zuzutrauen. Gregoire hatte vorgeschlagen, auch eine Erklärung des Völkerrechts in die Verfassung aufzunehmen, die in folgenden Artikeln bestand: 1) „Die Völker befinden sich gegen einander im Naturstande; das Band, das sie umschlingt, ist die allgemeine Moral. 2) Die Völker sind von einander unabhängig und souverän, welches auch die Größe ihrer Bevölkerung und der Umfang ihres Gebietes seyn mag. Diese Souveränität ist unveräußerlich. 3) Ein Volk muß gegen die andern handeln, wie es wünscht, daß man gegen es handle; was ein Mensch einem Menschen schuldig ist, das ist ein Volk den andern Völkern schuldig. 4) Die Völker müssen im Frieden sich so viel Gutes als möglich erweisen, und im Kriege so wenig Böses als möglich zufügen. 5) Das besondere Interesse eines Volks ist dem allgemeinen Interesse der menschlichen Familie untergeordnet. 6) Jedes Volk hat das Recht, die Form seiner Regierung anzuordnen und zu verändern. 7) Ein Volk hat nicht das Recht, sich in die Regierung der andern zu mischen. 8) Es gibt keine den Rechten der Völker angemessene Regierung, als die auf die Gleichheit und Freiheit gegründet ist. 9) Was von einem unerschöpflichen und unschuldigen Gebrauche ist, wie das Meer, gehört allen Völkern an, und kann nicht das Eigenthum Eines Volkes seyn. 10) Jedes Volk ist Herr seines Gebietes. 11) Ein Besitz, der sich in der Zeit verliert, begründet das Recht der Verjährung unter Völkern. 12) Ein Volk hat das Recht, den Eingang in sein Gebiet zu versagen, und die Fremden auszuweisen, wenn es die Sicherheit erfordert. 13) Die Fremden sind den Gesetzen des Landes unterworfen, und nach ihnen strafbar. 14) Die Verbannung wegen Verbrechen ist eine indirekte Verletzung des fremden Gebietes. 15) Die Unternehmungen gegen die Freiheit eines Volkes sind ein Verbrechen gegen alle andern. 16) Die Bündnisse, die einen Angriffskrieg zum Zwecke haben, die Verträge oder die Allianzen, die dem Interesse eines Volkes schaden können, sind ein Verbrechen gegen die menschliche Familie. 17) Ein Volk kann einen Krieg unternehmen, um seine Souveränetät, seine Freiheit, sein Eigenthum zu schützen. 18) Die Völker, welche sich im Kriege befinden, müssen den Unterhandlungen, die wieder zum Frieden führen können, einen freien Gang lassen. 19) Die öffentlichen Agenten, die sich die Völker senden, sind von den Gesetzen des Landes, in das sie geschickt worden, in Allem was den Gegenstand ihrer Sendung betrifft, unabhängig. 20) Unter den öffentlichen Agenten der Nationen gibt es keinen Vorrang. 21) Die Verträge zwischen den Völkern sind heilig und unverletzlich." Ueber diesen Vorschlag des wohlwollenden und menschenfreundlichen Gregoire, der einen ganz vortrefflichen Abschnitt in einem politischen Katechism geben würde, ging der Konvent zur Tagesordnung über.

Selbst jene Propagandisten der republikanischen Moral, die Terroristen nicht nur der öffentlichen, sondern sogar häuslichen Tugenden (Leute wie Robespierre dachten an alles), selbst jene nichts schonenden, mit eiserner Konsequenz durch alle Natur hindurchfahrenden Charaktere fürchteten sich lächerlich zu machen, wenn sie über eine Zumuthung an die Völker, moralisch zu seyn, nicht zur Tagesordnung übergingen. Wie gut angebracht die Vorschläge des Herrn Gregoire waren, das beweist die ganze europäische Politik seit jenen Tagen. Welches Völkerrecht wäre wohl seitdem nicht verlezt worden, und am meisten von eben jenem Frankreich! Und nun sage man noch, daß die Menschheit Anlage hat, moralisch zu werden.

2) Die vollkommene Association, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftstaats und der Lehre Jesu. Ein Beitrag zur ruhigen Lösung aller großen Fragen dieser Zeit. Von Fr. Tappehorn. Augsburg, Kollmann, 1834.

Da haben wir ein Projekt der Güterausgleichung, ein Projekt von der besten Sorte, so zuversichtlich und unvernünftig als möglich. Es ist der von Fourier verbesserte St. Simonismus, ein Zusammenschießen vieler Kapitale, produktiven und industriellen Kräfte zu gemeinschaftlichem Vortheil, eine Kompagnie vieler. „Der Gesammtfonds den die Gesellschaft an Grundstücken, Gebäuden, Vieh, Fabriken, Maschinen, Meublen und an baarem Gelde zusammenbringen will, soll 1,200,000 Fr. (etwa 500,000 Gulden) betragen. Dieses Kapital wird in Aktien, jede von 500 Fr. unterabgetheilt. Die Handwerker, Arbeiter und Angestellten, sollen der Regel nach zugleich Aktionäre nach Kapitalfuß seyn, doch können auch Arbeiter als bloße Taglöhner angenommen werden, bis dahin, daß sie die erforderliche Summe erübrigt haben werden, um Aktionäre zu werden. Um ihnen dieses noch zu erleichtern, werden für sie zweihundert Aktien, jede von 500 Franken, in Coupons von 100 — 200 und 300 Franken getheilt, und mit dem Erwerb eines oder mehrerer Coupons werden sie verhältnißmäßig Aktionäre, und üben das dießfällige Recht in Gemeinschaft mit den übrigen Couponsbesitzern aus. Die Verwaltung verabredet mit jedem Arbeiter und Angestellten eine Summe als Taglohn oder Monatsgehalt, was er wenigstens erhalten soll (Minimum), und auf so viel als dies beträgt, wird

ihm für Wohnung, Kleidung und Kost jährlich bis zur Auszahlung der Summe des Minimum Kredit gegeben. Jährlich im Monat März wird von dem Bestande des Vermögens, von den Verbesserungen und vom Uebergewinnst ein Generalinventarium aufgenommen. Der Uebergewinnst kann zweierlei Art seyn: vereinnahmtes Geld und die etwa noch zu verkaufenden Früchte, dann der Zuwachs und die Verbesserungen im Grundvermögen, in der fortschreitenden Urbarmachung, in neu angeschafften Maschinen und Heerden, u. s. w. Sollte in dem Grundvermögen jemals wider Erwarten eine Verminderung eintreten, so wird zu deren Deckung eine gleiche Summe aus dem baaren Uebergewinnst genommen, um den Verlust zu ersetzen, jedoch darf dadurch nie das Minimum der Arbeiter geschmälert werden. Für die Summe, um welche das Grundvermögen vermehrt seyn wird, werden neue Aktien ausgegeben, und diese, wieder mit der Unterabtheilung in Coupons, zum Verkauf gebracht. Die hieraus gelöste Summe wird zum baaren Uebergewinnst geschlagen. Aus dem auf diese Weise sich bildenden Ueberschuß werden dann die Zahlungen geleistet, und zwar nach folgender Ordnung. Zuerst der vereinbarte Taglohn der Arbeiter; darauf die Gehalte der erforderlichen Verwalter, des Kassirers und des Direktors; drittens, wenn der Gewinn so weit reicht, die Zinsen an die Aktionärs zu 5 pCt. Die geringen Arbeiter sollen noch die Begünstigung genießen, daß sie von dem ersten Coupon von 100 Fr. 6 pCt. Zinsen erhalten. Bleibt nach der Berichtigung der Taglohne, Gehalte und aller Zinsen, noch ein fernerer Ueberschuß, so fällt dieser keineswegs dem Eigenthümer des Landguts oder den Aktionären ausschließlich zu, sondern solcher bildet eine Dividende, die unter die Arbeiter, Angestellten und Aktionäre nach Verhältniß des für jede Klasse festgesetzten Minimums oder Zinsfußes vertheilt wird. Was den Arbeitern als eine Prämie zufällt, wird nach Stimmenmehrheit unter ihnen vertheilt. Noch ist in mehrern anderen Bestimmungen darauf Bedacht genommen, das Loos der Arbeiter zu verbessern. So sichert die Gesellschaft jedem einmal angenommenen Arbeiter zu jeder Zeit eine Beschäftigung, die ihm nothdürftigen Unterhalt gewährt; kranke und invalide Arbeiter und elternlose Kinder werden, in Ermangelung eigenen Vermögens, von der Gesellschaft ernährt. Sind die Eltern dazu im Stande, so haben sie für diejenigen Kinder die ihren Unterhalt noch nicht verdienen können, monatlich ein angemessenes geringes Kostgeld zu entrichten. Dafür übernimmt die Gesellschaft, für alle Bedürfnisse und für den Primärunterricht dieser Kinder zu sorgen, auch denselben zum Betrieb der Landwirthschaft oder eines Industriezweiges die nöthige Ausbildung zu geben."

Dann heißt es gar naiv: „Der Maßstab zur richtigen Schätzung der Grundstücke und der Arbeit und des Kunstfleißes wird sich in den Gesellschaftsmitgliedern von selbst ausbilden. Denn gerade in diesem Organismus, worin alles und jedes gegenseitig ist und sich wechselweise bedingt, muß jeder so gut durch das eigene Interesse als durch Gerechtigkeitsliebe dazu bestimmt werden, daß er dem andern zufließen läßt, was ihm gebührt." Das ist die wunderliche Voraussetzung, die auch die St. Simonisten hegen. Als ob es jemals möglich wäre, der Ungerechtigkeit auf der einen, dem Neide auf der andern Seite vorzubeugen. Die St. Simonisten stellen doch noch wenigstens eine aristokratische Priesterschaft auf, der sie das Geschäft der Vertheilung in die Hände legen; darin ist wenigstens Methode.

Der Geist bekümmert sich freilich um den Lohn nicht, und Milton würde auch für eine noch geringere Belohnung nicht schlechter, Walter Scott auch für eine noch größere nicht besser gedichtet haben. Was indeß nicht Trieb des Genies, was nur Fleiß und Anstrengung hervorbringt und erreicht, das müßte offenbar bei jenem Vertheilungssystem leiden. Würde wohl der Kaufmann, der Handwerker, der Oekonom sich noch eben so, wie früher anstrengen, wenn er auf den größten Theil des ihm sonst gesicherten Gewinns jezt in der Association verzichten müßte? „Das Gesammteinkommen in Frankreich beträgt gegenwärtig im ganzen Jahre 6,396,789,000 Fr. Würden diese sechs Milliarden, wovon die eine Milliarde betragenden Abgaben noch nicht abgezogen sind, unter den 32,250,000 Einw. gleich vertheilt, so fielen auf einen jeden Einwohner täglich 54 Centimen oder etwa 15 Kr. In der Wirklichkeit bei der ungleichen Vertheilung des Vermögens aber müssen mehr als 22,000,000 Franzosen täglich von weniger als 8 oder 6 oder 5 Sous ihr Leben fristen. Bei dieser Noth helfen Sparkassen, Vorsichtsbanken und Lebensversicherungen nicht aus, sondern man muß die Produktion vermehren, und diese soll nach der Berechnung eines französischen Akademikers in der Association sich vervierfachen können. Dieses Vierfache wird sich aber nach folgender Vermögensstufe vertheilen: 1) Reiche von jährlich 50,000 Fr. Einnahme, verdoppeln diese Einnahme, 2) Wohlhabende von jährlich 10,000 Fr. Einnahme, verdreifachen, 3) Mittelstände von jährlich 2000 Fr. Einnahme, vervierfachen, 4) Bedrängte von jährlich 800 Fr., verfünffachen, und 5) Arme von jährlich 120 Fr. Einnahme, versechsfachen diese Einnahme. Man sieht aus dieser Leiter Fouriers, wie die Absicht ist, die Einnahme mehr gleichmäßig zu machen, was sehr zu loben ist; indem die vorhandene Unzufriedenheit hauptsächlich aus der bestehenden und immer steigenden Ungleichheit hervorgeht." Welche willkührliche Stufenleiter der Geldhierarchie! Wozu würde sie führen? Fängt man einmal an, die Reichen zum Vortheil der Armen zu

berauben, so bleibt man auch bei einem solchen Anfang nicht stehn.

3) Erläuterungen über den Bund der Völker für Gewerbe und Handel. Von J. W. Schmitz. Zweite Auflage. Kassel, Geeb, 1833.

Auch hier eine Association, aber nur der Reichen, so daß nur mittelbar durch Arbeitsvermehrung auch die Armen davon profitiren könnten. Des Verfassers Ideen sind im Wesentlichen:

1) Die Fähigkeiten und der Unternehmungsgeist einzelner Staatsbürger bleiben fruchtlos, weil einzelne Mittel und die Lebensdauer einzelner Individuen oder kleinerer Gesellschaften zur Vollendung ausgedehnter Unternehmungen nicht hinreichend sind. Der Bund soll ein großes Zusammenwirken aller Fähigkeiten unter einer kräftigen Verwaltung zu Stande bringen. Und dies geschieht ganz einfach durch die Vergrößerung der Association mittelst einer stufenweisen hierarchischen Verwaltung statt der Versammlung aller Theilnehmer.

2) Die vorhandenen Mittel liegen jezt unbenuzt. Einzelne Kapitalien und Vermögen, die vereinigt hinlänglich und mächtig seyn würden, haben keinen Vereinigungspunkt. Diesen bietet die Centralverwaltung dar, und durch Wahlvertretung statt der Versammlung aller Aktionäre wird die schärfste Kontrolle und die größte Vereinigung möglich.

3) Das Mißlingen einzelner Geschäfte, und die durch Verarmung häufiger vorkommenden Bankerotte verursachen großes Mißtrauen unter den Gewerbtreibenden — Einer leihet nicht mehr dem Andern, und so stocken Gewerbe und Handel. Der Bund tritt zwischen den Gläubiger und den Schuldner, ziehet die Kapitalien in eine Masse zusammen und bildet eine für industrielle Unternehmungen immer gefüllte Kasse.

9) Die bestehenden einzelnen Sparkassen, entsprechen bei einer mühsamen Verwaltung dennoch ihrem Zwecke nicht.

Durch wachsende Scheine eröffnet sich die einfachste Sparkasse an allen Orten zugleich und zum Gebrauche aller Menschen, ohne irgend eine Bemühung oder Zeitverlust.

10) Bei der zunehmenden Ausdehnung des Handels und Annäherung der Völker, muß schon manches Geschäft an vielen Orten und in mehr als einem Lande durch Reisende vergegenwärtigt werden. Der Geschäftsbetrieb durch Reisende ist unsicher, und sehr kostspielig. Die Fortschritte der Industrie, erfordern eine Einrichtung, mittelst welcher jedes einzelne Geschäft überall vergegenwärtigt werden kann. Dieses bietet der Bund dar in seinen, durch Kaution verbürgten Agenten an allen Orten."

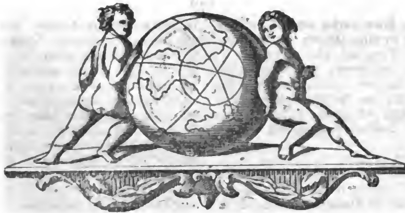
Die Geschichte der deutschen Hansa dürfte vielleicht den besten Kommentar zu diesem Vorschlag enthalten. Manches hat die Zeit allerdings verändert, aber die Menschen sind doch dieselben geblieben. Handelskompagnien können nur für sehr bestimmte Handelswege und Handelszweige bestehn; sobald sie sich zu weit ausdehnen, durchkreuzen sich die Interessen, was noch mehr bei einer Association der Industrie mit dem Handel der Fall seyn muß. Nun kann zwar allerdings ein politischer Körper, wie z. B. der Kongreß der Vereinigten Staaten den Streit dieser Interessen, z. B. in der Tariffrage, definitiv entscheiden; könnte dies aber auch der Ausschuß einer bloßen Privatverbindung? zu welchen Spaltungen und Reklamationen würde dies führen? Nein, die Natur selbst sezt eine Grenze zwischen dem, was Sache des Einzelnen oder Weniger, und dem, was Sache Aller seyn muß; und sehr oft ist es für das Gemeinwohl besser, wenn gesonderte Interessen ihre Befriedigung auch auf gesonderten Wegen suchen und sich wechselseitig bekämpfen, als wenn sie zu einer unfreiwilligen Ehe zusammengebunden wären. Das trop regner ist unter monarchischem Einfluß drückend, unter demokratischem aber unerträglich.

Möchten doch unsere menschenfreundlichen Weltverbesserer, deren guten Absicht wir unbedingt Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht vergessen, daß den wirklichen Verbesserungen im Kleinen nichts so sehr im Wege steht, als das allzu ausschweifende Projektiren allgemeiner großer Verbesserungen, die unmöglich sind. Man stifte Gesellschaften für bestimmte einfache und einzelne Zwecke, für eine neue Wasserverbindung, für eine bestimmte Route von Eisenbahnen, für einen neuen Handelsweg, für einen besondern Handelsartikel und sie werden gedeihen und Früchte tragen; jeder allgemeine Handelsbund aber ins Blaue hinaus wird scheitern und den Kredit der Associationen vermindern. Allerdings hat die Erfahrung gelehrt, daß der beste Wille, die gediegenste Thatkraft im Einzelnen sehr oft umsonst sich angestrengt haben, da ihnen die Zeitumstände im Ganzen nicht günstig waren; aber könnte selbst der ausgedehnteste Handelsbund diesem Schicksal entgehen, würde er, als Privatanstalt, nicht eben so sehr von der allgemeinen politischen Konstellation abhängen, ja in noch höherm Grade die Eifersucht der mit uns rivalisirenden Handelsmächte und überhaupt jeder Macht wecken, die überhaupt keine von ihr unabhängige neben sich dulden will?

Inzwischen müssen alle Ansichten sich aussprechen, damit die Wahrheit ermittelt werde, und Erörterungen wie die vorliegende, die wichtigsten materiellen Interessen der Gegenwart und Zukunft betreffend, verdienen die dankbare Anerkennung aller Besonnenen. Die eigentlichen Aufgaben der Zeit nur zu erkennen, ist schon viel, wenn man auch noch nicht das richtige Mittel findet, sie zu lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 33. 31. März 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

4) Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in konstitutionellen Staaten. Von dem geh. Rathe und Prof. K. H. L. Pölitz. Dritter Band. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Die Zeiten der Karpzowe sind nicht mehr. Die Gottesgelehrtheit wie die Staatsweisheit hat sich bequemen müssen, populär zu werden, selbst der Medizin steht dieses Schicksal bevor. Nicht mehr haspelt ein lateinischer Professor den endlosen Ariadnefaden zu den Rechtslabyrinthen von Wetzlar und Regensburg ab, und so unglaublich es auch scheinen sollte, so hat doch im neunzehnten Jahrhundert schon hin und wieder ein deutscher Universitäts-Professor ein politisches Buch geschrieben, das weniger nach der Lampe als nach der frischen Luft der Morgenröthe riecht. Ganz freilich können sie den Schulstaub nicht abschütteln. Es wäre unbillig, wenn man ihnen zumuthen wollte, gleich Engländern und Franzosen unmittelbar von der Sache selbst zu reden, und sie in scharfen klaren Umrissen hinzustellen. Ein deutscher Universitätsprofessor würde nicht mehr er selbst seyn, wenn er nicht wenigstens in einer Einleitung erst der Schulpedanterei eine Libation spendete, und den Lesern oder Zuhörern erst vordemonstrirte, wie man durch allerlei schwierige Umwege zur Sache gelangen könne. Die Demonstrirsucht, die unbändige Lust, das allereinfachste erst durch die allerkünstlichsten Beweise klar machen zu wollen, die schmeichelhafte Voraussetzung, daß man die ungeheuersten Dummköpfe vor sich habe, mit denen man ab ovo anfangen müsse, das ist eine ansteckende Krankheit, die vielleicht ewig in den akademischen Mauern hausen wird. Statt dem Kinde zu sagen „schneide dich nicht in den Finger,“ würde es ein deutscher Professor allezeit für einen Verlust und eine Herabwürdigung der Wissenschaft halten, wenn er nicht auf's gründlichste zuerst mit der Mineralogie und Bergwerkskunde begönne und dann aus dem rohen Metall durch Schmelzen und Schmieden endlich die gefährliche Scheere, mit welcher sich das Kind nicht schneiden soll, entstehn ließe. Um vor der Kinderkrankheit unsrer alten Tage, vor dem Revolutionsfieber zu warnen, sagen sie nicht etwa: „thut das nicht, lieben Leute, vertragt euch,“ sondern sie fangen auf's gründlichste von den alten Staatenverbindungen an, von der Gesetzgebung des Lykurg ꝛc. und kommen dann durch das lange Mittelalter endlich bis zur Revolution von Scheppenstedt herab, die vielleicht ganz einfach aus einem Uebergriff der Polizei oder der Steuereinnehmer zu erklären gewesen wäre. Gesezt der Staat verlangte von ihnen, daß sie Bier brauen sollten, so würden sie sich in zwei

Parteien theilen; die Einen würden über die muthmaßlichen Bierbrauereien der Alten schreiben und die Andern würden das absolute Bier, das Bier an sich oder die Idee Bier schlechthin, philosophisch festzustellen suchen; während dessen das harrende Publikum entweder gar nichts zu trinken hätte, oder das Bier nehmen müßte, wie es ihm von Andern eben geboten wird. Siehe da den großen Einfluß deutscher Gelehrsamkeit auf die Politik.

Herr Pölitz gehört zu denen, die sich einer populären Sprache und eines gewissen Anschliffes befleißigen, den der rohe deutsche Gelehrte immer nur im Umgang mit der Welt außerhalb der Akademie gewinnt. Er ist für das Katheder, was lange vorher Archenholz für die Journalistik war, und wir wollen gegen Beide dankbar seyn. Er fühlt, daß die alte Pedanterei nicht mehr an der Zeit ist, und daß unsre Zeit nicht Zeit hat, bei jeder kleinen politischen Bewegung, deren Ursprung aus den ältesten Geschichten oder deren Zusammenhang mit dem „concreten Allgemeinen" der Weltgeschichte nachzuspüren. Er will also einfach, deutlich seyn, aber sey es, daß er von der süßen Gewöhnung des Katheders nicht lassen kann, oder daß die politischen Kinder, die er vor sich zu haben glaubt, nur erst noch schwache Kost vertragen, kurz er demonstrirt noch ein wenig und wenn er auch das Skelet der heutigen europäischen Staatenverhältnisse und ihres völkerrechtlichen Zusammenhangs in einen allgemeinen Umriß hinzeichnet, so glaubt er doch keineswegs ins Mark der Politik eindringen zu müssen.

Im Ernst, worauf läuft die ganze völkerrechtliche Praxis hinaus? wie ist es damit zu allen Zeiten gehalten worden, wie wird es gehalten, und wie wird es gehalten werden? Man thut, was man will, so lange man kann, und man thut, was man muß, wenn man nicht mehr anders kann. Nichts ist wohl so undankbar, als die allgemeine Theorie eines Völkerrechts aufstellen zu wollen. Allerdings hatte jeder politische Zustand von nur einiger Dauer auch sein eigenthümliches Völkerrecht, so wie die persische und römische Zeit, so das Mittelalter, die Periode des Gleichgewichts, die Zeit Napoleons, die Restauration; aber warum will denn der Herr Professor nicht merken lassen, daß es außer diesen relativen, stets den Ereignissen folgenden Theorien gar keine absolute, allgemein gültige gibt, und daß selbst die seinige nur ein Töchterchen der schüchternen Zustände Leipzigs ist.

5) **Der Formalismus in der Lehre vom Staate. Ein rechts-philosophischer Versuch von G. Mehring. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833.**

Die ächt homöopathische Kur dieses vortrefflichen Buchs möchten wir allen an der Philosophie Leidenden in unserm geliebten deutschen Vaterlande freundlichst und ernstlichst empfehlen. Bekanntlich ist die deutsche Philosophie, als eine zweite Jo, durch den politischen Zeitgeist Zeus zu Falle gekommen und eine Kuh und noch dazu toll geworden und irrt durch alle Zonen; hier in der Schlegelei verliebt sie sich in den Stier Apis und will dessen hierarchischen Thron theilen und ein großer Gottesstaat soll alles Erdreich umfassen; dort in der Hegelei geräth sie mit dem Flußgott, Achelous, in Collision und glaubt in ihm die Auflösung des großen Welträthsels, das bisher für fabelhaft gehaltene Einhorn gefunden zu haben, weil ihm ein Horn fehlt, und noch dazu das Horn des Ueberflusses. Wohin noch strebst du, göttliche Kuh, die du zugleich so manchen auch irdisch mit Butter versorgst? Wie kann man dich wohl wieder zähmen und zur Vernunft bringen? Wie kommt man, heiliges Vieh, dir bei? Offenbar muß man dir deine eigene Tollheit einimpfen, und Hahnemann, den du gewiß verachtest, wird am Ende das Hähnchen des Aesculap seyn, das dich allein heilen kann.

Hier ist ein Versuch dazu. Herr Mehring beginnt mit einer wahrhaft scholastischen Aengstlichkeit und Minutiosität, um die ungeheure und überaus verwickelte Maschine des philosophischen Faselns in allen ihren angreifenden Hammern, Kammzähnen, Schöpfrädern, Holländern und Walzen sanft und unmerklich zurückzudrehen, daß die Patientin es gar nicht gewahr wird, was in ihrem leidenden Kopfe vorgeht, und wie sie allmählich immer weniger rast, immer leichter und leichter wird und zulezt ganz unverhofft die Vernunft wiederfindet.

Das Resultat der scharfsinnigen Untersuchung ist, daß alle Staaten von jeher nur verschiedene Formen des Despotismus, der Gewaltherrschaft waren. Ein solches Resultat allein ist der Philosophie würdig, und rettet ihre keusche Wahrheit, denn man sage was man will, sobald die Philosophie nur irgend einen wirklichen menschlichen Staat als absolut vernünftig zu beschönigen unternimmt, so ist sie bestochen. Der gemeine Mensch mag mit wenig zufrieden seyn, der Philosoph aber, dem die hohe Aufgabe geworden, die Idee der Freiheit für das praktische Leben eben so wie die der Wahrheit für das intellektuelle zu retten und sicher zu stellen, der Philosoph darf sich nicht durch die Gewalt bethören lassen, sie für etwas anderes zu halten oder auszugeben, als was sie ist. Es ist wahr, Gewalt hat immer geherrscht, und Gewalt allein, Freiheit war noch nie auf der Welt, als im Vorüberflug, als in dem Augenblick, in dem man um sie kämpfte, aber in dem zweiten Augenblick, da man sie erkämpft zu haben glaubte, war sie auch schon wieder verschwunden. Welche Philosophie, die nicht die ungeheure Kluft zwischen Wirklichkeit und Idee wahrnehmen

wollte, der die Freiheit nicht immer als eine fliehende Asträa vorschimmern müßte!

Herr Mehring sagt: „Die Geschichte des Staats ist eine Geschichte des Despotismus, wie wir ihn oben erklärt haben, in seinen verschiedenen möglichen Formen. Die reine, vollkommene Patriarchie und Theokratie geht, wie der Zustand des reinen Individuums, hinter die offene Geschichte zurück und glänzt uns nur als fromme Sage eines verlorenen Paradieses aus Legenden-Ferne nach. Denn selbst Mosis erhabene Theokratie blieb immer nur Ideal; was die Wirklichkeit davon sah, war nie mehr als ein schwaches Bruchstück, wie man längst anerkannt hat. Die asiatischen Reiche (es versteht sich, daß einzelne Ausnahmen keine Thesis begründen) waren und sind bis auf den heutigen Tag Despotien. Ihr Wesen war Formalismus, die physische Uebermacht statt des Rechts; ihr Prinzip Einheit, die die Freiheit verschlang. Asiens Schicksal, seine Stellung zu den übrigen Welttheilen gibt in so vieler Hinsicht Anlaß zu den interessantesten und ernstesten Betrachtungen, es gibt ihn reichlich auch in politischer Beziehung. Auf dem großen Asien, dem mütterlichen Schooße des Menschengeschlechts nicht nur, sondern auch, worauf alle Zeichen der im Mythus träumenden Geschichte hinweisen, aller menschlichen Kultur, — auf ihm scheint ein schwerer Fluch zu ruhen. Nicht die alberne Fabel von dem Altern der Völker und Welttheile findet hier ihre Anwendung, es sind nicht bloß die Merkmale des Alters, die wir an Asien wahrnehmen, nicht ein bloßer Mangel an Erzeugungskraft, sondern es wird zum Quell eines positiv-Bösen. Der Europäer hört nur noch von Asien, wenn er an die Reizmittel seiner unnatürlichen Gelüste, an die Schande, daß er für die Befriedigung derselben das väterliche Erbe seiner Freiheit verkauft, wenn er an das Gift körperlicher und geistiger Seuchen erinnert wird. — Zum leztenmal vor achtzehn Jahrhunderten zeigte sich Asien als der Welttheil des Segens, es war die höchste Gabe, die lezte Weihe, die er noch von seiner Westküste aus, mit seinen äußersten Lippen dem Menschengeschlechte ertheilte, und von da an nicht mehr; seine Natur wendete sich um. In politischer Bedeutung findet man seit länger als zwei Jahrtausenden nichts als die tiefste Barbarei. Eine große Wüste, und in ihr das Thier der Wüste, — der Despotismus in seiner fürchterlichsten Gestalt. Den Charakter einer wahnsinnigen Verheerungs-Wuth, den er zur Zeit der Griechen und des Xerxes hatte, der das Meer, das seinen Scepter verspottet, peitschen läßt, trägt er noch heute. Ein Herr und Millionen Sklaven, ein schauerliches Ἓν καὶ πᾶν schwebt ihm als Ideal vor; aber da der Begriff, wie wir genug gesehen haben, einen Widerspruch in sich selbst trägt, da bloße Gewalt ohne moralische Macht eben so wenig Einheit, als wahre Freiheit erzeugt, sondern nur einen Zustand der Zersetzung, so hat der Herr hier nichts vor dem Sklaven voraus, als daß er der Sklave von Millionen Sklaven ist. Ueber Europa hat sich deshalb Asien in der alten und neuern Geschichte immer nur wild erobernd ergossen. (Perser, Araber, Mongolen, Türken.) — Wir überschreiten den Bosporus, die Grenzscheide des Morgen- und Abendlandes, und wie dort die Einheit, so finden wir hier die Vielheit vorzugsweise ausgebildet; vielleicht eine Folge davon, daß hier der Geist sich von Anfang mehr als trennender, destinguirender Verstand ausbildete und dadurch der Selbstständigkeit des Individuums günstiger wurde, dort aber mehr als sehnender Glaube, in dessen Wesen es liegt, zu unterwerfen oder unterworfen zu werden. Jenen gegenüber stehen die griechischen Staaten, aber auch sie und gerade die reinsten Demokratien bieten uns das Bild des Despotismus dar, welcher nur den Schild verändert hat und statt der Einheit die Freiheit (Willkühr) aushängt. Sie halten es vorgeblich mit der Freiheit und verbannen die Gerechtigkeit (Aristides). Der griechische Staat ist Formalismus, denn er knüpft die Souverainetät an den Namen und das Blut, das Princip einer republikanischen Legitimität. Daß einer Vollbluts-Grieche sey, macht ihn zum souverainen Burger, jeder Nicht-Grieche hat nur die Wahl zwischen Barbar oder Sklave. So viele Griechen, so viele Souveraine; der Staat ist nur das Aggregat derselben, und der Kampf der Faktionen sein Leben. Diese beiden Entwicklungsformen des Staats zusammengenommen mit dem Feudalismus können unter dem höhern formalistischen Princip des Territorialismus begriffen werden. Der Staat in seiner vollkommensten Gestalt ist genau betrachtet nicht mehr als eine lex agraria, und selbst den Griechen erscheint, wie auch Raumer erwähnt, Recht und Gesetz nur als gleichmäßige Vertheilung (νόμος). In den asiatischen Despotien tritt der Mensch als Eroberer und Herr des Bodens auf, der schlechthin jeden andern von diesem Besitz auszuschließen strebt; in Griechenland erscheint er als Sohn des Bodens, der seiner Mutter Ruhm und Abgott ist; im Lehensystem endlich wird der Mensch gar der Sklave des Bodens. Hier ist das Verhältniß in der direktesten Umkehr begriffen. Der Boden ist Substanz geworden, die Person dessen Accidenz. Der Freiherr ist nur frei, weil sein Boden es ist, der Hörige ist nur unfrei, weil die Stelle, auf der sein tägliches Brod wächst, einem Andern Zins trägt. — Von dem Territorialismus schreitet die Geschichte fort zum Prinzip der absoluten Mehrheit, der Volks-Souverainetät. Sie wird von einem Extrem zum andern geschleudert,

sie soll den Despotismus in allen Formen versuchen. Nicht ganz zwei Jahrhunderte (1688) sind es, seitdem sie in diese Periode eingetreten ist, und den ersten Schritten hängt noch sehr das Wesen des territorialistischen Systems an (Britanniens Aristokratie). Diese Periode, in welcher wir noch stehen, ist die Demüthigungsperiode der Intelligenz, sie wird regiert von dem Scepter der Meinung und gemeinen Laune, und seufzt unter der Tyrannei der Veränderlichkeit."

Daß der Verfasser dieser inhaltreichen Blätter seiner so richtigen Würdigung der Vergangenheit und Gegenwart auch noch Voraussetzungen von der Zukunft beifügt, die wenig dazu passen, ist freilich wunderlich. Wollte er die leidende Philosophie vielleicht nicht ohne eine kleine Koncession entlassen, wie man sie Reconvalescenten macht? Er sagt: „Hat diese Entwicklungsperiode sich selbst aufgezehrt, dann hat endlich der Despotismus sich überlebt und es geht die nächste Stufe zur Herrschaft, oder genauer gesprochen, zur Souverainetät der Idee. Monarchisch als theokratische Patriarchie hat der Staat unter Menschen begonnen, und durch die Souverainetät der Idee wird er als theokratischer Gemeingeist sein Ziel finden." Wird er? O nicht doch, das hieße das ganze schöne Gebäude dieses Denkers wieder zusammenwerfen, wenn er es für möglich halten wollte, daß jemals die künftigen Menschen sich zur Idee erheben könnten. Eben darin beruht ja die schlagende Wahrheit seiner Geschichte des Despotismus, daß die Idee der Freiheit den Menschen zwar von jeher vorgeschwebt hat, daß sie sie aber nie haben realisiren können, weil sie überhaupt auf Erden nicht realisirbar ist, weil es überhaupt das Wesen einer jeden Idee ist, sich nicht realisiren zu lassen. Wahrlich ich sage euch, der Krieg wird nicht aufhören in der Welt, und es steht geschrieben, daß die Welt in Mord und Feuer untergehn soll. Wo kämen die Theokraten her, die sich zu einem Gemeingeist harmonisch fügen könnten? Auch diese lezte Gemeinde müßte wieder Gewalt üben an all den zahlreichen Gliedern, deren angeborne, durch keine Philosophie jemals auszurottende Begierden und Neigungen die Eintracht stören würden. Glaubet doch ja nicht, daß Menschenwille, wenn auch noch so edel und geläutert, je das ungeheure Schicksal des Geschlechts bezwingen werde. Fragt den Vater, der unter seinen Kindern sizt, sie alle gleich erzogen hat zu Eintracht und wechselseitiger Liebe und allem Edeln und Schönen; fragt ihn, ob nicht eines geheimen Groll im Herzen hegt, und wenn es auch nur der diesem kriegerischen Menschengeschlechte angeborne Groll über den Frieden selbst wäre, und ob nicht ein anderes der Kinder träge oder blöde seyn wird, mithaltend mit den Frommen, aber eben so leicht fortgerissen von den Unbändigen, und wieder eins, das stolz auf seine größere Frömmigkeit, eines Vorzugs sich anmaßen wird bei aller Liebseligkeit, oder durch altkluges Hofmeistern selbst den Friedlichen unausstehlich werden wird. Macht die Menschen anders, wenn ihr könnt, wenn ihr aber nicht könnt, so glaubt nicht an ihren Frieden. Schon in Adams Familie sprach sich der Kontrast aus, der seitdem durch alle Geschlechter der Menschen geht, und unter allen Umständen, auf jeder höhern Stufe der Kultur immer wiedergekehrt ist. Und das ist, nach uralter Ansicht, der Todeskeim, der in der Menschheit liegt, an diesem Schicksal wird sie einst untergehn, nicht wie Cleobis und Biton schlafend im Tempel, sondern wie die Götter und Menschen der alten Edda in Kriegsgetös und Flammen, und wie die Gewaltigen und ihre Heerschaaren unter den ausgegossenen Zornschaalen des Himmels und Oeffnung der Todesschlünde, nach der Apokalypse.

6) Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erörterungen und Einleitungen, von dem geh. Rathe K. H. L. Pölitz. Zweite Auflage. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus, 1833.

7) Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten, herausgegeben von Alexander Müller. Erster Band. Mainz, Kupferberg, 1832.

8) Mikrokosmus. Eine polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Für gebildete Leser aller Stände, herausgegeben von Dr. Zöpfl. Zweites Semester. Heidelberg, Oswald, 1832.

Das erste dieser Werke enthält bloß Verfassungs-Urkunden, das zweite theils solche, theils Gesetze, theils Kritiken derselben, das dritte hauptsächlich kritische Kommentare und Beleuchtungen. Wegen seiner Vollständigkeit und Kürze ist das erste das brauchbarste. Die kommentirenden Zeitschriften können freilich nur Fragmente liefern. Wir haben so viele Staaten, Verfassungen, Gesetzgebungen, Amts- und Regierungsblätter in Deutschland, daß Herr Dr. Zöpfl, wenn er sie alle kommentiren wollte, mit tausend Bänden noch nicht fertig würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen rc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Reisen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 26.

Nro. 27.

Nro. 28.

№ 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. April 1834.

Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu seyn.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dicht gedrängt bewohnten Raum.

Goethe.

Niederländische Briefe. *)

Ausflug nach Leyden.

Sie wissen, wie hart es mir ist, anzufangen und nicht fortzusetzen, im Reisen wenigstens. Und doch muß ich mich diesmal bescheiden, nur die Vorhalle Hollands zu betreten, an den Küsten zu bleiben, ohne den „reinen Osten," Amsterdam, Harlem, Utrecht besuchen zu können. Wer nicht bis zur Sättigung haben soll, der will doch naschen, und so beschlossen wir, auf einer Ausflucht aus dem Haag nach dem nahen Leyden vom Lande der Kanäle die Süßigkeit des Kerns zu kosten. Gewissenhafte Gäste der heilenden See, nahmen wir also gestern unser kühles Bad in ungewöhnlich früher Stunde, wanderten dann durch den heitern Busch, durch's Haag, zum äußersten Kanale, und erreichten glücklich die „achte Schuyte;" denn stündlich geht diese gemächliche Reisegelegenheit ab, und schon viel früher, als zur achten Stunde. — Sie kennen im Ganzen die Einrichtung dieser Fahrzeuge, die ohne kostspielige Eleganz die nöthigsten Bedürfnisse holländischer Bequemlichkeit befriedigen. Dem Stübchen (het Roef), dem bescheidenen Aufenthalt der, wie billig etwas höher besteuerten Aristokratie, fehlt nie der niedrige Tisch mit dem unentbehrlichen Feuerbecken und dem bekannten andern Geräth der unverhehlten, freilich nicht scheinbaren Reinlichkeitsliebe. Sehr weiche Federkissen liegen auf den hölzernen Bänken umher, und Vorhänge an den Fenstern, Duodezausgaben der Prachtexemplare in den Wohnstuben, gewähren auch hier das dem Holländer so gemüthliche Halblicht, das bei ungünstigem Wetter durch den Tabaksdampf der dann oft dicht gedrängten Gäste möglichst gesteigert wird. An freundlichen Tagen, wenn die Sonne die feuchte Luft des Kanals durchwärmt, bleibt man freilich lieber im unbedeckten Theile, und kommt so rauchend, schlafend, oder bequem und eintönig schwatzend, mühlos an den Ort der Bestimmung. Indessen ist die Fahrt nicht gar zu langsam, jedenfalls empfehlenswerth wohlfeil, und doch — da bei der großen Zahl täglich abgehender Fahrzeuge selten Ueberfüllung entsteht — auch von den höhern Ständen benutzt. Wir waren noch zu

*) Unter dem Titel: Niederländische Briefe, erscheint in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ein Werk, in welchem sich an die Anschauung der Kunstwerke in den vornehmsten niederländischen Städten die interessantesten Betrachtungen über Malerei, Skulptur und Architektur im Allgemeinen anschließen. Bei den Abschnitten, welche wir den Lesern mitzutheilen gedenken, nehmen wir, dem Charakter unserer Blätter gemäß, besondere Rücksicht auf Schilderungen von Land und Volk, und ziehen Kunsturtheile nur in soweit herein, als es geschehen kann, ohne auf das Gebiet unseres Kunstblatts zu sehr überzugreifen.

D. Red.

frühe für die Abfahrt gekommen; dafür aber gab die Reisegesellschaft, die langsam sich einfand, günstige Aussicht. Ein gar liebliches Professorenkind, ein freundliches Willkommen aus dem gelehrten Leyden, bestieg mit dem jüngern Bruder den Nachen. Die Fülle der schönen Holländerinnen, die freilich später oft einen bleichen, schweren Charakter annimmt, war hier noch in jugendlicher Frische, und stand gar zierlich in der feinen französischen Tracht. Leider aber wollte sie nur in der Tracht vom Französischen wissen, nicht in meiner Anrede, die sie freundlich, aber bestimmt ablehnte. Bald tönte auch die Glocke, als lezter Ruf zur Abfahrt, der Pferdeknabe (das Jägerchen, wie man ihn hier zärtlich nennt) saß auf seinem Quersattel, und unsere sanfte Reise begann. — Bald mündet der vom Haag her kommende Kanal in den, welcher von Delft nach Leyden führt; wir wandten uns also links, und fuhren nun lange Zeit bei sehr sorgfältig erhaltenen Landhäusern vorbei. In Holland wie in Venedig sind die Kanäle die Schauseiten der Häuser, während man die Straßen des Innern weniger würdigt. An sie reihen sich diese ruhigen Lustsitze, welche dem Reisenden der Wasserstraße das Land als den Aufenthalt gewerbloser, genießender Rentner erscheinen lassen. Gewöhnlich sind diese Landhäuser in mehreren Stockwerken, aber niedrig gebaut, in einfachen Formen, aber mit frisch angestrichenen Laden und Thüren und hellglänzenden Spiegelfenstern, welche das Vergnügen müßiger Neugierde dem Bewohner, nicht dem Vorüberfahrenden gestatten. Dieser wird dagegen durch den Anblick überreicher Blumenbeete, bunter Spaliergewächse oder der dichten, schattigen Baumgänge entschädigt. Häufig, wenn das Wohnhaus selbst weiter im Innern des Gartens, liegt dann dicht am Kanal ein Pavillon, gewöhnlich, um den Genuß der stündlich vorbeikommenden Fahrzeuge nicht auf eine enge Gegenwart zu beschränken, sondern Annäherung und Entfernung beobachten zu können, mit einem dreiseitigen, ganz zu Fenstern bestimmten Vorbau. An diesen möglichst bunten und zierlichen, oft in gothischen oder chinesischen Formen erbauten Häuschen ist denn auch der Name des Landsitzes zu lesen; manchmal nur die Lokalität angebend, z. B. Voorburg, Yperburg; zuweilen in galanter Erwähnung ehrbarer Hausfrauen oder Töchter, Carolinaburg, am häufigsten aber das Wohlgefallen des Besitzers aussprechend, Welgelegen oder Vreugde en Rust. Freude und Ruhe! die wahren Penaten dieser friedlichsten aller Burgen, eigentlich nur verschiedene Verkörperungen derselben Gottheit. Die Ruhe, erzählt man, wird häufig hier so strenge verehrt, daß viele der müßigen Bewohner dieser Landsitze selbst die Reise in die nächste Stadt lebenslang aufschieben. Nur durch diese grenzenlose Liebe zur Ruhe wird der Patriotismus begreiflich, welcher die Holländer abhält, nach englischer Sitte, weniger hochbesteuerten Lebensgenuß in andern Ländern zu suchen. Geräuschlos zogen wir unsere Wasserstraße fort durch die geräuschlose Welt der „Freude und Ruhe,“ deren ewige Sabbathstille für uns unruhigere Geister des festern Landes wenig gemacht seyn möchte. Hinter dem freundlichen Oertchen Letzedamm, wo wir kurze Zeit anlegten, um den unentbehrlichen Genuß des Vormittagskaffee's zu haben, wurden die Umgebungen einförmiger und das Gespräch der Reisegesellschaft belebter. Ein französischer ancien militaire, den seine philanthropischen Wanderungen unter Napoleon nach Egypten, Italien, Spanien, Deutschland, aber nicht nach Holland geführt hatten, holte das Versäumte nach, und der Weitgereiste, obgleich an das Delta sich erinnernd und die Niederungen des Po, zollte der Schönheit, der üppigen Fruchtbarkeit und Fülle des Niederlandes reichen Beifall. Er erhob Baumwuchs und Früchte; aber unerschöpflich war er, seinem grauen Haupte zum Troß, im Preise der edlern Früchte des Landes, der weiblichen Schönheiten in ihrer Fülle und Frische, bis unsere schöne Reisegefährtin, unter dem Schleier erröthend, sich seitwärts wendete und so verrieth, daß ihr früheres Ablehnen unserer französischen Fragen nicht wohl gewählte Vorsicht gewesen.

Endlich wurden die Landhäuser an den Ufern wieder häufiger, die Nähe der Stadt verkündend, deren Thürme sich auch hinter dichtem Laube zeigten. Bald entschwanden sie wieder, weil die umgebenden Gärten uns hinderten, und nicht lange darauf legten wir an. Wir waren unmittelbar vor der Stadt, ohne es zu wissen. Die Musen des batavischen Athens verbargen sich unter der Schaar der Grazien, würde ein holländischer Poet vielleicht noch heute sagen, da hier der derbe Redeprunk des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz abgekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mozarts Don Juan auf der französischen Opernbühne.

Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer.

Paris, im März.

Rossini und Meyerbeer, ja sogar Auber schweigen, und so ist denn unser Doktor Véron, der Operndirektor, der denn doch einmal die Hände nicht in den Schooß legen darf, auf den Einfall gerathen, Mozarts Don Juan in französischem Gewande dem Publikum vorzuführen, da bisher nur die Zauberflöte, und noch dazu sehr verhunzt, auf die Pariser Opernbühne gebracht worden war.

Mozart ist früher als Beethoven in Frankreich zu Ehren gekommen; allein eigentlich hat seine Glanzperiode doch erst kürzlich begonnen, wozu einige meistens junge Theaterkritiker ziemlich viel beigetragen haben. Jezt wird es zur Ehrensache, Mozart zu bewundern, und so hat denn Véron gemeint, es sey der rechte Zeitpunkt, ihn auch dem Opernpublikum nach einem Zwischenraum von mehr als dreißig Jahren wieder vorzuführen. Die Väter und Mütter haben die erste Aufführung der Mystères d'Isis gesehen; jezt erleben ihre Söhne und Töchter die ersten Darstellungen des französischen Don Juan. Die Tagesblätter, die fast alle dem Direktor geneigt sind, hatten angekündigt, Dr. Véron habe das Meisterwerk des deutschen Tonkünstlers gewissenhaft auf die Pariser Bühne verpflanzt, und wie ein vom Alterthume überliefertes Kunstwerk unverändert gelassen; allein so etwas ist in Paris fast unmöglich. Noch nie ist hier ein fremdes Stück auf die Bühne gebracht worden, in französischer Gestalt meine ich, ohne bedeutende Veränderungen zu erleiden, wie sie der Geschmack der Nation und zuweilen die Laune des übersetzenden Dichters mit sich bringt. Mit dem Da Ponteschen Texte des Mozartschen Don Juan ist man nun freilich gelinder und respektvoller verfahren; allein Einiges hat man doch ändern, und folglich verbessern oder verschönern zu müssen geglaubt. Auch hat die große Oper in Paris Rücksicht zu nehmen auf die Dauer des Stücks, auf die Gewohnheit des Publikums, tanzen zu sehen, u. s. w. In Deutschland dauert das Schauspiel selten lange; man begnügt sich mit einem Schauspiele oder mit einer kurzen Oper und legt sich dann schlafen. Nicht so in Paris; hier muß das Schauspiel den ganzen Abend ausfüllen und sich bis eilf Uhr ausdehnen. Wohl nirgend anderswo ist die Polizei genöthigt gewesen, eine Vorkehrung gegen allzulange Schauspiele zu treffen, und sich hernach wegen dieser Verkehrung zu entschuldigen, wie es hier neulich sich ereignet hat. Mozarts Don Juan ist, wie alle italienischen Opern, in zwei Theile oder Aufzüge getheilt; dies ist der unveränderliche Zuschnitt derselben; wer davon abginge, würde beinahe als ein Revolutionär im Theaterwesen betrachtet und behandelt werden. Da Ponte hat sich daher auch wohl gehütet, von dieser alten, verjährten Gewohnheit abzuweichen. Die große Pariser Oper kann aber unmöglich mit dieser Eintheilung bestehen. Zwar gibt die hundert Schritte von ihr entfernt liegende italienische Oper Jahr aus, Jahr ein ihre zweiaktigen Stücke, nicht mehr und nicht weniger; Jedermann findet dies in der Ordnung und verlangt auch nichts weiter. Allein was diesseits der Boulevards Gewohnheit ist, kann jenseits derselben nicht als Regel gelten. Die italienische Oper wird hauptsächlich von den Reichen besucht, die um sechs Uhr und wohl noch später zu Mittag speisen; ihnen zu Gefallen beginnt die Aufführung erst um acht Uhr, und gegen eilf Uhr ist Alles beendigt, so daß den Zuschauern noch Zeit übrig bleibt, in Gesellschaft zu fahren. Das Publikum der französischen Oper ist aber ein anderes; für seine Unterhaltung muß schon um sieben Uhr gesorgt werden, und zwar so, daß sich die Unterhaltung bis eilf Uhr und wohl darüber verlängert. Von einem zweiaktigen Stücke würde es somit nicht befriedigt werden. Doktor Véron hat also den Don Juan in fünf Aufzüge getheilt; um dies möglich zu machen, sind zwei Ballette eingeschoben, ferner eine Arie Elvirens, welche die italienischen Sänger auslassen, wieder hergestellt und, was nicht so lobenswerth ist, eine Arie aus einer andern Mozartschen Oper der Donna Anna beigelegt worden, die wahrscheinlich ihr Erbtheil zu kurz gefunden hatte. Der Text ist an manchen Stellen, in den Rezitativen besonders, sehr frei, zuweilen sehr elegant übersezt. Die hauptsächlichste Veränderung aber hat man beim Ausgange der Handlung angebracht. Ich glaube, dem Direktor ist bange gewesen, ein Spaßvogel aus dem Parterre möchte am Ende des Stücks ausrufen: „Da holt ihn der Teufel!" Um dies zu vermeiden und noch dazu die Zuschauer zu überraschen, verwandelt sich das Theater in den schönen Schloßgarten oder vielmehr Schloßpark, sobald Don Juan die Bildsäule berührt hat. In diesem Parke, in dunkler Nacht, gehen nun die sonderbarsten Dinge vor. Die Bildsäule braucht nur zu winken, so erscheint ein Chor von Verdammten; wo sie herkommen, wird nicht gesagt, genug, man sieht sie auf allen Fußsteigen mit Fackeln und kabbalistischen Büchern; was sie mit diesen Büchern zu thun haben, wird nicht gesagt; denn die schwarzen Geister wollen doch wohl keine andern Geister beschwören? Diese Verdammten nun stellen sich im Kreise um Don Juan her und — singen ihm ein Stück aus Mozarts Seelenmesse vor. So etwas Frommes und Heiliges hatte man gewiß von ihnen nicht erwartet, und es beweist, daß die Verdammten große Liebhaber von guter geistlicher Musik sind. Dem Publikum ist es eben nicht unangenehm, ein Fragment aus der Seelenmesse, die es so selten Gelegenheit hat zu hören, hier mit in den Kauf zu bekommen; aber um den Eindruck der Musik des Don Juan ist es geschehen; sie ist vermischt oder verwirrt. Das Uebrige ist vollends bloß für's Auge berechnet. Es erscheint jezt auf der Bühne ein Chor weißgekleideter Jungfrauen unter Begleitung einer geistlichen Musik, die wahrscheinlich auch aus Mozarts Werken entlehnt ist und uns noch weiter von der Musik des Don Juan entfernt. Sie bringen auf einer Bahre den weißgekrönten Leichnam Donna Anna's. Don Juan wird bestürzt und will fliehen. Indem er aber die große Schloßtreppe hinaufeilt, tritt ihm der Kommandeur entgegen und stößt ihn zurück.

Don Juan taumelt in ein von den Verdammten bereitetes Grab, indeß der Chor der Jungfrauen über die Haide fortschreitet, wie das Textbuch sagt. – So abscheulich dies Alles ist, so kann man doch dem Direktor keine Vorwürfe machen. Wußte er doch gewiß, daß einem so gemischten Publikum, welches nicht allein schöne Musik, sondern auch herrliche Augenweide haben will, und durch die vielen glänzenden Stücke der lezten Jahre noch mehr verwöhnt worden ist, das Mozartsche Stück nicht lange behagen würde, zumal die Musik nicht ganz in dem neuen, jezt beliebten lebhaften Style gesezt ist, wenn man ihm seinen schlichten Zuschnitt ließe und nicht etwas Romantisches zum Besten gäbe, was in empfindsamen Seelen eine sanfte Rührung erweckte. Durch den herrlichen Schluß hat er das Stück gleichsam bei den Parisern gerettet, und wer sonst profan genug gewesen wäre, nach zwei, drei Vorstellungen Mozarts Meisterwerk etwas langweilig und monoton zu finden, kann jezt nicht umhin, ihm Beifall zu zollen, und geht auch wohl zwei- oder mehrmal hin, um den ersten Genuß zu wiederholen. So gewinnt man die Leute, indem man ihrem Geschmacke einige Opfer bringt. Wem aber der Ausgang der Handlung im französischen Don Juan nicht zusagt, kann sich an den ächten halten, denn so eben kündigt auch die italienische Oper, wahrscheinlich durch den guten Erfolg der französischen Darstellung gereizt, eine Darstellung des Don Juan nach dem da Ponteschen Texte und nach der Originalpartitur an. Diesseits der Boulevards kann man also den Wüstling vom Teufel holen sehen und jenseits, hundert Schritte davon, am folgenden Abend ihn zu Grabe singen hören.

Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Schweizerische Universitäten.

Neulich hat nun auch Bern die Errichtung einer förmlichen Hochschule beschlossen, und die Schweiz wird nun in Kurzem, und zwar auf ihrem deutschen und protestantischen Boden nur, nicht weniger als drei Universitäten, in Basel, Zürich und Bern, besizen. Mögen diese Creationen auch aus verschiedenartigen Beweggründen entstanden seyn, immerhin verdient der unverkennbar dadurch bewiesene Eifer, für die höhere geistige Ausbildung der Nation zu sorgen, volle Anerkennung, und erinnert man sich, wie mühsam unter den vorigen Regierungen in Bern und in Zürich sogar jede Verbesserung der höhern Lehranstalten sich eine Bahn brach, so wird man gestehen, daß unsere jüngste Revolution auch wahrhaft Gutes mit sich brachte. Nicht von jener Partbei nur, die Alles tadelt, was jezt gethan wird, oder von denen, die nichts wollen, was Geld kostet, ohne einen direkten und materiellen Nuzen zu gewähren, werden indessen diese neuen Unternehmungen oft mißbilligt, sondern auch von anderer achtbarerer Seite. Nicht zufrieden sind nämlich einerseits Alle, die keine vereinzelten Kantonaluniversitäten, sondern eine Nationalhochschule verlangen, und anderseits wieder die, die für jeden Kanton wohl höhere Bildungsanstalten für nöthig halten, für keinen aber eine förmliche Universität für zweckmäßig erachten.

Daß mit der Aufstellung einer Universität Basel, Zürich, Bern jeder Gedanke an die Verwirklichung einer Centralhochschule nunmehr aufgegeben werden muß, liegt am Tage. Sollte indessen wirklich jezt erst diese Hoffnung verschwunden seyn? Gewiß nicht. So lange die Schweiz ein Föderativstaat bleibt, ist die Idee einer solchen Nationalanstalt eine Chimäre. Wer kann glauben, daß je die verschiedenen Hauptorte sich freiwillig entschließen könnten, ihre bestehenden höhern Institute aufzugeben, um irgend einen einzigen zum Brennpunkte des wissenschaftlichen Lebens zu machen? Durch Konkordate kam ja kaum zu Stande, was jedem Kantone gleichmäßig frommte, wie ist eine Verständigung denkbar, die von allen Opfer fordert, um Einen zu begünstigen? Oder wird irgend ein Kanton etwa aus eigenen Kräften eine solche Unternehmung wagen? Basel hatte den Schein, Aehnliches versuchen zu wollen, und als Troxler hinberufen wurde, hat dieser versucht, Basel glauben zu machen, daß es zu einer Gesammthochschule der Schweiz werden könne. Was er aber nicht versuchte, war eine Beleuchtung der Hindernisse.

Soll sich eine schweizerische Hochschule nur einer deutschen zweiten Ranges gleichstellen, so erfordert dies nicht nur einen Aufwand, der außer Verhältniß mit den Einnahmen jedes einzelnen Kantons ist, sondern zugleich eine Frequenz von doch wenigstens 600 Studirenden; denn eine solche ist nöthig, um Lehrer in allen Fächern zu beschäftigen und auch nur wenige ausgezeichnete zu fesseln. Nehmen wir nun zum Maßstabe die gebildetsten Theile Deutschlands an, so findet sich, daß die ganze deutsche und protestantische Schweiz kaum eine solche Anzahl Musensöhne liefern möchte. Indem aber ist eben jener Maßstab nicht anwendbar. Für's Erste studiren bei uns wenige junge Leute. Bei *unsern* republikanischen Verfassungen haben wir gar viele einigermaßen gebildete Männer nöthig, doch ungleich weniger bezahlte Beamte. In jedem Kantone sind daher höhere Schulanstalten Bedürfniß, solche aber für die Meisten genügend. Auch haben wir keinen Adel, der standesgemäß einige Jahre auf der Universität zubringen muß. Für's Zweite hat bei uns kein Studienzwang statt, und kann wohl auch nie eingeführt werden. Die Folge davon ist aber, daß von jener Zahl noch ein guter Theil abgehen mag, da Viele, die nur wenige Jahre studiren, doch eine ausländische Universität vorziehen mögen. Und für's Dritte endlich muß die Frequenz noch um so geringer seyn, da angenommen sogar, unsere Universität komme einer deutschen zweiten Ranges gleich, gar Viele noch ihre Studien im Auslande vollenden werden, und eine solche dagegen nicht in gleichem Verhältnisse Ausländer herbeiziehen kann. Und diese Vermuthungen unterstüzen auch nur zu sehr die neuesten Erfahrungen. Basel, obschon lange die einzige Hochschule, brachte unter den günstigsten Verhältnissen die Zahl der Studirenden nie über 100. Zürich, obwohl weit vortheilhafter gelegen und dermalen auch so viel als einzige Hochschule, soll zwar an 200 zählen. Rechnet man aber diejenigen ab, die anderwärts Gymnasiasten hießen, die Apotheker, Bartscheerer ꝛc., die zählen müssen, weil sie mitunter ein Kollegium besuchen, und überdies die politischen Flüchtlinge, denen man das Consilium abeundi ertheilen muß, so dürfte auch hier die Zahl auf 100 schwinden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. April 1834.

Il était beau, brillant, leste et volage,
Né tendre et vif, mais encore innocent,
Bref, digne oiseau d'une si sainte cage.

Gresset.
Ver-Vert.

Kanarienvogels Liebe und Leid.

Thierische Novelle von Karl Gutzkow.

— — In dem grünen Eckzimmer der Frau Commerzienräthin ereignete sich nämlich folgende wundersame Geschichte. — Der Held derselben war ein Kanarienvogel, welcher in einem Topfe von Immergrün, der künstlich mit Messing durchflochten und zu einem Bauer gestaltet war, seinen angewiesenen Wohnort hatte. Die Zuckerpflanzungen auf den kanarischen Inseln haben nie einen schönern Hahn gesehen, als der unsrige war, und doch stammte dieser nur aus Thüringen. Er gehörte keineswegs zu jenen buttergelben Vögeln seiner Art, sondern hatte eine Zeichnung, die ihm eigenthümlich war. Ueber das gelbe Unterkleid war gleichsam eine durchsichtige schwarze Capotte geworfen, die eine höchst wohlthuende Farbenmischung verursachte. Der Kopf war hochgelb, von derselben Farbe das Halsband, die Augen dunkelbraun, der Schnabel so durchsichtig fleischfarben, daß man die Zunge zu sehen glaubte. Und dennoch gab es an ihm noch drei Reize, welche alle frühern übertrafen. Die Flügel des Helden schimmerten in jenem unsagbaren Farbenschmelze, den man übereingekommen ist, Isabellenfarbe zu nennen; der Schwanz lief nach hinten in eine zunehmende Steigerung dunkler Farben aus, bis die äußersten Säume sich mit Entschiedenheit für ein glänzendes Schwarz aussprachen. Allein dieser Kanarienvogel war nicht bloß ein Antinous in seiner Art, sondern er sang noch meisterhafter, als ihn die Natur gezeichnet hatte. Es war an ihm nicht das gellende Lärmen jener tyrannischen Hähne, die nie aus der Hecke herausgekommen, und früh zu Familienvätern geworden, sich einen so impertinenten Schlag angewöhnt haben, daß ihnen oft die Lungenadern springen und sie mitten in ihrem Lärm todt niederfallen. Noch weniger hatten ihn Abrichter und Hänflingsverkäufer in die Schule genommen, ihn gewöhnt, bei Lichte oder wohl gar eine Bravourarie aus der weißen Dame zu singen. Nein, es war nichts Gelerntes, nichts Künstliches an ihm, sondern er war ein freier Natursänger aus Thüringen, der sich aus eigenem Antriebe alle die Vortheile angeeignet hatte, welche sich dem denkenden Kanarienvogel bei dem Zusammenleben mit tausend Vögeln jeder Art in den kleinen Käfigen der wandernden Vogelfänger und Heckenhalter von selbst anbieten. Er hatte die Töne der Nachtigall belauscht und früh gelernt, einige ihrer göttlichen Cadenzen in seine Melodien zu mischen. Sein eigener Vater, dessen zärtlicher Liebe er nur zu früh entrissen wurde, war ein sogenannter englischer Kanarienvogel gewesen, und hatte ihm zum Vermächtniß bei ihrer Trennung einige der lieblichsten Sätze aus dem Gesange der

Baumlerche hinterlassen. Jezt erwäge man, welche Folie seine eigene junge Kehle zu diesen kleinen Vorzügen abgab! Er war von Natur ein Thüringer Schläger, seine Kehle war silberhell wie die Thaler, welche in Mannsfeld gewonnen werden. Er ließ wenig schmetternde Strophen hören, lullte aber dafür so süß jede einzelne Strophe seiner erfindungsreichen Kompositionen die Leiter der Octave herunter, daß man, eingewiegt in die melancholischen, säuselnden Schatten des Herzens, aufschreckte, wenn gleichsam die Kasseler Post aus einem dampfenden Thalgrunde heraufschmettert und ein gellendes Terteng! plötzlich alle unsere Träume vernichtet. So kann man sagen, daß mein Held ein Kanarienvogel mit Humor war.

Mätzchen war noch sehr jung, als er aus dem Vaterhause in die Residenz versezt wurde. Er hatte noch nicht das Bedürfniß größerer Gesellschaft, und befand sich glücklich in seinem Topf von Immergrün in dem grünen Eckzimmer der Commerzienräthin. Da er in seiner neuen Lage noch für einen Fremdling gehalten wurde, wagte man nicht, ihm das Drahtgitter zurückzuschieben, oder kleine Ausflüge auf die Sophalehne, das Porträt des Königs, auf einige klassische Schriften der deutschen Literatur, welche in einer Nische standen, zu erlauben. Aber bald nahm man Einsicht. Sein gemüthliches Benehmen, sein unschuldiger Gesang, die Reinlichkeit, mit der er seine Hanfkörner verspeiste, Wasser dazu trank und verdaute, mußten ihm das allgemeine Vertrauen erwerben, und bald durfte er seine Spazierflüge in den saubern Zimmern so lange machen, bis er selbst zu seiner Futterkrippe zurückkehrte, der kleine gelbe Solosänger. Doch ach! diese so glückliche Unschuld währte kaum länger, als einige Wochen; da trat mit ihm eine merkwürdige Veränderung ein.

Unsers Helden Stimme fing seit einiger Zeit an, besonders fest und entschieden zu werden. Er sezte die Töne mit sicherster Präzision ein, gewann einige neue Noten in der Tiefe und namentlich einen Gurgelton, den er mit aufgeworfenem Halse, mit etwas nach dem Oberscheitel hingedrängten Federn, kurz mit dem ganzen Benehmen eines jungen Mannes, der zum ersten Male eine Cravatte umlegt, hervorbrachte. Es war gewiß, daß sich unser Kanarienvogel als Hahn fühlte. Er hatte das kindische, schüchterne Flattern abgelegt, die Unruhe im Wechseln des Sitzpunktes mäßigte sich, eine gewisse Würde nahmen Flug, Haltung, Alles an. Er verlor sich oft, auf den Schriften der Caroline Pichler sitzend, in ein tiefes Nachdenken, weniger als Philosoph, denn als Träumer. Er schien sich nach seiner Bestimmung zu fragen, ohne Logik, ohne Religion, aber wohl mit einer süßen Schwärmerei, die ihn unwillkührlich bestrickte und ihm das Ansehen eines Zerstreuten gab. Wenn man ihn in diesen Momenten störte, so flatterte er, mit einem bittenden Ausdruck in seinen braunen Augen, fast furchtsam in einen entlegenen Winkel, oben am Gardinenbrett, in die Rosetten der Vorhänge, oder auf die Epauletten des Kronprinzen aus Gips, der auf dem Ofen stand. Er vergaß es, sich mit sinkender Sonne in seine Epheulaube zu begeben, und der frühe Morgen traf ihn oft, wie er noch immer auf den Epauletten des Kronprinzen saß. Man konnte nicht leugnen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war; der Verständige sah aber bald ein, daß es nur gewisse Ahnungen ungewisser Gefühle, nicht erklärter Bedürfnisse seyn konnten, die in seiner Seele aufstiegen. Mit einem Worte, das gute Thierchen ahnt das andere Geschlecht, und nur wer die Liebe kennt, weiß, was es leidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Der üppige Baumwuchs der Anpflanzungen hatte bisher die nahen Häuser bedeckt, so daß wir die Entfernung der Stadt nur nach den herüberragenden, entlegenen Thürmen beurtheilen konnten. Nach wenigen Schritten traten wir durch das mächtige Thor in die Hauptstraße, die einen vortheilhaften Eindruck bürgerlichen Reichthums gewährt. Es sind nicht die Palläste wie im Haag, in welchen der Schmuck, dünn ausgebreitet, nur standes- und ehrenhalber da ist, aber auch nicht die schmalen Giebelhäuser Rotterdams, die nur Mündungen der Speicher zum Kanal zu seyn scheinen, und in denen sich höchstens Bequemlichkeit und Reinlichkeit aussprechen. Hier dagegen fehlt es nicht an mannichfaltiger Zierde, man sieht den Häusern an, daß die Besitzer mit Muße und Liebe auf die Verschönerung ihres Eigenthums, jeder nach seiner Weise, gedacht haben. Freilich sind die Formen meistens die des siebzehnten Jahrhunderts, über welche der „gute Geschmack“ entschieden sein Anathem ausgesprochen hat; aber ich bin so sehr Ketzer, daß ich selbst diesen Styl, ungeachtet manches wunderlichen Putzes, nicht überall verwerfe. Tüchtiges, bürgerliches Leben zeigt sich einmal nicht anders, als in selbstständiger, freier Ausbildung, nicht in gleichmäßiger Regel, und diesen heitern Anblick kräftiger Mannichfaltigkeit darf man sich nicht verkümmern lassen, wenn hin und wieder eine etwas zu derbe, oder auch eine barock gekünstelte Gestalt dazwischen tritt; vielmehr gehört das zur Sache. Im Einzelnen will ich freilich die bauschigen Gesimse, die durchbrochenen Pilaster und Gebälke, die steinernen Blumen und Schnecken, den altväterischen

Kram von Vasen und Pyramiden und schlechten Statuen nicht in Schutz nehmen; aber im Ganzen gibt es ein treffliches, malerisches Bild, wenn auch nicht jugendlicher Frische, doch kräftigen, jovialen Mannesalters. Auf alle Fälle ist mir dieser wuchernde Reichthum lieber als das dürftige Maß der „Zweckmäßigkeit und die Schreinerarbeit," wie Sie sie nennen mögen, als eine fabrikmäßig gleiche Architektur. Jedem das Seine. Doch dies nur im Vorbeigehen als ein Fehdehandschuh für künftige tuskulanische Quästionen.

Im Gasthofe mit einem Führer versehen, traten wir unsere Wanderungen an. Schon hatten die langen, dreimonatlichen Ferien begonnen, und die Stille der Straßen mochte daher größer als gewöhnlich seyn. Indessen auch so war der Unterschied des niederländischen Musensitzes von dem deutschen nicht zu verkennen. Hier sieht man keine burschikosen Trachten, hört nicht den Klang der wenig benutzten, lose gewordenen Sporen auf dem Steinpflaster, nicht das ferne Klirren der Rapiere, nicht das Spiel mit dem wohldressirten Pudel; aber die ehrbare Gelehrsamkeit zeigt sich schon auf den Klingelschildern der Professoren, bei zahlreichen Buchhändlern und Antiquaren, ja sie erstreckt sich bis auf die Studentenwirthe, wenigstens wenn sie keine Miether haben. Denn die Aushängezettel kündigen dies nicht in der Landessprache, sondern lateinisch an: Cubiculum locandum. Vielleicht ein Gebrauch aus der längst vergangenen Zeit, wo die Ausländer zahlreich hieher kamen.

Schon mehr als Eine Epoche des Glanzes ist für Leyden verschwunden; indessen wird man wenig daran erinnert, vielmehr sieht Alles freundlich und wohlerhalten aus. Freilich haftet das Gedächtniß der Nachkommen überall weniger an ganzen Perioden als an einzelnen Begebenheiten und sichtbaren Spuren. So sind denn auch hier die Zeiten der einst so bedeutenden Handelsblüthe und die des, zum Theil wenigstens antiquirten literarischen Ruhms viel weniger in der Erinnerung des Volks, als drei besonders anregende Momente: die Römerzeit (durch die Entfernung in einen Punkt zusammengezogen), weiterhin der kräftige Widerstand der von Hunger und Waffen bedrängten Bürger gegen die belagernden Spanier im Jahr 1574, und endlich als neuestes die Verwüstung eines beträchtlichen Theils der Stadt durch die Explosion eines Pulverschiffes im Jahr 1807. Schaulustige Reisende halten es mit dem Volke, sie wollen sehen, um lebendig zu glauben. Die Stätte des lezten öffentlichen Unfalls erinnert jezt nur durch den Namen der „Ruine" daran, daß sie das plötzliche Grab so manchen häuslichen Glücks geworden, und hat die freundlichste Stadt Hollands mit zwei großen regelmäßigen Plätzen und schattigen Pflanzungen bereichert. Jener ältesten dunkeln Zeit aber schreibt man ein in der That merkwürdiges Ueberbleibsel zu. Mitten in der Stadt erhebt sich da, wo zwei Arme des Rheins sich trennen, ein in der Ebene offenbar künstlich gebildeter Warthügel, dessen Seiten jezt zu friedlichen Gärten der Städter benuzt sind, dessen flache Spitze aber ein wohlerhaltenes, massiges, kreisrundes Mauerwerk, mit innerm Umgang und Zinnen trägt. Es heißt die Burg, und ist bis in spätere Zeiten die Veste der Grafen von Holland gewesen. Das Mauerwerk selbst, aus kleinen Ziegeln und mit dicken Kalklagen, ist ohne Zweifel eine Arbeit des Mittelalters, die regelrechte Form des Kreises aber kann wohl durch römische Fundamente bestimmt seyn. Jedenfalls ist es nicht unmöglich, daß jenes Lugdunum auf der Bataver Insel, welches die Römer gründeten, auf dieser Höhe gelegen, von der sie einen so weiten Ueberblick über das ebene Land ihrer unfreiwilligen Bundesgenossen hatten, und daß, damit zusammenhängend, der Name Lugdunum (Lueg, Look-down) teutonischen Ursprungs ist. Wer sich an dieser Tradition nicht erbauen will, besteige wenigstens die Warte, um durch die Zinnen den Ueberblick der Stadt und der reichen, wohlbebauten Fläche zu haben, die sich nach allen Richtungen bis zum Horizont ausdehnt. Im Innern dieses Mauerkreises ist, von Pflanzungen umgeben, ein tiefer Brunnen, den Berg durchschneidend; ein Beweis der ernsten Absicht, den engen Raum lange zu vertheidigen. Im Begriffe, wieder in die Stadt hinabzusteigen, hielt uns auf halber Höhe ein schönes Bild auf; denn von dem alterthümlichen Bogen des Thors, wie von einem Rahmen eingefaßt, sahen wir durch das glänzende Laub der nahen Bäume des Anberges einen Theil der Pankratiuskirche, von höchst zierlichem gothischem Bau.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie dieser Anblick meine antiquarische Sehnsucht steigerte, und daß nun mein Begleiter nicht eher Ruhe hatte, bis die Kirchen der Stadt durchwandert waren. Dennoch sollen Sie — wenigstens heute — mit allen architektonischen Berichten verschont bleiben, obgleich die Kirchen Leydens zum Theil für die schönsten Gebäude des Mittelalters in diesen Gegenden gelten. Anderes aber, als Architektonisches, ist von holländischen Kirchen nicht zu sagen, da alles Bildwerk verschwunden ist, und nur Gräber die weißen Wände schmücken. Da fehlt es denn freilich nicht an Monumenten Boerhave's, des Justus Scaliger und Anderer, von denen aber nichts zu erzählen wäre, als — die Namen. — Von den Kirchen ließen wir uns zum Rathhause führen. Das Gebäude selbst ist im spätern Style des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer freien, hohen Treppe, stattlich genug, in den einzelnen Verzierungen freilich wieder schwerfällig. Ueber der Eingangsthüre gibt eine große Tafel folgenden Vers,

den ich als eine Probe der volksbeliebten Ausdrucksweise des sechszehnten Jahrhunderts kopirt habe:

Na sWarte hVngersnoot,
GebraCht hadde te doot
BI naast ses dVIsend MensChen,
ALs't GODT den Heer Verdroot
Gaf bI Vns Weder broot,
Soo VeeL WI CVnten WensChen. *)

Daß Sie mit einem Akrostichon zu thun haben, daß jedes W für zwei V gerechnet, daß die Buchstaben im Namen Gottes ehrfurchtsvoll von der Verpflichtung zum Zahlendienst entbunden sind, daß mithin ein M vier C und zwei L, vierzehn V und vier I vorkommen, so daß der Inhalt sich auf die Belagerung vom Jahre 1574 bezieht, das Alles entgeht Ihnen nicht. Aber dennoch fehlt Ihnen die eigentliche Spitze. Nicht nur die Jahreszahl, sondern auch die Tage der Belagerung sind wiedergegeben; denn sie währte vom 27sten Mai bis zum 3ten Oktober, und 129 Buchstaben stehen vor Ihnen. Gewiß kein Zufall, sondern Scharfsinn des Verfassers, da, wenn er es nicht verrieth, das Geheimniß wohl nie entdeckt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als schwarze Hungersnoth zum Tode schon gebracht beinah sechstausend Menschen, es Gott den Herrn verdroß, er gab uns wieder Brod, so viel wir konnten wünschen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Schweizerische Universitäten.

Man spricht zuweilen von eigenthümlichen Vorzügen, die ausgezeichnete Männer herbeiziehen dürften. Die Gehalte können es nicht seyn, denn in Basel sind den ordentlichen Professoren 100, in Zürich 120 und in Bern 150 Louisdor angewiesen, und in der Schweiz ist ziemlich theuer zu leben. Auch durch eine besondere Achtung, die Wissenschaft und Gelehrsamkeit in diesem Lande genießen sollten, kann Niemand angezogen werden. Schwerlich wird man ferner eine reellere Lehrfreiheit in einem Staate finden, wo das Volk, mit seinen Vorurtheilen also, Souverän seyn will und Räthe aus schlichten Bürgern oft das Studienwesen regieren. Höchstens möchte also Mancher für seine politischen Gesinnungen hier eine freiere Luft finden. Ob aber solche Gelehrte, die deßhalb Deutschland verlassen, für uns und unsere Schulen gar erfreuliche Acquisitionen sind, ist eine Frage, die Basel wenigstens nicht bejahen wird. Ich sage aber noch mehr. Eben in jener größern Freiheit liegt meines Bedünkens ein neues und wesentliches Hinderniß für das Bestehen einer Nationalhochschule in der Schweiz. Welche unserer Regierungen würde eine solche Anstalt vor Exzessen bewahren können, deren Lehrer und Schüler überdies größtentheils dem Auslande oder andern Kantonen angehören, und nur zu oft eben junge Brauseköpfe seyn mögen, denen man aber gerade, um sie herbeizuziehen, ein möglichst freies Leben gestatten muß? Eine solche Anstalt, wo sie ihren Sitz hätte, würde daher unfehlbar eine eigene politische Bedeutsamkeit erlangen, und nicht nur für das Ausland ein Stein des Anstoßes, sondern für die Ruhe der Schweiz selbst in hohem Grade gefährlich seyn.

Ich würde mich kaum so lange nur bei den verschiedenen Gründen gegen eine schweizerische Centraluniversität aufgehalten haben, wenn mehrere derselben nicht zugleich die zweite Meinung unterstützten, daß überhaupt für unser Land auf die Errichtung von eigentlichen Universitäten verzichtet werden sollte. In der That, wenn am Tage liegt, daß im besten Falle sogar, oder wenn alle protestantischen Kantone sich dazu verbänden, höchstens eine Universität minorum gentium zu Stande zu bringen wäre, zu welcher Diminutivform müssen dann erst vereinzelte Kantonalhochschulen zusammenschwinden? Ich höre oft entgegnen, daß es ja auf den Namen nicht ankomme; mir scheint aber, daß ein falscher Namen nicht bloß lächerlich, sondern auch vielfach nachtheilig sey; denn dem Namen zu Lieb gibt man der Sache einen unzweckmäßigen Zuschnitt; er verleitet, beschränkte Kräfte auf Einrichtungen zu verwenden, die kein Bedürfniß sind, und sie weit nützlichern zu entziehen, und der unbefriedigende Erfolg lähmt später den Eifer, wissenschaftliche Anstalten überhaupt zu unterstützen.

Unstreitig sollte jeder der größern oder reichern Kantone wenigstens gut eingerichtete höhere Schulen zur wissenschaftlichen, wie zur gewerblichen Ausbildung besitzen, und nicht in Einem vielleicht ist dafür schon genügend gesorgt. Fänden sich dann überdies noch hie und da gewisse akademische Institute zur tüchtigen Vorbereitung der Jünglinge auf eine Universität, zur Ausbildung von Lehrern oder Beamten, und einige technische Spezialschulen, so dürften füglich Alle, die noch eigentliche Universitätsstudien zu machen wünschen, auf das Ausland angewiesen bleiben. Für den Schweizer besonders ist heilsam, daß er auch anderer Länder Sitten und Gesetze kennen lerne. Viel kostspieliger kann der Aufenthalt auf einer deutschen Hochschule auch nicht seyn; alle Wohlhabendern werden ohnehin eine solche beziehen, weil diesen unmöglich die heimischen Anstalten genügen können, und Mittellose, die es verdienen, können durch ihre Mitbürger unterstützt werden. Allerdings mögen dann wohl weniger junge Leute sich den Studien zuwenden, als wenn einheimische Anstalten diese Laufbahn auf mancherlei Weise erleichterten. Allein eben dies zähle ich noch zu den Vortheilen. Die übergroße Anzahl von Studirenden in Deutschland ist ein längst gefühltes Uebel, an dem jedoch hauptsächlich die veraltete Einrichtung der Universitäten Schuld ist. In unsern Zeiten ist es gewiß nicht mehr nöthig, durch Privilegien und Vorrechte aller Art diese Institute zu begünstigen. An gründlich und wissenschaftlich gebildeten Männern wird es uns aber, auch ohne eigene Hochschule, gewiß nie fehlen, wenn wir nur bei Besetzung von Stellen, wo Wissenschaftlichkeit wichtig ist, auf diese bloß sehen, und an Gelehrten sogar nicht, wenn wir Gelehrsamkeit zu achten und zu ehren verstehen. Genf und Zürich besaßen zuweilen ausgezeichnete Gelehrte, die oft nicht einmal an ihren Akademien angestellt waren, und Basel weltberühmte Gelehrte, als lange schon die Universität erstorben war. Sie verloren sich erst dann, als man aufhörte, auf den Besitz solcher Männer stolzer zu seyn, als auf den des Reichthums.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. April 1834.

Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß eins ums andere gefällt.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Doch zu etwas Besserem, zu dem, was mich in das Innere des Rathhauses führte. Es sind die in einigen Sälen aufgestellten Gemälde, meistens durch die Geburt des Künstlers oder durch den Gegenstand in Leyden einheimisch. Vor Allen im Saale des Bürgermeisters das große jüngste Gericht von Lucas von Leyden. Leider ist es bedeutend übermalt, so daß sich — zumal es hoch und schlecht beleuchtet hängt — über das Kolorit nicht urtheilen läßt; Komposition und Zeichnung sind dagegen höchst interessant. Die große mittlere Tafel enthält Christus thronend, auf jeder Seite eine Apostelgruppe, darunter mehrere Engel; unterhalb statt andern landschaftlichen Hintergrundes eine grüne Fläche (man sieht kaum, ob es Wasser oder Land seyn soll), auf welcher schwach angedeutete Figuren, wahrscheinlich Auferstandene und Teufel, sich tummeln. Im Vordergrunde sind deutlich motivirte und sehr sorgfältig ausgeführte Gruppen, aber in ziemlich kleiner Zahl. Diese dürftige oder sparsame Ausstattung des Bildes ist, wenn man andere gleichzeitige Ausführungen desselben Gegenstandes damit vergleicht, höchst auffallend. Erinnern Sie sich zum Beispiel jener des Johann von Fiesole, die wir in Rom, oder gar des großen Danziger Bildes, das Sie bei seiner Rückkehr von Paris gesehen haben, oder auch nur jenes weniger bedeutenden, aber einigermaßen ähnlichen Werks eines unbekannten Meisters im Kölner Museum. Welcher Glanz der himmlischen Heerschaaren und welch' dichtes Drängen der Auferstandenen! Ueberall das Bestreben, den größten der Tage, der das Leben aller Jahrhunderte erweckt und die Pforten des Himmels aufschließt, wiederzugeben. Darum die verschiedenartigsten, bedeutendsten Scenen, Leben und Glanz von allen Seiten, das sich in der Mitte in dem leuchtenden Panzer des Erzengels spiegelnd vereinigt. Hier dagegen, welche Leere! Das große Werk scheint fast beendigt oder erst angefangen. Wäre es nicht historisch bekannt, daß das Bild zur Zeit des Bildersturms aus der hiesigen Peterskirche gerettet ist, so möchte ich glauben, daß es gar nicht für kirchliche Zwecke bestimmt gewesen, sondern daß der sonst so phantastische Maler hier nur Studien des Nackten geben wollte, die ihm noch neu seyn mußten, und daß ihm bei diesem theoretischen Benehmen die Laune verging. Auf den Seitentafeln sehen wir, wie gewöhnlich, die Oerter der Seligen und Verdammten; aber selbst die Hölle, die zu Erfindungen in seiner Weise so viel Veranlassung bot, ist mäßig und dürftig ausgefallen. Er führt nicht in das Innere ein, sondern läßt uns nur durch das Thor in die Welt der Flammen blicken. Noch mehr fehlt es dem

Himmel an der Freude und Seligkeit, die jene ältern Bilder geben. Matte bleiche Gestalten sollen als Selige und Engel erscheinen; aber nichts von jenem Hochgesang der Himmlischen, oder von den Reihetänzen, wie sie, jeder in seiner Weise, der Maler des Danziger Bildes und Johann von Fiesole zeigen, nichts von jenem Glanze der Freude auf den Gesichtern und des geistlichen Schmucks auf den Gewändern. Dagegen ist die Zeichnung des Nackten an dem nordischen Maler allerdings zu bewundern, und es fehlt auch im Einzelnen nicht an scharfem Ausdruck; besonders kann ich für Charakteristik und Körperkenntniß auf zwei Frauen an der Höllenseite aufmerksam machen; die eine, von einem bösen Geiste bei den Haaren zu Boden gezogen, die andere, am Boden liegend, während ein Teufel sie am Fuße fortschleppen will, mit den Händen verzweiflungsvoll in die Erde sich einwühlend und ihr noch immer schönes, bleiches Gesicht dem Beschauer zuwendend. Auf der Außenseite der Flügel sind die Apostel Petrus und Paulus. Während die äußern Seiten gewöhnlich stiefmütterlich gegen die innern, für die Festtage bestimmten Bilder behandelt sind, ist es hier umgekehrt; der Maler scheint sie mehr mit Lust gearbeitet zu haben. Besonders Paulus ist würdiger gedacht und in allen Theilen, in Stellung und Gewandung edler ausgeführt, als man es sonst bei Lucas findet. Von dem Kolorit ist leider nichts mehr zu erkennen und durch falsche Schattirung des ungeschickten Verbesserers theilweise selbst die Zeichnung entstellt...

Vom Rathhause ließen wir uns — die nöthigen Erlaubnißkarten waren unterdessen besorgt — auf das Museum führen. Zuerst in die naturhistorische Sammlung, die, bekanntlich sehr vollständig, in zwei höchst geräumigen Stockwerken eines Quadratgebäudes aufgestellt ist. Nur für die Giraffe war keiner der Säle hoch genug, und sie reicht daher ihr Haupt naiv durch die durchbrochene Decke aus dem untern in das obere Stockwerk hinein, Ober- und Unterwelt verbindend, eine wunderliche Proserpina. Neben der Naturwissenschaft sind freilich Kunst und Alterthum stiefmütterlich behandelt. Nur ein Theil des Antikenkabinets ist in einem anstoßenden Flügel des Museums mit möglichster Raumersparniß, zum Theil auf Balken und Gerüsten, untergebracht. Alterthümer von großem Kunstwerthe sind nicht, aber wohl Proben des Verschiedenartigsten gesammelt.

Ein Theil der Sammlung, für welchen der Raum des Kabinets zu eng war, ist in einem hölzernen Schoppen beim botanischen Garten aufgestellt. Vieles davon ist egyptisch, namentlich einige große Granitsärge, die Basreliefs einer ganzen Kammer; dann mehrere römische Werke, worunter eine gute Statue Trajans. Auch eine Reihe irdener etruskischer Geabkisten ist nicht ohne Interesse. Außer mehreren Wiederholungen der bekannten Darstellung des Kampfes, wo dem Streitenden sein Genius zur Seite steht, enthalten sie Mehreres aus dem griechischen Sagenkreise, unter Anderm den Cyklopen, dem Ulysses nachwerfend, ein Gegenstand, der, wenn ich nicht irre, auch sonst auf etruskischen Grabkisten vorkommt. Auf einer andern Urne umfaßt eine jugendliche Gestalt einen Altar ohne Bildsäule, während eine andere das Schwert gegen sie schwingt; beide tragen die phrygische Mütze, vielleicht eine Scene aus der Einnahme Trojas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kanarienvogels Liebe und Leid.

(Fortsetzung.)

Da geschah es eines Morgens, daß unser Held beim ersten Ausfluge aus seinem Käfig von einer Erscheinung angezogen wurde, die ihm sonst schon oft begegnet war, ohne aber irgend einen Eindruck in ihm hinterlassen zu haben. Wie er nämlich an dem Spiegel, der zwischen zweien der drei Fenster des Zimmers aufgehängt war, vorüberflog, bemerkte er ein zweites, ihm ganz gleiches Wesen, mit demselben schwarzgelben Farbengemisch, denselben Isabellenflügeln, denselben schwarzen Schwanzfedern, und in derselben Schnelligkeit seinem Auge entzogen, wie er selbst flog. Er setzte sich auf einen Band Caroline Pichler nieder und zog das Ding, das ihn frappirt hatte, näher in Erwägung. Es war durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß er einen lebendigen Kanarienvogel neben sich hatte fliegen sehen. Das kleine Herz fing an zu picken, er wagte, noch eine Stufe höher in seiner Gedankenleiter zu steigen. „Können deine Träume," sagte er, „jezt nicht in Erfüllung gegangen seyn? Deinem Schmerze ist ein Name gegeben, und mit ihm die süßeste Hoffnung. Gewiß, gewiß, ich habe das Ideal meiner Sehnsucht gefunden." Und mit diesen Worten flog der verliebte Schwärmer wieder in jene Richtung zurück, wo er seinen Traum, seine Hoffnung, sein Ideal aus den Augen verloren hatte. Da ist sie! schwarz, gelb, klein, niedlich wie er. Und sein Schreck ist so groß, daß ihm die Liebe wie Lähmung in die Flügel fährt, wie jungen Männern in die erröthenden Wangen, und er dicht vor dem Spiegel sich auf dem untersten Fuße desselben niederläßt.

Da steht sie nun vor dir, mein kleiner Taugenichts, die Geliebte deines Herzens! Du zwitscherst mit zitternder Stimme einen verschämten Gruß und siehst dein theures Ebenbild die Augen, die den deinen so ähnlich sind, mit derselben Verschämtheit bald auf den Boden

heften, bald verstohlen aufblicken. Und immer begegnen sich eure Blicke; jede Bewegung wird erwidert, jeder Ton scheint nachzuklingen; ach! schon dies selige Anschauen versezt meinen guten Liebhaber unter die glücklichsten aller Kanarienvögel. Er wagt einen kleinen Seitentritt zur Rechten: die Geliebte folgt ihm, zur Linken: sie geht mit ihm; er flattert vor Lust einigemal in die Höhe: sie thut ihm Alles nach, so liebt sie ihn. Nichts wird so sehr ohne Lehrmeister gelernt, als die ersten Zärtlichkeiten der Liebe. Den Kuß gibt so zu sagen der Instinkt schon ein. Auch mein entzückter Kanarienvogel wagt es, sich nach vielen Beweisen von Neigung schon eine größere Freiheit zu nehmen; er erlaubt sich, seinen spitzen Schnabel etwas auf die Seite zu legen und von unten herauf den Schnabel der Geliebten zu wetzen; er fühlte Hartes genug, um zu wissen, daß er Fleisch und Bein vor sich hatte. Da bewegte sich die angelehnte Seitenthür auf der Angel, er erschrack und flog auf seinen Käfig, sich nach der Ursache dieser Störung umwendend.

Wir lernen jezt eine zweite Person dieser Geschichte kennen, nämlich die Katze der Commerzienräthin. Man würde eine ganz falsche Meinung von dieser Katze haben, hielte man sie für eine blutdürstige Verfolgerin der kleinen Thiere, welcher sie habhaft hätte werden können. Im Gegentheil war es eine Katze, die philosophirte, eine Katze, die Bildung und Belesenheit genug hatte, um einzusehen, daß es unwürdig sey, sich dem rohen Naturtriebe vor aller Welt gefangen zu geben. Mäuse und Ratten waren vor Niemanden sicherer, als vor ihr, ja mit unserm Kanarienvogel war sie ein freundschaftliches Verhältniß eingegangen, das auf gegenseitiger Anerkennung und Mittheilung beruhte. Sie ironisirte sich zuweilen selbst, machte das, was ihr angeboren war, zur Folie dessen, was sie sich durch Bildung verschafft hatte, und wenn die Katze im Allgemeinen das diabolische Prinzip in der kleinen Thierwelt vorstellt, so war sie ein Mephistopheles, kurz, eine moderne Katze, eine Katze im Sinn unserer Zeit.

So wie sie in das Zimmer schlich, grüßte sie mit höchst freundlicher Geberde den glücklichen Kanarienvogel, der auf sie zuflog und sich dicht an ihr Ohr sezte, um sie zu der stillen Vertrauten seiner Leidenschaft zu machen. Troz der Philosophie krümmten sich doch die Krallen in den weichen Sammetpfötchen, wovon aber der freudige Liebhaber nichts sah, da sie mit ihrem Barthaar sein weiches Gefieder zärtlich streichelte. Er erzählte ihr Alles; die Katze lachte. „Nein,“ rief er fast ärgerlich, „lache nicht, meine Freundin; meinem Leben ist ein ganz neuer Stern aufgegangen. Von jezt an wird bei mir Alles eine andere Wendung nehmen. Für meine Melodien werde ich die wundervollsten Motive bekommen. Man muß aber auch so für einander geschaffen seyn, wie wir Beide es sind. Da wäre auch kein Fäserchen an ihrem Leibe, das nicht der Spiegel meiner selbst seyn könnte. Alles trifft zu, es hätte nichts Ungerechteres geschehen können, als wenn wir uns Beide nicht begegnet wären. Ach, ich muß nur gleich wieder an den Ort, wo ich sie finde und wo Du sie auch sehen magst.“ Damit flog er zu dem Spiegel zurück, rief die Katze heran, seine Wahl zu sehen, und verlor sich dann bald wieder in das zärtliche Zwitschern seines zitternden Schnabels. Die Katze sah den Irrthum sehr bald ein, zuckte die Achseln über ihren dummen Freund und schlich sich mit hohnlachendem Niesen aus dem grünen Eckzimmer.

Wenn sich das Leben eines Kanarienvogels auf zwanzig Jahre belaufen kann, so lassen sich wohl drei Monate feststellen, welche auf die ersten Wonnen einer so glücklichen Bekanntschaft, wie sie unser Held gemacht zu haben glaubte, gerechnet werden dürfen. Wie treu, wie hingebend war der junge Liebhaber! Er war von dem Spiegelsims, das gleichsam sein Sprachgitter vorstellte, nicht mehr wegzubringen, er magerte ab, weil er sich nicht Zeit zum Essen nahm, er verlernte seinen Gesang, weil er nichts that, als zärtlich zwitschern und liebeln. Er bot alles Mögliche auf, seine Freundin gut zu unterhalten.

Die Geschichten, welche sein Vater von seinem Großvater gehört hatte, die Vogelmährchen aus den kanarischen Inseln, die Thüringer Sagen, die ihm Hänflinge, Stieglitze und Grasmücken einst auf dem Rücken des Papageno, der sie in die Residenz trug, mitgetheilt hatten, Alles zwitscherte er ihr mit kosenden Lauten ins Ohr. Dabei schleppte er aus seinem Käfig eine Menge kleiner Hanfkörner herbei, die er alle mit der Geliebten theilte. Wenn er aß, so sah er, daß sie auch den Mund rührte, wenn er ein Körnchen fallen ließ, so glaubte er, es sey ihr entfallen, bückte sich mit ihr um die Wette, und verschluckte es dann, indem er annahm, sie habe es aus seinem Schnabel genommen, er aber beim Heraufiangen noch ein zweites für sich in den Mund bekommen. So viel Combinationen kamen ihm zur Hülfe, ihn in seiner süßen Täuschung zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Leben ohne Lied.

Wie muß ich heut' dich schauen,
O Wald, so gelb belaubt?
So sieht man wohl ergrauen
Oft über Nacht ein Haupt.

Sag' an, was hat zertrümmert
Dein grünes Leben ganz?
Sag' an, was hat verkümmert
All deinen frischen Glanz?

Ich ahne, welch ein Leiden
Dich hat gebeugt so sehr:
Ein schnelles, bittres Scheiden
Fiel deinem Herzen schwer.

Die jüngst in warmen Nestern
Dir sang manch' helles Lied,
Die Schaar der Vögel gestern
Aus deinem Hause schied.

So muß wohl auch zur Stunde
Mein Haupt ergrauen bang,
Wann einst sich meinem Munde
Das lezte Lied entschwang.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Privatbälle.

Als die Polizei, wie ich schon gemeldet habe, die Theaterbälle während der Fastenzeit untersagt hatte, gleichsam um die Leute wenigstens zu einer Art von Enthaltsamkeit zu zwingen, hatte sie die Pariser mit dem Donnerstage der Mitfasten (mi carême) getröstet, an welchem Tage Jeder die Erlaubniß haben sollte, sich nach Belieben an öffentlichen Orten zu belustigen; eine Erlaubniß, die eigentlich ganz unnüz war, denn von jeher ist dieser Tag in Frankreich eine Art von Suspension der Fasten, ein Rückfall in die Ausschweifungen des Faschings gewesen. Warum? mag der Himmel wissen; vielleicht, weil es der lebensfrohen Nation doch nicht möglich ist, vom Aschermittwoch an so ganz und gar auf die öffentlichen Tanzbelustigungen Verzicht zu leisten. Natürlich spreche ich hier von einer ältern Zeit, denn in der jezigen lassen sich wenige Pariser etwas von ihren gewöhnlichen Vergnügungen abgehen, und nur die Polizei hat sie diesmal daran erinnert, daß man in den sieben Wochen vor Ostern etwas entbehren müsse. Ich sage etwas, denn die öffentlichen Theaterbälle abgerechnet, wurde das Tanzen so lustig und häufig vor, als nach den drei Karnevalstagen getrieben. Einige Privatbälle waren sehr glänzend, besonders in dem Revier der sogenannten Chaussée d'Antin, wo die Bankiers wohnen, welche Geld für die verarmten oder bedürftigen Fürsten und Völker übrig haben, und mit einer Hand dem Süden, mit der andern dem Norden vorstrecken. Hier gab es Feste, die anderswo ein Prinz beneiden würde; Feste, an welchen beinahe tausend Personen Theil nahmen, und welche die ganze Straße mit Kutschen und Lärm füllten. Unsere Landsleute wollten bei dieser Gelegenheit den Parisern nicht nachstehen, und Schiklers Ball wurde in den Zeitungen unter den köstlichsten erwähnt, welche in gegenwärtigem Fasching die Herren und Damen der eleganten Welt entzückt haben. Schikler ist in Paris als der Besizer der schönsten Pferde bekannt. Ich habe behaupten hören, er habe seinen Pferden die kostbaren Säle im ersten Stockwerke seines Hotels eingeräumt. Dies ist wohl nur ein Scherz; so viel ist aber gewiß, daß die Ställe im Schiklerschen Hotel so schön sind, wie manche Säle, und daß man sich Eintrittskarten verschafft, um sie zu bewundern. Sonst waren die Ställe des Prinzen von Condé zu Chantilly berühmt; man sprach weit und breit von der prächtigen Einrichtung der Wohnung seiner Pferde; jezt spricht man in Paris von der Pracht der Schiklerschen Ställe. Damit wir aber nicht von den Faschingsvergnügen abkommen, so muß ich noch eines Balles erwähnen, der in einer einsamen Gegend von Paris, auf der Insel St. Louis, gegeben wurde, wo ein großer Ball etwas Unerhörtes ist. Es wohnt hier ein durch seinen Gewerbfleiß reich gewordener Mann, der sich auch einmal das Vergnügen der reichen, geldleihenden Bankiers der Chaussée d'Antin verschaffen wollte, und daher etwa neunhundert Personen eingeladen hatte, worunter sich einige meiner Bekannten befanden. Schon einen Monat vorher hatte man mit den Zubereitungen zu diesem Feste angefangen. Die Säle waren auf's Kostbarste ausgeschmückt worden. Da sie sehr hoch waren, so hatte man in dem Hauptsaale eine künstliche Decke mit schönen Blumengewinden angebracht und die Verzierungen der Mauern damit in Uebereinstimmung gesezt. Die Fenster waren mit ungeheuer großen Spiegeln bedeckt worden, und man hatte viele hundert Wachskerzen aufgestellt, so daß am Abend des Balls Alles Glanz und Licht war. Ueber ein Duzend Pompiers standen bereit, um einem Unglücke vorzubeugen, wie das auf dem Schwarzenbergischen Balle, dem Napoleon und Marie Louise beiwohnten. Ein Duzend Gensdarmen oder, wie sie jezt höflicher genannt werden, gardes municipaux waren aufgestellt, um mit gezücktem Säbel Ordnung auf der Gasse zu halten. Auch war vor dem Hause eine Art von Zelt errichtet worden, um den geschmückten Damen das Absteigen zu erleichtern. Das furchtbare Rasseln der Kutschen, die Gensdarmen, ich wollte sagen, die gardes municipaux zu Pferde, der Glanz, der aus dem Hause auf die dunkle Gasse strahlte, Alles dies hatte die friedfertigen Bewohner der Insel aufgeschreckt, und alle bejahrten Mütterchen des einsamen Reviers verschafften sich das Vergnügen, sich um das Zelt herumzudrängen und wenigstens die gepuzten Damen aussteigen zu sehen. Diese waren nicht darauf gefaßt, vor einem doppelten Publikum die Musterung zu passiren und schon bekrittelt zu werden, ehe sie noch in den Ballsälen anlangten. Da half aber nichts, und jede Dame mußte sich zuerst der Kritik der bejahrten Inselbewohnerinnen preisgeben. Wie nun die neunhundert Gäste im Hause versammelt waren, spürte man erst etwas, woran man zuvor gar nicht gedacht hatte, nämlich, daß es an Luft fehle und daß man Gefahr laufe, zu ersticken; allein die Tapezierer hatten ihre Sachen so gut gemacht, daß an kein Wegräumen der Spiegel vor den Fenstern zu denken war. Es blieb also kein anderes Mittel übrig, als die Fenster hinter den Spiegeln zu zerschlagen, um doch wenigstens von oben her etwas Luft zu bekommen. Uebrigens war dieser Ball so lustig, als irgend einer eines Bankiers, eines Ministers oder eines Gesandten, und der ihn gab, war doch nur ein bloßer Privatmann, ohne bekannten Namen, ohne Titel, ohne Amt, ein unabhängiger, reicher Gutsbesizer, wie es deren in Frankreich eine Menge gibt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. April 1834.

Il expira dans le sein du plaisir,
Du tendre amour victime fortunée.
Vénus enfin dans les sacrés bosquets
Le mene au rang des héros perroquets.

Gresset.

Kanarienvogels Liebe und Leid.

(Beschluß.)

Wir haben es Alle an uns selbst erfahren, daß dieser Zustand entfernter, anschauender Zärtlichkeit nicht lange währt; man verlangt von seiner Liebe immer größere Zugeständnisse. Die Katze, des Kanarienvogels zärtliche Freundin, machte ihn mit ironischem Lächeln darauf aufmerksam, daß es in der Liebe gewisse Stadien gebe, die man alle durchlaufen müsse. Sie rieth ihm, mehr zu thun, als zu sprechen, und bei nächster Gelegenheit eine herzhafte Umarmung zu wagen. Der junge Liebhaber erröthete, versprach aber, ihren frivolen Rath zu befolgen. Jezt aber trat die Periode ein, in welcher das arme Thierchen die Pein der Liebe fühlte; denn mit dem ersten Flügelschlage, den er gegen den Spiegel wagte, sah er wohl ein, daß hier ein Hinderniß, und zwar ein unüberwindliches, seiner Leidenschaft den Zügel anlege. Er pickte an der großen Mauer, die ihm sein Glück entzog; aber da wollte sich keine Oeffnung zeigen, wo er wie Pyramus zu Thisben kommen konnte. Eine Menge alter Sagen fanden jezt auf ihn Anwendung. Es war die Geschichte von den beiden Königskindern, die Geschichte von Hero und Leander, welche in diesem Falle ein gläserner Hellespont trennte. Sie konnten nicht zusammenkommen! Zu diesem Schmerze gesellte sich ein anderer; denn so wenig Begriffe unser Kanarienvogel von der Reflexion des Lichtes hatte, so unerklärbar ihm die einfachsten Geseze der Optik gewesen seyn mögen, so ergriff ihn doch zuweilen an der Wirklichkeit des geliebten Wesens, das er vor sich hatte und doch nicht berühren konnte, ein herber Zweifel; er mochte wohl gar zu träumen glauben. Dann aber, wenn er sah, daß sein Gegenüber doch da war, Bewegungen machte, zärtlich blickte, wie er, und ihm eine Strecke immer nachflog, wenn er sich aufschwang, kehrte ihm der Glaube wieder zurück, machte er sich den stillen Vorwurf der Untreue, empfand aber sein Schicksal tiefer als jemals. Wider Willen war er zur Resignation verdammt; er war gezwungen, ein Ritter Toggenburg zu werden, und härmte sich kläglich.

Unglückliche Liebe trocknet auf. Christiane, das Kammermädchen der Kommerzienräthin, hatte das Treiben des Vogels schon lange beobachtet und die Ursache, warum er nie vom Spiegel wollte, sehr wohl errathen. Sie theilte diese Dinge ihrer Herrin mit, welche sie höchst spaßhaft fand, sie dem Gelächter ihrer Soiréen preisgab und ein eigenes Dejeuner arrangirte, um ihren Freundinnen eines Morgens den Anblick zu verschaffen, wie der verschmachtende Liebhaber am Spiegel saß, seiner kraftlosen Liebe seufzend. Das gellende Gelächter, das den armen Kanarienvogel bei diesem Besuche aufschreckte,

zog ihm ein heftiges Fieber zu, das bald in einen bösartigen Pips ausartete. Das Zungenhäutchen verhärtete sich, die Nasenlöcher wurden verstopft, die Schnabelwurzel krankhaft gelb; die Federn des Kopfes namentlich sträubten sich aufwärts. Dabei zwang den kleinen Patienten die anhaltende Hitze und Trockenheit der Zunge, seinen Schnabel aufzusperren und einmal nach dem andern konvulsivisch zu niesen. Doch war unser Held noch jung; er hielt es aus, daß die Krankheit seines Herzens gewissermaßen homöopatisch die seines Körpers vertrieb; doch blieb die erste mit einer fortwährend nachwirkenden Schwäche des Körpers zurück. Der Pips hatte ihn verlassen, das sahen Alle, um aber den drohenden Rückfall zu verhüten, wurde die Pforte seines Käfigs nicht mehr geöffnet; er sollte den Gegenstand seiner unglücklichen Neigung nicht wieder sehen und auf andere Gedanken kommen. Allein seine Liebe war stärker als die Mittel, welche gegen sie wirken sollten. Er verfiel in Trübsinn, in stille Melancholie. Er begann wieder einige Strophen zu singen, aber sie waren nur der Ausdruck seiner Leiden. Bald verstummte er gänzlich und stieg selbst nicht mehr in den Ring, der in seinem Bauer aufgehängt war, weil ihn das Schaukeln in seinem Schmerze störte. Die Menschen, die ihn umgaben, erriethen nicht, daß seine fortdauernde Abzehrung nur die Folge jener Neigung war, die sie längst vergessen hatten. Sie dachten, der Pips habe eine Krankheit nachgelassen, die sie bald die Mause nannten, da man doch in der Mitte Sommers lebte, bald die Darre, da er doch regelmäßigen Stuhlgang hatte, bald die Milbensucht, da er sich in seinen Umständen doch noch immer reinlich erhielt. Man marterte ihn ab, bald mit Terpentin, der ihm tropfenweise auf den Kopf gegossen wurde, bald mit kalten Sturzbädern, mit Kreuzspinnen, die in Oel abgesotten waren und ihm in seinen Schnabel gedrückt wurden, mit tausend andern Quacksalbereien. Der Arme! Niemand wollte mehr daran denken, was ihm Linderung seiner Leiden verschafft hätte; den rechten Sitz seines Uebels hatten Alle vergessen, nur die Katze nicht, die Freundin, die ihn tröstete und später sogar ihm zu helfen versprach. „Sieh, ich will Dir helfen," sprach sie eines Tages zu ihm und blickte dabei zu Boden, um ihre verrätherischen Absichten nicht kund zu geben. „Du sollst sie wiedersehen, Deine Freundin." Der Kanarienvogel wandte sein Haupt mit wehmüthigem Blicke um und sprach mit ersterbender Stimme: „Wie willst Du das zu Stande bringen? Kannst Du das Drahtgitter meines Käfigs aufziehen?" — „Nein," antwortete die Katze, „aber ich bin kräftig genug, Deinen Käfig, weil er zum Theil nur aus Blättern und dürren Zweigen besteht, zu zernagen und Dir einen Weg zu bahnen." — „Ach, wenn Du das könntest!" flüsterte der Kanarienvogel mit einer Stimme, von der man nicht sagen kann, ob sie mehr durch seine Schwindsucht oder sein Entzücken oder durch die Furcht gedämpft wurde. Genug, die Katze sprang auf's Fenster hinauf, zerrte an den Bändern so viel hin und her, daß allmählig ein Loch entstand, weit genug, den glücklichen Patienten hindurch zu lassen. Sie war bei dieser Gelegenheit so in eine Uebung ihrer Krallen gekommen, daß sie auf einen Augenblick ihre Philosophie vergaß und etwas derb in den rechten Flügel des Vogels hineinhackte. Der Gerettete sah sie groß an, sie lachte und sagte mit altklinger Ironie: „Sieh einmal, jetzt könnt' ich Dich todtbeißen, wenn ich die Manieren besäße, welche ich besitzen sollte." Aber die Falsche machte ihren Fang durch diese Worte nur sicher. Der glückliche Kanarienvogel flog an den Spiegel, sah sein Ebenbild, jauchzte mit flatternden Flügeln, der Himmel that sich ihm auf, aber in demselben Augenblicke fühlte er etwas Grobes im Genick, das Genick war ihm umgedreht: er starb ohne Schmerz, ohne Haß, denn er sah, daß die Geliebte in demselben Augenblicke mit ihm starb.

Mit dem triumphirenden Lächeln eines Epikuräers, der im Arm der Sünde über die Tugend philosophirt, blickte die Katze auf ihren Freund, den sie gemordet hatte. Sie warf die Unterlippe und sagte: „Wie man sich doch übereilen kann! Ich war nicht mehr gewohnt, ihn flattern zu sehen, und tödtete den Narren, als er mir in Fangnähe kam. Nun, er wäre ja doch gestorben!" Damit schlich sich die treulose Mörderin in die Zimmer der Kommerzienräthin zurück, wo sie mit offenen Armen empfangen und auf seidenen Kissen gebettet wurde. Von dem Kanarienvogel aber hieß es, er sey wie Ritter Toggenburg gestorben, worüber die Damen, welche die Kommerzienräthin den Abend zur Whistpartie besuchten, nicht satt werden konnten zu lachen, bis die Chronik der Stadt ihren Gesprächen neuen Stoff gab.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Noch lange werden die Bildwerke dieser römisch etruskischen Zeit die Antiquare für die Erforschung eines Kultus und einer Denkweise in Anspruch nehmen, die, obgleich die Menge der vorgefundenen Bildwerke sie zur Zeit der Blüthe römischer Macht sehr verbreitet zeigt, dennoch in den schriftlichen Nachrichten nirgends erwähnt ist. Eine wunderbar dunkle Stelle in einer so hell beleuchteten Zeit! Indessen mußte freilich neben der blendenden Sonne Roms das Leben der andern italienischen Völker im Schatten stehen. Immer aber hat die Anschauung jener stummen Völker, die nicht durch Worte, nur durch Formen zu uns sprechen, etwas Rührendes;

hier um so mehr, weil die etruskischen Bildwerke, so wenig sie auf höchsten Kunstwerth Anspruch machen, durch ihren eigenthümlichen Styl besonders interessiren. Es ist etwas Christliches in diesem Style. Schon die religiösen Vorstellungen, welche wir aus den Darstellungen erkennen, die Vorstellung feindlicher und schützender, schwarzer und weißer Genien, die um die Seele des Verstorbenen kämpfen, haben etwas Fremdartiges gegen die sonstige heidnische Ansicht. Es liegt eine Sorge, ein Zweifel über das Schicksal der Seele nach dem Tode darin, der mit der Gleichgültigkeit des Hades seltsam kontrastirt. Selbst jene bösen Genien und die schwarze Farbe, mit welcher wir sie in den Grabgemälden finden, erinnern an christliche, wenn auch nur abergläubische Meinungen. Das griechische Heidenthum hat den Teufel nicht so schwarz gemalt. Dieser christliche Zug ist aber nicht bloß in den Lehren, sondern auch in den Formen der Gestalten und der Darstellung. Die Archäologen sprechen von ihnen gewöhnlich nur tadelnd, weil sie freilich die Reinheit des griechischen Styls hier nicht wiederfinden, und es mag richtig seyn, daß die Verfertiger dieser Grabkisten in Stein oder Thon nicht das höchste Maß griechischen Kunstsinnes und technischer Ausbildung besaßen. Allein die eigenthümlich abweichende Richtung einer ganzen Klasse von Bildnern, der Geschmack eines ganzen, wenn auch zurückgesetzten Volks ist nie bloßer Mangel der Vollendung, sondern immer ist damit auch der Ausdruck eines bestimmten, von der herrschenden Richtung abweichenden Geistes verbunden. Und so ist es auch hier. Freilich fühlt man wohl in diesen Bildwerken auch einen Zwiespalt. Der altetruskische Geist hat sein Selbstgefühl verloren; nicht nur griechische Mythen sind oft dargestellt, die durch uralte Tradition im Etruskervolke das Bürgerrecht erhalten haben mögen, sondern auch spätere Einwirkungen griechischer Kunst sind nicht zu verkennen. Hellenische Auffassung und einheimische stehen im Kampfe. Allein auch dieser Zwiespalt ist an sich noch kein zerstörender für die künstlerische Einheit, vielmehr bringt es die Allgemeinheit der griechischen Anschauung mit sich, daß er in vielen wechselnden Gestalten oft wiederkehren muß. Die Auffassung des heitern Daseyns, des leichten Gesammtlebens des menschlichen Geistes und der Natur ist so vollkommen in der griechischen Welt erschöpft, daß jede andere Auffassung, welche mehr auf den großen Bruch zwischen der Welt und dem Menschen gerichtet ist, welche den harten Kampf menschlicher Kraft mit der Natureinheit tiefer empfindet und darstellt, auch zugleich mit jener griechischen Kunstgestalt zu ringen scheint. Dieses Ringen nach schärferem Ausdrucke der Besonderheit ist in den Formen auch hier leicht kennbar. Daher sind die Züge streng und eckig, die Bewegungen stets gewaltsam, die Ruhe starr; die schöne Milderung zur belebten Ruhe oder zur gemäßigten Bewegung fehlt: schroffe Gegensätze, die aber durch eine allgemeine technische Basis, durch einen hergebrachten Styl, und selbst, des Widerstrebenden ungeachtet, durch die ausgebildete griechische Form getragen werden, und sich dadurch von ähnlichen Erscheinungen (z. B. in der egyptischen Kunst) unterscheiden. Jedenfalls erinnert aber diese Verbindung des griechischen Naturideals mit dem Streben nach Besonderung wiederum sehr lebendig an bestimmte Uebergangsepochen der christlichen Kunst. Besonders bei den frühern italienischen Meistern, welchen die antike Form nicht mehr fremd war, aber, ohne daß sie es wußten, nicht völlig genügte, finden sich sehr ähnliche Formen, wie diese etruskischen, Formen eines lebhaften Ausbruchs, der zwar die Schönheit der Gestalten nicht verlezt, aber auch nicht heraushebt, und — richtiger Ausführung ungeachtet — oft mit ihnen im Kontraste zu stehen scheint. Ein Beispiel unter den Malern würde etwa Domenico Ghirlandajo geben; häufigere Beispiele finden sich aber, aus begreiflichen Gründen, unter den Bildhauern, schon aus der ältern Pisaner Schule bis auf Michel Angelo hin, ihn selbst nicht völlig ausgeschlossen. Freilich aber läßt sich das Genauere, in welchen Formen diese Uebereinstimmung liegt, weniger aussprechen, als zeigen. — Ein anderes, unzweideutiges Vorgreifen jener etruskischen Bilder in christliche Auffassung der Form ist, daß sie schon nicht mehr vermögen, den reinen Basreliefstyl zu halten. Während auf sonstigen griechischen und römischen Werken ohne Ausnahme die Gestalten, so gut es gehen will, in eine Profilansicht gebracht sind, ordnet sich bei ihnen die Handlung stets mehr auf malerische Weise, so daß sie auf eine Mittellinie hindeutet. Bei den modernen Bildhauern erklärt sich dies oberflächlich schon dadurch, daß sie durch die Malerei als die vorherrschende Kunst verleitet sind. Allein bei den Alten hatte auch die Malerei den Basreliefstyl und kannte die perspektivische Anordnung wenig oder gar nicht. Was konnte also wohl den anspruchslosen Werkmeistern Hetruriens eine Auffassungsweise geben, welche der herrschenden Richtung ihrer Zeit fremd war und die erst nach einer Reihe von Jahrhunderten vollkommen ausgebildet werden sollte? Der Mangel an Kunstgeschick erklärt hier nichts. Der untergeordnete Geist ahmt nach, er bricht nicht neue Bahnen. Vergeblich sucht man aber nach äußern Gründen. Jene wiederkehrende Vorstellung des Kampfes zweier Genien um den Verstorbenen steht wohl damit in Verbindung, allein auf vielen römischen Darstellungen ist der Basreliefstyl, wenn ihn auch die Grundauffassung des Gegenstandes noch weniger begünstigte, dennoch durchgeführt, und so hätte sich auch dieser Kampf in eine Profilansicht bringen lassen. Andere äußere Ursachen lassen sich aber nicht auffinden.

und man kann es wohl nur der tiefen innern Beziehung zwischen Form und Geist zuschreiben, daß schon ein Anklang moderner Denkungsweise die Verwandtschaft der Formen begründete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Volksbelustigungen. Die Gebrüder Müller.

Am Tage der Mitfasten standen die meisten Theater wieder zu Bällen offen; natürlich war die große Oper abermals obenan mit ihren Galoppaden, Dantanschen Zerrbildern und ihrer Lotterie, bei der diesmal der Gewinn den Eintritt in die Oper für das ganze Jahr verschaffte. An Masken und Verkleidungen fehlte es an diesem Tage eben so wenig, als im Fasching. Der Tag der Mitfasten ist in Paris, ich weiß nicht warum, ein Festtag für die Wäscherinnen und Wäscher, eine sehr zahlreiche Zunft, welche am Seineufer oder eigenlich auf platten Schiffen auf der Seine selbst ihr Handwerk treibt. Schon am Mittwoch waren diese platten Schiffe, besonders die größern, alle mit grünen Zweigen und farbigen Bändern geziert. Es scheint, jedes große Schiff ernennt eine Königin. Als ich über den Grèvekay ging, hatte die Königin oder eine von den Königinnen bereits ihr Hoflager in einer Kneipe aufgeschlagen, und es ging darin sehr lustig zu, da bereits zum Tanze aufgespielt wurde. Am Donnerstage waren die Königinnen mit ihrem Hofstaate und Unterthanen, das heißt mit den andern Wäscherinnen und Wäschern, ebenfalls schon frühe in den Kneipen, oder tanzten am Ufer der Seine; so mögen mit Tanzen, Trinken und Spielen einige Tage hingegangen seyn, die den Leuten viel Geld gekostet, aber wenig gefruchtet haben. Manche haben während dieser Zeit keinen Fuß aus der Schenke gesezt. Ueberhaupt kommen alle diese Schlemmereien das Volk theuer zu stehen und haben doch nichts Gefälliges, nichts Poetisches. Die ganze Festlichkeit besteht in Trinken und Lärmen, und endigt zuweilen mit Raufen und Schlägereien. So verhält es sich mit den Metzgerknechten am Fasching, mit den Wäschern am Tage der Mitfasten, mit den Zimmerleuten am St. Josephstage. Alle diese Leute halten viel auf das alte Herkommen, dem auch Niemand ein Hinderniß in den Weg legt, und versäumen nicht, an ihrem Feiertage tüchtig zu trinken und zu schlemmen, natürlich auf ihre Kosten, wenn sie nicht etwa bei den Meistern oder an dem Hofe und bei den reichen Staatsbeamten so viel kollektiren, daß sie sich auf Kosten Anderer betrinken können. Obschon, wie oben gesagt, die Polizei die Bälle in den Theatern nur für den Abend oder die Nacht der Mitfasten erlaubt hat, so wird nichtsdestoweniger mit den Bällen in den eigentlichen Tanzsälen fortgefahren, als Vauxhall, Tivoli d'hiver, Prado, und wie sie sonst heißen; von solchen Bällen nimmt die elegante Welt aber eigentlich gar keine Notiz; sie werden von den sogenannten Grisettes, von Ladendienern, Studenten besucht und machen der Polizei nicht so viel zu schaffen, als die großen Theaterbälle, weßhalb sie ihrethalben auch keine Schaar von Polizeisergeanten die ganze Nacht auf den Beinen zu halten braucht, und wohl nur deßwegen läßt sie dieselben Jahr aus Jahr ein ruhig und ungehudelt. Eben so verhält es sich mit den vielen Lustgärten, mit den Tanzböden in den Kneipen, welche um die Stadt her liegen, und besonders den Familien der Handwerker zu Versammlungs- und Vergnügensorten dienen, wobei ein schlechter Wein und nicht bessere Kost in Menge verzehrt wird. Es geht hier aber, troz des Geräusches, ziemlich ordentlich zu, und ein paar Gensdarmen oder etwa eine Patrouille der an der Barriere Wache haltenden Truppen reichen hin, um Alles hübsch in guter Ordnung zu halten. — Die geistigen Genüsse wechseln beständig in Paris mit einander ab; kaum fängt man an, des einen satt zu werden, so bietet sich sogleich ein anderer dar. Schauspiele und Konzerte folgen schnell auf einander. Das Musikkonservatorium ist in voller Thätigkeit und gibt jeden Sonntag ein Konzert, das gewöhnlich ein volles Haus hat. Dann sind die vier Gebrüder Müller aus Braunschweig angekommen und haben bereits fünfmal ihre so vortrefflich ausgeführten Quartette hören lassen, ein Genuß, den man in Paris selten hat, denn wo sollte man vier Tonkünstler zusammenfinden, die gleichsam nur Eine Seele und Eine Hand haben, wie diese vier Brüder? und dann mögen die Pariser Tonkünstler nicht gern andere Musik spielen, als ihre eigene. Baillot, der ausgezeichnete Meister auf der Geige, gibt fast jeden Winter Abends Konzerte, worin er mit drei andern guten Tonkünstlern Quartette aufführt; allein seine Geige läßt sich vor allen andern hören; er hat die Hauptrolle und führt sie meisterhaft durch, der Gesammteffekt geht aber darüber verloren; da ist kein Zusammenschmelzen der Töne, keine innige Vereinigung der vier Instrumente, wie bei diesen vier Brüdern. Onslows und Beethovens Quartette waren hier wenig bekannt; ihnen verdanken wir die Bekanntschaft mit denselben. Beethovens Quartette besonders erhalten immer rauschenden Beifall. Die vier Tonkünstler können sich beinahe auf diesen Meister beschränken, und lieber würde man, statt jeden Abend drei Quartette von verschiedenen Meistern, drei Beethovensche hören; zuweilen wäre man geneigt, sie zu bitten, nur Ein Beethovensches Quartett dreimal nacheinander zu spielen. Sie thun wohl, daß sie Beethoven immer für das Ende aufsparen; denn nach ihm würden die andern schwach erscheinen, besonders Fesca, der schwerlich ein Günstling der Pariser Musikliebhaber wird. Seine Werke sind daher auch in Frankreich wenig beachtet worden. „Fesca," sagte ein alter Musikliebhaber neben mir, „kann sich glücklich schäzen, daß er solche Dolmetscher wie die Gebrüder Müller bekommen hat." Es war bei der Aufführung eines ziemlich gezerrten Quartetts von ihm. An einem andern Abend spielten sie ein gefälligeres Stück von ihm, und diesmal ließ das Publikum doch einen Theil wiederholen. Ueberhaupt werden diese Künstler stets mit neuem Vergnügen gehört, und man gesteht allgemein, daß sich nichts Vollkommeneres denken läßt, als ihre Weise, Quartette zu spielen. — Die in einer andern Art vortrefflichen Darstellungen an der italienischen Oper werden am Ende dieses Monats aufhören. Die hier sehr zahlreichen Liebhaber der italienischen Oper haben fast keine Vorstellung versäumt, und vielleicht hat der Direktor nie ein besseres Jahr, oder vielmehr einen bessern Winter gehabt, als diesen, denn der Saal war fast immer voll und das Publikum meistens sehr zufrieden mit den Leistungen der so sorgfältig ausgewählten Truppe. Mehrere Rossinische Opern, die man beinahe auswendig wußte, bekamen einen neuen Glanz durch die meisterhafte Darstellung. Dlle. Grisi hat sich einen dauernden Ruf erworben, und auch Dlle. Ungher ist in diesem Winter bedeutend hervorgetreten. Was Rubini und Tamburini betrifft, so waren sie bereits als große Sänger bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. April 1834.

Zu des Lebens lustigem Sitze
Eignet sich ein jedes Land;
Zeigt sich eine Felsenritze,
Ist auch schon der Zwerg zur Hand.

Goethe.

Sommertage in Wallis.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung von Nro. 53.)

Am Grandiosesten spricht sich wohl die Natur des merkwürdigen Landes aus, wenn man bei den Dörfern Oberwald oder Ulrichen herab auf das niedere Thalland sieht, durch das die Rhone strömt, ihr zur Rechten und Linken die mächtigen Riesenwälle, auf denen sich noch höhere Zinnen und Thürme erheben. Ich kenne wirklich keine auffallendere Ländergestalt als Wallis. Die hohen Gebirge rechts und links sind so bestimmt und scharf gezeichnet, daß man auf den ersten Blick alle die vielen Seitenthäler erblickt, die sich in das große Rhonethal münden. Beim Rhonegletscher, zwischen der Grimsel und Furka, beginnt die Trennung der beiden großen Alpenzüge, die bis zum Monte-Rosa immer weiter von einander treten, dann sich aber wie entzweite Eheleute langsam wieder nähern und sich endlich bei der Brücke von St. Maurice über den lang befreundeten Strom die Hände reichen. Beide Alpenmauern und ihre Hochberge scheinen zwei große Klammern mit ihren Nägeln, welche einen Theil von Mitteleuropa zusammenzuhalten bestimmt sind. Sehr merkwürdig und auffallend ist die Aehnlichkeit ihrer Höhenverhältnisse und Abhänge, und man sieht, daß beide nach einem und demselben Gesetz gebildet sind, und daß beide als integrirende Theile eines Systemes dastehen. Eine einzige Alpenkette hätte wahrscheinlich bei dieser Architektur nicht genügt, oder ihre Masse hätte müssen noch stärker und größer seyn, z. B. wie die Himalaya Kette, und dann hätte sie doch nicht so fest gehalten, als zwei nahe stehende, parallel mit einander laufende Klammern. Auch die größte und ungeheuerste Gebirgsmasse wäre doch im Lauf der Jahrtausende zerbröckelt und zusammengefallen, und die herabrollenden Trümmer hätten sich nach verschiedenen Seiten verloren; das große Thal zwischen zwei Bergketten dient hingegen wie ein Reservoir; wenn auch die Höhen mit der Zeit niedriger werden, so häufen sich ihre Trümmer immer in engem, bestimmten Raum zusammen, die Basen werden höher und stärker, die Höhen und Formen werden zwar anders, aber die Masse der Kraft und des Drucks bleibt immer dieselbe. Dieser weise Kunstbau der Natur und dessen Wirkungen zeigen sich besonders in Oberwallis. Das Thal ist hier bedeutend erhöht worden durch heruntergestürzte Bergtrümmer; häufig hat sie die Rhone abgerundet und abgeschliffen, oder in runde Hügel auf einander geschwemmt, die gleichförmig gestaltet durch das ganze Land zerstreut sind und die zerstörten Burgen tragen, die ihm einen so eigenthümlichen Anblick geben. So stehen hier Trümmer auf Trümmern. Ueber die leztern

gingen Jahrtausende hin, über die Burgen aber nur ein paar Jahrhunderte. Die nördliche Kette ist sehr schroff, steil, ja fast perpendikulär, sie steht da wie eine Riesenmauer auf ungeheuren Gebirgstrümmern. Gegen das westliche Berner Oberland und gegen Waad hin wird sie weniger steil und ihre Abhänge gehen in Alpen und Gelände über, die in der herrlichsten Vegetation prangen. Die mittägliche Gebirgswand, welche der Monte-Rosa beherrscht und der große St. Bernhard schließt, ist fast eben so steil, hat aber keine so reizende und fruchtbare Verflachung. Wie die nördliche Kette, rollt sie ihre Gebirgstrümmer ins Wallis und nicht nach Italien, das seine schönen Thäler jenseits hinbreitet. Die alte und neue Geschichte des Landes berichtet eine Menge von Unglücksfällen in Folge von furchtbaren Bergstürzen. Die Flanken des St. Bernhard und des Simplon zeigen große Risse und Abbrüche. Zwei Gipfel der Diablerets stürzten 1714 und 1749 ein und begruben ganze Thäler mit ihren Dörfern und Einwohnern. Auch Gregor von Tours erzählt von solchen Erscheinungen, die sich zu seiner Zeit zutrugen. Wie viel Berge mögen hier zusammengestürzt seyn, ehe die Geschichte des Landes beginnt? An den furchtbaren Felsenwänden der Dent du midi und der Dent de Morcles zeigen sich Narben, deren lebhafte helle und röthliche Färbung auf einen Bruch von gestern zu deuten scheint, und doch spricht hier weder Sage noch Geschichte von einem Bergfall. Die wilde Rauhheit der nördlichen Gebirgswand, ihre gänzliche Unfruchtbarkeit, kurz Alles scheint auf frühere Brüche derselben, auf eine immer fortschreitende Zerstörung hinzuweisen. Alles dies könnte einen auf den Gedanken bringen, die Natur habe Wallis nicht dazu bestimmt, von Menschen bewohnt zu werden. Denn ein Thal, das furchtbare und zum Theil ganz unzugängliche Berge einengen, das immerfort von der Zerstörung durch Bergfälle leidet, kann nur ein gefährlicher Aufenthalt für Menschen seyn. Nimmt man die Brücke von St. Maurice aus, so geht der Zugang nach Wallis nur über dergleichen hohe und drohende Gebirge, ja St. Maurice selbst ist wie das alte, im sechsten Jahrhundert verschüttete Epaunum, täglich der Verschüttung durch die überragende Dent du midi ausgesezt. Erst in neuerer Zeit ist der kühne Uebergang über den Simplon gemacht worden. Man könnte aber fragen: ist es gerathen, Granitberge zu durchgraben, Wege über Ströme und Abgründe und Bogen über der Lawinen Weg zu bauen? Ob wohl die Natur in einem so gefährlichen Land voll Wechsel, Grauß und Zerstörung das schwächlichste und gebrechlichste ihrer Geschöpfe, den Menschen, setzen wollte? Dieser Mensch versteht es freilich, alle Hindernisse zu besiegen; so hat er denn auch das Wallis erobert, er hat dies furchtbare, drohende Land der Natur abgezwungen, er hat es zu dem Seinigen gemacht, aber noch immer scheinen da alle Elemente im Krieg gegen ihn. Auch rächt sich die Natur furchtbar an der Menschen eigensinnigem Wagniß; die Menschen, die in das Thal zwischen den zusammenstürzenden Bergen eindrangen, sollten auch in ihrer Natur Theil haben an dem Verfall ihrer Berge und der Zerstörung ihres Bodens, an der langsamen, aber sichern und mächtigen Zersetzung alles dessen, was ihn umgibt. Es war fast überflüssig und fruchtlos, daß das Geschlecht der alten halbrömischen Einwohner sich erneuerte und erfrischte durch seine Mischung mit Gothen, Vandalen, Hunnen, Burgunden und Mauren, die nach einander zwischen diesen Bergen für kürzere oder längere Zeit hausten. Diese Völker hatten Europa durchzogen und unterworfen, hier aber besiegte sie die Natur, denn die Eroberer Roms ließen in Niederwallis nur eine Nachkommenschaft von Cretins zurück.

Ein großes Thal, über zwanzig Meilen lang, das sich vom Rhonegletscher bis zum Genfersee zieht und in das sich sechzehn kleine Seitenthäler wie Kinder oder kleine Hausgenossen münden, die auch von wilden Flüssen durchströmt, von mächtigen Bergen umstanden und geschieden, von Felsen ummauert und von Gletschern durchzogen sind; ein Thal, das im Raum von eilf Meilen die Vegetation von zehn Breitegraden zeigt, wo sich die Natur in ihrem Verfall und in ihrem Zusammensturz, gleich darauf aber wieder in ihrer größten Erhabenheit zeigt, wo furchtbare Naturereignisse zu einer Resignation der Einwohner führen, die oft in Aberglauben übergeht, aber doch bei den Gebirgsbewohnern die Liebe zur Freiheit, den Heldenmuth und die schönen alten Tugenden ihrer Ahnen nicht ausschließt — dies ist Wallis. Ungeheure Granitmassen bilden rund um das Thalbecken eine Einfassung, und an sie lehnen sich wieder niedrigere Bergketten von Gneis und Kalk an. Hoch über den Cervin (13,850′), über den Combin (13,250′) und das Finsteraarhorn (13,170′) ragt der Monte-Rosa, die unerreichte, jungfräuliche Riesenrose. Ja die andern, doch ansehnlichen Berge, die Jungfrau (12,870′) und ihre Genossen, der Velan (10,400′), die Dent d'Erron (12,000′), die Dent-Blanche (12,500′), die Cima di Jazzi (12,880′), die westlichen Schlußsteine, die Dent du midi (9890′), die Dent de Morcles (8910′) und die Diablerets (9600′) scheinen nur dienendes Gefolge. Der höchste Walliser, ja der höchste europäische Bergübergang ist der des Cervin (10,300′), auf dessen Col die kräftigsten Gebirgsmänner Athem und Kraft verlieren, und unverwüstliche Maulesel deutliche Zeichen von Angst von sich geben, nur mit Mühe athmen und ein ganz eigenes Klag- oder Hülfsgeschrei hören lassen. Die andern Uebergänge erheben sich nicht zu achttausend Fuß, wie der Sanetsch (6440′), der Rawyl (7230′), die

Gemmi (6860'), die Grimsel (6770'), die Furka (7790'), der Simplon (6200'), der Col de la Fenêtre (7980'), der große St. Bernhard (7680') und der Col de Terret (7260').

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Der Tag war ziemlich verflossen und unsere Sehkraft völlig erschöpft. Wir schlossen daher unsere Wanderungen durch die gelehrte Stadt, ohne die eigentlichen Sitze der Gelehrsamkeit, die Universität und die Bibliothek gesehen zu haben. Jene würde, obgleich jezt leer, einen Besuch in mancher Beziehung belohnt haben. Unter Anderem enthält sie eine Sammlung der Bildnisse aller ihrer Professoren von Scaliger bis auf unsere Tage. Es ist schon erfreulich, eine ganze Schaar unserer wissenschaftlichen Voreltern versammelt zu sehen, und die Vossius und Gronovius, die Hemsterhuys und Wittenbach, den berühmten Boerhave, dann wieder die Schaar der Legisten, Voet und Noodt, und wie sie heißen mögen, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Allein dieses Interesse an den Einzelnen ist das Geringere gegen den Vorzug eines Ueberblicks ganzer Klassen und ganzer Zeitalter menschlichen Thuns, den solche Sammlungen gewähren. Sie sind Stammtafeln geistiger Familien, in welchen man die allmählichen Veränderungen der Generationen, wahrlich nicht bloß in den Trachten, sondern selbst in den Gesichtsbildungen beobachten, und so durch ihren Gegensatz die Zeiten selbst besser verstehen lernt, oder — besser zu verstehen glaubt. Indessen ist es gewiß nicht ganz Täuschung; es gibt auch eine Geschichte der Physiognomien, auch in den Gesichtsbildungen gehen durch den wechselnden Zeitgeist Veränderungen vor. Die Gelehrten werden freilich diese Aenderung nicht am deutlichsten zeigen, denn die Thätigkeit des Lebens, welche sich in den Zügen ausprägen soll, ist bei ihnen zu sehr eine innerliche. Die Männer der That, Könige, wenn sie es nicht bloß dem Namen nach sind, Staatsmänner, Feldherrn sprechen daher deutlicher; nur zu nähern Bestimmungen des Gegensatzes muß neben ihnen die gelehrte Welt beachtet werden. In der Mitte zwischen beiden sind die Künstler, bei denen die innere Bildkraft des Geistes auch den Körper besonders ausdrucksvoll zu machen scheint, und die, wie sie selbst nothwendig in der Mitte ihrer Zeit stehen müssen, auch den Geist derselben deutlich in ihrem Aeußern erkennen lassen.

Doch genug von Voraussetzungen; auch gestern hielten wir uns dabei nicht lange auf, sondern gingen ohne Weiteres zu dem Reellen, zu dem längst bereiteten Mittagsmahle über, das bei unsern klassischen Beschäftigungen freilich zur Cöna geworden war. Auch hier fanden wir Ursache zu bedauern, daß die nahe Abfahrt der lezten Schuyte uns an gründlichern Studien Leydenscher Kunst — nämlich Kochkunst — hinderte. Leyden rühmt sich, die schönste und gelehrteste Stadt Hollands zu seyn, die Andern aber nennen sie die „theuerste," und nachdem wir den Tag zugebracht, um jene ersten Eigenschaften kennen zu lernen, mußten wir zulezt auch die andere bestätigt finden. Indessen ben mangiato, ben pagato; man muß zufrieden seyn, wenn die Wirthe nicht den Nachsatz für wichtiger als die Prämisse halten. So erreichten wir, Dank sey unserer Mäßigkeit, die Schuyte noch vor der Abfahrt, aber dennoch zu spät, denn der Roef, das Stübchen, war ganz vermiethet und der Raum überfüllt. Zum Glück ging gleichzeitig auch ein Fahrzeug nach Delft ab, und da es in der Entfernung von kaum einer halben Stunde beim Haag vorbeiführt, so zögerten wir nicht, hineinzuspringen. Die feuchte Kanalluft trieb uns bald in das Stübchen, wo wir, fast ganz einsam, die Freuden des Tages erst besprechen, dann von ihnen ausruhen konnten. Das „Jägerchen" mußte aber in der Dunkelheit uns oder sich lange Ruhe gegönnt haben, und es war schon tiefe Nacht, als wir an dem Scheidewege des Kanals ans Land sprangen. Wir hatten einen weiten Weg vor uns und die Hoffnung, daß unsere ruhigen Wirthe für nächtlichen Einlaß Sorge tragen würden, konnte leicht trügen. Es galt daher Eile, die bei der Finsterniß der sternenlosen Nacht und bei rauhem, durch die häufigen Regengüsse verdorbenem Wege nicht wenig beschwerlich war. Noch ehe wir die Stadt erreichten, sollte ich die Eigenthümlichkeiten des Landes von einer neuen Seite kennen lernen. Mühsam auf dem rauhen Wege stolpernd, dennoch die Feuchtigkeit des Grases zwischen den Bäumen scheuend, glaubte ich jenseits desselben einen weißen Pfad schimmern zu sehen. Geschickt springe ich also, um das nasse Gras zu vermeiden, und stehe in einem Kanal. Zum Glück war er am Rande nicht tief; ich kam halb durchnäßt heraus, und tröstete mich, nun aus doppelten Gründen eilend, mit so manchen Malern des Landes, in deren Lebensgeschichte dergleichen „Fälle" nicht zu den seltenen gehören. Nur freilich unterschied ich mich von diesen Herren durch eine leidige Nüchternheit, die sie bei solchen Gelegenheiten nicht zu haben pflegten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die italienische Oper. Scribe's passion secrète.

Rossini, Bellini, Donizetti sind beinahe die einzigen Meister, von denen Opern aufgeführt worden sind. Mozart ist nicht zu dieser Ehre gelangt, eben so wenig irgend einer der Meister der ältern Schule Italiens. Dagegen hat ein junger Meister, Namens Marliani, hier mit einer ganz neuen Oper sein Glück versucht, was am hiesigen italienischen Theater etwas Seltenes ist, da man nur Opern vorzunehmen pflegt, deren Ruf bereits in Italien wohl gegründet ist. Der Versuch ist eben nicht sehr geglückt, obschon die Tageblätter den Tonsetzer so viel als möglich aufgemuntert haben. Dem Faust der Dlle. Bertin, Tochter des reichen Inhabers des Journal des Débats, ging es vor einigen Jahren nicht besser. Glücklicherweise hat sich dadurch die junge Künstlerin nicht abschrecken lassen, denn bereits hat sie eine andere Oper gesezt, aber diesmal keine italienische, sondern eine französische, die erst künftigen Herbst aufgeführt werden soll. Victor Hugo hat nämlich ihr zu Gefallen aus seinem Romane Notre Dame de Paris den Text zu einer Oper gezogen. Man muß ihr wünschen, daß der Dichter mit seinem Romane nicht so sonderbar verfahren haben möge, wie mit der „Maria Tudor," denn sonst würde kaum die schönste Musik im Stande seyn, den Unwillen des Publikums zu beschwichtigen. Diese verrufene „Maria Tudor" wird zwar noch zuweilen auf der Bühne des Porte St. Martin-Theaters aufgeführt; hier kommt aber nie ein ästhetisches Publikum zusammen, wie im Parterre des Théâtre français, und die Zufriedenheit des dortigen Publikums beweist keineswegs, daß das Stück gut ist.

Ob Scribe unterdessen auch etwas Neues zu Tage gefördert, ist eine unnütze Frage, wenn man weiß, daß Scribe nur höchst selten einen Monat ausgeruht hat, seitdem er zum ersten Male die Feder zur Hand genommen, um für die Bühne zu schreiben. Er scheint aber jezt ganz ernstlich sich im großen Schauspiel einen dauernden Ruf verschaffen zu wollen. Sein Bertrand et Raton war noch keine fünfzigmal gegeben, als er den Schauspielern des Théâtre français schon ein neues Lustspiel verlas, une passion secrète. Es wurde dann auch schnell einstudirt und die vorige Woche bei vollem Hause gegeben. Man erwartete wieder ein Stück wie das vorige; aber diesmal war die Handlung nicht so lustig, als in dem politischen Stücke, sondern näherte sich der in seinem Mariage d'argent. Auch hier spielt das Geld eine Hauptrolle, diesmal jedoch nicht bei Leuten, die sich verheirathen wollen, sondern bei solchen, die bereits lange verheirathet sind. Die Heldin oder vielmehr Hauptperson des Stücks ist eine junge (durch die 50jährige Mars vorgestellte) schöne Frau, die des Morgens heimlich ausgeht, dadurch ihrem bisher unbescholtenen Rufe schadet und einige Anbeter in gewaltige Eifersucht versezt. Es kommt zulezt heraus, daß sie gesteht selbst, nur nicht ihrem Manne, daß sie an der Börse auf Staatspapiere spekulirt, entsezlich viel gewinnt und dann noch weit mehr verliert, so daß sie dadurch in die größte Verlegenheit geräth. Ein alter steinreicher Anbeter hält den Zeitpunkt für günstig und verspricht Hülfe, das heißt völlige Ausgleichung der Differenzen an der Börse, wenn sie ihm nur ein schriftliches Jawort auf eine Frage geben will, die er schon lange an sie gestellt und worauf sie bisher immer, wie es scheint, verneinend oder gar nicht geantwortet hat. Die arme Frau geräth nun aus dem Regen in die Traufe. Wozu soll sie sich entschließen? zu einem Bankerott, oder zu einem Jawort, welches, wie eine Pariser Dame einmal gesagt haben soll, die Damen so wenig kostet und den Herren so viel Vergnügen macht? Der Bankerott scheint ihr das ärgste der beiden Uebel, da sie nicht allein all ihr Geld, all ihr Geschmeide, sondern auch noch die Mitgift einer Nichte verspielt hat, die sich an diesem Tage verheirathen soll, und zwar mit einem jungen Manne, an dessen Achtung ihr viel gelegen ist. Dieser Geldbankerott würde auch zu gleicher Zeit ihre Ehre und guten Ruf zu Falle bringen; das heimliche Versprechen hingegen kann erfüllt werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Folglich — der Schluß hat aber zum Glücke nicht statt; denn der junge Mann erscheint als ihr Schuzengel, fängt das versiegelte Jawort auf und gibt mit der einen Hand die Mitgift her, die er bald mit der andern wieder nehmen soll. Die Ehre der Frau ist gerettet, und das war der Zweck des Dichters. Wahrscheinlich soll die Moral des Stücks diese seyn: „Meine schönen Damen, hüten Sie sich ja vor dem gefährlichen Börsenspiele, denn Sie könnten weiter geführt werden, als Sie es ahnen, und noch etwas mehr verspielen, als Ihr Geld. Halten Sie sich immer die Klemme vor Augen, worin ich meine schöne Madame Dulistel versezt habe." Es scheint, die Damen, deren eine Menge bei der ersten Aufführung zugegen war, hatten eine andere „heimliche Leidenschaft" erwartet, als das Spiel, das unter den jungen Damen, Gottlob! nur eine höchst seltene Leidenschaft ist. Sie konnten daher an der Passion der Madame Dulistel auch kein besonderes Vergnügen finden, obschon Scribe äußerst geistreich die schlimme Lage der heimlichen Spielerin geschildert und sein ganzes Talent aufgeboten hat, um dieses Gemälde lebhaft dramatisch auszuführen. Laster oder Fehler zu schildern, die uns fremd sind, ist eine etwas unfruchtbare Mühe, und solche Schilderungen erregen selten ein dauerhaftes Interesse. Einige Kritiker meinen, Scribe hätte eine heimliche Liebschaft zum Grunde legen sollen, so möchte er wenigstens die Aufmerksamkeit der Hälfte seiner Zuhörer gefesselt haben. Allein eben dieß hat er wahrscheinlich mit Absicht vermieden. Die Liebe ist ja der Beweggrund und die Unterlage von hundert, ja von tausend Theaterstücken; er hat wohl etwas Neues versuchen wollen; allein da hat er vergessen zu bedenken, daß die Leidenschaft, die er gewählt, nur als eine seltene Ausnahme von der Regel erscheint. Das Sonderbare dabei ist, daß die Person im Schauspielsaal, welche am Sichersten Nuzen aus dem Stücke ziehen konnte, gerade die Schauspielerin selbst war, welche die Madame Dulistel darstellte; denn bekanntlich hat Dlle. Mars viel durch Börsenspekulationen verloren. Allein sie ist keine verheirathete Person; was sie erworben, hat sie ihrem ausgezeichneten Talente zu verdanken, und sie braucht Niemand Rechenschaft von der Anwendung ihres Gutes abzulegen. Wäre es aber nicht einzig, wenn der Dichter nur die Schauspielerin und Niemand anders von der Börst abgebracht hätte?

D g.

Räthsel aus der Apotheke.

Charade, von einem Hagestolzen.

In der Liebe 1. 2. schrieb
Ich mir in die 3. 4. Namen;
Was dich, 1. 2.! mir vertrieb,
War die Eitelkeit der Damen.
Was das 1. 2. sonst vertreibt,
Wenn es euch der Arzt verschreibt,
1. 2. 3. 4.: für 1. 2. der Liebe
Hülf es nicht, wenn's auch Galen verschriebe.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. April 1834.

Ihr klagt, ihr habt vor euch noch einen schweren Berg
Zu steigen, bis ihr kommt zu des Lustpferds Herberg.
Wohlan, wie daß ihr dann so still hienieder sitzet,
Und vor Deutschlandes Ehr' nicht auch ein wenig schwitzet?

Zinkgref.

Lessing.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Zweite Episode.

Lessings Trauerspiel ist mit Beifall aufgeführt worden, so sehr es sich auch vom herrschendem Geschmack in der Poesie entfernte. Dieser Erfolg hat die große Welt aufmerksam auf ihn gemacht, und wir finden ihn in der vornehmsten und geistreichsten Gesellschaft Berlins, was damals gleichbedeutend war.

* * *

Eine Gesellschaft war beim Grafen Felix versammelt, und Lessing hatte zum erstenmal eine Einladung erhalten, dort zu erscheinen. Er war über dieses Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptstadt, die eine glänzende Erscheinung bilden, indem sie in ihrem Salon alle Geister, die auf Rang, Ansehen und in Mode stehende Bildung Anspruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Ansehen der Familie, so wie Geist und Talent hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten lassen. Er war Gesandter an verschiedenen fremden Höfen gewesen, und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Musen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die schlimmen Weissagungen, mit denen die Politiker sich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu setzen.

Als der Dichter sich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe stolze Gestalt, auf der freien Stirn Adel und Würde, ein geistreiches Lächeln um den schöngeformten Mund, sichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen, aber passenden Lobsprüchen erwähnte er des neuen Schauspiels und stellte den Jüngling der Gesellschaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in französischer Sprache geführt; unserem Lessing kam hier lange Uebung zu statten, er bewegte sich leicht und mit Anstand in den fremden Formen. Da lästiger Zwang entfernt war, so ordnete sich bald Jeder seinem gewählten Interesse zu. Die Politiker traten zusammen, an den Kartentischen ließen sich ältliche Herrn nieder, in einem entferntern Gemach wurde Musik gemacht, aufmerksame Diener eilten mit Erfrischungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Lessing und noch andere Herrn versammelten sich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man sprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, seine Ansichten über die Bühnenkunst zu entwickeln. Der magere gesprächige Marquis, der sich auch zugegen befand, lobte jedes seiner Worte, und beklatschte lärmend die geäußerten

Meinungen und Urtheile. Der Dichter, der Anfangs ruhig hinhörte, wurde jezt durch die Fragen des Grafen mit ins Gespräch verflochten; er war völlig entschlossen, sich so freimüthig, als es schicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, seine Erfahrungen und Ansichten laut werden zu lassen. Zuerst mußte er wiederum dem Angriff auf deutsche Sprache und Kunst begegnen.

„In der That!“ rief der Franzose, „es ist ein Wunder, daß ein deutsches Stück bei einem gebildeten Publikum Beifall gefunden.“ — „Wir leben in der Zeit der Wunder,“ entgegnete Lessing trocken. „Wie meinen Sie das?“ fragte der Graf. Der Dichter fuhr mit Freimüthigkeit fort: „Ist der schnelle Wachsthum dieses noch jungen Königreichs, sind die glänzenden Eigenschaften seines Fürsten, die Europa staunen machen, und die nur wenige bei diesem Prinzen im Beginne seiner Laufbahn zu erwarten sich berechtigt glaubten, keine Wunder? Grenzen die überraschenden Erfolge der Forschungen berühmter Männer in jedem Fache des Wissens, die jezt unser Vaterland zu den seinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen diesen herrlichen Erscheinungen die Poesie nachbleiben? Soll sie sich nicht vielmehr auch erheben, da sie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?“ — „Sie sind ein eben so warmer Anwalt, als Sie ein geschickter Poet sind,“ rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort.“ — „Der Deutsche,“ nahm Lessing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit und Unverstand ihn nicht zu dieser Entdeckung kommen lassen, jezt, da sie gemacht ist, wird er sie zu brauchen wissen. Dank sey es unserem großen König, so abgeneigt er persönlich seiner Muttersprache ist, so mächtig wirkt er durch seine glänzende Erscheinung, sie aus dem Staube zu erheben. Den politischen Reformen folgt der Krieg der Geister. Ist es ihm doch gelungen, die Aufmerksamkeit Europas auf sich und auf seine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem stolzen Bewußtseyn es über sich gewänne, sich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieser Selbstständigkeit ist der kleine Staat schon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden sie gewiß noch erhöhen, und die deutschen Gelehrten und Dichter sollten, wissend, daß Europas Blicke auf sie gerichtet sind, sich nicht zu dem kühnsten Aufschwunge ermächtigen? Doch abgesehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, ist denn diese schöne Sprache ihrer selbst wegen nicht würdig, daß wir uns um sie mühen, ist's nicht perfider Undank, wenn wir sie um eine fremde vertauschen? Sie, die als erster göttlicher Quell der Nahrung in unserer Seele die schlummernden Keime weckt, die ihre frischen Blumenblätter schützend um den kindlichen Geist schlägt, Anfangs weich und biegsam im Munde unserer Knaben und Mädchen, dann sich kräftigend und ermannend, bis sie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelspiel, zu göttlichen Psalmen blühend emporweht und in Andacht und Entzückungen schwärmt. O deutsches Wort, so süß und geistig wie der Traube Gold, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu sehen!...“

In dem Moment wurde es laut im Nebenzimmer; zwei junge Herrn sprangen herein, ein Duft von Ambra floß um sie, ihnen folgte ein nachläßig gekleideter Mann, bei dessen Erscheinen sich der Graf mit Aufmerksamkeit hinwandte. „Theurer!“ rief der lange Dürre, „was treiben Sie hier? man vermißt Sie drinnen; wenn Sie philosophiren, so lassen Sie mich daran Theil nehmen, das Spiel heute macht mir Nervenleiden.“ Er warf sich bei diesen Worten auf eines der am Kamine stehenden Tabourets und suchte eine malerische Stellung anzunehmen, obgleich ihm dieses bei den dürren, langen Beinen nicht recht gelingen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Auf die Höhe des Col Cervin wagen sich auch die kräftigsten und nördlichsten Pflanzen nicht, und kein Thier würde sich da finden, wenn es der Mensch, dieser Erzwagehals, nicht dahin zwänge. Stellt man für Wallis einen Maaßstab der Vegetation auf, so sieht man den Weinstock bis zu 2200′ über der adriatischen Meeresfläche gedeihen. Die Eiche hört schon mit 3300′ auf, der Nußbaum mit 3100′, die Esche mit 4500′, die Birke mit 5200′, die Tanne mit 5900′. Die Fichte grünt noch vierhundert Fuß höher und bezeichnet fast die äußerste Baumgrenze, denn nur die kleine Weide bringt's bis auf 8000′ und mit dem Steinbrech (Saxifraga) auf 9000′ erstirbt alle Vegetation. Der Pflanzenreichthum der Walliser Gebirge bringt den Botaniker zum Verwundern und Entzücken. Man kann hier über dreitausend verschiedene Pflanzenarten zusammenbringen; es gehört aber Muth und Geschick dazu, die spitzigen, freihängenden Klippen zu erklimmen, wo die seltensten Pflanzen wachsen. Weniger Merkwürdiges findet sich im Thierreich, denn der Steinbock, der Biber und der Damhirsch sind hier nicht mehr heimisch, wohl aber noch im Hochgebirg Bären und Hirsche in den dichten Wäldern. Auf den unzugänglichen Felsen von Gambs, Brieg und Visp zieht der große Lämmergeier seine Luftkreise und wird dem

Hirten furchtbar, dem er gar manches Lamm mitten aus der Heerde nimmt und damit nach seinem Wolkennest fliegt. Auf der Furka, dem Simplon und der Gemmi horsten noch Falken. Troß der rauhen Witterung gibt's in Oberwallis eine Menge Bienen, die so trefflichen Honig bereiten, daß er dem von Chamouni gleichkommt. Das viele Wachs reicht aber doch nicht für den unglaublichen Verbrauch von Wachskerzen in Wallis. Mit der Zucht der Seidenraupe will es dagegen nicht fort, und man wird sie bald ganz aufgeben, denn das veränderliche Klima, die heftigen Regen, der schnelle Uebergang von Hitze zu Kälte sind diesem Thierchen wenig gedeihlich, das nicht zwischen Gletschern und ewigem Schnee wohnen mag. Wallis hat einen Ueberfluß an Produkten des Mineralreichs. Gold, Silber, Eisen (unter mehr denn zwanzig Gestalten), Kupfer, Zink, Kobalt, Titanium, schwarzer und grüner Turmalin, Bergkrystall, Granaten, Asbest u. s. w. finden sich da zusammen. Aber nicht überall ist die Ausbeute leicht. So wurden z. B. mehrere Versuche, auf Silber zu bauen, wieder aufgegeben. Beim Dorf Gondo auf dem Simplon wird noch Gold ausgebeutet; da verlohnt es sich aber auch der Mühe, denn der reine Gewinn nach Abzug aller Kosten beträgt jährlich hundert und fünf und dreißig Franken! Mehr tragen die Eisen-, Blei- und Kobaltbergwerke ein. Die Walliser haben aber zu besserem Bergbau weder die nöthigen Geldmittel, noch die erforderlichen Kenntnisse. Bei diesem Gebirgsvolk ist überdies die Lebensart so einfach, daß ihnen wenig an der Ausbeute der Bergwerke liegt, selbst wenn diese bedeutend wäre. Diese Leute wohnen in kleinen Häusern von Holz, ihre Kleidung besteht aus ganz grobem Tuch, das sie aus der Wolle ihrer Heerden weben; ein Bischen Eisen genügt ihnen zur Verfertigung ihrer Werkzeuge für Acker- und Weinbau; unter ihnen cirkulirt auch wenig Geld, denn sie haben nur wenig zu verkaufen und noch weniger zu kaufen. Weit entfernt von dem Treiben, den Bedürfnissen, den Vorurtheilen und der Verbildung der Gesellschaft, führen sie größtentheils ein armes, kleines, aber immer gleiches und ruhiges Leben, das nur bisweilen von furchtbaren Naturereignissen unterbrochen oder gar zerstört wird. Diese kommen großentheils von den Gletschern, deren ungeheure Massen sich an den Bergen von acht- bis vierzehntausend Fuß Höhe anlegen und von Zeit zu Zeit durch innere Veranlassung oder durch klimatische Einflüsse schnell schmelzen, sich losreißen und dann in die Thäler stürzen, furchtbare Ströme bilden, die Felder und Waiden mit Eis- und Felsstücken überschütten und Alles zerstören, was sich ihnen widersetzt. Durch sie werden ganze Dörfer weggerissen und Landseen aus ihren Ufern gedrängt, deren Wasser dann mit dem immer mehr schmelzenden Gletscher Einen Strom bilden. So war es im Jahr 1818 mit dem Getroz-Gletscher, der in seinem Sturz und Lauf furchtbare Verwüstungen anrichtete und die Dranse durch das ganze Bagnethal bis Martigny zu furchtbarer Höhe anschwellte. Im Jahr 1740 sprengte der Mackmaarsee den Gletscher, aus dem die Visp entspringt, trieb diese zu furchtbarer Höhe und richtete so unsägliches Unglück an. Häufiger noch sind die Lawinen, gleich gefährlich für Dörfer und einzelne Wohnungen, wie für Reisende. Am zerstörendsten sind die Eislawinen, wenn sich große Gletscherstücke in der Höhe losreißen und dann mit Schnee zusammengeballt eine Lawine bilden. So wurde 1720 das Dorf Gesteien in Oberwallis mit allen seinen Einwohnern begraben. Man legte sie alle in Ein Grab und setzte die rührend einfache Inschrift darauf: „Großer Gott! welch ein Unglück! Achtzig Leichen in Einem Grab!“

Die Walliser Landseen sind oft zauberisch, lieblich und reizend, oft furchtbar und Schrecken erregend. Manche zeigen wunderbare Naturerscheinungen. So spiegelt der Champronsee auf dem Chermontane auf der einen Seite die grünen Weiden um ihn her, auf der andern aber das Azurblau der Gletschernadeln ab, von denen sich manchmal eine losreißt und in den unten liegenden See stürzt, wo sie dann wie die Krystallinsel eines Feenlandes herumschwimmt. Im Thal Ferret liegt der ovale Campeesee, den ein grauer Granitwall umgibt; mitten drinnen aber liegt eine kleine Insel mit schönen Tannenbäumen. Diese dunkelgrüne Baumgruppe kontrastirt gar anmuthig mit den graurothen Ufern, deren Farbe auch aus dem Wasser zurückstrahlt. Der Bacherelsee im Bagnethal hat in seiner Mitte einen immer thätigen, heftigen Strudel, der schnell Alles verschlingt und nie wieder ans Tageslicht bringt. Die kleinen Tennav- und Fullyseen haben bis jetzt keinen Grund finden lassen. Der Goille-a-Vassu, inmitten der St. Bernhards-Gletscher, ist auf seinem Grund wie ein Trichter gebildet; im Herbst füllt er sich und friert zu, wenn er nun im folgenden Frühsommer wieder aufthaut, so schwillt die Dranse in dem benachbarten Bagnethal an, der See aber verliert sein Wasser so ganz, daß man auf seinem Grund herumgehen kann.

In dem Theil von Wallis, wo die ungeheuern Gebirgswände immer näher zusammentreten, wo die Natur mit jedem Schritt furchtbarer und schauderhafter wird, wo die wilde Rhone in engem Thal brausend und schäumend über Felsstücke herabströmt, da lebt ein freies, reinbewahrtes und ungezähmtes Volk, in dessen Charakter Vieles von der rauhen, felsigen, aber grandiosen Natur seines Landes liegt. Vielleicht lebt kein Volk in Europa, an dem sich der mächtige Einfluß des Klimas auf den physischen und sittlichen Menschen so klar darthun läßt. Diese Walliser zeigen nahe an der Rhone Ursprung, auf einer Höhe von drei bis viertausend Fuß

über der Meeresfläche, in der dünnen, reinen und kalten Bergluft, einen kräftigen, kriegerischen Körperbau, und in ihrem Gemüthe liegt etwas Stolzes und Unbeugsames, wie in ihrer deutschen Sprache, welche an die der Waldkantone und Tyrols erinnert. Welcher Unterschied einige Meilen weiter hinab! Hier lebt ein mattes, entkräftetes, dummes, leiblich und geistig schwaches Geschlecht. Während jene zwischen ihren Bergen, Gletschern und Lawinen für die Freiheit geboren sind, scheinen die leztern nur für Unterthänigkeit und Sklaverei bestimmt. Es ist auch gar nicht lange her, daß sie noch darin lebten, und als dieser entwürdigende Zustand aufhörte, war es durchaus nicht ihr Verdienst, sondern weil in der ganzen Schweiz die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde. Oft sind die Tugenden und Großthaten eines Volks nur Folge natürlichen Einflusses. In dem heutigen Römer, der in der Malaria seiner Campagna aufgewachsen ist, wird nie der Römer aus den Zeiten des Camillus und der Scipionen wieder aufleben, denn eine andere Luft war es, die die Brust dieser großen Römer schwellte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Müllhausen im Elsaß, März.

Verhältnisse der Fabrikarbeiter.

Bemerkenswerth ist gewiß, daß, während in Paris, Lyon, St. Etienne und andern Fabrikstädten zu wiederholten Malen und nicht unbedeutende Emeuten unter den Arbeitern stattfanden, diese sich früher hier, so wie im Elsaß überhaupt, durchaus ruhig verhielten. Und doch gehören in und um Müllhausen allein wohl an die 30,000 Menschen dieser Klasse an. Ohne Zweifel liegt darin auch ein Beweis, daß die jüngsten Unruhen größtentheils aus einer künstlichen Aufregung hervorgingen; denn auch hier ist zwar der Arbeitslohn seit den lezten Calamitätsjahren noch sehr niedrig, die Arbeiter haben aber nicht zu klagen, weil sie alle reichliche Beschäftigung finden und die Lebensmittel ungewöhnlich wohlfeil sind. Nicht vergessen sollte man indessen, daß die Unzufriedenheit einer solchen Population auch eine natürliche seyn kann, daß eine Fabrikstadt dadurch in die bedenklichste Lage gerathen kann, und daß man in günstigen Zeiten hauptsächlich darauf bedacht seyn sollte, die oft so bedauerlichen Ausbrüche der Volksnoth zu verhüten. Jezt lacht hier, wie an vielen Orten, den Fabrikanten die Sonne. Auch haben sie sich so ziemlich allesammt politisch bekehrt. Sie hoffen und wünschen den Frieden, haben ihren Napoleon vergessen und sind nun treueifrige Anhänger der verjüngten Bourbonschen Dynastie.

Alle Fabrikation ist jedoch unvermeidlichem Wechsel unterworfen. Nicht jedes Jahr kann Früchte tragen, wie das lezte und das heurige. Benehmen sich unsere Fabrikanten auch vorsichtiger, als früher, auf Flutzeiten folgen stets wieder Ebben, und der Noth weicht dann das Gesez. Wohl ist zu glauben, daß es der Regierung auch künftig gelingen würde, Aufstände zu unterdrücken; allein sind solche durch wirkliche Noth erzeugt, so ist die Anwendung der Gewalt stets mißlich. Eben so kann in Frankreich wenigstens davon nicht die Rede seyn, alle Stände dergestalt wieder in ihre Schranken zu weisen, daß auch die Proletarien, selbst Hunger leidend, sich ruhig in ihr Schicksal ergeben möger. In Deutschland sogar dürfte es schwer halten, eine solche alte Ordnung wieder zurückzuführen, wenn gleich ein berühmter Gelehrter in München die Wiederherstellung der Korporationen und Ständevorrechte (und hiemit eine gesezliche Unterdrückung der andern Menschenhälfte) neulich als einzig gründliches Heilmittel angepriesen hat, und seine Rede bei Vielen großen Beifall gefunden haben mag. Eine Untersuchung dieses Gegenstandes wäre eine würdige Aufgabe für die verdienstvolle Société industrielle von Müllhausen. Nur müßte sie nicht, wie bei ihrer Enquête über die lezte Krisis der elsäßischen Industrie, sich bemühen, den Grund des Uebels bloß in äußern und zufälligen Ursachen zu finden. Wer sich helfen will, thut in der Regel wohl, in der Selbstanklage eher zu weit zu gehen.

Gefährlich wird eine große und gedrängte Masse von Fabrikarbeitern besonders durch ihre Hablosigkeit und ihre Rohheit. Jede Verminderung des Verdienstes und jedes Fehljahr versezt sie in Noth, weil sie nichts erübrigt haben, und ihr Leichtsinn und Unbestand sind Schuld, daß sie nur zu oft ihr eigenes Interesse verkennen. In neuerer Zeit ist für die Bildung dieser Menschen viel geschrieben und mitunter auch etwas gethan worden. Bloße Förderung der intellektuellen Kultur steuert dem Uebel aber nicht; sittliche Bildung ist Bedürfniß, und dafür geschieht wenig und kann auch wenig geschehen, so lange der Boden, worauf allein die gemeine Moralität gedeiht, Wirthschaftlichkeit fehlt. Vor Allem ist also die ökonomische Moral, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu pflanzen. Aus ihr allein kann Besseres, Religiosität nicht ausgenommen, hervorkeimen. Zudem ist dann schon das Wichtigste zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung gewonnen; denn wer wirthschaftlich ist, gelangt zu einigem Besiz, und wer auch Weniges nur zu verlieren hat, ist selten zum Aufruhr geneigt. Meines Wissens geschieht hier so viel als nichts, um diese Klasse von Menschen haushälterisch zu machen. Ueberall sieht man Wein-, Bier- und Kaffeehäuser u. dgl., von Sparkassen hört man wenig oder nichts. Und doch würden sogar diese, so nüzlich sie sind, lange nicht erzielen, was mir bei der raschen Entwickelung des Industrialismus, wenn die Gesellschaft nicht gefährdet werden soll, als dringendes Bedürfniß erscheint. Jene Institute machen unstreitig, daß die untern Klassen leichter sparen können, daß sie aber sparen **wollen**, dahin muß man es bringen.

Ich habe oft die Aeußerung gehört, daß die große Masse der Fabrikarbeiter nimmermehr Sinn für Sparsamkeit erlangen könne. Man bemerkte mir unter andern, daß bei der ersten Revolution im benachbarten Basel die Landleute sofort zur Theilung der bestehenden Sparkasse geschritten; allein so viel ich weiß, war diese Kasse eine obligatorische, und die Arbeiter sahen daher ihr Guthaben als eine abgedrungene Abgabe von ihrem Lohne an. Wie dem sey, so beweisen die Sparkassen in den englischen Fabrikstädten, daß auch diese Leute geneigt seyn können, etwas zurückzulegen. Ohne Zweifel bedarf es aber noch ganz anderer Reizmittel, wenn ein häuslicher Geist diese Klasse durchdringen, und einer wesentlichen Reform der Fabrikökonomie, wenn es vollends dahin kommen soll, daß Arbeiter und Herren ihr Interesse als ein gemeinsames oder identisches betrachten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 8. April 1834.

Der den Cretinen freundliche, ehrwürdige Volksglauben erscheint aus demselben natürlichen Grunde hervorgegangen, welche der Grasmücke ihre fast widernatürlich aussehende Zärtlichkeit gegen die hülflose Brut des Kukuks gibt, aus jenem durch alle Einzelnen gehenden Zuge eines allgemeinen, höhern Lebens, welcher die Erfüllung zum Bedürfniß, die Hülfe zur Noth, das örtlich da vorkommende Heilmittel zu der gleichfalls örtlichen Krankheit gesellt.

Schubert.
Geschichte der Seele.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Der Cretinismus ist bekanntlich die furchtbarste Plage von Unterwallis, aber offenbar eine Wirkung des Klimas. Ein ungeheurer Kropf hängt bei diesen Unglücklichen unter einem ganz dummen, entstellten, in's gemein Thierische verzogenen Gesicht, in dem durchaus keine Spur von Geist zu erkennen ist. Kaum läßt sich solch ein Gesicht, lassen sich solche Töne menschlich nennen. Ihre Augen sind trübe und wolkig, ihr Fleisch schlaff, bleich und schwammig, gewöhnlich sind sie taubstumm. Wie alle Thiere, liegen oder sitzen sie gern an der Sonne, denn sie können nur mit Mühe stehen; sie vermögen aber viel weniger als die Thiere, denn ohne die Hülfe ihrer Angehörigen würden sie Hungers sterben, weil sie es auch in ihren erwachsenen Jahren nie bis zum Essen bringen. Es ist zu verwundern, wie sie verschlucken, was man ihnen in den Mund steckt. Solcher Zustand und solche Gestaltung hindert jedoch ihre schmutzige und zügellose Wollust nicht. Ein für sie sehr glückliches Vorurtheil gibt dem Volk ein, sie seyen Gottes Lieblinge, und daher um so mehr des Mitleids, der freundlichen Unterstützung und Hülfe derer würdig, die ihnen helfen können. Es ist gewiß ein edler Instinkt der Menschen, wenn sie sich verpflichtet halten, diejenigen mit liebreich mitleidigem Wohlwollen zu betrachten, denen das edelste Geschenk fehlt, das der Himmel unserm Geschlecht zugetheilt hat, die Vernunft. Ich sage Instinkt, weil dasselbe bei den rohesten, anthropophagen Stämmen Afrikas und Nordamerikas beobachtet worden ist. Da das Christenthum alles vervollkommnet und veredelt, was Gutes in der menschlichen Natur ist, so hat es auch diesen Instinkt ausgebildet und zum schönen Gesetz erhoben. Es ist wohl tröstender und erhebender, in uns selbst, in der Menschennatur den Keim des Mitleids und der Nächstenliebe zu finden, als in der Vorschrift irgend einer Religion. Daran, daß der Cretinismus lediglich Folge des Klimas und der eingeathmeten Atmosphäre ist, kann wohl nicht gezweifelt werden. In den engen, langen und gewundenen Thälern zwischen hohen Bergen erzeugt sich eine ganz besondere Atmosphäre, denn in ihnen häuft sich gewöhnlich stagnirende, unbewegte Luft, die durch Wasser- und Sumpfausdünstungen, so wie durch die Nebel noch dichter gemacht wird, welche aus diesen erhitzten und sumpfigen Thälern aufsteigen. Kein Wind dringt zu diesem dicken, schweren Dunstkreis, keine starke Luft bewegt und reinigt ihn. Ueberdies verdichten sich die Sonnenstrahlen in diesen engen Thälern, und durch die entwickelte Ausdünstung des feuchten Erdreichs erhält sich da eine immerwährende Feuchtigkeit,

die Allem Kraft und Energie raubt, was in diesen Thälern lebt. So schießen die Pflanzen schnell und hoch auf, sind aber weichlich, kraft- und saftlos; eben so die vierfüßigen Thiere, an denen Aufgeschwollenheit und Trägheit zu bemerken ist. Die Menschen schwellen eben so auf, wie die Thiere, denn auch ihr Fleisch, ihr Zellgewebe und ihr ganzes Drüsensystem durchdringt eine unbewegliche, stagnirende, bleiche Lymphe. Die Hitze ist manchmal so groß und dabei die Luft so dick und unbeweglich in diesen Thälern, daß dadurch Wahnsinn und Wuth veranlaßt werden; um von dergleichen Anfällen zu heilen, schickt man die Kranken schnell aus ihren Thälern auf die Berge, wo sie durch das Einathmen reiner, frischer und bewegter Luft schnell wieder zur Gesundheit gelangen. Die niedrigen und sumpfigen Länder sind überall von Nebeln überzogen, welche die thierische Organisation schwächen, besonders wenn zu Zeiten, wie in Wallis, starke Kälte hinzukommt. Große Feuchtigkeit und stagnirende Atmosphäre bringen allein Kröpfe und den Cretinismus hervor, und man braucht keine andern Gründe für diese Erscheinung zu suchen. Denn Cretins trifft man in allen engen Thälern hoher und großer Gebirgszüge an, nicht nur der Alpen, sondern auch der Pyrenäen, des Kaukasus, der Karpathen, des Ural, des Himalaya und der Cordileren. Es gibt nur ein einziges, aber einfaches und unfehlbares Mittel gegen dieses Uebel, nämlich Versetzung der kleinen Kinder in hochgelegene, gebirgige Orte bis zu dem Alter, wo ihre Ausbildung Festigkeit genug bekommen hat, um ferner nicht mehr durch das Thalmiasma zu leiden. Die hochherzigen Krieger der französischen Republik wandten freilich 1799 bei ihrem glorreichen Verweilen in Wallis ein viel kürzeres Mittel für das augenblickliche Verschwinden des Cretinismus an, sie schossen und stießen alle Cretins nieder, die ihnen unter die Hände fielen, sie machten ordentlich Jagd auf sie, und diese armen Geschöpfe, nicht ahnend die ihnen drohende Gefahr, empfingen mit ihrem gewöhnlichen Lächeln den Todesstoß. Die glänzenden Theorien der Revolution zeigten die Gleichheit als das höchste der Güter; die Soldaten dieser Revolution tödteten die blödsinnigen Cretins wohl nur, um sie den Andern gleich zu machen, denn im Grab ist bekanntlich die vollständigste Demokratie. Die Zahl dieser Unglücklichen nimmt in der neuesten Zeit immer mehr ab, woran mehrere Umstände Schuld sind, besonders die Austrocknung vieler Moräste und die zeitige Verpflanzung der zum Cretinismus geneigten Kinder in freie Gebirgsgegenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lessing.

(Fortsetzung.)

Die beiden Ambraherrn tänzelten unterdeß im Gemach umher, und einer zog den Vorhang von einem kleinen Gemälde; er brach in ein unmäßiges Gelächter aus, sein Gefährte, den er herbeiwinkte, stimmte darin ein; sie klapperten mit ihren Degen und goldnen Döschen, und blieben endlich vor dem Spiegel in einer Stellung aus der Menuett stehen. Der Graf stellte Lessingen dem Prinzen vor, der ihm huldvoll zunickte. Nach einer kleinen Pause fragte er auf Deutsch: „Hat Er etwas bei sich? so lese Er vor.“ Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder zum Grafen und setzte das französische Gespräch mit diesem fort. Die Diener kamen mit der Meldung, daß das Souper servirt sey. In den Nebenzimmern erhob man sich, die Spielmarken klapperten, die Ambraherrn zogen sich bescheiden zurück und der Prinz flatterte mit kleinen Schritten am Arm des Grafen aus dem Zimmer. Alles ließ sich jetzt um die mit Wein und Speisen überfüllte Tafel nieder. Lessings Platz war unten, und es fand sich, daß ein korpulenter Landedelmann, der eines Geschäfts wegen auf ein paar Tage in die Residenz gekommen und sich ziemlich unwohl in der eleganten Gesellschaft seiner Standesgenossen fühlte, sein Nachbar wurde. Der Dichter knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und der treffliche Mann trug, da er in Erfahrung brachte, daß jener Bücher schreibe, ihm an, die Chronik seiner Familie und seiner ziemlich weitläufigen Besitzungen aufzuzeichnen. „Er kann sich dabei etwas Bedeutendes verdienen, mein Freund,“ setzte er schmunzelnd hinzu; „freie Kost und Wohnung nebenbei auf meinem Schlosse ist eben nicht zu verachten, und dabei erlangt Sein Geist in Aufzählung und Beschreiben merkwürdiger Ereignisse und Personen die gehörige Bildung und Festigkeit.“ Der Dichter, den sein Muthwille trieb, auf dergleichen Vorschläge stets auf das Treuherzigste einzugehen, dankte mit vielen Worten, indem er zugleich seinem neuen Gönner begreiflich zu machen suchte, daß er für's Erste noch beschäftigt sey, Theaterstücke zu schreiben. Der Edelmann wurde, als er dieses hörte, nachdenklich, und seine Miene drückte jetzt eben so viel Mitleid und Bekümmerniß aus, als früher Wohlwollen und Theilnahme in ihr geruht hatten. „Junger Mensch!“ rief er, „Er wandelt da geradewegs in Sein zeitliches und ewiges Verderben, unterlaß Er das; wer wird Ihm ein Amt oder eine Frau geben, wenn man weiß, daß Er so ein elendes Handwerk treibt? Bedenke Er das Ende aller irdischen Dinge, mein Freund, und die ewige Verantwortung dort oben.“

Aus diesen frommen Betrachtungen wurde der treffliche Mann ziemlich unsanft aufgeschreckt durch ein

lautes Gezänk vom obern Ende des Tisches her, und zwar über eine Stelle aus Voltaires Pucelle. Man war uneinig, ob ein leichtfertiges Bild aus jenem Gedicht diese oder eine andere Beziehung haben könne. Einige verlangten die angeführten Verse in ihrem Zusammenhange zu hören, und in dem Moment erhob sich der Prinz oben an der Tafel, stellte sich in die gezierte Stellung eines beliebten bekannten Deklamators und rezitirte wohl ein paar Dutzend Verse in einem singenden Ton her. Als er geendigt hatte, ertönte ein allgemeines Klatschen und Rufen, die Streitenden versöhnten sich im Gelächter und Beifall, der Landedelmann aus der Mark schüttelte aber bedenklich das Haupt. Er wurde noch ungehaltener, als jezt eine Fluth kleiner ärgerlicher Anekdötchen einbrach, zu der jeder der Gäste seinen Antheil hergab; besonders waren ein paar französische Abbés unerschöpflich, sie stahlen sich einander die Geschichten vom Munde und fachten die ausgelassenste Laune an. Es wurden die Höfe von Versailles und Berlin in dieser Beziehung verglichen, und der Marquis erklärte, daß der leztere, obgleich schon weit vorgedrungen, noch viel von ersterm zu lernen habe. Diese Parallele gab Veranlassung, auch andere Gegenstände dem Spott und der Verfolgung Preis zu geben, und vor allen mußten jezt die Abbés Sarkasmen über die Kirche und ihre Priester auf sich nehmen. Ein vor Kurzem erschienenes, von einem witzigen Kopf, doch mit zügelloser Feder geschriebenes Gedicht kam zur Beurtheilung, und jezt ertönten Schwänke und Reden, die der Landedelmann nur mit Entsetzen anhörte. „Ach Gott,“ seufzte er vor sich hin, „ich habe einen Sohn bei der Armee, er ist mein Stammhalter; ich habe den Jungen in Gottesfurcht und Ehrbarkeit erzogen; was wird in solcher Gesellschaft aus ihm werden!“ Der Graf endigte das Gespräch, indem er laut ausrief: „Après nous le déluge!“ — „Ja wohl, après nous le déluge,“ wiederholte der ganze Chor den bekannten Spruch der Marquisin von Pompadour. Die Gläser klangen zusammen, Scherz und Gelächter erreichten die höchste Spitze.

„Die schöne Frau, die ganz Europa jezt an ihrem Zügel hält, hat vollkommen recht,“ nahm der Marquis das Wort. „Gibt es ein Jahrhundert des Glanzes, der höchsten Geisteskraft und des göttlichsten Leichtsinnes, so ist es das unsrige; was nach uns folgt, kann uns ganz gleichgültig seyn. Mögen doch dann Fluthen oder Feuerbrände die Welt zerstören und ein Geschlecht vernichten, das, nachdem die höchsten Güter erschöpft sind, doch nur eine magere Ernte halten würde.“ — „Indessen wissen möchte ich doch,“ rief ein Abbé, „wohin unsere Seele nach dem Tode versezt wird, wenn es keinen Himmel und keine Hölle gibt; irgendwohin muß sie doch.“ — „Verfliegen wird sie, in Nichts dahinsterben,“ entgegnete der Graf; „der Geist ist nur eine Modifikation der Materie, wie uns Diderot lehrt.“ — „Après nous le déluge!“ riefen Alle, „das große Jahrhundert soll leben!“ — „Was mich betrifft,“ nahm ein junger Offizier das Wort, „so verwandle ich mich gern in einen Seufzer auf den Lippen eines schönen Kindes.“ — „Und ich in den Gegenstand dieses zärtlichen Hauches,“ rief der Abbé. Sein Nachbar, ein ältlicher, süßlächelnder Herr, gestand mit Lächeln, daß er am liebsten der Schuh an Chloe's schönem Füßchen seyn wolle, und der Marquis bat sich von den ewigen Göttern das Amt eines Kniebandes aus. Alles lachte, und der Graf rief, zum Prinzen gewendet: „Und Euer Durchlaucht wählen sich kein zukünftiges Plätzchen?“ — „Gewiß,“ war die Antwort, „meine Wahl ist getroffen; ich maskire mich als Crebillons Sopha.“ — „Vortrefflich!“ rief eine Stimme, „so sind wir Alle vielleicht um hundert Jahre wieder in diesem Saal versammelt, und ich lade hiemit die hochverehrten Sophas, Kniebänder, Seufzer und Schuhe zum Abendessen ein. Wer sich nicht maskiren kann, kommt ohne Maske.“

Eine augenblickliche Stille trat nach diesen Worten ein; die Geistereinladung verfehlte ihre Wirkung nicht, und man fing jezt an, Gespenstergeschichten zu erzählen. Der Spott brauste hier von Neuem auf, bis der Prinz rief: „Meine Herrn, über diesen Gegenstand muß ich mir das Lachen verbitten; ich kann Ihnen bezeugen, daß in unserm Stammschloß sich jedesmal bei einem bevorstehenden Todesfall eine gespenstische Erscheinung in weißer Frauentracht zeigt.“ Diese Aeußerung stimmte wieder zum Ernst, und der Landedelmann athmete wieder auf, indem er seinem Nachbar zuflüsterte: „Nun, Gottlob! sie glauben noch an Gespenster; da ist doch nicht alle Hoffnung verloren.“ Nachdem einige Geschichten vorgetragen worden waren, rief ein ältlicher Offizier: „Sie wissen doch, meine Herrn, daß unserm König im Schlosse Sanssouci einmal —“ Der Graf winkte dem Erzähler mit den Augen; man bemerkte, daß der Prinz die Farbe wechselte; er erhob sich, und mit ihm stand jezt die ganze Gesellschaft auf. Der Graf näherte sich dem Marquis und lispelte diesem zu, indem er auf jenen Offizier deutete: „Wie unvorsichtig, in des Prinzen Gegenwart jene merkwürdige Geschichte zu berühren, und überhaupt das Kapitel von den Erscheinungen aufzubringen! Jedermann weiß, daß Seine Durchlaucht, wenn gleich am Tage ein starker Geist, doch am Abend und gegen die Nacht zu an den Nerven leiden.“

Mitternacht war lange vorüber, und die meisten Gäste machten sich zum Aufbruch bereit; unser Dichter war einer der ersten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Der Schwärmer Fourier.

Noch immer gibt Fourier seinen Plan zur Anlegung eines Phalanstère oder eines glückseligen Dorfes nicht auf; noch immer sucht er in seinem freilich sehr wenig gelesenen Blatte Phalanstère die Aufmerksamkeit des Publikums wach zu erhalten; es geht aber nicht, andere Sachen zerstreuen dieses Publikum, dem Jeder gefallen, von dem jeder Auftretende Beifall erhaschen will. Fourier gesteht selbst in einem seiner lezten Blätter, daß noch viel, sehr viel dazu fehle, um die zu einem Phalanstère erforderlichen 1,200,000 Franken voll zu machen, und dies wird ihm gewiß Jeder gern auf's Wort glauben. Indessen gibt der Mann die Hoffnung des guten Erfolgs nicht auf, und in der Erwartung der Beiträge, die da kommen sollen, nimmt er seine philosophischen Theorien oder Träumereien wieder auf und erzählt, als wenn er es ganz bestimmt aus authentischen Quellen wüßte, was dereinst mit unserm Erdballe vorgehen wird, und was für Wunder wir noch erleben, wofern wir nur einige Jahre Geduld haben. Was nun folgt, ist ein Auszug aus dem lezten Blatte, welches mir von seiner Zeitschrift zu Gesichte gekommen ist. Unser Erdball, sagt und wiederholt er nämlich, muß im Laufe der Zeiten acht-und-zwanzig Schöpfungen erhalten, wofern nicht wichtige Störungen vorfallen. Von diesen acht-und-zwanzig Schöpfungen sind erst drei vollendet. Die erste war ein bloßer Versuch, und da die Geschöpfe allzu groß und stark für unsere kleine Erde waren, wie man aus den Ueberbleibseln der fünfzig Schuh langen Krokodille sieht, so wurde sie unter Wasser gesezt und vertilgt. Darauf kamen dann die zweite und dritte Schöpfung; aber auch diese sind noch nicht gut; denn haben wir nicht 150 Arten Schlangen, 45 Arten Kröten und 42 Arten Wanzen? Der Schöpfer konnte aber nicht anders, wenn er im Thierreiche, nach einem konsequenten Systeme, die Wirkungen der Leidenschaften in der gebildeten, barbarischen und wilden Welt darstellen wollte. Die vierte und fünfte Schöpfung aber wird dieses Unheil wieder gut machen. Fouriers Gegner haben behauptet (wo und wann, wird nicht gesagt), er irre sich, und die folgende Zeit werde lauter Ungeheuer entstehen sehen. Er aber weiß es besser, und mit vollem Rechte äußert er, es seyen schon teuflische Kreaturen genug da, von den Klapperschlangen bis auf die verläumderischen Schriftsteller in Paris, wozu wahrscheinlich alle die gehören, welche weder an das Phalanstère, noch an die acht-und-zwanzig Schöpfungen glauben. Mit eben so viel Recht sagt er, man bedürfe angenehmer und nützlicher Geschöpfe. Auch werden wir sie nicht lange zu erwarten brauchen; denn schon in den Jahren 1839 und 40 werden sie anfangen zu entstehen. Es scheint, jede Schöpfung erfordert nur ein Jahr, so daß also schon im Jahr 1840 die fünfte Schöpfung statt haben wird. Diese Schöpfung nun wird uns äußerst schöne Mineralien, die herrlichsten Thiere, die köstlichsten Blumen und Früchte bringen. Die neuen Produkte werden Dauer und Beständigkeit gewinnen, und die Rose wird nicht mehr einen oder zwei Tage, sondern einen ganzen Monat blühen. Fourier hat ausgemittelt, was eigentlich unsern Erdball, und was darauf ist, so mangelhaft macht. Es fehlt ihm nämlich erstlich an einem Borealring, indem der Anfangs vorhanden gewesene nach der Erschaffung des Menschen wieder verschwand; wie und weßwegen, hat Fourier vielleicht anderswo gesagt, aber in seinem lezten Blatte steht es nicht. Zweitens haben sich einige Monde, und zwar lebende Monde (satellites vivans, wie Fourier sagt), von dem Erdball getrennt. Das Wann und Wie dieser Scheidung gibt er ebenfalls jezt nicht an. Drittens kommt das Uebel von der durch das Eis verursachten Lähmung her. Ob auch dafür in der Folge gesorgt werden wird, läßt Fourier im Dunkeln. Ueberhaupt hat dieser Mann die schlechte Gewohnheit, vorauszusetzen, das Publikum wisse um alle diese Sachen so gut Bescheid, als er, daher er auch sich nicht einmal die Mühe gibt, uns wissen zu lassen, wo er alle diese außerordentliche Kenntniß her hat.

(Der Beschluß folgt.)

Müllhausen im Elsaß, März.

(Beschluß.)

Verhältnisse der Fabrikarbeiter.

Babbage hat in seinem Werke „über Fabrikverfassung“ einige Vorschläge angedeutet, die zu diesem Ziele führen könnten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß er sie ausführlicher entwickelt hätte. Daß es im Interesse der Fabrikanten liegt, den Fleiß anzuspornen, erkennen sie längst; darum bezahlen sie, wo immer möglich, die Arbeiter stückweise, und geben Prämien für ungewöhnliche Leistungen. Auch hat ein guter Fortgang der Fabrikation meist ein Steigen des Lohns zur Folge. In der Erhöhung sehen die Arbeiter aber nicht einen ihnen zufallenden Theil vom Gewinnste des Herrn, sondern nur ein nöthiges Mittel, um mehr Arme zu erhalten und mehr gewinnen zu können. Noch stehen also beide Partheien feindselig gegen einander. Babbage möchte daher, daß geradezu eine gewisse Quote des Gewinnstes den Arbeitern als Antheil zufiele, so daß sie ein direktes Interesse an der Prosperität ihrer Herren nehmen müßten. Ohne Zweifel ist die Einführung eines solchen Systems mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Es ist wohl zu berücksichtigen, daß dem Unternehmer, der großen Verlusten ausgesezt ist und diese fast allein zu tragen hat, auch vorzugsweise der Gewinnst zufallen muß; daß der ordentliche Arbeitslohn ein Fixum bleiben muß; daß die den Arbeitern zukommende Dividende, zum Theil wenigstens, nicht beliebig von ihnen wirklich bezogen werden darf u. a. m. Unstreitig müßte aber ein ähnliches System die heilsamsten Wirkungen haben, und ließe es sich auch nur auf einen Theil der Arbeiter anwenden, so wäre durch Bildung einer solchen Elite schon viel gewonnen. Man spricht so viel über die Associationen der Arbeiter, und findet sehr schwierig, sie zu verhindern, weil unstreitig nur solche unrechtlich sind, die sich einen Zwang anmaßen wollen, und weil anderseits nicht nur bei Innungen ein ganz unrechtlicher Verband gegen die Arbeiter autorisirt ist, sondern Vereinigungen der Fabrikanten, um den Lohn herabzudrücken, nur zu leicht zu Stande kommen. Jenes System würde auf einmal jene Schwierigkeiten beseitigen, denn es führte zu einer freiwilligen Association der Fabrikherren mit den Arbeitern selbst. An einem Umstande dürfte leider die Einführung dieses für den ökonomischen und sittlichen Zustand der Fabrikarbeiter so wohlthätigen Systems am meisten scheitern. Es ist dies die nur zu allgemein hier und überall verbreitete Ansicht, daß gerade die Dürftigkeit und der Leichtsinn dieser Leute dem Fabrikwesen ersprießlich sey, indem sie dadurch eben in die nöthige Abhängigkeit gerathen. Ich erinnere nicht, wie inhuman und illiberal eine solche Meinung ist; von dieser Seite möchten Vorstellungen wenig fruchten. Ich behaupte aber, daß, gründlich geprüft, diese Ansicht auch im wohlverstandenen Interesse der Fabrikanten keineswegs zu rechtfertigen ist. Den Beweis kann ich freilich hier nicht führen, und drücke daher bloß den Wunsch aus, es möchte namentlich diese Angelegenheit einmal durch unsere würdige Société industrielle reiflich untersucht und behandelt werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. April 1834.

Gut, geschienen, Mond!

Shakespeare.

Der Herr von Mondschein.

Ein Mährchenbild nach Callot.

In einem bekannten Bade an der Nordsee befanden sich im Posthause spät in der Nacht noch einige Fremde an der Wirthstafel beisammen. Sie waren bei überflüssigem Wein und berauschenden Gesprächen in die heiterste Laune gerathen, so daß bei Einigen das Uebermaaß schon Ermüdung und Schlaf hervorzurufen begann. Die Meisten merkten dieses allgemach und schlichen sich fort, wer sich aber nicht fortschleichen konnte und die triftigsten Gründe hatte, die Bank unter sich nicht zu verlassen, der blieb beim trüben Schimmer der verlöschenden Lampe da sitzen und grübelte in faselnden Reden dem Schlummer entgegen. Zwei Männer oben an der Tafel erhielten sich noch bei ziemlich heiterem Muthe; der Eine, ein dicker Vierziger, war der Amtsrath Pfefferkorn, ein gesunder, begüterter Mann, der durch kleinen Handel zu großen Reichthümern gelangt war; der Andere, ein dünner Herr in einem schwarzen kurzen Röckchen, mit einem alten Gesichte, aus welchem zwei geröthete, entzündete Augen, wie von schlechtem Glase gemacht, stark hervortraten, hieß Doktor Siebenzieher, war ein berühmter Astronom und stellte den künftigen Eidam des Herrn Amtsraths dar. Beide ehrwürdige Herrn hatten auf die nahe Hochzeit getrunken und waren nun in eine trockene Ausgelassenheit verfallen, in der sie eine Menge trüber, verzweifelter Späßchen erfanden. Ihre lezten Bemerkungen waren noch über das kleine neuerrichtete Theater im Ort hergefallen, und sie tadelten die heute mit angeschaute Darstellung.

„Und die Dekoration!“ sprach ein Nachbar, „haben Sie die bemerkt, geschäzter Herr Amtsrath? vor allen Dingen den Mond; einen so blassen, schlampigen, ölgetränkten Gesellen habe ich in meinem Leben nicht am Himmel wandeln sehen, selbst in Holland nicht, wo er doch seiner besondern Häßlichkeit wegen immer Nebelkappen trägt.“ — „Was Mond!“ eiferte der Amtsrath, „ich frage nichts nach dem Monde; mir ist es völlig gleich, wie sie ihn in den Pappendeckel einschneiden. Um so geringfügige Nebendinge kümmert sich kein Mann, dem die große Angelegenheit der Kunst am Herzen liegt.“ Bei diesen Worten erhob ein Fremder die Rede, der bis jezt, von Niemanden beachtet, in einer Ecke am Fenster gesessen hatte. Er zeigte ein rundes freundliches Gesicht, dessen eine Hälfte mit einem schwarzen Tuche verbunden war. „Erlauben Sie, Geehrter!“ rief er, „der Mond ist überall keine Nebensache, auch auf dem Theater nicht. Ich möchte es keinem wahrhaft kunstliebenden Maschinisten oder Dekorateur rathen, ihn, wie es heute geschehen, auf jene rohe, lieblose Weise als simples Loch

in den Pappendeckel hineinzuschneiden. Ich gestehe, es hat mir ordentlich wehe gethan, zu sehen, wie dieses edle, schöne, sanfte Licht mir so elend, so fratzenhaft aus der geölten Fläche eines mit Buchbinderkleister angeklebten Bogens aus dem Schreibbuche des jüngsten Buben des Prinzipals der Truppe entgegenleuchtete. Mein Auge, das so gern sich in die klare Scheibe hätte versenken wollen, erkannte darin die elenden Schriftzüge des Schuljungen deutlich, das ganze miserabele ABC, und die ersten verzweifelten orthographischen Spaziergänge seiner ungeschickten Feder. Kann nun, frage ich, meine Herrn, ein solcher Mond wohl begeistern? kann er Liebende zum süßen Austausch ihrer Empfindungen entzücken? Vernichtet nicht das ABC des Burschen, der Kleister an dem Pappendeckel jede auch noch so leichte Täuschung?" Die schläfrigen Leute am Tisch sahen den Sprechenden mit einem ungewissen spöttischen Blick an; sie mochten nicht antworten, sondern wählten sich lieber, auf ihren Armen liegend, eine Stellung aus, in der es sich leidlich schlummern ließ, nur der Astronom sagte, indem er seine entzündeten Augen auf den Fremden richtete: „Ei, ei, ist der Herr vielleicht ein Astronom, daß er es so warm mit dem Monde hält?" Der freundliche Mann entschuldigte sich. „Nur ein Reisender," entgegnete er, „und zwar einer, der lange und beschwerliche Fahrten bei Nacht gemacht und darum dem Mond nicht weniger Dank schuldig ist, als andere Leute der Sonne."

Die Gesellschaft war während dieser Rede völlig eingeschlafen, die spärlich brennende Lampe erlosch, ohne daß die Träumer es bemerkten. Diesen Zeitpunkt nahmen ein paar Gauner wahr, die aus dem Nebenzimmer sich herbeischlichen, und von denen Einer sich leise an den Astronomen machte und eben im Begriff war, mit einem geschickten Griffe die goldene Dose aus der Tasche zu ziehen, als der Amtsrath sich erhob, mit lauter Stimme: Diebe! Diebe! rufend. Er bewirkte, daß die Spitzbuben ihre Beute fahren ließen und augenblicklich aus dem Zimmer sich fortschlichen. Es entstand Lärm; als die Diener Licht brachten, zeigte sich die Gesellschaft in Schrecken und Verwirrung. Der Astronom umarmte den Amtsrath. „Freund, Retter!" rief er, „ohne Sie wäre die kostbare goldene Dose mit dem astronomischen Kunstwerk auf dem Deckel verloren gewesen." — „Es war nur ein Glück," entgegnete der Amtsrath, „daß der Mond so hell schien." — „Der Mond?" fragte der Astronom verwundert; „ei, mein Lieber, wir haben ja heute keinen Mondschein." — „Ob wir einen haben!" rief der Amtmann, „sahen Sie ihn denn nicht? dort durch's Fenster in der Ecke leuchtete er; freilich nur Halbmond, doch hell genug, um die verdammten Bursche deutlich heranschleichen zu sehen." Der dicke freundliche Mann am Fenster, der bis jezt still dagesessen, erhob sich, und nach Stock und Hut greifend, sagte er: „Sie sehen, Herr Amtsrath, daß der Mond doch nicht so ganz Nebensache ist; hilft er auch nicht die Kunst verherrlichen, so ist er doch gut, um Diebe zu ertappen; wir wollen ihm daher immerhin alles Gute gönnen." Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Fremden, die jezt nach und nach zur Besinnung kamen, erhoben Klagen und Verwünschungen, der Wirth besänftigte sie, indem er sie versicherte, daß in seinem Gasthof noch nie ein Diebstahl gelungen sey; „besonders," sezte er hinzu, „bin ich gesichert, seitdem jener treffliche Herr bei mir wohnt, der eben jezt hinausgegangen. Es ist ordentlich, als wenn er mit der Polizei im Bunde stände. Dies ist nun schon der fünfte Diebstahl während der Badezeit, den er gleichsam angezeigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

In Wallis wohnen zwei sich ganz unähnliche Völker, von verschiedener Abstammung, daher auch verschieden in Sitten und Sprache. Eines, deutschen Ursprungs, noch jezt deutsch in allen seinen Eigenschaften und Vorurtheilen, lebt von der Furka bis Sitten (Syon), reiner erhalten bis Sieders, wo auch die deutschen Landesnamen beginnen. Von hier an gen Westen hin wohnt das andere Volk, eine Mischung von Kelten, Römern, Galliern, Mauren und Burgundern. Die Oberwalliser sprechen mit leichten Veränderungen noch das Deutsch des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Unterwalliser aber einen sehr verunstalteten und gemischten französischen Dialekt. In den höhern Ständen spricht man ziemlich gut französisch.

Es ist noch nicht lange her, da rühmten sich die Walliser, ungekannt, arm und unwissend zu seyn; darum haßten sie alle Neuerungen, und da sie zufrieden mit ihrem Zustand waren, so hielten sie es für eine Thorheit, ihn verbessern zu wollen. Diese sonderbare, von dem Sinn aller andern europäischen Völker so verschiedene Richtung gibt den Wallisern etwas ganz Eigenthümliches, ja sie mag sogar denen gefallen, die Zufriedenheit der Unruhe, stillen Genuß dem Wünschen vorziehen, und auf den Zustand der Völker hinweisen, die nie mit ihrer Lage zufrieden sind und täglich daran zu bessern, wenigstens zu verändern suchen. Andern mag dies gänzliche Stillstehen und Stagniren widerlich seyn; und es gehört allerdings eine mehr denn mönchische Resignation und Abgestorbenheit dazu, um allem geistigen Fortschreiten, Bilden und Entwickeln Thür und Thor zu verschließen.

In Wallis gibt es mehr denn irgendwo in der Schweiz Mönche von allen Farben; es gibt unzählige Capellen,

Kapellen, Kirchen, Klöster, Präbenden und Viae-Crucis, hie und da meint man in einem großen Trappistenkloster zu seyn. Darum hatten hier auch die Protestanten ehemals viel zu leiden, und noch jezt finden sie da einen schweren Stand. In dieser Beziehung hat doch die französische Invasion einiges Gute gestiftet, denn ohne sie hätten die Einwohner gar keinen Impuls zum Nachdenken über ihren Zustand bekommen; freilich konnten ihnen jene rohen, räuberischen und grausamen Horden kein Muster für bessere Civilisation seyn, ja die Walliser mußten lebhaft fühlen, es sey noch immer viel besser, in Beschränkung und Unwissenheit zu leben, als in neufränkischer Kultur.

Die Landessitte ist im Allgemeinen einfach und unschuldig. Mädchen und Frauen, selbst die reicher und angesehener Familien, stehen selbstthätig dem Hauswesen, wie der Sorge für Küche und Keller vor. Sie kleiden sich noch ganz auf alte Landesart, so daß die Frau und die Töchter eines Staatsraths schwer von wohlhabenden Bäuerinnen unterschieden werden können; denn beide tragen die kleinen nestartigen Hüte, die sie mit Bändern und Spitzen zieren, die aber auch dem schönsten Kopf eine schwerfällige Gestalt geben. Ihr Wuchs ist gut und ihre Gesichter sind zart, aber ihr Ausdruck — wenn sie je einen haben — zeigt schon die ersten leisen Linien und Züge des Cretinismus, etwas Stumpfes und Seelenloses, das weder in Freude noch in Leid Leben erhält. Gleiches läßt sich auch an den Männergesichtern bemerken. Durchaus vorherrschend in ihnen ist der Ernst. Fast möchte ich mit Bridel annehmen, das ewige Drohen der Elemente, die für die Einwohner nie endende Gefahr und der ewige Streit mit diesen Elementen breite den Schleier der Traurigkeit über ihr Daseyn. Es ist aber im Grund weniger Traurigkeit als leidende Unterwerfung unter die drohenden Gefahren. Das Leben und die Gebräuche der Walliser sind durchaus religiös. Da sie inmitten einer Natur leben, die in Trümmer zerfällt, so fühlen sie lebhafter das Bedürfniß einer vom Himmel kommenden Hülfe; um sie flehen sie täglich, sie steht mit Allem in inniger Beziehung, auch mit den kleinsten häuslichen und Familienereignissen. Daraus erklärt sich der Walliser unaufhörliches Kirchengehen, ihre unbedingte Anhänglichkeit an Geistliche und Mönche, ihre Verschwendung im Bau und Verzieren ihrer Kirchen, während ihre Wohnhäuser niedrig, armselig und schmutzig sind. Die Kirche ist Alles für sie, religiöse Gebräuche und Ceremonien, Umgänge und Prozessionen, so wie das Besuchen der Gräber sind besonders an den Orten ein Zeitvertreib, wo das Tanzen untersagt ist. Es gibt aber wohl nichts Rührenderes, als in gar vielen Dörfern und Weilern, welche Bergströmen, Bergstürzen oder Lawinen ausgesezt sind, die Einwohner alle Abend zusammenkommen, um Abwendung der Gefahr gemeinschaftlich beten und sich Dessen Schutz und Schirm empfehlen zu sehen, der die Berge gegründet hat. Sehr ergriffen hat mich auch immer der Gebrauch, wenn die Kinder ein Kind zu Grabe tragen und dann das zugeworfene Grab mit Blumen bedecken. Das ärmste unter ihnen erbt die Kleider des Verstorbenen, und legt sie bei diesem Begräbnisse zum ersten Male an. So verknüpfen sich in den jungen Gemüthern die Ideen von Tod und Wohlthun. Während die Kinder mit dem Begraben ihres todten Gespielen beschäftigt sind, tauchen dessen Eltern, Verwandte und Freunde ihre Rosenkränze in Weihwasser und schütteln sie dann über dem frisch zugeworfenen Grab, damit die Tropfen die Erde befruchten und frisches Gras und Blumen darauf gedeihen, und der Segen in die Tiefe zu der geliebten Leiche dringe. Diese Gebirgsbewohner hängen überhaupt mehr an den Todten, als an den Lebenden, denn jene haben durchaus nichts Schreckendes für sie; es sind ihre lieben, stillen Freunde, die sie bei Gott vertreten und denen sie darum all ihr irdisches Hoffen anvertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Ich war nicht ohne Besorgniß, als ich vernahm, Herr Véron habe im Sinne, „den steinernen Gast“ einzuladen, auf seinem Theater zu erscheinen. Es ist geschehen, und meine Besorgniß ist zur Furcht geworden. Schon lassen sich Stimmen aus Paris vernehmen, die das Beginnen preisen, und bei der gegenwärtigen Lage des deutschen Theaters ist nicht schwer, die Perspektive zu überblicken, die sich uns eröffnet.

Wenn man zu den Zeiten Ludwigs XV. darauf bestanden wäre, den steinernen Gast in der Allongeperrücke erscheinen zu lassen, wie sie die Reiterstatüe Ludwigs des Großen trägt, würde ich die Sache eben so natürlich gefunden haben, als jezt, wo man ihm ein Gefolge von Balletten und andern Anhängseln gibt, um ihn neben Robert le diable zur Ebenbürtigkeit zu erheben, damit sich Nourrit und Mad. Cinti herablassen, Mozartsche Noten zu singen. Daß man einem solchen Verfahren aber das Wort sprechen könne, daß Niemand in Paris auftritt, der das „un sacrilège“ nennt, daß diese That vor den Augen der Dilettanti, der Romantiker und dieser ganzen, neuen, jungen, feurigen Menschenmenge Beifall gefunden, die jezt, wie man vernimmt, deutsche Musik so sehr lieben, von deutscher Musik hingerissen, Mozart und Beethoven vergöttern soll, das könnte für den ersten Augenblick allerdings befremden. Und was thaten denn Piris, Herz, Hiller, und wie sie Alle heißen mögen, die wir den Franzosen gesandt haben, ihren musikalischen Geschmack zu verbessern? Kleideten sie sich schwarz? trugen sie Flor um Mozart, daß man ihm diese Unbill angethan? Ich kann darüber nichts berichten, aber ich denke, daß sie uns bald mit Variationen und Potpourris

beschenken, deren Thema's sie aus den Balletten, Zwischenakten und Teufelstänzen des umgearbeiteten Don Juan zusammengeschrieben haben werden. Wir sind schlecht berathen mit diesen Missionären in musikalischen Angelegenheiten. Nach meiner Meinung kommt das Uebel aber von Jemand her, der schon Anderes angerichtet hat. Ich meine Herrn Castil-Blaze. Die Franzosen glauben nicht an Gespenster, und das ist unglaublich, denn Castil-Blaze lebt in ihrer Mitte. Ist er nicht ein umherspukendes, notenfressendes Gespenst? Ueberall und Nirgends, wo man es am wenigsten vermuthet; bald auf Rossini, bald auf Weber, und nun gar auf Mozart festgeklammert, wie ein fürchterlicher Alp. Es ist das schaurige „bon soir“ des Colonels, der in der Schlacht von Eylau gefallen war. Ich glaubte ihn längst begraben, als ich ihm auf dem Théâtre des bouffes 1852 eine sehr unehrerbietige Leichenrede hielt, da Madame Schröder-Devrient die Arie aus dem Freischützen deutsch probirte, und die Franzosen, die aus der Partitur des Herrn Castil-Blaze akkompagnirten, behaupten wollten: „sie singe nicht richtig; so stehe es nicht da.“ Mein treffliches Gespenst hatte nämlich Alles nach Gutdünken verändern zu müssen geglaubt, da er seinen Landsleuten den Robin des bois zeigte, gleich manchen unserer deutschen Theaterdirektoren, wenn sie Dichterwerke nach ihrer Einsicht zustutzen, um — wie sie es nennen — solche dem Geschmacke anzupassen. Aber vom Geschmacke wissen sie nichts, und das volle Parterre, das unabonnirte, baar bezahlende, wohin sich all ihr Trachten und Sinnen lenkt, lacht sie am Ende aus und zeigt ein reifes, gesundes Urtheil. Dieß war auch in Paris der Fall, als die Deutschen Weber, wie er war, hinverpflanzten. Nun hatte Castil-Blaze für den Augenblick zu spuken aufgehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Ladvocat. Die schöngeistige und die Volkslitteratur.

Nichts ist sonderbarer, als Fouriers Naivitäten mitten in einer Hauptstadt zu lesen, wo hundert andere Tagesblätter die positiven Angelegenheiten erörtern und sich über das Materielle streiten. Der arme Mann träumt, indeß Alles um ihn her äusserst wach ist, lärmt und zankt, Republikaner und Monarchisten, Liberale und Obskuranten; er spricht von neuen Schöpfungen zu Leuten, die sich um die vorhandene die Hälse beinahe brechen, und mitten in dem Streite und dem Getümmel erzählt er in einem kleinen Winkel seine sonderbaren Theorien, die nicht einmal dem anderswo beschäftigten Publikum Spaß machen. Es ist heutzutage kein Leichtes, ein homme public zu werden, wofern man nicht eine politische Stellung hat, die das Publikum gleichsam zwingt, die Augen auf den Mann zu richten und zu hören, was er Sonderbares vorzubringen hat. Ein solcher homme public war der Buchhändler Ladvocat geworden. Eine Zeitlang war er der Mäcenas der Gelehrtenwelt. Nichts war eleganter und üppiger, als sein Haus, kein Laden im Palais royal glänzender, als der seinige. Die vorzüglichsten Dichter und Belletristen suchten von ihm verlegt zu werden, und man erinnert sich noch, wie prächtig er sie drucken ließ, wie viel weißes Papier und elegante Lettern und Vignetten er in seinen Verlagswerken anbrachte, wie er eine Ode, eine Messenienne zu einem Bande anzuschwellen verstand, wie er in allen Zeitungen sein Lob erschallen ließ, wie beständig von ihm und nur von ihm die Rede war. Man erinnert sich noch, wie er dergestalt den Neid seiner Nebenbuhler und die Eifersucht der Welt erweckte, daß man dramatische Pasquille auf ihn dichtete und spielte. Auch kann man noch nicht vergessen haben, mit welch großen Buchstaben er die Namen Schiller und Shakespeare an das von ihm gemiethete Hotel auf dem Kay schreiben oder malen ließ, weil er der Verleger der Uebersetzungen ihrer dramatischen Werke war, und als er nun endlich von der Höhe, worauf er sich geschwungen hatte, herabfiel, da fanden sich gerade hundert-und-ein Schriftsteller, um ihm, wo nicht mit ihrem Gelde, doch mit ihrer Feder zu Hülfe zu kommen, und nun folgten Bände auf Bände, sämmtlich mit praktischen Beweisen ihrer papiernen Hülfsleistung angefüllt. Es gibt aber Leute, denen gar nicht zu helfen ist, und die, wenn sie einmal gefallen sind, immer tiefer fallen, je mehr man sich bestrebt, ihnen wieder aufzuhelfen. Ein ähnlicher Unglücksstern muß wohl über Ladvokat walten; denn nachdem ein erster Bankerott durch die hundert-und-eins wieder ausgeglichen seyn sollte, ist so eben ein zweiter erfolgt, welches wenigstens so viel beweist, daß die hundert-und-einer das erste Unglück nicht haben wieder gut machen können. Auch ist das Lob, das sonst seiner Thätigkeit, seinem Unternehmungsgeiste in den Zeitungen bis zum Ueberdruß gespendet wurde, bereits verstummt; da der Mann nun weder große Gastmähler geben, noch lange Anzeigen bezahlen kann, so haben auch die Schmeicheleien aufgehört. Er kann nun in seinem Unglück ernsthafte Betrachtungen über die Eitelkeit anstellen, in Paris ein homme public seyn zu wollen, besonders auf solche Art, wie er es war. Das von ihm zum Theil angeregte Leben in der französischen Literatur dauert aber immer fort, und es entstehen andere Sammlungen, um dergleichen Aufsätze, wie er sie in seinem Livre des cent-et-un, freilich nicht immer mit gehöriger Auswahl, gab, aufzunehmen. Die Schriftsteller haben sich nicht über Mangel an Gelegenheit, ihre schöngeistigen Produkte anzubringen, zu beklagen. Dieses ist aber leider auch der einzige wahrhaft blühende Zweig der jetzigen französischen Literatur; mit den ernsten und gründlichen Schriften geht es nicht gleich gut, und diese haben Mühe, durch den Schwarm von kleinen phantastischen Produkten durchzudringen und sich Aufmerksamkeit und Achtung zu verschaffen. Dagegen herrscht die größte Regsamkeit in der Volkslitteratur, oder eigentlich in der Herausgabe wohlfeiler Schriften, und besonders Kompilationen zum Gebrauche der wenig Bemittelten. Encyclopédies, manuels, magasins populaires erscheinen in Menge; was bändeweise nicht wohl abgeht, wird in Heftchen zu zwei oder drei Sous eingetheilt; sogar eine Bibel zu drei Sous die Lieferung, oder fünf Sous mit einem Kupfer wird angekündigt; die Auflage soll 100,000 Exemplare stark werden; wohl nur eine Aufschneiderei. Auch haben schon einige Schriftsteller dieses Mittel ergriffen, um geschichtliche Werke auf diese Art ins Publikum zu bringen, z. B. Tissot mit seiner allerneuesten Geschichte der französischen Revolution. Auch Scribe's Theaterstücke werden in kleinen Lieferungen zu zehn Sous ausgegeben. — Nächstens von der kürzlich eröffneten Ausstellung der Produkte der bildenden Kunst, was immer eine wichtige Epoche für Künstler und Kunstliebhaber ist. Die Literatur bringt ihre neuen Produkte täglich vor das Publikum; aber die Kunst hat nur die Zeit der Ausstellung, um sich der Menge bemerklich zu machen. Die Künstler haben daher verlangt, es solle jährlich eine Ausstellung statt haben, was ihnen bekanntlich auch gewährt worden ist.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. April 1834.

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.
Goethe.

Zwiegespräch.

Schwalbe dort am Fensterrand,
Wo du nisten willst und brüten:
Flogst du her aus fernem Land
Dies mein Häuschen zu behüten?

„Hab' viel andres wohl zu thun,
Als ein fremdes Haus bewachen:
An dem meinen bau ich nun,
Fördre jezt die eignen Sachen.“ —

Baue nur in guter Ruh
Unter meinem Dach von Schiefer;
Ein willkommner Gast bist du,
Erbfeind allem Ungeziefer.

„Fliegen, Mücken fang ich mir,
Weil sie meinen Hunger stillen;
Aber sprich, was fängst du dir?
Allerhöchstens fängst du Grillen.“

Du bist glücklich: schön und gut
Hast ein Weibchen dir erkoren,
Mutter deiner Schwalbenbrut,
Dir zu Leid und Lust verschworen.

„Sie, an der mir Heil geschah!
Liebste mir in allen Reichen!
Doch was stehst du müßig da?
Geh' doch hin und thu' deßgleichen.“

Eine weiß ich, ohne die
Müßt' ich an der Welt verzagen:
Manches holde Wort an sie
Hab' ich dir schon aufgetragen.

„Selten hör' ich, was du sagst,
Singe nie nach fremden Noten;
Wo du selber reden magst,
Braucht es keiner Liebesboten.“

K. Simrock.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Man hat sehr unrecht, bei den Wallisern das zu tadeln, was anderwärts abergläubisches Wesen genannt wird, denn Vieles davon hat seinen Grund in dem Eindruck, den diese großartige, immer drohende Natur auf eine schwermüthige Stimmung macht. Manches war früher allerdings bei diesen religiösen Gebräuchen unpassend, es

verschwindet aber immer mehr vor den Lehren verständiger Aufklärung, die erleuchtet, ohne zu zerstören. Ehemals war der Exorcismus noch in Gebrauch gegen einen den Sturz drohenden Felsen, gegen einen gefährlichen Strom oder gegen eine pestartige Krankheit. Heutzutage fragt man Aerzte um Rath, geschickte Ingenieurs müssen Dämme bauen und Felsen abtragen, oder sie so behauen, daß ihr Sturz geleitet wird und ohne Schaden vor sich geht. Bei einem Volk, das so eifersüchtig an seiner Freiheit hängt, schreiten alle solche Neuerungen nur langsam fort und Mißbräuche verschwinden nur nach und nach. So hat es der Regierung und dem Bischof bisher nichts geholfen, einige von den zu vielen Feiertagen oder manche öffentliche Umgänge und Prozessionen abzuschaffen. Die Leute halten doch alle noch, denn sie finden ihr Vergnügen dabei.

Die Sitten haben sich auch in bürgerlicher und politischer Beziehung bedeutend gemildert. Es werden den Leuten keine willkührlichen Geldstrafen mehr aufgelegt, die reicher oder wohlhabender sind, als die demokratische Gleichheit ertrug; der fallirte Schuldner wird nicht mehr gezwungen, sich unbekleidet vor allen Leuten auf einen kalten Stein zu setzen; es kommen keine Zauber- und Herenprozesse mehr vor, während von 1619 bis 1642 zehn dieser Unglücklichen in Unterwallis verbrannt wurden, was jedoch sehr wenig ist gegen die neunhundert, welche ein Bischof von Würzburg in seiner vierzigjährigen Regierungszeit verbrennen ließ, wessen er sich gegen seinen Kollegen von Bamberg rühmte. Drei Jahrhunderte sind es bereits, daß jenes furchtbare Werkzeug der Volkslaune, die Mazza, begraben wurde, sie, die so viele Schlösser zerstört, so viele Familien arm und unglücklich gemacht, so Viele schuldlos ums Leben gebracht hat, lediglich nach der Laune des Volkswillens oder vielmehr derer, die ihn nach ihren Absichten zu leiten verstanden.

Noch immer ist aber Vieles von dem wahr, was J. J. Rousseau in seiner neuen Heloise von Wallis und dessen Einwohnern sagt: Langsam stieg ich die steilen Bergpfade hinan, mit mir nur mein Führer, in dem ich eher einen Freund, denn einen bezahlten Diener fand. Unmöglich, meine Gedanken zu sammeln! denn alle Augenblick ergriff mich eine neue, überraschende Ansicht. Bald waren's riesige Felsen, die mir drohend über dem Kopf hingen, dann brausende und stäubende Wasserfälle, die mich in ihren dichten Nebel einhüllten, oder ein furchtbarer Waldstrom, der sich dicht vor meinen Füßen in unendliche Tiefe hinabstürzte, wo ihm kaum meine Augen hinzufolgen wagten, wenigstens nicht ohne beengenden Schwindel. Ein andermal ging der Weg durch ein dichtes, dunkles Gehölz oder durch eine rauhe, wilde Schlucht, die stundenlang dauern zu wollen schien, aber auf einmal mit einem Zauberthor endigte, durch das die reizendste Landschaft mit Wiesen, Weingärten und Dörfern hereinlachte. Der erstaunende Kontrast, in dem hier an manchen Stellen die angebaute Natur mit der wilden und ungebändigten steht, zeigt das Wirken des Menschen, wo man sein Ein- und Vordringen für unmöglich halten sollte. Dicht an Höhlen und Schlünden stehen Häuser und spielen sorglose Kinder; Weinreben schlingen sich da an Felsen hinauf, wo man nur Dornen vermuthet hätte, oder ihre Stöcke stehen auf der Erde, die erst vor Kurzem von dem überhangenden Berg heruntergeschossen ist, oder ausgesuchte Fruchtbäume auf nackten Felsen, und Ackerfelder auf schwindelnden Abhängen oder in tiefen Abgründen. Aber nicht bloß durch Menschenwerk hat das Land einen so bizarren Charakter voller Kontraste, die Natur selbst scheint sich darin zu gefallen, wenn sie das Ansehen haben kann, mit sich selbst im Widerspruch zu seyn. Nirgend sieht man sie an demselben Ort so verschieden und in engem Raum so vielgestaltig: gegen Osten Frühlingsblumen, gegen Mittag die schwellenden und glühenden Früchte des Südens, gegen Norden die Gletscher des Winters. So vereinigt die Natur alle Jahreszeiten in einem und demselben Moment, alle Klimaten an demselben Ort, alle Bodenarten auf demselben Boden und vereinigt, was unvereinbar scheint, die Erzeugnisse fruchtbarer Ebenen mit denen der Alpen und der Gletscherränder. Dazu denke man sich die mannichfaltigen und reizenden optischen Täuschungen, an denen das Land so reich ist, die verschiedene Beleuchtung und Färbung der Bergspitzen, das Helldunkel und die entschiedenen Schatten auf der einen, und die blendendsten Sonnenstrahlen auf der andern Seite, woraus die schönsten Lichteffekte entstehen. — Schon nach den ersten Tagen einer Fußreise in dem gebirgigen Theil des Landes fühlt man eine ganz eigene Heiterkeit und Freudigkeit des Gemüths, die immer mehr zunimmt, je höher man auf dem Mittelgebirg (zwischen fünftausend bis sechstausend Fuß) steigt, je tiefer die Wolken unter Einem wegziehen und sich zu blitzenden Gewittern bilden. Der Körper wird immer leichter, der Geist immer heiterer. Die Leidenschaften und ihre Genüsse werden kühler und gemäßigter, der Gedanke aber nimmt einen grandiosen und erhabenen Schwung, in Uebereinstimmung mit den ihn umgebenden Gegenständen. Unstreitig ist der menschliche Geist hier von seinen Banden freier und fühlt sich der verwandten Geisterwelt näher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

„Dummes Gewäsche!“ rief der Amtsrath, „ich sage Ihm ja, der Mond hat die Bursche verrathen, der

Mond, der dort durch's Fenster in die Stube schien. In der finstern Kammer hätten wir ja sonst alle nichts gesehen." — „Gleichviel," entgegnete der Wirth, „der Mond, oder der Herr von Mondschein." — „Was ist der Fremde?" fragte der Amtsrath verdrüßlich. — „Ich habe ihn schon genannt," war die Antwort; „er heißt Herr von Mondschein, ist ein reicher Edelmann aus einer sehr alten Familie und reiset zu seinem Vergnügen durch die ganze Welt, und zwar gewöhnlich in der Nacht. Alles hat er gesehen, überall ist er gewesen, und wenn er manchmal aufgelegt ist, zu erzählen, so kommen ganz kuriose Dinge zum Vorschein. Er muß sein liebes, rundes, freundliches Gesicht wohl erkältet haben; denn so lange er hier ist, trägt er die schwarze Binde darüber, doch rückt sie jezt immer weiter, so daß das andere lebhafte, freundliche Auge, welches immer versteckt war, auch schon halb hervorzuscheinen beginnt. Diese Stunde nun ist die Zeit, in der er seine nächtlichen Spaziergänge antritt. So dick und wohlbeleibt er ist, so wandert er doch rüstig immer weiter und kehrt erst gegen Morgen wieder heim, wo er denn gemeiniglich etwas blaß und übernächtig aussieht. Dabei ist er ein recht wunderlicher Kauz; oft bleibt er halbe Stunden lang vor einem Wässerchen, wohl auch vor dem Brunnentroge stehen und guckt hineln. Die Hunde, wenn sie ihn sehen, bellen ihn an. Er geht, so lange er hier ist, nie anders als in dem dunkelblauen Rocke, mit den ganz ungewöhnlich vielen kleinen Metallknöpfen besezt. Ich möchte ihn um keinen Preis in der Welt verlieren, denn seitdem der kostbare, liebe Mann hier ist, geschieht in meinem Hause, Hof und Garten durchaus nichts Geheimes und Unrechtes." — „Was ich dergleichen fürwitzige Reisende nicht leiden mag!" brummte der Amtsrath, indem er sich zum Weggehen anschickte. „Sie guckten Einem, wenn man's zuließe, in die Suppenschüssel, um in derselben die Fettaugen zu zählen. Aber freilich, an Badeörtern sind dergleichen Spione und Alleweltsspäher recht an ihrem Platze." Er verließ mit dem Astronomen das Wirthshaus.

An der Mauer des kleinen Gärtchens, vom Hause ziemlich entfernt, in einer dichten Laube saß die jüngste Tochter des Wirths, ein hübsches zärtliches Mädchen, an der Seite ihres Geliebten, des rüstigen Gärtnerburschen, den sie sich heimlich hinbestellt hatte. Das furchtsame Mädchen gestattete eben die ersten Küsse, als sie plötzlich auffuhr: „Ach, Hans! wie hast Du mich betrogen! Du hast mich versichert, der Mond werde heute Nacht nicht scheinen, und da schimmert er eben am Himmelsrand herauf durch die Blätter!" Hans war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er sagen sollte; der sanfte Schimmer überschüttete so lieblich die Wangen und den Hals des Mädchens, er glitt so schmeichelnd die blonde Locke herab und bettete sich auf die purpurne Blüthe der süßesten Lippen. „Allerdings, liebes Gretchen," rief er stotternd, „steht heute kein Mondschein im Kalender; doch was thut dies? Du bist nur um so schöner, ich küsse dich um so zärtlicher, wo die Nacht mir Deine Schönheit nicht zu verbergen vermag." — „Ach!" seufzte das Mädchen, „der Mond wird uns verrathen! Sieh nur, wie er durch die Blätter dringt, ordentlich, als schöbe er mit silbernem Finger sie hinweg. Hans, Hans, was raschelt da im Laube? Gewiß, es belauscht uns Jemand." Das Mädchen täuschte sich nicht; in der That war es der Herr von Mondschein, der auf seinem nächtlichen Spaziergange an der Laube stehen geblieben war, um über die niedrige Mauer hinweg sich die Gruppe der Liebenden zu betrachten. „Himmel!" rief Gretchen, „der Fremde, der bei meinem Vater abgestiegen, steht hinter uns; er hat uns gesehen und wird uns verrathen!" — „Das wird er nicht," entgegnete der freundliche Mann, indem seine sanfte Stimme lieblich durch die Stille tönte. „Ihr seyd, gute Kinder, nicht die ersten Liebenden, die ich auf meinen einsamen Spaziergängen belausche; doch seyd nur ruhig, ich verrathe euch nicht." Er liebkoste bei diesen Worten freundlich die erhizte Wange des Mädchens, und indem er die schwarze Binde mehr über sein Gesicht zog, sezte er seinen Spaziergang wieder fort. Die Liebenden sahen ihm vollkommen beruhigt und mit dankenden Blicken nach.

Er war nicht weit gegangen, als es ihm einfiel, seine alte, gewohnte Lust am Anblick des Wassers zu befriedigen; er erstieg daher mit einiger Mühe eine kleine Anhöhe am Meeresufer, und schaute nun von dort in die Fluth hinab. Alsbald war es nun, als wenn in der tiefen Stille umher die kleinen, flüsternden Wellen am Fuße des Gesteins wie in wundersam heimlichen Gesprächen durcheinander wogten. Von Zeit zu Zeit schwang sich ein Fischlein auf, tauchte jedoch gleich wieder hinein ins schmeichelnde Gekose; von ferner, grauer Meeresweite kamen die Lüftchen und brachten auf ihren Fittichen den frischen Seegeruch, den Duft wunderbarer, in der Tiefe wurzelnder Pflanzen, deren Blüthe kein Menschenauge erblickt, die unter den Wundern der Unterwelt, selber ein Wunder, ihr gespenstiges Daseyn fortführen. Einzelne Schiffe hingen in der Ferne ihr weißes Segel auf, und glitten leise in der Dunkelheit mit ihren fremden Menschen und Schätzen unbekannt dahin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Später erschien Castil-Blaze dem Théâtre des Nouveautés, dieser Bühne ohne Eigenthümlichkeit, ohne Dichter und Komponisten, eine Art von deutschem Theater, das sich in Allem versuchen wollte, und mit den englischen Clowns begann und mit dem Barbier von Sevilla aufhörte. Castil-Blaze hatte sich nämlich an Rossini gemacht und Paesiello zugleich vorgenommen, und so „le barbier de Seville" enfantirt. Hierauf gab besagtes Theater seinen Geist auf; der Bankerott ward auf eine Million geschäzt, und der irrende Schatten der mordenden Ahnfrau ging „nach Hause." Aber ein günstiger Erfolg bei den Italienern und Verons mächtige Wünschelruthe sprengt den Sargdeckel, und das musikalische Gespenst streift ab seine Leichentücher und hockt auf's Neue zu den alten Partituren.

Wenn bei den Bouffes der Don Juan angekündigt wird, füllen die Dilettanti früher als gewöhnlich Parterre und Amphitheater. Es ist Gesez bei ihnen, sich das Wort „classique" dabei zuzurufen, mit den Augen zu blinzeln, sich zurecht zu sezen und leise einzelne Passagen dieses oder jenes Akkompagnements vor sich hinzusummen. Das Entzücken, das sie mitbringen, artet hier nie zur romantischen Extase aus, es bleibt stets eine ruhige, besonnene, klassische Flamme. Man genießt die ganze Oper, und nicht, wie in den neuern italienischen Werken, nur einzelne Lieblingsstücke, man ist durchdrungen, andächtig. Aeußere Ausstattung, nach unsern Begriffen, kommt dabei nicht in Betracht. Nichts von beschleiften Jäckchen, betreßten Röckchen, nichts von rothen Bedienten des Comthurs, grünen Bedienten des Don Ottavio und gelber Dienerschaft des Don Juan, nichts von wohl einstudirtem Hin- und Herrennen der Statisten, worauf bei deutschen Theatern so viel Werth gelegt wird. Bei den Italienern in Paris ist nichts davon zu sehen; man kommt nur in dieses Theater, um Musik und treffliche Stimmen zu hören. Die große Oper ist aber in jeder Hinsicht hievon verschieden. Was hier gefallen soll, darf dort nicht schon gefallen haben, obgleich beide Ein Publikum, das vornehmste in Paris, zu täglichen Besuchern zählen. Auf der Place-des-Italiens sind es die ersten Künstler Italiens, Rossini an der Spize; in der Rue-Lepelletier sind es die ersten Künstler Frankreichs mit ihrem Direktor Veron. Aber Rossini nennt die Mitglieder der Oper: „de la canaille," und Veron das Théâtre Royal-Italien „cette boutique!" Kann man bei diesen Gesinnungen wohl annehmen, Madame Cinti werde einen Part singen, wie ihn die Grisi sang? eben so wenig, als die Italiener sich dazu verstehen würden, eine Musik von Herold zu geben. Aber man glaube nicht, daß dies auf Nationalhaß allein begründet sey. Rossini hat einen Prozeß mit der Oper, wo er vor den Julitagen als Kapellmeister angestellt war, und Veron sieht scheel auf die großen Einnahmen, welche die Italiener machen. Liegt nun hierin schon ein Grund, weßhalb der Don Juan abgeändert werden mußte, so ist noch ein anderer leicht in der Gewohnheit zu finden.

Eine sogenannte große Oper soll in allem Ernste kolossal seyn, nicht ihrem innern Gehalte nach, sondern der Musikmasse, den Balletten und der Menschenmenge nach, die dabei in Athem gehalten wird. Das Publikum soll nicht bloß entzückt seyn, sondern verblüfft, und müßte dies selbst durch fünfstündige Langeweile erkauft werden, wie es bei dem schwedischen Hofgalopp im „Bal masqué" der Fall war. Dies sind die wichtigen Gründe, welche die Umgestaltung des Don Juan diktirten. Dazu wurde die Macht des Castil-Blaze wieder heraufbeschworen, und er zerstückte das so wohlorganisirte Werk, machte fünf Akte daraus, gab ihm fünf Finales und vier Zwischenakte, Ballette, einen Schlußtanz der Teufel und ein „dies irae!" Alles hat er zwar Mozartischen Werken entlehnt. „Rien que du Mozart!" ruft er selbst den Rigoristen in Deutschland entgegen. Symphonien, Konzerte, Sonaten und das Requiem riß er in Fezen und machte seine bunte Jacke daraus zurecht. Man denke, er brachte diese Kompositionen für die Kammer und Kirche in das lebenvollste musikalische Drama, und brüstet sich noch mit seiner Geschicklichkeit dabei! Wie wird er mit allen diesen schönen Werken umgegangen seyn! Wie viel hat er vernichtet, um dem rohen Haufen einen Beifall abzuringen, und wer nennt sich einen Kunstfreund, den diese Trümmer erfreuen könnten? Ach! wohin hat der Revenant Castil-Blaze den sonst so taktfesten Veron verleitet? Wie fürchterlich! Er übersezt nicht Operntexte, sondern Musik. Bewahre uns der Himmel vor solchen Erscheinungen, wir wollen uns mit unsern Vaudeville-Uebersezern fürder recht glücklich schäzen.

Ich glaube nicht, daß die Pariser an dieser neuen, großen Oper Geschmack gefunden haben werden. Für die Dilettanti und wahren Kenner wird sie immer ein Stein des Aergernisses bleiben, und für das Gros des Publikums ist die Musik zu ernst und gehaltvoll. Wer sähe nicht ein, daß ein Genie, wie das, welches fortwährend im Don Juan lebendig ist, daß Mozart allen Lärm der Hörner, Ophicleides, Posaunen, Tamtam, Militärtrommeln und Becken bei Seite rüttelt und sich eigenmächtig daraus hervorhebt in seiner nackten, hohen Schönheit? Sollte man nun nicht meinen, daß wenig Gefahr vorhanden sey, diesen Versuch sich weiter verbreiten zu sehen? Man sollte es meinen, ja! aber ich ängstlicher Thor glaube dennoch immer im Geiste schon einen Theaterzettel zu lesen, mit den Worten: „Don Juan, Oper mit Ballets in fünf Akten, nach der neuesten Einrichtung für das große Pariser Theater von Castil-Blaze, nach Mozart." Und auch dafür habe ich meine Gründe. Schon seit Jahren macht man auch in Deutschland allerlei Versuche mit diesem Werke, aber ohne Erfolg. Man fühlt unbestimmt, es wäre hier etwas vorzunehmen, wodurch dasselbe gewinnen müsse. Zuerst gerieth man an den schlechten Text. Rochlitz machte einen ganz anständigen Theedialog, wie er in Sachsen gesprochen wird, aber die Sänger wollten ihn nicht lernen, und die Direktoren hatten nichts, um sie zu zwingen. Dann kam ein junger Kapellmeister in Hamburg auf den Einfall, die Posaunen schon im ersten Finale aus vollen Backen blasen zu lassen. Aber auch diese Beschleunigung des Weltgerichts wollte man dem jungen Manne nicht eben sehr hoch anrechnen, und meinte auch, Mozart hätte das thun können, wenn er wollte. Nenne ich nun noch etwas frische Hölle, durch Vesuv- und Wolfsschluchtrequisiten in jüngster Zeit recht artig ergänzt, und einen neuen Schwefelregen und zahlreiche Charaktermasken in München, so glaube ich gewissenhaft Alles beisammen zu haben, was mir aufgestoßen ist, und die Grenze ist bezeichnet, wo unsere deutschen Versuche stehen blieben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. April 1834.

Die Sonn' ist zwar die Königin auf Erden;
Das sey hiermit erklärt höchst feierlich. —
Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner,
Ein Kleid, nur recht und schlecht, bekleidet dich;
Allein du bist so mehr wie unser einer.

Bürger.
Lied an den lieben Mond.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Der freundliche Reisende sah sich alle diese Dinge mit innigem Ergötzen an; er wäre beinahe unwillig geworden, als jezt nahe knarrende Laute ihn störten. Ein Fenster in der Nachbarschaft wurde geöffnet und aus dem Hause, in dem eine Dichterin wohnte, blickte eine weiße Frauengestalt, eine Guitarre im Arm. Sie stimmte leise und sang dann die Worte:

Guter Mond, du gehst so stille
In die Abendwolken hin, u. s. w.

„Ach!“ erklangen die Worte, nachdem der Gesang beendet war, „ach, wie lange soll noch dieses Sehnen, dieses Schmachten, diese heiße Thränenzeit dauern? Wann wird endlich Erhörung diesem Herzen geschenkt, das so glühend und so zärtlich liebt? o, vielleicht zu glühend! Du holder Mond, du sey der stille Vertraute meines Herzens, erfahre in dieser Stunde, was noch Niemand vernommen.“ — „Erlauben Sie, Gnädigste,“ nahm unser Freund das Wort, „es hält sich allerdings Jemand in Ihrer Nähe auf. Ich bin der Herr von Mondschein, der Ihre Geheimnisse durchaus nicht entschleiern will.“ — „O Sie!“ rief die Dichterin, „jezt erkenne ich Sie erst, verehrter Herr. Mein Himmel! wie konnte ich auch nur so seltsam mich täuschen! Doch die Beleuchtung, die aus meinem Fenster auf Ihr Antlitz fiel, ist an allem Schuld; ich habe Sie in meiner poetischen Entzückung in der That für den Mond angesehen.“ — „Allzu schmeichelhaft,“ entgegnete der Freund mit Lächeln. Die Dame kam jezt herab. „Es ich gut, daß ich Sie treffe,“ hob sie nach einer Pause an, indem sie sich an den Arm des Spaziergängers hing; „die kurze Sommernacht ist so heiter und lieblich, lassen Sie uns einen kleinen Ausflug am Meeresstrande machen. Ich vertraue Ihnen indessen Einiges, was ich gerade unter der Feder habe.“

Der Herr von Mondschein seufzte; er machte Entschuldigungen und behauptete, daß er nicht würdig sey, jene kostbaren Mittheilungen in sich aufzunehmen. „Spötter!“ drohte die Dame, „wem vertraute man sich wohl lieber und offener an, als Ihnen? Scherz oder Ernst, wie Sie wollen, doch Ihr Wesen macht auf mich immer den Eindruck, als sähe ich in den lieben Mond. Es ist mir, als könnte ich Ihnen kein, auch noch so verborgenes Gefühl meines, leider nur zu sehr geprüften Herzens verschließen. Doch jezt wieder zu meinen Trauerspielen und Gedichten zurück! Allein warum haben Sie, theurer Mann, immer noch die häßliche schwarze Binde, die die Hälfte Ihrer anziehenden Gesichtsbildung verfinstert?“ — „Zahnweh, Gnädigste!“ rief Mondschein und zog eine häßliche Grimasse. Die Dichterin fuhr fort: „Ehe

ich einen Theil meiner Gedichte hersage, muß ich Sie doch mit einer tragischen Liebesgeschichte bekannt machen, die sich hier vor unsern Augen, nämlich unter den Badegästen, die diesen Ort besuchen, mit allen Gräueln, als da sind Grausamkeit und Härte der Eltern, tiefe Verruchtheit des Liebhabers, Verzweiflung des armen Mädchens, zubereitet hat. Haben Sie vielleicht den dicken, widerwärtigen Amtsrath Pfefferkorn gesehen? Nun, diese personificirte Prosa, diese klassische Ausgabe der niedrigsten, engherzigsten Gemeinheit, hat ein Kind, ein blühendes, ätherisches Kind, wahrlich ein ihm untergeschobenes Sylphenkind. Die kranke Blässe ihrer Wangen ist wie der Schleier einer sanften Elegie über das epische Feuer zweier Augen ausgegossen, die weder an Ausdruck noch an Leben dem lyrischen Lächeln der schönen Lippen nachstehen. Ich sage Ihnen, ein schöneres Geschöpf hat nie mein Auge erblickt.“ — „Ich kenne sie,“ rief Mondschein, „ich habe sie oft belauscht, wenn sie sich allein glaubte.“ — „Wie war dieses nur möglich?“ entgegnete die Dichterin; „ich kenne kein schüchterneres, sittsameres Geschöpf, als Marien; nur der keusche Strahl des Mondes darf sich in ihr einsames Zimmer stehlen.“ Der Reisende lächelte seltsam. „Doch hören Sie weiter!“ rief die Dame; „diesen Engel will der alte Gewürzkrämer, das Müllerthier, verzeihen Sie meinem poetischen Unwillen diesen Ausdruck, verhandeln an einen dürren, pedantischen Gelehrten, an einen Astronomen, der kein anderes Verdienst hat, als ein Jugendgespiele jenes Gemeinen zu seyn. Aber nein, ehe meine Thetis diesen Peleus ehelicht, ehe ermorde ich, gleich einer rasenden Medea, alle meine Kinder, das heißt alle meine Trauerspiele.“ — „Morden Sie!“ rief Mondschein, „morden Sie drauf zu, Gnädigste, wüthen Sie recht in Ihrem eigenen Blute! kann es etwas Tragischeres geben?“ — „Nein!“ antwortete die Dichterin, „immerdar haben in meinem Busen die sanfteren Gefühle die Oberhand gewonnen. Die guten Kinder meiner Laune sollen leben; doch jene Liebenden, die ich nun einmal in meinen Schutz genommen, auch sie sollen leben. Und Sie, theurer Mann, werden mir in meinen Plänen behülflich seyn. Der junge Liebhaber, ein trefflicher zarter Jüngling, der hier in der Nähe wohnt, soll sein Bräutchen haben, trotz des Gewürzkrämers und seines Freundes, des langen Fernrohrs.“

Die Sängerin hatte ihren Freund jezt bei seiner schwachen Seite gefaßt; er mochte nichts lieber thun, als Liebende vereinen, ihr Glück begründen. Willig ging er daher auf die Pläne der poetischen Schönen ein, und so wandelten beide am Meeresstrande dahin, bis die Nähe des Morgens und die kühle Luft die zarte Sängerin wieder in ihr Gemach zurücktrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Es hält nicht schwer, die Einfalt der Einwohner in Sitten und Lebensart zu beschreiben, ihren Gleichmuth und das ruhige Maaß in Freude und Leid. Nicht so leicht ist's aber, ihre uneigennützige Humanität und den fast religiösen Eifer auszudrücken, mit dem sie gegen unbekannte Fremde Gastlichkeit üben, besonders wenn sie kommen, um das Land seiner selbst wegen zu bereisen und kennen zu lernen. Ich kam des Abends mit meinem Führer in ein von der gewöhnlichen Straße abgelegenes Dorf. Schnell war ich von Leuten umringt, die mir Haus und Herd mit unbeschreiblicher Herzlichkeit anboten und mir die Wahl schwer machten, und als ich mich endlich für einen Einwohner entschied, war seine Freude darüber so groß, daß ich sie für den Ausdruck unverhaltener Gewinnsucht hielt; darum machte ich in seinem Haus keine Umstände, behandelte es ganz wie einen Gasthof, forderte bald dieses, bald jenes, und war manchmal recht brummig. Wie staunte ich aber am folgenden Morgen, als der Hausvater mein Geld entschieden und ernst ausschlug und sich durch solches Anerbieten selbst beleidigt glaubte; und so war es überall im innern Land. Diese schöne Gastlichkeit ist so allgemein da verbreitet, daß ich in den Seitenthälern und im Gebirg keinen Thaler anzubringen wußte. Wozu hälfe auch das Geld in einem Land, dessen Einwohner ihre Erzeugnisse nicht verbrauchen und auch nicht verkaufen können, wo die Dienstboten ihren Lohn nie ausgeben und wo man keinen Bettler findet? Dessenungeachtet ist das Geld in Oberwallis ziemlich rar, darum aber gerade sind die Einwohner wohlhabend: die Erzeugnisse sind im Ueberfluß, denn es gibt dafür keinen Absatz in's Ausland, und auch im Lande wird nicht über das Nöthige verzehrt, der fleißige Gebirgsbewohner, dem angestrengte Arbeit Bedürfniß ist, wird aber darum nicht weniger thätig, weil er schon wohlhabend ist. In dem Augenblick, wo diese Leute mehr Geld hätten, würden sie auch unfehlbar ärmer seyn. Sie sind so klug, dies zu wissen, und darum lassen sie die Goldminen des Landes nicht ausbeuten.

Welcher Abstand zwischen dieser einfachen, herzlichen und patriarchalischen Weise und dem, was Einem bei den Bewohnern des Unterwallis so unangenehm auffällt. Hier ist wieder die ganze Schweiz und ihre Prellerei. Dies ist aber nicht zu verwundern. Die Reisenden auf der großen Straße nach Italien sind zum Theil Kaufleute, die des Gewinns wegen herumziehen, oder wohlhabende Fremde, die sich wenig um das Land und seine Einwohner bekümmern, sondern nur so schnell wie möglich durcheilen, um nach Italien oder an den Genfersee zu

kommen. Es scheint den Leuten ganz in der Ordnung, daß jene Kaufleute etwas von ihrem Gewinnste in dem Land lassen, und daß die reichen Fremden so behandelt werden, wie sie die Walliser behandeln. In Oberwallis ist's aber ganz anders, in dieser furchtbaren Bergnatur, zwischen diesen grausenden Felsen und Gletschern kann Niemand an Gewinn und Spekulation denken; da rollen auch nicht die Karossen reicher Fremden, wer hieher kommt, den führt nur die Lust her, Land und Leute kennen zu lernen; die Einwohner thun darum auch ihr Möglichstes, ihm den Aufenthalt in diesem Lande so angenehm wie möglich zu machen, sie empfangen den Reisenden freundschaftlich und gastlich, wie er freundschaftlich kam.

Bei dieser Aufnahme in Oberwallis ist besonders erfreulich, daß sie mit ihr weder den Fremden, noch sich selbst in Verlegenheit setzen. Die Leute leben in ihren Häusern fort, als wenn kein Fremder da wäre, und auch dieser braucht sich keinerlei Zwang aufzulegen; er kann gehen und kommen, sprechen und schweigen, wie er will, er kann thun, als wäre er ganz allein. Die Leute kennen die unbequeme Eitelkeit nicht, dem Fremden die Honneurs zu machen und ihn dadurch merken zu lassen, es sey ein Herr vom Haus da. Das Einzige, worin man sich bei ihnen nicht frei und unabhängig fühlt, sind die Mahlzeiten; denn kann und will sich der Fremde nicht von ihnen los machen, so ist es um einen guten Theil seines Tags geschehen, und man muß mit diesen unverwüstlichen Trinkern den starken, schnell zu Kopf steigenden Walliser Weinen tapfer zusprechen. An die Beimischung mit Wasser ist gar nicht zu denken. Peinigend ist's auch für den Fremden, selbst in angesehenen Häusern, z. B. bei Magistratspersonen, die untergeordnete und dienende Stellung der Frau und der Töchter vom Haus zu sehen, denn sie bedienen die Männer bei Tisch wie Mägde. Am Peinigendsten wird dies, wenn sie schön und anmuthig sind, ein Fall, der gar häufig vorkommt. Da bleibt aber nichts übrig, als stillschweigend ihre Dienste anzunehmen. Gar sonderbar stechen dann die großen breiten Männergesichter mit ihren Bärten gegen das zarte und lebhafte Rosenroth der schüchternen Mädchen ab, die beim geringsten Wort erröthen und dadurch nur noch lieblicher werden. Hätten sie nur eine hübsche und passende Kleidung, wie die Mädchen in den Nachbarkantonen! Ihre dicken, hoch an dem Rücken heraufgehenden Röcke lassen sie aber fast bucklig erscheinen, und dazu die abscheulichen Hauben! -

(Schluß des zweiten Briefs.)

Frühlingsmorgen.

In dem Garten sitz' ich, von des Lila
Laubgewebe wie so süß umschattet,
Seh' das Dunkel und das Licht gegattet,
Wie es wonnig in einander bebt.

In der Laube sitz' ich, von des Lila
Blau und weißen Kelchen süß umduftet,
Und ich fühle, morgenfrisch durchluftet,
Wie's auch mir im Innern schaffend quillt.

Hier die Kinder aus dem Morgenlande,
Bunt und üppig, gleich den Muselmanen,
Winken hellgeflammte Tulipanen,
Und die Kaiserkrone prangt empor.

Von des Himmels Höhn zum blauen Rande
Und da drunten zwischen Laub und Büschen,
Welche Töne, die sich kraus vermischen,
Welch chaotisch reizend schöner Chor!

Eine Göttertafel ist die Freie,
Nahrung sind die lebensfrohen Lüfte,
Würze sind die Farben und die Düfte,
Alles athmet, Alles wird Genuß.

Selbst der Himmel, dem die tiefe Bläue
Zarter Wölkchen Silberstreife schmücken,
Lächelt nur, die Erde zu beglücken,
Und sein warmes Hauchen ist ein Kuß.

Aber horch: der Glocken Feierklänge,
Wie sie rein und hell herüber dringen,
Lauter, leiser, endlich sanft verklingen,
Was so ahnungsvoll zur Seele spricht.

Und die Orgel braust in die Gesänge
Einer ernsten, festlichen Gemeine;
Aus der Zeit an's Ewige, das Eine,
Mahnt ein Lied voll frommer Zuversicht.

Ach, so klang's in frühern schönen Tagen;
Alle Rührung meiner goldnen Stunden,
Wo ich kindlich froh mich selbst empfunden,
Geht mir bebend durch die volle Brust.

Klingt es doch wie süßer Wehmuth Klagen,
Und in unaussprechlich reine Wonnen
Fühl' ich schon die Gegenwart verronnen,
Und der Erde volle Frühlingslust.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Der steinerne Gast in der großen Oper zu Paris.

Wir sind arm an Erfindung in solchen Lappalien, wenn wir gleich so viele große Dinge erfunden haben. Oder vielleicht liegt auch die Sache nur an unsern Theaterdirektoren. Seit Schröder ist in der That nichts von diesen erfunden worden; dessenungeachtet wollen sie Geld einnehmen. Darum vorwärts! Frankfurt und Hamburg fangen an, dann folgt die Josephstadt in Wien, und glückt es, so machen es die andern Theater nach. Und sicher wird es glücken. Ich prophezeihe dem Don Juan von Castil-Blaze einen Succeß in Deutschland, wie ihn der Tell und der Robert haben, wenn nämlich die Theaterdirektoren eben so gewissenhaft ihre baare Auslage daran wagen wollen, die Einrichtung der großen Oper zu kopiren. Unser Publikum hat noch nicht den zehnten Theil so viel gesehen, als das der großen Oper, und ist daher leichter zu verblüffen, als dieses. Ach! ich sehe in meinem trüben Geiste schon Korrespondenz-Nachrichten an allen Enden, die diesen oder jenen Theaterdirektor dafür bis in die Wolken erheben, und Leute, die ihm Lorbeerkränze senden, wenn er Nachmittags sich die Zähne stochert und sich dessen am Wenigsten versieht. Glückliche Zeit! Großer Mozart, wer reichte dir den Lorbeerkranz, als du zum ersten Male dein Werk aus der frischen Partitur dirigirtest?

Und dahin kann es jezt so leicht kommen! Ein tolldreister Versuch eines kleinen Direktors, und Mozarts eigenthümliches Werk ist aus seinem ihm angestammten Reiche, der Scene, verbannt, und wird sich nur noch scheu auf dem Piano des einsamen Enthusiasten blicken lassen dürfen. Hin und wieder wird man eine Klage vernehmen, wie jezt seit Jahren schon um die Weglassung des Fugensatzes, womit der Meister sein Werk schloß, und der auch durch den Unverstand früherer Theaterdirektoren unterdrückt wurde. Um uns einen Höllenrachen zu zeigen, worin die Teufel den Don Juan stürzen, diese selbst mit Blitzmaschinen und Schlangenperrücken, und einen dampfenden, prasselnden Feuerregen zulezt, deßhalb ließ man den Schluß der Oper weg. Ich weiß, was man einwendet. „Nach dem Feuerregen, in dem Zimmer, von Qualm erfüllt, wo so eben die Teufel herumsprangen, nun wieder Zerlinchen, Masetto und die Andern auftreten zu lassen, sey prosaisch, erkältend, schwäche den Effekt.“ Gut gebrüllt, Löwe! könnte man auf solchen Einwand erwidern. Ich glaube, der höchste Effekt der lezten Scene ist erreicht, wenn Don Juan dem Gaste die Hand reicht und sein entsetzliches „Weh!“ ruft. Mit jedem spätern „Nein“ wachsen seine Höllenschmerzen. So wie ihn der Gast verläßt, ist er vernichtet. Was uns die Bühne nun noch von seinen Qualen zu versinnlichen bemüht ist, kann nach dem, was wir bis jezt empfanden, nur läppisch erscheinen. Keine ihrer Mittel ist zureichend. Sobald der Gast Don Juan verlassen hat, und zwar eben so gemessen durch die Thüre abgehend, wie er eingetreten, stürzt dieser zusammen, die Erde öffnet sich, Flammen schlagen daraus empor und er versinkt, das Gemach fällt unter ihm mit fürchterlichem Krachen ein. Man erblickt jezt eine freie Gegend, mit Gewitterwolken erfüllt, die während der nun folgenden Musiktakte sich verlieren. Nun wird die untergehende Sonne sichtbar, die das Schloß Don Juans in Trümmern bescheint. Es ist dasselbe Schloß, welches wir aus dem Finale des ersten Aktes bereits kennen müssen; es liegt auf einem schönen Hügel, von schattigen Lauben umgeben; jezt ist es eine rauchende Ruine, aus der noch dann und wann Flammen zucken. Landleute laufen herbei, darunter auch die handelnden Personen, und der herrliche Fugensatz wird gesungen. Ich glaube, daß wir, nachdem wir ihn gehört haben werden, eine größere Befriedigung mit nach Hause nehmen, als jezt, wo fast kein ordentlicher Mensch das Ende abwarten mag und vor dem Feuerregen das Haus verläßt. Und auf solche Weise wäre freilich mehr noch an diesem Werke zu ändern, ja sogar wirklich zu verbessern.

Bei dem ersten Erscheinen des Don Juan wurde die Scenerie noch nicht mit solcher Sorgfalt behandelt, wie das jezt der Fall ist. Namentlich war diese Oper in ihrer Scenenfolge unzusammenhängend, und dies ist sie, seit so vielen Jahren, durch Auslassungen und Einschiebsel, wie sie nach Lust und Belieben entstanden, nur mehr und mehr geworden. In diesem Augenblicke folgen sich fast bei jedem Theater die Scenen auf andere Weise. Ungereimt sind ferner die meisten Anordnungen. Donna Anna läuft mit ihrem Verfolger zum Hause hinaus, ins Weite, in einen Wald; weßhalb thut sie das? Der Comthur kommt dazu und die Tochter läuft ab; wohin? Sie kehrt mit Ottavio zurück. Saß er an der Hecke? ging er angekleidet Nachts im Walde spazieren? Und gleich sind Bediente mit Fackeln da. Wie geschieht das Alles? Was wird begonnen, um den Mörder des Comthurs zu fangen? Man läßt den Leichnam eine Weile liegen und wundert sich. Eben so verlangt das erste Finale eine andere Behandlung. Ich sah bei einigen Bühnen eine gemeine Bauernhochzeit, bei andern ein glänzendes Ballfest mit Hunderten von Masken. Wo kommen die her? Nur drei Masken müssen erscheinen, darum der feierliche Empfang; man wittert sogleich etwas Vornehmeres hinter den seltenen Gästen. Die Dekoration zu dem Notturno im zweiten Akte muß auch ganz anders erfunden werden, oder vielmehr ganz neu, denn bis jezt geschah in dieser Scene noch gar nichts, um sie zu versinnlichen. Für Alles dieses, was nicht als Kleinigkeit zu betrachten ist, haben die, welche gerne verbessern möchten, ein weites Feld, und in solcher Beziehung wäre aus der „mise en scène“ der großen Oper gewiß Vieles zu lernen.

Endlich müßte der triviale, gar nicht dramatische Dialog, so wie der oft unklare und lächerliche Singtext völlig umgestaltet werden, und zwar ersterer den Rezitativen unterlegt, wenn es auch nur darum geschähe, Einheit in das Ganze zu bringen, da jezt alle Lesearten kursiren. Und was muß man hören! Selbst Madame Schechner-Waagen, die erste Elvira der Welt, singt: „Mich verläßt die schwarze Seele!“ statt zu singen: „Mich verläßt der Ungetreue!“ wie man anderwärts es hört.

Hier schließe ich meine Bemerkungen, die mir die Furcht auspreßte. Nach Allem, was ich darüber sagte, wird man nicht geneigt seyn, sie für ganz ungegründet zu halten. Möge der Pariser Versuch dazu dienen, dem ersten musikalischen Drama die Ehre der Scene auf eine sinnige und glanzvolle Weise auch bei uns zu verschaffen, aber nie möge er verleiten, Mozarts Partitur zu verbannen. Ruft er eine Umgestaltung dieser herrlichen Oper in meinem Sinne hervor, wobei die ganze Musik gerettet wird, so will ich Castil-Blaze segnen, und er soll mir fortan ein guter Geist seyn.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. April 1834.

Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Da findest du jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein sich anzumaßen.

Goethe.

Niederländische Briefe.

Antwerpen. Sonntag.

..Endlich wurden wir in der Ferne die Spitze des Antwerpener Doms gewahr. Zwei bejahrte Engländerinnen erhoben sich schnell aus ihrer unbeweglichen Stille, um auf der äußersten Prora die nahende Stadt in ihre Zeichenbücher einzutragen, und wir Andern folgten. Mehr und mehr stieg der gewaltige Thurm hervor, bald erkannten wir schon den Kreis der hellen, neuen Häuser am Ufer, mehrere alte Kirchen und spitze, ausgezackte Giebel zeigten sich dahinter, endlich ließen sich die Bäume des Hafenspazierganges und die Menschenmenge unterscheiden. Dann noch einmal durch eine Wendung gegen das „Haupt von Flandern,“ die kleine Festung des andern Ufers, gerichtet, sahen wir den Landungsplatz vor uns. Der bekannte zitternde Ton des neben der Maschine vorbeigetriebenen Dampfes gab das angenehme Zeichen des erreichten Ziels, und bald durchbrachen wir mit Hülfe der stämmigen Träger das Gedränge sonntäglicher Spaziergänger, welche die Neugier am Ufer festhielt. Schon die ersten Schritte in den Straßen zeigen, daß man nicht mehr in Holland ist. Hier hat man keine Kanäle mit Baumreihen, keine Spiegelfenster mit den lauschenden, neugierigen Frauen, nicht die weite Aussicht in gerade Straßen und auf wohl erhaltene dunkle Gebäude von reinlichen Backsteinen; statt dessen geht man durch vielfältig gebogene, meistens schmale Gassen, zwischen alten Giebelhäusern, die verfallen, oder doch neben den Spuren früherer Pracht zerbrochene Fenster und andere Zeichen der Vernachläßigung blicken lassen. Mögen Sie spotten, aber ich kann nicht leugnen, daß ich diese altväterischen Gassen freudig begrüßte und selbst ihre Wendungen und Winkel, ihre verfallenen Häuser mit Vergnügen betrachtete, herzlich froh, wieder aus der einförmigen, neuen Welt der Kanäle auf einen historischen Boden gelangt zu seyn.

Es war etwa fünf Uhr, als wir im weit entfernten Gasthofe ankamen, ein Sonntag, und daher selbst meiner Gewissenhaftigkeit zu spät, um noch einen Angriff auf die Alterthümer des Ortes zu machen. Darum schloß ich mich an drei Engländer an, bejahrte, treuherzige Country-Gentlemen aus Lincolnshire. Zwei von ihnen waren zum ersten Male auf dem festen Lande; der dritte, von einer frühern Reise her in Antwerpen bekannt, machte unsern Führer. Morgen Mittag wollten sie ihre genau berechnete Reise fortsetzen und daher sogleich zum Beschauen des Merkwürdigsten schreiten. Die Kathedrale, die großen Wälle und die Bassins erhielten nach dem Urtheil des Erfahrenen den Vorzug, und mir waren diese Extreme genehm, um einen allgemeinen Ueberblick

der Stadt zu gewinnen. Freilich blutete mein Herz, als ich den köstlichen Dom in dem schnellen englischen Wanderschritte durcheilen mußte. Doch ich war stark in der Resignation und ging weiter.

Die Stadt ist in ihren sehr verschiedenen Haupttheilen leicht übersichtlich, obgleich eine durchgehende Hauptstraße fehlt. Im Mittelpunkte, um den Dom herum, liegen ziemlich nah bei einander mehrere große Plätze. Die grande place, unregelmäßig, aber mit dem Rathhause und von bedeutenden alten, hochstockigen Häusern umgeben; die place verte, der ehemalige Kirchhof des Doms, jezt ein freundlicher Spaziergang mit der Aussicht auf den alten Thurm; endlich die place de Meir, mit großen pallastartigen Gebäuden in modernem Style. Diese hellen Punkte im Plane der Stadt trennt vom Strome und den schönen Quais ein Labyrinth von verwickelten, engen Straßen, über deren Alterthümlichkeit ich mich zwar Anfangs freuen, in ihren Windungen aber nachher nicht finden konnte. Dies ist der älteste, jezt von den höhern Ständen verlassene Theil der Stadt, in dem Schiffer hausen und was zu ihrem Gewerbe gehört, „nautae atque caupones." Auf der andern Seite jener im Mittelpunkte gelegenen Plätze ziehen sich nach den noch ziemlich entfernten Thoren nicht ganz so alte, auch nicht ganz so unregelmäßige Straßen hin, welche, da auch die Börse in diesem Stadttheile liegt, von den reichen Kaufleuten zu ihren Wohnungen gewählt werden. Neue geschmackvolle, größere und kleinere Häuser, durch deren offene Flügelthüren freundliche Gärten, Säulenhöfe oder zierlich angelegte, mit Blumen besezte und mit Teppichen belegte Treppen sich zeigen, geben hier neben niedrigen Häusern oder Gartenmauern, über welche Bäume herüberragen, manchmal einen ganz pittoresken Anblick, der an toskanische Städte, etwa an Pistoja, erinnern konnte. Indessen sind die bessern Gebäude vereinzelt und im Ganzen auch diese ungleich und dünn bewohnten Straßen nicht erfreulich.

Von diesem Stadttheile zu unserm zweiten Ziele, den Wällen, führte der Weg durch lange, öde Straßen. Erst in der Nähe des Thors trat lautes Leben an die Stelle jener Einsamkeit, fröhliches Brabanter Leben. Wir kamen an Estaminets, wie man die Bierhäuser mit einem französischen, hier sehr zu Ehren gekommenen Worte benennt. Weit in die Straße hinein waren Stühle und Tische gesezt, und eine bunte Menge von Leuten verschiedener Stände, Bürger und Soldaten, Männer und Frauen, erfreute sich mehr oder weniger laut an dem edlen Gerstentranke. Die Frauen des Mittelstandes tragen eine Haube, die ohne auffallende Form oder Verzierung sich eng an den Kopf anschließt und auf beiden Seiten anliegend, aber nicht gebunden, mit rundgeschnittenen Backentheilen, oft in sehr zierlichen Spitzen herunterfällt. Jugendlichen, zarten Zügen gibt diese Tracht eine zierliche Strenge, die Heiligkeit einer Novize. Was stände aber solchen Gesichtern nicht gut! Nur freilich sind sie überall nicht häufig, und hier wenigstens nicht häufiger als an andern Orten, da die Frauen mit der Fülle und Größe der Holländerinnen die Lebhaftigkeit der Französinnen und die rothe Gesichtsfarbe der Deutschen vereinigen. Bei den Männern ist keine Spur nationeller Tracht, und auch die Frauen haben außer dem Häubchen nur die schwarze, noch immer spanisch benannte Mantilla; alles Uebrige ist neuerer Sitte. In andern Städten ist der weibliche Kopfputz in der Bürgerklasse durch seine Kostbarkeit erhalten, weil das werthvolle Erbstück nicht ungenüzt bleiben darf. Hier aber ist kein Metall, das auf die Erbin übergeht, sondern diese weiblichen Legitimen haben nur das Recht eines wohlkleidenden Putzes behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Es war eine große Gesellschaft beim Amtsrath versammelt. Marie, so hieß das zarte hübsche Mädchen, saß an der Seite des Astronomen, August, ihr Geliebter, ging unten auf der Gasse vorüber und schaute sehnsüchtig hinauf zu den erleuchteten Fenstern, hinter denen *er sein* liebliches Mädchen versteckt wußte. Der Herr von Mondschein befand sich unter den Gästen. Man sprach und scherzte, und nachdem die Dichterin einige Gedichte abgelesen hatte, wurden gute Weine und treffliche Speisen herumgereicht. Der Amtsrath gerieth wieder in seine trockene Lustigkeit, er forderte die Gesellschaft auf, Liebesgeschichten zu erzählen, und brachte selbst ein Abentheuer auf, das einen auffallenden Schluß hatte und eine Menge nicht ganz zarter Späße enthielt. Die Dichterin fand sich hierdurch nicht wenig beleidigt, und der Herr von Mondschein nahm das Wort, indem er lächelnd sagte: „Wie seltsam! diese Geschichte mit der Entführung soll sich in Neapel zugetragen haben, und ich weiß doch, daß sie sich an der Küste von Frankreich ereignete. Nach Ihrem Berichte soll die Frau den jungen Mann zur Flucht beredet haben, und ich bin selbst gegenwärtig gewesen, wie sie sich auf das Heftigste gesträubt hat, von ihm sich entführen zu lassen." — „Sie dabei gewesen?" rief der Amtsrath verdrüßlich; „das ist etwas anderes, mir ist die Begebenheit so erzählt worden."

„Ein Beweis," nahm ein anderer alter Herr das Wort, „wie Umstände und Thatsachen öfters verdreht werden. So habe ich hier am Ort folgende Liebesgeschichte durchaus verändert erzählen hören, die mir selbst

in Ostindien auf einer meiner Handelsreisen in jenes Land begegnet ist.“ Der Sprecher brachte jezt eine nicht minder merkwürdige Geschichte vor. Als sie geendet war, sah alles den Herrn Mondschein an, der aber zuckte die Achseln: „Ich muß bedauern,“ rief der freundliche Mann; „auch bei diesem Begebniß bin ich dabei gewesen. Allerdings ist es in Indien vorgefallen, allein die Dame, welche ich von Ansehen kenne, war nicht die Tochter, sondern die heimlich vermählte Frau jenes Herrn.“ — „Der Himmel weiß, wer sie war und was Sie sind!“ brummte der Amtsrath. „Sagen Sie mir nur, Freund, wie es möglich war, daß Sie beim Hergang beider Geschichten zugegen gewesen, da beide fast zu gleicher Zeit, eine in Indien, die andere in Frankreich, gespielt haben?“ — „Bei einem Reisenden,“ nahm Mondschein das Wort, „und zwar bei einem, der die Nächte durchreiset, ist hiebei eben nichts Auffallendes. Ich könnte Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen.“ — „Nein!“ rief die Dichterin, „verlassen wir das Feld dieser kleinen anstößigen und halb gemeinen Histörchen. Sollen durchaus Liebegeschichten erzählt werden, so möge man eine große, edle, schwärmerische, dichterische Liebe schildern; zum Beispiel Julias und Romeos Liebe, Petrarkas und Lauras, Dantes und Beatrizens.“ — „Die Dichter,“ bemerkte Mondschein, „haben auch hier uns nicht die Wahrheit berichtet. Es verhält sich mit jenen berühmten alten Liebeshändeln, im strengen Sinne genommen, eigentlich auch ein wenig anders.“ — „Hoho!“ schrie der Amtsrath, „auch wohl dabei gewesen?“ — „Ich kann's nicht leugnen,“ entgegnete der Reisende mit gutmüthigem Lächeln, indeß die Gesellschaft ihn erstaunt und verwirrt anblickte. „Ich sehe das alterthümliche Haus der Eltern Julias in Verona noch deutlich vor mir, die Stiege, den Altan, die halboffenen Säulengänge, in welchen ich so oft bei nächtlicher Stille gewandelt. In's Schlafgemach Julias durfte ich hineinblicken, ja ich kann sogar behaupten, daß ich mit Romeo zugleich ihre Rosenwange geküßt habe.“

Das allgemeine Erstaunen, welches anfänglich geherrscht hatte, nahm jezt einen andern Charakter an; die meisten Zuhörer verzogen die Miene zum Lächeln, oder schüttelten die Köpfe und blickten in den Schooß, der Astronom jedoch zog ein Fernrohr hervor, und indem er es um's Doppelte verlängerte, richtete er es prüfend auf die Gestalt und das Antlitz des Erzählers. Die Gesellschaft brach hier in ein lebhaftes Gelächter aus; kopfschüttelnd steckte der Gelehrte das Rohr wieder ein, man sah ihn nachdenklich im Nebenzimmer auf- und abgehen, endlich entfernte er sich gänzlich aus dem Hause. Man verständigte sich jezt bald darüber, den dicken lieben Herrn von Mondschein für einen lustigen Erzähler und spaßhaften Kopf zu halten. Der Amtsrath selbst begriff nicht, wie er nur im Geringsten habe irre werden können an dem Charakter, wohl gar an dem Verstande des jovialen Reisenden; denn hatte er nicht heitere Spaßvögel der Art in Menge kennen gelernt? Um es jenem gleich zu thun, behielt man nun diese Gattung von Geschichten bei, und tausend abentheuerliche, wunderliche Mährchen schwärmten wie Nachtschmetterlinge in dem immer trüber werdenden Gemache umher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Neue Uebersezungen von Goethe's Faust.

Nur selten erlaubt mir gegenwärtig meine Muße, mich mit meinen alten Freunden, den Lesern des Morgenblattes, zu unterhalten. Allein die Erscheinung einer neuen Auflage von Haywards Uebersezung von Goethe's Faust, und gleich darauf von zwei andern Uebersezungen desselben Werkes, ist zu merkwürdig, um übergangen zu werden. Man spricht und schreibt zwar in Großbritannien schon seit Jahren von dem großen Werke unsers großen Meisters, theils nach der unvollkommenen und oft falschen Darstellung der Frau von Staël, theils nach der fehler- und mangelhaften Uebersezung des Lord Leveson Gower, oder nach den vortrefflich übersezten Bruchstücken von Shelley, oder den Umrissen von Reysch und andern ähnlichen fragmentarischen Mittheilungen. Sonach waren denn auch die Urtheile meistentheils verdammend ausgefallen, weil die ethische Seite des Werkes nur aus dem Ganzen richtig erkannt werden kann. Doch hatten sich auch hie und da Stimmen zum Lobe, ja zur Vergötterung des Verfassers erhoben, wobei man gerade dieses so viel verschriene Buch dem Urtheil zum Grunde legte. Diese Vergötterer hatten es aber im Original kennen gelernt, und überzeugten ihr Publikum nur selten, da sie ihre Belege auch nur wieder fragmentarisch geben konnten. Hayward war der Erste, welcher die englische Lesewelt mit dem ganzen Inhalt des Faust bekannt machte, und zwar mit einer Treue, die, indem sie dem denkenden Theile die höchste Befriedigung gewährte, bei der Menge wiederum dem Rufe des Buches geschadet hat. Wie sollte auch dieser, welche ihren eigenen Wordsworth und andere vortreffliche Nationaldichter übersehen hat, weil sie ihre hohen Ideen in ungezierter Form ausgesprochen, der einfache Goethesche Styl zusagen, dem hier noch dazu der Wohlklang des Rhythmus und des Reims abging, der überdies in der vom Uebersezer streng beibehaltenen tudesken Form den beschränkten Geschmack dieses Publikums beleidigen mußte. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn viele Stellen im Faust so hoch poetisch sind, daß sie selbst in der einfachsten Einkleidung die höchste Bewunderung erregen müssen, andere dagegen, besonders bei Leuten, die jedes Geistesprodukt nur „in Stücken“ zu betrachten vermögen, des äußern Schmuckes beraubt, nur Ekel und Abscheu erwecken können. Ein Beispiel möge dieser Behauptung zum Belege dienen. Ein aufgeklärter Geistlicher, ein Freund der deutschen Literatur, obgleich der Sprache nicht mächtig, bemerkte vor Kurzem, nachdem er den Faust zum ersten Male in der Haywardschen Uebersezung gelesen, das Werk enthalte viel zu viel Anstößiges und Widerwärtiges, als daß man es allgemein verbreitet zu sehen

wünschen könnte, und nannte unter andern das Lied: „Der Schäfer puzte sich zum Tanz,“ welches ihm in der Form, in der er es gelesen, diesen Eindruck gemacht habe. Aber gerade dieses Lied hat ein anderer vortrefflicher Geistlicher, Hawtrey von Eton, in seiner geschmackvollen Auswahl Goethe'scher Gedichte *) mit abdrucken lassen, und er sagt in der Vorrede, er habe nichts aufgenommen, wogegen sich in Rücksicht auf Sittlichkeit eine Einwendung machen ließe. Es gibt freilich auch ein sittliches Geschmacksgefühl, das bei verschiedenen Menschen verschieden seyn kann; aber hier lag offenbar die Verschiedenheit der Ansicht darin, daß der Eine die züchtige Haltung des Liedes in der nackten prosaischen Uebersezung verkannte und nur grobe Aeußerung der Sinnlichkeit gewahrte, welch leztere dem Andern durch den Zauber der dichterischen Einkleidung entgangen war. Unter diesen Umständen ist mir das Erscheinen zweier metrischen Uebersezungen nach jener prosaischen sehr lieb. Beide sind zu Edinburg verlegt, und die eine ist von John S. Blackie, welcher ein junger Mann, Sohn eines Bankiers zu Aberdeen seyn und in Deutschland studirt haben soll; die andere von David Syme, über dessen Verhältnisse ich noch nichts Näheres habe erfahren können. Die Uebersezung des Leztern dürfte dem englischen Ohre besser gefallen, da seine Sprache idiomatischer ist, seine Verse besser fließen und er sich wenig Gewissen daraus gemacht, das, was im Original zu fremdartig erscheinen mochte, zu nationalisiren, das Derbe zu mildern und das Dunkle durch erläuternde Einschiebsel aufzuhellen. Aber eben dadurch verläßt er auch um so öfter den Verfasser und schiebt ihm Ideen und Ausdrücke unter, welche demselben nie einfallen konnten. So z. B. übersezt er die Stelle: „Verflucht voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt ꝛc.“

First accursed be the mad
Garb in which the mind is clad,
Self-esteem, when it should be
Covered with humility.

Dann den folgenden Geisterchor: „Weh! weh! ꝛc.“

Woe! woe!
With a hard relentless hand
He in twain has burst the band
Of the fair world!
A demi-god has struck
In anger, the dread blow, —
Ah! wherefore did he so?
And, as a child a toy,
This glorious work destroy,
And scatter it in dust?
We may remove its bright
Fragments to the deep
Realms of endless night,
And weep
The beautiful now lost!
Mighty one!
Oh, thou, the earths proud son,
Build it up again,
In thy heart and brain.
Build it to endure,
And with mind made pure,
Hasten to commence
Another life-career.
New songs shall cheer
You, when you regain
Your innocence! —
Farewell. —

Für alle unterstrichenen Stellen ist auch nicht eine Spur im Original zu finden.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Dies ist eine neue Auflage desselben Werkes: „Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, Eton 1834,“ dessen ich vorigen Sommer erwähnte. Die damalige Auflage war bloß zum Geschenk für Freunde gedruckt; die jezige aber, durch zehn vortreffliche metrische Uebersezungen in englischer und vier in italienischer Sprache der schönsten Goethe'schen Lieder bereichert, ist im Buchhandel zu haben. Da ein solches Lied in italienischer Einkleidung, von einem englischen Geistlichen geschrieben, doch keine alltägliche Erscheinung ist, so mag eines derselben hier eine Stelle finden.

Meeresstille.

Ve', che calma è sopra l'onda!
Senza moto dorma il mar,
E quel pian che lo circonda
Mira e geme il marinar.
D'ogni parte l'aura tace;
Spaventoso è quel tacer!
D'ogni parte l'acqua giace,
Dove l'occhio può veder.

Auflösung des Räthsels in Nr. 82:

Fieberrinde.

Kettenräthsel.

Aus sechs Logogriphen bestehend.

Mit a zu Tausend im Verein
Schüz' ich dein Haupt vor Sturm und Regen;
Mit e hingegen ganz allein
Vor deines Feindes scharfem Degen.

Mit e wachs' ich auf manchem Wild,
Mit i in vielen Wäldern wild.

Mit i entstrahl' ich manchem Kopf,
Daß manches Herz durch mich entbrennt;
Mit o fällt mir beim Kopf und Schopf,
Wenn sie das Beil vom Rumpfe trennt.

Mit o bin ich von dir so weit,
Mich sucht jedoch Empfindsamkeit;
Mit u Dolmetscher aller Triebe,
Mundschenk und Siegelbewahrer der Liebe.

Mit u, das h mögt ihr entbehren,
Ein Thron der Erdenheiligkeit;
Mit y Gewand für lange Lehren,
Gut seiner Leser Seligkeit.

Mit y schwur einst dabei der Heide
Wie Christen auf die Bibel Eide;
Mit a statt Ypsilon wird es schnell
Ein deutscher alberner Gesell.

So wäre denn die Kette fertig,
Der Lösung ist sie nun gewärtig.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. April 1834.

— Ein süßes Licht umstrahlt mich;
Welch ein Mond! o welche schöne Sterne!
Schweb' ich? schwimm' ich? steig' ich? —

Herder.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Marie saß einsam; ihre Gedanken und Träume brachten sie weit fort aus dem frohen Kreise; sie hätte weinen mögen. In ihrer Abgeschiedenheit fühlte sie sich nicht wenig erschreckt, als jezt eine freundliche, sanfte Stimme zu ihr sprach und sie den Herrn von Mondschein bemerkte, der von der lustigen Gesellschaft sich geschieden und dicht neben ihr Platz genommen hatte, und mit seinen wunderbar milden, freundlichen Augen in die ihrigen blickte. Das Gespräch, das er jezt, unbelauscht von den übrigen Gästen, mit ihr begann, war so voll heimlich süßer Innigkeit, so voll Schmerzen und Lust, wie des Mondes Leuchte, wenn sie auf einsame Gräber niederglänzt. Marie hatte sich nie so wohl gefühlt; seit dem Tode ihrer Mutter hatte Niemand so warm und lieb ihre Hand gefaßt, mit so keuscher Zärtlichkeit um ihren Leib den Arm geschlungen. Der wunderbare Mann schien mit der ganzen kleinen Geschichte ihres Herzens vertraut, jede schuldlose Heimlichkeit, jede naschhafte Mädchenlaune, jeder noch im Keime zitternde jungfräuliche Wunsch, er berührte sie mit seinen klingenden Worten, und es war, als sprühte ein feiner Silberregen auf nächtliche Blüthenkolben nieder, als spräche im sichern Hain der Mond mit den kleinen Wellen des Bächleins, und diese vertrauten ihm Alles und Jegliches, was sie von ihrem kurzen träumerischen Daseyn nur wußten. So sprach Marie mit dem fremden Gaste von ihrer Liebe.

Es war schon Nacht, die Kerzen waren verlöscht, die Gesellschaft auseinander gegangen. Marie lag in ihrem Bettchen; die fernen Meereswellen brausten, am Himmel stand der Mond in seiner ganzen Herrlichkeit. Marien war es im Traum, als säße sie noch an der Seite des alten freundlichen Mannes mit dem runden glänzenden Gesichte; dann war er plötzlich verschwunden, und als sie ihn suchte, blickte er durch's Fenster herein, und wieder erklangen jene süßen Reden und beklemmten das Herz des armen Mädchens. Die Sehnsucht ließ sie nicht ruhen; in dem trüben schwankenden Zustand von Wunsch und Willen, der sich ihrer bemächtigt hatte, saß sie auf dem Bette, da that sich leise die Thür auf, und eine seltsame Nachtgestalt, lieblich und schrecklich zugleich, stand vor ihr. Ein schöner schlanker Jüngling, in weiße, silberglänzende Gewänder gehüllt, kam mit unhörbarem Schritte auf sie zu; sein wachsbleiches Antlitz, so weich und schwärmerisch lieblich geformt, wie das Mädchen noch keines Jünglings Antlitz geschaut, wurde durch zwei wundersame Eigenheiten entfremdet. Die eine war ein Kranz feiner silberner Locken, der die hohe Stirn umschloß und bei jeder Bewegung des Hauptes leise

erklang, gleich den zartesten Maienglöckchen, wenn man sie sich von Silber zierlich geformt denkt; die andere zeigte sich mehr grausenvoller Art: die schönen Augen des Jünglings, so offen sie standen, zeigten keine Sterne, nur das Weiße, wie gediegenes Silber, schwamm in denselben. Marie zog sich erschreckt zurück, doch als die Worte erklangen: „Mein süßes, armes Kind, komm, ich führe Dich zu Deinem Geliebten," da erkannte sie ihren Freund, den liebevollen alten Herrn, und mußte fast lächeln, wie er sich so seltsam schön und doch wieder so grausenvoll verkleidet hatte. Ohne Furcht faßte sie jezt seine Hand, allein sie vermied es, ihm in die silbernen, sternlosen Augen zu blicken, nur auf seine Stimme hörend, die wie ein Zaubernetz von Millionen durcheinandersunkelnden Silberflocken sie immer enger und enger umstrickte. So schritt sie sicher an seiner Hand hinaus auf die Flur, und als sie die Thür verschlossen fand, war es ihr, als müßte sie weit sicherer und leichter auf dem Treppengeländer des Ganges gehen, der außerhalb um das Haus führte. Wie sie jezt immer weiter und weiter schritt, immer höher und höher stieg, wurde es ihr wunderbar leicht zu Sinne; nur auf einen Moment schien es ihr, als hörte sie unten in schreckenvoller Tiefe das Meer aufbrausen, als sähe sie die Menschen klein und kaum merklich auf der Gasse dahinwandeln; dann zog sich aber wieder das silberne Flockennetz dichter um sie, muthig schritt sie weiter, betrat enge, gefährliche Wege, oft über lose Steine hinüber, und es schien ihr, als schwebte sie über Grashalmen, und als wären diese gerade fester und sicherer als Mauer und Treppe. So kam sie oben an auf die äußere Abdachung des Hauses, welche auf das Nebengebäude hinüberleitete. Der Nachtwind rauschte in ihren Gewändern, die silbernen Locken ihres wunderbaren Gefährten klangen durcheinander, funkelnd bewegte sich das Netz — da riß es an einer Stelle von einander und sie blickte jezt durch die Oeffnung deutlich hinunter in die Tiefe. Es war ihr, als sähe sie unten Leute stehen, die zu ihr mit angstvollen Blicken hinaufsahen, sie verstand wie im Traume, was jene unter einander redeten. Es waren der Amtsrath und die Dichterin darunter, und die leztere rief: „Um Gotteswillen, Herr Amtsrath, nur nicht die Unglückliche am Namen gerufen! man weiß ja, daß alle Mondsüchtige dadurch bis zum Tode erschreckt werden!" Ein fürchterliches Entsetzen befiel das arme Kind bei diesen Worten, und sie kettete sich fester an ihren wundersamen Begleiter; der sah sie fest an mit seinen weißen Bildsäulenaugen und führte die Zitternde sicher hinüber bis ins Gemach, wo Mariens Geliebter einsam wachte.

Der Astronom und Professor Siebenzieher hatte sich ins Gasthaus geschlichen, in welchem der Fremde wohnte, und zwar an die Thür des Gemaches, und legte nun eben das rothe entzündete Auge an eine kleine Oeffnung im Holze. Er glaubte die seltsamsten Dinge drinnen zu gewahren. Es war Nacht und, wie es schien, kein Licht im Zimmer; dennoch wurde es von einem wunderbaren Schimmer erleuchtet. Der Professor rieb sich die Stirne, strich das dünne Haar noch höher hinauf, endlich zog er ein kleines Fernrohr, dann ein größeres hervor, und immer heftiger schüttelte er das Haupt, immer wunderlicher wurden seine Geberden und Sprünge vor der Thüre; er bückte sich, richtete sich auf, ahmte den gekrümmten Rücken eines zornigen Katers nach und spann und schnurrte auf die seltsamste Art; dazu zog er von Neuem das Tüchelchen hervor, die Gläser des Rohres zu reinigen, und blickte wiederum hinein ins Zimmer. Doch die Erscheinung drinnen hatte sich nicht verändert: ganz deutlich stand am blauen Nachthimmel der Mond, zahllose Sterne um ihn her, Wolken trieben am Antlitz des Mondes vorüber, es wehte ein kühler Nachtwind, kurz es war der Himmel selbst, den der Gelehrte anschaute, und dennoch war es zugleich ein Zimmer im Gasthofe zum Posthorn. Dieses war zu viel für einen Astronomen, es drängte ihn, hineinzubrechen, und ehe noch auf sein Klopfen an die Thüre Antwort erscholl, stand er schon mitten im wunderbaren Gemache; doch umschauend, glaubte er in einem ängstlichen Traume befangen zu seyn: hier gab es keinen Mond und keinen Himmel, das einfache Zimmer im Gasthof zeigte sich mit dem gewöhnlichen Geräthe; auf dem Sopha lag der Herr von Mondschein in seinem dunkelblauen Rock, mit den vielen Metallknöpfen besezt, und blickte fragend den ungestümen Gast an, der gekommen war, um seine Ruhe zu stören. Athemlos vor Verwunderung, ließ sich der Astronom auf den ihm hingeschobenen Stuhl nieder, indem er mit weit aufgerissenen trüben Augen noch immer den wunderbaren Inhaber des noch wunderbareren Zimmers anschaute; endlich öffnete er den Mund zu der kleinlauten Frage: wo die schöne Theaterdekoration hingekommen, die er noch vor wenigen Augenblicken hier erschaut habe? — „Theaterdekoration?" rief der Fremde verwundert, „ich weiß von keiner solchen." — „Ja, ja," entgegnete jener, „die schönste Mondnacht, wie ich sie nur in der Berliner Oper gesehen; dazu Sternbilder, der Orion, der große Bär —" Der Dicke wandte sich unmuthig auf dem Sopha; „ich glaube," rief er, „Sie unterfangen sich, über meine Leibesbeschaffenheit Späße zu machen? es war Niemand im Zimmer, als ich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Endlich hatten wir das Thor erreicht, und genossen auf der äußern Brücke den Anblick der wohlerhaltenen, kolossalen Wälle und Gräben. Der gereiste Britte hatte seine Landleute richtig beurtheilt, wenn er ihnen diese zweite Merkwürdigkeit besonders empfahl; ihr Staunen kannte kein Maß. Freilich ist ihre Insel schon längst hinter hölzernen Mauern, wie jene Männer von Athen, gesichert, und bedarf solcher Befestigung nicht, während unsere neueste Kriegskunst von der Ehrfurcht vor derselben, wenigstens vor hohen Wällen um große Städte, längst zurückgekommen ist. Auch hier ziehen sich neue kleinere Werke in erheblicher Entfernung um den unbeholfenen, riesengroßen Wall herum. Der Eifer meiner Gefährten gestattete ihnen aber nur rückwärts zu sehen und meinen geringen englischen Sprachschatz durch allerlei Fragen über Befestigungswerke in Anspruch zu nehmen, die ich auch in der Muttersprache nicht beantwortet haben würde. Zum Glück rettete mich ein anderer Gegenstand, den ich entdeckte und ihrer Aufmerksamkeit empfehlen konnte: die gewaltige Menschenmasse, die sich in einer vorstädtischen Straße weiter unten in einiger Entfernung bewegte. Wir eilten hinunter. Es war Kirmes. In allen Häusern tönte rauschende Musik, und die breite Straße war mit sitzenden und wandelnden Gästen dicht besezt. Wir wagten uns in das Gedränge der wohlgekleideten, gemächlich wogenden Menge und steuerten geschickt durch die mit steinernen Bierkrügen schwer beladenen Tische zu dem Gerüste eines Bänkelsängerpaares, das die Geschichte der Judith und des Holofernes vor der gemalten Tafel in rauhem, flamändischem Dialekte nach der wohlbekannten Melodie des Krambambuli-Liedes absang. Leider halfen meine kurzen Studien des Holländischen hier nichts, und ich konnte nicht errathen, durch welche zwischen die Verse eingestreuten Witze das alte Weib mit den eisernen Zügen so schallendes Gelächter hervorbrachte. Wir arbeiteten uns weiter in das Innere eines Tanzsaales, wo die Paare zum Contretanz angetreten standen, und eine der Musikantinnen (denn Weiber hatten dies Geschäft übernommen) den wichtigen Punkt der Pränumeration des Tanzgeldes berichtigte. Vor den Thüren hatten wir Alles ziemlich ruhig gefunden, hier ging es desto lauter und stürmischer her. Manches schwarze Auge blitzte aus dem vollen, bacchantisch glühenden Gesichte unter der weißen, fliegenden Haube, und sonntäglich geputzte Gäste mischten sich mit zerlumpten Gestalten zu Gruppen, die Teniers nicht unwürdig gewesen wären. Vorzüglich ergözte mich der Wirth mit dem Vollmondgesichte, dem besten Zeugnisse für die Nahrhaftigkeit seines Bieres, wie er in der Hitze des Tages, mit weit entblößter, rother Brust und hochaufgestreiften Hemdärmeln, schweißtriefend mit seinen Gästen zankte, ohne sie, die seine Gutherzigkeit wohl kennen mochten, besonders zu erzürnen. Er erinnerte lebhaft an meinen ehrlichen Freund Jan Steen von Leyden. Mit mäßigen flämischen Stößen erreichten wir glücklich das Freie und bald das Stadtthor, und wanderten auf den Wällen, zwischen der Häusermasse und der fruchtbaren Ebene die Blicke theilend, den weitesten, aber angenehmsten Weg nach den berühmten großen Bassins. Diese gewaltigen Werke haben bekanntlich, wie so manche andere Schöpfungen aus Napoleons Weltherrschaft, nie ihm, sondern erst der spätern Generation, unter ganz andern, als den von ihm vorausgesehenen Umständen Früchte getragen, und dadurch seinen phantastischen Planen den Schein einer großartigen prophetischen Bedeutsamkeit gegeben. Erst die Verbindung mit Holland hat den Jahrhunderte lang unterdrückten Handel Antwerpens wieder belebt, dem diese beiden großen Granitbecken nun dienen. Zeugen dieser Handelsblüthe waren die große Zahl bearbeiteter Schiffe in dem einen, und befrachteter in dem andern Bassin, über welche meine brittischen Begleiter Ihnen viele sachverständige Bemerkungen mittheilen könnten, nicht ich. Daneben ist noch ein Denkmal der ersten Blüthe des hiesigen Handels erhalten, nicht viel weniger kolossal: ein ungeheures Lagerhaus der deutschen Hanse, wie die Inschrift sagt: Domus Hansae teutonicae (1568), in den kräftigsten Formen jener Zeit. Auch dies wird vielfältig benuzt, und so muß der alte Flor der Hansestädte mit Napoleons Kriegsplanen zusammenwirken, um das neue Antwerpen zu heben.

Der lange Sommertag war beendet, und in den großen Estaminets, welche in einem Halbkreise zwischen beiden Bassins gebaut sind, zündete man schon die glänzende Erleuchtung an. Wir widerstanden aber weislich der Lockung, uns zu den Feiernden niederzulassen, und mühten uns ab, die Sehne jenes Bogens, den unser Weg auf dem Walle beschrieben hatte, in den dädalischen Gassen bei einbrechender Nacht zu finden. Selbst der Bewanderte meiner brittischen Gefährten, der in der Sicherheit seines Ortsinnes jeden Führer verschmäht hatte, verlor in diesen Irrgängen den Muth: Irrgänge in jedem Sinne, denn es war die Gegend seemännischer Freude. Rauschende Musik und wildes Jauchzen tönte aus den erleuchteten „Nachthäusern;“ tobende oder taumelnde Matrosen und lockende Mädchen umschwärmten uns, und nach manchen vergeblichen Fragen waren wir steuerlosen Schiffer herzlich froh, einen bereitwilligen Mann zu finden, der uns durch diese Klippen auf die rechte Straße zum Gasthofe geleitete.

Doch genug, denn schon wieder ertönt das heute im Kirmestaumel gehörte Krambambuli-Lied, diesmal nicht aus dem Munde eines Bänkelsängers, sondern vom hellen Glockenspiele des Kirchthurms, und bedeutet — Mitternacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichterloos.

„Nicht mir, dem Himmel ist dein Lied gedichtet,
Von ihm — von mir nicht — mag dir Sold gebühren.“
So rief der Faustkampfheld mit Hohn und Schwüren,
Und auf den Lohn Simonides verzichtet.

Die Götter haben treu die Schuld entrichtet:
Pollux und Castor pochen an die Thüren,
Den Sänger aus dem schwanken Haus zu führen —
Die Decke bricht — der Spötter ist vernichtet.

So pflegt die Welt den Dichter zu verhöhnen;
Was muß er auch sein Haupt gen Himmel kehren,
Was beugt er's nicht, der Erde tief zu fröhnen?

Der Himmel aber hält ihn stets in Ehren;
Wann alle Säulen ihm zu Häupten dröhnen —
Den Götterliebling darf kein Stein versehren!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Uebersetzungen von Goethe's Faust.

Ferner übersezt Syme die Zeile: „Wir lernen das Ueberirdische schäzen.“

The looking forward to
The promise of a happiness beyond
That bourn from which no traveller returns;

wobei noch die Engländer glauben müssen, Goethe habe dem Shakespeare eine ganze Zeile Wort für Wort gestohlen. Viele Stellen sind auch ganz mißverstanden; z. B.

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen!

Even in my happiest moments, I perceive
The spirit of delight no more up-gushing,
Within my broken heart...

worin (nichts von dem zerrissenen Herzen zu sagen) die Beschreibung eines in dem Augenblick empfundenen Versiegens der vorigen Begeisterung als eine öftere Erscheinung dargestellt wird. Die Rede: „Doch hast du Speise, die nicht sättigt u. s. w.,“ die Hayward so viel zu denken gegeben, die er aber am Ende, meiner Meinung nach, richtig construirt hat, gibt Syme als conditional: Had you food that never satiates etc., und noch dazu die (freilich im Zusammenhang dunkeln) zwei lezten Zeilen: „Zeig' mir die Frucht u. s. w.,“ als Fortsezung des Vorhergehenden, im fortlaufenden Saze. So läßt er sich auch nicht selten durch den Reim zu Ungereimtheiten verleiten, und gibt z. B. die zwei Zeilen:

„Bereitung braucht es nicht voran,
Beisammen sind wir, fanget an!“

durch

No need of preparation, all
Are present, — let the curtain fall!

so daß er den Vorhang fallen läßt, wo die Handlung anfangen soll. Indessen wird jeder Kenner der englischen Sprache selbst durch diese Beispiele eingesehen haben, daß das Lob, welches ich diesem Uebersezer ertheilt, so sehr verdient ist, als der Tadel. Auch kann ich nicht umhin, als fernern Beleg, noch seine Uebertragung des Gesangs der Erzengel anzuführen.

Raphael.

The sun, along the void of space,
Is sounding with his brother spheres,
And rolls on his predestined race
At thunder speed: his aspect cheers
The angels, though none understand
What his mysterious music says,
The works of the creator's hand
Are fresh as in creation's days.

Gabriel.

And fast, beyond conception fast,
Yon fair Earth on its axis flies,
Now in night's dreadful shadows cast,
Now shining bright as paradise.
Against the rocks the broad waves strike,
High foaming from their depth profound,
And rocks and restless waves alike
Sweep on in ever rapid round.

Michael.

And tempests in contention strain
From sea to land, from land to sea,
And in their fury weave a chain
Of deep works through eternity.
A fierce, far desolating fire
Before the thunder takes its flight.
But all thy angels, Lord, admire
The gentle changes of thy light.

The Three.

The angels may not understand,
But gain new vigour as they gaze:
The works of thy creating hand
Are fresh as in creation's days.

Etwas Herrlicheres in dieser Gattung der Poesie gibt es wohl nicht in der englischen Sprache, und Blackie hat wohl recht, wenn er sagt: dieser Hymnus ließe sich eben so gut Goethe's Frömmigkeit zuschreiben, als man die frechen Reden eines Mephistopheles seiner Gottlosigkeit zur Last legen will. — Die Uebersezung Blackie's ist weniger poetisch, als die andere, aber treuer, besonders in den wichtigern Stellen des Gedichtes, wo Faust's Weltansichten und Seelenkämpfe dargestellt werden, ohne daß dabei dem englischen Idiom Gewalt angethan würde. Dagegen nimmt er sich desto größere Freiheiten in den unbedeutendern Theilen, und dies geht hie und da bis zur Verdrehung des Sinnes, was durch nichts zu vertheidigen ist. So z. B. macht er aus den zwei lezten Zeilen vom Flohlied, welche gerade deßwegen von den Zechenden jauchzend wiederholt werden, weil sie gewissermaßen das freie Treiben des Studenten im Gegensaz mit den gedrückten Verhältnissen des Hoflebens hervorheben, das Gegentheil, indem er Mephistopheles singen läßt:

But we to death are crack'd all
And bitten every day.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. April 1834.

Das wär' antik? Ich wüßt' es nicht zu preisen,
Es sollte plump und überlästig heißen. —
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist,
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist.

Goethe.

Niederländische Briefe.

(Fortsetzung.)

Außer den Kirchen sind die öffentlichen Gebäude der Stadt nicht sehr bedeutend. Das Rathhaus (nach der Zeichnung des Cornelius Floris, Bruders des Malers Franz Floris, in den Jahren 1560 — 1566 gebaut) wird zwar von Karl von Mander ein „königlicher Bau“ genannt; aber freilich, er, als ein eifriger Verehrer des damals noch neuen italienischen Styls, der in den Niederlanden nicht ganz leicht Eingang fand, betrachtete ein Werk, das dahin strebte, mit sehr günstigen Augen. Uns scheint es kleinlich. Auf einem Unterbau in sogenannter bäuerischer Arbeit sind zwei Stockwerke mit toskanischen und jonischen Pilastern, und darüber, zunächst unter dem Dache, eine wunderlich verschrumpfte Galerie mit korinthischen Säulchen, ungefähr halb so hoch, wie jene Stockwerke. In der Mitte ist ein Frontispiz mit allerlei Nischen, Doppelsäulen, Wappen, Obelisken, Statuen, Tritonen, Greifen und sonstigem Schmuck. In dem Ganzen bemerkt man, wie aus dem gothischen Bau noch die Neigung zur völligen Theilung der Massen übrig geblieben ist; Pilaster- und Fensterreihen sich dicht an einander, und auch der Raum unter den Fenstern ist durch die Würfel unter den Pilastern gebrochen. Eine Wand, auf welche sich diese vortretenden Theile beziehen könnten, ist überall nicht einmal angedeutet. Aber weil die Theilung nicht bloß, wie im gothischen Bau, in vertikaler Richtung durchgeführt ist, erscheint das Ganze nur als eine Menge von Gliedern, deren Zusammenhang ein völlig loser ist. Bei dieser Vereinigung widersprechender Bestrebungen konnten die antiken Formen nur in unrichtigen Verhältnissen und ganz gegen ihre Bedeutung angewendet werden. Das Gebälk liegt unmittelbar auf den Fenstern, und alle Stockwerke sind so niedrig und gedrückt, daß sie sonderbar mit den Formen der freien, südlichen Architektur kontrastiren. Während diese überall das Bestreben hat, sich auszubreiten, luftige Räume zu geben, drängen sich hier die Theile ängstlich aneinander; während dort reine, klare Gestalten, sind sie hier rauh und verwirrt, und das Ganze erscheint wie ein Nordländer, der den leicht flatternden Seidenmantel des Spaniers beim Froste eng zusammenzieht, und statt der großen Falten des Wurfs nur eckige Brüche hervorbringt.

Außer den Kirchen sind die Gebäude des Mittelalters hier selten; ein einziges fiel mir auf, die ehemalige Fleischhalle (la boucherie), im Styl des vierzehnten Jahrhunderts mit zwei Reihen breiter, von zierlichen Rosen durchflochtener Fenster und mit spitzigen Thürmchen an den vier Ecken. Die geräumigen Säle dienen jetzt zu

Vorrathskammern und Getreideschüttungen, obwohl ihre schlanken Säulen und leichten Fächergewölbe eine bessere Bestimmung verdienten. Das Mauerwerk besteht durchweg aus wechselnden Lagen roher Ziegel und weißer Bruchsteine, wie es hier auch sonst wohl vorkommt, und erinnert dadurch an die toskanischen Marmorbauten, denen es auch in den breitern Verhältnissen der Fenster und ihrer Zwischenräume und überhaupt in einer gewissen bunten Heiterkeit gleicht.

Gewaltig groß muß früher die Zahl der Kirchen gewesen seyn; die meisten öffentlichen Gebäude, Kasernen, Magazine, Posthalterei, Akademie sind in ehemaligen Klöstern, und nicht selten erkennt man an Privathäusern die Spur ihrer frühern geistlichen Bestimmung. Die einst so reiche Abtei St. Michael heißt jezt das „Reichsdepot;“ die Kirche ist mit vermauerten Fenstern zum Speicher eingerichtet, und Kreuzgänge und Kapitelsäle von höchst zierlicher gothischer Arbeit dienen, jene als Amtsräume, diese als Rechenstuben. Aber der Eifer katholischer Frömmigkeit ist nicht mit diesen Anstalten verschwunden. Die Kirchen sind gedrängt voll. Votivbilder werden in Menge feil geboten und an Altären gefunden; Geistliche begegnen uns häufig auf den Straßen, nicht selten auch barmherzige Schwestern oder Beguinen in ihrer Ordenstracht. Und auch die Kleidung der weltlichen Frauen, die schwarze Mantille und die weiße, schleierähnliche Haube, scheint vorzugsweise zum Kirchgange bestimmt. Diese Frömmigkeit entzieht aber der weltlichen Lust nichts. Eben so zahlreich wie am Morgen die Kirchen, sind am Abend die Estaminets besucht. Schon oben schilderte ich Ihnen ein solches, wie ich es am Tage und im Freien gesehen. Noch malerischer werden sie aber am Abend und in den innern Theilen der Stadt, wo die Straße nicht Raum zum Sitzen bietet. Denn hier überblickt man eine doppelte Scene, den Hofraum, wo die Gruppe um jeden Tisch und jede Lampe scharf aus dem Dunkel hervortritt, und den Saal mit dem koncentrirten, aber von Tabakswolken gedämpften Lichte. Dazu kommt dann der Schein aus den obern Fenstern und von den Treppen und Gängen, aus einer gedrängten, pittoresken Architektur, wie sie im Innern der alten Stadt sich bildet, und das flackernde Feuer der Küche, vor dem die wohlbeleibte Wirthin mit der Gewandtheit eines Kriegsschiffes zwischen eilenden Kellnern und Mägden hin- und hersegelt. Und sehen Sie unter die Gäste, so sind schon die Gestalten anziehend. Das eigenthümlich scharf geschnittene Profil bei vollem Gesichte, das schwarze lebendige Auge und der spitze, verwegen gesezte Hut, die kräftigen, selbst schweren Körper mit kecken, raschen Bewegungen; mit Einem Worte, die Vereinigung französischer, südlicher Lebendigkeit mit niederdeutscher Derbheit hat etwas höchst Pikantes, malerisch Wirkendes. Wie die holländische Thonpfeife ohne die holländische Gravität im lebhaften Gespräch und bei heftiger Gestikulation des freien Arms komische Bewegungen zu Erhaltung des Gleichgewichts nöthig macht, so findet sich in Allem ein gewisser Kontrast, der das Auge reizt und für malerische Motive empfänglich macht.

Der Herr von Mondschein.

(Fortsetzung.)

Der Astronom zog, ohne zu antworten, langsam und lächelnd sein Fernrohr hervor und richtete es auf das Antlitz des Eiferers. „Ja Sie, Sie,“ schmunzelte er, „wer sind denn Sie eigentlich?“ Der Herr von Mondschein schlug ihm heftig das Fernrohr aus der Hand. „Herr!“ rief er, „wofür halten Sie mich, daß Sie mir stets mit dem verdammten Instrumente, das ich nun einmal nicht leiden kann, auf den Hals rücken?“ — „Es ist der Mond!“ schrie der Astronom, „der Mond ist's! ist sehe ja deutlich die Gebirge — Alles seh' ich! Trocken die ganze Masse, durchaus kein Wasser. Ha, es ist richtig, Gruithuisen, der wahnsinnige Träumer, hatte doch wohl Recht; die gerade Linie da, die starke Erhöhung, fast wie eine Nase gestaltet, könnte sie nicht eine Art Befestigung seyn, ein mächtiges Bollwerk? — O halten Sie stille, Theurer, da finde ich ja in der That alle meine Entdeckungen, meine kostbaren *neuen* Entdeckungen! Edler, trefflicher Mann, lassen Sie sich umarmen, an's Herz drücken! So wird das Wunderbarste wahr, das Unbegreifliche mit Händen greifbar. O wie freue ich mich, daß ich eine poetische Natur bin, die überall Zusammenhang und Beziehung ahnet!“ Er klingelte und ließ Wein bringen. Als die Gläser gefüllt waren, rief er begeistert: „Ha! der Seligkeit, dem Monde am Busen liegen! gleichsam Wange an Wange mit einem Planeten, oder vielmehr mit dem Satelliten eines Planeten! Wonne! O theurer Satellit, gewiß, die engste Brüderschaft muß zwischen einem Astronomen und einem Stern, wie Sie sind, herrschen.“ Der freundliche, seltsame Mann lächelte, sein Antlitz färbte sich bei jedem Glase Weines, das er leerte, immer röther. „Freund,“ sprach er zum Astronomen, „Sie schwärmen und sind auf dem Wege, ein Thor zu werden! Was soll es mit Ihren Sternen und Satelliten? Gehen Sie, lassen Sie uns das Bette suchen; in der That, es wird spät, der starke Wein fängt an, uns zu Kopfe zu steigen.“

Der Gelehrte hörte diese Worte nicht, wieder hatte sich das Zimmer im Gasthof vor seinen Augen zum Himmel ausgedehnt; ganz deutlich sah er, wie die dunkle Tapete tiefer und tiefer hinwegschwand, die weißen leichten Vorhänge am Fenster wurden zu Nachtwolken,

die hoch über seinem Haupte dahinzogen. Er blickte nach seinem Wirthe, doch er war nicht zu finden, statt seiner stand der Mond voll und ungewöhnlich geröthet am Horizont, um ihn herum die Sterne. Der Astronom rieb sich wieder die Augen, er meinte, wiederum im Traume zu seyn, doch er täuschte sich nicht — es war das Antlitz des Herrn von Mondschein, allein seltsam verwandelt und unheimlich vergrößert; ein höhnisches Lächeln zuckte in den riesigen Zügen. Immer höher und höher rückte die Erscheinung, bis sie zulezt hoch am Himmel erblaßte und von den ersten Strahlen der Sonne verdunkelt wurde. Als der Professor erwachte, hörte er mit Schrecken, daß er die ganze Nacht über im Zimmer des Fremden geblieben.

Er eilte jezt in die Stadt und unterließ nicht, die merkwürdigsten Gerüchte über den im Posthause eingekehrten Reisenden auszustreuen. Die meisten Badegäste waren an dem seltsamen Manne dergleichen schon gewohnt; sie erklärten ihn für einen Phantasten und ließen ihn gehen; Andere, noch Einsichtsvollere, nannten ihn einen Thoren, lachten über seine Neuigkeiten und banden ihm in der Eile ähnliche auf. Die Dichterin allein meinte, es stecke doch wohl etwas Poetisches in der Träumerei, und sie wolle ein Stück schreiben, etwa dem Shakespeare'schen Sommernachtstraume gleich, wo sie denn jene Erfindungen anzubringen gedenke. Am meisten ärgerte sich über die Verrücktheit seines Schwiegersohns, wie er sie nannte, der alte Amtsrath. Er zog ihn einmal nach der Tafel heimlich bei Seite und rief mit zornerstickter Stimme: „Aber wo ist denn Ihr Weniges an Vernunft geblieben, Theurer? Wie? Was? der Mond soll unter uns herumwandeln, gleichsam wie ein gewöhnlicher Mensch? — Bedenken Sie doch nur — der Mond! Ein Weltkörper, der so und so viel Quadratmeilen groß ist, der auf seiner Oberfläche —" — „Kein Wasser hat," fiel Siebenzieher ihm in die Rede; „freilich, das Alles weiß ich ganz genau, und dennoch—" — „Und dennoch?" rief der Amtsrath — „Sie sind ein Narr!" — „Geschehen nicht die wunderbarsten Dinge täglich vor unsern Augen?" fragte der Astronom eifrig. „Hat man nicht Beispiele von planetarischen Einflüssen, von Verkörperung der Naturgeister, von, ich weiß nicht was Allem, wo Ihnen die neuesten Naturphilosophen noch größere Wunder zugeben? Kurzsichtiger, der Sie sind, Prosaischer! Haben nicht die Alten den Mond personificirt, wandelte er nicht da auch ein Lebender unter Lebenden? Doch sehen Sie ja wohl ein, daß bei der jetzigen Verfeinerung des Lebens, bei der herrschenden Moralität er nicht mehr als irgend ein lustig gekleidetes Götterwesen herumlaufen kann, daß er nothwendig, wenn es ihm einfällt, auf die Erde herabzusteigen, als behaglicher, wohlbeleibter Mann in einem dunkelblauen Reiserock mit vielen blitzenden Metallknöpfen erscheinen muß; begreifen Sie dieses Alles nicht?" — „Die alten Griechen," rief der Amtsrath verdrießlich, „waren mit ihren vielen Gottheiten wahre Thoren. In unsern gebildeten Tagen wird es Niemanden einfallen, jene Träume für Wahrheit zu halten." — „Unheilbar!" seufzte der Astronom. „Sie werden, Freund, den Zusammenhang der Welten nie begreifen; Ihr trübes, stumpfes Auge wird nie tiefere Blicke in's Geheimniß thun. Für Sie und Ihresgleichen ist und bleibt der Mond freilich nichts anders, als ein unförmlicher Klumpen von trockener Substanz, ohne Geist, ohne Leben; Sie werden die Nachtseite der Naturwissenschaft, das Traumleben alles Geschaffenen nie begreifen, nie den heiligen Isisschleier lüften, der über jeglicher Erscheinung hingebreitet liegt." — „Den Schleier, der über Ihre Narrheit gebreitet lag," rief zornig der Amtsrath, „habe ich aber doch gelüftet, und in der That, ich habe die größte Lust, Verehrtester, mit Ihnen vollkommen zu brechen, wenn Sie sich nicht bessern." — „Brechen Sie," rief der Astronom, „brechen Sie immerhin!" Er zog hiemit sein Fernrohr hervor und fing an, den Amtsrath damit zu beobachten, der nun, auf's Aeußerste gebracht, zornig und zugleich verlegen dastand, dem Gelächter der noch dasitzenden Tischgesellschaft ausgesezt. „Ein sauberes Gestirn, das Sie sind!" rief Siebenzieher jezt, sein Fernrohr einsteckend; der Amtsrath packte ihn am Arm und zischelte ihm in's Ohr: „Verrückter, der Sie sind! wissen Sie, daß wir jezt geschiedene Leute sind? Meine Marie bekommen Sie nicht; ich gebe sie, ja ich gebe sie, Ihnen zum Possen, an den Habenichts, an den jungen August. Hören Sie! jezt gehen Sie und beobachten Sie, was und wen Sie wollen." Er rannte fort und der Professor blickte ihm höhnisch nach.

(Der Beschluß folgt.)

Gnomen.

Gelangt nicht jeder Weg an's Ziel,
Doch bleib' ich treu den besten Wegen;
Der Ausgang ist ein freies Spiel,
Den Willen lohnt sein eigner Segen.

*

Mißlang ein Werk in deinen Händen,
Mußt du dich stark zu Neuem wenden;
Die That nur kritisirt die That,
Das Urtheil ist ein fünftes Rad.

*

Der Frühling recensirt den Winter,
Ihm folgt der Sommer auf der Spur;
Wo jener endet, da beginnt er:
Das heißt Kritik in der Natur.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Neue Uebersezungen von Goethe's Faust.

Als Muster des Gelungenen stehe gleichfalls Blackie's Gesang der Erzengel hier; er kann zur Vergleichung mit Syme's Uebersezung und zugleich zum Beweise dienen, wie genau sich oft das Englische dem Deutschen anpassen läßt.

Raphael.

The sun doth chime its ancient music,
To brethern-spheres' contending song,
And, on his fore-appointed journey,
With thunder-pace he rolls along.
Strength drink the angels from his glances,
Though no one comprehend him may;
God's works of grandeur unconceived,
Are bright as on creation's day.

Gabriel.

And swift, and swift, beyond conceiving,
Spins Earth its self-revolving flight;
Alternates paradisian brightness,
With gloom of deep and fearful night.
Wide foams the sea in mighty currents,
Beneath the rocks with murmurs hoarse;
And rock and sea are onward hurried
In one eternal circling course.

Michael.

And storms loud rage with storms contending,
From sea to land, from land to sea,
And weave around the globe unwearied
A chain of deepest energy.
The lightning's desolation flameth
Before the pealing thunder's way.
But still, o Lord, thine angels worship
The soft revolving of thy day.

The three together.

Strength drink the angels from thy glances,
Though no one comprehend thee may,
Thy works of grandeur unconceived,
Are bright as on creation's day.

Freilich hat sich auch hier manche falsche Uebersezung mit eingeschlichen, und oft ohne Noth; was jedoch schon darum nicht aus Unkenntniß der Sprache entsprungen seyn kann, da mit Haywards fast fehlerloser Uebersezung selbst einer, der gar keine Kenntniß vom Deutschen hätte, eine metrische Uebersezung machen könnte. Aber Blackie ist offenbar sowohl mit unserer Sprache, als unserer Literatur vertraut, wie aus seiner interessanten Einleitung und seinen mitunter vortrefflichen Anmerkungen hervorgeht. Diese geben seiner Uebersezung einen großen Vorzug vor der andern; denn Syme hat es gewagt, die seinige (wahrscheinlich im Vertrauen auf das, was Hayward hierin gethan) ohne allen Beibericht in die Welt zu schicken. Die Anmerkungen, womit Blackie sein Werk begleitet, beziehen sich mehr auf das Wesen des Gedichts, seine Tendenz, den Ursprung der darin aufgestellten Meinungen u. s. w., während Hayward sich mehr an das Aeußere gehalten, nämlich den Ursprung der Sage vom Faust (was Blackie doch auch nicht übersehen hat) und die mannichfaltigen Behandlungen derselben, die vielen Anspielungen auf einzelne Personen und Dinge, die Schwierigkeiten in der Construktion, was alles den Lesern im Allgemeinen willkommener seyn muß, als das Meiste, was Blackie zu erklären übernommen. Hayward schlug hiebei den einzig richtigen Weg ein, welchen bei einer solchen Arbeit ein Commentator wählen sollte, wo es, wie hier, thunlich ist: er besuchte Weimar, Dresden und Berlin, erkundigte sich persönlich oder schriftlich bei Allen, die als Verwandte, Freunde oder literarische Zeitgenossen des großen Dichters über irgend einen Punkt Aufschluß zu geben vermochten, und das Resultat war eine Arbeit, welche auch die Aufmerksamkeit der Deutschen verdient. Die deutschen Commentatoren sehen oft vor den Bäumen den Wald nicht, versenken sich in einen Wust von metaphysischen Abstraktionen, erklären, wo nichts zu erklären war, legen einen tiefen Sinn in die bunte Blase einer spielenden Phantasie, und verfolgen ein Irrlicht, als gälte es die Berechnung der Bahn eines Planeten. Wie viel z. B. haben ihnen nicht der Blocksberg und die Xenien des Intermezzo zu schaffen gemacht! (Syme hat dieses nebst dem Vorspiel auf dem Theater ganz ausgelassen.) Unter andern wußte Niemand herauszubringen, was das Spuken in Tegel bedeuten sollte. Schubarth z. B. wollte Tegel aus Egel und dem Anfangsbuchstaben von Teufel zusammengesezt wissen. Da erfährt nun Hayward von Hitzig in Berlin aus gerichtlichen Quellen, daß es in den achtziger Jahren in dem Hause eines gewissen Schmidt zu Tegel wirklich gespukt habe, so daß die Regierung zweimal eine Untersuchungskommission hinschicken mußte, bis der Betrug entdeckt wurde. Am drolligsten ist übrigens bei Blackie, daß er die „deutsche Freigeisterei“ im Ganzen verdammt, im Einzelnen aber sich fast zu jeder heterodoxen Lehre bekennt, welche aus unsern rationalistischen Schulen hervorgegangen ist. Hayward hat sich mit all diesem nicht befaßt, und fährt dabei am Sichersten. Auf der andern Seite hat er mit unwandelbarer Treue Alles übersezt, wie es Goethe im Faust niedergeschrieben, und damit, vollends in der kahlen Prosa, viel Aergerniß erregt. Die zwei lezten Uebersezer aber haben den ethischen Geschmack ihres Publikums berücksichtigt und manchen schmuzigen Ausdruck übergangen oder gemildert. Syme gibt indessen den Prolog im Himmel ganz, während Blackie denselben bloß als Anhang mittheilt, und darin die unehrerbietigen Reden des Teufels ihrem Inhalte nach erzählend zusammenfaßt. Goethe's Ruf in England kann durch dieses Verfahren nur gewinnen. Zum Schluß dieses langen Aufsatzes stehe hier noch Blackie's Zueignung an Goethe, ein deutsches Gedicht von einem Engländer, als eine literarische Seltenheit:

„Versuch' ich's, mich so kühnlich hoch zu heben
Zu den Gefilden reiner Lebensstrahlen?
Und wag' ich's frech, mit schwacher Hand zu malen,
Was Dir nur ziemt, das bunt bewegte Leben?
Wie soll der Kinderzunge lallend Streben
Aussprechen, was des Mannes Kraft gesungen?
Wie soll des Menschen Stimme wiedergeben,
Was aus der tiefen Götterbrust entsprungen?
O! wenn der Liebe ungestümer Drang
Mich trieb, daß ich das Heiligste entweihe,
Und zu berauschter, frecher Sünde zwang:
So schaue Du, aus der Verklärung Reihe,
Aus Himmelsharfen liebevollem Klang,
Und wenn Du mich nicht loben kannst, verzeihe!“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. April 1834.

Ton oeil, comme Satan, a mesuré l'abime,
Et ton âme, y plongeant loin du jour et de Dieu,
A dit à l'espérance un éternel adieu!

Lamartine.

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

Die phantastische Philosophie Charles Nodiers wirkt ungefähr wie eine Gespenstergeschichte. An dieser belustigt man sich, so lange es Tag ist; jene nimmt man bei guter Laune als ein ergötzliches Spiel des Witzes hin, und nur in der Stille des Nachdenkens, oder wenn Schatten der Schwermuth in das Gemüth fallen, mag sie Manchem in anderm Lichte erscheinen. Man hat aus den bisher mitgetheilten Stücken entnehmen können, daß die zwei vornehmsten, einander bedingenden Sätze des Mannes, der mit Cassandras Munde spricht, die folgenden sind: Die Perfektibilität der Menschheit ist nichts als eine Chimäre, und das Geschlecht geht rasch seinem unvermeidlichen Untergang entgegen. — Wenn es auch so mißlich seyn sollte, die Menschen von solchen Fatalitäten zu unterhalten, als bei Hofe das Gespräch auf die Familiengruft zu bringen, so wagen wir es doch auf den Verstand der Leser, mit folgendem Stücke, das die bisherigen ergänzt, einen vollständigen Begriff von den Ansichten des wunderlichen Philosophen zu geben. — Auch derjenige, der das Ganze als Produkt des Witzes genießen möchte, könnte manche Uebertreibung störend finden; er bedenke aber, daß der Verfasser im frischen Eindruck der lezten Staatsumwälzung in Frankreich geschrieben hat.

* * *

Man spricht so gar viel vom Besserwerden im Schooße der Menschheit, davon, daß sie zu ewig fortschreitender Entwicklung berufen sey; von ihrem Ende ist niemals die Rede. Es ist wohl ganz bezeichnend für den Dünkel des Menschen, daß er Adams Geschlecht für unsterblich hält, während Alles ringsum dem Tode verfallen ist, daß er sich einbildet, das Prinzip der Zerstörung, das an den Sonnen nagt, werde vor dem armseligen, lothrecht gestellten Vierfüßer, der zur Zeit den Herrn der Welt spielt, Respekt haben. Spricht man aus philosophischem oder theologischem Gesichtspunkt von der einstigen lezten Katastrophe des Erdballs, so stellt man sich dabei gleich den Untergang der lezten Geschlechter der Menschen vor: Völker im Kampfe gegen eine einbrechende Sündfluth oder einen verheerenden Brand, Weiber, die heulend ihre Säuglinge flüchten, Greise, die mit der Welt grollen, daß sie so zu Grabe eile; hatten doch sie noch ein paar Tage zu leben! Ich denke wohl, lebt anders unser Planet sein Planetenleben aus, so tragisch wird es nicht werden, zum wenigsten nicht für das noble anthropomorphistische Geschlecht; denn seine Dauer ist doch gewiß nicht nothwendig identisch mit der Dauer eines steinernen Balls von fünftehalbtausend Meilen im Umfang. Kommt kein Unglück dazwischen, und auch Planeten kann dergleichen begegnen, werden lange, bevor jene Katastrophe eintritt, neue Geschlechter zu ihrer Ergötzlichkeit

aus fossilen Trümmern das Skelett des Menschen zusammenbauen und für ihn an der Seite des Affen und der Fledermaus einen schicklichen Platz suchen." So ist einmal der Lauf der Natur; wer ändert was daran?

Es gibt in den Erfahrungswissenschaften einige so höchst rationelle Grundsätze, daß man alle Akademien herausfordern kann, daran ein Jota zu ändern; ja man kann sie dreist zu Axiomen erheben und sie für so unfehlbar wahr erklären, als daß zweimal zwei vier ist; als da sind: erstens, die am einfachsten organisirten Körper sind diejenigen, welche am längsten dauern; zweitens, die ersten Verbindungen der Elemente zu einem Wesen für sich waren die einfachsten; drittens, je komplicirter in der Reihe die Schöpfungen der Urkraft werden, verlieren sie in dem Maaße an Lebenskraft, in dem sie vollkommener sind. Und so werden denn die lucrinischen Austern, auf welche Apicius so viel hielt, ohne Zweifel noch schön, frisch, saftig seyn, wenn sie bereits seit Jahrhunderten von der Familie der Apicier, und damit vom unersättlichsten Austerfresser in der Thierreihe, nichts mehr zu fürchten haben. Und so wird denn der Meertang ganze Geschlechter von Schaalthieren, und der Fels, an dem diese kleben, viele Geschlechter von Seegewächsen dahingeben sehen, und die Welt wird ihre Felsen, und der Wirbel wird seine Welten, und die Unendlichkeit wird ihre Wirbel zerstieben sehen. Ueberall schreitet das Einfache zum Zusammengesezten vor, indem sich eine Eroberung im Organischen an die andere reiht, und überall kehrt wiederum das Zusammengesezte zum Einfachen zurück, indem es nach und nach seine Elemente heimgibt. Und somit ist ein in sich abgeschlossenes Wesen soviel, als ein Wesen, das dem Tod entgegengeht. Die Entwicklungen eines in sich geschlossenen Wesens haben unbekannte Grenzen, vor denen sie rasch umkehren, wie der Saft in der Eiche und der Kondor in seinem Flug, und was nach einer sechstausendjährigen Erfahrung von den Individuen gilt, gilt gleichfalls für die Gattungen. Zum wenigsten wird dieser Schluß allgemein für richtig angenommen, denn einen andern Beweis für den Tod gibt es nicht. Behauptete man im Gegentheil die unendlich fortschreitende Perfektibilität der Gattungen, und dies ist nur eine Hypothese, und leugnete nicht den in's Unendliche fortschreitenden Verfall der Gattungen, und dies ist ein Faktum, so fräße am Ende die Auster den Apicius auf.

Der Satz von der menschlichen Perfektibilität läßt sich nur durch Ein Mittel retten, dadurch, daß man zur Lösung des Knotens die tragische Maschine der Griechen ins Spiel bringt, das heißt, einen Gott. Damit wird die Paradoxe zum Dogma umgetauft, und dann befasse ich mich nicht mehr damit. Aber aus dem philosophischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, und ich sehe nicht ein, wie man die Sache heutzutage anders betrachten möchte, läuft die Frage auf eine Kleinigkeit hinaus, darauf nämlich: Die Gattungen nehmen ein Ende, also nimmt auch die Gattung Mensch ein Ende. Sie nehmen ein Ende, nachdem sie die in ihrem Kreise möglichen Entwicklungen durchlaufen haben; hat nun der Mensch noch dergleichen Entwicklungen zu durchlaufen? Ist dies nicht der Fall, welches sind dann die Merkmale seines Verfalls, und welche Altersstufe hat er nachgerade erreicht? Dies ist es, was ich erörtern möchte, aber frei vom technischen Plunder einer sogenannten Methode, in den man stets unwillkührlich verfällt, wenn man zu seinem Unsegen Bücher gelesen hat. Trifft man mich hin und wieder auf solcher Bahn, so kann ich nichts dafür; mir schaudert noch ärger davor als der Pythonissa vor den Räthseln ihres Dämons; freilich waren die Logogryphen damals Kinderspiele gegen unsere sogenannten Wahrheiten.

Dem oben Angeführten gemäß — und die schöpferische Kraft mag man dabei heißen, wie man will, denn sie hätte es jedenfalls so und nicht anders gemacht — entsprangen nach einander dem Chaos, oder der wüsten Materie, Himmel, Erde und Wasser, drauf die Gewächse, als Bekleidung der Erde, dann die Bewohner der Wasser, die Thiere des Landes, und über Allem der Mensch. Nach solcher Kosmogonie, heißt es, braucht man sich nicht lange umzusehen: sie steht im ersten Buche Mosis. Zum Glück steht sie aber auch noch anderswo; sie steht geschrieben in den Entdeckungen der Wissenschaft, die es freilich nicht zu dem brachte, was *König Alphons* gerne gethan hätte: sie konnten ihre *Welt nicht* vernünftiger und kunstreicher aufbauen, als Gott selbst. Ihr habt die Wahl: laßt euch dieses System gefallen im Namen Mosis und der Offenbarung, oder im Namen Cuviers und der Geologie, gleichviel. Freilich ist in der Genesis Alles in sechs Tagen geschehen, und wie man auf der Pariser Sternwarte rechnet, war dies eben nicht philosophisch; wer weiß aber zu sagen, nach welchem unbekannten Gestirn Mosis Gott, als er die Sternensaat am Firmament ausstreute, die Tage seiner Schöpfung maß? Jene Sonne der Sonnen, jene nimmer erlöschende Fackel des Raums, von der Niemand weiß, wo sie aufgeht, noch wo sie niedergeht, deren Morgenroth, wie deren Abendlicht keine Kreatur begrüßt, jene Leuchte der Ewigkeit, die in ihrem Laufe einen ewigen Kreis beschreibt ohne Mittel und Umfang — habt ihr sie gesehen?

(Die Fortsezung folgt.)

Der Herr von Mondschein.

(Beschluß.)

Während dieses Wortwechsels hatte sich ein nicht geringes Unglück ereignet. Einige Badegäste kamen eilig

in den Saal, man sprach von der eben wiedergekehrten Fluth, die dießmal besonders heftig und stark sich erwiesen und mehrere Personen, die sich ihr ohne besondere Vorsicht ausgesezt, ergriffen habe. Athemlos stürzte der junge August herein, sein Haar und seine Kleider waren durchnäßt, in seinen Armen hielt er Marien, die ohnmächtig mit geschlossenen Augen dalag; ihm folgte Hans, der junge Gärtnerbursche, der die Dichterin, in gleichem Zustande wie Marie, auf seinen Armen hereinbrachte. Der Saal füllte sich mit Menschen, die alle von dem Unglück erzählten; hundert Stimmen sprachen durcheinander, noch mehrere kranke und ohnmächtige Frauen wurden hereingeführt, da der Saal, in dem man sich versammelte, das nächste Haus am Meeresstrande war. Jezt hörte man auch das Meer auf das Seltsamste brausen und zischen; es hatte das Ansehen, als sollte das ganze Städtchen von dem losgelassenen Ungeheuer verschlungen werden; viele ängstliche Leute hielten sich selbst in dem hochgelegenen Saale nicht mehr sicher und flüchteten unter's Dach; überall hörte man Hülfe schreien und sah Fliehende. Nur Ein Mann zeigte sich, der in dieser Verwirrung unerschrocken und, wie es schien, völlig ruhig auf der Spitze eines kleinen vorragenden Felsenstücks stand. Der Sturm wühlte in dem kurzen Mantel, den er sich umgehängt, unverwandt, die Arme verschränkt, blickte er in die tobende Fluth, die sich zu seinen Füßen brach. „Wer ist der Fremde? Wie wagt er es, dem Gefährniß zu trotzen?“ fragten mehrere Stimmen. Niemand wußte darauf Antwort zu ertheilen; da zog der Astronom sein Fernrohr, und es auf jenen im Wellenschaume unbeweglichen Gegenstand richtend, rief er: „Es ist der Mond, der Mond! seht ihr denn nicht, wie er mit seinem Planetenantlitz in die empörten Wellen schaut, so daß sie ebben und fluthen, wie er es will?“

Man erkannte in der That den Herrn von Mondschein, und viele lachten über des Professors seltsame Rede. Es dauerte auch nicht lange, so legte sich der Sturm der Wogen, und die Gefahr war vorüber.

Eine geraume Zeit war vergangen, die meisten Gäste schickten sich schon an, das Bad wieder zu verlassen, auch der Herr von Mondschein sprach davon, daß er jezt wohl wieder weiter fort müsse. Der Wirth im Gasthofe, so wie die Einwohner des Oertchens, beklagten sich über diesen Entschluß, denn alle hatten sie sich an den lieben freundlichen Herrn gewöhnt, dessen rundes Antlitz jezt auch nicht mehr durch die schwarze Binde verunstaltet wurde, sondern voll und lieblich Jedermann anglänzte. Hatte man früher von den Seltsamkeiten des Manns gesprochen, so hatte man nun vollkommen Recht, seine Abreise dahin zu zählen. Es hatten sich mehrere Seilkünstler am Orte versammelt, unter denen sich auch Einer befand, der einen Luftballon steigen lassen wollte. Eine große Menge lief alsbald auf dem großen Platze zusammen; die Dichterin, der Amtsrath, seine Tochter und der junge August, so wie der Astronom, der jedoch von seinen frühern Freunden sich gänzlich losgesagt hatte, befanden sich mit unter den Zuschauern. Man sprach über die Füllung des Ballons, über das Herrliche einer Luftfahrt; als jedoch die Anstalten fertig waren, der gefüllte Ball nur noch an dem Seil festhing, zeigte sich Niemand, der, auf die Aufforderung des Künstlers achtend, ihn bestiegen hätte. Hin und her streitend, suchte Jeder seinem Nachbar Muth und Entschlossenheit einzureden; endlich erschien der Herr von Mondschein und nahm, ohne sich von seinen Freunden und Bekannten, die ihm wegen seiner eben nicht leichten Leibesbeschaffenheit Vorstellungen machten, abhalten zu lassen, Platz in der Gondel, indem er seinen dunkelblauen Reiserock fester knöpfte und einen freundlichen Abschiedsblick besonders auf die Liebenden zurücksandte. So wie er drinne saß, war es, als wenn der Ball sich von selbst vom Seil löste, majestätisch schwebte er hinauf, höher und immer höher, unter dem Jauchzen und Beifallrufen der Menge. Noch immer sah man das freundliche Antlitz, noch immer blitzten die Metallknöpfe, doch aus weiter Ferne; man erwartete, daß der Luftfahrer jezt Anstalten machen werde, wieder herabzusinken; doch er stieg im Gegentheil immer schneller und schneller, so daß sich bald nur noch eine blasse Scheibe am dunkelnden Himmel zeigte.

„Wo ist er geblieben?“ riefen Einige. — „Seht ihr denn nicht?“ antworteten Andere; „dort oben, ganz oben schwebt er.“ — „Das ist der Mond!“ nahmen Jene das Wort. — „Nein, der Herr von Mondschein ist es!“ — „Der Mond ist's!“ schrie der Amtsrath. „ich sehe es ja ganz deutlich; es ist der Mond, er stand ja schon früher am Himmel, doch freilich noch etwas blaß, weil es noch heller Tag. Es ist der Mond!“

Er fühlte sich bei diesen Worten vom Rücken her umfaßt und umarmt; es war der Professor, der jezt ausrief: „So erkennen Sie denn endlich, theurer Freund, unsern wunderbaren Reisenden für das, was er in der That ist; nun sey wiederum Friede zwischen uns!“ — Der Amtsrath wollte antworten, doch Siebenzieher hatte schon ein ungeheures Fernrohr hervorgezogen, ließ es von zwei rüstigen Burschen unterstützen und blickte hinauf, indem er seufzte und rief: „So ist er denn wieder heimgekehrt, der edle Satellit! möge es ihm wohlgehen!“ Bei diesen Worten brachen die meisten Frauen und Mädchen im Kreise in Thränen aus; jezt zeigte sich es erst, wie sie Alle den Herrn von Mondschein geliebt hatten; Marie aber, an der Brust ihres Geliebten, sah mit innigem Danke zu ihrem Freunde und Retter empor.

Und in der That kehrte der Herr von Mondschein nicht wieder zurück. Maria und August wurden ein Paar, der Astronom, der noch lange Zeit nachher von Satelliten, von wunderbaren Nächten im Gasthofe zum Posthorn, von dem Zusammenhang der Welten und dem großen Isisschleier sprach, fand endlich in der Dichterin ein Wesen, das seine tiefen Ideen einigermaßen zu theilen im Stande war; er entschloß sich, ihr seine Hand anzubieten, und die edle Dame fand endlich in der Liebe dieses verkannten Würdigen einen Hafen gegen die Stürme, die ihr empfindsames Herz so lange verfolgt hatten. Der dicke Amtsrath indeß fuhr fort, über alle Dinge zu spotten, die er nicht begriff; nur wollte man bemerkt haben, daß, wenn ihm die Spöttereien über den Herrn von Mondschein in den Mund kamen, er sorgfältig umblickte, ob nicht der Mond am Himmel stände.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Studium des Deutschen. Die Angelegenheiten der Kirche.

Die deutsche Sprache wird jezt mehr studirt, als je, so daß nicht nur alle neuen großen Lehranstalten, wie die Universität zu Durham, die Londoner Universität und Kings-College, sondern auch manche der ältern Gymnasien und Schulen Lehrer dieser Sprache haben, und die Erlernung derselben fast für so nothwendig, als die Erlernung des Französischen halten. Im Kings-College widmen sich jezt an hundert Knaben und Jünglinge diesem Studium. Auch sind die vielen neuen Elementarwerke und neuen Auflagen von ältern Beweise dafür. Immer aber sind es verhältnißmäßig nur Wenige, welche sich zum Verständniß der höhern Schriftsteller hinaufarbeiten; die Meisten bringen es nicht über eine Hamilton'sche Uebersezung hinaus, sondern lassen, nachdem sie eine Zeitlang in dieser Laufbank herumgekrochen, wenn sie sich mit eigener Anstrengung selbst bewegen sollen, in Verzweiflung über die unerwartete Mühe, das Ganze als unüberwindlich schwer fallen. Von denen, welche es weiter treiben, begnügen sich die Meisten damit, einige beliebte Werke, wie Schillers Gedichte, dreißigjährigen Krieg und Trauerspiele, Goethe's Meister, Herrmann und Dorothea, Faust u. s. w., Bürgers Gedichte, einige Kozebue'sche und Fouqué'sche Arbeiten, mit Hülfe des Lehrers gelesen zu haben. Aber schon dieses ist viel, und je mehr die Sprache in der Breite gewinnt, desto nothwendiger wird es, in die Tiefe derselben zu bringen, gerade wie bei allem Wissen.

Was indessen jezt die Nation mehr bewegt und interessirt, als alle Studien, und sie bis in ihren Tiefen erschüttern dürfte, ist das Kirchenwesen. Die Zeiten sind vorüber, wo man Toleranz in Religionssachen von Seiten des Staates, als den höchsten Triumph der Aufklärung, mit dankbarer Unterwürfigkeit empfing, wo man die Ausschließung von Staatsämtern und andern bürgerlichen Vortheilen gegen die Erlaubniß, Gott nach eigener Ansicht anbeten zu dürfen, als eine Kleinigkeit ansah. Denn wie groß war der Gewinn gegen die Zeiten, wo man durch Feuer und Schwert, oder, wenn man recht gelinde seyn wollte, durch Kerker und Bande, Konfiskationen und Verbannung, Uebereinstimmung im Glaubensbekenntniß und Gottesdienst zu erzwingen suchte! Die frühern Nonconformisten waren gewissenhafte Menschen, die sich der Entbehrungen und selbst der Verfolgung freuten, welche sie des Glaubens halber zu erdulden hatten. Heutzutage ist es anders: wer nur immer mit dem Geistlichen seines Kirchspiels unzufrieden ist und sich durch die Beredsamkeit irgend eines Sektenpredigers mehr angezogen fühlt, als durch die einfachen Sprüche seines gesezlich bestellten Pfarrers, verläßt die bischöfliche Kirche und nennt sich einen Dissenter; ein Künstler oder Handwerker, welcher sich in seiner Nachbarschaft Kunden verschaffen will, wird ein frommer Mann, indem er sich einer oft betenden und singenden Gemeinde anschließt, wo man ihn eher bemerkt, als in der großen Pfarrkirche. Dies hat nicht nur die Anzahl der Nonconformisten sehr vermehrt, sondern hat auch viele Menschen unter dieselben gebracht, denen die Religion keineswegs das erste Bedürfniß ist. Bis vor Kurzem war es noch ein Vergehen, von der Staatskirche abzufallen; allmählig aber waren die Geseze gegen die Abtrünnigen gemildert, dann abgeschafft worden, nachdem sie schon lange vorher unter dem Einfluß der zunehmenden Liberalität der Zeit zum todten Buchstaben herabgesunken waren. Dem Geseze nach hätte z. B. kein Nonconformist weder im Civil- noch Militärdienst das geringste Amt übernehmen können, aber das Gesez wurde schon seit vielen Jahren umgangen, und zu diesem Ende alle Jahre ein Indemnitätsgesez erneuert, welches alle Beamte, welche die erforderlichen Formalitäten vernachlässigt hatten, von den verhängten Strafen freisprach. Noch Canning wagte es nicht, diesem anomalen Zustande ein Ende zu machen, und erst Wellington, welcher den Muth und die Kraft hatte, den Katholiken des Landes ihr längst verlornes Bürgerrecht zurückzugeben, gelang es, den Nonconformisten diejenigen Rechte gesezlich bestätigen zu lassen, die ihnen längst schon faktisch eingeräumt waren, indem er die sogenannte Corporation and Test Act abschaffen ließ. Die strengen Tories, bei denen es Grundsaz ist, niemals den Forderungen der Unterthanen etwas einzuräumen, weil es ihnen nur Muth machen müsse, mehr zu verlangen, sahen natürlich sehr schlimm zu dieser Nachgiebigkeit; aber sie hatten nur insoweit recht, als man nicht hätte so weit geben sollen, wenn man nicht zugleich weiter geben und die Nonconformisten auf einmal von all den Bürden befreien wollte, welche ihnen zum Vortheile der Staatskirche noch auferlegt blieben. Diese Bürden sind mannichfaltig. Erstlich ist die Registratur der Geburten, Ehen und Sterbefälle in den Händen der Geistlichkeit der Staatskirche, und Alle, welche in dieser Hinsicht der gesezlichen Vortheile theilhaftig werden wollen, müssen sich in dieser Kirche trauen und ihre Kinder darin taufen lassen, da die Gerichtshöfe, außer bei den Quäkern und Juden, keine andern Beweise als rechtskräftig erkennen. Dies ist natürlich für Viele ein Gewissenszwang, besonders für die Unitarier, welche die Anbetung Jesu für Gözendienst erklären, und seit einigen Jahren sich gewöhnlich diesen Ceremonien nur mit einem Protest unterwerfen, den sie dem Geistlichen aufzwingen. Zweitens wollen die Geistlichen der Staatskirche keinem Geistlichen einer andern Sekte gestatten, bei dem Begräbniß ihrer Todten auf den Gemeindekirchhöfen irgend eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten, obgleich jeder Bewohner eines Kirchspiels verpflichtet ist, zur Erhaltung der Begräbnißpläze mit beizutragen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. April 1834.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe.

Eine neue Thierwelt im Schattenspiel.

Von G. B. Depping.

Ein Engländer, Namens Warwick, läßt jezt in Paris ein Schattenspiel neuer Art sehen: die sonderbarsten Gestalten gleiten an der Wand vorüber; sie gehören lebendigen Wesen an, und zwar Wesen ganz unbekannter Art. Mit dieser belustigenden und zugleich höchst lehrreichen Erfindung, die er neulich Abends vor einer zahlreichen Gesellschaft producirte, hat es folgende Bewandtniß.

Bekanntlich hat Drummond schon vor mehreren Jahren den Einfall gehabt, ein äußerst lebhaftes Licht vermittelst der Entzündung von Wasserstoff- und Sauerstoffgas auf Kalk hervorzubringen und dasselbe auf Leuchtthürmen zu gebrauchen. Cooper und vielleicht auch andere haben nun dieses helle Licht auch zu mikroskopischen Beobachtungen angewandt, und der Optiker Carp zu London hat daher Schattenspielkasten verfertigt, in welchen das Licht nach dem Drummondschen Prozeß hervorgebracht und zur Erleuchtung der durch die optischen Gläser in's Tausendfache vergrößerten Gegenstände angewandt wird. Einen solchen optischen Kasten hat denn auch Warwick nach Paris gebracht. Vermittelst desselben kann man nun den Schaulustigen zur Ergötzung und zum Unterrichte ein neues Schattenspiel an der Wand zum Besten geben, nämlich die Ansicht einer Thierwelt, wovon man nur wenig wußte, obschon man täglich mit derselben in Berührung kommt und einen Theil davon verschluckt.

Er läßt nämlich Wassertropfen auf die Gläser fallen, worauf man sonst gemalte Figuren anbringt, und diese Tropfen enthüllen nun den Augen der Zuschauer ihre sonderbar vergrößerte Bevölkerung. Alles wimmelt und lebt in den Tropfen; die Thierchen tummeln sich zu Tausenden in denselben umher: einige mit Hörnern, wie die Ochsen, mit Geweihen, wie die Hirsche, oder mit Rüsseln, wie die Elephanten; andere sind bepanzert wie Krokodille oder Schildkröten, einige haben vier bis sechs Füße, andere sind wahre Tausendfüßer; andere kriechen und winden sich wie große Schlangen. Einige sind dicht und man sieht nur ihre Schatten, andere hingegen durchsichtig, und man erkennt sogar an der Wand ihren Blutlauf, wenn anders die ihren Körper durchströmende Flüssigkeit Blut genannt werden kann. Auch einen Mittelpunkt dieses Blutlaufs, ein Herz, glaubt man zu erkennen.

Ein Thier besonders erregt durch seine gespenstische Gestalt Aufmerksamkeit. Es sieht beinahe aus wie der Knochenmann, und scheint bloß aus einigen zusammengefügten Stäben zu bestehen. Auf dem Rücken trägt es

an einem kleinern Stabe sein Herz. Ein anderes Thier stellt sich wie ein Rohr mit Einschiebseln dar, und kann sich nach Belieben verlängern und verkürzen. Manche Thiere haben so widerliche Gestalten, daß, wenn sie sich uns auf dem Erdboden in solcher Größe zeigten, wir uns vor ihnen als vor abscheulichen Ungeheuern entsetzen würden. Wahrscheinlich finden sich in der mikroskopischen Welt alle die Gestalten, welche die Natur bei den größern Thiergattungen nicht angebracht. Denn alles, was seyn kann, ist ja auch in der Natur vorhanden, und es läßt sich wohl keine Gestalt denken, die nicht in der dem Auge sichtbaren Welt oder in der unsichtbaren verwirklicht wäre.

Jene Thiere nun gehen, kriechen oder laufen nicht immer friedlich über oder neben einander her. Auch in einem Wassertropfen gibt es des Haders, Zanks und Streites viel. Sogar Kämpfe werden geliefert, und zwar sehr hartnäckige, in denen man Blut fließen sieht. Das blendende Licht mag sie auch wohl aufschrecken, und vielleicht ist mancher anscheinende Kampf unter ihnen auch nur ein fröhliches Getümmel, und es kann uns Zuschauern mit unserm Urtheile darüber gehen, wie diesem oder jenem Staatsmanne, der in jeder freien Bewegung oder Vereinigung der Menschen einen Aufruhr, ein Zusammenrotten, ein Vorzeichen der Revolution zu erblicken wähnt.

Natürlich sind diese Wasserthiere nicht alle gleich groß, und wahrscheinlich werden, wie in der sichtbaren Welt, die kleinern und schwächern von den größern und stärkern aufgezehrt, indeß die größern ihrerseits in einer höhern Ordnung ihre Verschlinger finden. Denn neben dem Triebe zur eigenen Vermehrung, hat die Natur in jedes Thiergeschlecht das Bedürfniß zum Zerstören anderer Gattungen gelegt, und dadurch eine Art von Gleichgewicht hervorgebracht. Dabei ist noch die Vorsicht gebraucht, daß die größern Gattungen, und die größten besonders, sich nur in geringer Anzahl vermehren, wogegen die kleinern eine Brut von Tausenden erzeugen. Man sieht in einem Wassertropfen runde beflügelte Thierchen, die hundertmal kleiner sind, als andere, und mit außerordentlicher Schnelligkeit umherschießen.

(Der Beschluß folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Wie dem sey, Alles bei Seite gelassen, was dem Ungläubigen nur Fabel, dem Unwissenden nur leere Voraussetzung ist, da steht der Mensch, das lezte, oberste Geschöpf eines Werks der Vorsehung oder des Zufalls, preisgegeben allen umwandelnden Kräften der Zeit, die Alles verändert, zerstört, zersezt, dazu gemacht, ihnen desto stärker, desto rascher zu unterliegen, je zusammengesezter sein Bau, je mächtiger seine Intelligenz ist; der Mensch, dessen Lebensfunke fast dem des Engels gleicht, und an dem das Leben weit loser haftet als am Reptil. Solches Loos war just von seiner hohen Stellung unzertrennlich. Mit ihm, so sagt man, ist die aufsteigende Reihe der animalischen Gebilde geschlossen; so bleibt ihm denn nichts übrig, als abwärts dem Tode zu zu gehen. Nur der Religion kommt es zu, vorauszusetzen, daß er zu einem andern Loose ausersehen war; sie that dies auch, erkannte aber zugleich an, daß er desselben verlustig geworden; so sehr waren die Spuren des unvermeidlichen Verfalls schon damals in die Augen fallend, als die ersten Religionen niedergeschrieben wurden. Und so wartet denn in den Augen des Christen, so gut als in denen des Philosophen, der Tod des ganzen Geschlechts; denn nicht allein dem Stammvater der Menschen galt jene schauerliche Verheißung Gottes, nicht allein jedem der nach ihm Gebornen, als sterblichem Einzelwesen, nein, dem ganzen Menschengeschlechte: auch es soll dereinst zu Grabe gehen, wie Ein Mensch.

Dieses Gesetz des Untergangs der Wesen nach einem bestimmten Zeitraum war Allem nach schon am sechsten jener Schöpfungstage nichts weniger als ein neues Mysterium. Mehr als einmal hatte die Erde bereits die Thiere, die sie beleben, die Gewächse, die sie schmücken, sich erneuen sehen. Der Wohnplatz des neugeschaffenen Menschen war das Grab einer Unzahl von Wesen, denen Adam keinen Namen geben konnte im irdischen Paradies, weil sie dahingegangen war, eh er zum Leben kam. Unter seinen Füßen lagen, theils in den schöpferischen Humus aufgelöst, theils fossil der mineralischen Gestaltung der Materie wiedergegeben, jene ungeheuren Wälder riesenhafter Farren, lagen die Heere gewaltiger Eidechsen, lauter Wesen, an denen noch jezt der Forscher augenfällig die Spuren mehrerer Schöpfungen wahrnimmt, die nacheinander wieder heimgegangen sind in den Schooß der Ewigkeit.

Die ersten Menschengeschlechter, deren Leben lange währte und die Zeit zum Beobachten hatten, weil die Erde noch keine Arena, immerhin aber ein lebendiger Schauplatz war, bemerkten wohl bald, im Schooße der alljährlichen Wiedererzeugung, den leisen, stetigen Gang der Zerstörung, die an Allem nagt, Alles umwandelt und vor der einst Alles vergeht. Es war ihnen wohl nicht verborgen, daß einst der Vogel mit spitzen Zähnen die Frucht zermalmt, daß die Schlange auf flinken Füßen über den Sand geschlüpft, daß zu ihrer Väter Zeit dunkle

Straußenschwärme den Boden der Wüste mit ihren Flügeln beschattet. Eine von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Sage, die noch in ihren heiligen Büchern aufbehalten ist, bewahrte unter ihnen das Andenken an den Behemoth und den Leviathan, jene Kolossen der Thierwelt, und an den Greifen mit Schnabel und Flügeln, gleich denen des Adlers, und mit den Füßen des Löwen. Im Schooße des Menschengeschlechts selbst mochte ihnen ein bedrohlicher Verfall offenbar werden. Ueber ein Kleines war keine Spur mehr da von jenen hundertjährigen Riesen, die in allen Geschichten vorkommen, von deren Kraft und Macht noch so viele, fast unzerstörliche Denkmale zeugen. In kurzer Frist hatten sie ihre Rolle als Ueberwältiger und Eroberer ausgespielt, ob es nun die Natur jugendlicher Geschlechter mit sich bringt, daß sie das Feuer, das strotzend ihre Adern füllt, rasch im Uebermuth des Schaffens verzehren, oder ob es Gottes Rathschluß war, daß er vor den Augen seines einzigen denkenden Geschöpfes rasch die Auftritte ablaufen ließ, welche ihm über das Geheimniß seines Seyns in der Leiblichkeit und seines Verfalls das Verständniß öffnen konnten. Damals kam ohne Zweifel Niemanden der Gedanke an die unbegrenzte Perfektibilität des Menschengeschlechts; diese Albernheit war fünf Schuh hohen Zwergen vorbehalten, die in schmutzigen Löchern sich zusammenkauern, wo sie leiden und sterben, und sich siech und abgelebt mit sechzig Jahren in die Grube legen.

All dies ist keine Sophisterei mehr; denn über den Bemühungen, die Natur der Materie zu durchdringen und nach den Quellen unsers eigenen Daseyns zu graben, haben wir wenigstens die Trümmer der Wesen entdeckt, die vor uns waren. Wo ein Dendrite zu Tage kommt, weist er den Schattenriß eines unbekannten Gewächses auf; die Blüthen, welche der milchige Krystall des Achats umschließt, gleichen dem wunderbaren Strauße einer Elfenbraut; ein Stück Ambra, klar und durchsichtig wie Topas, birgt eine Mücke, die kein Insektenjäger nennt, und jener Marmorblock ist der Sarg einer fremdartigen Eidechse, der erst der Hammer des Steinmetzen Geltung in der Welt verschafft. Der Grus hier zu deinen Füßen, der in Perlmutterglanz schillert, es sind die Trümmer eines Nautilus, dessen Gleichen nicht mehr auf Erden lebt; das Gerölle dort, das noch aus ganzen Scheiben in Goldglanz besteht, weil sie sich, gleich Höflingen, welche die Kunst verstehen, durch Revolutionen zu kommen, mit fester metallischer Rinde bekleidet haben, es sind Ammoniten, deren Geschlecht nicht mehr besteht. Und was meint ihr denn, was aus dem gesammten Menschengeschlecht werden wird? Sand, den der Wind verweht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kälte im Frühling.

Blüthen waren aufgegangen,
Und sie schauten voll Verlangen
Nach der jungen Sonne hin;
Perlen streute hell der Morgen,
Unter Blättern still verborgen,
Aus, wo hell die goldne schien.

Nachtigall begann zu flöten,
Rosenknospe zu erröthen,
Aufgewacht war Schmetterling;
Lilie drängte schon in Fülle
Los sich aus der weichen Hülle,
Die das zarte Herz umfing.

Ach, da kam auf weißen Flügeln
Von des Nordens rauhen Hügeln
Der bereifte Frost daher,
Ging mit zürnender Geberde
Durch den Blüthentraum der Erde
Und entfloh dann über's Meer.

Und Aëdon will nicht singen,
Lilie zagt, an's Licht zu dringen,
Und die Rose wird nicht roth:
Thau, zu starrem Reif erfroren,
Hat den bunten Glanz verloren,
Und der Schmetterling ist todt!

Sonne sah mit trübem Blicke
Kaum besiegten Feindes Tücke
Und des Frühlings Trauer an;
Daß der Liebling sich nicht härme,
Hauchte sie mit sanfter Wärme
Die erblaßten Wangen an.

v. Stein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Sophie Arnould.

Vor Kurzem war wieder, nach langem Zwischenraume, eine Benefizvorstellung im Odeontheater zum Besten eines gewissen Alcide Tonzez. Wo dieser Herkules haust und worin die Thaten oder Arbeiten bestehen, welche ihm Anspruch auf eine Benefizvorstellung von Seiten der Schauspielertruppe des Palais-royal-Theaters gaben, bin ich nicht im Stande, zu sagen; auch habe ich nicht bemerkt, daß sich irgend Jemand im Geringsten darum bekümmert hätte. An Zuschauern aber fehlte es nicht, und schon eine Stunde vor der Aufführung war ein furchtbar langer Schweif unter den Bogengängen des Odeons zu erblicken, ein gar nicht tröstlicher Anblick für denjenigen, welcher sich gefallen lassen mußte, sich daran anzuschließen und vor der Hand das lezte Glied desselben auszumachen. Bei Eröffnung der Kasse begann ein

furchtbares Drängen, das Jedem, der die Bequemlichkeit allem Andern vorzieht, diesen Theaterabend hinlänglich verleidet hätte. Der Pariser aber opfert gerne seine Bequemlichkeit dem Vergnügen auf, und je voller es in dem Saale ist, desto mehr amüsirt er sich. Da die Schauspieler diesen Abend gewaltig viel zu thun hatten, so begannen sie auch schon um sechs Uhr, obschon die viel besprochene und bespöttelte Verordnung des Polizeipräfekten Gisquet die Benefizvorstellungen nichts angeht, die ausdrücklich in der Verordnung als Ausnahmen angeführt werden. Man begann mit dem Vaudeville „Sophie Arnould“ in zwei Aufzügen, in welchem die allerliebste Dejazet die bekannte Opernsängerin S. Arnould zu spielen hatte. Es ist eine ganze Sammlung Bonmots von dieser muthwilligen Actrice des vorigen Jahrhunderts vorhanden, welche es an Ausgelassenheit und Frechheit sogar den Freudenmädchen zuvorthat. Die Dichter des Vaudevilles haben eine Menge dieser Bonmots in ihr Theaterstück eingeflochten. Zum Beispiel: Jemand sagt in ihrer Gegenwart, man habe den Finanzcontroleur Abbé Terray im Schauspiele mit einem großen Muff gesehen. „Ei, wozu braucht der einen Muff?“ ruft sie, „er hat ja immer die Hände in unsern Taschen.“ Ein andermal kommt ein Höfling und sagt, Ludwig XV. sey in großer Unruhe wegen eines sonderbaren Traumes, den er nicht auslegen könne; er habe nämlich von drei Mäusen geträumt, einer fetten, einer magern und einer blinden. „Oh, dieser Traum,“ erwidert sie, „ist nicht schwer auszulegen. Die fette Maus ist sein Finanzminister, die magere das Volk und die blinde ist der König selbst.“ — „Nehmen Sie sich vor dem Lieutenant de police in Acht!“ sagt ihr Jemand warnend. — „Mit diesem,“ erwidert sie, „habe ich einen Vertrag geschlossen. Als er mich neulich hatte rufen lassen, um mir Vorsicht im Reden anzuempfehlen, habe ich ihm geantwortet: ich sehe wohl, daß der Elephant la seule bête considérable ist, von dem ich mir künftig werde erlauben können, zu sprechen.“ — Die Dejazet stellte sich recht frech in ihrer Rolle an und spielte dieselbe ganz nach der Natur. Nur wollte den Damen dieses freie Wesen nicht gefallen. Wenn sie aber Sophie Arnoulds Leben gelesen hätten, so würden sie wissen, daß dieses Mädchen in ihrem Hause ganz den Ton einer Dirne hatte, und eben dadurch den Höflingen und Andern so pikant schien. Auch die verdorbenen Sitten ihrer Zeit, besonders der Hofleute, werden in diesem Vaudeville ganz frei geschildert. Der Graf von Lauragais ist einer der Anbeter der ausgelassenen Opernsängerin, eben so der Prinz d'Henin, den sie muthwillig le nain des Princes nannte und auch in diesem Vaudeville so nennt, und der, wie es scheint, eben nicht le prince des hommes d'esprit war. Der Graf Lauragais ist nebenbei der Anbeter der Prinzessin d'Henin, und ladet sie zu einem Abendessen in seiner petite maison ein, was bekanntlich unter Ludwig XV. die gewöhnliche Verführungsart der Großen war. Sophie Arnould erfährt es, und um sich nun an dem Grafen zu rächen und auch dem langweiligen Prinzen d'Henin etwas anzuthun, gibt sie diesem Prinzen ein Rendezvous in der petite maison des Grafen, und richtet es so ein, daß der Prinz und seine Frau an diesem entfernten Orte zusammenstoßen und betroffen zurückprallen, worüber sie sich dann ausnehmend freut. Die Prinzessin aber wird wüthend, läßt verächtliche Blicke auf die Schauspielerin fallen und wirft ihr ihre schändliche Aufführung vor. „Ach, Prinzessin!“ erwidert Sophie Arnould, „sprechen Sie mir nicht davon; unsere Beschäftigung taugt nichts mehr, seitdem die großen Damen hineinpfuschen.“ Dies wurde stürmisch beklatscht, eben so alle argen Anspielungen auf die Polizei; natürlich bestand das Parterre des Odeons meistens wieder aus jungen Leuten, besonders Studenten, die dann auch, nach dem Gebrauche, in einem der Entreacts mit Ungestüm vom Orchester die Marseillaise verlangten.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Die Angelegenheiten der Kirche.

Drittens wird jeder Bürger, ohne Rücksicht auf seinen Glauben, für den Bau und die Erhaltung der Kirchen, so wie für den Gottesdienst in denselben besteuert, wogegen sich die Nonconformisten besonders wehren, weil sie für die Erhaltung ihrer Kapellen gleichfalls zu zahlen haben. Viertens können die Nonconformisten auf den Landesuniversitäten entweder nicht studiren, in Oxford nämlich, oder doch nicht promoviren, nämlich in Cambridge. Auf der erstern wird die Beschwörung der neun-und-dreißig Glaubensartikel der Staatskirche beim Immatrikuliren verlangt, und auf der leztern — mit mehr Liberalität — erst vor dem Promoviren. Alles dieses wollen nun die Nonconformisten abgeschafft wissen, und da es einestheils die Billigkeit erfordert, und anderseits die Menge der Nonconformisten mit ihrem Anhange von Ungläubigen und Gleichgültigen so groß ist, daß kein Ministerium sie verachten darf, so ist die Regierung wohl geneigt, ihnen alle diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und wird es thun, so sehr sich auch die Klerisei, von den Tories unterstüzt, sträuben mag. Aber so weit ist es gekommen, daß man selbst hiemit nicht mehr zufrieden ist und nun auch auf die Auflösung des Bandes zwischen Kirche und Staat dringt, was unter andern auch zu der Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhause führen würde. Doch dieser Forderung nachzugeben, darf bis jezt noch kein Ministerium wagen; denn so zahlreich auch die Nonconformisten seyn mögen, so wiegt doch bei weitem keine Sekte die bischöfliche Kirche auf, welche noch dazu fast die ganze Aristokratie und den größten Theil des Gelehrtenstandes umfaßt. Auch scheinen die Gewissenhaftesten unter den Nonconformisten noch nicht ganz mit sich darüber einig zu seyn, ob der Sache der Religion im Allgemeinen bei uns wirklich damit gedient wäre, wenn alle Sekten gleichgestellt würden und der Staat sich durchaus nicht mehr um die religiöse Erziehung des Volkes bekümmerte. Das Beispiel von Nordamerika, worauf Viele triumphirend hinweisen, ist noch nicht lange genug erprobt, und die Lage des Landes dabei zu eigenthümlich, um hier als Beleg dienen zu können. Da indessen diese wichtige Frage einmal angeregt ist, so steht zu wünschen, daß je eher, je lieber jede zeitliche Rücksicht, welche die Meinungen dabei bestimmen könnte, beseitigt würde; denn wer sich gegen sein Gewissen bestimmten Ceremonien unterwerfen muß, wer **unmittelbar** für einen Gottesdienst zu bezahlen hat, dem er nicht beiwohnt und den er oft für sündlich hält, wer sich durch die Kirche in seinen Studien gehindert, oder durch sie auf der Bahn der Ehre aufgehalten fühlt, der wird leicht Gründe für jene Auflösung finden, die ihm vielleicht bei einer freiern Untersuchung fremd bleiben dürften. Dieses scheint auch manchen der Universitätsmänner so sehr einzuleuchten, daß drei-und-sechzig der ansäßigen Mitglieder der Universität Cambridge sich bewogen gefunden haben, das Parlament um Abstellung der Hindernisse zu ersuchen, wodurch kein Nonconformist einen akademischen Ehrengrad erhalten kann. Ihre Bittschrift hat großes Aufsehen erregt und zu langen Debatten, besonders im Unterhause, Anlaß gegeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 18. April 1834.

Wo ihr wohnet, da sollen die Städte wüste und die Höhen zur Einöde werden, denn man wird eure Altäre wüste und zur Einöde machen, und eure Götzen zerbrechen und zu nichte machen, und eure Bilder zerschlagen und eure Stifte vertilgen.

Hesekiel.

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Ehe man einen so hochwichtigen, inhaltschweren Satz, wie die Perfektibität, so absolut hinstellte, müßte man zum wenigsten Thatsachen, Erfahrungen zu seiner Unterstützung anzuführen haben. Aber alle auf die Erfahrung gebauten Schlüsse, auch nicht Einen ausgenommen, laufen hier dem aufgestellten Grundsatze schnurstracks zuwider. Aeußerte sich die Perfektibilität im Menschen auf dem Wege der Kultur, so müßten doch wohl an hochcivilisirten Völkern äußere Vorzüge hinsichtlich der Körperbildung, Kraft und Lebensdauer in auffallendem Grade bemerklich seyn; nun findet aber geradezu das Gegentheil statt. Was war jenes Geschlecht, das nur in Nestor noch lebte, was waren die Lateiner des Turnus und Wallaces Schotten gegen die ausgearteten Haufen, welche die Kultur unter ihr Joch gebeugt hat! Und jezt noch, wenn es sich davon handelt, wo der eigentliche Typus des Geschlechts in seiner Reife am ehesten noch, wenn auch verwischt, anzutreffen seyn möchte, sucht man ihn etwa in jenen großen Pferchen bleicher, siecher, verkrüppelter Menschen, wandelnder Leichen, Städte genannt? Nein, in den verstecktesten Gliedern der Alpenketten der alten Welt; und wer auch hier noch dergleichen finden will, muß dazu thun, denn die Kultur kommt über Nacht.

Es läßt sich nicht behaupten, denn die fossile Welt liefert bis jezt keinen Beweis dafür, daß bereits verschiedene Arten des Menschengeschlechts, des genus Mensch, untergegangen sind; ich bin aber überzeugt, der Beweis wird geliefert werden, wenn einmal die Geologie, sich nicht mehr auf unsere Steinbrüche beschränkend, die Hochebenen Tibets oder die Thäler des Kaukasus anbohrt. Ich zweifle so wenig an der Existenz des alten Geschlechts der Titanen und Cyklopen, als an der Existenz der Harpie, welche die Poeten mit ihrem Menschenantlitz, ihrer Weiberbrust, mit der Flügelhaut und den vier Händen mit langen Fingern so genau beschreiben, daß Linné sie geradezu hätte abkonterfeien und methodisch oben an die Reihe der Fledermäuse stellen können.

Doch genug von Vermuthungen, die zu nichts führen, obgleich sie noch auf ungleich festerem Grunde stehen, als der Glaube an die Perfektibilität. Sieht man denn aber nirgends Familien des Menschengeschlechts, die sich ihrem Ende zuneigen, und welche die nächste Umwälzung des Erdballs, oder auch nur das nächste sociale Ungewitter, in die Wüsten des Kontinents oder über die Eilande des Oceans hin zerschlagen, und dort von Stufe zu Stufe in thierische Versunkenheit, und von da dem Tod in die Arme führen wird? Und merkwürdig ist es, diesen Leichenzug des Menschengeschlechts eröffnet die

älteste, die vollkommenste Kultur aller Zeiten, die Chinesische. Sieht man denn nirgends Menschenvereine, die schon viel weiter in ihrem Verfall gekommen sind, wo das menschliche Gepräge fast unter unsern Augen sich verwischt, als sollte uns jeder Zweifel benommen werden, daß die Menschheit den Keim der Zerstörung in sich trägt? Verräth sie noch auf keinem Punkt des Erdballs jenen Zustand der Entkräftung und Altersschwäche, der das nahe Erlöschen des Lebensfunkens im Geschlecht, wie in den Individuen verkündet? Was sind denn jene zerstreuten wilden Stämme, an denen alle Wahrzeichen der Auflösung sich in regelmäßigem Stufengange offenbaren, anders, als mehr oder weniger frische Trümmer einer einstigen Kultur? Zum wenigsten müßte man aller Philosophie baar seyn, wollte man in ihnen etwas Anderes sehen. Wo man immer die Kunstgriffe der einfachsten Sprachfügung, die Vorstellungen des eitelsten Götterglaubens, wo man die Fiktion der unumschränkten Gewalt und den Hang zu barbarischem Luxus trifft, da bestand einst überall eine Gesellschaft, der, wie der unsrigen, das Trugbild einer schrankenlosen Zukunft und der Perfektibilität vorschwebte, und das vielleicht am Vorabend ihres unwiderbringlichen Sturzes. Jene Bewohner der Osterinsel, haben sie nicht Monumente, welche in der Mitte stehen zwischen dem ungeheuern Steine von Carnac und den Ruinen der ruchlosen Babel? Dieses Volk ist auch eine Ruine, und es wird von der Erde verschwinden, noch früher als die Kolossen, welche einst an seinem Strande eine längst untergegangene Kunst zum Gedächtniß von Göttern oder Königen aufgerichtet. Man frage die Seefahrer, welche die Archipele des großen Oceans besucht, was aus jenen Kolonien uralter Kultur geworden ist? Sie trafen Länder, wo die Bevölkerung im Zwischenraum zweier Expeditionen um die Hälfte abgenommen. Ja es gibt dergleichen Gräber der Menschenfamilie, wo der Forscher sich nachgerade versucht fühlt, dem Menschen einen andern Namen beizulegen. Das unselige Geschöpf, dem Gott einst auch den lebendigen Odem einblies, hat den Mechanismus der Sprache verlernt, die zwei, drei Gedanken, welche seine Seele vermag, drückt es durch verworrene Laute aus, gleich denen des Pongo. Es kommt siech zur Welt und wird dreißig Jahre alt. Noch ein paar Generationen, und die Lehre von der Perfektibilität bewährt sich hier an einem Haufen Gerippe, für die keines Lebenden Hand eine Grube graben konnte.

Aber wie! da suche ich gar zu weit nach Beweisen für einen gar zu gemeinen Satz, für die alleinzige Wahrheit, welche der Mensch fassen und begreifen kann, nach Beweisen für die Abnahme und den Tod der Geschlechter, um davon die Anwendung auf unser eigenes zu machen. Zurück vom Ausflug über die Fläche der Erde hin! erklimmen wir ihre Höhen; sie wird uns dort dasselbe predigen. Nicht leicht legt Einer hundert Meilen zurück, so steht er am Fuße eines der Gebirge, die unbestritten länger stehen, als alle vergangenen Formen menschlicher Vereinen. Ganz oben liegt der Heidenstein, der ungeheure Block auf ungeheuern Unterlagen, auf die er ohne Hebel und Tau gewälzt worden. Etwas weiter unten steht die Burg, gleich einem Adlernest zwischen Himmel und Erde schwebend; wer in den Fundamenten des alten Thurmes wühlt, gräbt eiserne Wehren auf, mit denen einst der Krieger zur Schlacht auszog und die jezt der kräftigste Arm nur mit Mühe schwingt. Dort unten am Abhang schimmert unter dem niedrigen Dache die Hütte des Hirten; er treibt seine Heerde heraus, ein Zwerg gegen den Titanen dort auf des Berges Gipfel, ein Zwerg gegen den gewappneten Zwingherrn in der Burg, ein Riese gegen uns, und neben ihm springt sein Nachbar, der Gemsjäger, von Fels zu Fels, flink und kühn, wie seine Beute. Wir ziehen weiter abwärts; dort steigt der Rauch einer Stadt auf, zu uns herüber tönt das Getöse der Menschen drinnen, die sich ihr Lebenlang nur um zwei Sorgen mühen, wie sie Geld gewinnen und wie sie die Zeit los werden. Wir sehen ihre verweichlichten Körper, ihre kranke Bläße, hören das ewige Gesumme der Kirchenglocken, ein Beweis, daß man schnell Abschied nimmt von diesen hübschen, grün angestrichenen Häusern mit dem Rosenflor vor den Fenstern. Doch wir gehen vorüber, dort hinein in die Thalschlucht; *hier* verweilen wir einen Augenblick. Das Ungeheuer, das uns da entgegentritt, ist ein Mensch; ja, es hat noch etwas vom Menschen. Dieses schielende, trübe Auge, das aus kahlen, blutigen, geschwollenen Augenliedern blickt, aber nicht sieht, es ist ein Menschenauge; diese dicken, verzerrten, geifernden Lippen, es ist ein Menschenmund; dieses wirre Stammeln, dieses heisere Bellen, es sind Menschenlaute: dieses Wesen ist der **Cretin**. Nur selten pflanzt er sich selbst fort, aber alle Tage wird er hier im Thal, dort in der Stadt von verwandten Wesen erzeugt. — Wir haben nicht mehr als eine halbe Meile zurückgelegt, und auf diesem Wege an einem ganz kleinen Bruchtheile des Menschengeschlechts seine ganze Geschichte, seinen Anfang und sein Ende, vorgebildet gesehen.

Das Alles wißt ihr so gut wie ich; ihr übersehet es nur über dem blendenden Phantom der Kultur, in welcher eure Phantasie feste Elemente der Erhaltung und ewigen Dauer sieht. Nun ja, eine gut gearbeitete Larve mag einer Leiche den Schein des Lebens geben; macht den Deckel auf, ich stehe dafür, es liegt eine Mumie darunter. Kannte ich doch hochbejahrte Gecken, die schlafen gingen, nachdem sie sich zu einem Ballkleid das Maaß nehmen lassen, und die im Leichentuche aufwachen werden, wenn sie je erwachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine neue Thierwelt im Schattenspiel.

(Beschluß.)

Merkwürdig ist es, daß das Seinewasser nicht dieselben Thierarten enthält, welche z. B. der sich in die Seine ergießende Bievrebach aufweist, und in diesem gibt es wiederum andere Thierchen, als in dem Brunnen- oder Pfützenwasser. Bringt man zwei Tropfen Wasser aus verschiedenen Flüssen, Bächen oder Orten in Berührung, so entsteht ein sichtbarer Schrecken unter den Bewohnern über das unerwartete Zusammentreffen mit unbekannten Gestalten, und nachdem sich die Thierchen von diesem ersten Schrecken erholt haben, oder vielleicht unter dem Einflusse desselben, fahren sie grimmig auf einander los. Wie schrecklich muß es also unter ihnen an den Orten hergehen, wo sich Wasser verschiedener Art mit einander vermischt, z. B. Regen- und Flußwasser, oder beim Zusammenfluß zweier Ströme! Welch Brausen, Stoßen, Drängen muß z. B. bei Mainz herrschen, wo mit den Mainfluthen ganze Legionen fremdartiger Geschlechter, die schon mit den Tauberbewohnern zu kämpfen gehabt haben, in das Rheinbett hineinstürzen und die vielleicht friedfertigen Staaten dieses Flusses in Aufruhr bringen! Welch furchtbare Schlachten müssen beständig dort sowohl, als zu Koblenz und anderswo geliefert werden! Gewiß gehen daselbst in jeder Minute Millionen von Thierchen zu Grunde, oder werden schrecklich verstümmelt. Welch unzählige Haufen von Hörnern, Rüsseln, Beinen und Rümpfen mögen wohl immerwährend von diesem Schlachfelde den Rhein hinunter dem Meere zuströmen! Beim Ergießen der Flüsse in's Meer geht es vielleicht noch schlimmer her, und hier müssen die Staatsumwälzungen sich Tag für Tag oder vielmehr jede Minute ereignen.

Ein Regen muß der unsichtbaren Bevölkerung eines Flusses oder Baches als eine schreckliche Naturerscheinung vorkommen; bei jedem Platzregen muß das Getümmel unbeschreiblich werden, und bei Ueberschwemmungen sind wahrscheinlich alle Wasservölker unaufhörlich zum Kampfe gerüstet. Da sich das Wasser mit ihnen fortbewegt, so wähnen sie vermuthlich, sie stehen immer still, so gut als die Päbste, welche das Kopernikanische Weltsystem für Ketzerei erklärten.

Indessen wäre es möglich, daß an den Orten, wo beständig Schaaren unbekannter Völker und Gestalten herbeigeschwemmt kommen, die Natur den Bewohnern eines Flusses oder Baches die gehörige Dosis Duldsamkeit eingeflößt hätte. Dann mag wohl die starke Anzahl der Ankömmlinge den Bewohnern die Ruhe der Furcht auferlegen, wie in der menschlichen Gesellschaft, wo fast alle Nachbarvölker einander anfeinden, aber nothgedrungen in Frieden mit einander leben und die Eifersucht auf sich beruhen lassen.

Es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, ehe der Mensch es dahin bringt, durch vervollkommnete Instrumente und anhaltende Beobachtung nähere Kenntniß von diesen unsichtbaren Wasserstaaten zu erhalten. Indessen könnte man schon jezt die Hunderte und Tausende von Thiergestalten zeichnen, die man in einem Tropfen Wasser erblickt. Aber auch dies ist eben keine leichte Arbeit; mit Fleiß und Geduld würde man jedoch jezt schon viel ausrichten. Hätte man dann mit vieler Mühe, vermittelst des Carp'schen Schattenspiels, die Bewohner der Seine auf's Papier gebracht, so könnten Andere die von denselben abweichenden Gestalten aus andern Gewässern zeichnen, und man würde auf diese Weise allmählich zu einer interessanten Vergleichung gelangen. Einiges ist schon durch andere mikroskopische Beobachtungen vorbereitet worden; allein es wird gut seyn, wenn man die Untersuchungen von vorne anfängt und sich dabei vorzugsweise des englischen Kastens bedient. Freilich bekommt man dadurch nur die Umrisse der Gestalten, oder ihre Silhouetten; die größten Wunder sind aber vermuthlich in der Organisation der Thierchen verborgen; denn wenn es wahr ist, was Bernardin de St. Pierre behauptet, daß der Rüssel einer Mücke weit künstlicher gebaut ist, als der eines Elephanten, und daß eine Fliege weit sinnreicher eingerichtete Flügel hat, als ein Adler, um wie Vieles mag dann nicht der Bau der Organe bei den Wasserthierchen den organischen Bau der uns bekannten Thiere übertreffen! Wir dürfen aber nicht so bald hoffen, in diesem Fache alle Naturwunder aufzudecken, und vielleicht bleiben uns am Ende immer noch eben so viele, wo nicht noch mehrere verborgen, als wir kennen lernen.

Zulezt, als Warwick aufgehört hatte, sein sonderbares Schattenspiel zu zeigen, mußte ich mir doch gestehen, daß von allen Naturwundern der Mensch, besonders der Mensch im gebildeten Zustande, die größten in sich vereinigt. Ist es nicht in der That ein großes Wunder, daß er es durch Nachdenken und allmählige Versuche hat dahin bringen können, eine seinen Augen verborgene Welt, von welcher man Tausende von Jahren nichts geahnt hatte, durch die von ihm erfundenen Werkzeuge so darzustellen, und in einem Saale einer großen Stadt ein angenehmes Schauspiel aus dem Treiben und Bewegen dieser verborgenen Welt zu machen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Le camerade de lit. Un scandale.

Das Rufen nach der Marseillaise wurde so allgemein, daß das Orchester nachgeben mußte und anfing zu spielen

als eben der Vorhang anfging. Nun wollte es aufhören; aber damit war der lieben Jugend nicht gedient, und sie ruhte nicht eher, bis das Orchester fortfuhr und das republikanische Lied zu Ende spielte. Wahrscheinlich wünscht man das Spielen und Singen desselben in den Theatern jezt zu vermeiden, und nimmt daher den Augenblick des Aufrollens des Vorhangs wahr, um dem dringenden Wunsche der Jugend nachzugeben. Die Zeit ist schon fern, da Ludwig Philipp auf dem Balkon des Palais-royal zu dem Volksgesange unten im Garten mit der Hand den Takt schlug; gewiß würde er ihn jezt nicht mehr dazu schlagen. Die Studenten aber, die keinen Grund zu haben glauben, jezt anderer Gesinnung zu seyn, als vor einigen Jahren, verlangen noch immer, wenn sie in großen Haufen beisammen sind, die Marseillaise, wäre es auch nur, um die Polizei zu nekken. Das zweite oder dritte Stück, ich erinnere mich nicht recht mehr welches, durfte daher auch nicht eher beginnen, als bis das Aux armes citoyens! völlig gespielt und abgesungen worden war. Als zweites Stück wurde der „Camarade de lit“ gegeben, ein Vaudeville, das in politischer Hinsicht berühmt geworden ist, indem es einen halben Friedensbruch zwischen Frankreich und Schweden veranlaßt hat. Ich weiß nicht, ob die Dichter wirklich die Absicht gehabt haben, den König von Schweden zu beleidigen. Es könnte seyn, daß sie bloß daran gedacht hätten, ihren Thibaut, das Muster oder den Typus eines Soldaten der Napoleonschen Armee, zu verherrlichen; nur ist es dann sonderbar, daß sie so spät damit herausgerückt sind, da solche Ideale von Soldaten der „großen Armee“ schon zu Duzenden auf dem französischen Theater herumlaufen, und besonders zu Anfang der Restauration außerordentlichen Beifall hatten. Lepeintre, vom Palais-royal-Theater, spielt den alten Soldaten recht gut; er ist ein Liebling des Publikums, und wenn er auch zuweilen sich zu heftig geberdet, so nehmen ihm dies die Pariser nicht übel. Hätten die Dichter alle Rollen so gut angelegt, als die des alten Soldaten, so wäre Alles gut gegangen; diesem Veteran wollten sie aber einen Kameraden entgegenstellen, welcher sich zum Könige emporgeschwungen hat, und damit haben sie ihr Stück verdorben; denn da sie diesen zweiten Helden nur einfältige Streiche begehen lassen, um das Bild des uneigennüzigen und bescheidenen Veteranen noch mehr zu heben, so kann man bloß den Wiz bewundern, womit sie ihre alberne Schöpfung bereichert haben. Es heißt, Bernadotte habe ehemals wirklich einen Bettgenossen, Namens Thibaut, gehabt, und dieser habe sich schon vor mehreren Jahren schriftlich an den zum Könige erhobenen alten Freund gewendet und ihm guten Rath ertheilt, worauf der König ihm eine Geldsumme habe zukommen lassen. Thibaut habe jedoch dieselbe ausgeschlagen und damit der alten Freundschaft ein Ende gemacht. Gesezt nun, diese Geschichte sey wirklich wahr und ein Dichter habe die Absicht gehabt, dieselbe zu dramatisiren, und deßhalb vorausgesezt, wie in dem Vaudeville, Thibaut, der alte Veteran, begebe sich nach Schweden, um noch einmal den alten Kameraden in seinem jezigen Glanze zu sehen und dann wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren, so wäre es ihnen ja ein Leichtes gewesen, wie mich dünkt, aus der Zusammenkunft der beiden alten Kameraden etwas Gescheidtes zu machen, anstatt auf die abgeschmackte Erfindung zu gerathen, der König wolle einen Tag mit Thibaut in einer Dorfschenke zubringen, lasse sich dort von Thibaut zutrinken, werde ganz fidel, unterzeichne die auffallendsten Befehle, und bemerke erst am andern Tage den Wirrwarr, den er dadurch angerichtet. Komische Elemente haben die Dichter dadurch freilich hereingebracht, indessen geschieht dies doch allzusehr auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, als daß ein ruhig urtheilender Zuschauer es billigen könnte. Das Publikum will aber in den kleinen Theatern erheitert werden, und kümmert sich wenig um das Wahrscheinliche; auch betrachtet man solch ein Stück nur als einen lustigen Schwank, der dem Könige von Schweden in der öffentlichen Achtung nicht schaden kann. Der König hätte also Unrecht, wenn er die Sache von der ernsten Seite nähme. Und die französische Regierung kann dabei nichts thun; denn das Theater ist jezt eben so frei, wie die Presse, auf andere Potentaten wird so gut gestichelt, als auf Karl Johann, und die französische Regierung wird eben so wenig geschont. Nach diesem Stücke ward die „Danseuse de Venise“ gegeben, wovon ich bereits ausführlichen Bericht abgestattet habe. Dlle. Dejazet that darin alles Mögliche, um zu gefallen, was ihr bei den jungen Leuten im Parterre auch glückte, wie immer; aber in den Logen behauptete man immer noch, es fehle ihr an dem guten Anstande, welcher der gebildeten Welt so sehr gefällt. Der lange Abend wurde mit dem Karnevalsschwanke „un scandale“ beschlossen, in welchem die junge Schauspielerin wiederum die Hauptrolle hatte, wobei ich bewundern mußte, wie sie noch mit derselben Lebhaftigkeit und demselben Eifer spielte, als ob sie eben erst anfinge, wiewohl sie bereits in zwei langen Stücken, besonders in dem lezten, eine sehr ermüdende Rolle gespielt und gesungen hatte. Es gefällt besonders an diesem Mädchen, daß sie eine unverwüstliche Heiterkeit besizt und mit ganzer Seele sich ihrem Spiele hingibt. In der Posse „un scandale“ hat sie ihre Rolle nicht auf der Bühne, sondern im Saale, auf der ersten Galerie zu spielen. Sie erscheint nämlich auf dieser Galerie als eine zuschauende Bürgerfrau, in der Gesellschaft eines vorgeblichen Vetters, und da eben das Stück auf der Bühne begonnen hat, worin von einer Frau die Rede ist, welche sich von einem alten und dann von einem jungen Anbeter eine Geldsumme zu verschaffen sucht, um einem lieben Vetter, welcher als Konscribirter dienen soll, einen Remplaçant zu verschaffen, so unterbricht sie auf einmal das Spiel, mit dem Rufe, es sey doch abscheulich, daß man Privatgeschichten auf die Bühne bringe; denn was da von den Schauspielern dargestellt werde, sey ihre eigene Geschichte. Die Schauspieler wollen fortfahren, sie aber unterbricht sie nochmals, wendet sich an das Publikum und erzählt ihm auf possierliche Weise ihre Lebensgeschichte, besonders ihre Heirath mit einem einfältigen Manne, den sie auf der entgegengesezten Galerie erblickt und dem Publikum zeigt. Dieser wird böse und will sie zum Schweigen bringen; auch die Schauspieler beklagen sich, daß sie nicht spielen können; allein eine grobe Stimme aus dem Orchester verlangt, die beiden Eheleute sollen gehört werden, und es entsteht nun ein komischer Wortwechsel, worauf der Schwank damit beschlossen wird, daß die Frau ankündigt, sie wolle Schauspielerin werden, wirklich auf die Bühne eilt und das Finallied singt. Solcher Faschingsschwänke, worin das Stück durch Gespräche im Saale unterbrochen wird, haben die kleinen Theater mehrere, sie sind daher nichts Neues mehr; dieser lezte gefällt, weil er zum Glück nicht lang ist. Indessen war es doch beinahe schon Mitternacht, als alle die Vaudevilles und Schwänke ein Ende nahmen. Am folgenden Tage kündigte ein Blatt an, die Einnahme habe 2600 Franken betragen. Es ist doch immer schön, daß es Mittel gibt, einem Alcide Touzez, welcher vermuthlich der Hülfe bedürftig ist, an einem Abende, an welchem sich Jedermann belustigt hat, über 100 Louisdor zu verschaffen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. April 1834.

Ihr treibt doch Alchymie! macht Gold aus dem!

Shakespeare.
Timon.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Die Schule der Höflichkeit des Freiherrn v. Rumohr wird nächstens die Presse verlassen. Wir wünschten die Leser auf dieses originelle Werk aufmerksam zu machen, und greifen daher aus der Galerie von Charakteren, in der er mit wenigen Strichen die äußere Haltung aller Stände zeichnet, auf gerathewohl einige heraus.

* * *

Vom Betragen der Künstler in Thon, Marmor, Erz, in Farben und Reimen.

Die Künstler in allen den oben angegebenen Stoffen oder Manieren haben mit den mechanischen oder Handwerkern immer noch Verschiedenes gemeinsam. Denn mit Ausnahme der Dichter, welche ganz von der Luft leben, machen sie aus ihrer Arbeit gleichfalls ein Gewerbe, nehmen Bestellungen an und verkaufen ihre Zeit, ihren Fleiß, dessen Produkt und allerleztes Ergebniß. Der Künstler hätte vom Handwerke, aus welchem er im Laufe der Zeit hervorgegangen ist, immer nur Einiges beibehalten dürfen, z. B. die Bescheidenheit der äußern Lebenseinrichtung, welche den Geschmack und die Gemächlichkeit nicht ausschließt; besonders aber die vormals gebräuchliche Art, vom Meister auf den Lehrling und Gesellen die Kunst fortzupflanzen, und mit dem lezten gemeinschaftlich sie auszuüben. Indeß, wie allen den übrigen Dingen, so hat auch der Kunst jener allgemeine Drang nach einem auszeichnenden und hervorhebenden Stempel, oder nach bloß scheinbarer Bedeutung und Gewichtigkeit, längst schon ihr altes warmes Kleid ausgezogen. Wir haben sie daher gegenwärtig, theils in Nacktheit und Vergessenheit frierend und jammernd, theils auch ganz neu und ziemlich glänzend bekleidet und vor den Leuten durch Titel und Anderes hervorgeschmückt.

So verschiedene Stellung macht einleuchtend gleich verschiedene Höflichkeitsvorschriften begehrenswerth und selbst erforderlich.

Wer seine Kunst von einem Winkelmeister, oder gar durch eigenes Bemühen und Denken erlernt, daher auf öffentliche Beförderung und Begünstigung keine Ansprüche zu machen hat, soll die Kunst als ein bürgerliches Gewerbe still für sich hinbetreiben, von seinem Verdienste gern einen Sparpfennig zurücklegen, damit er künftig von den Zufälligkeiten des Lebens minder abhängig sey. In seinem Bezeigen vor Andern soll ein Künstler dieser Art nicht vorlaut seyn, vielmehr unleidlichem Stolze und der Grobheit des Uebermuthes sogleich ausweichen. Sein Antlitz mag das Bewußtseyn wohlerworbener Geschicklichkeit und sicheren Wissens, sogar die Gewohnheit

der Begeisterung, und je zuweilen den Rausch der Entzückung abspiegeln. Auch das Bewußtseyn der Redlichkeit und Zuverlässigkeit wird er verrathen dürfen; sogar das ernstliche Bestreben nach dem Vortrefflichen und nach völliger Zufriedenstellung seiner Besteller und Gönner mag er hindurchschimmern lassen. Das Haupt soll er aufrecht, die Brust erhaben, den Rücken gerade halten, und überhaupt in jeglicher Bewegung eine gewisse anständige Sicherheit an den Tag legen; doch nach Maßgabe seines Talents, seiner Leistungen und häuslichen Umstände. Nach diesen mag er sein Bezeigen wohl ermäßigen; denn es ist der Kunstgriff, das Genie zu erheucheln, bereits so verbraucht und abgenuzt, daß höchstens dem ästhetischen Vagabunden daraus noch einiger Gewinn und Vortheil zu verheißen ist.

Hingegen soll die Höflichkeit eines vom Staate anerkannten, gebilligten, geehrten und besoldeten Künstlers nicht, gleich jener, nach dem Subjekt und dessen Verdiensten und Ansprüchen abgemessen werden, sondern nach den Personen und Umständen von einem Aeußersten zum andern übergehen. Ein solcher staatsmäßiger Künstler darf in seinem Fache einige praktische Verdienste haben; man wird diese Eigenschaft ihm verzeihen, obwohl auch gerade nicht viel darauf geben, weßhalb er derselben nöthigenfalls ganz entbehren kann. Worauf es in seiner Lage allein ankommt, will ich ihm wohl erzählen: auf Titel, Gehalt, Ehrenzeichen, und vornehmlich auf die Gunst und gute Meinung einflußreicher und hoher Personen. Diese zu erlangen und festzuhalten, ist seine höchste Lebensaufgabe, welcher jede Neigung, Laune, Bequemlichkeit, und besonders die Kunst selbst, nachstehen und weichen muß. Nach jedesmaligem Bedürfniß soll er imponiren oder sich demüthigen, widersprechen oder schmeicheln und nach dem Maule reden. Anfangs wird es ihm beschwerlich fallen, doch lernt sich's mit der Zeit; auch mag er von dem Zwange, welchen vor den Hochgestellten dieser Erde die Klugheit ihm auferlegt, in freien Stunden auf das Angenehmste sich erholen, indem er Gleichgestellte mit Nachlässigkeit, Untergebene mit beliebiger Härte behandelt und an deren Qualen und Leiden im Stillen sich ergözt.

Die Dichter endlich sind ein Geschlecht, welches dieser Welt so wenig angehört, daß nicht wohl anzugeben ist, wie sie darin sich zu benehmen haben. Gemeinhin pflegen sie von Allem, was zu thun oder zu lassen wäre, eben dasjenige zu ergreifen, was ihnen den größten Nachtheil bringt. Zur Unzeit verrathen sie dem Publikum, welches stets die Freiheit seines Geschmackes und Urtheils behalten, daher unmerklich gewonnen, beschlichen seyn will, daß sie auf dessen Verehrung, Achtung, Dankbarkeit im Voraus Anspruch machen. Zur Unzeit wiederum lassen sie die Flügel sinken, geben sie schon bewilligte Ansprüche wieder auf. Den Dichtern an sich selbst ist hierin nichts vorzuwerfen, wohl aber der Kunst, welche in ihrem hohen Sinne weltliche Klugheit verschmäht, und allerdings verschmähen soll, was den dichterischen Flug seiner besten Schwungkraft beraubt.

Ein kluger, besonnen jede Pflicht der Höflichkeit genau erledigender Dichter mag unter den Hof- und Gelegenheitspoeten sich zeigen können, weil diese bekanntlich der Rücksicht benöthigter sind, als der Begeisterung. Im Ganzen jedoch wird man bei den Dichtern, nach Maßgabe ihres Talents, stets auf eine nicht abreißende Kette von Verwechselungen, Unbesonnenheiten, Verletzungen, Thorheiten, Zerstreulichkeiten und so fort im Voraus gefaßt seyn müssen. Nur lasse man sich nicht täuschen durch jene menschlichen Ueberreste vormals großer Poeten, welche längst den erloschenen Geistesfunken unter der Asche der Gunst und Meinung im Glimmen zu halten suchen. Diesen freilich fällt es gar leicht, berechnet und weltklug zu seyn, weil jener Dämon, der auch den Gewaltigsten bisweilen aus dem Sattel hebt, sie, wenn er sie jemals recht angefaßt, doch gegenwärtig los und ihrem eigenen Selbst überlassen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Ein Zustand alter Kultur wird immer ein unnatürlicher, künstlicher; es ist damit wie mit der Vegetation alter Forste, und nur ein schlechter Beobachter läßt sich dadurch täuschen. Wenn irgendwo ein Gesellschaftsverband seiner Auflösung entgegengeht, so schießen in ihm eine Menge eigensüchtiger Leidenschaften empor, die an seinem Marke zehren, gerade wie sich beim Baum zehrende Flechten und schmarotzendes Moos an die Rinde klammern, durch die er allein lebt. Von weitem täuscht das erborgte Grün, aber ehe man vor dem bemoosten Stamme steht, sieht man, daß er abgestorben ist. Die scheinbare Vervollkommnung der gesellschaftlichen Form hat einmal mit der Lebenskraft und Dauer des Geschlechts nichts zu schaffen, oder vielmehr, sie stehen geradezu im Widerspruch mit einander. Wer lange lebt, kann sich immerhin die Lebenserfahrung da und dort zu Nutze machen; er mag den einen oder den andern seiner Genüsse, im Maaße, als ihrer überhaupt wenigere werden, verfeinern; er mag, was ihm im zerrinnenden Rest seiner Tage noch gegönnt ist, mit weiserer Sparsamkeit kosten; aber kein Mensch ist so unsinnig, sich einzubilden, dieser traurige Vorzug des Alters werde die natürlichen Grenzen seines Lebens hinausrücken, es warte seiner

eine unerschöpfliche Fülle immer neuer Genüsse, von denen er in den Jahren seiner Blüthe und Kraft nichts gewußt. Diesen Fehlschluß macht aber die Gesellschaft; sie hat im Laufe der Jahrhunderte wirklich Manches gelernt, das hat sie aber noch nicht gelernt, daß sie das Abbild eines sterblichen Einzelwesens ist, dessen Lebensende nahe bevorsteht. Und so spricht denn die Kultur auf ihrem jetzigen Standpunkte selbst lauter, als alle meine Argumente, gegen die unendliche Perfektibilität des Geschlechts; und man mag mir immer höhnend und triumphirend zurufen: ob ich die Kultur denn nicht fortschreiten sehe? Ach ja! ich sehe, wie sie schreitet, wie sie rennt, so gut wie ihr; aber, und dies ist der ganze Unterschied, ich sehe auch wohin.

Die Chinesen sind dasjenige Volk, dessen gesellschaftliche Form, so weit die Geschichte rückwärts reicht, keine Veränderung erlitten hat, wohl deßhalb, weil keine den Bedürfnissen des civilisirten Menschen besser angepaßt ist; diese Menschen nun, welche nicht Jahr für Jahr ihr Geschick in einem neuen Versuche auf's Spiel setzen, die als Volk gar keinen Begriff von jenem Besserwerden in der Zukunft haben, nach dem wir mit einer Hartnäckigkeit ringen, die keine noch so herbe Täuschung entmuthigt, halten sich auf ihre Weise für ihre politische Lähmung schadlos; jene Unruhe, jenen Trieb zu Veränderung und Umwälzung, der allen Nationen in ihrem Verfall inwohnt und für das unheilvolle Zeichen ihres Eintritts in ihr großes Stufenjahr gelten kann, lassen sie an Gottes Werken aus. Dafür, daß sie zu kraftlos sind, an der intellektuellen Organisation der Staaten zu rütteln, rächen sie sich an der natürlichen Organisation der Wesen. Man weiß ja, wie fertig sie darin sind, Menschenköpfe einzudrücken, den zarten Frauenfuß zum unförmlichen Klumpen umzugestalten, durch seltsame Kreuzung von Thieren wunderliche, zum Glück unfruchtbare Mißgeburten zu erzeugen, eine ganze phantastische Menagerie. Mit gleich schauerlichem Glück arbeitet ihr kläglicher Instinkt an Verkrüppelung der Pflanzenwelt. Es gelingt ihnen, den Saft der ausdauerndsten Gewächse in enge Kanäle zu sperren, ihr Wachsthum zu hemmen und die Riesen des Waldes auf den Wuchs kleiner Gesträuche herunterzubringen; Pygmäenwälder, unter denen nur das Gewürm der Erde Schutz vor dem Sturme suchen mag. Wenn nun über diese Bäume, die Opfer eines läppischen, barbarischen Verschönerungstriebs, mit einemmal der Geist der Weissagung käme, wie über die Eiche von Dodona, und sie zu sprechen anfingen, was würden wir da sagen, wenn sie sich in ihrer schmählichen Zwerggestalt ganz wohl gefielen, wenn sie in ihrem erbärmlichen Dünkel den kraftvollen, riesigen Stamm lästerten, der aus ihrem Saamen emporgewachsen war und seine Laubkrone im Forste ausgebreitet hatte, bevor eine ruchlose Hand ihn nahm und schändete, wenn sie ihren Sprößlingen, als künftigen Königen der Wälder, Aeste weissagten, die dem Sturme trotzen, und ewige Schatten? — Hört, Europäer des neunzehnten Jahrhunderts! in dieser Fabel spiegelt sich eure Geschichte: es sind civilisirte Eichen.

Ich sagte so eben, die Menschheit habe Manches gelernt; es ist dies fast zu viel gesagt, und ich spreche mich daher sogleich darüber aus, wie ich es gemeint, damit man nicht zu viel darein lege. Die Menschheit hat in den paar tausend Jahren nicht eine einzige Hauptidee erworben, nicht eine einzige moralische Wahrheit, die nicht zu Hiobs Zeiten landkundig gewesen wäre; sie hat die Natur auch nicht aus Einem Gesichtspunkt betrachtet, auch nicht Ein Geheimniß des Menschenherzens erforscht, wovon Homer nichts gewußt hätte; sie ist nicht philosophischer als Pythagoras, ist nicht poetischer als Alcäus. Durch ihre Juristen ist so wenig Solon um seine Krone gekommen, als durch ihre Aerzte Hippocrates. Die Künste der Alten werden ewig Gegenstand der Nachahmung, des vergeblichen Nachringens bleiben. Sogar die Gewerke der niedrigsten Ordnung, wobei es nur auf Kraft und Fleiß ankommt, die, sollte man meinen, durch Erfahrung in Folge langer Uebung von Geschlecht zu Geschlecht sich leicht vervollkommnen könnten, haben nur theilweise Fortschritte gemacht, und wollte man gegeneinander abwägen, was hierin verloren gegangen und was erworben worden ist, würde das Ergebniß schwerlich unserm Stolze schmeicheln. So steht es, bis auf Weiteres, in Sachen der Perfektibilität, von der Erbauung Babylons bis auf die Zerstörung des erzbischöflichen Pallastes zu Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, April.

Zollverein. Erbauungs-Literatur.

Was jezt hier alle Gemüther beschäftigt, um in den Ausdrücken der Zeitungsschreiber zu reden, das ist der Zollverein. Die Ungewißheit ist vorüber, wir werden beitreten, und wenn etwa die Sache nicht gut ausfällt, so ist wenigstens keine Vernachlässigung des Horazischen nonum prematur in annum Schuld, denn in's zehnte Jahr schon schleicht die Unterhandlung. Eine allgemeine Regsamkeit ist in dieser Zeit nicht zu verkennen. Erst das Eintreffen der Notabeln aus den verschiedenen Ständen, der Urproduktion, der Industrie und des Handels, welche der Finanzminister einberufen hatte, um sich über die einzelnen Interessen mit ihnen zu verständigen, die Reden und Antworten, welche sie mehr noch dem Publikum als dem Minister da und dort zu geben hatten; an den Wirthstafeln konnte kein anderes Gespräch aufkommen, als der Zollverein, auf den Spaziergängen hörte man nur die Worte „Mauth, Schmuggelei, Zollinie;“ selbst in Konzerten, im Theater, nach den rührendsten Stellen zischelte die Nachbarschaft von Zucker,

Kaffee und Seidenwaaren. Auf den Straßen war der dritte Mensch ein Dienstbote mit einem verdeckten Korbe, aus dem am Rande die Spitze eines blauen Zuckerhuts hervorsah, oder dem man es im Vorübergehen anroch, daß er Kaffee trug; in den Kaufläden ein Kommen, Gehen und Einkaufen, wie wenn man die Waaren umsonst bekäme. Zuletzt noch die eigenthümliche Bewegung in den Familien, die Redseligkeit der Hausfrauen, die Verhandlung der staatswirthschaftlichen Fragen in Küchen und Speisekammern, die Umwandlung der Gardinenpredigten in Controversreden über den Beitritt zum preußischen Zollverein, selbst bis zum gestörten Hausfrieden, da die Frauen durchgängig dagegen sind. Die Frauen haben so Unrecht nicht; bei derlei Fragen heben sie immer das praktische Element hervor, abgesehen von Politik, Nationalöconomie und Staatsfinanzen. Hier liegt ihnen der Punkt am nächsten, der fast allein sicher steht; während wir über die Folgen alles Andern noch im Ungewissen sind, bleibt das vorerst beim Abschluß des Zollvereins das einzig Sichere, daß wir theuer kaufen müssen, wo wir wohlfeil gekauft haben. Darum sind die Frauen dagegen, und sie haben so Unrecht nicht. — Daß zu all diesem Weben und Treiben noch das der Journalistik hinzukommt, versteht sich von selbst, und sogar zwei ausgezeichnete Namen sind mit Broschüren in den Kampfplatz getreten, der Staatsrath Nebenius („Denkschrift für den Beitritt Badens zum preußischen Zollverein“) dafür, und Wessenberg, anonym, („Wäre der Beitritt Badens zum preußischen Zollverein wünschenswerth? Von einem Badner“) dagegen fechtend. Selbst wenn die Sache noch nicht entschieden wäre, so ließe sich aus diesen beiden Schriften ein ziemlich richtiger Schluß auf den Beitritt ziehen, nicht etwa aus den schlagenden Gründen und einleuchtenden Vortheilen, sondern weil der Verfasser der erstern im Ministerium sizt und der der zweiten in der Opposition. Sie zu kritisiren, darauf will ich mich nicht einlassen; wer den Anschluß wünscht, lobt die erste, und wer ihn verwünscht, erhebt die andere. Das mag übrigens richtig seyn, daß jene fast nur von den Vortheilen spricht und den „großen Markt“ als Schlagwort benuzt, daß diese dagegen nur die Nachtheile kennt und einen großen Markt entbehrlich findet, wenn man wenig darauf zu führen hat. Ich, als Consument, verstehe die Sache zu wenig, um Alles gegen einander abwägen zu können; deßwegen habe ich das Gewisse im Auge und halte es mit den Frauen.

Weil mich der Zollverein auf literarische Produkte brachte, so will ich dabei verweilen und einige Neuigkeiten der Journalistik betrachten. Seit dem neuen Jahre erscheinen zwei religiöse Zeitschriften, die eine pomphaft in Ankündigung, Titel und Ausstattung, aber schwankend und unselbstständig im Inhalt, die andere äußerlich einfach und anspruchlos, in ihrem Wesen aber desto bestimmter. Beide tragen die Geschichte ihrer Entstehung an der Stirne: jene ist das Kind einer Buchhändlerspekulation, diese der innern Ueberzeugung und Begeisterung und des Drangs, sie mitzutheilen. Der vollständige Titel der ersten lautet: „Blätter für häusliche Erbauung, unter Mitwirkung des Herrn Prälaten Hüffell und mit Beiträgen von Herrn Kirchenrath Sonntag und mehreren andern Gelehrten, herausgegeben von C. Schmezer, evangelischem Geistlichen in Baden. Erster Jahrgang. Mit Bildern nach den Originalwerken der größten Meister und mit Melodien aus dem Gebiete der heiligen Musik.“ Das Vorwort meint, unverkennbar sey das rege Interesse, welches die Gebildetern und Bessern unserer Zeit an Allem nehmen, was mit der großen Idee des Christenthums und mit der Förderung seiner heiligen Endzwecke in irgend einer Beziehung stehe; darum sey die Herausgabe eines christlichen Blattes zeitgemäß. Aber da so Viele durch Geschäfte, Gebrechlichkeit, Krankheit abgehalten seyen, den Gottesdienst zu besuchen, so solle ihnen dieses Blatt die Kirche gleichsam in's Haus bringen. Sie sehen, man wird täglich nicht nur industriöser, sondern auch christlicher, und sucht den Leuten die Seligkeit so bequem wie möglich zu machen. Das Blatt kündigt sich also gleichsam als einen Commis voyageur des Christenthums an. Ist es nicht genug, daß Christus einmal die Krämer und Verkäufer aus dem Tempel jagte? Schlagen sie doch wieder ihre Tische darin auf. — Die Probenummern hatten das Gute, daß man ihnen durchaus nicht vorwerfen konnte, sie versprächen mehr, als sie hielten, denn sie waren offenbar die schwächsten Blätter, und seither geht es etwas besser. Aber es ist ein sonderbarer Mischmasch in dieser Zeitschrift, durch den sie, einem gebildeten Leser gegenüber, alle Haltung verlieren muß. Die Hauptsache machen rationalistische Predigten aus, die vielleicht an ihrem Orte, in der Kirche, gut vorgetragen, eine Gemeinde erbauen können; daneben stehen dann kleinere Aufsätze, Gedichte, die bald orthodox, bald mystisch, bald poetisch ihren Gegenstand behandeln, so daß jeder Leser sich seine Weise aussuchen kann, oder gar nicht weiß, wem und was er glauben soll. Kirchenrath Sonntag scheint dies auch gefühlt und sich zurückgezogen zu haben. Aber wie kommt es, daß Hüffell, der entschiedene, warme, beredte Bekämpfer des Rationalismus, hier selbst der Erste ist, denselben in die Häuser zu tragen? — Ich prophezeihe diesen Blättern bei der disparaten Zusammensetzung ihres Organismus zu ihrem „ersten Jahrgang“ keinen zweiten, troz Malerei, Musik und Prälaten. — Ich muß mich näher erklären. Viele Prediger, besonders in der Stadt, vergessen, sobald sie auf der Kanzel stehen, Alles, was sie das Leben gelehrt hat und was ihnen der Tag zeigt, und sprechen uns nur von den Stereotypen des Christenthums, die keinem Zuhörer unbekannt sind; mit dem Kirchenrock schlüpfen sie zugleich in die theologische Rhetorik und Phraseologie, und ziehen damit einen beschränktern Menschen an, als mit ihrem bürgerlichen Kleide; sie sehen auf der Kanzel nicht ihre Gemeinde und was sie treibt und bewegt, sie hören nicht, daß die Menge vor dem Gotteshause jubelt, statt drinnen andächtig zu sitzen, sie richten ihre Blicke immer nur nach oben und nie herab, sie trennen die Religion und das Leben. Der Mensch hält aber das Leben fest, und was ihm in keiner Beziehung damit steht, dagegen wird er gleichgültig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Kettenräthsels in Nr. 88:

H P Bl M St St
a e i o u y a
lm lz ck nd l r

Räthsel.

Eh' es wurde, was es ist,
War es schon ein ganz Gewand,
Wie es nun geworden ist,
Kleidet's Kopf, Leib, Fuß und Hand.
Schützet unten, mitten, oben,
Ungesponnen, ungewoben,
Sizt auf dem, aus dem es ward,
Selber oft und drückt es hart.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. April 1834.

O schlimm zerstreu'nder Wind des Ungemachs!
O mein verfluchter Schooß, des Todes Bett!

Shakespeare.

Irene. *)

Johannisnacht vom Himmel schaut,
Von Wald und Blumen eingesegnet.
Was ist ihr für ein Jammerlaut
Vor Hohenstaufens Berg begegnet?
Auf eine Bahre hingestreckt,
Erscheint die Ruferin der Klagen,
Und läßt sich, von der Nacht bedeckt,
Auf banger Flucht zur Heimath tragen.

„O Philipp, König meiner Welt,
Du sanfter Schirmer deiner Reiche,
Da dich der Mörderstahl gefällt,
Fiel all' dein Stamm von seinem Streiche!
Den du ersehnet fort und fort,
In meinem Mutterleib den Erben
Schlug ungeboren schon dein Mord,
Ich fühle jammervoll ihn sterben.

„Weh! ich bin deines Stammes Gruft,
Und war einst seine reichste Blume.
Es ist dein Geist, der mich beruft,
Ich ende schnell, gleich deinem Ruhme.
Hinauf, hinauf nur zieht es mich
Zu deinem stillen Friedensberge,
Ob ich mein waises Herz an dich,
Wie einst im Hochzeitbette berge."

Man trägt sie fort zum Brautgemach,
Sie windet sich im Todeskampfe.
Da wird der Zukunft Geist ihr wach
Und steigt prophetisch aus dem Kampfe:
„Du fällst, erhöhtes Kaiserschloß,
Auf deiner Söhne Haupt in Trümmern,
Wie meines Jugendleibes Sproß
Erstarb in meinem Wittwenwimmern."

„Auf öder Haide spielt der Wind,
Wo einst geblühet Königsehren,
Doch ihre treuen Spuren sind
Noch in der Nachwelt frommen Zähren.
Wenn unsre Herzen alle todt,
Beleben wir der Völker Herzen,
Daß sie bestehen ihre Noth,
Wie wir bestanden unsre Schmerzen."

*) König Philipp, der mildeste der Hohenstaufen, wurde in Bamberg von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. Als Irene, sein hochschwangeres Weib, diese Trauerbotschaft vernahm, floh sie nach Hohenstaufen, kam vorzeitig nieder, und starb mit dem Kinde vor Schmerz und Gram.

So endet sie den Schwanensang,
Da rollt ihr Wittwenschleier nieder
Von unsichtbarer Hand Umfang,
Und deckt die todterstarrten Glieder.
Und wie im Wetterstreich erbebt
Die Burg in ihren festen Gründen,
Ein tiefer Klageton erhebt
Sich aus des Berges Felsenschlünden.

G. Rapp.

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Von der Höflichkeit der Gelehrten.

Unter der Benennung Gelehrte versteht man: zuerst die Gelehrten vom Fach; zweitens aber auch solche, welche durch eine gelehrte Jugendbildung auf einen praktischen Beruf sich vorbereitet haben. Gelehrte vom Fach sind: die Historiker und die Philosophen, diejenigen hinzugenommen, welche auf den Universitäten der philosophischen Fakultät untergeordnet werden. Zu den Gelehrten von praktischem Berufe zählt man die Juristen, die Aerzte, die Theologen oder geistlichen Herren.

Die Gelehrten von Fach beschäftigen sich mit Gegenständen, die weder auf das bürgerlich öffentliche, noch auf das gesellige Leben der Einzelnen irgend eine ganz unmittelbare Beziehung haben. Freilich versucht der gelehrte J. C. Schmidt (in seinem Grundrisse zu einer vollständigen Reichshistorie, Jena 1759 in 4to, auf allen Seiten der Vorrede) das Publikum zu überreden, daß historische Studien nicht so durchaus unnütz und zeitverderblich seyen, als seinerzeit von sehr vernünftigen Männern angenommen wurde. Hingegen erklärte der berühmte Friedrich Wolf in einer akademischen Vorlesung auf das Bestimmteste: „daß man aus der Geschichte eben nichts Anderes erlerne, als gerade die Geschichte.“ Wenn dieses nun schon von der Geschichte gilt, welcher die Welt noch immer eine gewisse, theils moralische, theils auch politische Nutzbarkeit beizumessen einige Neigung verräth, wie denn könnte von den übrigen Wissenschaften, so lange sie nicht aus dem Gebiete des Nachdenkens und der Forschung in das andere der Anwendung und Praxis übergehen, der unwissenschaftlichen Welt irgend ein genau zu bezeichnender Gewinn und Vortheil verheißen werden?

Doch habe ich hier nur daran zu erinnern, daß sein Lebensberuf den Gelehrten von Fach nur höchst selten mit der praktischen Menschheit in Berührung bringt; daß im Gegentheil seine Leser und Zuhörer, seine Nebenbuhler und literarischen Feinde gemeiniglich seinen hauptsächlichen Umgang ausmachen. Ist der Gelehrte verehlicht, so wird er nur in den Nebenstunden mit seiner Gattin zusammentreffen und sogar in diesen zerstreut und gedankenvoll seyn, was der ehelichen Höflichkeit ihn großentheils zu überheben scheint. Unter diesen Umständen werden die Höflichkeitspflichten des eigentlichen Gelehrten sich auf Folgendes einschränken lassen.

Zuerst soll er ihm gleichgültige Schriftsteller auf verbindlich angenehme Weise am Rande der Seiten anführen oder citiren, hingegen Schriftsteller, aus welchen er einen besondern Vortheil gezogen, glimpflich übergehen, damit Niemand aus deren zu warmer, oder zu bitterer Erwähnung den Schluß ziehe, daß er etwa ein Plagiat begangen habe, was unter den Zunftgenossen nicht wohl aufgenommen wird. Sodann soll er im Polemisiren keines allzugroben Styls sich bedienen, vielmehr die Euphemismen in Anwendung setzen, vermöge deren vieles Harte immer noch mit einigem Anstande sich vorbringen läßt. Die allgemeinste Formel ist die folgende: „Bei aller Achtung, welche ich vor den großen Einsichten, der tiefen Gelehrsamkeit und dem feinen Geschmacke des N. N. stets geheget habe, muß ich doch, in sofern es die Sache N. N. betrifft, von seiner Ansicht abweichen, ja ihm entgegenstellen, daß u. s. w.“ Zum Dritten soll der Gelehrte ihm dargeliehene Bücher und Handschriften wohl aufbewahren und selbige zur verabredeten Zeit an den Eigenthümer zurückstellen. Was über diese dreifache Grundregel hinausliegt, gehört nicht mehr zu der Höflichkeit, welche den Gelehrten als solchen besonders angeht.

In so viel engerer Beziehung stehen zu den übrigen Menschen die praktischen, oder uneigentlichen Gelehrten.

Den Juristen führt sein Geschäft tief in das Innere der Familienverhältnisse. Früher, als jeder Andere, entdeckt er häusliche Zerrüttungen, die Keime bedrohlicher Rechtsstreitigkeiten, Fehltritte und Vergehungen, ist daher bald Beichtiger, bald Anwald, bald sogar Richter über eine alles Bürgerliche und Häusliche umfassende Mannichfaltigkeit von Persönlichkeiten und Verhältnissen. Was ihm entgangen, holt der Arzt nach. Um deren krankhafte Nachwehen richtiger abzuleiten, erspäht er frühere Unordnungen und Versehen seines Patienten; um seinen gegenwärtigen Krankheitsstand zu beurtheilen, sucht er den Schweiß, den Abgang und alles Uebrige herauszulugen, zu horchen und auf alle Weise zu erkunden. Allein noch immer behält der Mensch von seinem Daseyn doch irgend Etwas für sich selbst: das Bewußtseyn aller der Gedanken, Einbildungen, Begierden und Wünsche, welche, als nie zur That gediehen, dem Juristen wie dem Arzte wohl noch konnten entzogen werden. Doch schmeichle er sich nicht, dieses privative Eigenthum einer bestimmten Gegend seines eigenen Selbst auf lange zu behalten; denn schon klopft der

Theologus an seine Thüre, um, lebend oder sterbend, auch dieses lezte Geheimniß ihm zu entreißen.

Der Jurist, der Arzt, der Theolog stehen demnach ihren Clienten, Patienten und Beichtkindern, streng genommen, gleich nahe. Indeß wird ihr Benehmen gegen dieselben, nach Art und Beschaffenheit des Gegenstandes ihrer Nachforschungen, jedes die eigene Färbung annehmen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom nahen Ende des Menschengeschlechts.

(Beschluß.)

Die Errungenschaft der Menschheit, wie sie jezt ist, nach ihrem wahren Wesen zu bezeichnen, sagen wir: sie hat genießen gelernt. Während sie prahlend von ihrem künftigen Loose sprach, sagte ihr eine innere Stimme — und sie tönt in jeder Brust und vernehmlich genug — ein solches warte ihrer nimmermehr. Durch die Eigensucht an die Gegenwart gekettet, mit der allein ja alle übernächtigen Wesen wuchern, macht sie die Eitelkeit, die allein ja schadlos hält für grobe Selbsttäuschung, zur lustigen Brücke in die Zukunft. Die Vergangenheit — mit der hat sie naturgemäß gebrochen, mit der verknüpft sie kein Band der Sympathie; wird ja doch sie für keinen neuen gesellschaftlichen Zustand Vergangenheit seyn. Aus diesem Verhältniß, das bis auf uns nicht eintreten konnte, ergeben sich zwei Erscheinungen im Staatsleben, die beide für unsere Zeit gleich bezeichnend sind: die Heerschaft des Geldes und das gesellschaftliche Uebergewicht der Jugend. Keine Geschichte hat davon ein zweites Beispiel aufzuweisen; in der unsrigen ist es vollkommen in der Ordnung. Die Völker fühlen das Bedürfniß, sich gänzlich in das enge Leben zu flüchten und eine Art von Götzendienst mit dem Repräsentanten der flüchtigen Genüsse zu treiben, die sie noch ein paar Tage bei der nahen Aussicht des unvermeidlichen Endes trösten. Auf sie ist ein Vermächtniß übergegangen, das von ihnen nicht weiter erben wird, und so haben sie denn aus der Kultur eine Leibrente gemacht; und durchdränge nicht die Welt das innerste Bewußtseyn unseres bevorstehenden Untergangs, wer hätte denn den jungen Leuten unserer Generation gesagt, diese werde der Achtung, welche alle Zeiten dem Alter gezollt, für sich selbst kaum mehr vonnöthen haben?

Nicht mehr die Götter nehmen Abschied, wie zu Konstantins und Galerius Zeiten, sondern die Menschen: sie leben in Gesellschaft, aber die Seele jeder Gesellschaft ist mit fester Staatsform und Glauben von ihnen gewichen; sie bilden eine Gattung, aber bei der rasch fortschreitenden Entartung, welche das gräßliche Ferment der Leidenschaften, der Laster, der von überkultivirtem Zustand unzertrennlichen Krankheiten reißend beschleunigt, braucht es nur ein paar Jahre Barbarei, und sie sinken unter die Albinos herab. Und man frage nicht, wann die Barbarei ihren Anfang nimmt; eine Revolution, ein Krieg möchte leicht statt meiner Antwort geben. Die nächste Sturmglocke, die über Europa hin diese Menge ohne Zusammenhalt, ohne Liebe, ohne Gesetz, ohne Gott aufschreckt, kann ihr zur Todtenglocke werden. Sie tummele sich immerhin, um die Spanne Zeit noch zu kosten, sie genieße in stürmischer Hast dieses Tags, dem kein anderer folgt, und vertreibe sich des Todes Bitterkeit durch tobende Leidenschaft: unbewußt sizt sie an Belsazars Gastmahl. Der Lärm, den sie macht, wird nicht mehr lange das Schweigen der Schöpfung brechen. Der Raum, den sie zu durchlaufen hatte in der Zeit, ist nicht grenzenlos wie ihr Hochmuth, und die blinde Hast, mit der sie einem unbekannten Ziele zustürzt, ist nichts als der beschleunigte, unaufhaltsame Sturz abwärts in den Abgrund. Die Natur wird andere Geschlechter schaffen, allerdings, aber keines erhält sie ewig; ewig ist nur die Natur selbst.

Grell stechen diese herben Betrachtungen von den schmeichelnden, schimmernden Palingenesien unserer Optimisten ab, die in ihres Herzens Unschuld von einem neuen goldenen Zeitalter für die altersschwachen Völker träumen. Ich weiß wohl, eine traurige Wahrheit kann den Menschen nie behagen, wie eine glänzende Lüge, und so hege ich denn auch nicht die thörichte Hoffnung, daß man mir Gehör schenken werde . . . . Die Perfektibilität ist heutzutage kein theoretischer Satz, der, wie jedes System, bestritten werden kann; sie ist ein philosophisches Faktum, und es brauchte nur noch ein wenig mystischen Firniß, so wäre sie ein Dogma. Man gibt sich gar nicht mehr die Mühe, sie zu beweisen, man predigt sie auf dem Lehrstuhle mit großem Aufwand von Wissenschaft. — Leider hat der Mann, den die Welt vorzugsweise den Weisen nennt, es schon vor dreitausend Jahren ausgesprochen, daß all unser Wissen eitel ist, und wenn dies nicht die einzige Wahrheit ist, die wir wissen können, so möchte uns leicht gar keine beschieden seyn. So viel ist gewiß, die Philosophie hat seit damals keinen ihrer Schleier gelüftet, und ein denkender Mensch, der in diesem Falle nur glaubt, wenn er sieht, hat schwerlich Lust, gegen Salomos Spruch zu appelliren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Eine Kunstausstellung ist für die Pariser immer eine wichtige Begebenheit und sezt alle Stände in Bewegung. Einige hundert Künstler tragen zu dieser Ausstellung bei, und natürlich ist ihren Familien und Freunden sehr an dem guten Erfolge ihrer Leistungen gelegen. Für die übrige Zuschauerwelt ist es immer ein höchst gefälliges Schauspiel, hier in den großen Sälen des Louvre, wo man gewohnt ist, sonst die Meisterstücke der ältern Kunst zu bewundern, Alles beisammen zu finden, was seit einem Jahre die neue Kunst in Frankreich, und vorzüglich in Paris, hervorgebracht hat, und in einer Stunde die sämmtlichen Produkte des jezigen Kunstgenius überschauen zu können. Eine Stunde ist freilich wenig, um über 2000 Stücke zu betrachten: ich spreche aber auch nur vom Ueberschauen; das Durchgehen im Einzelnen ist freilich nicht so bald abgethan, und es gibt viele Leute, die fast täglich der Ausstellung ihren Besuch abstatten und die 2000 Stücke der Reihe nach durchstudiren. Glücklicherweise befinden sich unter den 2000 Stücken einige hundert Porträts, mit denen man bald fertig wird; denn was gehen uns alle die unbekannten Gesichter an, die ihren Verwandten wahrscheinlich lieb und theuer, uns aber so gleichgültig sind, wie die Vorübergehenden auf der Gasse? Leider haben auch fast immer die Häßlichen die größte Wuth, sich malen zu lassen, und man kann daher auf der Bildergalerie auch alle möglichen Abstufungen des Häßlichen bequem studiren, und allenfalls eine Theorie desselben sich abstrahiren, obschon sich wahrscheinlich die Maler noch viele Mühe gegeben haben, es so gut als möglich zu mäßigen und zu verdecken. Der Direktor des Museums ist auch so klug, allen diesen Gesichtern eine obere Reihe über den andern Gemälden anzuweisen, wo sie wenigstens den Genuß der leztern nicht stören, und nur denjenigen in die Augen fallen, welche den Kopf aufheben; ich habe aber nicht bemerkt, daß sich viele Leute dieser Mühe unterziehen. Noch besser wäre es, wenn man diese Legion von Köpfen vor der Thüre gelassen hätte; die Ausstellung würde darum nicht schlimmer geworden seyn; allein manche Maler haben nichts aufzuweisen als Porträts, und sie halten darauf, weil dies ihr bester Nahrungszweig ist, und ein gutes Porträt ihnen Gelegenheit verschafft, wiederum andere zu malen. Die Kunst geht wie immer nach Brod, und obschon es hier manche reiche Künstler gibt und manche mehr Bestellung haben, als sie liefern können, so gibt es doch auch viele, die übel bestehen würden, wenn man ihnen das Porträtmalen abschnitte. Dieses Fach ist also für sie eben so wichtig, als dem Publikum gleichgültig, einige wenige Stücke ausgenommen, die auch als Kunstwerke beachtet zu werden verdienen. Mit den Heiligenbildern ist es beinahe aus; die Kirchen bestellen zwar noch dergleichen, aber selten bei Künstlern ersten Ranges; denn sie sind nicht vermögend genug, dieselben theuer zu bezahlen. Schlachtengemälde erblickt man noch hie und da; indessen ist man doch auch dieser ziemlich satt. Zur Napoleonschen Zeit war Ueberfluß daran, und auch noch unter Ludwigs XVIII. Regierung hatten die Maler und das Publikum den Kopf voll von den Zügen aus den vielen Kriegen und Schlachten der lezten Zeit. Jezt aber genießt man schon so lange der Annehmlichkeiten des Friedens, daß jene Feldzüge in ein gewisses historisches Dunkel zurückgetreten sind und ihr Andenken nicht mehr unaufhörlich wiederkehrt. Die Künstler sind daher auch so klug und lassen die Kriegsthaten einmal ruhen. Alle können sie jedoch Napoleon und seine Schlachten noch nicht fahren lassen. Er spukt noch, der große, berühmte Mann, hie und da auf den Bildern, bald in grauem Ueberrock, der wahrscheinlich sein klassisches Kostüm in der Zukunft werden wird, bald in grüner Uniform mit schön gewichsten Stiefeln und kleinem dreieckigen Hute. Allein hundert andere Künstler haben sich an die unerschöpfliche Natur gehalten und uns Landschaften zum Besten gegeben, französische, schweizerische, deutsche u. s. w. Auch die neuere Geschichte hat ihnen Stoff gegeben, oder die neuern Romane.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, April.

(Fortsetzung.)

Erbauungs-Literatur.

Die andere religiöse Zeitschrift ist: „Der Sonntagsabend. Blätter für gebildete Christen. Herausgegeben von August Hausrath, Diakonus in Karlsruhe.“ Hier ist Ernst und Ueberzeugung, Einheit und Consequenz. Der Verfasser, ein beliebter Prediger in hiesiger Stadt, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Geistlichen vortheilhaft dadurch, daß er nicht mit geschlossenen Augen predigt. Hausrath verhehlt es sich nicht, daß religiöse Gleichgültigkeit größtentheils wirklich bestehe, und ist einsichtsvoll genug, um die Wirksamkeit und den Einfluß des Religionslehrers auf seine Gemeinde nicht zu überschäzen. Aber er vertraut auch, daß ein vernünftig verstandenes Christenthum zu viel Wahrheit und Herrlichkeit habe, als daß ein entwickelter Geist sich ihm nicht mit Kraft und Liebe zuwenden und es in sein Leben einführen sollte. So legt er seine individuellen Ansichten, hervorgegangen aus rationellen Forschungen, den Gebildeten dar, ohne durch eine geistliche Autorität für sie gewinnen, ohne einem Aengstlichen seinen frommen Glauben stören zu wollen. Solche, denen die einmal angeeignete Form der Religiosität die Hauptsache ist, deren Glauben an der Unveränderlichkeit der Lehrmeinungen hängt, solche, der kennt er frei, mögen seine Blätter als nicht geschrieben betrachten. Die Grundsäze des Protestantismus durchdringen dieselben, nicht versteinerter Lehrsäze, wie sie etwa eine Concordienformel feststellt, sondern eines Protestantismus, der sich durch jahrelange blutige Reformationskämpfe die Freiheit erworben, zu protestiren gegen alle irreligiösen Eingriffe in das Recht eines wohlverstandenen, freien Christenthums. In diesem Sinne gab der Verfasser bisher in einer Reihenfolge von Nummern theils in Aufsäzen und Gedichten, theils in Predigten Belehrung, Verständigung, Aufklärung, ich will nicht sagen Erbauung, weil darunter gewöhnlich nur das Versetzen in eine gewisse weiche Stimmung verstanden wird, die versaust und oft nicht viel Erbauliches zurückläßt. Freilich gibt die Zeitschrift Vielen auch Anstoß; die Pietisten schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, die Blindgläubigen fürchten sich davor, weil sie nicht verlieren wollen, was sie zu besizen meinen, aber die Verständigen finden darin eine Ueberzeugung ausgesprochen, die sie lange im Stillen und selbst oft unbewußt hegten, und finden sie in Uebereinstimmung gebracht mit den wahren Lehren des Christenthums, die erkälteten Gleichgültigen gewinnen eine Ansicht der christlichen Lehre daraus, die derselben ihr Interesse wieder zuführt, und so knüpfen sich von verschiedenen Seiten Bande an, die lose waren, und das Christenthum wird den Gebildeten gerettet, die es fast nur noch als eine Staatseinrichtung für das Volk betrachten wollten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. April 1834.

— Es ist ein groß Ergetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Goethe.

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften. *)

Von

Dr. Nürnberger.

Wir beginnen unsere dießjährigen naturwissenschaftlichen Berichte mit guten Aussichten, indem die ersten Gegenstände, die uns aufstoßen, zwei ungemein wichtige, in ihren Folgen für das Leben noch gar nicht zu berechnende neue Erfindungen sind; die dialytischen Fernröhren und Rutters neue Wärmeerzeugungsmethode. Beide Erfindungen sind bereits praktisch erprobt, beide haben sich über die kühnste Erwartung bewährt, und beide werden sich wahrscheinlich noch so sehr ausbilden lassen, daß für Wissenschaft und Gewerbe dadurch ein ganz neuer Standpunkt begründet werden dürfte.

Was zuerst die dialytischen (von einem griechischen, „Trennung" bezeichnenden Worte) Fernröhren betrifft, so bemerken wir, das Historische der Erfindung anlangend, daß der Gedanke dem wackern Wiener Professor der Astronomie, Littrow, die Ausführung aber dem dortigen geschickten Optiker Plössl angehört. Es ist den Lesern bekannt, daß die Objektivgläser in den achromatischen (farblosen) Fernröhren bis jezt, nach der ursprünglichen Methode des großen englischen Optikers Dollond, aus zwei erhabenen Linsen von Crownglas, und einer dazwischen stehenden, auf beiden Seiten vertieften oder concaven, von Flintglas zusammengesezt wurden. Ein solche Verbindung gibt, wie man durch eine kleine Zeichnung sogleich findet, wieder eine auf beiden Seiten convexe Linse, und man kann die solchergestalt aus drei Gläsern zusammengesezten Objektive sogleich unterscheiden, wenn man ihnen eine Lichtflamme vorhält, welche sich in jeder der Doppelflächen, hier also sechsfach abspiegelt. Die große Schwierigkeit bestand nun darin, hinreichend große, reine Flintglasscheiben ohne schädliche Wellen und Streifen zu erhalten. Denn das Flintglas hat einen starken Beisatz von Bleikalk, und dieser metallische Bestandtheil schmilzt mit den andern Glasmaterien nicht leicht zu einer homogenen, blasenfreien Masse zusammen. Daher kostete das Flintglas zu einem größern Refraktor immer außerordentliche Summen, welche bei Instrumenten von mehr als zehn Zoll Oeffnung in die Tausende stiegen. Zwar ist es auch nicht ganz leicht, optisch anwendbare Stücke Crownglas von größern Dimensionen zu erlangen; indeß gelingt dies doch eher, und man schäzt die Schwierigkeit im

*) Vergl. Nr. 191 u. ff. unserer vorjährigen Blätter.

Allgemeinen etwa nur halb so groß wie beim Flintglas. Alles kam also darauf an, eine solche Einrichtung der Refraktoren zu erdenken, daß die große hohle Flintglaslinse zum Objektiv entbehrlich würde. Dies führte den Erfinder der dialytischen Fernröhren auf die Frage, ob es denn zur Darstellung eines farblosen Bildes unerläßlich sey, im Objektiv Flint- und Crownglas, wie bisher, dicht zu vereinigen, und ob man nicht vielleicht beide Glasarten trennen (woher der Name), und hinter einem großen Objektiv (der Collektivlinse) von lauter Crownglas eine kleinere Correktionslinse von Flintglas anbringen, und so doch die Bedingung des Achromatismus, welcher immer von der Anwendung beider Glasarten abhängt, erzielen könne?

Dieses ist nun Littrows großer und schöner Grundgedanke der dialytischen Fernröhren, welchem Plössl, wie gesagt, durch praktische Ausführung Leben verliehen hat. Seine Instrumente haben nach einer noch vervollkommneteren Einrichtung ein getrenntes dreifaches Objektiv, so daß sich die Flintglaslinse von viel kleinerem Durchmesser, in bedeutender Entfernung von der Collectivlinse, im Rohre selbst befindet. Plössl verfertigte zuerst ein solches dialytisches Fernrohr von 26 Linien Objektivöffnung und 22 Zoll Brennweite oder, was für astronomische Fernröhren fast das Nämliche sagt, Länge, *) und zwar hatte er gerade diese Dimensionen gewählt, um sein Instrument mit einem Ramsdenschen, genau von denselben Verhältnissen, aber nach der alten Dollondschen Einrichtung, vergleichen zu können, welches bisher als unübertrefflich betrachtet worden war; die Plösslsche Arbeit aber gewährte augenblicklich größere Lichtstärke und Präcision. Unterdeß sind aus seiner Meisterhand nun schon mehrere solcher dialytischen Fernröhren hervorgegangen, und von den ersten Astronomen Europas, Enke zu Berlin, Hansen zu Seeberg, Littrow zu Wien, Schuhmacher zu Altona, Struve zu Dorpat u. s. w. geprüft und übereinstimmend gleich vortrefflich befunden worden. Hansen unter andern erklärt, den Jupiter noch durch kein anderes Instrument mit solcher Präcision und Klarheit gesehen zu haben.

Trotz dieser Vorzüge kommen nun dergleichen Fernröhre von der neuen Einrichtung, eben wegen des Wegfallens der großen Zwischenlinse von dem theuren Flintglas, viel wohlfeiler als die Refraktoren nach der frühern Einrichtung zu stehen. Die Correctionslinse von Flintglas, deren Plössl zu seinen dialytischen Instrumenten bedarf, braucht im Durchmesser nur etwa halb so groß zu seyn als die Collektivlinse von Crownglas, und in einem ähnlichen Verhältnisse sinkt der Preis. Der Künstler macht Preiscourante seiner Produktionen bekannt, aus denen sich ergibt, daß man bei ihm, gegen die Preise der sonstigen Instrumente, um mehr als die Hälfte billiger kauft; für etwa 100 preußische Thaler z. B. erhält man ein dialytisches Fernrohr von Messing von 26 Linien Oeffnung, 22 Zoll Brennweite, mit zwei astronomischen Ocularen zu 45- und 70maliger Vergrößerung, Sonnenglas u. s. w. in einem polirten Kasten von Nußbaum, während ein ähnliches Instrument nach Dollondscher Einrichtung gewiß über 200 Thaler kosten dürfte. Wir würden uns freuen, wenn wir manche der Leser, indem wir sie auf so vortreffliche und dabei so wohlfeile Instrumente aufmerksam machen, zu eigener Himmelsbeobachtung bestimmen könnten. Sie entschließen sich dazu vielleicht um so leichter, wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß die dialytischen Fernröhren überdieß durch die Bequemlichkeit größerer Kürze bei wenigstens gleicher Wirkung ausgezeichnet sind, indem sie beiläufig für jeden Zoll Oeffnung nur einen Fuß Länge fordern.

Versprechen demnach die dialytischen Fernröhren so viel für die Wissenschaft, so läßt sich von des Engländers Nutter neuer Wärmeerzeugungsmethode, auf welche wir nunmehr übergehen, für das bürgerliche Leben und das Gewerbe vielleicht noch mehr erwarten. Der Hauptgedanke dieser neuen Wärmeerzeugungsmethode, und den wir gleich hervorheben müssen, ist gewissermaßen: Wasser selbst als Brennmaterial, oder wenigstens als Hitzedarstellungsmittel, zu benutzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Der Jurist will gewichtvoll und äußerst thätig erscheinen; sein Bezeigen muß daher ernsthaft, nachdenklich, doch andrerseits auch nicht finster und abschreckend seyn. Ist er Anwald, so vermeide er jenen Anstrich von Leichtigkeit und Nichtachtung des Gegners seiner Partei, welche mehr eitle, als kluge Advokaten anzunehmen lieben; denn es hat dieser Anstrich einen Abschein von Charlatanerie, und flößt kein Vertrauen ein. Die Bedenklichkeiten und Besorgnisse seiner Partei soll er demnach keineswegs mit einem nichtssagenden, zerstreuten Lächeln, noch mit höhnischem Kopfschütteln anhören, sondern mit Ruhe und Ernst. Die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges soll er nicht früher, als nachdem er die Aufgabe ganz übersehen und durchschaut hat, seinem Klienten andeuten, und auch in diesem Falle das Ungewisse der Ansichten und besondern Entscheidungsgründe

*) Die Länge eines astronomischen Fernrohrs, nach älterer Einrichtung, ist nämlich der Summe der Brennweiten des Vorderglases und Augenglases, oder, wegen der geringen Brennweite des leztern, fast der des erstern gleich.

des Richters hervorheben, daher wohl seiner Kräfte beste Anstrengung und Leistung, doch mit Sicherheit nichts Anderes verheißen. Obwohl man nicht ohne einiges Vergnügen auch die leeren Versprechungen anhört, so bemerkt man doch gar bald deren Unzuverlässigkeit, faßt daher zu denen, welche gar nichts über die eigene Kraft Hinausliegendes verheißen, ein ungleich festeres Vertrauen. Als Richter wird aber der Jurist eine noch viel strengere Haltung annehmen sollen, doch ebenfalls nicht in das Düstere und Abschreckende verfallen dürfen, weil dies nicht mehr in Gebrauch, noch ferner beliebt ist. Verwendungen soll er, ohne darauf zu antworten, doch mit Sanftmuth anhören, auf daß es den Anschein habe, als wenn sein Herz ihnen zugänglich sey, und nur mit größtem Zwange der Strenge des Gesetzes sich unterwerfe. Aus demselben Grunde soll er nach harten Aussprüchen einige Tage lang ein schmerzlich düsteres, bedrängtes Ansehen sich beizulegen suchen. Man wird es stets wohl ausdeuten. — Ich habe den Juristen die Geduld im Anhören der Klienten nicht weiter zu empfehlen, weil sie darin, was das Temperament ihnen versagt, durch Uebung frühzeitig zu erlangen pflegen.

Auch der Arzt bedarf einiger Geduld, ich will es zugeben. Doch hat er den Vortheil, die Meldungen seiner Patienten zur Hälfte überhören zu dürfen, weil er, von den Umständen weniger abhängig als der Jurist, während der Kranke, oder die Wärter und Angehörigen reden, für sich selbst ruminiren und beschließen darf, was ihm gut dünkt. Häufig vernehmen die Aerzte von allen diesen Umständlichkeiten nicht ein einziges Wort, was auch statthaft und ganz ohne Folgen ist, so lange sie den Anschein der größten Aufmerksamkeit beibehalten und vermeiden, durch ein plötzliches Anheben vom Wetter, vom Kriege und von den Stadtneuigkeiten scharfsinnigen Leuten ihre Abwesenheit und Zerstreuung zu verrathen. Uebrigens sollen die Aerzte nach ihrer eigenen und nach der Individualität ihrer Patienten das Benehmen verschiedentlich einzurichten verstehen. Einige dürfen sich kurz fassen, entschieden, absprechend, selbst unverbindlich seyn; man sezt eben auf diesen Charakter stets das gläubigste Vertrauen. Andere sind weich, sanft, theilnehmend, liebevoll; und auf diesem Wege erwirbt man sich die dauernde Anhänglichkeit der Familien, ohne jedoch vor heimlicher Berathung mit anderweitigen Aerzten sich völlig sicher zu stellen. Mäßige Verdienste mögen von beiden Arten und Formen der ärztlichen Höflichkeit diejenige auswählen, welche ihrer Person und Praxis zumeist sich anzueignen scheint. Hingegen darf das medizinische Genie einer dritten und fast negativen Form der Höflichkeit sich bedienen, welche eigentlich nicht dieses, noch jenes, sondern gar kein Betragen ist. Ich verstehe die bekannte Manier, gleich den Gespenstern zu erscheinen und zu verschwinden, nach den Umständen Heil und Verderben bringend und drohend, so daß man ihre Besuche und Anwesenheiten vornämlich aus den Wirkungen, welche sie hinterlassen, erkennt und mit Sicherheit abnimmt.

Der praktische Theologus pflegt, gleich dem Arzte, sehr verschiedener Formen der Höflichkeit sich zu bedienen, und sucht gegenwärtig, nachdem die feststehende und sehr generelle Manier älterer Zeit unter den Geistlichen längst erloschen, bei den Menschen aber ganz unbeliebt ist, bald durch Freundlichkeit um ein günstiges Gehör zu werben, bald seine Ueberlegenheit mit einiger Strenge fühlbar zu machen, bald selbst den Schein von Gleichgültigkeit anzunehmen. Bisweilen mag das Eine oder Andere nach den Umständen wohl gewählt und angebracht seyn, was ich auf seinem Werthe beruhen lasse. Indeß scheint mir für das Benehmen des Geistlichen, bei vieler Bescheidenheit in der Beurtheilung und Abschätzung der eigenen Kräfte, und bei großer Milde und Billigkeit in der Auffassung fremder Schwächen, in seinem ernstlichen Willen, seinem Sprengel, seinen Pfarr- und Beichtkindern geistig zu nützen, die wahrhaft unfehlbare Richtschnur ächt geistlicher Höflichkeit schon vollständig gegeben zu seyn. Bei so tiefen und innigen Beziehungen, als ein ächtes christliches Gemeindewesen voraussetzen gestattet, möchten Plan und Absicht eben so wenig an ihrer Stelle seyn, als eine tradionelle Manier und vereinbarliche Haltung. — Durch einen leicht zu durchblickenden Anstrich von kluger Berücksichtigung des Vergänglichen soll man das Ewige, welches in diesem Verhältniß allein gesucht wird, dem Laien nicht verkümmern, noch weniger es ihm verdächtig machen, welches lezte Ergebniß in der Geschichte des religiösen Sinnes einigen Raum einnimmt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Die Kunstausstellung.

Mit den Römern und Griechen verschont man uns jezt glücklicherweise; ein halbes Jahrhundert haben die französischen Künstler auf Kosten jener alten Völker gezehrt; die Revolution fachte das schon verlöschende Feuer wieder an, und David machte Griechen und Römer besser, als man sie je gemalt hatte. Aber nun war es auch aus damit; denn da die Maler sahen, daß sie es nicht über Davids Virtuosität bringen würden, und daß die Römer den Napoleonschen Schlachten weichen mußten, ließen sie Gottlob! Rom und Athen fahren und malten französische Uniformen, Pulverdampf u. s. w. Dies war freilich zulezt nicht ergözlicher, als die ernsthaften Römer; aber es kam doch ein bischen Leben in die Malerei und das ewige Einerlei hörte auf. Heutzutage sieht es sehr bunt bei den Ausstellungen aus, und man kann den Künstlern wahrlich nicht den Vorwurf

machen, daß sie in der Wahl des Stoffes verlegen sind. Sie sind es wohl so wenig, als Scribe und seine Gehülfen; Geschichte, Romane, Dichtkunst, Scenen aus dem bürgerlichen Leben, Alles ist ihnen gut, jeder wählt nach seinem Geschmacke, und nur wenige verfallen auf denselben Gegenstand. Es wäre hübsch, wenn man hinzusetzen könnte: alle, oder fast alle liefern Meisterstücke. Dies ist aber leider nicht der Fall; die Meisterstücke sind etwas Seltenes, und man muß unter den 2000 Stücken der jezigen Kunstausstellung lange suchen, ehe man so glücklich ist, eines zu finden. Freilich haben die ältern Maler wenig ausgestellt, und die Arbeiten der jüngern sind zum Theil nur noch bloße Versuche; man kann also nach den 2000 Stücken den jezigen Zustand der Kunst in Frankreich nicht hinlänglich beurtheilen, zumal sich unter denjenigen, welche Stücke zur Ausstellung geliefert haben, manche Kunstliebhaber befinden, welche nur zum Vergnügen malen oder zeichnen. Ich habe Fremde sich darüber wundern hören, daß unter einer so zahlreichen Ausstellung so wenig ganz Vortreffliches sey; allein je zahlreicher eine Ausstellung ist, desto schwerer hält es, das Beste unter dem Wuste von Mittelmäßigem herauszufinden, und dann bedenke man, daß diese Legion von Gemälden und Zeichnungen beinahe nur das Werk eines einzigen Jahres ist. Drei Gemälde wurden schon am ersten Tage der Ausstellung als die vorzüglichsten bezeichnet, nämlich Granets „Tod des Malers Poussin,“ de la Roche's „lezten Augenblicke Johanna Grays“ und Ingres „heil. Symphorion, wie er dem Märtyrertode entgegengeht,“ also lauter Sterbescenen. Ingres Gemälde wurde schon vor der Ausstellung als ein Meisterstück gepriesen, und seine Schüler hätten sich im Nothfalle dafür geschlagen. In Paris wird Alles leicht Parteisache. Man hat sich ehemals für Schriftsteller, Schauspieler, Tonsezer gestritten und geschlagen; folglich wäre es nichts Unerhörtes, wenn man sich auch für einen Maler stritte und schlüge. Allein seitdem der heil. Symphorion ausgestellt ist, erscheinen der Kritiken so viele und so heftige, daß man kaum noch wagt, unbedingt Ingres Partei zu ergreifen; wenigstens gibt man am Gemälde einige Fehler zu, um die Vorzüge desselben zu retten, und die Meisten denken wie jene Dame, welche sagte: „Ich bin zwar eine gute Christin; allein diesen heil. Symphorion sehe ich abgeben, ohne daß es mir im Geringsten leid thut.“ Ingres ist ein Künstler, der bei der Regierung in Ansehen steht und eine Menge Schüler hat, die natürlich alle für ihren Meister höchlich eingenommen sind; auch in den Zeitungen hat er eine Menge Freunde; allein die öffentliche Meinung, die in einem freien Staate doch immer die Oberhand behält, wenn sie auch zuweilen durch Umstände zum Stillschweigen gebracht wird, spricht doch zu laut, als daß irgend ein Kunstkritiker, wenn er sein Ansehen behalten will, es noch wagte, Ingres Lob auszuposaunen; nur das Journal des Debats, dessen Inhaber, Bertin, er im vorigen Jahre abkonterfeit, bleibt ihm mit der alten Wärme und Partheilichkeit zugethan und vertheidigt ihn, wie ein Ritter aus dem Mittelalter, mit seinen schweren Waffen.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, April.

(Beschluß.)

Journalistik.

Noch ein drittes Blatt, das schon im vorigen Jahre entstanden ist, beschäftigt sich mehr mit der Kirche, als mit der Religion: „Das badische Kirchenblatt.“ Es scheint nicht sehr verbreitet zu seyn und kann es auch nicht, da es sich den Kreis selbst sehr enge gezogen hat. Ohne einen festen religiösen Grund auszusprechen, von dem es ausgeht, scheint es fast nur von der Hand in den Mund zu leben, d. h. nur von dem Stoff, welchen ihm Erlasse der obersten badischen Kirchenbehörde, kirchliche Einrichtungen, Schulprüfungen ꝛc. vorübergehend darbieten. Aus zerstreuten Aeußerungen solcher Aufsäze findet man endlich aber ein System oder eine Grundlage zusammen, auf welcher die Herausgeber fußen, nämlich Selbstständigkeit der Kirche, Trennung der Kirche vom Staat: die Kirche unabhängig, sich selbst erhaltend, sich selbst regierend, ihre Repräsentanten, die Geistlichen, an Ansehen, an Macht gewinnend, kurz, eine protestantische Hierarchie. Wäre es das, was die gesunkene Kirche bedarf? Eine mächtige Kirche steht selten neben der ächten Religiosität des Volks, und Priesterherrschaft, protestantisch oder katholisch, hat noch nirgends Gutes gewirkt. Die Vernachlässigung, Hintansezung, Geringschäzung der Kirche von oben und unten ruft hier den Wunsch des andern Extrems hervor. Aber hier ist es nicht Macht und Reichthum, was das Ansehen geben kann, sondern Einheit, Begeisterung, Charakter ihrer Diener. — Man sollte glauben, da drei solche Blätter bestehen, wo wir im ganzen Lande nur sechs politische haben, das Kirchliche und Religiöse errege wenigstens halb so viel Interesse, wie die Politik, dem ist aber nicht so.

Ich bin mit meinen Neuigkeiten der Journalistik noch nicht zu Ende. Ein „Malerisches Kunst- und Unterhaltungsblatt“ habe ich noch zu berühren, mit guten Steinzeichnungen nach meist bekannten Bildern, von dem bekannten Porträtmaler Grund ausgeführt. Das Blatt besteht unter der Redaktion von Fr. Senpel bereits fünf Jahre in der Schweiz, und wurde nun hieher verlegt, weil die Industrie in Druck und Steindruck hier sehr rege ist, und verhältnißmäßig wohlfeil sehr gute und elegante Arbeit liefert. Der Text zeichnet sich von dem gewöhnlicher Unterhaltungsblätter nicht anders aus, als daß die Wahl der Gegenstände die Kunst, so weit sie sich in ein solches Unterhaltungsfach hereinziehen läßt, besonders berücksichtigt. Ob sich das Blatt in Baden so beliebt macht, wie in der Schweiz, steht noch zu erwarten. Hier trat es noch außerdem als Rival des bekannten Karlsruher Unterhaltungsblatts auf, das in seiner Anspruchslosigkeit die beneidenswerthe Anzahl von 3500 Abonnenten besizen und seine Exemplare bis Reval und Jassy schicken soll. Doch wird es sich jezt gegen die anwachsende Fluth von Pfenningserzeugnissen mit Holzschnitten und Stahlstichen zu wehren haben, da es troz seiner weiten Verbreitung weder mit Geist geschrieben, noch, einige talentvolle Kompositionen abgerechnet, mit Kunstfertigkeit gezeichnet ist. Die Einwirkung eines solchen Blattes — es ist hauptsächlich für die jüngere Generation berechnet — könnte nicht unbedeutend seyn, wenn es von einem höhern Standpunkte als von dem buchhändlerischen aus geleitet würde, wenn es ein Mann von Geist und Talent in der Hand hätte, der nach einem Plane und nach Grundsäzen unterhaltend zu belehren und belehrend zu unterhalten wüßte. Mit trockenen Thierbeschreibungen und abgedruckten Schauergeschichten ist es aber da freilich nicht gethan. — Ein belletristisches Blatt mit örtlichen Anklängen von Baden, das seine Probeblätter ausgab, scheiterte mehr an der Unsicherheit und Aengstlichkeit des Unternehmers, als durch Mangel an Theilnahme. Von dem Beiblatte des Zeitgeists, das vorzüglich der Theaterkritik gewidmet scheint, spreche ich ein andermal.

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. April 1834.

— Er drängt sich unter eure Gäste,
Und macht sich einen Spott aus eurem Feste.

Shakespeare.

Eine tatarische Hochzeit. *)

Ich hatte die Wolga passirt und mich einige Tage in Kasan aufgehalten, um die Merkwürdigkeiten dieses ehemaligen Besitzthums des Chans der goldnen Horde zu sehen, als die Nachricht einlief, das Eis der Kama, über welche mein Weg führte, sey gebrochen. Ich mußte mich nun zu längerem Aufenthalt einrichten, und so nahm ich mir vor, die hier wohnenden Tataren näher kennen zu lernen, obgleich ihre Sitten und Gebräuche hier natürlich mannichfaltig modifizirt sind und vieles von dem Originellen der im südlichen Asien wohnenden Stämme verloren haben, und noch nach und nach ablegen. Bald erfuhr ich, daß in einigen Tagen eine Hochzeit reicher Tataren gefeiert werden solle, welcher ich wo möglich beizuwohnen beschloß. Im südlichen Asien wäre dies unmöglich, oder wenigstens mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft gewesen, hier hoffte ich es durchzusetzen. Die hier lebenden Tataren sind Mohamedaner (nicht so die Sajanischen, welche ich später besuchte), und so zerfällt eine solche Hochzeit in eine Frauenhochzeit, welche zuerst bei der Mutter der Braut gehalten wird, und in eine Männerhochzeit bei dem Vater des Bräutigams. Bei der leztern zu seyn, hatte für mich keine Schwierigkeit, da ich ein paar ihrer Priester gut kannte; aber der Frauenhochzeit darf kein Mann beiwohnen, und wäre es ein Fürst der Tataren oder ihr Oberpriester. So spricht unabänderlich das mohamedanische Gesetz. Aber ohne die Frauenhochzeit gesehen zu haben, hätte ich ja nur den halben Begriff von der Sache gehabt. — Die tatarischen Hochzeitgebräuche sind auf dem Lande, wie ich hörte, in mehreren Stücken verschieden; auch hält es da weniger schwer, bei der Frauenhochzeit Zuschauer zu seyn, da schon das Lokal nicht so abgeschlossen werden kann.

Beschließt ein Tatar, zu heirathen, sey's die erste Frau, oder gefällt ihm diese nicht mehr und erlaubt ihm sein Vermögen, noch eine zweite, *) dritte Frau hinzuzufügen, so sagt er's seiner Mutter oder einer seiner nächsten Verwandten. Kaum hat diese ihren Bekannten Kunde gegeben, so sammeln sich die Sybillen und empfehlen die oder jene. Diese hat rabenschwarzes Haar, weich wie Seide, ist weiß wie die Lilie; jene hat Augen, strahlend wie das Licht der Sonne, ist schön wie die Tulpe, geschickt im Weben u. s. w. Nun wird nach dem Kaufpreis (Kalün) der Schönen gefragt, d. i. wie

*) Fortsetzung der mit Nr. 211, 1833 begonnenen Skizzen, und mit Bezug auf Nr. 64 — 71 dieses Jahres.

*) Tataren, welche eine entfernte Stadt, einen Handelsplaz oft besuchen müssen, haben meist dort eine zweite Frau.

viel baares Geld, Pferde, Schaafe 2c. für sie bezahlt werden solle. So geht es hin und her, bis man Handels einig ist. Der Bräutigam kann sie nicht zu sehen bekommen, ehe nicht der Segen über beide gesprochen ist, also erst nachdem sie ihm angetraut worden. Er muß dann mit der zufrieden seyn, zu welcher man ihn führt. Ein trauriger Liebeshandel, der allerdings in der Regel sehr prosaisch ist; doch muß es auch sentimentale Tataren geben, da mir nachfolgende Verse von einem verehrten Freunde mitgetheilt worden sind, welche in klagendem Tone durch die Nase mit zitternder Stimme gesungen werden; ich theile sie hier mit, so gut ich die Aussprache nachzuahmen weiß. Der erste Vers ist auch deßhald bemerkenswerth, weil in demselben die Haupttöne der tatarischen Sprache zusammengedrängt seyn sollen. Es ist ein junger Tatar, welcher Seidencocons, wahrscheinlich in einer Maulbeerpflanzung, von einem Baum zum andern abwickelt. Während seiner Arbeit singt er:

Tolgha talghingefak süsdüm
Tartada tarda tarkadüm
Wachadalarni jerak küdüm
Kütada kuda sarükdüm.

Vom Baum zum Baum spann ich die Seide,
Und die Zeit wurde mir sehr lang;
Da dacht' ich an sie, die Geliebte,
Und die Zeit verflog dann geschwinder.

Daß es aber auch ähnliche Tatarinnen gebe, möge der folgende Vers beweisen.

Iki Idel brr Dinges
Acha mikan brr dikes
Borsongis salam aitikes
Sachanschikan tscharchan tikes.

Zwei Wolga Ein Meer,
Fließen sie nicht gleichförmig?
Wenn ihr ihn seht, so grüßt ihn
Und sagt ihm, daß ich vor Betrübniß gelb geworden bin.

Die zwei Wolga bedeuten die Wolga und die Kama, welche die Tataren die schwarze und die weiße Wolga (Idel) nannten; Ein Meer, das ist das kaspische Meer, in welches sich die Wolga mit der Kama vereint ergießt. Der Sinn ist: sind wir nicht von gleicher Familie? (beide große Ströme) warum wollen wir uns nicht vereinigen und vereint in's Meer der Liebe fließen? Ihr Geliebter hat sie verlassen und sie bittet klagend, ihm zu sagen, daß sie vor Kummer darüber gelb, blaß geworden sey.

Häufig kann auch wohl der junge Tatar das Mädchen vorher gesehen haben, um welche er dann anhalten läßt, da die Tatarinnen, wie alle Morgenländerinnen, mit dem sie verhüllenden Schleier oft kokettiren. Wenn ich die Tatarenstadt durchwanderte, um in's Freie zu gelangen, traf ich an Festtagen stets viele Gruppen tatarischer Mädchen, welche dort lustwandelten; wollte ich nun eine und die andere gern sehen, so ging ich dicht an ihnen vorbei und lobte die im rothen oder blauen Kleide; meist öffnete sich dann der Schleier, um ihn besser zu arrangiren, und während der Zeit sah man sie von Angesicht. Doch ich darf die Hochzeit nicht vergessen.

Ein verehrter Freund hatte mir die erste Nachricht mitgetheilt und sorgte dafür, daß seine Gemahlin zur Frauenhochzeit eingeladen wurde. Hierauf baute ich meinen Plan, nebst meinem Freunde bei der Hochzeit zu seyn. Anfangs wollten wir uns als Frauenzimmer verkleiden und so jene Dame begleiten, allein wir wären leicht erkannt worden und hätten ein noch schlimmeres Loos gehabt als ungeladene Gäste. So beschlossen wir, gerade hinzugehen und unter dem Vorwand, ich sey so eben angekommen und habe ihr wichtige Familiennachrichten unverzüglich zu überbringen, zu ihr in's Zimmer zu dringen und da zu bleiben. Die List gelang; wir standen im Zimmer und glaubten in eine Seifenbude *) zu treten, solch ein Seifengeruch quoll uns entgegen, der von den täglichen fünfmaligen Waschungen des ganzen Körpers herrührt, welche das mohamedanische Gesetz vorschreibt, und die wenigstens von den Vornehmern, bei denen wir uns jezt befanden, vorgenommen werden. Die Wände des Zimmers waren auf's Reichlichste mit weißen Handtüchern behangen, an jedem Ende eine weiße Franse und etwas höher zwei rothe Kanten darin.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Tataren sind Meister in der Seifenbereitung und haben hier große Seifenfabriken.

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsetzung.)

Es ist bekannt, daß ölige, harzige, überhaupt fette Substanzen beim Verbrennen meistens viel Rauch erzeugen. Die Erscheinung des Rauches ist aber immer ein Beweis, daß der Verbrennungsprozeß nicht normal erfolgt, weil sonst das gesammte Brennmaterial durchaus nur zu Wärme und Licht, ohne allen Rauch, zersezt werden müßte. Man kann dies am besten an unsern Studierlampen sehen: ist der Docht derselben gerade hoch genug geschroben, so gewähren sie nur Licht und Wärme ohne allen Rauch. Bei größern Feuern ist aber eine solche Regulirung wie bei der Lampe durch die Dochtschraube praktisch nicht ausführbar, und man mußte also auf ein anderes Mittel denken, um den entfliehenden

Rauch für die Hitzeerzeugung nutzbar zu machen. Nun entsteht dieser viele Rauch verbrennender, fetter Substanzen daher, daß in ihnen der Kohlenstoff vorwaltet, und es kam demnach darauf an, ihnen einen dritten Körper hinzuzufügen, der gedachten Kohlenstoff leichter verbrennlich macht, und überdieß viel Sauerstoff enthält, weil der Sauerstoff bekanntlich die Energie eines jeden Verbrennungsprozesses auf das Mächtigste unterstützt.

Allerdings wußte man längst, daß das Wasser derjenige Körper sey, welchem gedachte Eigenschaften beiwohnen: das Wasser besteht nämlich bekanntlich aus einer Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff; der Wasserstoff würde also, durch seine Vereinigung mit jenem Kohlenstoffe, den leicht verbrennlichen Kohlenwasserstoff erzeugt und der frei gewordene Sauerstoff dagegen den Verbrennungsprozeß bis zur äußersten Intensität gesteigert haben. Auch war ja bekannt genug, daß die Schmiede und andere Feuerarbeiter ihre Kohlen mit Wasser besprengen, wenn sie einen besonders hohen Hitzegrad erzeugen wollen. Allein für die Zwecke, welche Rutter besonders im Auge hatte: die größtmögliche Hitzevermehrung bei Gaserzeugungsapparaten, um Außerordentliches zu bewirken, wurde jenes Verfahren unserer Schmiede nicht ausreichend befunden.

Rutter ging also weiter, ohne jedoch das Prinzip aus den Augen zu verlieren, und verfiel endlich auf eine Einrichtung, welche, nach vor uns liegenden Berichten, in der That fast bewundernswürdige Wirkungen hervorbringt. Das Wesentliche dieser Einrichtung besteht darin, daß man in eine durch Steinkohlen oder jedes andere beliebige Brennmaterial unterhaltene Flamme durch Röhren gleichzeitig, einerseits einen dünnen Brei von Steinkohlentheer, und anderseits Wasser einfließen läßt. Beide Materien können sich entweder erst in einem Trichter vereinigen, und so zusammen in die Flamme fallen, oder sie können auch von entgegengesetzten Seiten in dieselbe gelangen, müssen aber jedenfalls immer gleichzeitig in derselben eintreffen, damit die Zersetzung des Wassers in seine Elemente, und die Verbindung des frei werdenden Wasserstoffgases mit dem Kohlenstoffe des Theers im nämlichen Augenblicke erfolgen können. Die Zuleitungsröhren des Wassers und Theers aus den respektiven Reservoirs müssen ferner mit Hähnen versehen seyn, damit man die Quantitäten der beiden in die Flamme einfließenden Materien genau reguliren kann; denn gelangt zu viel Wasser in die Flamme, so wird diese matt und schwankend, wogegen ein zu großes Verhältniß von Theer sogleich wieder Rauch erzeugt, welcher doch eben verzehrt werden soll. Ist dagegen genau das rechte Verhältniß zwischen Theerbrei und Wasser getroffen, so findet gar keine Raucherzeugung mehr Statt, und das gesammte, der Verbrennung dargebotene Material wird, wie in unserm obigen Beispiele einer genau hoch genug geschrobenen Studierlampe, bloß in Licht und Wärme zersetzt. Zufolge Rutters Erfahrungen kann, dem Volumen nach, immer etwas mehr Wasser als Theerbrei angewendet werden, woraus sich der ökonomische Vortheil dieser neuen Hitzeerzeugungsmethode recht deutlich ergibt. Auch brachte man bei Anwendung derselben mit 15 Pfund Theer, 25 Pfund Steinkohlen und dem verhältnißmäßigen Wasser dieselben Wirkungen hervor, wie bei Anwendung der frühern Methode mit 112 Pfund Steinkohlen; die Ersparung an eigentlichem Brennmaterial betrug also über die Hälfte. Ein Hauptvortheil des Rutter'schen Verfahrens besteht aber noch darin, daß nicht etwa reines Wasser erfordert wird, sondern daß man z. B. mit Seewasser ganz denselben Zweck erreicht. Nun bestand bis jezt eine der Schwierigkeiten der Dampfschifffahrt in Erforderung eines großen Raumes auf dem Dampfschiffe zu den vielen mitzuschleppenden Kohlen; jezt braucht man nicht mehr die Hälfte des Raumes und der Kohlen, und bedient sich übrigens, als Ersatz der leztern, des bloßen Seewassers, von dem man überall umringt ist. Wir bemerken schließlich, um jeden Zweifel niederzuschlagen, daß Rutter auf sein Verfahren ein Patent genommen hat, und daß dasselbe bei den Gaserzeugungs-Apparaten zu Salisbury und auf dem Lymingtoner Dampfschiffe schon seit längerer Zeit mit immer gleichem, glänzendem Erfolge in Anwendung ist. Doch erscheint uns auch diese große Entdeckung erst noch in ihrer Kindheit, und es wird darauf ankommen, Rutters Heizungsapparat selbst auf die allgemeinern Zwecke des bürgerlichen Lebens, die Zimmererwärmung, die Kochherde u. s. w., auszudehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung.

Es ist zu bedauern, daß keiner von den drei Meistern einen heitern Gegenstand gewählt hat. Ein in seinem Bette sterbender Mann hat nichts Gefälliges, und wenn Granet nicht die Vorsicht gebraucht hätte, die am Bette stehenden oder sitzenden Personen brillant darzustellen, so würde man auf dies Sterbebette nicht lange die Augen heften. Mit Johanna Gray ist es noch schlimmer; sie ist in dem tragischen Momente dargestellt, da sie mit verbundenen Augen vor dem Blocke niederknien will, auf dem ihr das Haupt soll abgeschlagen werden. De la Roche hat aber dieser weißen Figur etwas so phantastisch Ergreifendes gegeben, daß man unwillkührlich an dies traurige Motiv gefesselt bleibt und gleichsam mit dem unglücklichen Mädchen nach dem Blocke sieht, auf welchem dem schönen und kurzen Leben ein

grausames Ende gemacht werden soll. Dieses große Gemälde ist nicht von der Regierung, sondern von einem Privatmanne, und noch dazu von einem Fremden, dem russischen Grafen Demidoff, der freilich länger in Frankreich, als in Rußland gelebt hat, bestellt worden. Selten arbeiten die Hauptkünstler Frankreichs für Privatpersonen, wenigstens was große Gemälde betrifft, weil nur die Regierung ihren großen Forderungen Genüge leisten kann. Aber Demidoff ist reich und im Stande, die großen Künstler zu beschäftigen, und vermuthlich erhielt er wegen seiner Eigenschaft als Kunstgönner vor einiger Zeit das Ordenszeichen der Ehrenlegion. Auch Granets Tod des Poussin gehört diesem Grafen, und so besizt er denn die vorzüglichsten Bilder der Ausstellung. Die Regierung, welche manche Gemälde bestellt hatte, ist nicht so glücklich gewesen; denn sie hat kein einziges Meisterwerk bekommen. Ingres Gemälde war schon vor mehreren Jahren für eine Kirche in einer kleinen Provinzialstadt bestellt. Jezt behaupten seine Schmeichler in den Tageblättern, ein so kostbares Stück dürfe nicht aus Paris geschickt werden; der Staat müsse es kaufen und als ein Denkmal der jezigen Kunst in einer öffentlichen Gemäldesammlung aufstellen. Paris soll Alles verschlingen; die Provinz wird nur als ein Anhängsel von der großen Hauptstadt betrachtet. Sie bekommt daher viele mittelmäßige Gemälde und wenig gute; aber wahrscheinlich schmeichelt es der Eitelkeit des Malers mehr, in der Hauptstadt von vielen, als in einer Provinzialstadt nur von einigen Reisenden bewundert zu werden. Die niedlichen Genrebilder, welche bei dieser Ausstellung zu sehen sind, gehören zum Theil Pariser Kunsthändlern an, welche sich reichlich mit solcher Waare versehen und dieselbe sehr gut abzusezen pflegen. Der sogenannte alte Adel scheint nichts bestellt zu haben; wenigstens wird kein Gemälde in dem Verzeichnisse als das Eigenthum eines Altadeligen bezeichnet; dagegen haben einige Bankiers und andere Privatpersonen Mehreres bestellt oder angekauft, auch die königliche Familie hat eine ziemliche Anzahl von Gemälden sich angeschafft. Indessen läßt sich erst nach der Ausstellung über den Absaz der Kunstwerke urtheilen; denn erst alsdann werden die meisten Kontrakte abgeschlossen und auch die Regierung kauft noch Manches. Unter den Künstlern, welche zu der Ausstellung beigetragen haben, befinden sich über fünfzig Damen. Man sieht, die Kunst hat unter dem weiblichen Geschlechte in Frankreich viele Anhängerinnen. Natürlich sind ihre Produkte meistens kleine Gemälde, Genremalerei, Porträts, Landschaften, Blumen und Fruchtstücke. Für manche Damen in Paris ist das Porträtmalen ein Erwerbszweig, und einige verschaffen sich dadurch ein unabhängiges und bequemes Leben; wie denn überhaupt wohl in keinem Lande die Frauen mehr Geschick zeigen, sich selbst durchzuhelfen, als in Paris. Der St. Simonismus brauchte ihnen nicht einmal zu Hülfe zu kommen, denn sie wußten schon vor St. Simon, wozu sie zu brauchen sind. Am Ende Aprils wird diese Kunstausstellung schon ein Ende haben, und die 2000 Gemälde, Zeichnungen und Skizzen werden dann großentheils die öffentlichen und Privatsammlungen oder die Laden der Kunsthändler zieren, bis im folgenden Jahre ein ähnlicher Vorrath zu Markt gefördert wird. Den Künstlern ist es lieb, daß diese Ausstellung regelmäßig jedes Jahr statt haben soll; vermuthlich aber wäre es besser für die Kunst, wenn sie nicht so häufig veranstaltet würde. Sie gewöhnen sich, zu geschwind zu arbeiten, oder tummeln sich wenigstens, um vor Ende des Jahrs fertig zu werden, und das Publikum widmet einer alljährlich sich erneuenden Ausstellung weniger Aufmerksamkeit, als wenn sie seltener statt fände. Was ihnen dießmal besonders schadet, ist, daß sogleich nach der Kunstausstellung eine andere für die Produkte des Gewerbfleißes eröffnet werden soll. Da nun eine Ausstellung lezterer Art seit fünf Jahren nicht gesehen worden ist und der Gewerbfleiß, wie auch der Luxus unterdessen bedeutende Fortschritte gemacht haben, so läßt sich vorhersehen, daß die diesjährige von den Parisern ganz besonders wird beachtet und nur allzu bald die diesmalige Gemäldeausstellung, da sie eben nicht viel Ausgezeichnetes darbietet, darüber vergessen werden. Ueberhaupt hat man in Paris ein kurzes Gedächtniß, und vergißt über einem neuen Genuß gar zu bald einen eben verschwundenen. Dg.

*** Berlin, April.**

Raupachs Manfred und Konradin.

Raupach hat seine große Aufgabe, die Geschichte der Hohenstaufen auf die Bühne zu bringen, erfüllt, und mit Glück. Nachdem Anfang Februars sein „König Manfred" über die Bretter gegangen, rührt in diesem Augenblicke sein „König Konradin" das große Publikum und erfreut durch den schlichten Ernst, die großartig einfachen Züge die Gebildeten. — In der That war es ein großes Unternehmen, eines, was noch nicht auf dem deutschen Theater gewagt war, und das, wenn man den Zustand der heutigen Bühne allüberall betrachtet, für den ernsten Willen und die ausdauernde Kraft des Dichters allen Respekt fordert. In einer Zeit, oder Geschmacksperiode, deren Kriterium allein das schon ist, daß sie nicht weiß, was sie will, und wo nur beständiger Wechsel und die leichteste und zugleich pikanteste Kost die verwöhnten und erschlafften Magen reizen konnte, die ausdauernde Aufmerksamkeit eines Berliner Publikums durch drei Jahre auf einen und denselben Gegenstand gerichtet zu erhalten, dazu gehört eine Kraft, die schon an und für sich dem Talente die Wage hält. Betrachtet man die *äußern* Verhältnisse, die Schwierigkeiten, welche jedes Theater *jedem* Dichter entgegenstellt, so konnte nur ein Raupach, der mit so unerschütterlichem Gleichmuth das dramaturgische Scepter hält, dies durchsezen.

Der „Manfred" erregte keine große Theilnahme. Der Dichter hatte nur den lezten Moment seines Lebens, der, wie jeder Tod in der Schlacht, an sich nichts Dramatisches hat, zur Darstellung gewählt. Manfred schwelgt in süßer Ruhe, während Geiz und Ehrgeiz den Abentheurer Anjou spornen und foltern; die Verräther intriguiren, die Schlacht kommt, und er stirbt den Heldentod, der unvermeidlich war. Wie der Stoff ist, so ließ sich fast nichts daraus für das Drama machen, obgleich er episch — man lese Raumers Darstellung — gerade ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Der Dichter hätte hinzu erfinden müssen, und das verschmähte er, um genau historisch seine Aufgabe lösen zu können. Was er ihr an Interesse abgewann, liegt in einigen Episoden; es bleibt aber spärlich, und die Wirkung ist nur erschütternd, nicht erhebend. Man hört, daß Raupach noch ein Schauspiel, das Manfreds Ende vorangehen mußte, seine Flucht aus Rom und Eroberung des Königreichs, zurückgelegt hat, um schneller zum Konradin und mit demselben zum Ende zu kommen. In diesem Stücke hätte der glänzend ritterliche Charakter des Heldenkönigs sich wahrscheinlich auch für die Bühne vortheilhafter ausgenommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 24. April 1834.

Hart ist's, das junge Leben
Auf fremder Erde geben,
Und härter, fern den Seinen,
In fremder Erde ruh'n.

W. Scott.

Die Kaisergräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh und horch:
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster Farbenpracht."

Er lauscht, er betet still, er bebt;
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der seufzet auf im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und heiß.

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Lezten auf!"
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter sehn heraus:
„Was willst du schon im Moderhaus?"

„„Sie haben mich verscharrt in Schmach,*)
Da warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
Und deutsche Treu will mit hinab.""

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht;
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem lezten Sohn in stillem Harme.
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh.

Und tiefes Weh zum Himmel ruft;
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt vom Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem lezten Sohn.

G. Rapp.

*) Die Leiche Konradins und der mit ihm Hingerichteten wurde nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Eine tatarische Hochzeit.

(Fortsezung.)

Es waren zwei aneinander stoßende Zimmer. Im erstern kleinern saßen mit untergeschlagenen Beinen,

auf mit Teppichen überdeckten, bretternen Erhöhungen um zwei aneinander gerückte niedrige Tische zwölf Frauen. Den Schleier (Pastar) *) hatten sie zurückgeschlagen, und so wurden denn ihre langen herabhängenden Aermel schnell vor's Gesicht gehalten, um sich nicht den Blicken von Männern auszusetzen, welche so unerwartet in's Zimmer traten. Wir hatten nur einen flüchtigen Blick beim Eintreten gethan und sprachen nun bloß zu der Dame gewendet; nach einigen Minuten wandten wir wieder den Blick langsam auf die Frauen, und die langen Aermel wurden wieder vor's Gesicht gehalten, jedoch jezt so, daß sie uns mit Einem Auge ansahen; nach einigen Minuten wiederholten wir dasselbe und sahen nun beide Augen. Noch waren nicht alle eingeladenen Frauen versammelt. Die Brautmutter kam nun zu uns und sagte auf russisch, es sey gegen das mohamedanische Gesetz, daß Männer zugegen seyen. „So?“ erwiderte ich; „nun, wir wollen gleich gehen, da aber dies eine so reiche, schöne Hochzeit ist, so möchten wir gern sehen, was die Braut für schöne Kleider zum Brautschatz erhalten hat.“ Das schmeichelte ihr, und damit ein Mann mit uns verkehren möchte, wurde der Bräutigam herbeigerufen. Er und die Brautmutter holten einen Tisch, der mit einem Teppich bedeckt war, stellten ihn vor uns hin und brachten nun einen großen Haufen Zeuche, welche der Braut zum Geschenk dargebracht worden waren, zeigten jedes Stück einzeln und sagten, wer es geschenkt habe. Zuerst kam ein Stück rother Goldbrokat mit großen goldnen Blumen; dazu gehörten zwei vergoldete Silberrubel zum Anhängen, das Gesicht sorgfältig nach innen gelegt; denn sie würden es für Abgötterei halten, es zu betrachten; dann kam ein Stück bunter Cattun, wozu eine rothe Banknote (zehn Rubel) gehörte. So ging es fort, bis wir nicht mehr auf den Hanfen sehen konnten; wir lobten alles sehr, aber die Brautmutter deutete uns an, wir sollten uns nun empfehlen; da legte ich einen feuerrothen seidnen Shawl, an beiden Enden mit Gold durchwirkt, darauf und sagte: „den gebe ich zum Geschenk.“ Das gefiel; der Shawl ging aus einer Hand in die andere, aber, wie es dort überhaupt üblich ist, sogleich wurde gefragt: was kostet er?

Der Bräutigam, ein junger, ganz hübscher Tatar, von etwa 30 Jahren, kam nun und lud uns ein, Thee zu trinken; da wir dies aber nicht zugleich mit den bereits versammelten Frauen thun sollten, führte er uns in ein hinteres Zimmer. Hier war die Hälfte des Zimmers um eine Elle erhöht und mit einem großen Teppich bedeckt, gerade wie im ersten Zimmer, worauf die Frauen saßen. Hierauf sizt man am Tage und schläft des Nachts. Die Erhöhung hatte einen mehr als halbrunden Ausschnitt, in welchem ein etwa eine halbe Elle höherer runder Tisch stand, der mit einem hübschen Teppich überdeckt war. In einer Ecke hing an einer schwanken Birkenstange eine russische Wiege. Der Tatar brachte vier Champagnergläser und eine Flasche Madera, damit wir auf die Gesundheit seiner unsichtbaren Braut trinken möchten. Dann holte er den Thee, der auf chinesische Weise bereitet war *) und in kleinen Tassen ohne Milch gegeben wurde. Das Pfund dieses Thee's kostet 40 Rubel (beinahe 12 Thaler). Er verbreitete ein herrliches Aroma im Zimmer, und ich erinnerte mich mit Schaudern an die bei uns mit Zimmt und was sonst noch allem verbesserten, förmlich gekochten Theeaufgüsse, die so stark an warmem Wasser sind, daß sie nervenschwach machen sollen. Der Bräutigam entriß uns diesem angenehmen Duft, indem er uns bedeutete, schnell wieder in's vordere Zimmer zu gehen, ehe noch mehr Frauen kämen; er selbst war erstaunt, sich im Zimmer der Frauen gesehen zu haben. Die Brautmutter lud uns nun förmlich ein, mitzuessen; da wir einmal da waren, erforderte es die Gastfreundschaft, uns nicht ungespeist, und besonders bei einer solchen Gelegenheit, gehen zu lassen; wir schlugen es natürlich nicht ab.

Es kamen nun mehr und mehr der eingeladenen Frauen und begrüßten die Brautmutter und sich unter einander, indem sie sich die Hände gaben. Als unsere Dame gekommen war, war sie von der Brautmutter zum Willkommen auf die Stirne geküßt worden, ein Zeichen der Achtung. Die Frauen waren zwar verwundert, Männer da zu finden, ließen sich aber bald auf ihre Sitze nieder. Ein paar hatten geäußert, sie würden von ihren Männern geschlagen werden, weil sie sich von fremden Männern haben ansehen lassen, doch tröstete sich eine mit der andern. Sie hatten sich in drei Kreise gesezt: im ersten Zimmer ein Kreis von zwölf, im zweiten größern Zimmer zwei Kreise, einer von zwölf und einer von eilf. Im ersten Zimmer saßen sie, wie gesagt, mit untergeschlagenen Beinen auf einer Erhöhung um einen runden Tisch. Die zwei Kreise im Nebenzimmer saßen auf Teppichen, welche auf dem Fußboden ausgebreitet waren, und in der Mitte jedes Kreises lag ein weißes Tuch, auf welchem bloß Löffel befindlich waren, da die Speisen zerschnitten aufgetragen werden. Die Weiber tragen, wie die Männer, schöne, bunt ausgenähte Stiefeln von Saffian anstatt der Strümpfe, und über diesen eben so ausgenähte Ueberschuhe oder Pantoffeln

*) Ein weißes Tuch, welches unter der Mütze herum befestigt ist und, vorne auf jeder Seite zusammengezogen, sie zu verhüllen dient, so daß nur die Augen durch die Spalte schauen.

*) Dies geschah nur wegen der Hochzeit und wegen unser; denn gewöhnlich trinken die meisten Tataren Ziegelthee, wie der, welcher im vorigen Jahrgang Nr. 211 beschrieben wurde, mit Milch, Salz und Butter gekocht.

mit hohen Absätzen, wie man sie nennen will; diese läßt man vor der Thüre stehen, daher die Fußteppiche zum Niedersitzen vollkommen rein bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Fortsetzung.)

In sofern sich Rutters Heizungsmethode bis jezt auf Gaserzeugung und Dampffahrt beschränkt, müssen wir sogleich hinzufügen, daß die Vervollkommnung der lezteren in England fast wunderbare Fortschritte macht. Auf der Manchester Eisenbahn sind kürzlich mit Ladung vierzig englische (etwa acht deutsche) Meilen in der Stunde zurückgelegt worden, und die Entrepreneurs der Dampfwagen sprechen bereits die Ueberzeugung aus, Maschinen herstellen zu können, welche 100 englische Meilen in der Stunde machen. Die neuen Dampfwagen sind mit sechs Rädern versehen, und die Vertheilung der Last ist sehr gleich angeordnet; die Röhren des Kessels aber sind kleiner und zahlreicher, und nicht, wie sonst, von Kupfer, sondern von Messing.

Von den dialytischen Fernröhren und Rutters Hitzeerzeugungsapparat gehen wir in raschem Sprunge, wie der denkende und erfindende menschliche Geist selbst, zu den für die Seefahrt so wichtigen Chronometern über, deren Vervollkommnung ebenfalls fast wunderbare Fortschritte macht; denn in der That klingt es wunderbar, zu vernehmen, daß sich unter den Chronometern, welche im verwichenen Jahre bei dem königlichen Observatorium zu Greenwich zur Preisbewerbung eingereicht und ein ganzes Jahr hindurch mit der äußersten Genauigkeit beobachtet wurden, zwei befanden, welche in dieser langen Zeit noch um keine volle Sekunde von ihrem Gange abwichen. Beiden Chronometern wurden am 30sten December v. J., an welchem Tage die eilfte jährliche Chronometerprüfung schloß, die ausgesezten Preise zugetheilt. Der verdienstvolle Verfertiger des einen derselben heißt Webster, und wir zeichnen ihn aus, weil er schon durch ähnliche Leistungen berühmt ist, indem sein Chronometer Nr. 665 in zwölf Monaten nur $^{87}/_{100}$ einer Sekunde, und Nr. 675 nur $^{86}/_{100}$ differirt hatte. Meine Leser erinnern sich hiebei an die Gründe, aus denen von der Genauigkeit dieser zeitmessenden Instrumente die ganze Wohlfahrt der Seereisenden abhängt. Gesezt nämlich, eine solche Uhr sey z. B. nach Londoner Zeit gestellt, und zeige diese Zeit also während einer ganzen langen Seereise mit der obligen unveränderlichen Genauigkeit an, so braucht man auf dem Schiffe nur aus gemessenen Sonnenhöhen die Schiffszeit zu suchen und mit dem Chronometer zu vergleichen, um sogleich den Zeitunterschied zwischen London und dem Punkte, wo sich das Schiff gerade auf dem spurlosen Ocean befindet, zu wissen. Aus diesem Zeitunterschiede folgt aber der Längenunterschied, d. h., in Verbindung mit der leicht auszumittelnden Breite, der Ort des Schiffes auf der Erdkugel, und der Schiffer weiß also nun, wie er zu segeln, wo er Land zu hoffen, wo er Klippen zu vermeiden hat u. s. w. Deßwegen versieht man auch jezt die Seeschiffe für weite Fahrten sogar mit mehreren Chronometern, aus deren Stande, wenn er nicht vollkommen übereinstimmt, von den Seefahrern das arithmetische Mittel genommen wird, um die Zeit des zur Vergleichung gewählten Ortes, wie oben z. B. London, mit größtmöglicher Genauigkeit zu haben. Die Vernachlässigung einer so leicht auszuführenden Vorsichtsmaßregel hat oft den schönsten und reichsten Schiffen den Untergang zugezogen. So wurde am 2ten April 1804 die mit keinem Chronometer versehene englische Fregatte Apollo, welche einundsechzig reichbeladene Schiffe nach Westindien begleitete, mit vierzig dieser Schiffe auf die portugiesische Küste geworfen, und scheiterte, weil man, aus Mangel einer solchen Uhr, über die Länge und den zu nehmenden Kurs ungewiß gewesen war, in welch lezterem es gleichwohl nur einer kleinen Aenderung bedurft hätte, um dem ganzen Unglücke zu entgehen.

Wir citiren dieses Beispiel aus hundert ähnlichen, um die Leser auf die ganze Wichtigkeit der Chronometervervollkommnung und Verbreitung aufmerksam zu machen. Denn freilich kosten sehr sorgfältig gearbeitete Werke dieser Art immer noch starke Summen; der Preis eines guten Taschenchronometers steigt über 500 preußische Thaler, und es ist daher sehr zu wünschen, daß sich immer mehr Künstler auf deren Verfertigung legen mögen, um durch die Konkurrenz eine größere Wohlfeilheit zu erzielen. Da übrigens genauere Notizen über die Einrichtung solcher Taschenuhren von äußerst genauem und unveränderlichem Gange nur selten angetroffen werden, so rechnen wir auf mehrfachen Dank, wenn wir hier noch einiges Allgemeinverständliche darüber beibringen. Der Druck, welchen die Hauptfeder auf das Räderwerk und durch dieses auf die Unruhe ausübt, muß in einer solchen Uhr schlechterdings von immer gleicher Stärke seyn, daher die in den gewöhnlichen Taschenuhren angebrachte Vorrichtung der Schnecke nicht ausreicht. Harrison, einer der ersten englischen Künstler, welcher in Verfertigung guter Zeithalter Ausgezeichnetes

leistete, *) half sich durch Anbringung einer kleinen schwachen Feder, die kaum zehn Sekunden auf das Gewerk wirkte und dann durch die Hauptfeder immer wieder aufgezogen ward, wodurch also eine beständige Gleichheit jener Wirkung erzielt wurde; und die neueren Künstler bringen gar zwei solche Federn an, welche zu beiden Seiten in das Minutenrad eingreifen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Harrison, geboren 1695 in Yorkshire, Sohn eines Zimmermanns, erhielt vom englischen Parlament 10.000 Pfund Sterling für seine Verbesserung der Chronometer, welches einen Beweis von dem Werth abgibt, den man in England diesem Gegenstande beilegt. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Raupachs Konradin.

Den Konradin durchweht ein frischer Odem ganz anderer Art. Aesthetisch wird man darüber einig seyn, daß der Henkertod des liebenswürdigen Jünglings freilich ebensowenig und noch weniger dramatisch ist, als Manfreds auf dem Schlachtfelde: aber als Ausgangspunkt der ganzen Hohenstaufentragödie gewinnt er das tief tragische Interesse; der unschuldige Jüngling bezahlt mit seinem Haupte das zu kühne vorzeitige Streben seiner großen Ahnen. Nun ist Schuld, Katastrophe, Lösung da, Erschütterung und Erhebung. Im Konradin den ganzen Lebenslauf des erhabenen Geschlechts abgespiegelt zu finden, konnte man erwarten; aber gerade das würde die Tragödie so überblutig und gedankenvoll machen, daß das allgemein menschliche Interesse geschwächt würde. Raupach konnte dies vermeiden, indem er auf seine Vorarbeiten zurückverwies. Dadurch gewann er an Raum für die menschlichen Regungen, für die Jugendentzückungen des jungen, frischen Helden, für seine Kindes- und Freundesliebe, für die tief gefühlte Theilnahme seiner Getreuen um das Schicksal ihres Königs, kurz für Alles das, was Jeder mit empfinden kann, der auch nicht die Geschichte kennt, und dem der großartige Schmerz fremd bleibt, ein Gigantengeschlecht auf dem Schaffot enden zu sehen.

Dieser reine, frische Hauch hat das entschiedene Glück der Tragödie gemacht. Dabei ist es ein äußerst glücklicher Wurf des Dichters, den Konradin als einen treuherzigen, derben deutschen Knaben aufzufassen. Nichts von mystischer Ahnung, von sinnendem Träumen, von gelehrtem Hochmuth. Er träumt wohl von der Kaiserkrone, aber wie ein Kind sich wohl auf die Weihnachtsbescherung freut und mehr wünscht, als es hoffen kann. Er ist außer sich vor Lust über den Prachtempfang in Rom, über das lachende Glück, aber der Rausch ist auch nur eben der eines gesunden Knaben und der Schlußgedanke bleibt, nun wollen wir's der Mutter schreiben. Ein Hohenstaufe muß zwar wissen, daß er ein Hohenstaufe ist, der Vorzug dieses Konradin ist aber der, daß er nie zur unrechten Zeit daran erinnert. Der Dichter ist dem Gange der historischen Handlung fast buchstäblich getreu geblieben und hat wenig, oder eigentlich nichts hinzu erfunden; denn unter den schönen Frauen, die Konradin in Rom empfingen, läßt sich doch mit einiger historischen Gewißheit annehmen, daß wenigstens eine sich in den blonden Heldenjüngling verliebt haben wird, und weiter wird nichts daraus, als daß sie nachher in's Kloster geht. Nur gegen den Schluß haben sich einige Bedenken erhoben. Raupach hat es vorgezogen, uns das Schaffot zu zeigen und Konradin vor unsern Augen dasselbe besteigen zu lassen. So wie er historisch die Aufgabe genommen, war das fast nothwendig. Die beglaubigten, symbolischen Handlungen vor und auf dem Schaffot, z. B. das Herabwerfen des Handschuhs u. s. w., sind zu gewichtig, zu bekannt. Auch war die Wirkung nicht etwa so herzzerreißend, daß eine Milderung nöthig geschienen hätte; im Gegentheil war man bei der ersten Vorstellung unzufrieden, daß aus einer Art polizeilicher Aengstlichkeit die Schaustellung des blanken, baaren Schaffots unterblieben, und Kritik und Publikum forderten, zu ihrer Befriedigung und zur Erhebung des Gefühls, das historische Schaffot. Es fand sich bei den folgenden Darstellungen ein, genügte aber doch noch nicht. Man verlangte eine dichterische Wucht hinein in diese letzten Scenen, die die Wucht des Beiles paralysirten. Man fand den Tod nicht so zerreißend, als die Schauspieler, die von den Proben schon zu Thränen gerührt wurden, wohl vermuthet, aber ihn nicht poetisch schön genug gedichtet, und die Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit gar nicht angedeutet. Mehrseitig sprach sich das Verlangen aus, daß die kommende Nemesis (durch die sizilianische Vesper) prophezeit werde, daß wenigstens irgend eine poetische Gefühlserhebung den Zuschauer über die Bitterkeit des Moments entrücke. Es läßt sich eine poetische Auffassung denken, welche uns ohne diese mathematische Abwägung von Recht und Unrecht über das Letztere hinaus hebt; wie diese indessen zu halten, läßt sich nicht sagen, da nur der Genius sie auffindet.

Ueber Mangel an theilnehmender Aufmerksamkeit konnte sich der Dichter nicht beklagen. Jede Stelle, die sich etwas einer Sentenz näherte, wurde beklatscht. Wer darauf ausginge, darnach zu suchen, möchte manche Bezüglichkeiten auch auf die Gegenwart finden. Das Volksthum tritt freilich bei dem Kampfe zwischen Tiara und Kaiserkrone zurück, oder als die Begriffe Thron und Altar sich in den Haaren lagen, existirte es auch kaum. Thätig in die Hohenstaufengeschichte greift der lombardische Städtebund eigentlich nur unter Friedrich Barbarossa ein, und gerade diesen Theil hat Raupach nicht dramatisch bearbeitet. Aber wenn es im Konradin, wo die Treue vorzugsweise heraustritt, heißt:

Der hat sein Leben köstlich angewandt,
Der's eingesetzt für seines Königs Leben,

so wollte der Jubel des loyalen Publikums nicht enden, obschon ein darauf folgender Vers doppelsinnigern Inhalts:

Der Menschen Schlechtigkeit macht schlechte Fürsten,

gleiche Wirkung hatte, und ich nicht beschwören will, daß eine ganz entgegengesetzte Sentenz nicht den nämlichen Beifall fände. Die Darstellung war eine der vorzüglichern des Hoftheaters. Daß beide Jünglingsrollen, Konradin und Friedrich, von Damen gespielt wurden (Mad. Crelinger und Unzelmann), mag auch das Seinige zu dem Succeß beigetragen haben.

Vielleicht wird der Dichter noch einen Lebensmoment aus Friedrich Rothbarts Geschichte im nächsten Winter zur Aufführung bringen, vielleicht auch eine sizilianische Vesper anschließen. Alsdann beabsichtigt er, die ganze vollständige Reihe hintereinander, je wöchentlich ein Stück, noch einmal dem Publikum vorführen zu lassen. Da er so viele Schwierigkeiten überwand, wird ihm auch das glücken. Zu wünschen wäre alsdann auch, daß die Stücke gedruckt in einer Reihenfolge erschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. April 1834.

Freundnachbarn, fehlt auch Braut und Bräutigam,
Am leckern Mahl, ihr wißt wohl, fehlt es nicht.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Eine tatarische Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Die Frauen hatten sich nun an unsern Anblick gewöhnt, so daß sie sich nicht stören ließen, wenn wir während des Schmauses zu ihren Kreisen traten und darum herumgingen. So musterten wir denn diese Versammlung, wie sie sich gewiß unsern Blicken nicht wieder darstellen wird. Aber glücklicher oder unglücklicher Weise war auch nicht eine einzige mit einer charakteristischen Physiognomie darunter, dergleichen ich mir bei tatarischer Schönheit, als so in gerader Linie von der kaukasischen Race abstammend, vorgestellt hatte; es waren alles ganz gewöhnliche Gesichter, munter und voll, aber so mit Bleiweiß und Mennige geschminkt, daß mehrere aussahen, als hätten sie Masken vor. Von diesem übermäßigen und sehr frühen Gebrauch der Bleipräparate haben alle schwarze Zähne, was, ich glaube aus Nothwendigkeit, sogar noch für Schönheit gilt. Dabei legt jede nach Maaßgabe ihres erfinderischen Witzes schwarze Schminkpflästerchen auf, welche Blumen vorstellen sollen, wodurch sie sich zu verschönern glauben. So fragte ich die Munterste unter ihnen, welche Blume oder Blüthe sie vorstelle; sie erwiderte, wahrscheinlich damit ich mir sie recht ansehen solle, ich möchte rathen. Aber ich würde vergeblich alle Botaniker der Welt zu Hülfe gerufen haben, wenn sie mir nicht selbst gesagt hätte, daß die in ihrem Gesicht zerstreuten Schminkpflästerchen eine Tulpe vorstellten. Sie hieß Erina.

Die Frauen trugen meist auf dem Kopfe eine Mütze von Goldbrokat, deren Spitze auf die rechte Seite gebogen ist. An dieser Mütze ist, wie schon gesagt, das Tuch befestigt, das den Schleier bildet. Auf der Brust trugen sie mancherlei aufgereihte, gebohrte Münzen und mehrere Kleider übereinander, deren eins meist von Goldbrokat. Alle tragen weiße Pantalons, von welchen die schönfarbigen Stiefeln sehr gut abstechen.

Ehe noch der Hochzeitschmaus begann, brachte man uns einen Imbiß, ein großes, bienenkorbförmiges Gebäck, dessen Grundmasse aus eingedicktem Honig bestand, in welcher sich eine Menge enthülsete Zirbelnüsse, Haselnüsse und Mandeln eingemengt und aufgestreut befanden, was sehr wohlschmeckend war; dazu brachte man uns alten Graveswein. Die Frauen hatten sich nun alle 35 versammelt, der Affann rufte vom Minaret zum letzten Gebet, und kaum war sein klagendes sala, sala verklungen, so warfen sich die Frauen auf's Angesicht und verrichteten ihr Gebet; sodann ertönte ein kleiner Leierkasten und die Mahlzeit wurde aufgetragen.

Die Zimmer waren reichlich beleuchtet. Zuerst wurden Schüsseln mit frischer Butter und andere mit aus den Scheiben gelaufenem köstlichen Honig zugleich aufgesetzt; auch uns wurde dasselbe auf einen kleinen Tisch gebracht. Man nahm erst mit dem Löffel etwa wie eine starke Haselnuß groß Butter und dann gleich etwas Honig dazu. Es schmeckte uns trefflich und ist uns auch sehr wohl bekommen, obgleich wir es zum erstenmal aßen und gehörig zulangten; hinter drein gab man einige Schnittchen Weißbrod herum, gleichsam um die Zähne zu reinigen und wieder frischen Geschmack zu bekommen. Dann kam zerschnittenes, sehr zartes Schaaffleisch mit Reis, der auf orientalische Weise bereitet war; nämlich so, daß jedes Körnchen gerade gar gekocht ist, aber noch ganz erscheint und nicht die Form eines)(annimmt (wie man ihn auch in Italien bereitet). Hierauf folgte ein herrlicher Stöhr aus der Wolga und recht wohlschmeckender Braten von einem jungen Füllen. Alles war emsig mit dem Essen beschäftigt, da fragte ich eine der Aufwärterinnen, ob denn nicht auch Mädchen, Freundinnen der Braut, eingeladen seyen. Ja wohl, diese seyen in dem Zimmer, wo wir Thee getrunken, denn sie dürften nicht mit den Frauen beisammen seyn. Ich schwieg und gab in einer Weile vor, ich habe etwas verloren; es wurde sogleich überall gesucht, aber während die dienstbaren Geister suchten, eilte ich nach jenem Zimmer, vor welchem zwar eine Art Wache befindlich war, welche aber beseitigt wurde.

Es waren achtzehn Mädchen versammelt und tranken Thee; sie waren Anfangs etwas betreten und wollten sich mit ihren langen Aermeln verhüllen, lachten aber und waren lustig, als ich zu ihnen an den Tisch trat und Bonbons unter sie ausstreute. Sie hatten muntere, volle Gesichter, aber eben so geschminkt, wie ich oben beschrieben, und nicht Eine war besonders hübsch. Sie waren in bloßen Köpfen, die Haare, in einige Zöpfe geflochten, herabhängend, Korallenstirnbänder u. s. w. Die Braut war natürlich mehr geputzt als die übrigen; sie hatte eine kegelförmige rothe Mütze, mit Münzen behangen, auf dem Kopfe, auch Münzen auf der Brust in verschiedenen Reihen. Es zeigten sich nun durch die Thürspalte mehrere Tatarenköpfe über einander, und mancher freute sich über die unverhoffte Gelegenheit, sich vielleicht seine Künftige zu wählen; doch wagte es keiner, einzutreten. Um die gutmüthigen Leute nicht zu beleidigen, ging ich nach einigen Minuten wieder weg in's vordere Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Darstellung neuerer Forschungen und Ideen, Entdeckungen und Erfindungen in den Natur- und Gewerbswissenschaften.

(Beschluß.)

Hiermit verbindet sich die Einrichtung der Auslösung in einer solchen Uhr, welcher zufolge die Unruhe nur von Zeit zu Zeit einen Anstoß erhält, und übrigens großentheils vom Werke, auf welches sie rückwirken soll, unabhängig bleibt, wozu noch die besondere Größe der Unruhe kommt, welche ihr gestattet, auch größere und kräftigere Schwingungen zu machen, um dadurch den Gang des Räderwerkes zu reguliren. Endlich aber muß in einem solchen Chronometer alle Reibung möglichst vermieden seyn, daher die meisten Stücke nur von Stahl verfertigt, gehärtet und auf's Höchste polirt, zu den Zapfenlöchern und Deckplatten aber meistens nur Rubine verwendet werden. Anderer Vorrichtungen, z. B. zur Beseitigung der Temperatureinflüsse auf weitern Reisen, wo das Schiff aus dem Norden Europas unter die Gluthen des Aequators versezt wird, übergehe ich noch, da das hier Vorgetragene schon hinreichend seyn wird, um über den ganzen Werth und die ganze Schwierigkeit eines guten Chronometerwerkes zu belehren.

Die eben nachgewiesene Nothwendigkeit, zu den Chronometern die härtesten Stoffe der Natur zu verwenden, führt mich sogleich darauf, daß der *Professor* Breithaupt zu Freiberg eine neue Metallspecies *entdeckt* hat, welche an Härte alle bisher bekannten Metalle und Metallkompositionen übertrifft und welcher er den Namen gediegenes Irid beilegt. Der Entdecker fand dieses „gediegene Irid“ in Platinamassen aus den Wäschen am Ural, welche ihm einige, zu Freiberg studierende russische Bergwerkseleven mitgebracht hatten, und erkannte darin sogleich den schwersten aller bekannten Naturkörper. Denn das bis jezt dafür gehaltene Platina ist nur etwa 21mal, das gediegene Irid aber 23mal schwerer als Wasser. Dieses neue Metall besizt starken und vollkommenen Metallglanz; äußerlich ist seine Farbe eine silberweiße, in's Gelbliche fallende, innen eine silberweiße, welche in das Platingrau spielt. Die Härte des gediegenen Irids aber ist, wie gesagt, außerordentlich, und es polirt sogleich die beste Feile. Zugleich widersteht es vollkommen der Einwirkung der Säuren, und es wird nun nur noch darauf ankommen, was die Technik daraus zu machen versteht, und ob sie es vielleicht zu dem von uns präsumirten Gebrauche für die Chronometer anwendbar finden wird.

Von diesen Gegenständen reiner Nützlichkeit gehen wir zu einer Erfindung oder vielmehr Wiedererfindung über, welche nur zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört und dasselbe lediglich verschönern hilft; wir meinen

die Wiederauffindung des Geheimnisses der Millefiori, einer äußerst künstlichen Blumenmosaik in Glas. Ursprünglich scheint nur Venedig in seiner Blüthenzeit im Besitze des Geheimnisses dieser Glasarbeiten gewesen zu seyn, welche in wenigen Werkstätten auf der Insel Murano gefertigt wurden und deren Kunstgriffe seit jener Zeit für ganz verloren galten. Man muß das venetianische Millefiori von den Glasmosaiken des Alterthums unterscheiden, deren Charakter darin bestand, daß ein Bild aus aneinandergefügten farbigen Glasstiften zusammengesezt war, so daß jeder Querdurchschnitt die nämliche Zeichnung ergab. Beim Millefiori erscheinen dagegen die verschiedenartigsten Figuren: Blumen, Sterne, farbige Bänder in den mannichfaltigsten Schlingungen u. s. w. in verschiedenen Tiefen eines Glasflusses, und dergestalt, daß kein regelmäßiger Plan, sondern ein geschmackvolles Ohngefähr diese Mischungen dem Glase eingestreut zu haben scheint, und sich bald Sternchen zu größern Sternen und Sternbildern, bald Tausende von Blumen (woher der italienische Name) zu einem Blumenbilde vereinigen. Vielleicht geben einige Sorten der sogenannten „türkischen“ Buntpapiere, mit der anmuthigen Bizarrerie ihrer Farben- und Figurenkompositionen, einen entfernten Begriff von der Beschaffenheit dieser Glasbildung. — Die Wiederauffindung dieses schönen Glasgeheimnisses verdankt man dem bekannten Berliner Chemiker Fuß, welcher dasselbe bei Gelegenheit einer auf höchsten Befehl unternommenen Reise nach den schlesischen Glashütten durch die mühsamsten und scharfsinnigsten Untersuchungen wieder an den Tag zu ziehen verstand, und außerdem die Technik der Darstellung des Goldpurpurglases in seiner reinsten und blendendsten Farbenpracht wissenschaftlich feststellte. Sowohl von jenem, nun zu einer deutschen Erfindung gewordenen Tausendblumenglase, als von diesem Goldpurpurglase werden in Berlin bereits Proben gezeigt, von denen Augenzeugen versichern, daß man nichts Schöneres in seiner Art sehen könne, und wahrscheinlich wird bald ganz Deutschland mit Produkten dieser neuen, geschmackvollen Glasfabrikation versehen seyn.

Für die Physiologen und Psychologen unter den Lesern wird dagegen eine andere Erfindnng, ein sogenanntes Psychometer (Seelenmesser), mehr Reiz haben, dessen ich jedoch, bei der scheinbaren Abentheuerlichkeit der Idee, hier kaum Erwähnung zu thun wagen würde, wenn nicht sehr vortheilhafte Berichte eines vorurtheilfreien Beobachters darüber vor meinen Augen lägen. Ein Leipziger Gelehrter, Portius, hat nämlich eine Maschine, deren Construction er noch als Geheimniß behandelt, ausgeführt, in welcher eine freischwebende Nadel durch ihre Oscillationen oder ihr Verharren im Ruhestande das Vorhandenseyn oder den Mangel gewisser Temperamentseigenschaften des damit in Verbindung gebrachten Individuums anzeigt. Diese Maschine soll gleichsam ein Schwer-, Wärme- und Intensitätsmesser des menschlichen Nervenlebens seyn, und in sofern dieses Nervenleben durch ein, dem elektrischen und magnetischen analoges Fluidum bestimmt wird, der Menge desselben und der Thätigkeit seiner Strömungen durch die Zahl und Kraft der Schwingungen der Nadel entsprechen. Unser Korrespondent versichert, bei eigener Prüfung eine gewisse Konsequenz und Regelmäßigkeit in den Andeutungen dieser Maschine bemerkt zu haben und also wäre es vielleicht wirklich möglich, dieselbe noch zu einer Scala des Nervenlebens auszubilden.

Frühling und Rose.

Mit lindem Hauche naht der Mai, der lose,
Und flüstert wie mit Bräutigamsgekose;
Da löset sich das grüne Knospenmieder
Der duftberauschten, liebestrunknen Rose.
Doch von des Sommers goldnem Spieß getroffen,
Erbleicht er bald, der arme, waffenlose,
An heißen Wunden stirbt er, und die Leiche
Verdorret in der Sonnengluthen Schooße.
In Hindostan verbrennen sich die Frauen
Auf des gestorbnen Gatten Flammenstoße:
So weiht auch sie dem heißen Todesfeuer
Ihr junges Haupt — in Asche fällt die Rose.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, April.

(Beschluß.)

Persönliches von Raupach. Die Hoftheater-Intendanz. Jerrmann. Das Königsstädtische Theater.

Bei der ersten Aufführung jedes Raupach'schen Stückes sieht man ungefähr auf der vierten Bank im Parquet einen Mann sitzen, der so ernst zuhört, wie kein Anderer, aber nie ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens gibt. Höchstens daß er bei starkem Applaus etwas lächelt, oder, wenn bedenkliche Laute sich kund geben, den Kopf umdreht, um zu erfahren, wo sie herkommen, ob es ein Ungewitter werden dürfte, das mit Einschlag droht, oder wie ein Regenschauer vorüberziehen wird. Einige wollen ihn auch die Verse, die der Schauspieler zu recitiren hat, mitsprechen gehört haben. Dies kann nun füglich bei Stücken, die durch den Druck noch nicht bekannt sind, Niemand als der Dichter, und dieser stabile und apathische Zuhörer ist denn in der That auch kein Anderer, als Raupach selbst. Man hat sich vielfach über diese unerschütterliche Ruhe gewundert, aber er ließ die Leute sich wundern und blieb ruhig, bei Sonnenschein und Regenwetter, und nun haben sich die Leute daran gewöhnt, sie sehen nach Raupachs Platz und wundern sich jezt, wenn er nun einmal an einem Schlachttage nicht da ist. Es gab eine bedenkliche Periode für ihn, und er muß es häufig auf seinem Lug ins Land gehört haben, wenn sie über den Dichter aburtheilten: „Nun ist's doch

mit ihm aus!“ — „Nun wird er doch täglich schwächer!“ — „Das kommt vom Vielschreiben!“ — Er nahm eine Prise mehr, lächelte, ging in sich, oder nicht in sich, und schrieb seinen Tasso's Tod, seinen Konradin, und hört nun mit demselben Gleichmuth die Phrasen: „Er vervollkommt sich zusehends!“ — „Er wird immer besser!“ — „Es kann noch einmal etwas Außerordentliches aus ihm werden!“ — Meines Erachtens bleibt der ruhige Mann immer derselbe, nur daß er gerade zulezt einige gelungene Stücke hinter einander aufführen ließ. Schüzt ihn dies und die Gunst des Publikums, das ihn jezt um so unverdrossener, wenn der Vorhang fällt, hervorruft, als er starrwillig nicht erscheint, vor der Ungunst, wenn nun zufällig ein paar schlechte Stücke an die Reihe kommen? Viele gute Werke wiegen in der Erinnerung auch nicht ein verfehltes auf, und der lezte Eindruck übt nirgends so unerbittlich und ungerecht seine Macht aus, als bei einem Theaterpublikum.

Von dem Gerüchte, daß er sich anderwärts ein Asyl suchen wolle, schrieb ich Ihnen wohl schon. Er war wirklich mißvergnügt und wollte fort. Man hatte ihm den Antrag gemacht — ehe sein Tasso gegeben war — weil er denn doch nun schon so lange und fleißig für das Theater schreibe, eine Pension als Theaterdichter anzunehmen. Die Sache klang ehrenvoll, aber als es zur That kommen sollte, steckte hinter dem Vorschlage eine Spekulation. Man hatte im Wege der Gnade ein gutes Geschäft zu machen gedacht, indem es mit der Pension zwar seine Richtigkeit hatte, man aber dafür das Honorar für seine Stücke, das jährlich weit mehr austrägt, sparen wollte. Der Dichter, verdrießlich über den Handel, dankte nun ganz für die Pension. Aber sie stand einmal auf dem Etat, wie seine Stücke auf dem Repertoire, und von dem, was einmal ist, geht man nicht ganz ab; es könnte eine Erschütterung geben, deren Folgen in dieser bedenklichen Zeit nicht abzusehen sind. Also unterhandelte man, und Raupach erhält Pension und Honorar und bleibt. In diesem Augenblicke freilich ist er abgereist, um während des Sommers irgendwo südlicher sich mit frischem Hauche für den nächsten Winter zu versehen.

Auch hieß es einmal, daß er eine Art dramaturgischer Direktion erhalten solle. Das ist eines der Gerüchte, die zu verschiedenen Zeiten immer wieder aufgewärmt werden, um die ermattende Theilnahme für das Theater in die Höhe zu bringen, und bald nennt man Raupach, bald Tieck, bald Immermann als den Berufenen. Lezterer wurde allerdings bei seinem lezten Hierseyn von Seiten der Intendanz mit einigen Artigkeiten versucht; es sollten aber wohl nur Demonstrationen gegen Raupach seyn, um ihm zu zeigen, daß er nicht unentbehrlich sey. Raupach ist nicht der Mann, um sich dadurch schrecken, Immermann nicht der, sich dadurch täuschen zu lassen. Weder Raupach, noch Tieck, noch Immermann werden jemals dramaturgische Dirigenten einer Bühne werden, die, wie sie ist und seyn soll, keines Dramaturgen bedarf.

In gleicher Art ließe sich von vorn herein die Grundlosigkeit des Gerüchtes erweisen, wenn es darauf ankäme, daß der Fürst Pückler-Muskau die Intendanz der Hofbühne übernehmen werde. Wenn diesem geistreichen Manne auch wirklich Anträge der Art gemacht wären, so läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß er sie abgelehnt hat. Er hat zu viel Liebe für die theatralische Kunst und Kenntniß davon, um ein Amt anzunehmen, wo er beide verleugnen müßte. — Die Tutti frutti wurden mit Begier erwartet, mit Heißhunger verschlungen, sollen aber jezt in manchem Magen eine bemerkliche Leere hinterlassen haben. Einzelnes findet man zu hart, Anderes zu nackt persönlich, und im Ganzen ist doch zu wenig „scandale“ angehäuft, um auf die volle Theilnahme der höchsten Lesewelt Anspruch zu machen. Nichtsdestoweniger hofft Mancher, daß die versprochenen lezten Theile die Erwartung darin erfüllen werden. Daß der Verstorbene Geistvolles auch ohne Skandal zu schreiben im Stande wäre, unterliegt auch nach den Tutti frutti, die doch gewiß schwächer sind, als seine Briefe, keinem Zweifel. Der Autor blickt diesmal deutlicher aus seiner Leichenmaske vor, und dies soll bei Einigen, die keinen Spaß verstehen, nichts weniger als Spaß veranlaßt haben. Das Gerücht läßt den Auferstandenen von Paris nach dem Orient reisen, und es würde mich nicht wundern, wenn es ihn nächstens zum Bräutigam der jungfräulichen Königin Lady Esther Stanhope in Arabien machte, wie es ihn schon einmal als Brautwerber der schwarzen Wittwe weiland König Christophs Majestät von Haiti darstellte.

Eine merkwürdige Erscheinung, jedoch nur auf der Flucht, war die des Schauspielers Jerrmann, der, ein geborner Deutscher und Berliner, so bedeutenden Succeß auf dem Théâtre français in Paris gehabt. Im deutschen Theater hier konnte er sich nicht in seiner Kraft zeigen, da ihm die Convenienz nur die Königsstädter Bühne öffnete und das Lustspiel nicht sein Fach zu seyn scheint. Dagegen erregten seine französischen Darstellungen, bei denen ihn die hiesige französische Gesellschaft unterstüzt, allerdings Verwunderung unter Allen, welchen der alte Styl der französischen Bühne bekannt ist. Er schien so ganz darin ein- und aufgegangen, daß man sich fragte, welches merkwürdiger, sein Entschluß, oder seine Ausführung? In seinem geistvollen Buche über Paris hat er über Beides Rechenschaft gegeben, und der Kitzel, den er daselbst eingesteht, auch einmal ein englischer Schauspieler zu werden, bekundet deutlich genug, daß die Lust am Gewagten der mächtigste Sporn für diesen Künstler ist. Durch seine Darstellungen bewies er wenigstens, daß das ihm von den Pariser Blättern gespendete Lob kein erkauftes war. Sein Versuch, wie das Gelingen, bleibt etwas Außergewöhnliches.

Im Königsstädtischen Theater sucht man durch alte und neue Opern Oberwasser zu behalten. Es gelingt. Bellini's „Norma“ macht besonderes Glück. Vom Schauspiel läßt sich nicht viel sagen. Es schlummert viel altes Gutes, und Neues kommt nicht. Die Zeiten, wo alle Kräfte für dieses Institut arbeiteten und unter drei Neuigkeiten zwei durchfielen und eine reussirte (das rechte Verhältniß für eine solche Volksbühne) sind vorüber. Von hiesigen Schriftstellern arbeitet eigentlich Niemand mehr für das Theater. Die Direktion, durch ihre halbe Stellung zu unsichtbaren Obern gebunden, will nichts wagen, und durch Wagstücke allein hält sich ein solches Institut in lebendigem Flor. Andererseits hindert auch hier die jezt ängstlichere Censur. — An Konzerten ist ein Ueberreichthum. Die Matadore strömen aus Osten und Westen zusammen. Bedeutendes Glück machen indessen nur die kleinen Violinspieler Gebrüder Eichhorn. — In Erwartung der großen, gab es vorläufig eine vom Kunstverein veranstaltete kleine Kunstausstellung, in der nur ein paar Bilder von Sohn und Hildebrand die theilnehmende Aufmerksamkeit fesselten, ohne ganz zu befriedigen. Ein anderes Bild mußte den Berliner Spott aushalten, weil es in allzu französischen Attituden einen Schmerz anschaulich machen wollte, der uns zu fern liegt. Doch blieb es beim Spötteln; der Berliner Witz scheint erschlafft, oder er ruht für eine Zeitlang aus. Nur besezte er jüngst die noch vakante Oberbürgermeisterstelle mit den Personen der Herren Spontini, Cerf und Rust, wegen verschiedener Qualitäten derselben; aber es war sehr zahmer Witz, und deßhalb blieb er in geschlossenen Kreisen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. April 1834.

Ihr scheltet auf die Kultur,
Weil's Kultelvirerei
Auch gibt, und merkt nicht, daß selbst diese besser sey,
Als eure dumme Natur.

Klopstock.
An die Verächter der Regel.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Von der Höflichkeit in dafür besonders festgesezten Stunden und Zeiten.

In der Besorgniß, durch vielen Gebrauch ihre Höflichkeit gleichsam zu verschleißen und abzunutzen, pflegen Einige dieselbe auf wichtige und festliche Gelegenheiten zu versparen, als die Kindtauf- und Hochzeittage und, in den höhern Kreisen, die feierlichen Mahlzeiten und andere Vereinigungen in schön beleuchteten und aufgeschmückten Zimmern und Sälen. Es verkündet sich in diesem System ein Geist der Sparsamkeit, der an sich selbst zu billigen ist; nur befürchte ich, daß man von ihm bisweilen sich verleiten lasse, dem täglichen und gewöhnlichen Leben, welches doch ebenfalls der Höflichkeit bedürftig ist, mehr zu entziehen, als ihm entbehrlich zu seyn scheint. Unter allen Umständen werde ich auch diese in der Ueberschrift näher bezeichnete Höflichkeit, welche nach Art der Uhren aufgezogen wird und die Stunden beobachtet, auf ihre eigenthümlichen Regeln und Normen zurückführen müssen.

Bei Kindtaufen und Hochzeiten, welche ohnehin längst nicht mehr so feierlich begangen werden, als vor Zeiten, darf man allerdings wohl in seinem Bezeigen einen gewissen Anschein von ungesuchter, herzlicher Theilnahme vorwalten lassen. Indeß soll bei den Hochzeiten der Ausdruck frohen Antheils nicht etwa das Zartgefühl verletzen, wogegen in alten Büchern so häufig Tadel erhoben wird, daher sich nicht länger bezweifeln läßt, daß unsere Väter in dieser Beziehung das gehörige Maß nicht beobachtet haben. Hingegen würde in wohlbeleuchteten Versammlungszimmern, und vornehmlich in solchen, welche die beste Gesellschaft zu besuchen pflegt, ein gewisser herzlicher Grundton keineswegs an seiner Stelle seyn; es beruhet vielmehr die Harmonie des Ganzen auf einem schönen Ebenmaße oder ununterbrochenen Flusse und Strome, jede für sich, gleichgültiger Bewegungen, Aeußerungen und Handlungen. Und hier werde ich Gelegenheit finden, von der Höflichkeit der Frauen zu reden, welche in keinem Verhältnisse des Lebens von größerer Bedeutung ist, als in diesen Vereinigungen der guten und besten Gesellschaft.

Die Höflichkeitspflichten, welche beiden, doch besonders dem weiblichen Geschlechte in den Salonsgesellschaften obliegen, dürften auf folgende Punkte sich zurückführen lassen: der schöne Anzug, oder die Toilette; das wohlanständige Auf- und Eintreten; das angenehme sich Niedersetzen; das galante die Plätze Verwechseln; das verbindliche Jemand Herbeiwinken; das Pensieroso; der Gebrauch des Fächers; das sich Anlehnen; das entschlossene

auf Jemand Zugehen; das den leisen Gesprächen für das Auge der Zuschauer Interesse und Annehmlichkeit Verleihen.

Die Sorgfalt und der Fleiß, mit welchen die Frauen dem Putze obzuliegen die Gewohnheit haben, wird häufig, wie bereits der große Göthe gerügt, als ein Ausfluß ihrer Eigenliebe, Nichtigkeit und anderer Schwächen aufgefaßt und nach dem Standpunkte eines Jeden bald verspottet, bald bitterlich getadelt und streng verurtheilt. Hingegen begehrt und liebt man die Wirkung des Putzes, den Glanz, das heitere oder gar schöne Ansehen wohlgekleideter Frauen. — So verleitet eine irrige Auffassung des Princips in irgend einer Sache und Handlung unvermeidlich stets in gröbliche Unvereinbarkeiten und Widersprüche. Nicht die Eitelkeit, sondern das Wohlwollen, der Gemeingeist und die Höflichkeit bestimmen unsere Frauen, ihrem Putze die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken; und dieses behaupte ich nicht etwa aus einer falschen Galanterie oder aus leichter Paradoxie, sondern weil ich mit Thatsachen bekannt bin, welche auf diese edlern Beweggründe zu schließen mich zwingen. Zuerst haben die Frauen, um in den Salons so schön und liebenswerth sich darzustellen, als ihnen ersinnlich und möglich ist, vielen Leiden und Qualen sich zu unterwerfen, welche standhaft zu ertragen edlere Beweggründe und Absichten vorauszusetzen nöthigt, als die gemeinhin angenommenen. Zweitens aber, und dieses entscheidet, pflegen sie Morgens, und wann sonst sie anzunehmen ungeneigt sind, ihren Anzug mit einer stoischen Gemüthsruhe zu vernachlässigen; welches letzte außer Zweifel setzt, daß sie nicht ihrer selbst willen, sondern in der reineren Absicht, ihrem Nebenmenschen eine Freude zu bereiten, in anderer Zeit so schön sich schmücken und ankleiden, als man sieht. Von diesem Grundsatze ausgehend, werden wir alsdann auch in die feineren Abstufungen des Putzes und in die mannichfachen Absichten eindringen können, welche sie erfüllen. Die Kunstausdrücke: Negligé, halber und ganzer Putz, Gala und so fort, erschöpfen diesen Gegenstand nicht zur Hälfte. Ein Diamant, eine Spitze, ein Band mehr oder weniger; der Rock um eines Fingers breit länger oder kürzer; der Hals um weniges freier oder verdeckter; das Haar mehr gekräuselt oder schlichter, mehr aufgebunden oder niedergelassen — diese Sachen, gleich den übrigen unzählbaren, sind eben so viele Symbole der Traulichkeit oder Zurückhaltung, des Entgegenkommens, der Achtung, der Ehrfurcht und anderer Abstufungen in der Auffassung geselliger Stellungen und Verhältnisse. — Doch in solchen Dingen die hierin unübertrefflichen Frauen belehren, unterrichten, meistern zu wollen, wäre der Weg, sich lächerlich zu machen und die bekannte Warnung des Malers in Erinnerung zu bringen.

Wenn diese Andeutungen die Frauen allein angehen (denn männlicher Putz soll ungesucht seyn, auf Reinlichkeit und Ordnung sich beschränken), so ist es hingegen beiden Geschlechtern gleich wichtig, mit Anstand auf- und einzutreten. Hierin ist den Frauen das Nachschleppende ihrer Bekleidung ungemein behülflich; sie haben Alles geleistet, wenn sie vermeiden, mit dem Oberleibe hin und her zu wiegen, was, möge es nun im Takt oder ganz ohne Zeitmaß geschehen, doch stets unedel bleibt und nie geschäzt wird. Die Männer aber sollen nicht allein den Oberleib, vielmehr auch das Bein beachten. Auf dem Parket sollen sie nicht so rasch und sorglos einherschreiten, als auf den Gassen und Gartenwegen, sondern in mäßig großen und wohlabgemessenen Schritten. In Vorzimmern und noch unbesezten, oder halbleeren Räumen dürfen sie rascher vorangehen, sollen indeß nach Maßgabe der Annäherung an das Gedränge kürzere und seltenere Schritte machen, damit sie nicht plözlich anhalten müssen, wie Soldaten, wenn Halt! gerufen wird. Auch sollen die Männer dem Fehler ausweichen, im Gehen das eine Bein über das andere zu schlagen, was der Gestalt eine wenig gesicherte, schwankende, unedle Erscheinung gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine tatarische Hochzeit.

(Beschluß.)

Unter der Zeit waren noch zwei Gerichte aufgetragen und Meth (Hydromel) in hölzernen Schaalen herumgegeben worden; in Allem sechs Gerichte. In den Zwischenzeiten, wenn die Gerichte gewechselt wurden, unterhielten sich die Frauen sehr lebhaft. Zum Schluß kam jenes große Backwerk aus Honig und Cedernüßchen, in welches wir schon den Einbruch gemacht hatten, dazu noch ein dünner Kuchen, der sich wie Leder biegen ließ, kaum einen Messerrücken dick und nur aus ausgepreßten Himbeeren bereitet war und sehr angenehm schmeckte. Nur die Tataren verstehen ihn zu machen. Jenes Gebäck und dieser Kuchen wurden in Stücken aufgesezt und sogleich Papier herumgegeben, indem jede Frau von beiden etwas einpackte und mit nach Hause nahm. Dann erhoben sich die Frauen, gaben der Brautmutter die Hand, dankten und begaben sich nach Hause. Es ertönte während des Weggehens wieder der kleine Leierkasten. Versammeln, Thee trinken und Schmausen hatten über drei Stunden gedauert; es war in der zehnten Stunde, als wir fortgingen. Wir dankten der Brautmutter, sie bezeugte ihre Zufriedenheit, daß es uns so wohl gefallen habe, und meinte, bei uns sey es noch

allenfalls angegangen, dazubleiben; sie habe gehört, wir seyen weit, sehr weit von hier zu Hause. — Wenn auch nicht Alles nach ächt asiatischer Sitte war, so freuten wir uns doch, der Hochzeit beigewohnt zu haben.

Nach fünf Tagen wurden wir beide von dem Vater des Bräutigams förmlich zur Männerhochzeit eingeladen. Wir versammelten uns erst, nachdem es völlig dunkel war, da die Priester und Männer vorher zum Gebet in der Metsched gewesen waren. Der Vater des Bräutigams bewillkommte uns, indem er auf asiatische Weise unsere Hand zwischen seine beiden Hände nahm und schüttelte. Dann brachte er uns zwei Biergläser voll gelben Getränkes: wir möchten auf die Gesundheit des neuen Ehepaares trinken; zugleich wurde uns bedeutet, wir müßten auch austrinken. Wir verlangten Weingläser und fragten, was es sey. Man erwiderte, es sey etwas Gutes und für Männer gehören große Gläser. So wurden uns denn die Gläser gereicht, wir sezten an, aber o weh! es war Jamaika Rum. Der Mufti, ein vielgereister Mann, befreite uns von der schweren Aufgabe und erklärte, es sey genug, wenn wir nur Einen Schluck davon mit gutem Wunsch gethan. Es wurden uns große Stücke Zucker dazu gebracht. Nachdem alle Gäste zusammengekommen waren, stellten sie sich in einen Kreis. Der Oberpriester (Mufti) fragte hierauf den Vater der Braut, ob ihm der Kalün für seine Tochter entrichtet worden seyn; nachdem dies derselbe bejaht hatte, sprach der Mufti den Segen über das Ehepaar, und nun entfernte sich der Bräutigam, um das ihm erkaufte Kleinod in Empfang zu nehmen, mit welchem er nun dreimal 24 Stunden eingeschlossen und von den Müttern reichlich mit süßem Meth, Backwerk und Speisen aller Art versorgt wird. Die Tataren sagen: damit er sich an seine Frau gewöhne.

Wir aber sezten uns nun zum Essen in einen Kreis. Es waren zehn Gäste und wir beide. Ein langes weißes Tuch, das im Kreise herumreichte und jeder an sich zog, diente als Serviette. Mein Freund blieb hinter mir auf seinem Stuhle; ich aber sezte mich mit in den Kreis, da ich während meines Aufenthalts an der türkischen Grenze schon etwas mit den orientalischen Gebräuchen bekannt geworden war, was den Tataren Freude machte. Der Mufti sprach nun ein kurzes Gebet und die Mahlzeit begann. Zuerst kam wieder Butter und so fort, wie bei der Frauenhochzeit, nur der Kuchen und das Backwerk fehlten. Während des Essens wurde eine große hölzerne Schaale mit altem sehr starken Meth (wo er dem Madera ähnlich wird) gebracht, und zwar zuerst zu mir, und mir bedeutet, ich möchte sie dann weiter geben; nun weiß ich, daß kein Muselmann mit einem Christen aus Einem Gefäß trinken soll; ich fragte daher, ob es sie nicht stören würde, da ich Christ sey, wenn ich zuerst tränke; man sagte, ich solle nur trinken. Nachdem ich mich recht geladt hatte an dem köstlichen Meth, wollte ich die Schaale weiter geben, aber der Mufti verlangte sie lächelnd von mir, nickte mir freundlich zu und trank, und nun ging die Schaale im Kreise herum. Der Mufti war ein schöner Asiate, wie man überhaupt unter den Tataren viele schöne männliche Gesichter findet. Die Kleidungen waren schönfarbige seidene Kaftans mit einem seidenen Shawl als Leibgurt. Es war außer dem Mufti (Oberpriester) noch ein Argun (Priester) dabei; beide trugen weiße Turbane, zum Zeichen, daß sie die Wallfahrt zum Grabe des Propheten gemacht hatten; die Uebrigen trugen auf ihren kahl geschornen Köpfen Käppchen von Goldbrokat, Saffian rc. Im Vorzimmer waren eine Menge Tataren, welche da zu essen und Meth zu trinken bekamen. Nach dem Essen begab man sich nach Hause; es war wieder in der zehnten Stunde.

Dresden, im Januar 1834.

Dr. Gustav Fiedler,
königlich sächsischer Bergkommissär.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Akademischer Zwist. Alte Herrlichkeiten.

Ich habe einige kleine Tagesbegebenheiten nachzuholen. Neulich hat sich ein komischer Streit in der Akademie der Wissenschaften entsponnen. Geoffroy St. Hilaire, welcher gern das Publikum mit seiner Persönlichkeit beschäftigt, hat eine Frage aufgeworfen, an welcher dem Publikum wahrlich nicht das Mindeste gelegen ist, und die nur durch den Eifer, womit dieser Gelehrte die Sache behandelt, es etwas belustigt. Auf der Küste der Bretagne waren nämlich eine Menge von Delphinen gestrandet, was sich dann die Küstenbewohner wohl zu Nuze gemacht hatten. In jener Gegend wohnt ein Apotheker, Namens Lemaout, der sich mit verunglückten Delphinen besonders viel zu schaffen macht; denn schon vor zwanzig Jahren war einmal ein ganzes Heer von Delphinen gestrandet, und alsbald hatte sich der bebende Apotheker darüber hergemacht und einen großen Delphin für das Naturalienkabinet in Paris zugerichtet, wo er noch zu sehen ist; auch hatte er einen ausführlichen Bericht über die Delphine an die Akademie der Wissenschaften eingesandt. Diesmal war er auch wieder mit seinen Beobachtungen bei der Hand und berichtete unter Andern, ein junger Delphin habe sogar noch am Strande an der Brust seiner Mutter gesaugt. Jezt aber erhob sich Geoffroy St. Hilaire in der Akademie und sprach den Delphinen Milch und Brüste ab. Es wurde hin und her geschrieben, um auszumitteln, ob wirklich Jemand ein Delphinenkind habe saugen sehen; Jeder hatte es, wie es scheint, vom Hörensagen; aber Lemaout bestand auf seiner Behauptung und Geoffroy St. Hilaire auf seinem Läugnen. Vor einigen Monaten wäre der Herr Akademiker beinahe auf immer verhindert worden, wider die Brüste der Delphine zu streiten; denn da er sich

auf das Schiff, welches den Obelisk von Havre nach Paris gebracht hatte, begeben wollte, fiel er in's Wasser, und nur durch die schnelle Hülfe eines Matrosen wurde er gerettet. Er erholte sich aber bald von seinem Schrecken, und er ist nach wie vor einer der thätigsten Akademiker; vielleicht wäre es sogar besser, wenn er seine Thätigkeit etwas im Zaum hielte. Als Cuvier noch lebte, lag er oft mit diesem in Streit; jezt streitet er mit andern Akademikern, und ihr Streit nimmt sich im Vergleich mit den wichtigen Erörterungen und Verhandlungen der gesezgebenden Kammern und der grossen Tageblätter sehr komisch aus. — Beständig kann man aus den öffentlichen Versteigerungen in Paris die Nichtigkeit menschlicher Dinge und menschlicher Eitelkeit abnehmen und dabei sehr moralische Betrachtungen anstellen. So wurde neulich das Kirchengeräthe des Collège écossais öffentlich versteigert und an Krämer und Trödler verkauft. Dieses Kollegium bestand schon im 14ten Jahrhundert, und war nachher von den Katholiken in England ziemlich reichlich unterstüzt worden. Die Stuarts hatten sich nach ihrer Verbannung dieser Anstalt mit Eifer angenommen, und des schwachköpfigen Jakobs II. Gehirn wurde in einer Urne hier in der Kapelle aufbewahrt, so wie auch das einer seiner Töchter; natürlich war dies nicht die Königin Anna, da diese ihr Gehirn keinem fremden Lande zu vermachen brauchte. Bei der Revolution am Ende des 18ten Jahrhunderts ging dieses Kollegium ein, nebst so vielen andern veralteten Anstalten. Zwar schien im Jahr 1814 bei der Rückkehr der Bourbons dem wiedererneuerten Collège écossais die Dauer auf ewig gesichert; allein der Sturmwind wehte im Jahr 1830 darüber her; den Bourbons ging es gerade, wie es den Stuarts gegangen war, und aus war es, wahrscheinlich auf immer, mit dem Collège écossais. Diesmal scheinen die ehemaligen Direktoren desselben keine Restauration mehr zu erwarten, und in dieser Hinsicht sind sie viel klüger, als manche Ultraroyalisten, die noch immer auf die Wiedereinsezung Karls X., oder wenigstens seines Sohnes oder Enkels harren, und in dieser Hoffnung sich über Alles trösten, was vorgeht, und langsam dahinaltern. Eine andere Versteigerung brachte die Herrlichkeiten einer andern Zeit unter den Hammer. Lucian Bonaparte ließ nämlich seine Kunstsammlung oder wenigstens einen Theil davon öffentlich verkaufen. Als diese Sammlung angelegt wurde, dachte ebenfalls der Besizer nicht, daß politische Stürme darüber her blasen könnten. In der Lucianschen Sammlung befanden sich Kunstsachen aller Art, Gemälde, Statüen, etruskische Vasen, bronzene und marmorne Figürchen, Kunstsachen aus Elfenbein, getriebenem Silber, kostbare Waffen, künstlich gearbeitete Dosen u. s. w. Ein Ecran stand da in der Ecke, als ein Denkmal der Eitelkeit menschlicher Dinge. Die Frauen der Marschälle Napoleons hatten sich nämlich zur Zeit des Glanzes des französischen Reiches vereinigt, um einen kostbar gestickten Blumenstrauß zu verfertigen, denselben in einen schön vergoldeten Rahmen einfassen zu lassen und dem mächtigen Kaiser als einen Ecran oder Kaminschirm zum Geschenke zu machen. Gewiß haben manche niedliche Hände an diesem Strauße lang gearbeitet; gewiß haben alle diese Damen geglaubt, sie werden etwas Außerordentliches zu Stande bringen und dem Tuilerienschlosse eine prächtige Zierde verschaffen; allein der Ecran hat mit dem kaiserlichen Throne aus den Tuilerien wandern müssen, und die Blumen sind schwarz und sehen so veraltet aus, als ob sie aus irgend einem alten Schlosse der Provinz nach hundertjährigem Aufenthalte gekommen wären. Der Trödler, der diese Arbeit der Marschallsfrauen gekauft hat, wird sie in einen Winkel seines Ladens stellen, bis irgend ein alter Verehrer der Napoleonschen Zeit sie ihm abkauft und als Reliquie aufbewahrt. Kurz vorher war ein großer Kunstladen in Paris, der Montfortsche auf dem Kay, zur Versteigerung gekommen, und hier hatten alte Kunstsachen aus allen Welttheilen und aus allen Zeitepochen friedlich beisammen gestanden, um nun von Neuem ihre Wanderung durch tausend Hände und hundert Kabinette zu beginnen. Altrömische Bronzen standen oder lagen da neben chinesischen dickbäuchigen Figuren, kaukasische und persische Säbel und Flinten, peruvianische Pfeilköcher und alte Tafeluhren aus der Zeit Ludwigs XV. standen mitten unter egyptischen Isisköpfen. Diese Sammlung war das bunteste Allerlei, das man sich denken kann. Die Liebhaberei für dergleichen Dinge ist aber ziemlich groß in Frankreich; auch sezen die Kunsthändler Manches in England ab, weßhalb all dieser alte Kram zu hohen Preisen versteigert wird. In manchen Salons in Paris ist ein eigener Tisch oder Schrank für allerlei Kuriositäten bestimmt, wie man sie in dem Montfortschen Magazin findet. Leute, welche zum Besuche kommen, belustigen sich damit eine Zeitlang; weiter dienen sie zu nichts.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 94:

L e b e r.

Kettenräthsel.

In siebzehn Logogriphen.

Mit

1.

a: Ein Weib mit großem Maul, sie kann so schön posaunen,
Daß lebt, was nie gelebt, und daß die Leute staunen
Sie lebet unter'm Volk, auch Dichter lieben sie,
Geschichten weiß sie g'nug, nach Wahrheit fragt sie nie.
ä: Sie reibet Zahn an Zahn, frißt Knochen selbst und Eisen,
Man sah in roher Zeit sie Menschen selbst zerreißen;
Doch ist kein Maul bei ihr, kein Rachen je zu finden,
Sie streut, was sie zermalmt, der Erde hin, den Winden.

2.

ä: Sie sind ein ganzes Volk, und haben sich befreit
ai: Von meinen Vögten und von meiner Herrlichkeit.

3.

ai; Mich machen die mit ä, die Becker und der Gerber.
Der brennbar, eßbar die, die ersten aber herber.
au: In Lüften wohn' ich frei, dort bleiben darf ich nie;
Fall' ich herab, so tritt mit Füßen mich das Vieh.

4.

au: Es hilft dem Leben auf, das kaum die Welt erblickt,
äu: Tränkt Viele, die ein Glas zu halten ungeschickt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. April 1834.

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig ihren Theil.

Goethe.

Sommertage in Wallis.

Dritter Brief.

Visp ist ein ansehnlicher und schöner Flecken, an der Mündung des großen Visptahles. In dem darüber liegenden Schloß Huchsburg hausten die Grafen von Blandra, und in der Nähe noch viele andere Barone in ihren auf Anhöhen gelegenen festen Thürmen. Die Macht der Feudaltyrannen in dieser Gegend überstieg wirklich alle Grenzen, denn sie waren sämmtlich gegen die umherwohnenden Landleute verschworen, und dieses Unwesen dauerte ungestraft bis 1388; denn in diesem Jahr wurden die Heereshaufen der Grafen von Greyerz und von Savoyen geschlagen, und zwar von den Wallisern unter der Anführung des Sire Raron; die Veste Huchsburg wurde eingenommen und zerstört, deßgleichen viele von den umliegenden festen Nestern. Zur Bezeichnung jener Zeit mag dienen, daß bei dieser Gelegenheit zwei Söhne des Herrn von Raron dem Grafen von Greyerz in die Hände fielen und von diesem eigenhändig niedergestochen wurden.

Geht man von hier in das Visptahl, so zeigt sich ein Land, das nur wenige Reisende besuchen und dessen Einwohner darum ihre ganze Eigenthümlichkeit und patriarchalische Reinheit bewahrt haben. Dies Thal hat mich sehr an das Lugnetzthal in Graubündten erinnert, nur ist hier die Natur doch weniger rauh, wild und furchtbar, denn es erfreuen einen hier schöne Weiden mit danebenstehenden freundlichen Wohnungen, malerische Baumgruppen und dazwischen des Wallis ansehnlichster Seitenstrom. Im Grund stehen die beiden Riesen, der Monterosa und der Cervin. An den Bergrändern und Geländen weiden schöne Heerden, von allen Seiten ertönt Glockengeläute und Alpenhorn, oder der mächtige Zuruf der Hirten und Sennen von einem Berg zum andern. Zwei Stunden weiter theilt sich das schöne Thal in zwei; eins läuft immer die Visp hinauf, das andere östlich nach Saas. Am Ende des erstern ist der Mont Cervin hingestellt. Saussure hat daran drei Schichten bemerkt, die einander parallel laufen. Die oberste war gelb, die mittlere grau und die unterste wieder gelb. Dies ist nicht mehr so, denn die Farben sind jezt unter einander verwaschen und unmerklich.

Links steht der Monterosa, dessen Gipfel noch kein menschlicher Fuß betreten hat, so wenig wie seinen gewaltigen Gegenmann im Norden, das Finsteraarhorn. An Bemühung, hinauf zu kommen, hat es jedoch nicht gefehlt. In den Memorie dell' Accademia reale Torinese, Vol. XXV. steht die interessante Beschreibung von einem Versuch, den mehrere unerschrockene Männer machten, um über die Gletscher auf eine der niedern Zacken

des Monterosa zu gelangen. Dies war ein wirklich bewundernswürdiges Unternehmen. Zuerst mußten sie mit ihren kleinen Aexten über sechshundert Stufen in's Eis hauen und dann am Rand eines Abgrunds auf brüchigem Eis wegklettern. Dieser Abgrund wurde nahe an viertausend Fuß tief geschätzt. Von Zeit zu Zeit hörten sie donnerähnliches Getöse, das von den Schneemassen kam, die aus ungeheurer Höhe in die Tiefe stürzten. Die Männer kamen hoch genug, um die Ebenen Piemonts und der Lombardei zu übersehen, der Nebel verhinderte es jedoch. Als sie nach einigen Stunden wieder herunterkamen, war die Gefahr noch größer, denn indessen hatte die Sonnenwärme den Schnee und das Eis erweicht; furchtbar war nun das Hinwandeln an dem schmalen Rand des Abgrunds, denn ein leichter Windeshauch oder ein geringes Ausglitschen des Fußes hätte sie in die Tiefe gestürzt. Als sie glücklich über diese schauderhafte Stelle hinweg waren, banden sie sich alle an ein Seil und gleiteten so über Gletscher und Schneefelder hinweg, schnell genug, um noch vor Nacht bei den Hütten der Bergleute anzukommen, die im Sommer zwei Monate lang auf diesen Höhen wohnen.

Gar Manches kommt zusammen, um den Monterosa viel interessanter als den Montblanc und die andern höchsten Berge Savoyens und der Schweiz zu machen. Zuvörderst ist er nach den besten und neuesten trigonometrischen Messungen und nach Zachs Berechnung nur 90 Toisen (540′) niedriger über der Meeresfläche als der Montblanc, er übertrifft ihn aber weit durch seine malerische Bildung, besonders durch die nahe bei einander stehenden hohen Zacken, die eine antike Krone bilden, wahrscheinlich die antikste der Welt. Im Innern lassen diese Zacken einen tiefen, leeren Raum, eine Art von Krater. Von ihm gehen eine Menge Bergketten und Thäler aus, deren Knopf und haltender Mittelpunkt er ist. Der Thäler sind acht: zunächst in Osten das Val-Macugnaga, das Val-Anzasca, das große und das kleine Sesia-Thal, das Valle de Lys, das Avasthal, das Gletscherthal des M. Cervin und endlich nördlich das Saasthal. Die Gebirgsschichten des Monterosa und der umliegenden Berge sind überall wagerecht. Sein Abhang ist sehr sanft und man kann weit hinauf mit Mauleseln kommen. Merkwürdig und ganz abweichend von der Natur des Hochgebirgs, findet sich hier gar kein Granit in Massen, sondern er kommt nur zufällig und einzeln vor. Dagegen sind alle seine Zacken und Abhänge reich an Gold, dem aber schwer beizukommen ist. Außerhalb des Cirkus am Abhang des Bergs wohnt eine Art deutscher Besatzung, ganz fremd den andern Einwohnern, die nur französisch und italienisch sprechen. Diese deutschen Dörfer heißen Gontz, Macugnaga, Alagna und Gressoney. Den Ursprung dieser deutschen Dörfer kennt man nicht, viel Wahrscheinlichkeit aber hat die Meinung, daß Einwohner von Oberwallis, verlassend ihr rauhes, von den umstehenden Berggipfeln, ihren Lawinen und Felsenstürzen bedrohtes Land, in diese sichern Thäler gezogen sind, und zwar zu einer Zeit, wo die Italiener es noch nicht wagten, ihre Heimath so nahe an den Schneebergen aufzuschlagen und ihre Heerden an ihren Abhängen zu weiden. Die Oberwalliser nahmen also Besitz von diesen Gegenden, heiratheten immer unter sich und bewahrten so ihre Sprache, als nach und nach Italiener, von ihrem Gedeihen und ihrem guten Viehstand angezogen, sich um sie herum ansiedelten. Ihre deutsche Sprache haben nun freilich diese Gemeinden beibehalten, nicht aber ihre heimathliche Sitte. Da der Boden und die Weiden bei der zunehmenden Zahl der Einwohner nicht mehr zureichten, so mußten sie auf andere Hülfsmittel und Erwerbsquellen denken. Darum ziehen die Männer fast alle aus, um Waaren einzukaufen, die sie dann immer wieder mit mehr und weniger Gewinn in ihren Thälern und der Umgegend absetzen. Die Lage ihrer Dörfer zwingt sie, von Jugend auf außer ihrer Muttersprache auch italienisch und französisch zu lernen, und dadurch wird ihnen denn Handel und Wanderschaft sehr leicht. Die Weiber und Mädchen bleiben zu Haus und beschäftigen sich mit den Sorgen der Feldwirthschaft, der Sennerei und der häuslichen Oekonomie. Da ihrer aber bei der merkwürdigen Fruchtbarkeit der Ehen für diese Arbeiten zu viele sind, so geben sich viele damit ab, Waaren auf ihren Schultern und auf dem Kopf über gefährliche Stellen zu tragen, wo kein Saumthier hin kann, wodurch sie Umwege von mehreren Tagen vermeiden. Diesen gefährlichen Waarentransport machen sie mit Kraft, Fleiß und bewundernswürdiger Treue, büßen aber dabei ihre angeborne Heiterkeit nicht ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Beim Eintritt in die Gesellschaftszimmer soll man nun allerdings das Unedle stets vermeiden, doch innerhalb des allgemeinhin edlen Charakters eine leichte Abstufung anbringen, welche die relativen Ansprüche des Eintretenden richtig ausdrückt. Junge Leute und andere nicht in Betrachtung kommende Personen sollen im Eintreten ein Ansehen von Ehrfurcht und Bescheidenheit annehmen, welches jedoch in das Verlegene und Verwirrte nicht übergehen, sondern unbefangen und furchtlos herauskommen muß. Hingegen dürften ältere und besonders sehr vornehme und gewichtige Männer in dieser Situation ihren Anspruch an die Aufmerksamkeiten der

Gesellschaft nicht undeutlich an den Tag legen; obwohl sie dabei dem Fehler auszuweichen haben, daß ihre Gesammterscheinung an das Theatralische grenze, welches mit dem besten Tone unvereinbar ist. Sollten aber durch Ungeschicklichkeit oder Zerstreuung Personen von hohem Range nicht sogleich mit derjenigen Aufregung empfangen werden, welche sie doch zu erwarten berechtigt sind, so empfehle ich denselben, in solch einem halbverzweifelten Falle den Anschein von Zerstreuung und Abgezogenheit der Gedanken anzunehmen, was ihnen behülflich seyn wird, theils ein ehrwürdiges Ansehen zu behaupten, theils auch die erlittene Verletzung folgenlos übersehen zu können. Wird hingegen den gewichtvollen Personen die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen, so sollen sie in diesem Stücke nicht hinter der Gesellschaft zurück bleiben, auf Alles achten und Niemand ganz übersehen, damit sie die Huldigungen, welche man ihnen darbringt, nicht etwa gleich einem Götzenbilde entgegennehmen, was nicht gut in die Augen fällt und albern erscheint.

Das angenehme sich Niederlassen auf den Sesseln werden besonders die Frauen auf das Mannichfaltigste einrichten und abändern können. Bei Hofe sollen sie mit geradem Rücken oder bei aufrechter Haltung des Oberleibes sanft und ebenmäßig sich niederlassen, nicht beide Füße unter den Stuhl ziehen, sondern mindestens den einen Fuß ein wenig vorausstrecken. Eben dort sollen sie im Gespräche mit ihren Nachbarn den Kopf leicht umdrehen, nicht aber mit ganzem Leibe sich zur Seite neigen, oder gar zurückwenden. Bei solchen Veranlassungen die Augen niederzuschlagen, gleich als zur Sammlung der Aufmerksamkeit, doch eigentlich, um unter den Augendeckeln unvermerkt nach allen Seiten zu schielen, läßt an solchem Ort respektvoll und hat den schönsten Anstand.

Das Plätzeverändern, welches jedoch stets einen deutlichen und Allen auffallenden Grund haben muß, verleiht den Salonsgesellschaften viel Reiz, Bewegung und Wechsel. Zu solchen Aenderungen des Platzes gibt die Wahrnehmung entfernt sitzender Bekannten, mit welchen jedoch vorher einige Winke und Grüße auszutauschen sind, die allerbeste Veranlassung. Unbewegliche, gleich wie durch einen Zauberfluch festgebannte Salonsgesellschaften sind das Unerträglichste der Welt, weßhalb mit Höflichkeit ausgerüstete Personen bisweilen sogar eine angenehmere Nachbarschaft dem allgemeinen Besten aufopfern müssen, indem sie halbwillig eine minder belebte aufsuchen. An einigen Orten scheuen sich die Frauen, von ihrem einmal gefaßten Posto sich zu erheben, besonders wenn es gilt, irgend einem ihrer männlichen Bekannten sich anzunähern. Freilich wird eine Dame den fraglichen Herrn sehr wohl auch durch Winke herbeirufen können, allein eben so gut auf ihn zugehen, weil in der Gesellschaft Sprödigkeiten übel angebracht sind und in ihr einen Hang zur Verleumdung voraussetzen, welcher mit wahrhaft guter Gesellschaft unverträglich ist; woher man, unangesehen ob er darin sich eingenistet habe oder nicht, doch immer wohl thun wird, auf keine Weise ihn anzuerkennen. Auch gibt die Sprödigkeit den Frauen ein schnödes, ungeschicktes Ansehen, welches sie vermeiden sollen.

Jemand aus der Ferne herbei zu winken, steht den Frauen sehr wohl an, besonders wenn solches mit den Augen allein und nicht mit Zuziehung der Hände geschieht, oder auch überhaupt geschehen kann. Man bemühe sich demnach, hierin mit den Augen auszukommen. Indeß wird bei zerstreuten und kurzsichtigen Leuten bisweilen wohl auch die Hand und selbst der Fächer in Anspruch zu nehmen seyn. Wenn man dieser Hülfswege sich bedienen will, so erhebe man die Hand mit leichter Anmuth und neige daran die Finger einige Male niederwärts, oder mache dieselbe Bewegung mit dem Fächer. Es versteht sich von selbst, daß man zu diesem Gestus den Augenblick abzuwarten habe, in welchem der Herbeizurufende das Auge auf uns fallen läßt. Weil die Frauen in den Salons die eigentlichen Gebieterinnen und Richterinnen sind, so erscheinen sie bei Austheilung dieser eben erörterten Winke und Befehle so ganz in ihrem Berufe und angenommenen Charakter, daß Jedermann ihnen willig gehorcht, oder auch mit Vergnügen der Sache, sofern sie nicht ihn selbst betrifft, als einem angenehmen Schauspiele aus der Ferne zusieht.

Das Penseroso ist eine angenehme Weise, zu verhehlen, daß man sich vernachlässigt fühle. Unversehens und ohne irgend eines Menschen ernstliche Absicht kann eine Dame im Gedränge der Gesellschaft unter Personen gerathen, denen der Wille, oder auch der Geist fehlt, ihr einige Beschäftigung zu gewähren. Indeß möchte sie irren, wenn sie annehmen wollte, daß nun auch Niemand auf sie Acht gebe, was oft ihr selbst unbemerklich von irgend einem sehr entfernten Winkel aus erfolgt. Diesen eventuellen Beobachtern dürfte indeß irgend ein Anschein von Verdruß, Langeweile, oder gar Verlegenheit, nicht angenehm in die Augen fallen, was seinentheils in das schöne Ganze einer gebildeten Geselligkeit einen unwillkommenen Mißklang bringen muß. Wenn hingegen die fragliche Dame ihre vielleicht nur vorübergehende Muße benuzt, um eine malerische Stellung anzunehmen, ein nachdenklich „schwärmerisch“ gefühlvolles Ansehen hervorzubringen, so wird sie den geselligen Genuß im Ganzen erhöhen und, was sie selbst in's Besondere angeht, im Stillen manchen nicht folgenlosen Sieg davon tragen. Von denen, welche in den Salons zusammen kommen, erholen sich gerade die Vorzüglichsten nicht ungern durch einen interessirenden Anblick von der Ermüdung an einem Geplauder ohne Gehalt und Ernstlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

K., im April 1831.

Graf Stanhope über Kaspar Hauser.

Es liegen drei Broschüren vor uns, welche Graf Stanhope, Kaspar Hausers Pflegevater, vor Kurzem als Manuscript hat drucken lassen. Die eine enthält K. Hausers Lebensbeschreibung, von diesem selbst geschrieben, ein Aktenstück, das Feuerbach in seinem Buche über Hauser nicht mittheilen wollte, „weil es," seiner Aeußerung nach, „Anlaß zu Zweifeln geben könnte." Die andern sind Briefe des Grafen an Freunde, welche mit Hauser in Verbindung gestanden. Wir haben die Erlaubniß erhalten, unser Publikum mit der Quintessenz dieser Schriften bekannt zu machen. Sie sind merkwürdig, weil die darin dargebrachten Beweise, daß Hausers Aussagen von Anfang an aller Glaubwürdigkeit ermangelten, indem sie manchen Zweifel natürlich lösen, andernseits den ganzen Handel nur noch verwickelter machen. Hausers Geschichte wird aber dadurch auch noch von einer, freilich für die Betheiligten wenig erfreulichen Seite belehrend, indem auch sie wieder zeigt, wie sehr der Reiz des Ungewöhnlichen, Wunderbaren selbst geistreiche Männer — oder gerade weil sie es sind — weiter lockt, als ihnen bald lieb ist, und daß zu leichtsinnig angenommene Prämissen selbst Richter, Naturforscher und Diplomaten zu Trugschlüssen führen, die bald so in's Riesenmäßige wachsen, daß das Geständniß des Irrthums nothwendig sehr schwer fallen muß, und der Getäuschte seine und Anderer Aufmerksamkeit sorgfältig von den fatalen Punkten des Raisonnements abzieht.

Die geistige Beschäftigung mit dem Wunderbaren, Unnatürlichen, Gespenstischen ist des Menschen eigenstes Vergnügen. Die mystische Stimmung der sogenannten finstern Jahrhunderte bevölkerte den Abgrund der Natur, der schwarz zu den Füßen des Menschen lag, mit wimmelnden Phantomen; sie verschwanden vor der Leuchte der Wissenschaft, welche die Augen für alle andern als die nächsten Gegenstände blendete, so daß diese als das allein Wahre angesprochen wurden. Aber nicht lange, so gewöhnte sich das Auge an den Schein jener Fackel, und nun gewahrte man, daß er, der nur ein paar Fledermäuse aufgescheucht, nimmermehr weder zur riesigen Wölbung, noch zur Tiefe des Abgrunds dringen könne; ja, sogar die Hoffnung, auch nur in der Breite viel zu rekognosciren, erschien durch die Betrachtung abgeschnitten, daß der Fackelträger ewig an Einen Fleck gefesselt ist. Auf diese Weise wurde in unserer Zeit Alles wiederum möglich und glaublich, was eben noch eitel Thorheit war; die Mystik ist damit naturgemäß nicht nur in die allgemeinen Vorstellungen vom Uebersinnlichen, sondern vielfach auch in die Wissenschaft wieder eingezogen. Der Mensch hat viel gelernt, wenn er wieder mehr glauben gelernt hat, als er sieht und hört; aber wenn das Wunder zur Prämisse wird, so kann es nicht fehlen, daß der nach nothwendigen Gesetzen construirende Geist oft seltsame Luftschlösser zu Stande bringt. Aus dem Munde der Besessenen wird uns wieder eine irre Kunde von dem, was dem Menschen ewig unbegreiflich ist; nur wußte sie einst vornämlich im Gebiete der Hölle Bescheid, während sie jezt durch einen Riß des Vorhangs den Vorhof des Himmels überblickt; einst führte fanatische Logik den Prozeß der Hexe bis zum Scheiterhaufen, jezt treibt phantastische Wissenschaft die Beobachtung der Seherin bis zur Apotheose. Diese Lust am Glauben erstreckt sich aber aus dem Gebiet des Uebersinnlichen in mancher Verzweigung herein auf den Boden der Erfahrung. Die wissenschaftliche Einbildungskraft erschrickt nicht vor den fast ungreifbaren und unwägbaren Dosen der Arzneimittel, welche den Dämon der Krankheit exorcisiren sollen, und sie ruht nicht, bis sie den armen Verwahrlosten zum psychologischen Wunder gemacht und dem räthselhaften Findling eine phantastische Krone aufgesezt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Arzt Bennati. Prozesse.

Zu den Tagesbegebenheiten gehört auch noch der unglückliche Tod des italienischen Arztes Bennati, den ein scheu gewordenes Pferd auf den Boulevards umgeworfen und tödtlich verwundet hatte. Bennati war ein guter Sänger und großer Liebhaber des Operngesanges, gerade wie der spanische Arzt Orfila. Er war als Arzt an der italienischen Oper angestellt worden; denn jedes Theater hier hat seinen eigenen Arzt, der immer zur Hand seyn muß, wenn gespielt wird. Diese Stelle war ihm um so lieber, da er hier nicht allein seine Liebhaberei für italienische Opernmusik befriedigen konnte, sondern auch Gelegenheit hatte, über die Krankheiten und über die Hindernisse des Stimmorgans ärztliche und physiologische Beobachtungen anzustellen. Diese Beobachtungen wurden seine Hauptbeschäftigung. Er untersuchte genau den Bau des Sprachorgans und besonders die Einrichtung der Kehle, welche auf die Stimme einen so großen Einfluß hat. Eben so genau erforschte er, was in diesem Organe bei Unpäßlichkeiten der Stimme hinderlich wird und so leicht den Gesang der Schauspieler verderbt, so wie auch die Mittel, mittelst Instrumenten und innerlicher und äußerlicher Mittel die Unpäßlichkeiten und Krankheiten der Kehle zu heben. Dieser Mann war also für die italienische Oper wie geschaffen; denn dort ist eine Kehle in gutem Stande etwas so Kostbares, daß das Vermögen und der Stand mancher Personen davon abhängt. Die Akademie der Wissenschaften, welcher er die Ergebnisse seiner unermüdlichen Forschungen vorlegte, die er noch dazu an Thieren bewährt hatte, wußte dieselben gehörig zu schätzen, und ertheilte ihm vor wenigen Jahren den von Montyon für die wichtigsten physiologischen Beobachtungen gestifteten Preis. Bennati hatte vor Kurzem seine Etudes physiologiques et pathologiques sur les organes de la voix humaine herausgegeben und das Publikum also von allen seinen Beobachtungen in Kenntniß gesezt. Wahrscheinlich würde er dieselben fortgesezt haben, wenn ihn nicht auf eine so bedauernswerthe Art der Tod dahin gerafft hätte. Indessen wird es jezt einem andern Physiologen nicht schwer fallen, Bennati's Forschungen auf demselben Wege fortzusetzen; nur müßte er sich in der vortheilhaften Lage befinden, worin Bennati war, um praktisch die Krankheiten der Stimme beobachten und heilen zu können. — Unter den Kriminalprozessen, die in der lezten Zeit verhandelt worden sind, waren einige, welche zu andern Zeiten ein außerordentliches Interesse erregt haben würden, jezt aber von den politischen Begebenheiten verdunkelt worden sind. So erschien ein Vicomte vor Gericht, der englische Banknoten nachgemacht hatte. Der Mann suchte sich dadurch heraus zu helfen, daß er behauptete, er habe sie nachgemacht, bloß um sich zur Zeit eines Krieges derselben gegen die Engländer bedienen zu können, keineswegs aber die Absicht gehabt, sie jezt in Umlauf zu setzen, und diese Vertheidigungsart glückte ihm, denn er wurde nur zu einer geringen Strafe verurtheilt. Es scheint, daß man es in Kriegszeiten für erlaubt hält, falsche englische Banknoten zu machen. Man wird sich noch erinnern, daß der Herzog von Rovigo in einer Broschüre beschuldigt wurde, zur Zeit der Napoleonschen Kriege das Nachmachen der Banknoten befördert zu haben, um dadurch den englischen Handel in Verwirrung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. April 1834.

Les hommes ne vivraient pas long-temps en société s'ils n'étaient les dupes les uns des autres.

Larochefoucault.

Aus der Schule der Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Der Fächer ist den Frauen in der Gesellschaft von unbeschreiblicher Nutzbarkeit. Durch ein leichtes Spiel mit diesem Geräthe, welches in Ansehung seiner vielseitigen Brauchbarkeit jeden Modewechsel seit Jahrhunderten überdauert hat, vermögen die Frauen alle unbeschäftigten Sekunden und Minuten angenehm auszufüllen, motiviren sie zugleich viele der schönsten Bewegungen ihrer Arme und Finger. In heißen Klimaten und überheizten Zimmern bedient man sich des Fächers, um einen Luftzug hervorzubringen und sich leicht abzukühlen; in verwickelten Situationen, um Verlegenheiten, Schaam und Aerger hinter ihm zu verbergen. Auch nützt die Vergitterung der Stäbe, um hinter derselben unbemerkt umherzuspähen, zu welchem Zwecke die zerrissenen Fächer ebenfalls mit Vortheil benuzt werden können.

Mit dem gesammten Rücken sich anzulehnen, gibt den ältern Frauen ein sehr determinirtes Ansehen. Jungen Damen wird indeß nichts in der Welt schlechter anstehen. Aeltliche und gewichtvolle Damen bedienen sich dieser Position, um ihre Autorität fühlbar zu machen und ihr richterliches Amt in Erinnerung zu bringen. Jüngere sollen mit Anmuth auf die Seitenlehnen ihres Sessels sich stützen, die Stellung des Oberleibes, die Haltung des Kopfes überhaupt ziemlich oft verändern, doch mit einem sanften Uebergange, damit sie nicht in heftige und abgerissene Bewegungen verfallen, welche Niemand wohl anstehen.

Mit Entschlossenheit auf Jemand zugehen, verräth eine Zuversicht, welche die jungen Mädchen übel kleidet, doch bei den verehlichten Damen angenehm in's Auge fällt.

Nichts indeß vermag in der Gesellschaft der hohen Bedeutung gleichzukommen, welche das leise Gespräch, wenn es richtig gehandhabt wird, unfehlbar darin erlangt. Ueberhaupt findet der Mensch für Alles, was ihm fehlt, den größten Ersatz in der Idee, Meinung oder halbdeutlichen Vorstellung, daß solches sonst irgendwo vorhanden, also doch unter Umständen ihm erreichbar sey. Und eben deßhalb ist es von so tröstlicher, ja belebender Wirkung bei jener gänzlichen Abwesenheit von erwecklichen Gedanken und begeisternden Vorstellungen, welche selbst in der besten Gesellschaft nicht selten eintritt, auf Gruppen und Paare zu blicken, welche scheinbar ein tiefes Interesse des Geistes, oder nur des Herzens behandeln. Dieses gegenseitig gewährte Schauspiel desjenigen tiefern Antheils, welcher jedem Einzelnen für sich genommen zu fehlen pflegt, ist das eigentliche

Geheimniß des unterhaltend beruhigenden Eindrucks von Vereinigungen der besten Gesellschaft, welche demnach unter allen Umständen von dem, was sie an sich selbst nicht immer gewährt, doch wenigstens das Bild erwecken, die Vorstellung hervorrufen soll.

Und damit man nicht etwa auf den Gedanken komme, daß nur den Frauen, auf welche Obiges meistentheils sich allein bezieht, in der Gesellschaft Pflichten der Höflichkeit obliegen, die Männer aber sich ihren Launen ganz überlassen dürfen, will ich denn auch über der leztern minder auffallende Verpflichtungen Weniges im Fluge anmerken. Besonnenheit und schnelle Fassung im Reden, auch Kürze und Leichtigkeit, ohne Knarren und Stottern die Worte hervorzubringen, und Gewandtheit im nöthigen Abbrechen zu langer Gespräche: da hätten wir die erste und wichtigste unter den geselligen Verpflichtungen der Männer. Die zweite ist: dem Neuigkeitenmelden und Klatschen nicht ausnahmlos sich hinzugeben. Einige glauben hiedurch den Frauen sich angenehm zu machen, irren jedoch. Drittens liegt den Männern ob, die Verbeugungen gut auszuführen und nach den Personen abzuändern, auch sie durch ein paßliches Mienenspiel zu begleiten und aufzuklären. Viertens, mit dem Hute keine überlebhaften Bewegungen zu machen, damit man nicht unversehens einem Andern den seinigen aus der Hand schlage, was nachtheilige Folgen zu haben pflegt. Fünftens, beim Umherblicken oder beim Fixiren von Personen nicht die Augenlieder zusammen zu kneipen, noch der Lorgnetten und Ferngläser sich zu bedienen, weil solches anmaßend, hochmüthig und absprechend aussieht. Sechstens, seine Füße zu behüten und Niemand unversehens auf die weißen Strümpfe oder Hühneraugen zu treten. Man erwäge stets, daß in einer zahlreichen Gesellschaft nicht Alle gleich wohl in ihrer Haut, noch gleich versöhnlich gestimmt sind.

Auch kann die Gegenwart sehr hoher, oder doch sehr vornehmer Personen die Nothwendigkeit herbeiführen, im Punkte der Höflichkeit sein Allerbestes zu leisten. Wie bei so vielen andern Dingen, so hat man auch hierin dem Extremen und dem Gesuchten auszuweichen. In solchen Lagen nehme man unausgesezt auf die Personen Rücksicht, um welche Alles sich dreht, wie Planeten um ihre Sonne. Doch lasse man dabei keinen Zwang sich abmerken, denn eine gesuchte Aufmerksamkeit ist so unbeifällig, als eine unpassende Vernachlässigung. Leute, denen ein Verhältniß dieser Art ganz neu ist, pflegen entweder aus Verlegenheit, oder auch aus unziemlicher Dreistigkeit tausend Unschicklichkeiten zu begehen. Sie könnten Beides vermeiden. Denn zur Verlegenheit ist kein Grund vorhanden, wo der Wille des Herrn oder des Mächtigen von Allen geehrt werden muß, also Niemand gegen dessen Geheiß sich aufzulehnen hat. Wen der Herr seiner Nähe werth hält, den will und darf Niemand ihrer unwerth erklären. Auf der andern Seite ist eine Vergünstigung, welche mit so Vielen getheilt wird, nichts so Großes, daß man ihrentwillen sogleich vor Freuden aus der Haut zu fahren, oder so gar viel sich anzumaßen und herauszunehmen hätte. Man betrage sich nach Ort und Gelegenheit und achte, ohne sich's merken zu lassen, auf das Benehmen der übrigen Anwesenden, um von der großen Wahrheit sich zu überzeugen, daß nicht so viel an der Sache ist, als man wohl denkt, ehe man's versucht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Als wir den steilen Abhang der Equa mühsam und nicht ohne Angst hinaufkletterten, begegneten wir sechs dieser schwerbeladenen Weiber, die jedoch ihre ungeheuren Waarenbündel mit einer Leichtigkeit und Sicherheit auf dem Kopf trugen, die uns staunen machte; sie wohnten auf der andern Bergseite, und wenn sie den schrecklichen Paß überschritten haben, gehen sie nach Vania und kehren dann in das Val-Sesia zurück. Sie liefen, *verfolgten* und haschten sich, kletterten zum Scherz wie Katzen furchtbare Felsenriffe hinan und waren uns immer einige hundert Schritte voran, sezten sich dann wieder einmal nieder, um Blumen zu pflücken und zu singen; kamen wir ihnen aber endlich nahe, so fuhren sie auf wie ein Rudel Tauben und huschten mit ihren Lasten davon, während wir mit Mühe ankamen. Auffallend ist bei diesen Leuten auch die große Nüchternheit und Genügsamkeit. Sie erweichen in Molken grobes schwarzes Roggenbrod, das oft mehrere Monat alt ist, ihre gewöhnliche Nahrung, bei der sie gesund und blühend aussehen, denn es gibt nichts Anmuthigeres, als die gemsenartigen Gebirgsmädchen, die von der Alpenrose und dem Rhododendron ihre Farbe geliehen zu haben scheinen. Ist aber Festtag, so wird hoch geschmaust, denn alsdann kommt gesalzenes Kuh- oder Ziegenfleisch auf den Tisch; zu frischem Fleisch kommt's aber nie bei ihnen, denn dieses wäre zu kostbar und theuer. Die Männer, die des Handels wegen auswärts beschäftigt sind, kommen doch wenigstens alle zwei Jahre für einige Wintermonate nach Haus, und obgleich sie überall bessere Nahrung finden, gewöhnen sie sich doch schnell wieder an die armselige Speise ihres Landes und gehen nur sehr ungern wieder hinaus in die reichern Länder voll Wohlhabenheit und flachen Lebensgenusses. Diese Leute haben aber einen großen, ganz undeutschen

Fehler, der schwer zu erklären ist, da sich bei ihren ehemaligen Landsleuten, den Oberwallisern, gerade das Gegentheil zeigt. Sie sind sehr ungastlich, und dies ist um so auffallender, da sie auf ihren vielen Reisen und Kreuz- und Querzügen so oft die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müssen. In ihren Dörfern wollen sie nicht nur keine Fremden beherbergen, sondern betrachten sie auch mit Abneigung und Unruhe. Wahrscheinlich fürchten sie von ihnen Schaden für ihren Handel. So fand es Saussure vor fünf-und-vierzig Jahren, so ist es noch. Zwischen diesen Gebirgen, in diesen tiefen, langen Thälern hat die Zeit und ihr Einfluß auf die Menschen einen ganz andern Schritt; was anderwärts in einigen Jahren von ihr bewirkt wird, dazu braucht es hier wenigstens ein Jahrhundert. Diese Leute erinnerten mich sehr an die Bewohner der entlegenern Pyrenäenthäler oder an die Hirten dieses Gebirgs. Diese wußten mir von Roland viel zu erzählen, wußten auf's Haar, wo er gestanden, wo er gekämpft und wo er gefallen, von Napoleon aber wußten sie nichts, und dieser Name war ihnen noch nie zu Ohren gekommen. Eben so ist es hier. Einige Leute wissen wohl, daß über den nahen Simplon eine große Straße führt; wer sie aber gebaut und warum, davon haben sie keinen Begriff.

Bei uns war ein junger Italiener aus Varese, jenseits des Lago maggiore. Immer sah er die Zacken des Monterosa mit Bewegung an, und einmal war es mir sogar, als sehe ich Thränen in seinen Augen stehen. Ich fragte ihn nach der Ursache, und nach einigem Zaudern antwortete er mir endlich: „Ich liebe den Monterosa mehr als alle andern Berge. Zu seiner herrlich am Horizont glänzenden Krone wenden sich täglich meine Blicke, wenn ich zu Haus in Varese, in meiner Heimath bin. Darum ist's mir, als sähe ich jezt einen Freund, einen Vertrauten zum erstenmal in der Nähe. Ein Vertrauter ist er mir auch, denn vor zwei Jahren hatte ich mit einem theuren Mädchen, das seit einigen Wochen meine Frau ist, und damals streng von ihren Angehörigen bewacht war, keinen andern Berührungspunkt, als den Gipfel des Monterosa. Wir versprachen uns nämlich, mit dem Glockenschlag acht, zwölf und sechs hinauf zu sehen, wodurch unsere Blicke auf demselben Punkt zusammentreffen und sich gleichfalls berühren und in einander verschlingen würden; mir war's dann immer, als sitze das liebe Bild auf der felsigen Mauerkrone und schaue freundlich tröstend herein in mein Leben.“ — Die Ebenen grüßen ihn weit und breit als ihren Herrn, sein reines weißes Licht verkündigt dort sechs Millionen Menschen, die um ihm herum wohnen und die ihn sehen können, einen heitern Tag. Der Landmann blickt hinauf zu ihm, um sich über sein Säen, Ernten und Weinlesen Raths zu erholen, der Städter erfreut sich an seinem erhebenden Anblick und erholt sich durch ihn etwas von der Einförmigkeit und Langeweile der Ebene. Alle Augen wenden sich mit Vergnügen nach dem schönen Berg.

Von unserer Excursion nach dem Monterosa kamen wir nach Visp zurück, und vor dem elenden Dorf Furtig auf das rechte Rhoneufer übergehend, gelangten wir bei Raron unter die Ruinen des alten Stammschlosses dieser Familie. Weiterhin mündet sich das Löschthal, in dem vor Zeiten die Barone Chatillon-la-Tour herrschten. Einer von ihnen beging aber ein so verruchtes Bubenstück gegen einige ehrliche Mädchen des Landes, die sich seinen Lüsten entzogen hatten, daß die Thalbewohner sich gegen ihn empörten und das Joch der alten und mächtigen Familie abschüttelten, so daß sie für immer ihr Thal und Wallis überhaupt verlassen mußte. Der General Zurlauben, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Zug starb, war der lezte Sprößling jener ausgewanderten Familie, die einen andern Namen angenommen hatte. In der Gegend von Turtmann ist das Wallis wieder eng und sehr von der Rhone verwüstet, daher auch nur von geringem Ertrag, ausgenommen an Rohr und Schilf, das in Menge in dem feuchten Grund wächst. Gleichsam zum Ersatz für diese Armuth der Gegend eröffnet sich einem hier ein herrlicher Blick auf die Alpen, vom Simplon bis zur Furka.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

K., im April 1854.

(Fortsetzung.)

Graf Stanhope über Kaspar Hauser.

Die Ueberzeugung, welche Graf Stanhope nach und nach gewonnen hat, und welche er jezt, nachdem Feuerbach und Hauser selbst nicht mehr sind, ausspricht, ist im Allgemeinen diese: Der Findling ist nicht nur später, durch Eitelkeit, durch die Sucht, Aufsehen zu erregen, die Früchte der unvorsichtig mit ihm angestellten Versuche, zu der systematischen Unaufrichtigkeit und Verstellung verleitet worden, welche seine aufrichtigsten Vertheidiger, namentlich Professor Daumer in dem zu Anfang Februars in der Allgemeinen Zeitung abgedruckten Briefe, nicht abläugnen; nein, auch die Umstände, unter denen er in Nürnberg aufgetreten ist, und seine Aussagen stehen so sehr im Widerspruch mit einander, daß man zum Schluß genöthigt ist, Hauser habe von Anfang an nicht Wahrheit gesprochen, habe bald mehr, bald weniger gesagt, als er gewußt.

Stanhope war, als er Hausers Pflegevater wurde, weit entfernt, zu ahnen, daß er so unzuverlässig sey; nicht lange aber, so erregten mannichfache Umstände in hohem Grade

seinen Verdacht, und je bestimmter sich in ihm die Ueberzeugung gestaltete, daß Hausers Geschichte nicht so sey und nicht so seyn könne, wie sie erzählt werde, desto mehr mußte er sich verwundern, daß die Personen, die sich mit Auflösung des peinigenden Räthsels abgegeben, vor allen Feuerbach, die Resultate der ersten polizeilichen Untersuchung in Nürnberg so wenig zu beachten, ja es zu vermeiden schienen, auf diese Periode zurückzukommen. Und doch liegt hier der Hauptpunkt, der die Frage hinsichtlich der vollkommenen Naivität des Findlings bei seinem ersten Auftreten, und damit den größten Theil des Ganzen beherrscht. Schon wenn man die von ihm selbst geschriebene Geschichte seines Aufenthalts im Kerker und seiner Reise nach Nürnberg liest, ist unverkennbar, daß sie an vielen Stellen der psychologischen Wahrheit durchaus ermangelt; doch eine Analyse derselben gehört nicht hieher. Jeder Leser wird sich aber erinnern, daß Hauser, der Angabe nach, mitten in Nürnberg in bewußtlosem, halb thierischem Zustande gefunden wurde, daß der Elende sich erst an die Menschenstimme gewöhnen, erst hören und nothdürftig sprechen lernen mußte, bevor man ihm jene Jammergeschichte, die Jedermann im Gedächtniß hat, Stück vor Stück entriß. Nun versichert aber Stanhope, in jenen polizeilichen Untersuchungsakten gelesen zu haben, daß Hauser in der Wachstube auf die Frage, woher er komme, geantwortet: „das darf ich nicht sagen.“ daß er daselbst seinen Namen, sein Alter, ja daß er katholisch sey, angegeben, daß er, der eben den ersten peinlichen Unterricht im Gehen erstanden, auf jenen Schuhmacher, der ihn zuerst in der Straße gefunden, mit „starken Schritten“ einen steilen Abhang hinunter zugegangen u. dgl. m. Wie kam es, daß er sich von der Reise mit „dem Mann, bei dem er immer gewesen,“ nur einige, ewig wiederkehrende Armseligkeiten erinnern konnte, und doch Alles so genau beschrieb, was gleich nachher im Hause des Rittmeisters, in der Wachstube und im Thurm vorfiel? — Man muß sich allerdings wundern, daß man nicht wenigstens später, als Hauser sich immer zweideutiger gezeigt, die ersten, Allem nach unbefangenen Zeugen wieder in die Sache gezogen, und wenn man bei Stanhope liest, daß Feuerbach öfters geäußert: „wer die Nürnberger Akten liest, muß denken, daß Hauser ein Betrüger ist,“ ja sogar: „man sollte sie verbrennen,“ so weiß man gar nicht, was man denken soll. Dazu kommen noch andere, höchst verwunderliche Umstände: wie kann Hauser, bei seinem vorausgesezten geistigen Zustand, in drei Wochen das gelernt haben, was er nach Professor Daumer, „troz vielfältiger Störung im Thurm,“ gelernt hat, nämlich: nothdürftig Lesen, Zählen, Zahlenreihen aussprechen, Addiren und Subtrahiren; „er machte Fortschritte im Schönschreiben und lernte ein einfaches Musikstückchen auf dem Klavier.“ Der Mensch, der sein Lebenlang mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden gesessen haben soll, nahm schon im Thurm, nach dem Zeugniß des Gefangenwärters, niemals diese Stellung an, und saß auch später immer gerade, ohne Neigung, sich anzulehnen. Der Umstand, daß er zwar die feinern Stücke der Reitkunst mühsam erlernte, aber auffallend schnell ein sattelfester, unerschrockener Reiter wurde, daß er sich niemals wund ritt oder über Lähmung in den Schenkeln klagte, ist zwar an sich nicht so bedeutend; wenn wir uns aber erinnern, daß in seiner ganzen Leidensgeschichte Rosse und Reiter die Hauptrolle spielen, so liegt der Verdacht gewiß nicht fern, daß er früher mit andern als bloß hölzernen Pferden Umgang gepflegen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Ein Kriminalprozeß.

Die Geschwornen und die Richter haben in Frankreich die Befugniß, die mildernden Umstände in einem Kriminalprozesse zu berücksichtigen, und diese vortreffliche Einrichtung sezt sie oft in Stand, die Härte des Gesetzes zu mäßigen. Allein zuweilen machen sie einen sonderbaren Gebrauch von derselben. So wurden vor einigen Monaten zwei Bösewichter gerichtet, wovon der eine seine begüterte Schwiegermutter mit Hülfe des andern erdrosselt und dieselbe in einem von ihm gemietheten Garten begraben hatte. Der Gehülfe war ein roher Kerl, ein Gärtner seines Gewerbes. Die That war vor zwölf Jahren begangen worden. Seit dieser Zeit hatte der Gärtner oft von dem Andern Geld erpreßt, unter der Drohung, wenn er keines bekäme, die Mordthat angeben zu wollen. Dieser Mensch war für den Andern ein strafendes Gewissen geworden; denn beständig verfolgte er ihn mit seinen Drohungen und Forderungen. Jener Mann, der durch seine Mordthat reich geworden war, konnte zulezt diese immerwährende Plage nicht mehr ertragen, und hatte sich mit seiner Frau in der Provinz niedergelassen; aber auch hier wußte ihn sein böser Geist aufzufinden, und er erneuerte seine Gelderpressungen, ließ auch in Gegenwart Anderer einige Drohworte fallen, welche der Polizei hinterbracht wurden. Die beiden Scheime wurden nun verhaftet und im Garten die Gebeine der alten Frau wieder ausgegraben, die sie längst für verschwunden gehalten, da sie gleich bei der Beerdigung Kalk auf den Leichnam geworfen hatten; allein dieser Kalk war trocken und hatte nichts gewirkt. Als die Thäter den Leichnam ausgraben sahen, fühlten sie wohl, daß sie verloren seyen; jedoch versuchten sie, sich herauszuziehen, wenigstens derjenige, der den Gärtner zu dem Morde verleitet hatte; allein die Thatsache war allzu klar. Sie wurden als schuldig anerkannt, aber „mildernder Umstände“ halber wurden sie, statt zum Tode, zu lebenslänglicher Arbeitstrafe verurtheilt. Wie es bei diesem schrecklichen Morde mildernde Umstände geben konnte, leuchtete dem Publikum nicht ein; denn das Verbrechen war kalt überlegt und eben so kaltblütig ausgeführt worden. Es schienen im Gegentheil eher erschwerende, als mildernde Umstände einzutreten. Vielleicht hatten die Geschwornen Abschen vor der Todesstrafe, wie dies jezt ziemlich häufig sich zeigt, und brauchten daher die mildernden Umstände bloß als Vorwand, um nur der Todesstrafe auszuweichen. Kein gewissenhafter Bürger mag den Blutrichter abgeben, und nimmt daher gern zu einem Vorwand seine Zuflucht, um nur kein Todesurtheil aussprechen zu müssen. Und so hart auch die Galeerenstrafe in Frankreich ist, so ist sie doch milde in Vergleich mit den von Silvio Pellico auf so rührende Weise beschriebenen Gefängnissen und mit dem schrecklichen Carcere duro, das in Frankreich kein Menschenfreund billigen kann. Seit langer Zeit hat kein Buch so großes Aufsehen erregt und ist so allgemein gelesen worden, als dieses S. Pellico's Prigioni, besonders mit den erläuternden und historisch merkwürdigen Anmerkungen seines Unglücksgefährten Maroncelli. Die französische Uebersezung hat schon dreimal aufgelegt werden müssen, und wahrscheinlich wird die dritte Auflage nicht die lezte seyn.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. April 1834.

Es senkt sich, so schaurig und still wie die Gruft,
Ein Pfad über Schiefer aus nächtlicher Kluft,
Wo Todesahnungen walten
Um gräßliche Spalten.

Matthisson.

Sommertage in Wallis.

(Fortsetzung.)

Wer von Susten über die Brücke geht, um nach Leuk zu gelangen, dem rathe ich, hier einen Augenblick stille zu stehen, um da die sonderbare Gestaltung der vielen kleinen Hügel zu betrachten, die in dem Thal umhergesäet sind. Alle haben konische Gestalt und sind aus Kalkstein gebildet, nicht höher denn hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß. Jenseits Leuk und von der Höhe von Varen an wird der Weg dem Gebirg zu ziemlich steil. Von hier nimmt sich der Flecken Leuk mit seinen alten Thürmen gar malerisch aus. Weiter hinauf liegt Albinen, das wie angeklebt hängt an dem steilen Abhang eines Bergs, dessen Anblick schon Schwindel erregt. Die unten liegende Ebene trägt noch den bezeichnenden Namen des Seufzerfelds, denn hier wurde 1318 ein kleines Heer von Baronen und ihrer Lehnsträger geschlagen, das sich zur Unterdrückung des Landes versammelt hatte; hier starb die Blüthe des Oberland-Bernischen Adels. Weiter hin führt ein kleiner Weg, rechts eine hohe Felsmauer, links ein Abgrund, in dessen furchtbarer Tiefe wir die Dava schäumend über und zwischen Felsenblöcken hinwegeilen sahen; man hört nur dumpf ihr Geräusch. Diesen Paß auf einer engen, in den Felsen gehauenen Cornische würde wohl kein Reisender ohne gefährlichen Schwindel machen, wenn die Führer nicht keck an dem drohenden Rand des Abgrunds gingen und dabei den Reisenden gegen die Felswand hin drückten. Es gelang auch, über dem engen Pfad ein kleines Dach anzubringen, um die Wanderer vor den Steinen und der Erde zu sichern, die alle Augenblicke herabfallen; schöne grüne Weiden hängen an und auf den Felsen, in die der Weg eingehauen ist, und während du hier besorgt und angstvoll gehst, klingen dir von oben die Kuhglocken freundlich in's Ohr. Dieser gefahrvolle Pfad ist die einzige Verbindung zwischen mehreren Dörfern, die in diesem Schlund liegen. Wer sollte meinen, daß auch hier militärische Operationen statt hatten? Und doch hielt hier eine Handvoll kühner Gebirgsleute, selbst Mädchen und Frauen, 1799 eine Abtheilung Franzosen einige Wochen lang auf und vernichtete sie dann ganz. Die Franzosen hatten über dem Pfad eine hervortretende Stelle inne, von wo sie Steine, Felsstücke und Feuer auf die Landleute warfen, die den Felsenpfad besetzt hielten. Einige Zeit ertrugen sie dies, endlich aber riß ihnen die Geduld, sie kletterten also in einer düstern Nacht die für ganz unzugänglich geachteten Felsen hinauf, griffen die Franzosen im Rücken an, tödteten mehrere auf dem Fleck und stürzten die Uebrigen den Abgrund hinunter, so daß keiner lebend aus dieser Expedition kam.

Das Leukerbad ist ein Kontrast des Wunderbarsten und Seltsamsten. Heiße Quellen, die neben Gletschern aus der Erde sprudeln; weither kommende Fremde, die Gesundheit, Heilung und Kräfte an einer Stelle suchen, wo die Vegetation im Aufhören ist; Männer, die einem acht Monat langen Winter trotzen und sich drei Viertheile ihres ganzen Lebens in Schnee und Eis begraben lassen, um die wenige übrige Zeit zur Erleichterung Kranker und Leidender zu verwenden, wo findet man dies noch anderswärts, als im Bad Leuk? Nirgend anderswo drängt die Natur auf so engem Raum so viel außerordentliche und widersprechende Dinge zusammen. Alles ist hier voll schlagender, bizarrer Kontraste. Der hohe Berggürtel, der das Thal gegen Mitternacht und Abend einfaßt, bildet eine gerade aufstrebende Mauer, ein unermeßliches Theater, dessen Erker und Vorsprünge ungeheure Befestigungswerke scheinen. Zwischen Mitternacht und Morgen erhebt sich diese Gebirgskette zu so bedeutender Höhe, daß unermeßliche Schneemassen, die sich da anhäufen und verhärten, in großen, bleudendweißen Stufen in die obern Thäler herabsteigen und von daher zwei bis drei Meilen tiefer Lawinen zu dem Dorf senden, wo die Bäder liegen, und da oft große Zerstörungen anrichten. Nichts zog uns an, Theil an den Bädern zu nehmen, Alles lag uns aber daran, einige wundersame Stellen in der Umgegend näher zu betrachten. Hierher gehört unter andern der prächtige Wasserfall der Dala, eines reichen Bergstroms, der aus den benachbarten Gletschern kommt. Wenn er sich auch bereits in den Abgrund gestürzt hat, in dem er sich ein tiefes, schwarzes Bett gegraben, wenn man nur ganz dumpf sein Brausen noch in der Tiefe hört, so scheint er sich noch einmal in dickem Silberstaub daraus zu erheben. Will man auf die nächsten Berge einige Exkursionen machen, so muß man schon ein guter, geübter Bergsteiger mit sicherem Kopf seyn. Selbst die Pfade, die von einem Dorf zum andern führen, sind oft so schmal, steil und rauh, sie gehen an so schrecklichen Abgründen weg, daß man verloren wäre ohne den stählernen Arm eines Führers, dem dergleichen Pfade nur angenehme Fußwege zum Ausruhen sind, wo die Pfeife wieder gestopft, angezündet und mit Behaglichkeit geschmaucht werden kann; wir aber mußten uns oft an Baumstämmen festhalten, mit Mühe über Felsblöcke wegklettern und dabei die Augen von den dicht zu unsern Füßen in unendlicher Tiefe rauschenden Wassern abwenden. So kommt man nach und nach zum Anfang des furchtbaren Felsens, den man hinauf muß, um den Berggrat zu erreichen. In den Felsen selbst ließe sich keinerlei Art von Pfad anbringen, auch nicht der schmalste und steilste; wie hilft man sich also hinauf und hinunter? An Seilen? dies wäre zu umständlich und man brauchte dazu zwei Hände, und diese Leute wollen oder können oft nur Eine verwenden; darum haben sie sich anders geholfen. Sie zimmerten acht, zum Theil sehr lange Leitern grob, aber sehr fest zusammen und stellten sie über einander auf, so daß sie auf die unten fast unmerkbaren Vorsprünge des Felsens zu stehen kamen, gewöhnlich ganz kerzengerade, rund herum furchtbare Abgründe und schaudererregende Schlünde. Ueber diese schwankenden, halsbrechenden Leitern tragen die Einwohner von Albinen, die auch zwischen Gletschern und unzugänglichen Abgründen hausen, Erdbeeren, Butter, Käse, Eier und andere Lebensmittel, deßgleichen ungeheure Bündel Heu und Stroh nach dem Leuker Bad hinab, und dabei ist's ihnen ganz gleich, ob sie an hellem Tag oder in ganz finsterer Nacht diese Leitern hinunter und hinauf klettern; Greise und alte Frauen sind darin eben so geschickt, wie kräftige junge Leute und Kinder. Als ich das erstemal ein Mädchen mit großer Last auf dem Kopf über den Rand des obersten Felsvorsprungs heraustreten und schnell wie eine Spinne an ihrem Faden an der ersten Leiter herunterschweben sah, mußte ich mir die Augen zuhalten, denn Angst und furchtbarer Schwindel ergriffen mich. Gleich darauf kam wieder ein Mädchen zum Vorschein, sie schien die erste einholen zu wollen, denn sie kletterte noch schneller, und beide sprachen wohlgemuth mit einander. Ein junger Bursch schien zu ihnen zu gehören, denn er begrüßte sie mit herzlichem Jodeln. Dafür erwarteten sie ihn am Fuß der dritten Leiter, und als er über einige Stufen herabgeschritten war, fingen sie an, die Leiter in's Schwanken zu bringen; darüber lachte er aber und sie machten sich schnell aus dem Staub, die vierte Leiter hinunter. Ich war nun nicht mehr besorgt für sie, bis ich auf einmal zwei Männer mit großen Lasten in entgegengesezter Richtung kommen, d. h. die unterste Leiter hinaufsteigen sah. Wie wird das werden? Auf den Leitern selbst können sie sich nicht ausweichen, und da wo diese auf dem Felsen aufstehen, ist auch kaum für Einen Menschen Platz. Mit Nichten! Der vorderste Mann begegnete dem ersten Mädchen am Fuß der zweiten Leiter; sie grüßten sich freundlich als alte Bekannte. Während er mit der Linken die Leiter anfaßte und sich mit dem rechten Bein, seiner ganzen rechten Seite und der Last über den Abgrund beugte, hielt sich das Mädchen mit dem rechten Arm an, schwang sich mit ihrer ganzen linken Seite über den Abgrund, und so machten sich beide in Einem Augenblick so viel Platz, daß der Mann hinauf und das Mädchen hinunter konnte. Weiter hinauf begegnete er dem jungen Burschen, und da ihm im Hinaufsteigen die Pfeife ausgegangen war, so mußte jener — beide mit ihren Lasten auf einem Felsenvorsprung von ungefähr 2½' breit stehend — ihm Feuer schlagen; nachdem Feuerstahl, Stein und Schwamm aus der engen Hosentasche geholt, mehrmals vergeblich geschlagen, der Schwamm angeblasen und endlich in die Pfeife gedrückt worden war, schritten beide

wieder auseinander, der Eine hinauf, der Andere den Mädchen nach schnell hinunter.

(Schluß des dritten Briefs.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

Von der Höflichkeit der Bettler und der Vagabunden.

Der Bettler und Vagabund nimmt in der bürgerlichen Gemeinschaft freilich wohl die niedrigste Stufe ein, seine Lebensaufgabe ist indeß nicht weniger verwickelt und künstlich, als andere, welche für ungleich bemerklicher und ehrenwerther genommen werden.

Der Bettler hat ein viel leichteres Spiel als der Vagabund, von welchem er sich unterscheidet, wie das Stabile vom Bewegten. Wenn der Vagabund auf Abenteuer ausgeht, sein Glück auf den Wechsel begründet, so dreht sich hingegen der Bettler in einem durch das Schicksal ihm angewiesenen, vorgezeichneten und frühzeitig fest abgeschlossenen Kreise. Das Betteln haben beide mit einander gemein, ich will es zugeben; hingegen drehen und bewegen sie sich in zwei durchaus verschiedenen Geschäftskreisen, woraus für jeden eigenthümliche Vorschriften und Verhaltungsregeln erforderlich werden. Der Bettler beginnt seine Laufbahn durch vorläufige Beschaffung einer bestimmten Zahl von Geschäftskunden oder stabilen Wohlthätern. Ein gewisser Takt, welcher unfehlbar mit dem Berufe zu diesem Gewerbe geboren wird, leitet ihn an, die Häuser zu vermeiden, in welchen nach wiederholten Besuchen es niemals ihm gelingen wollen, das Bellen der Hunde oder Keifen der Frauen zu stillen. Hingegen merkt er sich andere, in welchen die Hunde nach dem ersten Anschlagen ihn schweigend beschnoppern, die Frauen ihm wohl einen verachtend mitleidigen Seitenblick im Umwenden zuwerfen, allein unmittelbar darauf den Brodschrank öffnen, oder auch in die Tasche langen. Sind nun die Kunden erworben, so liegt es nur an ihm, sie für lange Jahre sich zu erhalten; es bleibt mir, darzulegen, auf welche Weise und durch welches Benehmen. Die Hauptregel ist, daß er den Kreis seiner Geschäftskunden nicht unnöthig erweitere und hiedurch den Charakter des schamhaften Dürftigen, welcher wohlanständig ist, muthwillig opfere. Die andere, daß er nicht zu oft, doch ziemlich gleichmäßig in den Häusern vorspreche, wo die Gaben leicht und reichlich fließen. Die dritte, daß er mehr durch ein stilles, bescheidenes Betragen, welches verborgenen Kummer andeutet, als durch vieles Reden, Schluchzen und Weinen in seinem Wohlthäter die nöthige Rührung aufzuwecken suche. Denn man will in solchen Fällen weder tragisch ergriffen, noch verlezt und gequält werden. Die Rührung, aus welcher die Wohlthätigkeit entspringt, ist vielmehr eine sanfte und gemüthliche. Wer hingegen am Helfen und Retten verzweifelt, wendet vom bodenlosen Jammer entsezt sich ab. Vor Zeiten freilich ward aus dem Vorzeigen ächter, oder nur vorgeblicher Wunden im Betteln einiger Vortheil gezogen, wenn dem Cervantes, dem Verfasser des Guzman de Alfarache und andern Poeten hierin zu glauben ist. Allein gegenwärtig dürfte bei vorwaltendem Schönheitssinne dieser Behelf nur Ekel erwecken und den Bettler in Verlust und Schaden bringen. Auch die Unverschämtheit und Gesprächigkeit ist nicht Sache des Bettlers, sondern, wie gezeigt werden soll, des Vagabunden. Gehen muß der Bettler ein wenig vorgebeugt, damit man sehe, daß ihn die Sorge bedrücke, und während er auf seine Gabe harrt, mag er leise aufseufzen, doch nicht so laut, daß man davor erschrecke.

Der Vagabund aber soll frech und dreist seyn, den Augenblick kühn benutzen, das Haupt emportragen, durch Erweckung von Besorgnissen und gleichsam durch Ueberraschung seinen Wohlthätern ihre Gaben mehr abdrängen, als sie erbitten. Ein fremder Bettler weckt stets Argwohn und Mißtrauen im Gemüthe des Spenders, was dem Mitleid und der Rührung entgegensteht, auf welche Stimmungen der Vagabund demnach auf keine Weise zählen darf. Seine Bitten sollen also einen drohend gebieterischen Ton annehmen. Auch soll er, um das Eisen zu schmieden, so lange es glüht, nicht aufhören, nachdem er die erste Gabe erhalten, sondern fortfahren zu fordern, was ihm nur beifällt, als Stiefeln, Schuhe, Kleidungsstücke, bis man zulezt gewaltsam ihn aus dem Hause drängt. Auch nachdem solches sich ereignet hat, darf er beliebig noch einmal zurückkehren; denn es ist nicht ohne Beispiel, daß man, um nur des andringlichen, beschwerlichen Gastes endlich sich zu erledigen, ihm alles halbhin Entbehrliche gern auf den Weg gibt. Im Reden soll er große Geläufigkeit zu erlangen trachten, damit er Alles heraussagen könne, bevor man gegen ihn Gewalt anwendet, was nicht lange ausbleiben wird. An keiner Stelle soll der Vagabund ohne dringende Ursachen zweimal sich zeigen, es möchten denn so viele Jahre darüber hingegangen seyn, daß er sich selbst als für längst vergessen ansehen und annehmen dürfte; denn seine oben genauer bezeichnete Manier würde auf Personen, welche schon vorbereitet sind, die gehoffte Wirkung unstreitig ganz verfehlen. Ich habe in diesen Zeilen den Vagabunden nur so im Ganzen und Groben hingeworfen. Darzulegen, wie so vielfältige kleine Abstufungen ihm in der Anwendung anzubringen unerläßlich sind, wie jedes Haus und jede Persönlichkeit auf ihre eigene Weise von ihm genommen und behandelt werden, dieses möchte allerdings den Scharfsinn, welchen der Vagabund zu entwickeln hat, in ein sehr glänzendes Licht stellen, doch uns nur aufhalten.

№ 26.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 1. April 1834.

Ueber christliche Kunst.

(Fortsetzung.)

Auch über die Gefilde der Kunst breitete der Engel der Verwüstung seine schwarzen Fittige aus; sie schlief die drei großen Epochen der Reformation, der Revolution und der totalen Säkularisation; sie wurde am Ende mediatisirt, d. h. sie verlor ihre göttliche Reichsunmittelbarkeit, und wurde irdischen Gewalten unterthan und dienstbar. In der ersten Epoche trat sie aus der himmlischen Morgendämmerung des gläubig-frommen Gemüths heraus in den Tag der kalten und lebenslosen Spekulation und Abstraktion, und verlor allmählig den Zauber göttlicher Originalität; im zweiten und dritten Stadium vollendete sie den gänzlichen Abfall von Gott; aus ihrem ewigen Elemente herausgetreten, sank sie zu einer künstlerischen, aber geistlosen Mechanik der Töne und Farben herab; sie, die frei im Reiche der Geister waltete, war eine Sklavin des Zeitgeistes geworden.

Unsere Zeit kränkelt an dem leidigsten Mechanismus, einer Krankheit, die wie das ganze öffentliche Leben, so besonders die Kunst ergriffen hat, einer Krankheit, die um so gefährlicher ist, je künstlicher sie den Schein der Gesundheit affektirt. Nirgends ein inneres, kräftiges, sich organisch entwickelndes Leben, überall ein bloßes Streben nach Ausbildung und Vollendung der Form! Nirgends ein geniales Schaffen aus dem innersten Leben, überall ein bloßes Künsteln, ein wunderliches Spielen mit Farben und Tönen, mit Worten und Klängen; ein beständiges Jagen nach Styl und Manieren, ein wirklich rastloses Studium, den verwesenden Leib der Kunst mit den Blumen aller Jahrtausende auszuschmücken, aber nirgends ein belebender, begeisternder Hauch des Meisters. Dies Alles ist nicht zu läugnen und mußte so kommen bei einem so rein äußerlichen und formellen Geschlechte. Aber selbst in dieser wahnsinnigen Sucht, mit äußern Formen zu glänzen und diese bis in's Unendliche, Unglaubliche auszubilden, selbst in diesem heißhungrigen Haschen nach Styl und Manier, selbst in diesem Ringen nach mechanischer Fertigkeit und technischer Vollendung liegt der Trost einer möglichen Wiedergeburt. Laßt sie nur jagen, rennen und drängen, sich irren und verwirren; einmal kommt auch für sie das non plus ultra; und wenn sie dann erschöpft und trostlos am Ziele ihres Strebens angelangt sind, da werden ihnen die Augen aufgehen, das künstliche Feigenblatt von ihrer Blöße fallen und in ihrer erbärmlichen Nacktheit werden sie erkennen, daß die ewige Schönheit über den Wolken throne und daß ihre Gebilde leb- und sprachlose Schemen, nur köstlich geschmückte Leichen bleiben, bis nicht göttlicher Lebenshauch sie beseelt, daß also des Künstlers Brust erst vom Strahle der göttlichen Schönheit selbst entzündet seyn muß, um ein lebendiges Kunstwerk aus sich zu schaffen.

Insofern möchte ich das Treiben der Kunst in unsern Tagen mit den Zurüstungen zum Bau eines gothischen Domes aus der Vorzeit vergleichen. Des Meisters Ruf ist erklungen; da reget sich alles, was Hände und Füße hat; Lehrling und Geselle eilt an das Werk, jeder an seinen Posten. Dort erdröhnt der Fels von gewaltigen Hammerschlägen und tausend rauhe Hände sind geschäftig, aus seinen Eingeweiden den rohen Stein zum künftigen Baue zu holen; Andere bereiten emsig den Grund, aus welchem das Heiligthum emporsteigen soll; wieder Andere bereiten mit gelehriger Hand die Bindemittel, Andere hämmern und schärfen die Werkzeuge; alle Elemente sind in Bewegung; mit ihnen hat der Mensch einen Bund geschlossen; ein buntes Gewühl von Arbeitenden sammelt sich auf der gewählten Stätte; die Axt, der Meißel, die Hippe und Hacke, der Hebel und das Richtscheit und unzählige andere Instrumente erschallen zu einem wunderlich-verworrenen Konzerte; schon rundet und glättet sich der rauhe Fels zu unzähligen Trümmern; schon ist das Fundament in die Erde gelegt, kühn erheben sich Gebälk und Gerüste, aber es ist wie die Morgendämmerung des Schöpfungstages, noch gährt Alles in einem

ungeordneten Chaos und jede menschliche Seele harret auf das Schöpfungswort des Meisters. Doch nur in des Meisters stiller Brust ist die Idee des Tempels gereift; in sich verschlossen trägt er das lebendige Bild, Allen noch ein dunkles Geheimniß. Aber nun tritt der Schöpfer mitten unter die bewegten Elemente, sie mächtig beschwörend und dem Dienste seines innern Gottes weihend. Das schöpferische Wort ist ausgesprochen, und nun reget und beweget sich Alles nach *einem* klaren, lebendigen Willen. Massen schmiegen sich an Massen, groß und kräftig steigen sie aus dem Boden, dem Befehle des Meisters gehorsam; da rundet, wölbt und thürmet es sich von Höhe zu Höhe, als wäre der Stein von dem Worte des Lebens beseelt. Immer herrlicher, strahlender entwickelt sich die Idee in tausend und wieder tausend göttlichen Gedanken; Verhältnisse keimen aus Verhältnissen, Harmonien aus Harmonien, bis endlich die göttliche Idee sich in ihrer Einheit und Vollendung offenbart. Da steht nun der Bau wie ein flammender Hymnus, in heiliger Begeisterung empfangen, kräftig und rein aus der Seele des Meisters geflossen, gewaltig nach oben strömend, zuletzt im Unendlichen verhauchend, und alle Herzen, von frommer Andacht entzündet, nach den ewigen Höhen ziehend.

Unsere Zeit ist der Rüsttag zu einer großen Kunstfeier; höhere Regsamkeit und Theilnahme an der Kunst zeigt sich überall. Emsig werden die Trümmer der Vorwelt gesammelt, den Lehrlingen zum Studium, den Kunstfreunden zum Genusse dargeboten; Kunstschätze aus fremden Ländern und Galerien werden angekauft, um gleichsam die lebendige Geschichte der Kunst zu vollenden; zahlreiche Schüler sammeln sich um die Meister der Zeit und selbst in beschränkteren Verhältnissen wird der Kunstsinn erweckt und das Talent entwickelt; allenthalben bilden sich Vereine, um die Künste zu heben und die Künstler zu unterstützen. Die Kunst ist zu einer Staatsangelegenheit geworden. Vor allen hat dazu den Anfang gemacht der König von Bayern; indem er, ein kunstliebender und deutschgesinnter Fürst, die zerstreuten Denkmale des deutschen Kunstgeistes soviel als möglich zu sammeln sich bemühet, griechische und italienische Kunstschätze aufgekauft und einen Verein von Künstlern um sich versammelt hat, welche durch ihre Leistungen eine neue Kunstschule und Kunstepoche zu begründen versprechen. Denn blicken wir auf die Leistungen dieser Männer, und unserer Künstler überhaupt, so wird es immer klarer, daß wir am Vorabend einer neuen Kunstepoche stehen. Ich rede nicht von den Werken der Baukunst, als worin wir noch nicht einmal einen Styl gefunden haben, sondern eben in einem rastlosen Suchen und Versuchen begriffen sind. Ich rede auch nicht von unserer Musik, worin wir, die Ausbildung des Technischen betreffend, am nächsten dem Gipfel der Vollendung stehen. Aber ein wunderlicher Geist scheint aus unsern Dichtungen und Bildern zu wehen. In beiden Gattungen bemerken wir bald ein ängstliches Nachbilden der Alten, bald ein so freies, leichtes, aber auch so geistloses Spiel mit Formen, hier ein so sichtbares Streben nach Schönheit der Form und Wahrheit des Ausdrucks, dort bei aller Leichtigkeit des Pinsels einen solchen Mangel an Leben und Charakter, daß wie im Allgemeinen wohl zu dem Urtheile berechtigt sind, daß von *einer freien, großen, genialen und lebendigen Kunstschöpfung nur selten eine Spur erscheint, daß aber unsere Zeit im Allgemeinen der höchst möglichen technischen Vollendung entgegeneile, daß also, wenn der klassische Geist der Alten sich mit der ausgebildeten Kunstfertigkeit der Neuen vermählt, die Kunst ihre höchsten Triumphe feiern wird.*

Schon haben einige Auserwählte von diesem Geiste empfangen und ihre Werke verkünden das liebliche Morgenroth einer höheren Kunst; der Plastiker *Eberhard*, die Maler *Cornelius*, *Schlotthauer*, *Schnorr*, *H. Heß* und ihre Schüler, der still bescheidene *Ett*, der treffliche *Dominik Quaglio* u. a. m. Aber noch werden sie weder genug begriffen, noch nach Verdienst gewürdigt; denn auch die Theorie hat sich nach der Zeit gebildet, wie der Geschmack und die Sitten; und eine strenge Revision über Kunstansichten wäre sicher ein heilsames und verdienstliches Werk. Da würde sich zeigen, worin das Wesen und die Würde, die Bestimmung und Volksthümlichkeit der christlichen Kunst und der Kunst überhaupt bestehe und was vor allem geschehen müßte, ehe der Tag der Wiedergeburt für sie anbrechen kann. Das mögen Meister von Fach bewerkstelligen. — Mancher wird vielleicht diese unsere Ansicht, die frei und unumwunden ausgesprochen ist, mit Unbescheidenheit und Anmaßung bezeichnen wollen; allein die Kunst ist ein Gemeingut Aller und es muß auch dem bloßen Kunstfreunde das Wort gegönnt seyn.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Neue Kunstwerke.

Pitture a fresco del Campo Santo di Pisa, disegnate da G. Rossi ed incise dal Cav. G. P. Lasinio figlio. Firenze, Stamperia all' insegna di Dante. 1832 — 1833.

Es gibt vielleicht in der Welt keinen interessantern Ort für die Geschichte der Malerkunst des XIV. und XV. Jahrhunderts als das Camposanto zu Pisa. Dort findet man die gewissermaßen noch mit Gegenstand und Form

ringenden Versuche des Fresko neben jenen Werken, die Vasari mit Recht ungeheuer nannte, und fähig einer ganzen Malerlegion Schrecken einzujagen. Dort sieht man die schlichten frommen Bilder Giotto's, Simon Memmi's, Antonio Veneziano's und des Aretiners Spinello, die grotesken aber zugleich ergreifenden Kompositionen Laurati's und der Orcagna, wo alte Dichtung und Legende neben Dante'scher Phantasie verkörpert erscheint und wir Castruccio Castracani und Uguccione della Faggiola unter Teufeln und Knochenmännern erblicken; und endlich jene alttestamentarischen Geschichten Benozzo's (im Jahre 1469 begonnen, nachdem das schwere Unglück, welches Pisa zum Schatten seiner vormaligen Größe gemacht, Ursache gewesen, daß von 1388 an alle Arbeit geruht), in denen die Fülle des Stoffes und der Reichthum seiner eignen Erfindung den Maler seltsam drängen und in seinem Raume beängstigen, in denen alte und neue Zeit, Orient und Abendland mit ihren verschiedenen Bauten, Trachten und historischen Personen sich in ergötzlicher Mannichfaltigkeit zum bunten Reigen die Hand bieten, in denen Cosmus der Aeltere von Medici mit den Seinen neben den Erzvätern auftritt, in denen noch in unseren Tagen jahrelanges Studium Nahrung findet. Und noch einen anderen unschätzbaren Vortheil hat die Lust und Liebe der wackern alten Pisaner für edle Ausschmückung dieses großen Monumentes, der Kunstgeschichte getragen: aus den alten Papieren und Pergamenten, welche noch größtentheils in der Opera del Duomo aufbewahrt sind, erfahren wir mit größter Genauigkeit, wann dieser und jener Meister sein Werk begonnen, welchen Preis er dafür erhalten, welche Gehülfen er gehabt, wie viel Farben, Leinöl, Glas und Stein gekostet — Nachrichten, welche durch den fleißigen Professor Sebastian Ciampi bekannt gemacht, schon manchen Irrthum aufgehellt, manche Jahreszahl unwiderruflich festgesetzt haben.

Man kennt überall und schätzt nach Gebühr das große Kupferwerk, welches der Ritter Carlo Lasinio, seit vielen Jahren Conservator der Pisaner Kunstschätze, und der sich um Sammlung, Ordnung und Erhaltung derselben, so wie durch seine fleißigen und genauen Nachbildungen vieler der zahlreichen herrlichen Fresken, welche Florenz aufzuweisen hat, große Verdienste erworben, über das Campo santo herausgegeben hat. Gute Abdrücke desselben sind nach und nach selten und theuer geworden, so daß eine neue Arbeit, welche vermöge ihres geringern Umfanges und dadurch verminderten Kosten allgemeiner zugänglich wäre, sehr wünschenswerth seyn mußte. G. P. Lasinio, Sohn und Mitarbeiter des Vorgenannten, welcher seinen Ruf namentlich durch seinen sorgfältigen und äußerst saubern Stich des einfachen Umrisses längst bewährt hat (ich erinnere nur an seine Florentiner Dom-Basreliefs, seine Kanzel der Sta Croce-Kirche und seine zahlreichen Blätter für Molini's Ausgabe der Galerie der Uffizj) hat ein solches Unternehmen begonnen und bereits größtentheils durchgeführt. Drei Lieferungen, dreißig Blätter enthaltend, sind erschienen, denen der Rest bald folgen wird. Die Zeichnungen, welche, wie natürlich, großentheils auf den früheren fußen, sind von G. Rossi. Der ursprüngliche Plan war, die Kompositionen in Umrissen zu geben; unbezweifelt aber haben sie durch die gegenwärtige Art der Behandlung, wobei mehr noch als die Hauptmassen von Licht und Schatten angegeben und die Kupferstiche so weit ausgeführt sind, als es bei einer solchen Arbeit thunlich ist, sowohl in Hinsicht der Wahrheit als Wirkung bedeutend gewonnen. Der Stich ist sorgfältiger als in den älteren Blättern, während diese hinwiederum bisweilen eine getreuere Charakteristik des Originals liefern, wobei ihnen freilich der Umstand des Formats zu Statten kommt, während bei den neueren ein Fresko von Benozzo Gozzoli, wo einige Male an hundert Figuren von allen Größen und in allen Entfernungen sich zusammenfinden, in den Raum eines Klein-Folio-Blattes zusammengedrängt, große Schwierigkeiten veranlassen mußte. In diesen Fällen — ich bezeichne namentlich Benozzo's große Bilder, wie Jakobs Zusammentreffen mit Esau, Josephs Unschuld u. s. w. — ist die Behandlung dann wohl etwas zu zierlich und fast manierirt, so daß man wohl von der Komposition und dem Effekt im Allgemeinen einen vollständigen Begriff erhält, die Eigenthümlichkeit des alten Malers aber nicht treffend genug hervortritt. Sonst muß dem Künstler das verdiente Lob gezollt werden, daß er sein Mögliches gethan hat, den Charakter dieser nicht selten von der Zeit schlimm behandelten Bilder treu aufzufassen und wiederzugeben, in welcher Hinsicht ich namentlich auf die Giottos, Orvietos und Agostinos aufmerksam machen zu können glaube. In jedem Falle ist es ein schönes und sehr dankenswerthes Unternehmen, dem baldige Vollendung zu wünschen ist, und dem der Beifall der Kunstfreunde nicht fehlen kann. Das Ganze wird aus 46 Kupfern bestehen, indem zwei Blätter mit Fragmenten größtentheils untergegangener Bilder beigefügt sind, welche in der ältern Ausgabe fehlen. Ein erklärender Text (in zwei Ausgaben, italienisch und französisch) begleitet das Werk. *)

Alfr. Reumont.

Monumente. — Ottosäule.

Zwischen Perlach und Hechenkirchen, drei Stunden von München auf der Straße nach Salzburg, an der

---

*) Der Subscriptionspreis der gewöhnlichen Ausgabe auf Velinpapier beträgt 12 Scudi (18 Thlr. S.) Probedrücke auf chinesischem Papier kosten das Dreifache.

Stelle, wo am 6. Dezember 1832 König Ludwig von seinem Sohne Otto, als dieser nach seinem neuen Vaterlande zog, Abschied genommen, und zur Erinnerung an diesen für das bayerische Volk denkwürdigen Tag hat der Münchner Steinmetzmeister Anton Ripfel aus eigenem Antriebe eine Gedächtnißsäule errichtet. Am 20. Oktober 1833 wurde unter priesterlicher Einsegnung eines katholischen und eines griechischen Geistlichen der Grundstein gelegt; am 13. Febr. 1834 wurde sie in Gegenwart königl. griechischen Militärs und vieler Bewohner der Stadt und Umgegend enthüllt. Sie ist von dorischer Ordnung, canellirt und trägt auf ihrem Knauf die Büste des Königs Otto. Ihren Sockel bildet eine Platte und ein Würfel, beide reich verziert, die Unterlage macht eine Kreuzplatte, und eine größere unter dieser, die von aufgehäuften Felsenstücken getragen und gehalten wird, so daß die Basis des eigentlichen Monuments sich etwa 4 Fuß über dem übrigen Boden befindet. Zu Füßen der Säule ruht ein Löwe, auf dem Würfel liest man folgende Inschrift:

Der Erinnerung an die Abschiedstunde des Königs Otto von Griechenland von seinem erhabenen Vater Ludwig I., König von Bayern am 6. Dezember 1832.

ef.

Akademische Nachrichten.

In der außerordentlichen Sitzung des Instituts von Frankreich am 3. Dez. 1833, hatte Hr. Ajasson de Grandsagne die Ehre, der Akademie den neunten Theil seiner französischen Uebersetzung der Naturgeschichte des älteren Plinius zu überreichen.

Der belgische Moniteur vom 30. Nov. 1833 enthält einen Gesetzesentwurf in Betreff der Errichtung einer belgischen Akademie der Künste und Wissenschaften, welchen den Minister des Inneren der Repräsentantenkammer vorgelegt hat.

Von den Zöglingen der Architektur in der Pariser Kunstschule haben Thumeloup, Schüler des Hrn. Guénépin, und Driolet, Schüler des Hrn. Duban, Medaillen für ihre Entwürfe eines Piedestals für den Elephanten der Bastille erhalten. Für ein Denkmal berühmter Franzosen ward dem Schüler des Hrn. Duban, Nicole, eine Medaille zuerkannt.

Medaillenkunde.

Am 11. Nov. 1833 hatten Deputirte der Bank zu Stockholm die Ehre, dem Könige, der Königin, dem Kronprinzen und seiner Gemahlin, die nach dem Beschlusse der Stände zum Andenken der Krönung der Königin, und der Geburt der drei Prinzen geprägten Medaillen zu überreichen.

Die im Jahr 1830 von dem Minister des Innern von Frankreich bestellte, und dem berühmten Graveur Depaulis anvertraute Medaille zum Andenken an die Julirevolution ist jetzt fertig. Auf der Vorderseite ist auf der einen Seite Frankreich in Toga und Helm, auf der anderen Ludwig Philipp in kriegerischer Kleidung, im Hintergrunde Frankreich, aufrecht, den einen Fuß auf den Stufen des Thrones und den Julinsordonnanzen, hält in der einen Hand das Bild der Freiheit und bietet dem Ludwig Philipp von Orleans mit der andern die Krone; der König, gestützt auf die Nationalfahne, die sein Haupt umrauscht, reicht ihr für die Krone einen Oelzweig dar. Dabei die Worte: Publicae concordiae pignus. Auf dem Revers ist der Kopf des Königs in Lorbeerkranz und Stirnbinde. Die Arbeit wird allgemein bewundert.

Professor Lelewel aus Warschau, welcher gegenwärtig in Brüssel in großer Zurückgezogenheit lebt, beschäftigt sich mit der Herausgabe eines numismatischen Werks, zu dem die Kupfertafeln unter seiner eigenen Leitung gestochen werden.

Persönliches.

Die Stelle des Vorstandes der Gewerbschule in Stuttgart ist dem Kreisbaurath Fischer in Ellwangen übertragen worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 3. April 1834.

Der Obelisk von Luxor. *)

Eines der ältesten und vielleicht bewundernswürdigsten Denkmäler der Vorzeit wird sich bald in der Hauptstadt Frankreichs erheben. Es ist einer der zwei prachtvollen Obelisken, die sich vor dem großen Pylon des Tempels oder Palastes in dem nach dem Dorfe Luxor genannten östlichen Theile von Egyptens größter Hauptstadt, Theben, befanden. Sie sind jeder aus einem einzigen Granitblock gehauen, der eine 73, der andere 75 Fuß hoch. Größe und Eleganz, Schönheit des Materials und Vollkommenheit der Arbeit, alles findet sich an diesen unsterblichen Monumenten von Sesostris Ruhm und Genie vereinigt.

Bei ihrem Anblick fragt man sich, welche Menschen so ungeheuere Steinmassen aus ihrem ursprünglichen Lager fortbewegt haben, zu welchem Zwecke und durch welche Mittel es geschehen sey, was die geheimnißvollen Zeichen, mit denen sie bedeckt sind, bedeuten, und wie diese Meisterwerke der Kunst zu uns gelangt sind? Alle diese Punkte wollen wir zu beantworten versuchen.

Bei allen Völkern hat es Tempel und Paläste gegegeben; die Heiligthümer der Gottheiten und Wohnungen der Könige haben sich immer von den Privathäusern unterschieden; aber nur die Egyptier pflanzten vor diesen Gebäuden große Signale auf, welche deren Bestimmung erkennen ließen. Zu solchem Zwecke dienten die Obelisken, eine Art dünnerer Pyramiden oder spitz zulaufender Säulen, in welchen man den Namen des Herrschers, der sie errichtet hatte, und den des Gottes, dem sie geweiht waren, eingegraben findet.

Die hierauf bezüglichen Formeln, die uns Hermapion, der letzte Grieche, welcher mit der Bedeutung der Hieroglyphensprache bekannt gewesen zu seyn scheint, überliefert hat, stimmen mit der neuen, von dem unlängst verstorbenen Champollion, dem berühmten Verfasser der egyptischen Grammatik, aufgestellten Erklärungsart überein.

Die Obelisken sind demnach wesentlich historische und heilige Denkmäler, und in dieser doppelten Beziehung, so wie ohne Zweifel ihrer Schönheit halben, hat man sie so lange unangetastet gelassen.

Als der wilde Kambyses die Denkmäler Egyptens zerstörte, brach sich sein Grimm gleichsam an den Obelisken, und er ließ bei dem Brande von Theben die Feuersbrunst löschen, ehe sie sich bis zu denselben verbreitet hatte.

Augustus ging weiter; er faßte den Plan, sie in die Hauptstadt der Welt zu versetzen. Da er, seinen Ausdrücken gemäß, das thönerne Rom in ein marmornes verwandeln wollte, so war es ihm willkommen, seine Residenz durch Denkmäler von Granit verherrlichen zu können, welcher Stein im Glanz der Sonne wie mit Goldkörnern durchwirkt erscheint.

Ein gewaltiges Schiff ward zu diesem Zwecke gebaut, und dasselbe brachte von Alexandrien 2 Obelisken, von denen einer in dem großen Circus, der andere auf dem Marsfelde aufgestellt ward. Die Römer forschten damals natürlicherweise nach, wie diese gewaltigen Steinblöcke von den Egyptiern aus den Steinbrüchen geschafft und aufgerichtet worden waren; allein sie fanden nicht einmal in den Volkssagen die geringste Auskunft darüber.

Der Baumeister des Ptolemäus Philadelphus konnte, als ein Obelisk von Theben nach Alexandrien transportirt werden sollte, seinen Zweck nur dadurch erreichen, daß er vom Nil bis unter die liegende Säule einen Canal graben ließ. Zwei darunter gebrachte, mit dem doppelten Gewichte des Obelisken beschwerte und nach und nach von dem Ballast befreite Boote hoben ihn in die Höhe,

*) Description des Obélisques de Louqsor figurés sur les places de la Concorde et des Invalides, et Précis des Opérations relatives au transport d'un de ces monumens dans la capitale; lu à la séance publique de l'Institut, du 5. Août 1832 par M. Alexandre Delaborde et augmenté de nouveaux renseignemens. Paris chez Bohaire, 1833. 8.

und so konnte er auf eine allerdings höchst umständliche und kostspielige Weise transportirt werden.

Diodorus Siculus berichtet von geneigten Ebenen, künstlichen Bergen, welche dazu dienten, die verschiedenen Steinlagen in die Höhe zu bewegen; auf diese Weise verfahren noch jetzt mehrere in den Künsten nicht weit fortgeschrittene Völker des Orients bei'm Emporheben schwerer Lasten.

Zu den fabelhaften Berichten gehört auch der des Plinius, nach welchem 20,000 Menschen dazu gehört haben sollen, um einen der Obelisken aufzurichten, und man den Sohn des Königs an die Spitze gebunden hätte, um die Arbeiter zur Ausdauer und zur geschickten Leitung des Unternehmens anzufeuern. Es heißt die Egyptier beschimpfen, wenn man ihnen so rohe Mittel zuschreibt; da sie es in der Mechanik so weit gebracht hatten, wie sich aus den, auf ihren Grabmälern dargestellten Gemälden ergibt. Sie errichteten nicht nur dergleichen Denkmäler, von denen das größte noch nicht 7000 Ctr. wiegt, mit Leichtigkeit, sondern auch ganze Tempel aus einem Stücke (Monolithen), wie die von Sais und Butos, welche letztere 60 bis 80,000 Ctr. wogen.

Nach dem Beispiel des Augustus ließ auch Caligula einen Obelisken nach Rom bringen, und das Schiff oder Floß, auf dem dies geschah, war von solcher Größe, daß man unter dem Kaiser Claudius das Pfahlwerk für den Grund zu einer der Seiten des Hafens von Ostia daraus herstellen konnte.

Diese Obelisken waren jedoch nicht die größten, an die man sich wahrscheinlich nicht gewagt hatte. Constantin wollte in dieser Beziehung seine Vorgänger verdunkeln und einen der großen Obelisken von Theben nach Byzanz schaffen. Bis Alexandrien war er glücklich transportirt; allein nach dem Tode des Kaisers veränderte dessen Sohn Constans die Bestimmung des Monuments, welches nun nach Rom kommen sollte. Zu diesem Zwecke ward ein Floß gebaut, welches an Größe alles übertraf, was früher in dieser Art hergestellt worden war. Es wurde von 300 Ruderknechten regiert, und 2 Männer konnten den Hauptmast nicht umspannen.

Es langte glücklich am Ufer der Tiber an; allein da die Römer es damals in der Mechanik noch nicht weit gebracht hatten, so gehörten ungeheuere Anstrengungen dazu, um den Obelisken aufzurichten. Man baute, nach Ammianus Marcellinus Bericht, unter den größten Gefahren ein Gerüste aus einem Wald von gewaltigen Balken, vor denen und dem Seilwerk man den Himmel kaum erblicken konnte, und mitten unter diesem ungeheuren Apparat erhob sich unter den Anstrengungen mehrerer tausend Menschen der mit Schriftzügen bedeckte Felsen.

Bei der später unter der Regierung des Theodosius zu Konstantinopel stattgefundenen Aufrichtung eines andern Obelisken verfuhr man noch ungeschickter. Man brauchte dazu 32 Tage. Der Apparat, dessen man sich dabei bediente, ist auf dem Piedestal mit dem Meißel nachgebildet, und zeigt eine runde Plattform, die man für ein Rad gehalten hat, die aber offenbar nur eine geneigte Ebene bedeuten soll, auf welcher der Obelisk lag und mittelst einer geringen Anzahl von Haspeln in die Höhe gewunden wurde.

Die Unvollkommenheit dieser Mittel beweist zur Genüge, daß die Kenntnisse, welche die Egyptier in der Mechanik besessen, durchaus verloren gegangen waren.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstnotizen aus Toskana.

Neue Bestrebungen.

Auf dem Domplatz in Florenz an der rechten Seite sieht man gegenwärtig zwei Statuen — es sind die der beiden Hauptbaumeister des Doms Arnulf und Brunelleschi — die die Aufmerksamkeit der Freunde der neuern Kunst ganz besonders in Anspruch nehmen. Der Künstler, der sie gearbeitet, heißt Pampaloni, und hat keinen Meister, als die älteren Werke, den Trieb der Zeit und des eignen Geistes und unterscheidet sich wesentlich von den Zeitgenossen unter seinen Landsleuten, schließt sich dagegen (obschon ohne persönliche Veranlassung) an diejenigen an, deren die Deutschen sich rühmen. An jenen Statuen ist vorzüglich der klassische Sinn für Ruhe, Würde, Einfachheit bemerklich, so wie der eigenthümliche für einen besonders edeln Styl der Gewandung. Ohne mich auf ausführliche Beschreibung einlassen zu wollen, bezeichne ich nur die Hauptmotive. Arnulf, der Gründer des großen Baues, hält den Grundriß desselben in der einen, das Dekret der Stadt, wodurch er mit jenem beauftragt ist, in der andern Hand. Ganz angemessen richtet sich sein Blick nach der Tiefe und berechnet die nothwendige Kraft der Fundamente; gedankenvolle Ruhe ist hier gewiß am rechten Orte. Der Kopf ist edel, doch voller Naturwahrheit und trägt deutsche Züge, wohl der (noch nicht ganz klaren) Nachricht zufolge, daß er ein Deutscher gewesen sey. — Brunelleschi, der Erbauer der hohen Kuppel, dagegen nimmt die Maße zu dieser, indem er zugleich nach ihr emporschaut. Er, der gleichsam den Himmel wölbte über den irdischen Bau, er darf wohl freier den Blick in die heitern Lüfte erheben, in die sein Wunderwerk kühn emporsteigt. Aber man vermuthe keine effektvolle himmelblitzende Wendung; das Maaß der nothwendigen Bewegung ist um keine Linie überschritten; die Gesichtszüge sind markig, italienisch und voller Leben.

Vor ungefähr sechshundert Jahren lebte die Kunst zuerst in der Bildhauerei (im Nichola von Pisa) wieder auf, und spät erst folgte ihr die Malerei. Es hat den Anschein, als sollte Pampaloni heut zu Tage seinen Landsleuten mit der prometheischen Fackel voran gehen, und somit die Skulptur ihr altes Recht in Anspruch nehmen. — Seine Verdienste übrigens werden geschätzt. Der Großherzog besitzt eine Marmorarbeit von ihm, ein nacktes Kind das nach einem Täubchen hascht. Zarter, schöner und wahrer hat die neuere Kunst die Kindesnatur noch nicht aufgefaßt und dargestellt. Es herrscht darin eine Lieblichkeit der Bewegung und der Formen, als ob dem Meister zu Liebe die vollendetsten Antiken lebendig geworden und ihm Modell gestanden. — Sein letztes größeres Werk, eine kolossale Statue des verstorbenen Großherzogs auf dem St. Katharinenplatz in Pisa, mit Reliefs, auf dessen Leben bezüglich, habe ich noch nicht gesehen.

Der Herzog von Lucca, ein äußerst kunstliebender Fürst, beschäftigt ungefähr 21 „Professoren der Malerei", die ihm sein Schloß und seine Villen mit Fresko-, Tempera- und Oelbildern schmücken. Der Neubau in der Stadt selbst ist in dieser Beziehung nicht ohne Interesse, obschon die neuere italienische Malerei wenig mit der alten aber desto mehr mit der französischen gemein hat, und somit nicht geeignet ist, uns sonderlich zu erwärmen. Aber auf Einen der dortigen Maler mache ich meine Landsleute und besonders deutsche Künstler, die er schon um ihres Vaterlands willen alle mit südlicher Wärme liebt, aufmerksam, auf Hrn. Michele Ridolfi. Er hat zugleich mit Cornelius und Overbeck in den Jahren 1813 rc. in Rom studiert, hat sich vornehmlich an letztern mit der innigsten Verehrung angeschlossen und dankt wohl ihm am meisten die Richtung, die sein künstlerisches Wollen genommen. Im Schlosse hängt von ihm ein großes Oelgemälde, die erste Versammlung der Apostel in Jerusalem, unter Petri Vorsitz, vorstellend. Freilich hat er in einigen Dingen der Ausführung den Einflüssen und Anforderungen seiner Umgebung nachgegeben — denn die Zeichnung ist ungleich einfacher und sprechender — allein wie sehr unterscheidet sich dieses Werk von Allem, was man neuerer Zeit in Florenz etwa malt! — In seinem Atelier sah ich mehrere Altarbilder, Madonnen auf dem Thron mit Heiligen zur Seite, alle in der Weise des fünfzehnten Jahrhunderts angeordnet und jenem Styl sich nähernd. Am meisten fand seine Vorliebe für die alte Zeit Befriedigung in der Ausschmückung einer griechischen Kapelle, die der alle Religionen liebende Fürst bei seinem Lustschluß Villa di Marlia eingerichtet und wo Ridolfi in den einzelnen heiligen Gestalten den Styl des 14ten Jahrhunderts sich anzueignen versucht hat. Immerhin ist solche Erscheinung mitten im französirenden Italien höchst bemerkenswerth.

Die Liebe zur alten Kunst, die Achtung vor ihren Monumenten, verbunden mit einem außerordentlichen Talent, macht Ridolfi auch ganz besonders geschickt zum Wiederherstellen verdorbener älterer Malereien. So hat er auf eine bewundernswürdige Weise die Fresken des Buonamico Aspertini, eines Schülers von Fr. Francia, welche eine Seitenkapelle in S. Frediano zu Lucca zieren, ausgebessert, und zwar so, daß es dem schärfsten Beobachter schwer fallen soll, Altes von Neuem zu scheiden. — Diese Eigenschaft, die seine Landsleute ganz besonders würdigen sollten, verdient die nachdrücklichste Empfehlung, um so mehr, als noch täglich die werthvollsten Schätze unter der Hand gefühlloser Restauratoren zu Grunde gehen, und Palmaroli nicht nur in Dresden Verwüstungen angerichtet.

Ridolfi ist zugleich Conservatore delle belle arti im Herzogthum Lucca und hat als solcher noch im Auftrag der verstorbenen Königin von Etrurien, Marie Luise, ein Verzeichniß aller dort befindlichen älteren Kunstwerke gemacht, was für artistische Forschungen von hohem Werthe ist.

ef.

Aus dem Badischen.

1. Februar 1834.

Der Vorstand des Kunstvereins hat diesmal die in diesen Blättern schon früher besprochene Madonna mit dem Kinde, von Maria Ellenrieder, lithographiren und an die Mitglieder vertheilen lassen. Die Zeichnung ist aber kein Muster von Reinheit und Korrektheit, zumal in den Umrissen, und in den Verhältnissen des Kindes. Außerdem verräth sich in dem Mangel gehöriger Abstufung der Töne, in der Behandlung der Haare rc., die noch unsichere Hand des Lithographen.

Mit dem Blatte wurde ein Verzeichniß der Mitglieder des Kunstvereins ausgegeben, und zugleich die Nachricht beigefügt, daß im laufenden Jahre, eingetretener Hindernisse wegen (?), keine Kunstausstellung Statt finde. Das Verzeichniß scheint für den Kunstsinn im Badischen kein günstiges Zeugniß abzulegen. Von 264 Mitgliedern gehören 218 der Residenz, 9 dem Auslande an. Es bleiben demnach für das übrige Großherzogthum nur 37 Theilnehmer. Davon kommen auf die bedeutenderen Städte Heidelberg, Pforzheim, Freiburg, Konstanz je einer. Von den beiden Landesuniversitäten, von der großen Zahl der Lokalbeamten (außer der Residenz) findet sich in der Liste kein Name. Die gesammte katholische Geistlichkeit steht mit 2, die protestantische mit 5 Repräsentanten hier. Man kann darum mit Fug und Recht

sagen, daß wir Künstler haben, aber keine Kunst, denn diese setzt ein zahlreiches, empfängliches Publikum voraus. *) Dieses war nie genügsamer, als in unsern Tagen. Eine laute starke Stimme gegen das Unwesen, welches seit lange unter der Firma der Kunst getrieben wird, hat sich von Rom aus vernehmen lassen. Eine moderne Kunstchronik vom wackern Veteran Koch (bei Velten in Karlsruhe) greift schonungslos in das faule Fleisch ein, und sucht es mit Höllenstein wegzuätzen. Die Zeichnungen sind nach der Natur mit vieler Wahrheit entworfen, Porträte, wie aus dem Spiegel gestohlen, welche das Eigne haben, daß sie mehr als einem Original, wie ein Wassertropfen dem andern gleichen. Seit Junkers Leben berühmter Köche, die sich leider in und mit seinen kleinen Schriften verloren haben, ist uns nichts Köstlicheres in dieser Art vorgekommen, und die Kunstchronik übertrifft jene Biographien noch an Geist, Witz und treffender Lange, übrigens zweifeln wir am Erfolg. Das Uebel sitzt zu tief, und wenn Schiller den Herren zuruft:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,

so antwortet es im Chor:

Was, Würde! Wir, wir wollen leben!

— ber.

Neuere Denkmale.

Am 22. Nov. 1833 fand die feierliche Einweihung des Denkmals statt, welches der gegenwärtige Großherzog von Baden seinem Vater im Chor der Schloßkirche zu Pforzheim hat errichten lassen. Das Monument steht mitten im Chor und hat die Gestalt einer gothischen Pyramide, deren durchbrochene Spitzung sich über der Büste Karl Friedrichs erhebt. Die Inschrift lautet: Carolo Friderico patri Leopoldus filius. MDCCCXXXIII, und auf der Rückseite ist der Wahlspruch des verewigten trefflichen Fürsten: Moderate et prudenter, eingegraben. Drei badische Künstler haben das Denkmal gefertigt; der Entwurf ist vom Prof. Moosbrugger in Rastadt, die Ausführung in weißem Sandstein, von dem Steinmetzen Belzer aus Weissenbach, und die Marmorbüste von dem Bildhauer Raufer in Karlsruhe.

Der Obelisk, den der König von Schweden zum Andenken Gustav Adolph's dekretirt hatte, und wozu im Jahre 1832 zu Upsala der Grund gelegt ward, ist nun vollendet und daselbst errichtet. Graf Brahe weihte ihn im Namen des Königes ein und vertraute in feierlicher Rede das Denkmal der beständigen Aufsicht der Universität an.

Der Stadtrath von Bordeaux läßt dem jüngst verstorbenen Obristen Dechamps, welcher im Jahr 1792 als Freiwilliger in den Kampf zog und an den Feldzügen des Kaisers Theil nahm, ein Denkmal errichten.

Die Statue der Königin Marie Antoinette von Frankreich ist nach St. Denis gebracht worden, um in der Gruft der Bourbonen aufgestellt zu werden.

Im Departement du Lot wird dem berühmten Archäologen Champollion dem Jüngern ein Denkmal vorbereitet, welches in seiner Vaterstadt Figeac errichtet werden soll.

In Havre ist die Aufforderung ergangen zu einer Subscription für ein Monument des Dichters Bernardin de Saint-Pierre, des Verfassers von Paul und Virginie, welches nach dem gemachten Vorschlag in einer bronzenen oder marmornen Statue desselben bestehen soll, welche auf einer Fontaine an einem öffentlichen Platze errichtet würde; da bisher nur eine einfache Inschrift über dem Eingange des Hauses, worin er geboren ist, an den berühmten Mitbürger erinnert.

Die Statue Mirabeau's ist aus dem Sitzungssaale der Deputirten in Paris nach dem Friedenssaale gebracht und an ihre dortige Stelle die Bildsäule Heinrichs IV. gesetzt worden.

Am 17. Nov. 1833 ist die Bildsäule Ariosts in Ferrara, seiner Vaterstadt, auf demselben Platze, der schon seit langer Zeit piazza ariostea heißt, errichtet und feierlich eingeweiht worden. Dem Grafen Trotti gebührt vornämlich der Ruhm, dies Denkmal zu Stande gebracht zu haben.

Zeichnende Künste.

Das große Bild von Gros in Paris, das Schlachtfeld von Eylau, wird gegenwärtig von einem jungen Künstler, Namens Vallot, in Kupfer gestochen.

Sir Martin Shee hat das Portrait des Königs von England vollendet, und die königl. Familie soll über die große Aehnlichkeit desselben so sehr erfreut seyn, daß sie es nicht aus den Händen lassen will und den Wunsch geäußert hat, der Präsident der Malerakademie möchte für das Dubliner Schloß ein anderes anfertigen lassen, das unter den Porträts der Souveraine in dem dortigen Staatszimmer aufgehängt werden soll.

Der Porzellanmaler C. Schmiel in Berlin hat der dortigen Akademie der Künste gelungene Proben einer für die Porzellanmalerei wichtigen Erfindung vorgelegt. Es ist dies ein Zeichnengrund, der mit dem Pinsel auf das Porzellan aufgetragen wird, in jeder beliebigen Farbe. Ist dieser Grund trocken, so kann mit kreideartigen Pastellen darauf gezeichnet werden. Das Verfahren ist wie bei dem Zeichnen auf Stein, nur darf beim Durchzeichnen bloß Bleistift gebraucht werden; auch schadet weder Staub noch Feuchtigkeit, wenn man den Grund vor der Einschmelzung gut eintrocknen läßt. Es genügt dann an einmaligem Einschmelzen. Das Abspringen der Farben beim Einschmelzen ist nicht zu befürchten, weil die angewandte Kreide nicht mehr Farbe abgiebt, als der Zeichnengrund aufnehmen kann.

Kunstliteratur.

C. Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Recogn. et variet. lectionis adjecit J. Sillig. Vol. III. 12. Lips., Teubner. br. 1 Thlr. 3 Gr.

Verzeichniß der Gemälde der königlichen Bildergalerie in München. Nach der neuesten Einrichtung. 3te unveränderte Ausgabe. 12. München, Finsterlin. geb. 21 Gr.

Ansichten und Topographie von London und seinen Umgebungen. Jedes Heft mit 10 engl. Stahlstichen und Erläuterungen, von Dr. J. M. Jost. 1—4 H. Pr. à 6 Gr. gr. 4.

*) Es dürfte interessant seyn, die raschen, besonnenen Fortschritte des landwirtschaftlichen Vereins im Großherzogthum Baden mit der Wirksamkeit des Kunstvereins zu vergleichen. Dort ist es Vielen Ernst.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 28.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 8. April 1834.

Der Obelisk von Luxor.

(Beschluß.)

Als Rom von den Barbaren verwüstet ward, sanken auch seine Obelisken, und erst nach 8 Jahrhunderten dachte man an deren Wiederaufrichtung.

Sixtus V. faßte zuerst den Gedanken, den Obelisken des Caligula wieder aufzurichten; er forderte Behufs dieses Unternehmens alle Sachverständige auf, Projekte einzureichen. Das des Fontana wurde angenommen. Aber welches Projekt! Es bestand in der Wiederholung des von Ammianus Marcellinus beschriebenen Verfahrens; ein Wald von Balken und die Kräfte von 800 Menschen, 80 Pferden und 100 Haspeln, das Dreifache der nöthigen Kraft, kamen in Anwendung; und dennoch galt diese Leistung für staunenswerth und wurde durch 20 große Abbildungen der Nachwelt überliefert.

Seit der Zeit war von Obelisken (Monolithen) gar nicht mehr die Rede.*) Man beschränkte sich darauf, einige ähnliche Monumente aus mehreren Steinlagen aufzuführen, was deren Charakter durchaus veränderte.

Egypten war seit einem Jahrtausend in Barbarei zurückgesunken, und Reisende wagten Leib und Leben, wenn sie in einem Lande forschen wollten, wo Pythagoras und Plato einst an der Quelle der Wissenschaft geschöpft hatten. Napoleons Zug nach Egypten eröffnete für dies Land eine neue Epoche. Er drang nach dem Siege bei den Pyramiden bis Theben vor. Gern hätte er sofort Denkmäler von dort nach Paris geschafft, allein der Krieg mit England unterbrach jede Verbindung zur See, und erst jetzt, nach 30 Jahren, ist einer der Obelisken nach Frankreich gelangt. Die Ehre, dieses Unternehmen angeregt zu haben, machen viele ausgezeichnete Personen einander streitig; allein das Verdienst der Ausführung bleibt der französischen Marine.

Die Schwierigkeiten waren bedeutend. Zuvörderst mußte ein Schiff gebaut werden, welches geräumig genug war, um den Obelisken zu fassen, und tief genug, um die See zu halten, aber dabei so wenig tief in das Wasser eintauchte, daß es den Nil und die Seine befahren konnte.

Herr Besson, ein französischer Marine-Offizier und Direktor des Arsenals von Alexandrien, schickte das Modell eines gewaltigen Floßes ein, auf welchem die beiden Obelisken von Theben bis in's Meer geschafft, und welches alsdann durch ein Dampfboot weiter bugsirt werden sollte.

Dieses Projekt wurde im Jahr 1829 von einer Specialkommission verworfen, und man beschloß das Transportschiff zu Toulon selbst zu bauen. Man nannte dasselbe, nach dem gegenwärtig auf den Ruinen von Theben stehenden Dorfe, den Luxor. Der Schiffslieutenant Verniac erhielt das Kommando desselben, und Hr. Lebas, ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule und jetzt Marine-Ingenieur, wurde mit der Leitung der zum Niederlegen und zum Transport des Denkmals nöthigen Arbeiten beauftragt. Beide entledigten sich ihres Auftrags mit eben so viel Geschicklichkeit als Ausdauer.

Im März 1831 fuhr das Schiff von Toulon ab und langte bald in Alexandrien an. Allein bei der Fahrt auf dem Nil begannen die Schwierigkeiten. Manchmal, z. B. bei der Windung des Flusses unweit Panopolis, brauchte es bei einer Lufttemperatur von 38 Grad R. 50 Stunden um eine Stunde Weges zurückzulegen. Alles Seilwerk, alle Bugsirboote gingen bei dieser Fahrt zu Grunde, und bei der letzten Windung des Flusses war nur noch ein einziges Boot vorhanden, welches das Wasser hielt. Endlich befand sich das Schiff dem Pallast von Luxor gegenüber, welcher unfern des Nils auf einem durch Menschenhand aufgeworfenen Hügel liegt. Zuvörderst wurde nun der Schutt von den Obelisken beseitigt, deren Sockel

*) Der Verf. übergeht hier die übrigen in Rom aufgestellten Obelisken, von denen manche später, in einem rohen und nachgemachten Style gearbeitet sind, wie den Pamphilius, Barberinus, Sallustius s. Zoëga de origine et usu Obeliscorum.

ziemlich tief in der Erde stand. Jetzt erschienen die beiden Monumente erst in ihrer ganzen Größe, wie einer derselben nun bald in Paris zu sehen seyn wird. Beide sind trefflich gearbeitet und vollkommen wohl erhalten. Der größere Obelisk hat 75 und der kleinere 73 Fuß Höhe. Um diesen Unterschied nach Möglichkeit zu verbergen, hat man den Letztern etwas mehr vorwärts als den Andern und auf einen höhern Sockel gestellt. Drei senkrechte Reihen von Hieroglyphen bedecken die Seitenflächen dieser beiden Denkmäler. Die mittlere ist 15 Centimetres tief ausgehölt, die andern beiden sehr flach; und dieser Unterschied veranlaßt eine angenehme Mannichfaltigkeit der Lichtreflexe und Schlagschatten. Die vielen Namenringe (Cartouchen) der vier Seitenflächen enthalten sämmtlich den Namen von Rhamesses oder Sesostris, sowie dessen Lobpreisungen und den Bericht über seine Thaten.

Der neuerdings bloßgelegte Sockel zeigt auf der Nordost- und Südwest-Seite die Figuren von 4 hundsköpfigen Affen, welche auf der Brust dieselbe Inschrift des Rhamesses (Liebling Amun's und der Sonne u. s. w.) führen, welche man an der Basis des Monumentes wieder trifft.

Die Regierungszeit dieses Herrschers läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, aber gewiß ist es derselbe, von dessen Eroberungen auch die Denkmäler von Ober-Egypten und Nubien zeugen, und dessen Heere bis nach Syrien, Aethiopien und Griechenland drangen. Nach einer Stelle des Tacitus läßt sich kaum bezweifeln, daß dieser Rhamesses mit dem Sesostris Herodot's und Strabo's identisch und der erste König der 19ten Dynastie des Manetho ist. Sein Bildniß, seine Tracht, sein Name und seine Vornamen finden sich auf den größten Denkmälern und insbesondere auf denen von Ipsambul und Derri wieder.

Der Größenunterschied der beiden Obelisken rührte von der Schwierigkeit her, aus einem und demselben Steinbruch, dem von Syene, welcher den schönsten rosafarbenen Granit liefert, zu gleicher Zeit 2 gleich große Blöcke zu beziehen. Erst mußte in dem Berge ein 90 Fuß langer und etwa 12 Fuß breiter Block ohne Risse und sonstige Fehler aufgefunden werden. Dann hatte man ihn abzulösen, und ohne die dünne Spitze abzubrechen, oder auch nur seine Kanten zu beschädigen, fortzuschaffen. Ein solches Unternehmen konnte nicht immer gelingen, und mit einem großen Theil derselben Schwierigkeiten hatte Hr. Lebas in einem fast wüsten, dabei sehr heißen Lande, in welchem die Cholera herrschte und es ihm an Holz, Eisen und Seilwerk gebrach, zu kämpfen.

Herr Lebas wählte den kleinern Obelisken, weil er besser erhalten und leichter zu transportiren war. Indeß schätzte er das Gewicht desselben auf 230,000 Kilogramme. Erst mußte ein geneigter Weg vom Obelisken bis zum Schiffe hergestellt werden und zu diesem Ende war die Durchstechung zweier Schutthügel und das Niederreißen des halben Dorfes nöthig. Diese Arbeit wurde binnen 3 Monaten von 800 Menschen zu Stande gebracht. Alsdann kam es darauf an, den Obelisken niederzulegen, und hierzu bediente sich Hr. Lebas eines eben so einfachen als sinnreichen Verfahrens, welches beweist, wie sehr man heut zu Tage gegen sonst in der Mechanik fortgeschritten ist. Das Niederlassen geschah bloß mittelst eines Taues, welches oben an dem eisernen Beschläge des Obelisken, und 150 Metres vom Monumente, an einem sehr starken Anker befestigt war, in der entgegengesetzten Richtung aber von einem Balken gehalten wurde, der an einer starken Gegenstrebe befestigt war, von welcher die Bewegung ausging. Der Drehungspunkt des Obelisken stützte sich, der Erhaltung seiner untern Kante wegen, auf einen Cylinder von Eichenholz. Dieser hatte einen Durchmesser von 40 Centimetres und hielt, ohne im Geringsten zu leiden, 25 Minuten lang einen Druck von 5000 Ctr. aus. Acht an dem Aufhaltapparat postirte Leute beschleunigten oder verzögerten nach Belieben den Fall des Monumentes, welches 2 Minuten lang unter einem Winkel von 32 Grad in der Luft hängen blieb und sich zuletzt unter dem Beifallruf der in großer Menge aus der Nähe und Ferne versammelten Zuschauer langsam auf ein Schleifstapel niederließ.

Eben so zweckmäßige Maßregeln wurden Behufs der am folgenden Tage bewirkten Einschiffung des Obelisken genommen. Als derselbe nur noch 3 Fuß vom Vordersteven des Schiffes entfernt war, wurde ein Theil des Vordertheiles des letztern abgesägt, und, nachdem der Obelisk nach anderthalbstündiger Arbeit in dasselbe hineingeschleift worden, wieder angesetzt.

So gelangte denn dieses Monument, ohne umgeladen zu werden, den Nil hinab über das mittelländische Meer nach Toulon und von da nach kurzem Verweilen über Rouen nach Paris.

Man hat auf dem Platz de la Concorde ein Modell errichtet, welches von der Regierung genehmigt worden ist. Der Architekt Hr. Hittorff, welcher mit der Aufrichtung des Obelisken beauftragt ist, hat vorgeschlagen, das Piedestal nach der in Europa gewöhnlichen Art, d. h. im römischen Styl zu bauen, welches zu unserer übrigen Bauart besser paßt als das unförmliche egyptische Fußgestell. Nach diesem Projekt wird das Piedestal ungefähr 9 Metres hoch, so daß das ganze Monument eine Höhe von 32 Metres oder 100 Fuß erhält, was auch die Höhe der aufgestellten Modelle ist. Der Minister der öffentlichen Arbeiten wünscht, das Piedestal möge nur aus drei Granitstücken von der Bretagne'schen Küste zusammengesetzt werden. Dies angenommen würde der Würfel allein

ohngefähr zwei Drittel von dem Kubikinhalt des Obelisken enthalten. Ein solcher im Lande gebrochener Monolith mag würdig den orientalischen tragen. Hr. Hittorff ist beauftragt worden, den Ort auszusuchen, wo die erforderlichen Granitblöcke herzunehmen wären und über die Weise ihrer Gewinnung und Herbeischaffung nach der Hauptstadt zum bevorstehenden Frühling die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Kunstliteratur.

L'Arra di s. Agostino. Monumento in marmo del sec. XIV. ora esistente nella chiesa cattedrale di Pavia, disegnato ed inciso da Cesare Ferreri colle illustrazioni di Defendente Sacchi. Pavia, 1832. 36 S. Folio mit 4 Kupfertafeln.

Nachdem S. Augustin, der große Kirchenlehrer, gegen das Jahr 430 seine irdische Pilgerschaft vollendet, ruhten seine Gebeine in Nordafrika. Etwa 50 Jahre später brachte man sie nach Sardinien in größere Sicherheit, und als zwei Jahrhunderte darauf die Sarazenen das Mittelmeer beunruhigten, erwarb gegen 720 Luitprand der Longobardenkönig sie für seine Hauptstadt Pavia, wo sie in der Kirche S. Peter aufbewahrt wurden. Da blieben die heiligen Reste, einen Arm ausgenommen, der 1027 um schweres Geld an den Erzbischof Egelnoth von Canterbury verhandelt ward, wie man bei William Somerset liest. Die Verehrung für den Heiligen brachte der Kirche reiche Gaben ein, und im XIV. Jahrhundert, wo der neuerwachte Kunstsinn so manches Herrliche zu Stande brachte, wurde für die Gebeine des Bischofs von Hippo eine prächtige Lade gebaut, wie in Bologna und Mailand für S. Dominikus und S. Petrus Martyr.

Dies Monument ist ein längliches Viereck, aus vier Geschossen bestehend; die langen Seiten werden durch vier Pilaster, welche von der Basis zur Spitze gehen, in drei Abtheilungen geschieden, die schmalen Seiten haben eine einzige Abtheilung, die durch zwei solche Pilaster begrenzt wird. Die Länge beträgt rhein. Fuß 9,778, Breite 5,35, Höhe 12,579. — Das erste Geschoß ruht auf einer Basis von einfach ausgelegter Arbeit. Vor jedem der vier Pilaster, welche die drei Abtheilungen bilden, steht eine Figur in ganzem Relief; jede Abtheilung besteht sodann aus zwei Nischen, die durch zwei schmale spiralförmige Säulchen zu den Seiten und eine in der Mitte gebildet wird: in jeder Nische steht in Relief ein Apostel, welcher seinen eigenen Namen und ein Symbolum des Credo in gothischen Buchstaben geschrieben trägt, in folgender Ordnung: links vom Zuschauer beginnend: S. Petrus, Johannes, Jakobus, Andreas, Thomas, Bartolomäus, Philippus, Matthäus, Jakobus Alph., Simon, Thaddäus, Matthias. Adler und Engel bezeichnen die beiden Evangelisten. Die Statuen vor den Pilastern stellen die theologischen und Cardinaltugenden und die Religion in folgender Ordnung vor: a) Vorderseite; der Glaube, mit dem gesenkten Kreuze und dem Kelch; die Hoffnung, mit Rosen- und Hyazinthenkranz, in der Rechten eine Palme; die Liebe, mit zwei Kindern und einem Herzen in der Hand, einen Kranz von Glockenblumen um den Schleier; die Religion, auf Felsen stehend, das Haar in einfachen Locken herabfallend, in der Rechten eine Schriftrolle, in der Linken eine Palme. b) Hinterseite; die Klugheit mit drei Gesichtern verschiedenen Alters und Ausdrucks, den Zeigefinger der Rechten erhoben, in der Linken drei Bücher; die Gerechtigkeit, gekrönte Frau im Mantel, mit Schwerdt und Wage; die Mäßigkeit, von Kopf zu Fuß in ein einfaches Gewand gehüllt, mit Laub bekränzt, Wasser aus einem Gefäß in das andere gießend; die Stärke mit der Löwenhaut, in den Händen eine Art von rundem Schilde, welcher aus zwei Kreisen besteht, deren äußerer ein Meer mit den vier Winden, und der innere einen Inselfelsen mit sieben Burgen vorstellt. Auf den schmälern Seiten sieht man Marcus und Lucas, und zwischen ihnen den Apostel Paulus; sodann die Sanftmuth, bekränzt und ein Lamm herzend; die Armuth, in Tunica, mit Schleier und Kranz, in der Rechten einen Oelzweig, in der Linken eine Palme und zwei aufeinander befestigte Täfelchen haltend. Auf der entgegengesetzten Seite erblickt man S. Stephan und Laurentius, zwischen ihnen S. Paulus, den ersten Siedler; hierauf die Keuschheit, ein Kaninchen tragend, mit einem Rosen- und Tulpenstrauß, und den Gehorsam, eine ernste Matrone, ein Joch auf jeder Schulter, den Zeigefinger der Rechten an den Mund legend, ein Buch in der Linken. Auf dem Gesimse des obern Theils steht in römischen Buchstaben MCCCLXII.

Die eben beschriebene Basis trägt den reichsten Theil des Monumentes, in welchem die Statue des Heiligen ruht. Diese Abtheilung ist von acht viereckigen Pfeilern umgeben, über denen sich drei Bogen auf jeder langen Seite, einer auf jeder kurzen wölben. In der Mitte liegt auf einem Lager, das mit einem auf den Seiten herabfallenden Tuche bedeckt ist, der Leib des Heiligen in Lebensgröße, in Pontificalkleidung; seine Hände halten ein geöffnetes Buch auf der Brust, sein Kopf ist etwas erhoben. Sein Lager umstehen sechs Diaconen, andächtig niedergeschlagenen Blicks, das die Bahre verdeckende Leintuch mit beiden Händen aufhaltend. Noch umstehn vier Heilige den großen Lehrer; ihm zu Häupten

S. Gregor im Mantel, eine Taube auf seinem Rücken, die ihren Schnabel an sein Ohr legt, in der Rechten hält er eine Schriftrolle, in der Linken ein Buch; neben ihm S. Hieronymus in der Mönchskutte, einen runden Hut auf dem Kopfe, mit Schriftrolle und Buch. Zu den Füßen S. Ambrosius mit Mitra, Episcopalkleidung und Disziplin, Rolle und Buch; neben ihm S. Simplizian, mit Bart, das Haupt verhüllt, mit herabhängender Kaputze, eine Rolle in der Linken, einen Stab in der Rechten. — Jeder Pfeiler ist, außer mannichfachen und immer abwechselnden Verzierungen, auf den vier Seiten von vier Bildsäulen in Relief umgeben, welche Heilige, Mönche, allegorische Figuren u. s. w. darstellen. Ueber den Knäufen sind sitzende Bildsäulen angebracht, zwölf an der Zahl. An der Vorderseite sieht man vier Künstler, Claudius, Nicostratus, Symforonian und Simplizius, die unter Dioclezian den Martyrtod starben, weil sie keine Götzen abbilden wollten; jeder mit passenden Attributen ihrer Kunst, Hammer, Kompaß, Meißel u. s. w., der dritte mit einer Rolle worauf die Worte Martyor. coronatorum. Auf den andern Seiten erblickt man vier Bischöfe, zwei Päpste und zwei Mönche.

Die Decke der Wölbung ist von reicher und schöner Anordnung. In der Mitte eines länglichen Kreises zwischen acht Cherubköpfen sieht man Gott den Vater in ganz Relief, mit langem gelocktem Haar, das ihm auf die Schultern fällt, die Rechte im Akt des Segnens erhoben, in der Linken ein Buch. Acht aus Cherubköpfen bestehende Strahlenlinien laufen vom Centrum aus, verschiedene Abtheilungen bildend. In der mittleren über dem Kopfe des ewigen Vaters sieht man in Basrelief Magdalena mit dem Salbgefäß, neben ihr eine männliche Gestalt im Heiligenschein, mit Bart und Schriftrolle. Oberhalb ist der Erzengel Gabriel, den jungen Tobias führend. In den kleinen Seitenfeldern sieht man zur Rechten die heil. Catharina mit Krone, Rad, Palme und Buch, links eine Mannesgestalt mit Schriftrolle. Zu den Seiten Gottes erblickt man rechts eine majestätische Figur mit der Aureole, unter dem Mantel ein härenes Gewand, die Rechte auf dem Herzen mit erhobenen drei Fingern, in der Linken eine Rolle. Zur Linken die heil. Jungfrau mit gefaltenen Händen. — Auf der entgegengesetzten Seite, zu den Füßen Gottes, sieht man in der größern Abtheilung eine weibliche Figur mit Heiligenschein, in der Rechten ein gesenktes Schwerdt, in der Linken ein Gefäß, aus dem eine Flamme hervorglüht; neben ihr einen Greis mit Aureole. Darüber steht der Erzengel Michael mit gezogenem Schwerdt, in der Linken eine Waage, in welcher zwei kleine Figuren liegen. In den kleinen Seitenfeldern eine männliche und weibliche Gestalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

Am 1. Dez. 1833 wurde die heil. Geistkirche zu Magdeburg, in welcher außer einer allgemeinen Ausschmückung des inneren Gebäudes und neuer Herstellung sämmtlicher Stühle im Schiff der Kirche, Hauptreparatur der schönen Orgel u. s. w., auch statt des jetzt abgebrochenen vor 100 Jahren erbauten Altars und Kanzel, ein neuer Altar und eine neue Kanzel auf einer zweckmäßigeren Stelle errichtet worden, förmlich wieder zum gottesdienstlichen Gebrauch eingeweiht.

Am 5. Dez. wurde der hannöverische Landtag in dem Thronsaale des Landschaftsgebäudes eröffnet. Dieser ist in einem besonderen, an die Seite des Hauptgebäudes angelehnten Flügel ganz neu errichtet. Er ist halbrund, hat eine von Säulen getragene, kuppelförmige Decke, durch die das Licht einfällt, und ist grau in Grau verziert. Der Halbmesser des Saales mißt bis an die Säulen 29', die Höhe gerade unter der Kuppel beträgt 58', die Lichteröffnung in der Spitze der Kuppel hat einen Halbmesser von $11\frac{3}{4}$ Fuß. Auf der geraden Seite des Saales ist in der Mitte eine Nische, in welcher der Thron steht, zu dem man auf 4 Stufen hinansteigt. Hinter dem Thronsessel steht das Bild des Königs in Lebensgröße. Umher und darüber ist eine hohe Drappirung von rothem Sammt und weißem Atlas; der Thronhimmel wird oben durch die königliche Krone geschlossen. Auf dem Throne, der fast gerade unter der Lichtöffnung steht, concentrirt sich die ganze Hellung des Saales. Auf beiden Seiten der Thronnische befinden sich noch zwei mit Säulen eingefaßte Logen für die königliche Familie. Auf der gewölbten Seite des Saales stehe eine Reihe von 10 korinthischen Säulen und 2 Halbsäulen, welche die Kuppeldecke tragen. Sie haben mit dem Gebälke eine Höhe von 24'; die Wölbung der Kuppel erhebt sich über diese noch 14' und ist mit Kasetten verziert. Hinter dieser Säulenreihe läuft eine 4' etwa über den Boden des Saales erhöhete Galerie für die Zuschauer, die zur Brustwehr ein Geländer von bronzirten eisernen Verzierungen hat, welches die Säulen mit einander verbindet. Die Breite dieser Galerie ist etwa 9'. Der Fußboden des inneren Saalraumes steigt von dem Throne an in 5 Stufen von je 3'' bis zu den Säulen amphitheatralisch in die Höhe und ist mit rothem Tuch beschlagen. In gebogenen Reihen stehen 130 schwarzgepolsterte Sitze für die Mitglieder der Ständeversammlung. Da wo die gebogene Seite des Saales an die gerade anstößt, sind zwei Haupteingänge. Zwei Nebeneingänge führen auf Seitentreppen zu der Galerie.

Am 10. November ist die alte Pfarrkirche zu Züllichau, nach $5\frac{1}{2}$jährigem Bau zur Wiederherstellung ihres durch unzweckmäßigen Anbau entstellt gewesenen Inneren und zur Erhöhung sowohl als angemessenen Gestaltung ihres Thurmes, feierlich wieder dem Gebrauch der Gemeinde zurückgegeben worden.

In der Höhe von St. Lazare, zwischen den Barrieren St. Denis und Montmartre wird ein neuer Viehmarkt für Paris nächst einem Accisgebäude angelegt. Er wird bedeckt und 200 Metres lang, 36 breit seyn. Der bisherige wird in einen Fruchtmarkt verwandelt.

In Brighton wird eine neue Kirche erbaut, wofür der König von England mit 100 Pfd. St. unterzeichnet hat.

Nekrolog.

Am 6. Jan. starb zu Bologna Marco Gandolfi, als Kupferstecher rühmlichst bekannt.

Am 9. Januar zu Dresden Ephraim Gl. Krüger, vormal. Prof. an d. königl. Akademie der b. Künste 78 Jahre alt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 29.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 10. April 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

Bei dem Reichthum von Kunstwerken, welche in München zur Verschönerung und Bereicherung des öffentlichen Lebens entstehen und ununterbrochen an Zahl und Umfang gewinnen, wird es in vieler Beziehung wünschenswerth erscheinen, von Zeit zu Zeit einen Ueberblick über das, was geschieht, zu gewinnen, abgesehen davon, ob es bereits vollendet ist, oder nicht. Ohne also mit gegenwärtigem Aufsatz, der nur ein allgemeines Bild von der künstlerischen Thätigkeit in München entwerfen will, spätern ausführlicheren Berichten über einzelne Leistungen vorgreifen zu wollen, fassen wir alle hier in der Ausführung begriffene öffentliche Werke der Baukunst, Skulptur und Malerei zusammen und bezeichnen den Standpunkt, bis auf welchen sie sich am Anfang des Jahres 1834 ihrer Vollendung genähert.

Ehe wir jedoch auf das Einzelne eingehen, sey es uns erlaubt, kürzlich den allgemeinen Gesichtspunkt festzustellen, von welchem aus wir die neuen Schöpfungen betrachten und von wo aus sie uns als ein glückliches, als ein wesentliches Ereigniß in der Entwicklungsgeschichte deutschen Lebens erscheinen.

Das gleichzeitige Emporwachsen gleichartiger Talente bestimmt die Perioden der Geschichte des Geistes. Vieles hängt dabei von äußern Umständen ab. Freier zwar als alle Kunst bewegt sich die Wissenschaft und die ihr verwandte Poesie; das Mittel der Mittheilung ist so leicht gewonnen, daß sie auch in den ungünstigsten Verhältnissen sich selbstständig entfalten und das ganze Leben durchdringen können. Ganz anders bei den bildenden Künsten. Wohl kann der Einzelne sich bis zu einem gewissen Grad ausbilden, wohl kann er einen Kreis theilnehmender Freunde gewinnen; daß aber sein geistiges Wesen in seinem ganzen Umfang allgemeines Eigenthum werde, dazu bedarf es eines mächtigen Beschützers.

Glücklich das Land, wo die Gesammtheit des Volkes, vom göttlichen Geiste entzündet, dieser mächtige Beschützer ist: keine Kraft wird verloren gehen, keine Stelle übrig bleiben, wo sie nicht sichtbar gewirkt; die Freude am Gewonnenen wird die Lust des Besitzes steigern und die gute Eifersucht wird neben dem vortrefflichen Werk ein vortrefflicheres hervorbringen.

So ward im Mittelalter die Kunst — wie sie allgemeines Bedürfniß war — allgemeines Eigenthum, namentlich in Italien, wo die Raublust der Fremden, wie die barbarische Zerstörungswuth der Eingebornen es nicht dahin gebracht, daß es nicht noch heute mit dem Rest der geretteten Habe überreich zu nennen wäre. So ist es nicht bei uns. Unverkennbar ist das, was die Gemüther in der Zeit bewegt, — obschon sie sich des Eindrucks, ja des Bedürfnisses der Kunst nicht ganz erwehren können — von ihr sehr weit entfernt, und wo man sich je im Allgemeinen dafür begeistert, hindert das bald befriedigte Interesse des persönlichen Besitzes, aber vor allen Dingen eine gewisse Oberflächlichkeit der Empfindung, fast nur der Sinne, die, da Wohlgefallen ihre Basis, dem Wechsel der Mode unterworfen ist, die organische Entwicklung der Künstler wie der Kunst.

Unter solchen Umständen müssen wir es als ein nie zu hoch zu schätzendes Glück ansehen, daß unserer Zeit, die nicht karg mit Hervorbringen künstlerischer Genien ist, jener mächtige Schutz durch die Person eines Fürsten geworden, der durchdrungen von dem unvergänglichen Werthe der Kunst, dieser eine Heimath bereitet und Bahnen vorgezeichnet, auf welcher sie alle ihr inwohnenden Kräfte organisch entwickeln und Werke erschaffen kann, die die späteste Nachwelt wie aus Sturm und Brand gerettete Heiligthümer verehren wird.

Organische Entwickelung bezeichneten wir als die Bedingung und das Bedürfniß der wahren Kunst. Welches ist nun die Seele dieses Organismus?

Die neue deutsche Kunst, mit dem Reichthum und der Klarheit ihrer Anschauungen, kündigte sich sogleich bei ihrer ersten Erscheinung als eine solche an, der es nicht um wohlgefällige oder glänzende Darstellung des einen oder andern angenehmen Vorwurfs, sondern um die Erfassung ihres Gegenstandes als einer Totalität zu thun war. Es gehört nicht hieher, zu zeigen, wie diese Richtung die Mittel der Darstellung bestimmte, wie die ihr eigne Einfachheit der Auffassung, Klarheit und Bestimmtheit der Anordnung, die Vorliebe für großartige breite Formen, die lichtere Färbung, selbst die Wahl der Freskomalerei, vor allen aber die Gemeinschaft mit dee Gedankenwelt, ihre dichterische Kraft auf dieser Grundlage ruht, und wie ohne dieselbe ihre Existenz, als eine nur künstlich gehaltene, vom Untergang fortwährend bedroht ist: wohl aber glauben wir daran erinnern zu dürfen, daß zwischen dem Fürsten, den wir vorzugsweise als den Pfleger deutscher Kunst ehren, und dieser selbst eine innere tiefbegründete Verwandtschaft besteht, und daß gerade die Erfassung eines Gegenstandes als einer Totalität der Grundcharakter seines ganzen umfassenden und thätigen Lebens ist.

So schwierig es auch seyn mag in unserer ungeduldigen und verwöhnten Zeit diesen Gesichtspunkt festzuhalten, so dürfen wir uns doch weder durch einzelnes hervorstechend Vollendete, noch durch einzelnes Mangelhafte davon abbringen lassen. Nur so, wenn auch allmählig, wird sie zu dem vollen Gebrauch aller ihrer Kräfte kommen, nur so wird sie des tiefsten und bleibendsten Eindrucks gewiß, so nur wird ihr volles Recht, ihre Anerkennung und nöthigenfalls ihre Entschuldigung. Von diesem Gesichtspunkt also, von welchem alle entstehenden Einzelwerke zu einem harmonisch und organisch verbundenen Ganzen zusammentreten, betrachten wir die künstlerische Thätigkeit in München. Wäre das Interesse an der griechischen und römischen Kunst- und Götterwelt in der Masse des Volkes so lebendig, wie in Einzelnen, die aus jener kastalischen Quelle den ersten erfrischenden Trunk in der Jugend empfangen, so stünde in der Glyptothek bereits ein für Alle verständliches Monument der neuen Kunst vollendet da. Allein mehr als die Götter des Olymp sind die Helden der Geschichte, die neueren Dichter und vor allen die Heiligen des christlichen Himmels Volkseigenthum, und alles, was in diesem Kreise durch die Kunst hervorgebracht wird, darf mit Zuversicht auf die größte und tiefgefühlteste Theilnahme rechnen. Dieser Art aber sind vorzugsweise die neuesten Kunstunternehmungen in München, von denen wir nun sprechen wollen, unter der Voraussetzung, daß früher mitgetheilte Nachrichten (z. B. in Nro. 96, v. J. 1832) dem Leser noch im Gedächtnisse sind.

Kirche S. Maria Hilf in der Vorstadt Au.

Am rechten Ufer der Isar, oberhalb der neuen Brücke, zwischen dem Fluß und einem mit Gärten und Waldbäumen geschmückten Hügel, breitet sich die volkreiche Vorstadt Au aus.

Die Enge und Baufälligkeit der kleinen auf dem Hauptplatz von Mittag gegen Mitternacht erbauten Kirche hatte schon längst einen Neubau zum Bedürfniß gemacht. Der königlichen Fürsorge und sehr thätigen Unterstützung verdanken wir's, daß derselbe nicht nur dem örtlichen religiösen Bedürfniß entspricht, sondern zugleich als ein Denkmal der Kunst unserer Tage eine allgemeine Bedeutung erhält. Am 28. Nov. 1831 wurde der Grundstein zu dieser neuen Kirche gelegt, die nach Angabe und unter der Leitung des Architekten J. Ohlmüller aus Bamberg bereits in ihrem äußern Bau, mit Ausnahme des Thurmes, vollendet neben der älteren, jedoch in der Richtung von Abend nach Morgen, dasteht. Sie ist rein in deutschem Style ausgeführt und zwar in ihren Verhältnissen nach den vollkommensten Werken des 13ten Jahrhunderts; ihre ganze Länge beträgt 235′ im Licht, ihre Breite 81′, ihre Höhe 85′. Durch zwei Säulenreihen, über das doppelte Quadrat, also zu achtfachem Säulenbündel, construirt, wird sie in drei Schiffe getheilt. Das Chor ist erhöhet und wird durch sechs der genannten durch eine Mauer verbundenen Säulen gebildet. Der Raum hinter dem Chor, zwischen Säulen und Mauer ist bis an den Anfang der Fenster gedeckt und gewölbt und abgetheilt in einzelne Gemächer, Sakristeien ꝛc., wodurch dem Uebelstand eines äußern Anbaues zweckmäßig vorgebeugt ist. Durch neunzehn 52′ hohe und 11 — 13′ breite Fenster an den Seiten und dem Chor, und eine Rosette in der Façade fällt das Licht in die Kirche. Höchst eigenthümlich erhebt sich über dem Giebel der Façade, welche mit dem Innern der Kirche unmittelbar in Verbindung steht, der Thurm, der (wie jedoch bis jetzt erst aus der Zeichnung zu ersehen) von durchbrochener Arbeit und 270′ hoch seyn wird. Aeußerlich wird dieser und das bewundernswürdig schöne Mauerwerk fast der einzige Schmuck seyn, da auch die Eingänge, von festem grünlichem Kalkstein, der vordere von vierfacher Vertiefung, sehr einfach in der Zeichnung gehalten sind.

Was die Ausschmückung im Innern betrifft, so ist dafür gesorgt, daß sie bis in die kleinsten Theile dem Ganzen und dessen Systeme entsprechend durchgeführt werde, so viele und verschiedene Kräfte auch dafür in Anspruch genommen werden. Hier drängt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß der deutsche Kirchenbaustyl, und gewiß aus tiefbegründeter Ursache, die Wandmalerei im Großen ausschließt. Dagegen hat er frühzeitig sich eine Kunst geboren und erzogen, die mit dem ihr allein eignen zaubrischen Dämmerlicht ganz in ihre hainartigen

hochgewölbten Säulenhallen stimmt. Den unausgesetzten Bemühungen neuerer Künstler ist es gelungen, die so gut wie verlorne Kunst der Glasmalerei in ihrem ganzen Umfang wieder zu gewinnen, und ihr wurde denn auch sogleich bei Gründung der Auer Kirche durch des Königs Willen ein weites Feld zur würdigsten Thätigkeit angewiesen. In den neunzehn Fenstern der Kirche sollen die Leiden und Freuden der Maria, von passenden Ornamenten umgeben, bildlich dargestellt werden. In älterer Zeit — durch Giotto, Taddeo Gaddi, Agnolo Gaddi, Taddeo Bartoli u. A. — ist der Gegenstand öfter und mit Glück behandelt worden, aber noch nirgends waren demselben so große und schöne Räume und ein dem Inhalt entsprechendes Mittel der Darstellung angewiesen. Eines dieser Fenster, das mittlere im Chor, ist vollendet und wird gegenwärtig in einer besonders zu diesem Zwecke im Bauhof der neuen Ludwigskirche errichteten Hütte aufgestellt: es ist darin die Himmelfahrt und Krönung der Maria abgebildet. Die zwölf Apostel stehen und knien verwundert und andächtig um den leeren Sarkophag, aus dem Lilien emporblühen; über ihnen wird die verklärte Jungfrau von einer Schaar lobsingender Engel auf Wolken getragen und von Vater und Sohn zur Königin des Himmels gekrönt. Zu beiden Seiten steigen goldfarbige architektonische Verzierungen in Weise eines Sakramentenhäuschens, die die vier Apostel in ihren Verzweigungen aufnehmen, aus dem teppichartig reichverzierten Sockel, welcher in einer Höhe von ungefähr 12 Fuß unter dem Bilde zunächst in der Absicht sich befindet, daß die Verzierungen des vorgebauten Hochaltars jenes nicht unterbrechen. Ueber den architektonischen Verzierungen, die sich über dem Bilde zu einer Nische verschlingen, sind die Felder bis zum Bogen mit helleren Ornamenten — zum Behuf des vermehrten Lichtdurchgangs — der Bogen selbst aber wieder mit dunkelfarbigem Glas harmonisch und in edlen Formen geschmückt. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird darüber gewacht, daß sowohl Verzierungen als Gemälde in dem dem Ganzen entsprechenden Styl ausgeführt werden, da gerade in dem vollkommenen Einklang aller Theile zum Ganzen jene Gewalt der Kunst über das menschliche Gemüth liegt, die uns von der Betrachtung weg zur Empfindung zieht, und die selbst die älteren Werke, wegen der späteren Un- und Zuthaten selten noch ausüben können. Mit der obersten Leitung der Malereien ist Professor Heinrich Heß beauftragt. Die Zeichnung zu dem erwähnten Bild ist von dem Maler Ruben aus Trier, welcher sich unter Cornelius gebildet, und bereits durch seine Cartons zu den Regensburger Glasfenstern den Namen eines selbstständigen Künstlers erworben hat. Ein zweites Fenster mit der Darstellung der Kreuzigung ist von ihm angefangen. Die Uebertragung der in Wasserfarben bunt ausgeführten Zeichnungen auf Glas geschieht in der königlichen Porzellanfabrik durch Hrn. Ainmüller und mehrere andere Glasmaler.

In Verlauf von zwei Jahren soll die Kirche eingeweiht werden und der innere Schmuck bis auf die Fenster des Seitenschiffes vollendet seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

L'Arra di s. Agostino. Monumento in marmo del sec. XIV. ora esistente nella chiesa cattedrale di Pavia, disegnato ed inciso da Cesare Ferreri colle illustrazioni di Defendente Sacchi.

(Fortsetzung.)

So ist das zweite oder Hauptgeschoß beschaffen. Darüber erhebt sich das dritte, gleichfalls wieder durch Pfeiler geschieden, vor deren jedem eine Statue und in den Mittelfeldern drei Basreliefs an der größern Seite, zwei an jeder kleinern. Die zwölf Bildsäulen stellen entweder Bischöfe oder Augustinermönche der verschiedenen Ordensregeln dar. Die Basreliefs enthalten Darstellungen aus der Geschichte des heil. Augustin. Auf dem ersten sehen wir S. Ambrosius, welcher dreizehn seine Kanzel umstehenden Personen, worunter Augustin durch die Anreole kenntlich, predigt. Das zweite Bild enthält zwei verschiedene Momente. Zur Linken in einer von Laub umgebenen Zelle sitzt S. Simplizian, vor ihm S. Augustin, im Gespräche mit ihm begriffen. Zur Rechten sieht man S. Augustin lesend unter einem Baume, den Kopf auf die Linke gestützt, während ein Engel aus der Höhe ein Buch (die Schriften des Apostels Paulus) herbeibringt. Im dritten Bilde empfängt S. Augustin, vor einem Altare knieend, von den Händen des Bischofs von Mailand das Gewand des Catechumenen. Die hintere Seite enthält gleichfalls drei Geschichten. Vorerst sehen wir die Beerdigung Monica's, der Mutter des Heiligen, deren Bahre von acht Mönchen nach der Kirche getragen wird, die man im Hintergrunde bemerkt, während ihr Sohn folgt. Hierauf folgt die Einsetzung des Augustinerordens: auf einem Thron mit vier Stufen sitzt der heil. Vater, eine Schriftrolle in beiden Händen haltend, um ihn herum achtzehn Mönche in verschiedenen Stellungen. Das dritte Basrelief enthält wieder zwei Momente: der Heilige auf einer Kanzel, disputirt mit einem Laien; er ertheilt mehreren Kindern die Taufe. — Ein einziges Basrelief nimmt die ganze schmale Seite nach unten ein. Auf jeder Seite sieht man eine große Stadt mit Thürmen,

Kirchen und Palästen, in der Mitte auf einer Tribüne ertheilt Augustin verschiedenen ihn umstehenden Personen Unterricht. (Anspielung auf seine Lehrstühle in Rom und Mailand.) Gegenüber erblickt man zwei Darstellungen. In der ersten bringt man die Gebeine nach Pavia: auf zwei Schiffen sieht man mehrere Personen, worunter König Luitprand. In der folgenden langt man in Pavia an; im Vordergrund tragen acht Priester die Bahre in die Stadt, im Hintergrunde nach der Peterskirche.

Wir kommen nun zu der vierten und obersten Abtheilung des Ganzen. Auf den langen Seiten wechseln drei dreieckige Pyramiden mit vier Statuen, auf den schmalen zwei Pyramiden mit einem Spitzsäulchen in der Mitte. Jede Pyramide mit einem Kamm mit dreifach getheilten Blättern, enthält unten eine Darstellung aus der Lebensgeschichte des Heiligen, meist Wunder: Befreiung aus dem Kerker, Teufelaustreibung, Heilung der Kranken, Bekämpfung der Ketzerei u. s. w. Die Statuen stellen die symbolischen himmlischen Gewalten vor. Der Engel, eine Gestalt im Mantel, in den Händen eine Art von Korb haltend, in dem man dreizehn Kinder sieht; die Macht mit zwei Städten in den Händen; die Tugend, zwei Bücher in der Linken, von denen eines offen, auf welches sie mit dem Zeigefinger der Rechten hinweiset; die Gewalt mit einem gefesselten Drachen. Auf der hintern Seite sind dargestellt: die Herrschaft, ein in vier Blätter auslaufendes Szepter in der Rechten, in der Linken die Weltkugel; der Cherub, mit der Rechten segnend, in der Linken zwei Täflein; der Erzengel, eine kleine Menschengestalt tragend, welcher er mit der Rechten die Brust bezeichnet; und der Thron, in beiden Händen ein länglich rundes Bild haltend, auf welchem man den Heiland erblickt. — Eine einfache Decke, statt der Kuppel, die das Monument hätte vollenden sollen, breitet sich in der Mitte über den Gesammtraum aus.

Die vorstehende, wenn auch gedrängte Beschreibung wird von der Anordnung des Ganzen und von den einzelnen Theilen einen vollständigen Begriff zu geben hinreichen. Es möge hier nur noch die Bemerkung stehen, daß sich 50 Basreliefs, 95 Bildsäulen und im Ganzen 420 Köpfe an diesem großen Werke zählen lassen. Was den Kunstwerth desselben betrifft, so nimmt es unter den Denkmalen dieser Gattung (Mausoleum Consalvo's und Savelli's in Rom, von den Cosmaten; Lade des heil. Dominicus in Bologna, von Niccola Pisano; Sarkophag Roberts v. Anjou und Maria Sanzia's von Aragon in Neapel, v. Massuccio, Sarkophag Benedicts XI. in Perugia, von Gio. Pisano, Guido Tarlati's in Arezzo von Agostino und Agnola aus Siena, des Herzogs von Calabrien und der Mutter Kg. Robert's von Stefano und Massuccio d. j.; Lade Petri Mart. in Mailand, von Balduccio u. m. a.) eine ehrenwerthe Stelle ein. Am vorzüglichsten gearbeitet sind die beiden ersten Geschosse mit den Statuen. Die Apostelköpfe haben einen passenden Charakter, obgleich hie und da etwas Borstiges in Haar und Bart; Stellung und Gewandung sind angemessen und natürlich. Die Figuren der Tugenden sind ausgezeichnet, sowohl was die Verhältnisse als die Attitüden betrifft; der Gesichtsausdruck einiger ist von bedeutender Schönheit. Eine anmuthige Mannichfaltigkeit ist in die Gestalten hineingebracht, welche die Bahre umstehen; und findet man in Gewändern und Falten auch noch die Härte jener Zeit, so sieht man doch nicht jenes Zusammengekrümmte, Aufgedunsene, Scharfgebrochene, welches man in den Werken mancher andern Künstler antrifft. Die lebensgroße Statue des heil. Augustin ist der beste Theil der Arbeit. Der Marmor zeigt an den nackten Theilen eine Weichheit und Gewandtheit der Behandlung, welche überraschend ist. Das Leintuch ist in schöne großartige Falten gelegt; das Kissen mit vieler Liebe und Geschicklichkeit gearbeitet, was sich auch von der guterdachten und ausgeführten Decke der Wölbung sagen läßt. Die Basreliefs zeigen eine verständige Anordnung, sündigen aber nicht selten gegen die Proportion und verfallen in jene Fehler, an denen diese Gattung vor Ghiberti fast allgemein litt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plastik.

Die marmorne Statue des Königs Ludwig Philipp, welche Hr. Jacquot ausführt, ist zum Geschenke für die Deputirtenkammer bestimmt.

Ein Marseiller Künstler, Hr. Chanuel, hat innerhalb vier Jahren eine kolossale Statue der Jungfrau mit dem Jesuskinde auf den Armen, aus Silberplatten mit dem Bunzen gearbeitet. Man rühmt die Einfalt und Würde des Entwurfs, die Schönheit der Ausführung. Hr. Chanuel hat sein Werk zur nächsten Kunstausstellung nach Paris gesendet, bevor es an dem Orte seiner Bestimmung, in der Kapelle des Forts Notre-Dame-de-la-Garde aufgestellt werden soll.

Die Kaufleute von Woronesh haben zu Moskau durch einen Künstler, Namens Nikolaus Poltawzeff, einen silbernen Sarg mit ciselirter Arbeit, der mehr als 7 Pud (280 Pfund) wiegt, machen lassen, um in demselben die Reliquien des heiligen Mitrophan aufzubewahren, welcher im 17ten Jahrhundert Bischof zu Woronesh war.

Kaufgesuch.

Ein (guter) Abdruck der zwei Holzschnitte von Albrecht Dürer, einen Christuskopf darstellend, von Bartsch im Appendix Nro. 26 und 27 und von Heller 1628 und 1629 S. 612 beschrieben, wird zu kaufen gesucht. Der schwarze Druck wird dem in Helldunkel vorgezogen. Anerbietung und Forderung adressire man möglichst bald an die Expedition d. Bl., an die Kriegersche Buchhandlung in Cassel, oder an Hofrath Schorn in Weimar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 30.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 15. April 1834.

Allgemeiner Ueberblick über den Stand der bildenden Kunst in München zu Anfang des Jahres 1834.

(Fortsetzung.)

Isarthor.

Am Ostende der Stadt standen bis zu Anfang des vorigen Jahres die Ueberreste des alten Isarthores, als dessen Gründer man den Kaiser Ludwig den Bayer nennt: drei morsche, nur zum Theil durch Mauertrümmer verbundene Thürme, gleich kläglich als gefährlich anzusehen. Die der neuern Zeit eigene Lust der Zerstörung weiß sich solches alterthümlichen Hausrathes zu entledigen, und viele denkwürdige Klöster, Kirchen, Burgen, Mauern und Thore sind in den letzten Dezennien des vorigen und den ersten des jetzigen Jahrhunderts auf ihr bloßes Baumaterial zurückgeführt worden. Sogleich bei'm Antritt seiner Regierung hat der König die gemessensten Befehle gegeben, daß ein solcher Raub an dem geistigen Eigenthum des Volks nicht ferner begangen, daß ihm seine geschichtlichen Denkmale, die es in lebendiger Verbindung mit der Vorzeit halten, nicht zerstört, sondern bestmöglichst erhalten werden. Weit entfernt daher, in den mehrfach ausgesprochenen Wunsch, in das Abbrechen der unnütz, ja gefährlich gewordenen Trümmer des Isarthors, zu willigen, berief der König vielmehr den Architekten Professor Gärtner und ertheilte ihm den Auftrag, das Thor mit möglichster Schonung des Bestehenden und mit Rücksichtnahme auf die ursprüngliche Form so herzustellen, daß, da durch Erweiterung der Stadt und sonstige Veränderungen der Lokalität seine ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen, es als ein Denkmal alter Zeiten und namentlich als eine Erinnerung an seinen ersten Gründer, den Kaiser Ludwig, wieder dastehe. Der Plan des Architekten ward gebilligt und die Wiederherstellung begann im April 1833. Es würde zu weit abführen, hier von den mancherlei Hindernissen und den gegen sie angewandten Mitteln zu sprechen; genug der Bau ist bis auf die Bekleidung vollendet, und trägt in Uebereinstimmung aller seiner Theile den Charakter der deutschen Baukunst des 14ten Jahrhunderts. Die drei Thürme sind durch (etwa 20' hohe) Mauern so vereinigt, daß die beiden äußern, sechsseitigen, niedrigeren die Ecken eines länglichen Vierecks von 85' Breite und 60' Tiefe sind, der dritte, höhere in der Mitte der innern langen Wand, so steht, daß er von außen in einiger Entfernung gesehen, die Spitze der durch das Ganze gewonnenen pyramidalen Form mit festem Untersatz bildet. Alle drei sind, nach Maßgabe des Oblongums, um ein Beträchtliches erhöht, mit neuen Mauerkronen und Dächern versehen worden. Acht Eingänge gewähren Ein- und Durchfahrt nach allen Seiten, da das Ganze frei auf der Mitte des Platzes steht.

Auch für passende Ausschmückung dieses ehrwürdigen Monuments hat der König auf das Sinnvollste und Freigebigste gesorgt. Nicht nur werden die kolossalen Statuen der beiden heiligen Bekämpfer des arglistigen Drachens, Michael und Georg, von Hrn. Prof. Konrad Eberhard in Sandstein ausgeführt, zu Seiten des mittlern Eingangs an der Außenseite stehen, ferner die Schutzpatrone Bayerns und Münchens, S. Maria und S. Benno, über den Seiteneingängen derselben Wand in Fresko gemalt, sondern auch das ganze 8' hohe und 75' lange Fries dieser Vorderseite des Thores wird mit dem Siegeseinzug des Kaisers Ludwig nach der Schlacht von Mühldorf, welcher einst an derselben Stelle in Wirklichkeit statt fand, geschmückt werden. Der Auftrag, denselben zu entwerfen und in Fresko auszuführen, ward dem Maler Neher aus Biberach in Schwaben, der sich unter Cornelius zu einem selbstständigen Künstler ausgebildet. Von der schönen und reichen Komposition, welche bereits im Karton vollendet ist, geben wir eine kurze Uebersicht. Links das Thor, welches Jünglinge und Mädchen mit Kränzen schmücken; durch dasselbe zieht die Geistlichkeit und der Magistrat der Stadt dem Kaiser entgegen. Den Zug des Kaisers eröffnet der Herold; hinter ihm, wie

er, zu Rosse, kriegerische Musik; blumenstreuende Frauen und Kinder vor dem Kaiser, dessen Roß von zwei Rittern geführt wird. Der Kaiser bildet natürlich die Mitte des Bildes und wird somit genau über den mittleren Eingang zu stehen kommen. Hinter ihm der König Johann von Böhmen, der Erzbischof von Mainz, und Herzog Heinrich von Niederbayern, hinter diesen Schweppermann und Burggraf Friedrich von Nürnberg, darauf die Grafen von Waldsee und von Oettingen, endlich Ritter Rindsmaul mit einer Schaar Gefangener; Knappen mit Beutepferden und Kriegsleute, unter denen die Münchner Bäcker, deren am Tage von Mühldorf gezeigte Tapferkeit sprichwörtlich geworden, sich mit ihrer Fahne besonders auszeichnen.

Die Eintheilung des innern Raumes, des Thorhofes, wenn wir ihn so nennen dürfen, ist von der Art, daß die Absicht, auch diesen mit Freskogemälden auszuschmücken zu lassen, wozu die Gegenstände sich nach den äußern Schildereien fast von selbst geben, nicht zu verkennen ist, so daß in wenigen Jahren auf diese Weise nicht nur Vorhandenes erhalten, sondern zugleich auf eine allgemein ansprechende, bedeutungsvolle Art Neues gewonnen seyn wird.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Kunstliteratur.

L'Arra di s. Agostino. Monumento in marmo del sec. XIV, ora esistente nella chiesa cattedrale di Pavia, disegnato ed inciso da **Cesare Ferreri** colle illustrazioni di **Defendente Sacchi.**

(Fortsetzung und Beschluß.)

Bei dem bedeutenden historischen und künstlerischen Werth des Monumentes, von welchem wir reden, muß man sich wundern, daß es lange Zeit so wenig beachtet worden zu seyn scheint. Glücklicherweise stellte gegen 1578 der damalige Prior der Augustiner Eremitaner Brüder, Antonio da Tortona, unter den alten Schriften des Klosters Nachsuchungen an, und entwarf eine kurze Geschichte der Lade, welche gegenwärtig das Hauptdocument für uns ist. Aus dieser Dichiarazione della fabrica della presente arca, welche sich in der Bibliothek zu Pavia unter dem auf die Kirche S. Pietro in Ciel d'oro Bezug habenden Manuscripten vorfindet, geht hervor, daß die Lade begonnen ward am 11. Dezember 1362 unter dem Priorate des Paters Bonifazio Bottigella. Am 20. August 1365 wurde der untere Theil in die Sacristei gebracht und daselbst aufgestellt. — Aus dem fernern Verfolge dieser Erläuterung scheint sich zwar zu ergeben, daß die Lade in obengenanntem Zustande („la base di essa arca") geblieben bis nach dem Tode Johann Galeazzo Visconti's (1402), welcher in seinem Testamente (1397 oder 1401) seinen Erben die Vollendung der Lade andefahl („item quod arca marmorea quae est in ecclesia sancti Augustini, sita in citadella Papiae, compleatur et corpus Sancti Augustini quod esse dicitur in ipsa ecclesia, reponatur in arca praedicta,"), was indeß nicht geschah: dies dürfte aber auf einem Irrthum des Berichterstatters und Mißdeutung des Wortes „Vollenden" beruhen, und höchst wahrscheinlich wurde die Lade wenige Jahre nach 1365 zu jenem Punkte gebracht, wie wir sie heute sehen, so daß nur der obere Theil fehlte. Aus mehreren Erwähnungen der Lade als eines prachtvollen Werkes, und aus Akten über die 1392 vorgefallenen Streitigkeiten zwischen den Eremitanern und den Lateranensern, welche Kloster und Kirche gemeinschaftlich inne hatten, über eine Summe von 4000 Goldgulden, welche größtentheils für jenes Monument ausgegeben worden waren, kann man schließen, daß dasselbe damals schon weit gediehen war. Die Lade mag also bereits gegen 1370 ungefähr so gewesen seyn, wie sie gegenwärtig besteht, wobei ihr immer noch acht Jahre zur Ausführung angewiesen bleiben, während die des Petrus Martyr in Mailand im Zeitraume von dreien vollendet wurde.

In der Lebensbeschreibung Girolamo's da Carpi sagt Vasari im Vorbeigehen, indem er von verschiedenen Gebäuden redet: „Gleicherweise die Kirche von S. Pietro in Ciel d'oro zu Pavia, wo sich der Leib des heil. Augustin in einem Grabmale befindet, das in der Sacristei steht, mit vielen kleinen Figuren, welches, *so wie mir scheint*, von der Hand Agostino's und Agnolo's aus Siena ist." Diese Meinung ist, man mag nun den Styl des Werkes oder die Chronologie vergleichen, ohne die geringste Haltbarkeit. Agostino starb bereits 1348, und Agnolo hätte im Jahr 1362 wenigstens 90 Jahre alt seyn müssen. Sich hier auf Hypothesen einzulassen, wie Cicognara (welcher glaubt, die Lade könne von Pietro Paolo und Jacobello aus Venedig, Schülern jener sienesischen Meister seyn) u. A. würde zu keinem Ziele führen: der sicherste Weg ist wohl die Vergleichung unseres Monumentes mit andern derselben Zeit. Dasjenige, welchem es sich am meisten im Style nähert, ist die schon mehrerwähnte Lade des Petrus Martyr in S. Eustorgio zu Mailand, 1339 von Balduccio, aus der Pisaner Schule, errichtet. Nicht nur die Anordnung im Allgemeinen ist dieser letztern nachgeahmt, sondern auch viele Einzelheiten, wie die Tugenden, die himmlischen Gewalten, S. Gregor mit der Taube, S. Ambrosius mit der Disziplin. Auch findet man viele Aehnlichkeit in den Basreliefs, ferner in der Art der Behandlung der Figuren, der

Gewänder und der Accessorien. Es möchte daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Werk aus der Schule hervorgegangen ist, welche Balduccio in Mailand gründete, und der wir manches Monument verdanken, wie den nach 1347 entstandenen mit Basrelief verzierten Altar der drei Könige in S. Eustorgio, das Denkmal Stephan Visconti's († 1327) in derselben Kirche, dasjenige Azzo Visconti's († 1339) in der Kirche S. Gottardo, das viele Aehnlichkeit mit dem unsern hat und sich jetzt — freilich verstümmelt — im Hause der Marchese Trivulzio befindet, endlich noch jenes Bernabò Visconti's in der Kirche S. Giovanni in Conca, vor 1384 errichtet, in welchem Jahre seine Gattin Beatrice della Scala darin beigesetzt ward (Abbildungen dieser drei bei Litta, famiglie cel. d'Italia. Visconti). Schon 1322 hatte Balduccio bei Sarzana das Grab Guarnieri's, Herrn von Lucca, gearbeitet; gegen 1336 scheint er, ein Künstler von Ruf, nach Mailand gekommen zu seyn. Im Jahre 1347 vollendete er die Hauptthüre der Kirche der Brera (welche Kirche er auch mit Bildsäulen schmückte); spätere Arbeiten von ihm sind nicht bekannt. Vergleicht man mit seinen Werken unsere Lade, so findet man, bei vieler Uebereinstimmung, weit höhere technische Vollendung in dieser letztern, besonders was die Statuen betrifft, die in jenen meist übertrieben in den Attitüden oder hart und steif sind.

Unter den Schülern Balduccio's findet sich einer, welcher wohl den meisten Anspruch darauf hat, für den Meister gehalten zu werden, von dem die Lade des heil. Augustin herrührt. Es ist Bonino da Campione, aus jenem Dorfe am Luganersee, wo sich das Intelvithal eröffnet, hervorgegangen, das, wie Tiraboschi und Cicognara erläutert, im XIII. und XIV. Jahrhundert, wie jetzt Carrara, eine Menge von Bildhauern nach allen Gegenden Italiens, besonders aber nach der Lombardei aussandte, wo hunderte von ihnen an den Domen von Mailand und Modena arbeiteten, bald als Bildhauer, bald als Steinmetzen, und zum Theil sich zu wackeren Künstlern heranbildeten. Nur von wenigen unter ihnen sind die Namen bekannt: mit einer wie es scheint ihnen eigenen Bescheidenheit setzten sie nur selten eine Inschrift auf ihre Arbeiten, und so ist ihr Andenken meist im Zeitenstrom untergegangen. Von dem genannten Bonino ist das prachtvolle Grabmal Cansignorio's della Scala zu Verona, welches sich dieser im Jahr vor seinem 1375 eingetroffenen Tode mit einem Aufwande von 10,000 Goldgulden errichten ließ, und auf welchem man in gothischen Buchstaben liest: Hoc opus sculpsit et fecit Boninus de Campiliono mediolanensis diocesis (s. P. Litta fam. cel. Scaligeri p. II.). Dieser Bonino war unter denen, welche 1388 beim Dombau in Mailand zu Rathe gezogen wurden, wo wir noch einen Marco aus Campione finden (vergl. Franchetti, storia del Duomo di Milano). — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir in das Detail der Vergleichung eingehen wollten, welche Hr. Sacchi zwischen beiden Kunstwerken, dem zu Pavia und dem zu Verona, anstellt: wir begnügen uns damit, in der Kürze zu bemerken, daß er die Stellung der Figuren im Allgemeinen, die Haltung, den Ausdruck, die Gesichtsbildung, die Anordnung der Haare, den Faltenwurf so übereinstimmend findet, daß sie nicht nur auf dieselbe Schule, sondern auf denselben Künstler hindeuten, dem er auch das schon erwähnte Denkmal Azzo Visconti's zuspricht. —

Es bleibt nun am Schlusse noch übrig, über die Schicksale des großartigen Monumentes einige Worte beizufügen. Aus Pavia nach Mailand versetzt, kehrten die Eremitaner 1786 nach ersterer Stadt zurück, und brachten die Gebeine des Heiligen nebst der Lade in die Kirche Jesu, wo sie 13 Jahre lang unaufgestellt liegen blieb. Nach Aufhebung des Ordens, 1799, ließ der damalige Bischof sie in die Domkirche bringen; im folgenden Jahre wurde sie mit dem Altare, auf dem sie stand, von der für den Verkauf der Nationalgüter eingesetzten Administration an Handelsleute verkauft, aber glücklicherweise noch durch die Bemühungen des Domkapitels vor unvermeidlichem Untergange durch Zerstückelung gerettet. Langwierige Streitigkeiten zwischen dem Kapitel und der Munizipalkongregation über das Besitzrecht verzögerten ihre Aufstellung. An diese ward endlich gedacht, nachdem Monsignor Luigi Tosi den bischöflichen Stuhl von Pavia bestiegen. Im Jahr 1831 wurde der Bau der neuen Kapelle in dem unvollendeten Dome begonnen, wo die Lade aufgestellt werden sollte. Diese wurde auf eine länglichviereckige Basis von etwas über 6′ Höhe gestellt, davor ein einfacher Altartisch mit einer einzigen Stufe und ohne Tabernakel; unter dem Altare befinden sich in einer Zelle die in einem silbernen Kasten eingeschlossenen Gebeine des Heiligen. Vier große Statuen (S. Syrus, erster Bischof der Stadt; S. Epiphanius, S. Ennodius und der sel. Alexander Sauli) nebst zwei Basreliefs, welche sich auf die Geschichte des Heiligen beziehen (die Flucht der Bischöfe vor den Vandalen, indem sie die heil. Reste mit sich aus Afrika retten, und die Ankunft des Körpers in Pavia) von dem Bildhauer Monti aus Ravenna, verzieren die Kapelle, welche auch sonst noch auf passende Weise ausgeschmückt wurde. Bereits am 27. August 1832 wurde sie feierlich eingeweiht. Der Tag ward für Pavia zu einem frohen Volksfeste.

Je mangelhafter frühere Abbildungen dieses merkwürdigen Denkmales der mittelalterlichen Kunstepoche waren, um desto bereitwilliger wird man das Verdienst der gegenwärtigen anerkennen, welche von Cesare und Giovanni Ferreri mit großer Sorgfalt, treuer

Auffassung des Charakters, sowohl der Figuren als der architektonischen Theile, und sehr sauberer Ausführung gezeichnet und in Kupfer gestochen worden sind. Die vier Tafeln enthalten: 1) die Vorderseite der Lade, 2) die Hinterseite, 3) die zwei schmalen Seiten, 4) a. die Decke des mittlern Geschosses, b. den Durchschnitt desselben, c. die Fläche desselben mit der liegenden Statue des Heiligen. Die historische Beschreibung, aus der wir einen, so weit die hier nothwendige Kürze es erlaubte, möglichst vollständigen Auszug zu liefern uns bemüht haben, gibt einen neuen Beweis, mit welchem Eifer und welcher Gründlichkeit Hr. Def. Sacchi, dem wir schon so manche werthvolle Arbeit verdanken, sich die Erforschung und Erläuterung alles dessen angelegen seyn läßt, was auf vaterländische Kunst und Literatur Bezug hat. — Das sehr anständig ausgestattete Werk ist Sr. kaiserl. königl. Hoheit dem Erzherzoge Vicekönig der Lombardei von dem Podesta und den Munizipal-Assessoren der Stadt Pavia und den Mitgliedern der mit Errichtung der Lade des heil. Augustin beauftragten Kommission gewidmet.

Florenz.

Alfr. Reumont.

Alterthümer.

In Kertsch sind außer den 120 Menschen, welche täglich an den öffentlichen Bauwerken in der Stadt arbeiten, 160 andere bei den Nachgrabungen beschäftigt, welche auf Befehl des Ministeriums des Hofes und nach Anordnung der Direktion des dortigen Museums veranstaltet sind. Diese Forschungen geben hauptsächlich auf einen Hügel, der für das Grab eines Königs vom Bosporus gehalten wird.

Die griechische Regierung hat für den Aufbau Athens ihren Plan so entworfen, daß der von den alten Monumenten eingenommene Raum einer vollständigen Enthüllung offen bleibt, und die Neubauten außer ihm und neben ihm geführt werden sollen. Allem Unfug, der mit und bei Ausgrabungen Statt finden möchte, ist durch Anstellung des Atheniensers Pittakis gesteuert, als Archäologen des östlichen und westlichen Griechenlands. Die Ausgrabungen gehen langsam voran, da die Subscription noch nicht bedeutend genug ist, und die Regierung vorerst durch andere Bedürfnisse in Anspruch genommen wird.

Der französische Architekt, Hr. Goury, welcher den Gesandten, Hrn. Bois Lecomte, auf seiner Mission nach Egypten begleitet, hat im Monat November v. J. zu Adrianopel in der berühmten Moschee des Sultans Selim Mehreres aufgenommen. Besonders hat auch Eski-Serail (das alte Serail), der Aufenthalt der Sieger von Byzanz, welches i. J. 1550 erbaut worden ist, die Neugierde der beiden Reisenden auf sich gezogen. Die vergoldeten Plafonds der Zimmer, die Verzierungen in persischem Geschmack, die Bäder vom reinsten Marmor, die inneren Wände zierlich a fresco gemalt, alle diese merkwürdigen Ueberreste einer Zeit des Luxus und der Eroberungen, die noch ein Ansehen der Neuheit behalten haben, wurden von Hrn. Goury getreu kopirt.

In Rom ist das ungeheuere Mauerwerk zur Unterstützung der äußeren Wölbungen des Colisäums in den, den Tempeln der Venus und der Roma gegenüberliegenden Theilen, welche Einsturz drohten, vollendet worden. Diese große Arbeit ward schon i. J. 1820 auf Anordnung Papst Pius VII. vom Architekten Valadier begonnen. Der jetzige Papst Gregor XVI. hat auch die Gewölbe eines unterirdischen Ganges, durch welchen der Kaiser Commodus sich in seine Bäder im Pallast des Circus begab, wieder herstellen, auch den Grund und Boden der ehemaligen Arena und einiger benachbarten Denkmäler reinigen lassen. So ist z. B. der Triumphbogen des Constantin nicht mehr in einem hohlen Umkreis vergraben, sondern hebt sich frei vom Boden aus. Andere Ausgrabungen sollen einen Durchgang öffnen, durch welchen dieser Triumphbogen mitten auf die Straße zu stehen kommen wird. An diese Perspektive werden auch der Triumphbogen des Titus, eine Seite des Palastes der Cäsaren und die Brücke des Nero, so wie die Grundlage von dem Kolosse dieses Kaisers sich anschließen. Endlich wird die via sacra, deren Pflaster aufgerissen ist, bald in einem großen Theil zugänglich seyn. Von den Herstellungen am Mausoleum des Hadrian (Engelsburg) haben wir schon früher Meldung gethan.

In der Nähe von Plymouth in England wurde im Anfang dieses Jahres eine schöne goldene Münze aus der Zeit des Kaisers Nero ausgegraben; sie ist sehr gut erhalten, hat die Größe eines Soverrigns, wiegt 4 Gran 17 Drachmen und enthält auf der Vorderseite das Bildniß des Kaisers mit der Umschrift Nero Caesar Augustus und auf der Kehrseite eine sitzende weibliche Figur mit der Unterschrift: Salus.

Bei dem Graben einer Wasserleitung in der Straße la Harpe in Paris, gegenüber dem Thermenpalast und neben der medicinischen Schule, hat man den Grund antiker Bauwerke gefunden, welche ohne Zweifel Nebengebäude jenes alten umfangreichen Palastes waren.

Medaillenkunde.

Am 8. Nov. 1833 besuchte zu Paris die k. Familie, begleitet von dem König und der Königin der Belgier, das königl. Münzgebäude und das Museum der Münzen. In ihrer Gegenwart wurden zwei Medaillen, die eine zum Andenken an die Feierlichkeit dieses Besuches, die andere in Beziehung auf die Anwesenheit des Königs Leopold und seiner Gemahlin, ausgeprägt.

Bei Gelegenheit der Einweihung des Denkmals auf Karl Friedrich von Baden in der Pforzheimer Schloßkirche am 22. Nov. 1833 wurden dem Großherzog Leopold vier Medaillen überreicht, in Gold, Silber, Kupfer und Eisen, wovon diese zu Pforzheim in der Fabrik des Hrn. Bentiser verfertigt war. Sie trägt auf der Vorderseite das Brustbild des Großherzogs mit der Umschrift: Leopold, Grosherzog von Baden, und auf der Rückseite die Inschrift: Und seinem Vater Carl Friederich dem Gründer der Pforzheimer Fabriken, am 22. November 1833.

Am 30. Nov. 1833 zogen einige Fischer von Bannyshannon (Irland) in ihren Netzen eine kupferne Büchse von 6'' Länge, 4'' Breite und 2'' Höhe heraus, welche 84 Medaillen mit dem Bildnisse Jakobs I. von Schottland enthielt. Diese Münzen waren durch das Meerwasser durchaus nicht beschädigt worden, da die Büchse hermetisch verschlossen und an allen Rändern mit Pech überzogen war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 17. April 1834.

Neue Umrisse.

(Fortsetzung zu Nro. 18.)

3) GALERIE ZU SHAKSPEARE'S DRAMATISCHEN WERKEN. In Umrissen erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. Zweite Lieferung. Macbeth. XIII Blätter. Mit C. A. Böttiger's Andeutungen und den scenischen Stellen des Textes. Herausg. von Ernst Fleischer. Leipzig und London. 1833. Fol.

Die erste Lieferung, Hamlet enthaltend, haben wir früher angezeigt. In dieser zweiten hat der Künstler, was er dort geleistet, um vieles übertroffen. Hamlet ist der bildlichen Darstellung weniger günstig als Macbeth; die Vorgänge sind zum Theil innere, nicht an Ereignisse geknüpfte, wenig mit Handlung verbundene, daher für das Auge schwieriger zu schildern. Im Macbeth ist alles Handlung, großes, figurenreiches Ereigniß, prachtvolle Scene. Das Gespenstische und das Gewaltige knüpft sich in ein furchtbares ganz äußerlich hervortretendes Schicksal zusammen. Wir würden aber dem Künstler Unrecht thun, wenn wir das höhere Verdienst seiner Leistung allein der größern Gunst seines Gegenstandes zuschreiben wollten. Heroische Auffassung und Anwendung reicher Kunstmittel sind Vorzüge, die allein seinem Geiste angehören, und die er beide hier in ungewöhnlichem Grade bewährt hat. Die Hexen eröffnen die Scene auf den beiden ersten Blättern. Sie gehören zu den Gestalten, welche dem Künstler am besten gelungen sind; bärtig, wie der Dichter sie schildert, groß, hager, in lange Gewänder gekleidet, in turbanartigem Kopfputz, gleich schaudererregend, sie mögen schwebend oder wie in der Erde festgewurzelt erscheinen. Sehr wohlgelungen sind ferner die beiden Scenen, wo der König die heimkehrenden Generale belobt, und wie Lady Macbeth den König vor dem Thor ihres Schlosses empfängt. Die heuchlerische Schmeichelei, die heimtückische Demuth läßt sich nicht besser ausdrücken, als in den einfachen Linien dieser Figur. Macbeth, dem der Dolch vorschwebt, auf dem sechsten Blatt ist uns zu theatralisch. Stellung und Drapirung haben etwas Gesuchtes. Sehr geistreich ist das Dämonische in Macbeths Geschick auf dem 7ten Blatt ausgedrückt. Während Macbeth den Dolch in des schlafenden Königs Herz stößt, schaudert er selber vor seiner Höllenthat; Nachtgespenster rufen die Diener auf, die schon im Schlaf von schreckhaften Träumen beunruhigt sind. Nur die Lady lauscht unbeweglich im Hintergrund des dritten Zimmers. Banquo's Ermordung und dessen Erscheinen beim Gastmahl auf dem 8ten und 9ten Blatt sind schön komponirt, doch dünkt uns Banquo dem Macbeth überall zu ähnlich gehalten. Auf den Blättern 10 und 12 erscheint Macbeth wieder etwas theatralisch; das Heldenhafte, was er haben sollte, liegt zu sehr in der Attitude; aber dort ist der Hexenspuk, hier das militärische Gefolge, das vor dem Birnamswald erschrickt, meisterhaft geschildert. Ganz vorzüglich gelungen scheint uns Blatt 11, die schwermüthige, vom Gewissen gefolterte Lady Macbeth. Auch über den tödtlichen Zweikampf auf dem 13. Blatt würden wir die Meinung des geistreichen Erklärers theilen, wenn wir nicht um der Einheit und Einfachheit willen die Erscheinungen zu beiden Seiten hinwegwünschten. Von sehr guter Wirkung ist, daß die Figuren hier sämmtlich größer gehalten sind, als im Hamlet, auch sind sie noch sorgfältiger radirt. In den Erklärungen finden wir wieder des Künstlers Andeutungen mit des erfahrenen Hermeneuten Ausdeutungen vereinigt, und die höchst stattliche typographische Eleganz, womit der Verleger das Werk schmückt, ist ganz dieselbe, wie bei der ersten Lieferung.

S.

4) SCHILLERS LIED VON DER GLOCKE, in Umrissen nebst Andeutungen zu diesen, von Moritz Retzsch. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. kl. Quer-Quart.

Das Lied von der Glocke hat mich immer bedünkt als eine göttliche Komödie im Kleinen. Dante führt in

hundert Gesängen durch Unter- und Oberwelt des kirchlichen Bekenntnisses, und nimmt die Gestalten seiner Dichtung aus der Wissenschaft seiner Zeit und aus der Geschichte der bis dahin abgeflossenen Jahrhunderte. Schiller faßt in den schmalen Rahmen des Glockengusses den Himmel und die Hölle des menschlichen Lebens in dessen unmittelbaren Zuständen und nächsten Verhältnissen. Auch von diesem Gedichte ist es unmöglich, eine bestimmte Form und Gattung, der es ausschließlich eigne, nachzuweisen. Es enthält dramatische, epische und lyrische Elemente, und ist von dem Schleier einer Symbolik umwoben, welcher aber schon zu zerreißen droht, wenn man sie im gewöhnlichen trocknen Sinne didactisch nennt.

Der Reichthum und die Tiefe dieser Dichtung und vornämlich die darin enthaltene Reflexion und philosophische Weltansicht, für Jeden verständlich und erhebend, haben seit lange her nicht nur eine Vorliebe für das Lied von der Glocke erhalten, wo irgend deutsches Gemüth, deutsche Bildung und Gesinnung lebt; sondern es ist auch kein Wunder, wenn die übrigen Künste wetteifern in Aneignung und Verherrlichung dieser Poesie. Auch ist das Lied selbst vermöge seiner Vielseitigkeit und Fülle gleich geeignet, den bildenden wie den Tonkünstler anzuregen. Als Cantate, von Andreas Romberg, ist es längst gesungen und gekannt; eine melodramatische Bearbeitung hat mit gleichem Erfolge Peter Lindpaintner geliefert. Aber die Musik kann doch immer den Text nur begleiten; sie kann nur die darin ausgesprochenen Empfindungen lebendiger, tiefer, inniger aussprechen; ohne das Wort fehlt es ihr an dem klaren Mittelpunkte des Gedankens, an dem sichern Gleise der Vorstellungen, an welchen die Lyrik des Gedichtes zum Vorschein kommt. Daher hat eine zeichnende Behandlung um so viel mehr voraus, als es ihr gelingen kann, durch die Darstellung der dramatischen Scene, durch die Festhaltung des epischen Moments, durch die Verkörperung oder Andeutung der symbolischen Ideen die Dichtung, in deren Abwesen, zu reproduciren. Es steht dem Umriß oder Gemälde noch weiter zu, je nach dem Sinn und Verständnisse des Unternehmers, die poetische Schönheit in eine künstlerische und malerische umzusetzen und so von dieser Seite ein eben so eigenthümliches als anschließendes und vom Gedicht abhängiges, ein, wo nicht im Stoff, doch in den Motiven und der Behandlung originales Kunstwerk hervorzubringen. Die Zeichnung kann, und muß oft auf ihrem, von dem der Poesie verschiedenen Standpunkte manchen vom Dichter nur angedeuteten Gedanken mehr, als was derselbe ausführlicher sagt, hervorheben und vervielfältigend ausbreiten, und so gewinnt ihre veränderte Auffassung und Bearbeitung desselben Gegenstandes nur um desto mehr an Wahrheit und Interesse.

Moritz Retzsch hat einen Namen, der uns jedes weiteren Vorwortes über seine Befähigung enthebt. Ich will daher über seine Art und Weise, das Lied bildlich zu gestalten, nur so viel beibringen, als nöthig scheint, um zum Genusse einzuladen und die Würdigung vorzubereiten. Es läßt sich dabei an die kurzen, aber treu charakterisirenden Bemerkungen anknüpfen, welche, ohne Zweifel von der Hand des geistvollen Künstlers selbst, dem eleganten Textabdrucke des Lieds von der Glocke beigefügt sind.

Die drei Bestandtheile des Gedichtes, den dramatischen der Arbeit des Glockengusses zwischen Meister und Gesellen, den epischen der eingeflochtenen Episoden über das gesellschaftliche und Einzelleben, und den allegorischen, worin die ethische Idee des Ganzen ihre Radien concentrirt, hat der Künstler schon durch die äußerste Form des Rahmens unterschieden; sofern das Erstere, die Handlung selbst, oder was er das Technische hier nennt, eine kleinere und ovale Einfassung hat, das Andere, die Reflexion aus dem Kreis der Geschichte in die scharf bestimmten Grenzen eines linirten Vierecks eingeschlossen bleibt, und das Dritte, das rein Poetische und Symbolische, schrankenlos aller Begrenzung durch Rahmen und Linie entbehrt.

Mit einer Vision wird die Reihe der dreiundvierzig Blätter eröffnet. Sie führt in einem Wolkengebilde dem geistigen Blick die Grundzüge der gesammten Dichtung vor. Die Glocke, selbst durchsichtig wie der Aether, schwebt in den Höhen, und eine dreitheilige Flammenzunge, das Symbol der Begeisterung wie der Wahrheit, sprüht über ihr empor. Die Horen umtanzen sie, und führen leichtverschlungen und in leiser Berührung die Zwietracht, die Freude, den Schmerz und den Frieden, jede dieser Gestalten durch Ausdruck und Attribut erkennbar, in ihrem luftigen Reigen.

Hierauf sehen wir das Innere der Werkstatt; in deren Mitte der Meister, ordnend unter den mannichfach beschäftigten Gesellen; hinten der Schmelz- und Gußofen, mit seinen in Ketten hängenden Schiebern, Guß- und Zuglöchern, und, aus der Dammgrube ein wenig hervorragend, die Form der Glocke. Das obere Giebelfeld dieses Blattes, das als Prolog gelten mag, ist mit symbolischen Andeutungen ausgestattet: des Dichters Bild, von der Schlange umrahmt und darüber ein Stern, bedeutsam gestaltete Lyren im Eichen- und Lorbeerkranz zu beiden Seiten, wo weiter zurück links Prometheus sinnend ruht und vor ihm der Staubfaden eines Blumenkelches, in Gestalt eines Klöpfels, an die aus einer Ranke hervorsprießende, hängende Blüthenglocke rührt, rechts Minerva unter den Sinnbildern der Kunst, der Wissenschaft und des Fleißes sitzt.

Auf dem dritten Blatte wird von den Arbeitern der Ofen beschickt, wornach die Glocke auf der vierten Tafel im Zustande der Entstehung erscheint. Hoch über dem Gußwerke in der tiefen Grube schwebt die vollendete, von Geistern im Glockenstuhle befestigt. Auf dem Fries des Gemaches sind die im späteren Verlaufe des Gedichtes hervortretenden Geschicke des Menschenlebens angedeutet, getragen von drei großartigen Caryatiden, den Symbolen der Zeit.

Nachdem des Ofens fernere Besorgung, die Reinigung der Masse u. s. f. im nächsten Blatte vorgestellt ist, beginnt vom sechsten an der epische Theil, die historische Darstellung des Künstlers. Der Zug zur Taufe, die Handlung der Taufe selbst, über welcher wiederum die Genien des Lebens und des Todes mit ihren Urnen schweben, die Mutterliebe und Kinderpflege, die Knabenjahre, die Trennung von der Heimath, das Stürmen durch's Leben, im unwirthlichen Norden, wo die Natur, im schönen Süden, wo der Mensch dem Wanderer Gefahr droht; die Heimkehr, das Wiedererkennen der Eltern, das Wiederfinden der Geliebten, die verborgene Neigung, das heimliche Geständniß, die beseligende Umarmung, der erste Kuß, folgen sich in den lieblichsten Bildern. Nach einer Unterbrechung des 21sten Blattes, worauf die Prüfung des Gemisches in der Werkstatt vorliegt, wird der Kirchgang der Hochzeitfeier, die Reise des Mannes, das häusliche Walten der Gattin und Mutter, die Rückkunft des Ersehnten, sein Wohlstand und im Gefühle desselben seine Herausforderung des Geschickes geschildert. Das Verderben naht (Taf. 27) auf den Fittigen des Sturmes. Die Arbeiter an der Glocke (Taf. 28) beten einen frommen Spruch. Nun kommen die Darstellungen der Vernichtung des herrlichen Besitzthums, des Wiederfindens der Lieben auf der leergebrannten Stätte, der Bestattung der Mutter, vorüber dem Landmann, der den Samen in die Furchen des Ackers wirft, (auf zwei Blättern, das eine Mal die Leiche, das andre Mal der Sämann im Vorgrunde); sofort des Abendgeläutes beim Heimzug der Rinder und der Einfuhr des Erndtewagens, den Tanz und Lust umgibt; der Ordnung, die das Gesetz dem Bürger beim Einbruche der Nacht gewährt; und des Friedens, den ein frommer Klausner auf seinen Knien vom Berge herab auf die im Thal gelegene Stadt herabfleht. Aber (Taf. 37 f.) der Aufstand rührt sich und kehrt alle Ordnungen und Verhältnisse um, raubt Sicherheit und Ruhe.

Endlich (Blatt 39) ist die Glocke vollendet, und wird von den herbeigelassenen Beschauern bewundert. Ihre Vollendung trifft mit der Feier des Friedens zusammen, den sie einläutet (Bl. 40). Sie wird hängend im Glockenstuhle, den Blicken nähergerückt, von den Standbildern der Jahreszeiten und der schon früher (Bl. 2) mit den Horen verbundenen geistigen Mächte umringt; darüber das Bild des Erlösers; die Elemente der Natur zur Rechten und Linken in Bewegung gesetzt; Weltgericht und Wiederbringung der Verlorenen im Frontispiz und übrigen Ornament des Gotteshauses angedeutet (Bl. 41). Noch einmal erscheint ein Reigen, diesmal der Jahreszeiten, hoch über dem Erdball in Wolkenräumen; unter ihnen der Thierkreis, über ihnen der Genius der allumfassenden Zeit, zu dessen Rechten ein Weltkörper entsteht, zur Linken ein anderer in der Vernichtung begriffen ist. (Bl. 42) Dies leitet hinüber zum letzten Bilde, auf welchem unter den Trümmern des herrlichen Domes die Glocke liegt, deren Riß durch den Namen Concordia geht, während feierlich der Mond auf die Stätte der Vergänglichkeit herabsieht.

Diese trockenen Andeutungen wollen nur andeuten, aber sie vermögen gewiß als solche die Fülle der Ideen und Motive dieser Darstellungen ahnen zu lassen. Der Künstler ist dem eigenen Genius gefolgt, indem er die schöne Episode der Jugendliebe mit Beziehungen und Umständen ausführte, die nicht im Gedichte selbst ausgesprochen, aber durchaus im Geiste desselben empfunden und gegeben sind. Eben hier, wo der geschichtliche Verlauf, wie dort bei der Arbeit des Glockengusses, wo die Handlung unmittelbarer Thätigkeit malerische Stoffe und Motive darbot, hat er mit besonderer Aufmerksamkeit und Vorliebe verweilt, und sind ihm auch diese beiden Seiten seines Werkes ausnehmend gelungen. Das Allegorische der Dichtung hat Retzsch theilweise mehr in phantastischer Art behandelt und durch Andeutung abnormer oder verschwimmender Gestalten und dergleichen das Geheimnißvolle des Gegenstandes zu bezeichnen gesucht. Vielleicht wäre mehr Einheit zwischen diesem und den beiden anderen Theilen wahrzunehmen, wenn das Kostüme gleichfalls in dem Charakter mittelalterlicher Darstellung gehalten wäre, während wir mit einem Male hier an griechische Formen und vorchristliche Mythen erinnert werden. Der Entwurf der einzelnen Blätter, die Anordnung der Gruppen ist mit Geist gedacht und überaus ansprechend, und bietet einen mannichfaltigen Wechsel dar. In der Zeichnung geht das Gefällige dem Charakteristischen vor, und überhaupt scheint uns die Bedeutsamkeit mehr in der Wahl und Verknüpfung der Scenen, als in dem Ausdruck des Einzelnen zu liegen, wiewohl die bewegliche Phantasie des Meisters alle diese Gebilde mit Leben und Bewegung, Kunst und Anmuth ausgestattet hat. Jedenfalls möchten wir diesen reichen und lieblichen Cyklus allem Früheren gleich-, wo nicht voranstellen, worin das schöpferische Talent des Hrn. Retzsch sich beurkundet hat.

Eine mehr belustigende Bilderreihe bietet

5) SCHILLERS PEGASUS IM JOCHE, nebst Andeutungen zu den Umrissen von Moritz Retzsch. Stuttgart und Tübingen. Ebendas. 1833. kl. Quer-Quart.

dar. Elf Blätter geben die bedeutendsten Momente der poetischen Erzählung: wie der arme Dichter mit umgekehrter Tasche sinnend über dem Plane brütet, sein Flügelpferd zu verkaufen; wie das stolze Thier von ihm an den Pferdehändler gebracht, und von diesem dem ehrlichen Hans angehängt wird, der aber schon auf dem Heimritt vom Pferdemarkte den Anfang seiner Leiden macht; dann die gewaltsame Einspannung des Götterrosses vor den Steinwagen, und wie es unwillig denselben umwirft; sein Vorspann am Postwagen, den es durch Sümpfe und über Stock und Stein bis auf den jähen Absprung des Bergfelsens zieht; darauf die Aushungerung und Erniedrigung im Stalle, und die Noth auf dem Ackerfelde, wo es mit dem Ochsen unter einem Joche geht, wo nun aber auch der Dichterjüngling erscheint und auf seinem freigewordenen Rücken in die Lüfte emporschwebt. Ein Vorblatt, welches die Idee des Ganzen im Resultate concentrirt, gibt eine Apotheose des Dichters; inmitten einer aufgehenden Sonne steht in hoher Ferne unter Eichen und Pappeln der Tempel des Ruhms; davor ein Hain und See mit Schwänen, worin die berühmtesten Bildsäulen der Götter Griechenlands sich spiegeln; im Vordergrunde auf einsamer Insel ein Altar mit der Büste des Dichters, von dem Lorbeerkranz umgeben, die verstummte Leier lehnt an dem sinnvoll dekorirten Altar. Hoch aber in den Lüften schwebt der Hippogryph mit dem Unsterblichen durch die Wolken dem Orte seiner Bestimmung zu.

In diesen Zeichnungen herrscht viele Laune; namentlich die Figur des Landmannes, der in seiner eifrigen Einfalt den Pegasus zu bezwingen hofft, ist mit ausdrucksvollen Zügen entworfen. Das Flügelpferd hat der Künstler, vielleicht an den Typus der mittelalterlichen Kirchenkunst erinnernd, in einem größern Maaßstabe gehalten als die übrigen es umgebenden Gestalten; freilich hier wohl das einzige Mittel, wodurch die zeichnende Kunst den Charakter geistiger Kraft und Hoheit anzudeuten vermag. —en.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthümer.

Nach einem Schreiben des Dr. Forchhammer aus Nauplia (6. Sept. 1833) befinden sich im östlichen Giebelfelde des Parthenon rechts im Winkel zwei Pferdeköpfe, links daselbst ein Pferdekopf. Im westlichen Giebelfelde sind nach dem rechten Winkel hin noch eine weibliche und eine männliche Figur, beide ohne Köpfe, und nach dem linken hin das Gewand einer liegenden weiblichen Figur übrig. Von den Metopen der Nordseite sind, von der Linken zur Rechten, Nro. 1, 2, 3, 24, 25, 27—31 vorhanden, in den erhaltenen Metopenöffnungen in Nro. 25 und 26 aber fehlen die Bildwerke. Auf der Südseite ist nur noch Nro. 1 vorhanden, den noch erhaltenen Oeffnungen 2 — 10, 25 — 32 fehlen die Bildwerke. Die Ost- und Westseite haben dagegen jede ihre vollständige Metopenzahl, je 14, bewahrt. — Vom Zophoros (Fries der Cella) ist die ganze Reihe an der Westseite, mit Ausnahme der nördlichsten Platte, sehr gut erhalten und an dem ursprünglichen Ort ihrer Bestimmung. Alles Uebrige bis auf die Platten Nro. 1, 2 u. 4 der Südseite ist verschwunden. — Im April v. J. kamen bei einer Aufräumung des Gesteins um den Tempel 1) an der Nordseite eine Platte vom Zophoros mit der Darstellung von zwei Opferkühen, jede von zwei bemäntelten Männern geführt; 2) daneben, mehr westlich, ebenfalls innerhalb des Peristyls, eine Platte vom Zophoros mit drei bekleideten jugendlichen männlichen Hydrophoren, die Hydria auf der Schulter tragend; darauf ein vierter sich bückend, die Hydria von der Erde aufzuheben; hinter diesem eine Flötenspielerin halb sichtbar; 3) an derselben Nordseite, in der Mitte, außerhalb des Peristyls, eine Platte vom Zophoros, worauf ein Wagen mit einer Zügelhalterin und dem Fuß eines bewaffneten Jünglings, der auf den Wagen springt. Darnach eine nackte Figur, von vorne, welche den heranstürzenden Rossen der hinteren Quadriga wehrt, davon aber nur ein Vorderkopf zu sehen; 4) an der östlichen Hälfte der Südseite, weit außer dem Peristyl, ein Fragment von einer Platte, worauf Citherspieler erkannt werden; 5) am westlichen Ende eine Metope, wahrscheinlich die dritte oder vierte: ein Centaur (von Osten nach Westen), welcher ein Weib entführt; beiden fehlen die Köpfe, der weiblichen die Beine und der rechte Arm.

In Soudron bei Chalons-sur-Marne fand ein Weingärtner in einer Grube, in die er beim Arbeiten gefallen war, drei Diota's von gebrannter Erde, welche 30 Litres, etwa das Doppelte einer römischen Amphora, halten. Die Diota, ein Gefäß mit zwei Henkeln und einem spitzzulaufenden Untertheile, war bei den alten Einwohnern dieser Gegend in starkem Gebrauch. Die hier aufgefundenen scheinen ein bestimmtes Maaß für den Weinhandel gewesen und zugleich zum Gottesdienste gebraucht worden zu seyn. Die Diota ist auf den alten Münzen von Chalons ein Attribut des Bacchus.

Der Fürst Borghese läßt in verschiedenen Gegenden seines Besitzthums Ausgrabungen anstellen. Man hat bei Aqua traversa, 4 Miglien von Porta del Popolo an der Vejenterstraße, angefangen und vorerst die Reste der Marmorgruppe eines Bacchus mit dem Satyr gefunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 22. April 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Erster Brief.

Paris, 6. März 1834.

Seit dem ersten März sind die Galerien des Louvre dem Publikum geöffnet. Bevor ich Ihnen jedoch über Einzelheiten berichte und in die Kritik einzelner Kunstwerke eingehe, erlauben Sie mir heute einige allgemeine Betrachtungen über Kunst, die als Einleitung zu unsrer Darstellung und Beurtheilung des diesjährigen Salons dienen mögen.

Unstreitig ist die hohe künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung die glänzendste Seite unserer Zeitepoche. Alle Wissenschaften und Künste haben einen bewunderns-würdigen Umfang erreicht; sie haben das Leben und Wohlseyn mit einer solchen Masse nützlicher und glänzender Kenntnisse und Erfindungen umgeben, daß sich hierin keine Zeit mit der jetzigen messen kann. Aber dennoch fehlt ihnen ein Etwas! Sie vermögen nicht, die Tiefen unserer Seelen zu befriedigen. Von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, erscheinen sie isolirt, es fehlt ihnen an Bedeutung und Hintergrund. Bei den Völkern der alten Welt hatten die Künste und Wissenschaften nur Bedeutung, insofern sie in das Leben, die Geschichte und Religion derselben eingriffen. Bei dem Egyptier, Inder, Griechen und Römer waren Naturanschauung, Geschichte und Religion ein ineinanderfassendes Ganze; alles Wissen, alle Künste lebten und bewegten sich auf diesem Hintergrunde. Die Bilder und Bildsäulen der Götter waren nicht leere Erfindungen der Phantasie; der Künstler hatte nur das bereits im ganzen Volke lebende Bild des Gottes ausgesprochen und das ganze Volk erkannte und verehrte dann die Hoheit darin. Die Werke des künstlerischen Genius erscheinen nicht als die Anstrengungen eines Einzelnen, vielmehr konzentrirte sich das ganze Volk, seine Sitten, seine Religion in dem auf diese Art mit dem reichsten Material ausgestatteten Künstler, Dichter, Philosophen, und ihre Werke bekommen dadurch jenen lebensvollen, frischen Glanz, jene tiefe, wunderbare Harmonie, die nur den Alten eigen ist, und die wir, begabt mit der durchdringendsten Verstandesschärfe, dennoch nicht zu erreichen vermögen. Gediegene, tönende Metallnatur ist der Charakter dieser Kunstwerke, einfach, großartig, gemessen und wahr und recht die Form; in ihnen athmet ein freier Genius, eine kräftige, gesunde Natur, eine grandiose Simplicität, ein religiöser, volksthümlicher Sinn.

Den Wissenschaften und insonderheit den Künsten unserer Zeit fehlt jene religiöse, volksthümliche Bedeutung fast gänzlich: es fehlt ihnen an Wärme und Nationalität, sie bewegen sich alle auf dem Hintergrunde einer kosmopolitischen Philosophie. Unsere ganze moderne Malerei und Sculptur ist trotz der subtilsten Kenntniß, trotz der geistreichsten Combinationen mit ihrer vollkommenen Technik und ihrem ganzen feingesponnenen Administrationssysteme doch nur eine leere, klägliche Nachahmung vergangener Zeiten.

Der Masse des Volks sind unsere Künste und Wissenschaften unzugänglich geworden; für diese sind nur Resultate, insofern sie das gewöhnliche und äußere Leben durchdringen, vorhanden. Für die eine rohe, ungebildete Hälfte dieser Masse existirt gar keine höhere Bildung, und zu der andern sogenannten gebildeten Hälfte, welche heutzutage eigentlich das Volk repräsentirt, stehen unsere Wissenschaften und Künste in keiner leben- und bedeutungsvollen Beziehung. Für sie existirt eigentlich keine Wissenschaft, sondern nur ein Wissen, welches sie aus dem Conversations-Lexicon von Brockhaus schöpfen, und die Künste sind ihnen eine belustigende Spielerei, um Gähnen und Langeweile abzuhalten. Wenige haben eine Ahnung von der Kunst als Kunst, an eine nationale Bedeutung denkt vollends Niemand. Es fehlt unserer ganzen Bildung jener leitende Grundsatz, jener Lichtpunkt,

von dem alle Wissenschaften und Künste wie Strahlen auslaufen, jene lebendige Anschauung der Natur, Welt und Zeit und des Gottes über ihr.

Die nüchterne Leere und Oede unseres Zeitalters hat die heiligen Halne der Kunst verdorren gemacht, und die Künstler sind entweder in die Oberflächlichkeit gemeiner Wirklichkeit und Plattheit versenkt oder zu einer Höhe hinaufgetrieben und in einen Luftkreis gelangt, wo sie kaum zu athmen vermögen und überall nur ein leeres, künstlerisches Nichts die Strebenden umfängt. Darum haben wir in unsern Tagen so wenige Spuren von wahrhaftiger Kunst, desto mehr Ueberfluß aber an allerlei Gekünstel und Kunsttändeleien. Daher gehören jene zahllosen Erzeugnisse, wie sie uns jährlich die Kunstausstellungen bringen, wie sie zur angeblichen Unterhaltung, Erholung und Zeitverkürzung aus den Händen unserer sogenannten Künstler hervorgehen, welche der vielartigen Meinung sich bequemen, den Bedürfnissen und den Launen unserer Crösus schmeicheln und darum von aller Welt gelobt werden. Diese Kunstprodukte sind eine wahre Kunstplage unserer Zeit; mit ihrer äußeren Zierlichkeit und dem Anschein von Gesundheit thun sie so fromm, als wären sie Zeugen eines höheren Genius und als wohnte in ihnen wahrhaftiges Leben; in der That sind es aber nichts als leichte, lustige Schemen, Schatten vom Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Umrisse.

(Beschluß.)

6) **Die Geschichte des Reichs Gottes**, nach der heiligen Schrift, in Bildern von **Wilhelm von Kügelgen**. Mit andeutendem Texte, herausgegeben von Dr. **Friedrich Adolph Krummacher**. Essen bei Bädecker. 1s Heft mit 7 Kupfertafeln. 1831. 2s Heft mit 7 Kupfertafeln. 1833. gr. 4. Preis jedes Heftes 1 Thlr.

„Das vorliegende Werk," sagt der Herausgeber in der Vorrede „soll und will die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden in den denkwürdigsten Ereignissen der heil. Schrift künstlerisch darstellen, und somit das Einzelne und das Ganze dem Geist und Gemüthe näher bringen. Schon lange trug der Künstler den Wunsch in seiner Seele, auch durch seine Kunst zur Ehre des Reiches Gottes mitzuwirken. Der Unterzeichnete, der ihn schon früh väterlich liebte und jetzt seinen Sohn nennt, bestärkte ihn in diesem Vorsatz, und eine besondere Veranlassung brachte ihn zur Reife. Plan, Erfindung, Zeichnung und Ausführung der Bilder ist gänzlich das Werk des jungen Künstlers, und er wird ferner demselben seinen Fleiß und seine Muße widmen. Er hat sich hierbei, wie man nicht verkennen wird, Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit, verbunden mit der dem heiligen Gegenstande gebührenden und von ihm tiefempfundenen Würde zum Ziele gesetzt. Sein Wunsch und Bestreben geht dahin, dem christlichen Volke, besonders auch der Jugend im Hause und in der Schule, was ihnen das Heiligste und Theuerste seyn muß, lebendig vor die Augen zu stellen, und somit auf Geist, Herz und Leben zu wirken. — Wer wüßte nicht, welchen lebhaften und bleibenden Eindruck bildliche Darstellungen auf die Seele machen. Als auffallenden Beweis könnte ich einen Versuch anführen, den ich an taubstummen, in der Religion unterwiesenen Kindern mit einigen der vorliegenden Bilder anstellte; doch wozu bedürfte es dessen? Und wie sollte nicht das Heilige, welches wie die Luft und das Licht, für Alle, alt oder jung, gebildet oder ungebildet, gemeinsam da ist, in würdiger Darstellung auch Aller Gemüth ansprechen? Außerdem haben diese Bilder den Zweck, die biblische Geschichte als ein großes Ganzes — als Geschichte Gottes unter den Menschen, und der Menschheit im Verhältniß zu Gott — darzustellen, so daß die einzelne Begebenheit, in ihrem rechten Lichte, als Theil des großen Ganzen und fortschreitende Entwicklung des göttlichen Erziehungsplanes erscheine."

Wir haben diese Worte eines ausgezeichneten Theologen und geistreichen Dichters absichtlich hier unabgekürzt wiederholt, um die gute Intention, die in dem Werke liegt, zu bezeichnen. Der Künstler ist jung und hat unverkennbares Talent. Ob er ein Sohn des verstorbenen Gerhard von Kügelgen, wissen wir nicht; seine Art und Weise verräth aber viele Uebereinstimmung mit demselben, nämlich gleiche Neigung zum Sinnbildlichen und zu einer gewissen Zierlichkeit der Formen, die sich jedoch entfernter vom Manierirten hält; selbst in der Handhabung der Radirnadel finden wir die Weise des genannten Künstlers wieder. In den meisten Bildern, namentlich des zweiten Heftes, zeigt sich ein schönes Talent zur Komposition und eine nicht geringe akademische Uebung im Entwerfen der Figuren, in allen auch ein reiner und zarter Sinn. Damit ist aber freilich der Beruf für biblische Darstellungen noch nicht erhärtet, und gerade die **erlernte** Art und Weise möchte dem Künstler darin am meisten hinderlich seyn. Die Gestalten des alten Testamentes verlangen Kraft, Gewalt und Tiefsinn, die des neuen Ernst und Begeisterung; und der Künstler frage sich nur, ob er nicht überall mehr zum Weichlichen und Süßlichen, zuweilen Theatralischen hinneigt, ob wirklich etwa der Erzvater Abraham und Isaak beim Opfer so zärtlich und geziert können ausgesehen haben? Hier sieht man, was das Studium — (wir sagen **Studium** — nicht

Nachahmung) — der ältern Meister wirkt. In ihnen war der biblische Geist lebendig — sie prägten ihn aus mit natürlicher Empfindung und geleitet von dem, was in der Kirche durch einen kräftig=religiösen Sinn herkömmlich geworden war. Daher blieb die einfache, ächte, aus wahrer Frömmigkeit entsprungene Auffassungsweise allen gemein. Gegen diese sticht nun unser modernes, meist sentimentales Wesen zu seinem auffallenden Nachtheil ab, weil gar Vieles daran nicht aus Gemüth und Natur hervorgegangen, sondern künstlich und äußerlich ist. Auch die moderne Sinnbildnerei, wie wir sie auf dem größern Theil der vorliegenden Blätter sehen, verhält sich zu der alten, wie unsre modernen Arien zu den alten Kirchenliedern; es fehlt ihr die historisch begründete Einfachheit, das Kirchliche und Geheiligte. Man sage nicht, daß die protestantische Kirche auf die alte Tradition keine Rücksicht nehmen dürfe. Was die Kunst während der ersten christlichen Jahrhunderte in Byzanz und Italien, was sie bei ihrem Wiederaufleben in Florenz, Siena, Pisa und Rom, was sie am Rhein und in den Niederlanden den Geschichten des alten und neuen Testamentes nachgebildet hat, ist uns nicht minder gerecht als der katholischen Kirche, oder erfordert nur geringe Modification. Man sage auch nicht, der Künstler opfere seine Freiheit. Van Eyck und Hemling, Lionardo und Rafael haben bewiesen, wie man die Tradition im Auge behalten und doch als selbstständiger Künstler verfahren könne.

Hr. v. K. hat jede seiner Kompositionen in einen Rahmen eingeschlossen, der mit sinnbildlichen Arabesken verziert ist. Dieser breite viereckige Rahmen nimmt sich schon seiner Form nach schwerfällig aus und legt dem freien Schwung der Arabesken beengende Fesseln an. Auch hat er den Künstler oft genöthigt, dasselbe Sinnbild symmetrisch zu wiederholen, und so nicht bloß den Bildern, sondern den Arabesken selbst auffallend geschadet. Wir hätten die Einfassung freier behandelt gewünscht, jedes Blatt in eigenthümlicher Weise ohne symmetrische Wiederholung. Die des ersten Blattes ist in solcher Art und wohlgelungen, während leider das Bild völlig unkünstlerisch entworfen ist.

S.

Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien.

Die kaiserliche Galerie im Belvedere, dem ehemaligen Palaste des Prinzen Eugen auf dem Rennweg, enthält das Köstlichste, was man von Gemälden in Wien sehen kann. Sie ist unstreitig bis jetzt die erste Galerie Deutschlands; nur wenn einst der kunstsinnigste Fürst unserer Zeit, König Ludwig von Bayern die noch unaufgestellten Schätze, gegen siebenzig Gemälde von Zeitgenossen oder Schülern Raphaels, mit der Münchner und Schleißheimer Sammlung vereinigt, dürfte ihr die Münchner den Vorrang abgewinnen, da sie, gegenwärtig an Altdeutschen ihr schon weit überlegen, an Niederländern im Ganzen gleich, ihr alsdann auch an Italienern hinsichtlich der Zahl und Güte voraus seyn würde. Den ersten Grund zu der kaiserlichen Galerie legte Ferdinand III., und brachte zu diesem Zwecke einen großen Theil der Gemälde an sich, welche Karl II. von England ehmals besessen. Kaiser Karl VI., der ohngeachtet der Bedrängnisse seiner Regierung so viel für die Künste that, vermehrte sie ansehnlich, und ließ sie in einem Theile der Burg, der sogenannten alten Stallburg, in 7 Sälen aufstellen. Im Jahre 1775 ließ sie seine große Tochter Maria Theresia nach dem geräumigen, hell und lustig gelegenen Belvedere übersetzen, und durch Ritter von Maron und Galeriedirektor Philipp Roos neu ordnen. Bei dieser Gelegenheit wurde sie mit etlichen 80 trefflichen Gemälden, welche in der damals bestehenden geistlichen Abtheilung der Schatzkammer sich befanden; mit dem Besten, was in den kaiserlichen Schlössern in Ungarn, Böhmen, der Ambrasser Sammlung in Tyrol, und anderwärts zerstreut war, und mit 8 Stücken, die man von der Schottenabtei gegen andere eintauschte, vermehrt. Die Verhältnisse des Kaiserhauses zu Italien und den Niederlanden begünstigten im Laufe der Zeiten die Erwerbungen aus den Schulen beider Länder; und auch die altdeutsche könnte weit besser bestellt seyn, wären nicht in der klosterstürmenden Epoche Josephs II. die Denkmale alter Kunst so barbarisch mißachtet worden.

Die Galerie besteht gegenwärtig aus 22 großen Zimmern. Die 14 der Bel=Etage werden durch einen großen Saal in zwei gleiche Theile gesondert; auf der einen Seite befinden sich die Italiener, auf der andern die Niederländer; in vier Zimmern der obern Etage die altdeutschen, in vieren die neuen deutschen Meister. Die besten Gemälde ruhen auf eisernen beweglichen Bändern, wie Läden, und können so in das beliebige Licht gebracht werden.

Wir wollen mit der italienischen Abtheilung beginnen. Sie ist die reichste an Zahl und Gehalt, und nicht leicht wird man anderwärts in Deutschland, die Dresdner Raphaele ausgenommen, schönere Exemplare von denselben Meistern finden.

Zuerst denn also in dem sogenannten Zimmer Raphaels dessen bekannte Jardinière; eigentlich kein liebliches Gesicht, der Mund etwas breit, die Lippen wie eingekniffen, Fleischpartien und Gewänder viel und schlecht retouchirt. Daneben eine vortreffliche h. Familie desselben Meisters mit halb lebensgroßen Figuren: Madonna, voll sinniger Empfindung in dem schönen jungfräulichen Gesichte, hält kniend das Jesuskind abwärts, welches seine Händchen nach dem kleinen Johannes ausstreckt, ein Gesichtchen voll Liebe und Freude; er wird von dem

hinter Maria stehenden Joseph am Aermchen herbeigeführt. Ich stelle diesen Raphael den besten gleich, die ich in Original oder Copie gesehen. Eine wunderschöne lebendige Copie desselben auf einer Porzellaintafel von etwa 2½ Schuh Höhe, 2 Schuh Breite, befindet sich in der Niederlage der kaiserlichen Porzellainfabrik, und wird um 400 Dukaten geboten. — Daneben die heil. Margaretha in Lebensgröße, den Drachen mit einem Kreuze bekämpfend, von Giulio Romano; die Heilige etwas zu jung und von zu üppiger Figur und Miene, das dünne Gewand liegt straff an den übervollen Formen, der Meister konnte seines Muthwillens nicht Herr werden; der aufgesperrte Schlund des Drachens ist etwas karrikaturmäßig, und seine Darstellung in solcher Weise unästhetisch. — Ein großer schöner Pietro Perugino, 9½′ hoch, 8′ breit. Madonna voll frommer Einfalt und Demuth sitzt in der Mitte, neben ihr stehen zwei Heilige, neben diesen wieder Petrus und Paulus; doch ist der Ausdruck in den Köpfen einer ähnlichen Darstellung von Parmeggianino bei Lichtenstein besser, hier ist er etwas zu streng oder verschlossen. — Die Kreuztragung von Raphael 2½′ hoch, 3′ breit. Ob Original oder alte gute Copie, will ich nicht entscheiden; jedenfalls ist es ein vortreffliches Gemälde, voll des edelsten tragischen Pathos. Das Gesicht des Heilands drückt Leiden und Erschöpfung aus, ohne unedel zu werden, das Weiße im Auge ist mit einer trüben Feuchtigkeit überzogen, Blut rinnt von der Stirne; die Mutter ist voll Jammers in die Knie gesunken, das Gesicht des schönen Johannes von Weinen geschwollen; etwas auffallend ist, daß unter so großem Jammer eine Frauensperson neben der Mutter ihr den Schleier zurecht zupft, wiewohl auch zu diesem Zuge ein Grund in der weiblichen Natur liegt. Ein Schlachtstück von Salvator Rosa, 2½′ hoch, 2′ breit; wildes Reitergefecht unter den Mauern einer Stadt, die zugleich von Fußvolk bestürmt wird; die Gesichter voll Wuth, die Armaturen genau und schön ausgeführt. — Ueber der Thüre von Andrea Sacchi, 3′ hoch, 4½′ breit, Christus unter dem Kreuze gefallen, ein edler Dulder, er blickt voll Ergebung und wie seine Kraft im Innern sammelnd, nach Oben.

Das ist nun das Resultat der Betrachtung einer einzigen Wand. Referent wollte das Ausgezeichnetste bemerken, und es sind drei Viertheile des Ganzen daraus geworden. Dies würde, wenn man einen Monat lang ununterbrochen hieher käme, mit den meisten Wänden der andern Zimmer der Fall seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

In München ist durch ein königl. Rescript der Stadtmagistrat veranlaßt worden, dem Mangel an öffentlichen Brunnen abzuhelfen, welche zugleich eine Zierde der Hauptstadt seyn sollten. Bereits ist der Bildhauer Leeb dem Bedürfniß durch mehrere Entwürfe in Gypsmodellen für öffentliche Brunnen entgegengekommen. Sie sind im Kunstvereine ausgestellt worden.

Am 2. Februar ist das Giebelfeld der Magdalenen-Kirche zu Paris aufgedeckt worden.

Die Galerie Apollon im Louvre zu Paris wird zur Aufnahme einer Reihe von Gemälden eingerichtet, welche die Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten darstellen sollen, deren Schauplatz das Louvre gewesen ist.

Der Sitzungssaal der Pairskammer in Paris hat mehrere Verschönerungen erhalten; unter andern sind die öffentlichen Tribünen neu hergestellt und haben Draperien in schwarzem Sammt mit goldenen Franzen erhalten. Das im Conferenzsaal befindliche große Bild von Regnault, das ursprünglich Frankreich und Napoleon vorstellte, jetzt aber die personificirte Charte darstellt, die den Tempel des Ruhmes verläßt, um den Tempel der Unsterblichkeit zu betreten, ist neu restaurirt worden.

Am 20. Nov. 1835, als am Namensfeste des Großfürsten Michael von Rußland, ist in St. Petersburg das vor Kurzem vollendete Michailoff'sche Theater im Beiseyn des Hofes mit einem russischen Vaudeville eröffnet worden. Es ist an dem großen Platze vor dem Palaste des Großfürsten Michael, in einer Reihe mit den übrigen Häusern, erbaut und von diesen zwar äußerlich durch nichts unterschieden, aber seiner inneren Einrichtung, seiner Geräumigkeit und der zweckmäßigen Anordnung des Ganzen wegen vor allen andern Theatern der Hauptstadt ausgezeichnet. Gleich bei dem Eintritt in die Vorhalle erblickt man alle zu den Stühlen und Logen führenden Treppen vor sich. Von dem Innern des Hauses wird besonders gerühmt, daß die Bogen, die Stühle und die Plätze hinter diesen letzteren, das Amphitheater, so geordnet sind, daß man überall deutlich sehen und hören kann. Hr. Alexander Brüloff, Professor der Architektur an der kaiserl. Akademie der Künste, ist der Erbauer.

An Weihnachten 1835 (alten Styls) hat die Einweihung der in Galata erbauten Patriarchalkirche der armenischen Katholiken im türkischen Reiche Statt gefunden. Es ist die schönste Kirche, welche die Christen aller Confessionen zu Konstantinopel besitzen. Sie kostete 2 Millionen (wahrscheinlich Franken) und Hr. Duz-Oglu, Bruder des berühmten Geächteten dieses Namens, ist ihr Baumeister. In zwei Jahren ist der ganze Bau vollendet worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 24. April 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Paris, 6. März 1834.

(Beschluß.)

Es treiben heutzutage die Menschen mancherlei, was sie Kunst nennen, und gewöhnlich sind sie nicht sparsam mit diesem Namen. Die Berichtigung und Beglaubigung wird meistens nicht weit hergeholt: Etwas zu können, meinen sie, sey das Wesen, es zu üben, die Darstellung der Kunst. Und nicht ganz unrecht wäre diese Meinung, wenn im Können und in der Darstellung der eigentliche Sinn betrachtet und befolgt würde, wie nämlich die Kunst aus göttlicher Begeisterung entspringend, eines Dinges eigenthümliche Natur vollständig erfasse und im wohlgetroffenen Gegenbilde dieselbe wieder gebe. Was früher in der innern Welt des Künstlers von der Begeisterung geschaffen und gebildet ward, das soll jetzt von außen abgesehen werden; die Form wird gelernt und gelehrt aus den vielen schon vorhandenen Werken der Kunst, und der Geist wird nachher gelegentlich eingefüllt. Die neueste Zeit gibt Zeugniß für die Wirklichkeit dieser formlosen Begeisterung und dieser geistlosen Form.

Wenig begabte Naturen haben gleich Seilern ihre Stricke auf allen Wegen ausgespannt und im Spannen und Nachlassen ihrem Webstuhl die schärfste Stimmung gegeben, und webend nun zum häuslichen Gebrauch den schönen Damast, wollen sie von ihrem Stuhle aus einen Ehestandssegen und einen ehelichen guten Morgen in die Kunst hineinmusiciren. Wie im manichäischen Systeme die bösen Geister menschliche Leiber, schöne Jungfrauen bauen, und sie als Fallen auf die Erde hinstellen, damit die Seelen im Lichtreich sie erblicken sollen und in Liebe zu den reizenden Gestalten entzündet zu ihnen herniedersteigen, wo das lockende Fleisch dann über ihnen zusammenschlägt und sie an den irdischen Leib fesselt; so hat unsere Zeit Künstler hervorgebracht, die in ihren Bildungen die allerkünstlichsten Formen auszugießen wissen und sie als schöne Gefäße, werth das Köstlichste zu fassen, hinstellen, wie die Kinder die Schüsseln zu Weihnachten, damit das Christkindchen mit der Bescheerung sie füllen möge; aber das Christkindchen ist karg und ungnädig gegen sie, weil sie nicht zu beten wissen und sonst kein Herz und keinen Glauben zu ihm haben. Die pfiffigsten Sprenkel wissen sie dem menschlichen Geiste zu legen, damit er sich in ihnen fangen möge, aber er ziehet durch die Webe, wie eine feurige Erscheinung, und sie wundern sich sehr, daß sie ihn nie in ihren Schlingen zappeln sehen. Alle Gebiete der Kunst haben diese künstlerischen Münzwardeine durchlaufen und alle Kombinationen durchprobirt. Wie viel Räder die Maschine fordert, wie viel Zähne das Rad, wie viel Stücke das Getriebe, wie die Pfannen, in denen die Wellen gehen, zu gestalten seyen, wie die Einschnitte, — das Alles ist auf's Genauste berechnet, und geschickte Arbeiter setzen nun nach der Vorschrift Werke zusammen, die den Pulsschlag des Herzens in Terzen theilen, oder noch größere Artisten lassen die Taube des Albertus magnus aus ihren Händen aufsliegen, die ißt und trinkt, flattert und verdaut und alle anderen natürlichen Verrichtungen übt. Ein kostbares Kunststück ist eine solche Uhr, fragt nur die Künstler. Aber wehe, wenn ihr Mechanismus an den Tag kommt; da wird offenbar, daß die Seele ihrer Werke immer nur eine Stahlfeder oder ein Gewicht ist. Nicht gerade, daß wir dieses ehrsame künstlerische und künstliche Gewerk wider die Gebühr für klein hielten; Alles soll sein Recht haben, und Alles, was in seiner Art gut und tüchtig ist, so viel es werth ist, geehrt werden. An jeder Gegenwart hängt in zwei Schnüren Zukunft und Vergangenheit; alle Zeit ist nur ein Tag und nicht viele Tage, keine soll sich selbst anfangen für sich selbst, sondern, was geworden ist, soll als Bestehendes erkannt und nicht der Vergangenheit hingegeben werden, damit die Kraft nicht in fruchtlosen Wiederholungen sich verzehre. Alles Thun ist gebend nach vorwärts, empfangend nach rückwärts; das Eine in historischer

Thätigkeit, das Andere in historischer Anschauung. Eine lange Säulenreihe führt in die Vergangenheit hinab. Zwischen den Säulen stehen die alten Bilder aufgerichtet, die Menge drängt gaffend am Eingang und mauert um den alten Taglohn fort, die Meister nur haben den Plan, und weil sie erkennen, was ist und was war, darum können sie allein fertigen und gründen, was wird. Das Studium der alten Musterbilder tadeln, wäre Unverstand. Größeren Apparats bedarf gegenwärtig die Kunst, weil sie vielsylbig und vielgliedrig geworden ist, und wie Marienglas in viele buntfärbige Spiegelblättchen auseinander geschiefert und nicht mehr in großen Bänken geschichtet. Aber daß bloße Formschneiderei und Farbenspielerei sich für Kunst geben will und nicht einsehen will, wie sie mit all ihrer Geschäftigkeit doch nur ein Exempelbuch für das künftige Genie zusammenträgt, das ist eine seltsame Täuschung, die der Dünkel unsrer Zeit hervorbringt. Nachdem vorher viel Tobens gewesen ist, daß das Genie gar keiner Form bedürfe und daherfahre, wie Waldwasser oder wie Feuer im brennenden Busche, sind diese Formkünstler mit Ketten und Banden herbeigelaufen und haben den Wildfang eingefangen und halten ihn noch in enger Haft. Mit tausend Stecknadeln haben sie den Prometheus an das Secirbrett geheftet und bieten weit und breit die Schüler auf, daß sie bei der Vivisection zugegen seyn mögen.

Wenn in Zeiten allgemeiner Verworrenheit die heiligen Quellen versiegen, wenn kein bestimmter Lebenszweck vorliegt und die Menschen in einer unendlichen Unruhe der Gedanken hin und herschwanken, wenn im Gefolge eines verkehrten Treibens große, welterschütternde Begebenheiten nahen, erscheint das ganze Leben und Treiben auf Erden ohne innern Zusammenhang; jeder Ton klingt vielmal an; ehe eine neue Harmonie den Zaubergesang der Schicksalsmächte begleitet. Alles ist abgerissen und Stückwerk in solchen Zeiten, viele Wege werden eingeschlagen, aber keiner wird ausgegangen; das Unkraut wuchert üppig hervor und Giftgewächse saugen aus dem verdorrten Boden ihre betäubenden Säfte; es ist ein Rennen, ein Laufen, ein Hasten und eine Unruhe, wie wenn ein böses Gewissen die an sich selber Irregewordenen zur Eile triebe.

Das jetzt lebende Menschengeschlecht ist mit seinem Daseyn in solche ängstliche, ungewisse Zeit hineingefallen und die Kunst hat dieser allgemeinen Affection nicht entgehen können. Keiner höheren Begeisterung theilhaftig streiften unsere Kunstjünger durch das Leer eines Nichts und erzeugten künstliche Werke, die bei allem Aufwand von Farben und bei aller Vollendung der Form doch stets an Zerrbilder grenzten. Wie groß auch die Masse der aufgestapelten, neueren Kunstschätze seyn mag, ihre gegenwärtige Beschaffenheit muß einem unverdorbenen Gemüthe Widerwillen und Mißbehagen erregen. Unsere heutige Kunstwelt bietet ein wüstes Bild von mehr als babylonischer Verwirrung dar; es fehlt ihr an Realität und dem rechten Lebensmittelpunkt, sie hat das Centrum verloren und ist peripherisch geworden. Sie gleicht einer Tafel, die mit den ausgesuchtesten Seltenheiten, den künstlichsten Speisen, Leckereien und Näschereien aller Art besetzt, mit den wohlriechendsten Blumen, den feinsten Weinen und damastenen Geweben geschmückt ist, wo es aber an einem ehrlichen, soliden Gerichte mangelt, so daß man doch am Ende der Mahlzeit entweder mit überfülltem oder mit ödem Magen aufsteht. Die Kunst besteht heutzutage aus lauter Arabesken, Schnörkeln, Tändeleien und Verzierungen; es fehlt ihr an einem Gegenstande, an dem sie sich aufrichten können, an der Anschauung eines großartigen, bewegten Lebens. Bald versucht sie sich im Niedrigen, Gemeinen und wird platt und zeigt uns ihre ekelhafte Nacktheit, bald bildet sie Nebelgestalten und verflüchtigt sich, selten schöpft sie aus der Mitte, aus der Fülle des Lebens. Es fehlt ihr jene Naturnothwendigkeit, welche jeden Organismus der Kunst bedingt; die Künstler haben keinen reellen, nothwendigen Stoff, es mangelt der Urstoff, welcher jedem Künstler gegeben seyn muß; denn jede Kunst ist nur dann vollkommen, wenn es ihr gestattet ist, nicht nur zufällige, sondern nothwendige Wesen darzustellen.

So lange dieser Uebelstand nicht gehoben ist, wird keine Anstrengung produktiver Kräfte den Mangel eines höheren Lebens ersetzen; frische Lebensquellen müssen statt der vertrockneten geöffnet werden, wenn nicht die Kunst nach abwärts sich verwässern oder nach aufwärts sich alcoholisiren soll, wenn wir den Frost und die winterlichen Nächte vom Kunstgebiete verschwinden sehen und noch die ersten Strahlen eines aufdämmernden Kunstmorgens begrüßen wollen! —

Vorstehende Bemerkungen drängten sich unwillkührlich meinem Geiste auf, als ich mehrere Male den dießjährigen Salon besucht hatte. So oft ich überhaupt Kunstausstellungen gesehen, ist es mir vorgekommen, als käme ich aus einer Industrie- oder Spinnschule, die ich zwar hochschätze, aber nicht liebe; denn das Rasseln und Schnurren der Stutz-, Flöten- und Kukuks-Uhren, das Gepinker der Spiralen, der bedächtige, langsame Hin- und Herschritt der Pendel, das innere Reiben und Gleiten der Zähne betäubt mich; ich rette mich dann gerne wieder in die Werkstatt der freien Natur und des Lebens, Kunstwerke, die sich von selbst aufziehen.

Erfahren Sie noch, daß bereits 2100 Gemälde eingeliefert sind, daß die Sculptur schon einen, wenn auch nicht so beträchtlichen, doch reichlichen Tribut bezahlt hat, und versparen Sie Ihre Neugierde, einzelne Werke näher

kennen zu lernen, bis auf meine nächsten Briefe, die ich Ihnen bald verspreche.

Leben Sie wohl!

Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Fortsetzung.)

An der nächsten Wand, von Giulio Romano, 2½′ hoch, 2′ breit, ein nackter Mann von etwa 30 Jahren auf einem antiken Streitwagen, einen Zweizack in der Hand. Soll es etwa Pluto seyn? Dafür ist er zu jung und bartlos. Der ganze Körper hat eine häßliche rothe Farbe. Hat ihn Giulio wirklich gemalt, so ist es eben nichts Schönes; und von diesem Schüler Raphaels stammt dann wahrscheinlich auch die ziegelfarbige nackte Gestalt im incendio del borgo, die schon Heinse'n widerwärtig auffiel. Am ganzen Bilde ist schlechterdings nichts bemerkenswerth, als der Name des Meisters und ein keck und gut verkürztes Pferd. — Ein schönes Amorköpfchen von Pietro da Cortona; vortrefflich, und mit ganz anderer Vollendung gemalt, als der Raub der Sabinerinnen von demselben Meister bei Lichtenstein. — Von Pompeo Battoni hatte Ref. früher nie etwas gesehen, was ihn befriedigt hätte; hier aber ist ein verlorner Sohn, den der Vater in seinen Arm schließt, Kniestück mit lebensgroßen Figuren, so preiswürdig, daß sich der größte Meister des Werkes nicht schämen dürfte; der nackte Rücken des Sohnes, der Ausdruck in beiden Köpfen, des Vaters Prachtgewänder, sein grüner Sammtmantel, Alles vortrefflich. — Von Salvator Rosa, 2¼′ hoch, 20″ breit: ein von der Bande ausgestoßener Räuber liegt um den Leib an einen Baumstamm gebunden, mit den Füßen an einen andern, und mit den aufwärts gezogenen Händen an einen dritten, um so dem Hunger oder den Raubthieren zur Beute zu werden; im Gesichte noch Wildheit und stiller Trotz; nebenan ist ein Kreuzchen gesteckt, wie man es auf die Gräber pflanzt, zum Zeichen, daß er bereits nicht mehr unter die Lebenden gerechnet wird; die Luft ist sehr dunkel. — Von Cesari d'Arpino, 2 Schuh hoch, 15″ breit, Perseus und Andromeda, letztere ein herrliches Körperchen in Wuchs und Colorit, mit Angst in dem unschuldigen Gesichtchen. — Von Luigi d'Assisi, genannt Pingegno, eine Beschneidung, 3′ hoch, 2′ breit, etwas hart, aber die vielen Köpfchen sehr ausdrucksvoll, besonders der Schmerz der Mutter bei dem Leiden des Kindes, ein Motiv, welches von andern Darstellern unbeachtet geblieben. — Von Pietro Perugino die Taufe Christi, 11′ hoch, 8′ breit, die Köpfe voll des tiefsten Ausdrucks, das schönste Bild dieses Meisters im Belvedere, doch übertrifft es nicht das kleinere bei Lichtenstein. — Von Raphael Mengs, 18′ hoch, 10′ breit, Mariä Verkündigung, hat etwas geziert Widriges und Geistloses, wie die meisten seiner Gemälde; Ref. möchte sie gemalte Proportionsexempel nennen, wie man mitunter die Kompositionen eines gewissen Kapellmeisters musikalische Rechenexempel nennt: das Beste möchte noch sein in der Nähe hängender Joseph seyn, dem der Engel im Traume erscheint; derselbe findet sich auch mit wenig Veränderung in der Galerie zu Florenz. — Die vier Thiere der Evangelisten mit dem darüber schwebenden heil. Geiste, von Giulio Romano; ein kleines kräftiges Bildchen. — Die Samaritanerin am Brunnen, 2′ 8″ hoch, 20″ breit, galt lange für Raphael, ist jetzt als Schule Raphaels bezeichnet; ein schönes Bildchen, besonders die Landschaft, sie zeigt in der Ferne den leisen Duft, als wenn sich ein Regen bilden wollte. — Im nächsten Zimmer von dem alten Masaccio di S. Giovanni das Portrait eines Mannes von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe; man sieht, das Leben hat ihn tüchtig durchgearbeitet, sein Auge sagt viel, der Teint ist blaßbraun gelblicht ohne merkliche Schattirung. Das Bild hat jetzt als Hintergrund einen weißen Vorhang, früher war derselbe, wie an sehr vielen Gemälden jener Periode, hellgrün gewesen, von welcher Farbe nur noch am Rande ein Streifchen stehen geblieben, das Uebrige ist im Putzen bis auf den weißen Grund hinweggewaschen worden. *) Von Marcello Venusti das Portrait des Michel Angelo Buonarotti, 14″ hoch, 10″ breit, ist

---

*) Soll man die alten Gemälde reinigen oder nicht? Das bleibt die ewig strittige Frage unter den Vorstehern von Sammlungen und Privatbesitzern. Nein, sagen die Einen, denn es geht häufig dabei etwas zu Grunde, und sollte es noch so wenig seyn. Aber, erwidern die Andern, was soll mir ein verborgener Schatz, was die schönsten Fleischtinten, wenn ich an die unsichtbaren nur glauben, wenn ich sie nur ahnen kann, und unter einer häßlichen Zigeunerkruste vergraben sehen muß? Also hinweg damit! Ersterm Grundsatze scheint man mehr in Dresden und München, letzterm mehr in Wien zu huldigen. Referent gesteht, daß er sich mehr zu der letztern Parthei hinneigt; er erinnert sich noch lebhaft der großen Freude, als er den Tizianssaal zu Wien betrat, dessen Gemälde nach den Beschreibungen älterer Freunde unter einer gelbschwarzen Patina trauern sollten, und nun das herrliche Fleisch und die Farbenpracht in ihrer vollen Herrlichkeit strahlen sah. Wie oft that es ihm in der Münchner Galerie leid, so manches schöne Gemälde, wie z. B. den großen Pietro Perugino mit dem heil. Nikolaus neben der Madonna, die heil. Familie vom Andrea del Sarto in der untersten Reihe der linken Saalwand, die Amazonenschlacht von Rubens u. a. m. durch den alten gelben Firniß eines ihrer schönsten Reize beraubt zu sehen. Uebrigens unterläßt man keineswegs alles Reinigen in München; nur scheint es hier mit mehr Vorsicht und Behutsamkeit zu geschehen, als in Wien.

schön. — Aus der Schule des Allori eine lebensgroße Judith, Kniestück, eine herrliche italienische Brünette, das Portrait der Geliebten des Malers. Hat je ein Auge die Zauberkraft des Anziehens und Festhaltens besessen, so war es dieses; das schöne Weib steht so frappant wahr und seines Sieges gewiß vor einem; man kann die vollendete ideelle Auffassung des Künstlers und die meisterhafte technische Wiedergebung nicht genug bewundern. — Von Razzi, genannt il Sodoma, dessen Arbeiten selten, eine heil. Familie; die Mutter sieht etwas albern aus, die Köpfe der Kinder aber zeigen viel Ausdruck, das ganz en face stehende Christuskind ist wegen seiner starken Schatten merkwürdig. — Christus zu Emaus beim Brodbrechen von den Jüngern erkannt, eines der schönsten Gemälde des Schidone, Kniestück mit lebensgroßen Figuren. Der am Tische sitzende Heiland, gütig vor sich hinlächelnd, schaut abwärts, als dächte er, jetzt werden mich wohl die Freunde erkennen; Petrus, ein kräftiger Mannskopf, ist aufgesprungen, und streckt die Arme aus vor Verwunderung; Alles ist herrlich beleuchtet, besonders das weiße Kopf- und Halstuch der alten Aufwärterin im Hintergrunde. — Ein Francesco Francia, 10′ hoch, 7′ breit, gewiß eines der schönsten Gemälde dieses unschätzbaren Meisters. In der Mitte Maria mit dem zartesten Ausdrucke sanfter Weiblichkeit und unbewußter Würde, sie hat das Kind auf dem Schooße, aus dessen Gesichtchen das Göttliche strahlt; rechts Katharina auf ihr Rad gestützt und die Märtyrerpalme emporhaltend, ein geistvoller Kopf trotz der demüthig niedergeschlagenen Augen; links Franziskus voll Andacht und Vertrauen zur Madonna emporschauend, zu ihren Füßen steht voll kindlicher Ehrfurcht der kleine Johannes. Referent gedachte dabei wohl der Münchner Madonna desselben Meisters, welche König Ludwig als Kronprinz in Paris gekauft, gab aber von dem Zauber des gegenwärtigen Kunstwerkes hingerissen diesem den Vorzug vor jener; als er jedoch kurz darauf letztere in München wieder sah, mußte er gestehen, daß in dem Gesichte der das Kind anbetenden Mutter, unbeschadet der zarten Weiblichkeit, ein tieferes Leben, ein höherer geistiger Ausdruck liege, als in dem der Madonna vom Belvedere. Da er übrigens dafür, daß er jedem gerne seine Meinung läßt, auch seinerseits das Recht zu haben glaubt, die seinige frei auszusprechen: so nimmt er keinen Anstand, zu erklären, daß er die Eigenschaften, die Raphaelen als Seelenmaler zum ersten Range in der Kunstwelt erhoben, in gleich eminentem Grade auch bei Francia finde, und ihn in dieser Hinsicht auf ganz gleiche Stufe mit jenem stelle. Der ganze Unterschied liegt in der Zufälligkeit des Rufes; ersterer wird von Tonangebern, und dem Heere von Nachbetern schon seit Jahrhunderten vergöttert; letzterer ist seit etlichen dreißig Jahren gleichsam erst neu entdeckt, vorzüglich seit die deutschen Kunstschriftsteller anfingen, auf den hohen Werth der alten italienischen Meister aufmerksam zu machen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Museen und Sammlungen.

Die Sammlung Pommer'scher Alterthümer, welche die Universität Greifswald besitzt, hat aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors Kanngießer einen schätzbaren Zuwachs erhalten. Darunter befinden sich 10 Graburnen, welche aus alten Pommer'schen Gräbern bei den Dörfern Steffenshagen und Neuenkirchen in der Nähe von Greifswald hervorgezogen worden sind, ferner Streithämmer, Streitäxte, Messer von Granit, Feuerstein, Bronze, und andere alterthümliche Gegenstände. Auch von den ältesten Rügischen, Pommerschen und Brandenburgischen Münzen enthält diese Universitätssammlung schon einige gute Exemplare; z. B. einen Solidus des Fürsten Jaromar I. von Rügen, welcher 1212 starb, in den Ruinen des Klosters Hilda oder Eldena bei Greifswald gefunden. Die Pommerschen und Brandenburgischen Münzen, aus dem 12—14ten Jahrhundert, verdankt die Sammlung größtentheils der Güte des Hrn. Commerzienraths Pogge zu Greifswald, der selbst die vollständigste Sammlung Pommer'scher Münzen besitzt.

Die Modellsammlung der Universität Göttingen hat durch Ankauf ein neues passendes Lokal gefunden.

Dem Vatikanischen Museum in Rom sind die den Herren Campanari abgekauften Volcentischen Bronzen und Vasen einverleibt worden.

In der jüngsten Zeit sind sämmtliche Portraits von Mignard und eine Menge andere Gemälde aus dem Louvre nach dem Schlosse von Versailles gebracht worden.

Berlin.

Von dort wird gemeldet, daß Hr. Dr. Fuß, auf Veranlassung des Ministeriums des Innern für Handel, Gewerbe und Bauwesen, in den Glashütten von Hoffnungsthal bei Schreibershau, die einst von den Venetianern geübte Kunst der Millefiori wieder erfunden und noch außerdem die antike Glasbereitung in Schaalen und Platten mit den musaikartigen durchgehenden Mustern, nachgebildet habe. Vergl. Allgemeine Preuß. Staatsztg. v. J. 1834, Nro. 16 und 17.

Kunstliteratur.

Lettera di S. E. il principe di Canino, continente la descrizione del suo museo di antichità etrusche, aggiuntovi un articolo inedito sopra una coppa che rappresenta Ercole Assirio. Milano 1835.

Cenni storici sopra una cappella antica ricostruita in oratorio a Moncucco nella provincia di Milano dal cav. Giac. Albertolli. Con tavole in rame. Milano, 1833.

Sul mausoleo di Pio VII. in S. Pietro al Vaticano, opera di Thorwaldsen, cenni critici di Franc. Gasperoni. Milano, 1833. (Ein Pasquill gegen den großen Meister.)

Handbuch für Berechnung der Baukosten für sämmtliche Gegenstände der Stadt- und Landbaukunst u. s. f. Von F. Triest. 2te Abtheilung, die Arbeiten des Zimmermanns enthaltend. 2te Ausgabe nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. J. Helfft, königl. Reg. Baukonducteur. Berlin, Duncker und Humblot, 1834. Preis 2 Thlr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 29. April 1834.

Briefe über die Kunstausstellung in Paris 1834.

Von Eduard Collow.

Zweiter Brief.

Paris, 15. März 1834.

Der Salon von 1834 ist nicht so reich an Kunstprodukten als der vorjährige, und man sollte daher vermuthen, daß er für diesen Mangel an Zahl durch Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit der ausgestellten Kunstwerke entschädigt worden sey. Aber die jährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen sind weder der Kunst noch den Künstlern ersprießlich und zuträglich; erstere verliert dadurch an Gehalt, Ernst und Würde, letztere erschöpfen und ermüden ihr Talent, gewöhnen sich an handwerksmäßige Flüchtigkeit der Erfindung und Behandlung, und verderben noch obendrein den Geschmack des kunstliebenden Publikums, das am Ende übersättigt nur mit einzelnen Kunstwerken kokettiren und liebäugeln, allen übrigen aber nur eine oberflächliche, vorübergehende Theilnahme widmen wird. Der diesjährige Salon bestätigt es. Im Ganzen genommen ist seine Physiognomie wenig erfreulich und anziehend, vielmehr traurig, trocken, frivol, mager und mit Ausnahme von einigen interessanten Zügen sogar alltäglich und langweilig.

Wenden wir uns zuerst zur Malerei, welche, wie gewöhnlich, die meiste Ausbeute geliefert hat. 1956 Gemälde, große und kleine sind bereits ausgestellt. Das ist ein buntes, sonderbares Gemisch von Wahrheit und Unnatur, von Ernst und Tändelei. So oft ich die Säle des Louvre durchwandle und die neuesten Erzeugnisse der französischen Pictur betrachte, wird es mir immer zu Muth, als hörte ich hunderttausend Stimmen verwirrt durch einander rufen, und ich weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören, wenn ich diese Werke der künstlerischen Productivität vor den Richterstuhl der Kritik fordere; so ganz fehlt es an einem Mittelpunkt, von dem man ausgehen könnte, so widerstrebend sind die Elemente, aus denen das Ganze gemischt ist und von denen jedes einzelne seine eigene Sprache redet. Merkwürdig ist das Schwanken und Taumeln, welches die Maler bei der Wahl ihrer Gegenstände ergriffen hat; eigenthümlich die Art der Farbengebung und Behandlung, wobei jeder nach Gutdünken verfährt und dadurch seine Individualität hervortreten läßt. Bald geben sie uns griechische, römische, englische, ossianische oder gar ganz modern französische Geschichten und Gestalten zum Besten, bald solche, die nirgends zu Hause sind, als in dem Kopfe eines grillenhaften, phantastischen und in falschen Kunsttheorien befangenen Malers, und die man — seltsame Verwirrung! — mit dem ehrlichen Namen idealer Gestalten belegt. Eine französische Malerschule wird wohl Niemand in diesem Wirrwarr suchen wollen; es versteht sich von selbst, daß ich hiervon die französischen Kritiker ausnehme, welche sich absonderlich darin gefallen, eine solche nachzuweisen, und sie natürlich mit ungemessenen Lobsprüchen überschütten. In nachstehender Beurtheilung werde ich mich hauptsächlich an die hervorragendsten Gemälde halten, ohne jedoch die minder bedeutenden unberücksichtigt zu lassen. Ich nenne zunächst diejenigen Maler, die in ihren Werken als Vorwurf der Kunst die Geschichte, und zwar die Profangeschichte gewählt haben.

Ich mache den Anfang mit Paul De la Roche, welcher die größte Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber auf sich gezogen und den fast ungetheilten Beifall der Kunstkenner eingeerntet hat. Er ist Historienmaler, nicht in dem Sinne einer höhern ästhetischen Kritik, sondern in der natürlichsten Bedeutung des Worts, insofern er nämlich den Stoff seiner Kunstwerke der Geschichte entlehnt. Seine früheren Werke, seine Elisabeth, sein Kardinal Richelieu, sein Tod des Kardinal-Ministers Mazarin, sein Oliver Cromwell, seine Enfans d'Edouard sind viel in öffentlichen Blättern gerühmt, gerügt und besprochen worden. Die Franzosen verehren in De la Roche einen ihrer gefeiertsten Künstler, und in

der That verdient er alle Beachtung. Es möchte wenig angemessen seyn, im Voraus ein allgemeines Urtheil über diesen Künstler zu fällen, zumal ich später bei einer andern Gelegenheit auf ihn zurückkommen und mich genauer über seine künstlerische Wirksamkeit verbreiten werde. Ich wende mich daher rasch zu dem Gemälde, womit De la Roche dieses Jahr den Salon geschmückt hat und dessen Beschreibung ich dem Leser nicht länger vorenthalten will.

Das Gemälde bezieht sich auf die englische Geschichte, für welche der Maler eine besondere Vorliebe gefaßt zu haben scheint, und stellt die Hinrichtung von Jane Gray vor, deren tragisches Ende dem Leser bekannt seyn wird. Eduard VI. hatte in seinem Testament Jane Gray, die Enkelin der jüngern Schwester Heinrichs VIII., als Thronerbin eingesetzt und seine Schwester Maria von der Nachfolge ausgeschlossen. Doch nur 9 Tage lang war es Johannen vergönnt, die Krone zu tragen, welche Hofintriguen auf ihr Haupt gebracht hatten. Ihre Nichte Maria, vom Heere und der Stadt London als Königin anerkannt, ließ Jane der Verschwörung gegen Thron und Altar anklagen, in den Thurm von London einkerkern und nach sechsmonatlicher Haft zum Henkerstode verdammen, welcher in einem Zimmer des Thurmes von London an ihr vollzogen ward. Jane Gray bestieg das Schaffot am 12. Februar 1554 und starb mit Muth und Ergebung in ihr trauriges Schicksal. Das Martyrologe des Protestans, publié en 1588, berichtet darüber Folgendes:

„La noble dame, arrivée au lieu du supplice, se tourna vers deux siennes nobles servantes et se laissa desvestir par icelles. Sur cela le bourreau, se mettant à genoux, luy requit humblement, luy vouloir pardonner, ce qu'elle fit de bon coeur. Les choses accoustrées, la jeune princesse s'étant jetée à genoux et ayant la face couverte, s'écria piteusement: que feray-ci maintenant? Où est le bloqueau? Sur cela Sir Brydge, qui ne l'avait pas quittée, luy mit la main deçus. Seigneur, dit-elle, je recommande mon esprit entre tes mains! Comme elle proférait ces parolles, le bourreau, ayant pris sa hache, luy coupa la teste."

Der Künstler hat in der Ausführung gewissenhaft die geschichtlichen Ueberlieferungen befolgt und hat den Augenblick gewählt, wo Johanna niederkniet und ihre schönen, weißen, zitternden Arme ausstreckt, um den Block zu suchen. Der Greis Sir Thomas Brydge erweiset der königlichen Verurtheilten den letzten Liebesdienst in diesem Augenblicke, der selbst dem erbarmungslosen Henker ein mitleidiges Gefühl entlockt; er hat mit beiden Händen die Arme Johannens gefaßt und leitet sie nach dem Richtblock hin. Jane hat die Augen mit einem Tuche verbunden und man sieht nur einen Theil der Nase, den kleinen Mund und das schöngerundete Kinn; sie trägt ein weißseidnes Kleid; ihre Arme sind über die Hälfte entblößt und ihre herunterwallenden Haare auf der einen Seite des wohlgeformten Halses so geordnet, daß das Beil seine traurige Bestimmung leichter und sicherer erfüllen kann. Sie kniet auf ein grünes Sammetkissen; vor ihr ist der Block und etwas Stroh, das bald ihr Haupt und Blut empfangen soll. Zur Linken von Sir Thomas Brydge steht der Henker mit schwarzbraunem Wamms, rothen Hosen, Schnabelschuhen und den verwünschten Attributen seines Amts, dem Strick und dem Richtbeil; ein ziegelrothes Käppchen bedeckt spärlich seine röthlichen Haare. Zur Rechten der Königin sehen wir zwei Damen ihres Gefolgs, von denen die eine sich mit dem Gesicht gegen einen Pfeiler des Gefängnisses lehnt, die andere ohnmächtig hingesunken ist. Den Vordergrund des Gemäldes füllt das Schaffot aus, welches mit schwarzem Tuch bedeckt und von dem nur die Oberfläche, worauf die Handlung vorgeht, sichtbar ist. Im Hintergrunde bemerkt man das Innere des Gefängnißhofes.

Das Ganze bringt sowohl durch die Wahl des Gegenstandes, als durch die Wahrheit der Ausführung einen vollkommenen Effekt hervor. Die Figuren sind in Lebensgröße, die Gruppirung ist einfach und wirkt desto mächtiger. Wenn es wahr ist, daß der Gegenstand selbst nicht der würdigste Vorwurf der Kunst und die künstlerische Behandlung desselben den größten Schwierigkeiten unterworfen ist, so kann man doch nicht umhin, zu gestehen, daß De la Roche ein so unangenehmes Schauspiel mit Meisterschaft behandelt, die Niedrigkeit des Stoffs durch die Hoheit seiner Kunst geadelt und die gefährlichsten Klippen glücklich umschifft hat. Durch starke Hervorhebung der Hauptfigur und den gelungenen Ausdruck des im Innern jenes unglücklichen Opfers vorgehenden Seelenkampfes hat der Künstler die Theilnahme des Beschauers zu fesseln verstanden. Ihr bloßer Anblick ruft in uns Gefühle und Gedanken herauf, die sich in diesem weiblichen Herzen bewegen; unwillkührlich verweilen wir mit unsern Blicken auf der Leidenden und vergessen das Schaffot, den Block, das Henkerbeil und den ganzen widerwärtigen Apparat einer Hinrichtungsform. Johanna ist eine schöne, jugendliche Gestalt, mit der schlanken Taille einer Engländerin, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruhen würde, wenn wir den verhängnißvollen Moment vergessen könnten, welcher all diese Reize auf ewig zerstört und in uns andere als wohlgefällige Empfindungen erweckt. Die Gesichtszüge Johannens sind blaß, die Haltung des Körpers ist schwankend und ihre halb sträubend, halb entschlossen ausgestreckten Arme, welche den Block suchen, zeigen uns deutlich den fremdartigen Schauer, der bei dem Gedanken an einen gewaltsamen Tod die Glieder durchrieselt, und erklären uns jene verwirrte Unruhe und Hast, welche vor wenig Augenblicken noch den Henker hat, seinen Auftrag schnell abzuthun. Die

irdischen Bande sind gebrochen, die Seele ist einem Körper entflohen, der, an der Grenze des Daseyns, nur noch wenige Athemzüge hat. Der alte Sir Thomas Brydge in seinem weiten, schwarzen, pelzverbrämten Mantel befriedigt weniger; seine Haltung ist ein wenig zu ruhig, nachlässig und verräth eine zu große Vertraulichkeit mit Auftritten dieser Art; der Maler hat ihm zuviel vom englischen Phlegma und Selbstgefühl gegeben; sein Schmerz ist zu stumm, sein bloßes Haupt und seine niedergeschlagenen Augen zeigen nicht den Antheil und Ausdruck, welchen eine Scene in ihm hervorrufen mußte, deren Augenzeuge er war und wo er einen so unritterlichen Dienst zu erweisen hatte. Die Figur des Henkers ist gut gerathen; aufrecht und unbeweglich, eine strenge, trockne, kalte Gestalt mit etwas gewöhnlichen Gesichtszügen, steht er da, eine lebende Guillotine, ein unbarmherziges Werkzeug der Gerechtigkeitspflege; doch ein mitleidiger Zug seines gegen menschliche Schwäche gestählten Herzens schimmert in seinen Blicken und ein plötzlich auftauchendes Menschlichkeitsgefühl, das der Ruf der Pflicht vergeblich zurückzudrängen suchte, zittert und zuckt auf seinem Antlitz; er neigt den Kopf ein wenig vorüber, folgt mit unverwandtem Auge jeder Bewegung Johannens und sich einem unbewußten Naturgefühle überlassend, hält er auf seiner linken Seite das Beil und sucht es ängstlich-sorgsam zu verbergen, — ein Charakterzug dieses verwilderten Gemüths, den der Maler sehr richtig gefühlt und getreu angedeutet hat. Am wenigsten gelungen sind die beiden Geleitsdamen der Königin, sie sind theatralisch; die Verzweiflung der einen erinnert an das Manoeuvre französischer Schauspielerinnen und die Ohnmacht der andern an die Pariser Soirées, wo man mit sehr vielem Anstand und leicht graziös ohnmächtig wird. Nicht mit Unrecht könnte man auch den Vorwurf geltend machen, daß der Maler uns fast kein Auge von all den handelnden Personen sehen läßt und das getreueste Spiegelbild des menschlichen Herzens verschleiert hat. Johanna hat die Augen verbunden, Sir Thomas Brydge hält den Kopf gesenkt, die eine der Hofdamen hat ihr Gesicht weggewandt, die andere liegt in Ohnmacht und der Henker beugt seinen Kopf leicht vorüber, um auf Johanna zu achten, so daß wir nur dem Seitenblick dieses Mannes begegnen, der uns so viel Unheil verkündet. Diese Augenökonomie des Gemäldes ist allerdings auffallend.

Die Farbengebung ist glänzend und verdient Lob, doch hat das Colorit, so blendend es auch ist, keine gefällige Harmonie und Einheit. Das weiße Gewand Johannens, der schwarze Pelzmantel von Sir Thomas Brydge, die dunkelrothen Hosen des Henkers und das braun-violettne Kleid einer der Hofdamen bilden einen starken Wechsel, ein etwas unzartes Verhältniß der Farben. Der Ton ist an einigen Stellen dunkel, an andern zu hell und das Ganze ist noch weit entfernt von jenem idealen Kolorit, dessen Schöpfer Correggio und dessen wesentlicher Bestandtheil das Helldunkel ist, jene kunstgerechte Vertheilung und harmonische Vereinigung der helleren und dunkleren Parthien des Gemäldes mittelst der Beleuchtung und der Helle oder der Dunkelheit der Farben zu einer für das Gefühl wohlgefälligen Einheit. De la Roche neigt eher zur Rembrandt'schen Manier der Farbengebung; er sucht seine Wirkung mehr durch die Beleuchtung, als durch die harmonische Vertheilung der Lokalfarben zu erreichen, indem er, wie Rembrandt, mehr einer gesperrten, als einer freien Beleuchtung sich bedient, wodurch die Wirkung allerdings stärker, aber weniger gefällig und befriedigend wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die kaiserliche Galerie im Belvedere zu Wien.

(Fortsetzung.)

An einem Pfeiler zwischen zwei Fenstern ein Fra Paolo da Pistoja, 9' hoch, 7' breit. Maria mit einem ziemlich ausdruckslosen Gesichte sitzt in der Mitte, von ihrem Arme herab neigt sich das Kind, ein geistvolles Köpfchen, als spräche es zu der links knienden Theresia, und gibt ihr die Ordensregel der reformirten Karmeliten, von welcher drei Sätze auf einem Zettelchen stehen, das an dem Piedestal des Thronsessels der Maria befestigt ist. Neben Theresia, welcher die Liebesflammen aus den Wundmalen der Hände sprühen, steht der zweite Patron des Ordens, Joseph mit dem Lilienstengel, in dasselbe dunkel- und goldgeblümte Gewand gekleidet, und noch ein anderer Heiliger, zur Rechten Maria's ebenfalls drei Heilige. Das an Catalogs Statt dienende Täfelchen, welches in einer Fenstervertiefung hängt, gibt über das Bild schlechte Auskunft; es sagt bloß: Madonna von sechs Heiligen umgeben. Diese Täfelchen scheinen der Form der Buchstaben nach noch aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu stammen, als die Galerie hier aufgestellt wurde; sie sind mit wenig Geschichtskenntniß abgefaßt und bedürfen einer Erneuerung. — Im nächsten Zimmer, Kniestück mit lebensgroßen Figuren von Pellegrino Tibaldi, eine singende Cäcilia mit unfreundlichem Munde, vielleicht Portrait, nichts Edles oder Ausdruckvolles daran; aber ihr zur Seite ein köstlicher geistvoller Engel, mit dem Gesichtsausdrucke, als exekutire er eben eine recht schwere Passage; seine Mandor sieht gerade aus dem Bilde heraus auf den Beschauer zu; auf der andern Seite spielt ein Engel mit ruhigem Ausdrucke die Harfe; auf dem Tische liegen noch mehr

musikalische Instrumente, der Lage nach nothwendig in der Verkürzung gemalt, aber täuschend in ihrer ganzen Länge anzuschauen. — Von Carlo Cignani, sonst keinem der vorzüglichsten Meister, ein sehr schönes Gemälde mit lebensgroßen Figuren: Simons Tochter hat ihren Säugling von der Brust gethan, und bietet sie dem Vater; letzterer ist ein sehr richtig gezeichneter und wahr kolorirter ausdrucksvoller Körper, die in das Dunkelgrüne spielenden Schatten passen sehr gut zu der gelblichen Haut. — Von Guido Reni eine Magdalena, Bruststück in Lebensgröße. Das schöne runde Gesicht, das schmelzende Auge, der tiefe und doch wieder sanft weibliche Schmerz sind hier der sprechendste Beweis für den Satz: Thränen machen die Schöne noch schöner. — Von Guercino: Johannes der Täufer, lebensgroß voll kräftigen Ausdruckes, ohne in das Wilde zu fallen; der gar zu schwarze Schatten des Armes, wie ihn Guercino gewöhnlich hat, der hier über den Körper läuft, ist affektirt, und gleicht eher einem Bandeliere. — Von demselben Meister auch ein Engel mit dem sterbenden Franziskus auf dem Schooße. — Im nächsten Zimmer von Bernardo Strozzi, il Capucino, halbe Figur in Lebensgröße, ein Mandorspieler, der sein Instrument stimmt, das jovialste sorgloseste Musikantengesicht, in das man schauen kann, etwas im Gesichte und stärker noch am Aermel und an den Händen verwaschen. — Vom alten Dosso Dossi, nicht eben der Trefflichkeit, bloß der Seltenheit wegen bemerkbar, 2' hoch, 2½' breit, ein Hieronymus in der Wüste; der Heilige sieht etwas einfältig drein, auch ist sein Fleisch zu roth, die Landschaft schön wie im Breughelischen Style. Sein Monogramm ist ein großes D, durch welches ein Knochen gesteckt ist. — Von Guido Cagnacci, lebensgroße Figuren, eine sterbende Cleopatra mit der Natter am Arme, um den Sessel her die Dienerinnen gut und mit effektvollen Köpfen gruppirt, die Königin selbst aber, eine fast nackte Blondine, ist nicht interessant genug. — Von Strozzi Supraport, Kniestück mit ⅔ lebensgroßen Figuren, Elias, welcher der Wittwe zu Sarepta das Oel im Kruge füllt, letztere vertrauensvoll aufblickend, der Prophet ein ernster im Aeußern vernachlässigter Mann. — Von Cavedone ein Sebastian in Lebensgröße, der Kopf zwar nicht edel genug und um mehrere Jahre zu alt, aber das Fleisch mit wundervoller Wahrheit gemalt, man ahnet durch die Haut am Schenkel die Blutgefäße. — Von Correggio, Jo, von Jupiter in Gestalt einer Wolke umarmt; ihr rückwärts gebogenes Gesicht ganz in Wollust aufgelöst, die schönen Armen wie konvulsivisch gespannt. — Von demselben Meister Ganymed vom Adler entführt, nicht umkrallt; der Bube klammert sich halb lächelnd halb ängstlich an den Vogel. — Zwischen beiden hängt nun der berühmte bogenschnitzende Amor von Correggio, den Fuß wie im Triumphe der angebornen Schelmerei über eingelerntes Wissen auf etliche Bücher setzend, schalkhaften Gesichtes, von wunderschönem ganz frischem Fleische und sanft gehauchten Schatten. Indessen macht einen die Nachbarschaft stutzen; an jenen zwei Gemälden desselben Meisters das Fleisch alt und vergilbt, und die gewöhnlichen kaum merklichen Spuren der Zeit: dieses in jeder Hinsicht wie gestern von der Staffelei gekommen. Das erregt allerlei Gedanken. — Eine Malerin mit gar zu großen Augen, Sophonisbe Anguiscola seipsam fecit, 1620, 12" hoch, 9" breit. — Von Bartolommeo Esteban Murillo ein Knabe als Johannes mit dem Lamm; der Knabe ist hübsch, doch blickt eben kein künftiger Johannes durch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

Im Frühling dieses Jahres soll der Bau des Kieler Schlosses seinen Anfang nehmen, und dasselbe sogleich zum Wohnsitz einer hohen Person eingerichtet werden.

Am 25. Nov. 1835 wurde zu Dorpat die lutherische St. Johanniskirche wieder eröffnet, deren Ausbau eine Summe von 20.000 Rubel gekostet hat.

An den Außenwerken der Engelsburg in Rom werden jetzt bedeutende Renovationen vorgenommen. Man mußte dazu Hand anlegen, wenn das Ganze nicht ein *Haufen* von Ruinen werden sollte.

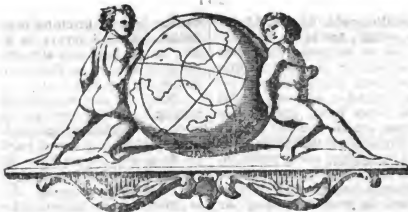
In Neapel hat man nebst andern Anlagen, welche bestimmt sind, die unvergleichliche Aussicht auf Cavo di Monte noch besser zu öffnen, in der Mitte des Berges eine kolossale Treppe durchgebrochen, auf welcher nun die Fußgänger ohne Umweg in gerader Richtung bis auf den Gipfel gelangen können.

Im Februar d. J. ist das Schloß Pompadour (Dep. Haute Vienne) von einer Feuersbrunst zur Hälfte zerstört worden. Bei den großen Stürmen, die um diese Zeit wehten, war der Gewalt der Flammen nicht noch mehr als geschehen ist zu wehren. Es ist dadurch ein Denkmal der Regierung und Lebensweise Ludwigs XVI. untergegangen.

Seit der Besetzung Algiers durch die Franzosen sind daselbst bedeutende Veränderungen vorgenommen, Straßen erweitert, öffentliche Plätze vergrößert und eine namhafte Anzahl neuer Bauten aufgeführt worden.

Petersburg verschönert sich sichtlich mit jedem Jahre. In den Straßen erheben sich jedes Jahr neue Regierungs- und Privatgebäude, welche durch Symmetrie und Schönheit anziehen. Die zwei prachtvollen, durch einen geschmackreichen Bogen mit einander verbundenen Gebäude, in welchen ehestens die zwei höchsten Reichstribunale, die Synode und der Senat, ihren Sitz nehmen sollen, stehen schon vollendet da. In verschiedenen Stadttheilen sind Tempel und Hospitäler aufgeführt. — Auch die Stadt Smolensk ist so zu sagen durch die Großmuth des Kaisers aus ihrer Asche wieder erstanden. Die Gouvernementstadt Kursk verschönert und vergrößert sich immer mehr; Odessa wird sich bald den ersten europäischen Seestädten gleichstellen. In ganz Rußland, in allen seinen Städten baut man neue Kirchen nach Planen tüchtiger Baumeister u. s. f.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 34. 2. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

9) Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des Deutschen Universitätswesens; nebst einer Apologie der kleinern Universitäten, und Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte. Von Dr. H. K. Scheidler, Prof. in Jena. Jena, Bran, 1834.

Eine Stimme wie aus der guten alten Zeit. Mit seltner Wärme und Innigkeit hat der Verfasser in unzähligen Citaten alles zusammengetragen, und der Mitwelt ans Herz gelegt, was für die Erhaltung jener ehrwürdigen alten Institute spricht, deren Existenz jezt in Frage gestellt ist. Seine Hauptgründe für die Beibehaltung der kleinen Universitäten sind folgende: ihre Aufhebung und Verlegung würde eine Neuerung seyn und den Glauben an das Bestehende erschüttern; — das Privatstudium der Studenten würde im Lerm der Residenzen leiden; — die moralische und selbst politische Verführung der studirenden Jugend würde in größern Städten gefährlicher seyn, als in kleinen; — insbesondere aber würde die Wissenschaft selbst leiden, denn eine gewisse Einsamkeit sey ihr in sehr vielen Fällen zuträglich und der deutsche Gelehrte sey häufig passionirt für das Stillleben einer kleinen Stadt und verkümmre in den Salons. Der Verfasser deutet an, daß schon Lady Morgan in Beziehung auf die französischen Provinzialgenies behauptete, daß nämlich das große gesellschaftliche Leben, so sehr es auch der politischen Ausbildung günstig sey, doch für die stillen Musen nicht tauge, und Denker und Dichter im Salonsgeschwätz verflache. Er weist auf die großen Verdienste unsrer kleinen Universitäten, auf die unsterblichen Entdeckungen hin, die aus ihnen hervorgegangen, und fragt mit Recht, ob Berlin oder München wohl dergleichen aufzuweisen haben? Er entschuldigt die verdächtigten Professoren der kleinen Universitäten und führt an, was Oken schon auf der Wartburg sagte: „Ihr Studenten, bewahrt euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Eure Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jezt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so

einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als insofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nachdem man laufen soll. Der Staat ist euch jezt fremd, und nur insofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darin werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, Alles, was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studium und das Studentenwesen thun, und alles Andere, als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd, ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde." Er erinnert endlich an die bestehenden Rechtsverhältnisse, die durch Verlegung der Universitäten tief verlezt würden.

Er hat Recht und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß man eine so wesentlich unnütze Maßregel treffen wird, als es jene Verlegung wäre. Die Frage scheint mir aber überhaupt von keiner großen Bedeutung, denn wie sie auch entschieden werden dürfte, im Ganzen unseres höhern Unterrichtssystems wird dadurch doch nichts geändert. Es hat schon lange vorher seine Richtung genommen, in der es bleiben und unaufhaltsam fortschreiten wird, mögen sich auch die wackern Männer, die mehr in den Erinnerungen der guten alten Zeit, als in der Wirklichkeit leben, noch so sehr dagegen sträuben. Die Universitäten sind geworden und werden immer mehr bloße politische Institute für den Zweck des Staats, und hören auf Asyle der Wissenschaften in höherm kosmopolitischen Sinn bloß für die Zwecke der allgemeinen Kultur zu seyn. Herr Scheidler fühlt dies wohl, deshalb sagt er auch: „die Universitätslehrer dürfen gar nicht als bloße Staatsdiener angesehn und behandelt werden, da sie ja zuoberst im höhern Dienst der Wahrheit und Wissenschaft stehn, über welche keine Staatsgewalt Macht haben kann oder hat." Aber dieser eifervollen Aeußerung liegt keine Wirklichkeit mehr zu Grunde, die Universitätslehrer sind bloße Staatsdiener geworden und werden es immer mehr, dies ist der Zug der Zeit. Der Staat, gleichviel, welchem Prinzip er huldigt, hat alle gesonderten Interessen sich dienstbar gemacht, und in seine Maschine eingefügt; es kann sich kein Stand, keine Lebensrichtung mehr unabhängig dem Staate gegenüber behaupten. Selbst die Kirche kann es nicht mehr, wie sollten es die Gelehrten können? Auf diese rein historische Thatsache hat nicht einmal eine politische Meinung Einfluß, denn die Republik würde die Universitäten kontroliren und gebrauchen, wie es die absolute Monarchie thut.

Die Freiheit der Universitäten seit der Reformation war eine Folge der zerrütteten kirchlichen und politischen Zustände. So lange vorher die Kirche Herrin gewesen war, hatte es keine solche akademische Freiheit gegeben; und sobald nachher der Staat Herr wurde, mußte diese Freiheit auch wieder aufhören.

Man fabelt gern von einem reinen Jugendalter der deutschen Universitäten; und doch waren sie ursprünglich nichts, als Kolonien der ultramontanen Scholastik, die unter den Hohenstauffen durch den Geist deutscher Mystik und Poesie noch von den Alpen und vom Rhein zurückgedrängt wurde, bis sie nach der Hohenstauffen Untergang unaufhaltsam hereinbrach. Damals, als der Papst im Bunde mit der Aristokratie das deutsche Reich von innen auflöste und mit jeder Art von geistlicher und weltlicher Knechtschaft heimsuchte, damals kamen auch die Universitäten in Deutschland auf, ausdrücklich als ein Mittel der papistischen Verfinsterung. Was waren die damaligen Universitätslehrer? Sophisten Roms, Ketzerrichter, Pfaffen von so scheußlicher Physiognomie, daß sie die cynischen Bettelmönche weit übertrafen und nur von den spätern Jesuiten noch übertroffen wurden. Erst der Bund der Wissenschaft mit der Lüge machte die Menschen so verrucht; die frühern Fanatiker waren in ihrer Dummheit weit ehrlicher gewesen. Der edle Huß suchte seiner Universität eine höhere Weihe zu geben durch den Geist der Wahrheit, aber was war der Dank dafür? Man lese nur die Akten des Constanzer Concils, um mit Staunen zu erfahren, daß es immer und immer wieder deutsche Doktoren und Professoren, daß es seine Kollegen waren, welche die giftigsten Anklagen gegen ihn erhoben, ihn mit der raffinirtesten Lüge bekämpften und endlich auf den Holzstoß brachten. Erst von der neuen Universität Wittenberg aus konnten hundert Jahre später die übrigen alten Pfaffennester gereinigt werden, und doch beweisen auch die Akten über das Interim, wie sich auch damals schon wieder das junge Bäumchen der akademischen Freiheit auf die Seite der Gewalt neigte. Nur die religiöse Trennung, der lockere Reichsverband und nachher der allgemeine politische Schlaf vergönnten den Universitäten, sich gleichsam zwischen den verschiedenen Gewalten ein anständiges und blühendes Daseyn zu fristen. Es waren heitere Inseln, die aus dem tief gesunkenen politischen Gewässer auftauchten. Sobald aber mit dem neuen Jahrhundert die politische Fluth zurückkehrte, wurden jene Inseln auch überschwemmt, es gab keine friedlichen Zwischenräume mehr, die Politik nahm Alles in Anspruch, die akademische Freiheit war wie ein schöner Traum verschwunden oder schnappte, schon bis an den Hals untergegangen, vergeblich nach Luft.

Geben wir uns keiner Täuschung hin. Die Universitätslehrer waren Paters mit Tonsur und Strick, so lange die Kirche herrschte, sie mußten nothwendig

Hofräthe mit Patentdegen und Ordensbändern werden, sobald der Staat herrschte. Sie sind Hofräthe, weil unsre Staaten an Höfen koncentrirt sind, in China sind es Mandarinen, in Sparta waren es wichtige Beamte der Republik. Es kommt auf die Form und das herrschende Staatssystem nicht an; genug, wenn der Staat herrscht, so sind auch die Akademien seine Anstalten. Daher ist es gewiß eine verkehrte Bemühung, die Universitäten gegenüber dem Staate behaupten zu wollen; man kann sie nur durch den Staat erhalten und, wo es nöthig ist, verbessern. Sie können sich der politischen Mitleidenschaft nicht mehr entziehn, sie werden dunkel, wenn die bewegende Kraft im Staate sich verfinstert, sie werden hell, wenn dort Licht ist. Nur wenn es möglich ist, die deutsche Staatsdienerhierarchie im Ganzen vor der Korruption zu bewahren, an welcher die französische leidet, wird auch von den Universitäten die moralische Pest, das Sollicitiren und Spioniren, abgewendet werden; wäre jenes nicht möglich, so würden auch die Professoren bald nur aus Kreaturen rekrutirt werden, denn das Geheimniß, gelehrt zu scheinen, ist erfunden, und die wahre Gelehrsamkeit würde nicht zum ersten Mal von den Akademien ausgeschlossen. Alles kommt darauf an, ob der Staat, blind dem Interesse der Gegenwart folgend, die Universitäten zu weltlichen Jesuiten-Anstalten machen will, wie sie anfangs solche geistliche Anstalten waren; oder ob er, mehr die Zukunft erwägend, die Musen sich befreunden will durch eine denselben gegönnte mäßige Freiheit. Die ältere Geschichte der Universitäten bis zur Reformation hat bewiesen, daß es der damals unumschränkt herrschenden Kirche denn doch gefährlich war, den Geist unterdrückt, die freie Forschung gehemmt zu haben. Hierin könnte denn auch für den jezt unumschränkt herrschenden Staat eine Lehre liegen.

War Mäßigung im Siege nicht immer das sicherste Regierungsmittel? befand sich der Staat nicht immer im besten Frieden, wenn er die so leicht befriedigten Musen in dem schönen Glauben ließ, sie seyen frei? War der selige Schleyermacher bei seinem freien Geiste nicht ein sehr guter Unterthan, ja ein nützlicherer, als selbst Eylert, dessen unfreie Weise der Loyalität schadet, weil sie ihr die Ungezwungenheit nimmt? Sollte es überhaupt der modernen Politik — die freilich noch viel anderes zu thun hat — sollte es ihr wohl entgangen seyn, daß die Musen ihrer Natur nach verträgliche und bescheidene Wesen sind, die gern nicht stören, wenn man sie nicht stört, die sich, zwar nicht alles, doch viel gefallen lassen, und die äußerst dankbar und der Gewalt nützlich sind, wenn sie von derselben nur einigermaßen geachtet werden. Wozu also diesen friedsamen Musen Gewalt anthun? Wenn man, wie Jehova, mit bloßem Säuseln herrschen kann, wozu braucht man den Donner? Wenn man, wie Iffland, die Herzen schon mit dem kleinen Finger rühren kann, wozu braucht man den ganzen Körper? Nur wer mit Grazie herrscht, herrscht sicher und verdient zu herrschen. Ich würde, wenn ich die Macht hätte, die deutschen Gelehrten nicht vor die Köpfe stoßen, sondern ihre Köpfe mit einem seidnen Faden, wie Amor den Löwen, lenken.

10) Nouvelles considérations sur la liberté illimitée de la presse, fondées sur le mémorial du colonel Gustavsson; developpées par lui-même. Aix-la-Chapelle et Leipsic, Mayer, 1833.

11) Ueber die unbeschränkte Preßfreiheit. Vom Obersten Gustavsson, ehemaligem König von Schweden. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Sind auch die hier vorgebrachten Klagen über die Preßfreiheit alt, so sind doch die dagegen ertheilten Rathschläge desto neuer. Der Verfasser, nicht gewohnt Umschweife zu machen, beabsichtigt den Preßunfug radikal zu ecrasiren. Es sollen gar keine Zeitungen mehr herauskommen dürfen, außer Staatszeitungen; ja selbst literarische Blätter sollen künftig nur durch von der Regierung dazu Angestellte, wie in einer Registratur, verfaßt werden. Endlich sollen selbst nicht-periodische Bücher, selbst größere Werke nur von solchen Autoren verfaßt werden dürfen, welche die Regierung dazu für fähig erklärt hat. Der Herr Oberst Gustavsson macht es beinahe wie die Hegelianer, er nennt den Liberalismus nicht schlecht oder verbrecherisch, sondern bloß einfältig, beschränkt. Er findet, daß man z. B. die Pariser Zeitungen nicht bloß wegen ihrer Grundsätze, sondern sogar schon wegen ihres schlechten Styles ausrotten müsse. „Es gibt Redakteure in Frankreich, welche nicht einmal grammatikalisch richtig schreiben können; und was erst denken und urtheilen betrifft, so steht es noch ganz anders damit. Und weiß man nicht, wie sie es anfangen, um die Mängel ihrer Universalität zu verdecken? Sie gesellen sich ohne Umstände zu andern Schwindelköpfen, sie gerathen in Hitze, ihr Geist belebt sich, und so entsteht von Zeit zu Zeit eine Gährung gigantischer Ideen, woraus eine allgemeine Verwirrung hervorgeht; so schafft man ein Journal, das in der Eile redigirt, sogleich gedruckt und überall hin verbreitet wird und woraus das sogenannte Publikum sich für den laufenden Tag über seine theuersten Rechte und Interessen unterrichtet. Rechnet man dazu die theils wahren, theils falschen Nachrichten, von denen nichts zurückgenommen, berichtigt, noch ergründet wird, so hat man das Bild einer Journalredaktion. Und gäbe es nur ein einziges in einem Staate, wie das Journal de la Haye, so wäre dies ein wahrer Phönix;

aber es gibt ihrer so unzählige, daß man sie mit den ägyptischen Heuschrecken vergleichen kann, nur daß sie sich nicht so, wie jene, ähnlich sehn. Wenn man also keinen vernünftigen Grund für die Emancipation so vieler Journale finden kann, so ersieht man dagegen ihre Nutzlosigkeit in Bezug auf die Uebel, welche sie in einem Staate, sowohl durch ihre abweichenden Meinungen, als die Verwirrung der Ideen hervorbringen, welche sie das Talent haben, täglich und überall hin zu verbreiten. Politische Journale sollten nur Staatsneuigkeiten, Anzeigen, Ordonnanzen u. s. w. mittheilen, ohne sich einige Reflektion zu erlauben. Ihre Nullität wäre hiermit in Bezug auf politisches Räsonnement anerkannt, nicht aber rücksichtlich der Richtigkeit der Nachrichten, für welche die Redaktoren immer verantwortlich bleiben müßten. — Nächstdem müßte man literarische Journale koncessioniren, deren Zweck wäre, die ihnen übersandten Schriften jedoch mit der Namensunterschrift des Verfassers, mitzutheilen. Diese Autoren hätten nur das Recht, in Einem Fache zu schreiben, wie in Literatur, Ackerwirthschaft, Oekonomie, schönen Künsten u. s. w. Sie könnten nicht als Autoren oder Literaten zugelassen werden, ehe sie nicht gesetzlich approbirt oder als fähig von der Regierung anerkannt worden wären. Dann nämlich ist anzunehmen, daß sie keine Prinzipien und Maximen aufstellen werden, die der Moral so wie der öffentlichen Sicherheit und den der Presse gesetzten Schranken entgegen seyn werden. — Ich glaube, daß das für die Bestimmung der literarischen Journale so wie der Bücher und Broschüren festgesetzte Prinzip mit dem obengesagten übereinstimmen wird, da jedes Werk, welches zum Unterricht der Bürger bestimmt scheint, von Personen abgefaßt seyn muß, die wahrhaft im Stande sind, diesen Zweck zu erfüllen, und demzufolge von der Regierung gesetzlich ermächtigt seyn müssen. Wie viel literarische Journale sind in unserer Zeit erschienen, aber wenn man sie von Literaten untersuchen oder mit andern Worten censiren ließe, würde man sie ihres Zweckes würdig finden?" Ich denke, es wird nicht nöthig seyn, zu einem solchen Text Noten zu machen.

12) Handbuch der Militär-Geographie von Europa. Von C. A. Frhrn. von Malchus. Zwei Theile. Heidelberg und Leipzig, Groos. Wien, Gerold, 1833.

Der eigentlich geographische Theil, welcher das große europäische Terrain in militärischer Beziehung betrachtet, und dessen natürliche und künstliche Kommunikationen oder Hindernisse, Gebirge und deren Pässe, Flüsse, Straßen, Kanäle 2c. aufzählt, würde noch lehrreicher seyn, wenn der Verf. zugleich aus der Kriegsgeschichte die wichtigsten Fälle herbeigezogen hätte, durch welche die europäische Terrainkunde erleichtert wird. Die Wichtigkeit gewisser Gegenden, Routen und Oerter leuchtet besser ein, wenn man aus der Kriegsgeschichte nachweist, wie oft sie in der strategischen Basis oder Operationslinie gelegen haben. Da die Natur unabänderlich dieselbe bleibt, kehren auch die von ihr abhängigen militärischen Operationen immer wieder. Die Ebenen von Belgien, Sachsen und der Lombardei werden zu allen Zeiten Tummelplätze des Kriegs bleiben; gewisse Gebirgspässe, gewisse Punkte an den Ufern der Hauptströme werden immer die wichtigsten strategischen Punkte bleiben, so wie sie es schon vor zwei tausend Jahren gewesen sind. Ihnen müßte dann der Militärgeograph, mit bestimmter Citirung der Geschichte, die größte Aufmerksamkeit widmen. Eben so müßte er auch bei minder wichtigen Punkten doch die Zufälle bemerken, durch die sie in der Kriegsgeschichte einen Namen erlangt haben, woran sich dann immer zugleich eine Lehre knüpft.

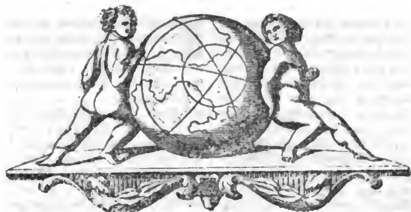
Die zweite Abtheilung, welche die Militärstatistik enthält, läßt Manches zu wünschen übrig. Zwar fehlt es nicht an Tabellen und Zahlen. Flächeninhalt, Einwohnerzahl, Staatseinkünfte, militärische Kontingente werden mit einander verglichen; allein über die Verschiedenheit der innern Organisation in den europäischen Armeen erfährt man zu wenig. Das Buch ist dick genug, daß man darin auch eine Nachweisung über das Verhältniß der Stärke, über die Eintheilung der Armee, über die Hierarchie der militärischen Gewalten, über die Dienstzeit, die Verhältnisse des Soldaten zum Bürger, den Militärstrafcoder 2c. erwarten sollten. Aber das Alles hat der Verf. in seiner etwas flüchtigen Zusammenstellung entweder gar nicht beachtet, oder nur hin und wieder eine zufällige Notiz darüber gegeben, die keine Vergleichung, keine Uebersicht zuläßt.

13) Ueber den Geist der preußischen Staatsorganisation und Staatsdienerschaft. Vom Regierungsrath Dr. Wehnert. Potsdam, Riegel, 1833.

Die Vorzüge der preußischen Administration sind allgemein anerkannt. Gleichwohl kann eine unbedingte Anpreisung des Staatsdienerdimmels, von einem, der selbst Staatsdiener ist, den Werth einer unpartheiischen Beleuchtung nicht ansprechen. Prof. Gans hatte sehr Recht, wenn er sagte: „Es ist der große Unterschied des Staatsdienstes in Frankreich und in Preußen, daß in dem erstern Lande derselbe gleichsam als das Gegengewicht der gesetzlichen Verfassung betrachtet wird, in dem leztern aber fast die Verfassung selbst ausmacht." Dies ist aber nur wahr in dem Sinn der Mad. Staël, die zum Kaiser Alexander sagte: Sie selbst sind die Konstitution; denn nicht auf die Einrichtung des Staatsdienstes, sondern auf den höchsten Willen, der ihn lenkt, kommt es an; und so hat Prof. Gans eigentlich nur gesagt, der König macht die Verfassung aus. Das hätte auch Herr Wehnert bedenken sollen, er hätte dem Wohlwollen, dem Gerechtigkeitssinn des gegenwärtigen Königs allein zuschreiben sollen, was er dem Institut zuschreibt. Das Institut ist ein caput mortuum. Was kann nicht der fünfte, sechste Selbstherrscher daraus machen? In der absoluten Monarchie gibt es keine Garantie, als die Persönlichkeit des Monarchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 35. 4. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

14) Ueber das physische Element der Bildung und der Wechsel-Verhältnisse der Staaten, oder natürliche Diplomatik. Von dem Verfasser des Bulletins der ehemaligen Donau- und Neckarzeitung. Mit vier Karten. Stuttgart, Henne, 1833.

Obgleich dem Verfasser jedes Gefühl von Nationalehre abgeht, so gehört er deswegen doch keineswegs zu den raffinirten Verstandesmenschen, sondern im Gegentheil zu den wohlwollenden, in der besten Absicht handelnden Schwärmern. Nur in Deutschland ist der Fall möglich, anderwärts wäre er unerhört. Nur ein Deutscher vermag für die Schande seiner Nation zu schwärmen.

Bei der neuen Eintheilung, welche der Verfasser den Staaten Europas geben will, spielt der Rhein die Hauptrolle. Dieser Fluß soll die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Ich weiß keinen Ausdruck, um die absichtslose Schmach einer solchen Behauptung im Munde eines Deutschen zu bezeichnen. Die Scheingründe mit welcher er diese Behauptung unterstützt sind folgende: „1) Das Flußbecken des Rheins für sich hat keine regelmäßige Bildung, keine eigene Bestimmung und keine eigene Nationalität. Der Rheinstrom ist vielmehr ein Verkehrsweg, der für beide Nationen, Deutsche und Franzosen, höchst wichtig ist, und jeder Mittelstaat würde die Wechselwirkung derselben, die vorzüglich an diesem Strome Statt findet, erschweren und ihre Kommunikationslinien gewaltsam verkürzen. So viele Interessen laufen am Rhein zusammen, daß man ihn als Centrallinie eines großen Reiches, wie er es unter Karl dem Großen war, ansehen könnte, wenn diese Interessen nicht aus dem Inneren anderer Centralitäten kämen, d. h. wenn nicht die eigenen Interessenkreise der Seine und der Donau seitdem von überwiegender Wichtigkeit, und eben dadurch der Grund zweier, in Sitten und Sprache eigenthümlich ausgebildeter Nationalitäten geworden wären. Schon dies ist ein Beweis, daß der Rhein, da er nicht Centrallinie seyn kann, wenigstens Grenzlinie, d. h. beiden gemeinschaftlich bleiben soll. Man stelle sich nur einen Augenblick die Donau über den Rhein bis an die Seine, und den Rhein mittelst der Ill bis an die Saone verlängert, und Straßburg als Hauptstapelplatz dieses ungeheuern Kreuzes vor, dessen Aerme sich vom schwarzen bis an das atlantische und vom deutschen bis an das mittelländische Meer erstrecken, und man wird begreifen, ob Deutsche und Franzosen einen Mittelstaat, oder einen ausschließlichen Besitz des Stromes dulden können, welcher gerade der einzige von den vier Aermen jenes Kreuzes ist, an welchem sie sich berühren können. Was Straßburg

für Frankreich, das ist Frankfurt für Deutschland, und die Wichtigkeit dieses leztern Handelsplatzes würde noch durch die Ausführung eines Verbindungskanals von der Donau an den Main um Vieles erhöht. 2) Gewiß würde, und mit Recht, ein allgemeines Geschrei in Deutschland sich erheben, wenn man die Länder, welche der Neckar, der Main und die Lippe bewässern, von der allgemeinen Masse, mit der sie innig verwebt sind, losreißen wollte. Nun aber stehen die Flüsse Ill, Mosel und Maaß in eben dem Verhältnisse zu dem Innern von Frankreich, wie die obengenannten zu dem Innern von Deutschland. Daß historisch genommen diese immer zu Deutschland gehört haben, jene aber noch unter zwanzigerlei Herrschaften zerstückt sind, beweist nichts anders, als daß die Völker bisher durch widernatürliche Verhältnisse in ihrem Wohlstande, welcher an die geographischen Linien geknüpft ist, zurückgesezt worden sind, und daß Frankreich, welches seine physischen Verhältnisse durch langwierige Arbeit aus den alten Lehns- und Theilungsverwirrungen hat herausbilden müssen, noch nicht damit zu Stande gekommen ist. Historisch können wir aber auch die Erfahrung der wenigen Jahre anrufen, während welchen das linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt war. Widernatürliche Zusammenstellungen lassen sich selbst durch Jahrhunderte nicht besiegen, wovon wir auffallende Beispiele haben; wo aber die Theile gleichsam als Glieder ihrem Körper anheimfallen, da bringt sich in kurzer Zeit eine wunderbare Verschmelzung zu Stande. Ich will nicht von den älteren elsäßischen Ländern sprechen; ich begreife nicht, wie derjenige, der sie besucht hat, an ihrem Geiste zweifeln kann; er ist nicht nur französisch, sondern exaltirt französisch, und nur eine antiliberale Regierung könnte in diesen kräftigen, nach Freiheit dürstenden Brüsten Feinde finden. Auch von Belgien kann nicht die Frage seyn: man erinnere sich nur, was Antwerpen war, und was es wieder seyn könnte; man berechne nur einen Augenblick die ungeheure Wirkung der Aufhebung der Zollinie zwischen Belgien und Frankreich, wodurch Brüssel zu einem Stadtviertel von Paris gemacht würde. Aber etwas Aehnliches in nicht viel kleinerem Maßstabe findet in Rücksicht auf Aachen und Trier Statt, und die kurze Zeit ihrer französischen Nationalität hat unauslöschliche Andenken, die bei jeder Veranlassung zum Vorschein kommen, zurückgelassen. Was Cöln, Coblenz und Mainz betrifft, kann man einen Augenblick zweifeln, was für sie vortheilhafter wäre, die Centralität zwischen dem freien Verkehre zweier großen Nationen, oder die eingeschränkte Bewegung, welche eine preußische Zollumstellung erlaubt."

Es gehört doch in der That eine unerhörte Naivetät dazu, den Franzosen so ohne weiteres zu schenken, was sie nur zur Zeit unseres öffentlichen Unglücks durch freche völkerrechtswidrige Gewalt uns auf kurze Dauer entreißen konnten, und worauf kein Recht zu haben, sie seitdem selbst oft genug eingestanden haben. Einige Millionen Deutsche so mir nichts dir nichts wegzuschenken, das kostet dem Mann gar kein Bedenken. Es sind ja nur Deutsche.

Seine Behauptung ist der Natur zuwider. Die Sprache, der Volksstamm macht die natürlichste Grenze, die selbst Hindernisse des Terrains nicht achtet. Ein zahlreiches, mächtiges Volk herrscht so weit, als seine Zunge reicht. Dann erst machen die Gebirge die natürlichste Scheidewand, und in den meisten Fällen fallen die Sprach- und Gebirgsgrenzen zusammen, weil fast jedes Volk sich bis zu seiner natürlichen Grenze, dem Gebirgsrücken, ausbreitet. Flüsse machen dagegen niemals eine Grenze, sondern im Gegentheil eine Verbindung. Jeder Fluß in der Welt hat zu beiden Seiten das nämliche Volk; und nur durch Gewalt kann zuweilen vorübergehend eine politische Grenze daraus gemacht werden. Der ganze Rhein mit allen seinen Nebenflüssen ist von Deutschen umwohnt, und die Grenze dieses Flußgebiets, die Gebirgszüge, von denen die kleinern Gewässer in den Rhein hinablaufen, sind auch die Grenzen der deutschen Sprache und des deutschen Volksstammes.

Die Behauptung des Verfassers, daß die Anwohner der Seine so gut ein Recht auf den Rhein haben als die Anwohner der Donau, ist von einer klassischen Unvernünftigkeit. Eben so gut könnten die Rheinanwohner ein Recht auf die Seine ansprechen, weil es die Anwohner der Loire auch ansprechen.

Die unläugbare Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich erklärt sich aus ganz andern Bedingungen. Besäße Deutschland dieselbe politische Freiheit und denselben freien Verkehr im Innern, wie Frankreich, so würden die Elsässer, gerade wegen ihrer geographischen Lage, sich doppelt und dreifach glücklich fühlen, dem deutschen Staatenbund anzugehören.

Indeß geht der Verfasser doch keineswegs auf die Verkleinerung Deutschlands aus, er will ihm im Gegentheil noch mehr geben als er ihm nimmt, nur auf andern Seiten. Zuerst schlägt er, wie natürlich, Holland dazu, und dann sogar das ganze Donaugebiet bis ans schwarze Meer. Hier hat er aber nicht weniger gegen die Natur gesündigt. Ist es nicht wunderlich, das Flußgebiet des Rheins, das durchaus von einer Nation bewohnt wird, an zwei vertheilen zu wollen; und umgekehrt das Flußgebiet der Donau, das (und zwar nicht in seitlicher, sondern nur in der Längenrichtung) wegen seiner langen Ausdehnung von mehreren, und sehr heterogenen Völkerstämmen bewohnt ist, in eine Hand, an den „Deutschungarischen Bund" bringen zu wollen. Die Geschichte lehrt allerdings, daß vor zweitausend Jahren ungefähr

ine solche Eintheilung, wie sie der Verfasser will, wirklich bestanden hat, denn damals reichten die Völker des germanischen Stamms im Westen noch nicht über den Rhein, während sie das ganze Donaugebiet erfüllten. Aber das war vor zweitausend Jahren, und seitdem sind wir über den Rhein, und an der Donau sind uns die Slaven und Magyaren nachgewandelt und Alles ist anders geworden.

Ein solches willkührliches Verschieben der natürlichen Grundlagen unseres Volks- und Staatslebens, ist nur möglich durch Gewalt, durch einen Napoleon, und dann nur auf kurze Zeit. Es streitet eben deshalb gegen alle gesunde Theorie und doch will man es selbst zu einer Theorie erheben, und als vernünftig rechtfertigen. Man würde das kaum begreifen, wenn der Verfasser nicht selbst sagte: „Vielleicht findet man nirgends (als in Deutschland) so allgemein eine gewisse Familienbehaglichkeit, eine gewisse Masse von Unterricht, welche die Frucht einer vernünftigen Aufführung und einer beharrlichen Verwendung sind. Aber sonderbar! wenn die Lage der Individuen dabei gewinnt, so kann man nicht eben das von dem Nationalgeiste sagen. Die Deutschen haben nie ein Vaterland, sondern immer nur einen Provinzialgeist, oder vielmehr einen Geist der Stämme gehabt. Wenig unternehmend, zu sehr geneigt, Alles gehen zu lassen, wie es kann und mag, begnügen sie sich, Theorien zu bauen, die zwar vielleicht ihre Ueberzeugung in Anspruch nehmen, aber nichts über die hergebrachte Gewohnheit vermögen. Außerordentlich langsam in ihren Berathschlagungen, nicht viel fertiger in der Ausführung, möchten sie gern alles wissen, alles erwägen, alles kombiniren, alles erhalten; ihre Untersuchungen beginnen mit dem Ei der Leda, und ihre Rathsversammlungen sind die Belagerung von Troja. So entfliehen ihnen Zeit und Ereignisse, ehe sie zu einem Schlusse kommen, und der Strom reißt sie fort, ohne daß sie wissen, wohin. Die politischen Einrichtungen, welche seit der goldenen Bulle ein gemeinschaftliches Band unter den Völkern des Reiches herstellen sollten, haben immer die Formen eines unentwirrbaren Labyrinthes an sich getragen; man findet diese wieder in den heutigen Verfassungen, die unter keinem andern Volke ausführbar wären, und es gibt Staaten, dessen öffentliches Recht das Leben eines Menschen verzehren wird, wenn er es genau will kennen lernen. Aber Deutschland ist gleichsam die Niederlage des menschlichen Wissens, das Universalrepertorium aller Thatsachen und aller Theorien, es ist eine Masse kostbarer Materialien, welche eines Schöpferhauches bedarf, um Leben und Gestalt zu gewinnen.“ Zu diesen unpraktischen deutschen Träumern gehört auch der Verfasser selbst, und er zeichnet sich noch insbesondere dadurch aus, daß er, gerade indem er über den Mangel an Nationalehre bei seinen lieben Landsleuten spöttelt, sie selber gutmüthig Preis zu geben räth. Es fällt ihm nicht ein, daran zu denken, für was für Bestien uns wohl die klugen Franzosen halten würden, wenn wir die Plane des Verfassers je ausführten und sie höflichst bäten, Mainz, Coblenz, Cöln, Trier, Aachen als ein kleines Geschenk gefälligst annehmen zu wollen. Les têtes carrées, würden sie sagen, und uns vielleicht gar das Geschenk zurückgeben, um nur länger solche gute Vetter Michel zu Nachbarn zu haben, und nicht zu früh mit Rußland zusammenzustoßen.

15) Merke zum Deutschen Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Hildburghausen, Knopf, 1833.

Wie der Weltbürger in dem vorigen Buch gegen die Natur, so sündigt der Patriot in diesem Buch gegen die Geschichte. Beide mögen die Extreme des studirten deutschen Liberalismus bezeichnen. Der eine würde das ganze deutsche Volk in den Herenkessel werfen, wenn er nur Franzosen daraus brauen könnte, denn er sieht in den Deutschen nur Sklaven. Der andere würde eben so gern die Freiheit der ganzen übrigen Welt auf die Latten legen oder in den Katzbach sprengen lassen, wenn es keine deutsche, und respektive preußische Freiheit wäre. Der eine verkennt das Vorrecht der Natur, welches den Nationen ihre Eigenheit, ihre Integrität sichert; und der andere verkennt das eben so heilige Recht der Geschichte, welches jedem großen Ereigniß seinen Einfluß auf Mit- und Nachwelt sichert, und wornach Deutschland eben so wenig von dem Einfluß der französischen Revolution unberührt bleiben konnte, als einst Frankreich von dem Einfluß unserer Reformation. Beide verkennen, daß das wirkliche Leben sich nicht nach ihren einseitigen Theorien richtet. Deutschland wird aus jeder neuen Krise mächtiger hervorgehn, denn alle in ihm gährenden Kräfte, die linken wie die rechten, arbeiten auf die größere Einheit hin; an einen neuen Verlust des linken Rheinufers ist also weniger als je zu denken, und der Vorschlag, es freiwillig abzutreten, ist toll. Auf der andern Seite aber wird sich in keiner Weise verkennen lassen, daß die vielen und großen politischen Veränderungen, die seit vierzig Jahren in Deutschland vor sich gegangen sind, größtentheils mittelbare oder unmittelbare Folgen der Neuerungen in Frankreich waren, und daß es nicht darauf ankommt, dies zu läugnen, oder wie Jahn, wüthend darüber zu werden, sondern die Thatsache mit Besonnenheit zu erwägen und nützliche Lehren daraus zu ziehn. Der wahre deutsche Patriot wird es nicht übel nehmen, wenn er durch das Beispiel der Franzosen belehrt wird, politische Mißgriffe und Gefahren zu vermeiden, oder nützliche Einrichtungen vorzunehmen. Er wäre ein Narr, wenn er eine Arznei verschmähte, bloß weil sie die „verfluchten Franzosen“ erfunden hätten.

Ich baue auf den gesunden Sinn des deutschen Volks und auf die Lebenskräftigkeit unserer Zeit überhaupt. Es wird nichts von alledem geschehn, was die Ueberspannten wollen. Eine vernünftige Freiheit wird sich unaufhaltsam in Deutschland ausbilden, ohne daß wir darum Franzosen zu werden brauchen, ja recht eigentlich unsern Lehrmeistern über dem Rhein zum Trotz! Und der Patriotismus wird in Deutschland ebenfalls unvermerkt je mehr und mehr gedeihen, aber ohne die haranguirende Kosakenknute und ohne die Purismen und Grobheiten des langhaarigen Zeitalters. Deutschland wird im Frieden gedeihen und in jeder Krise gedeihen; es streift jedes Jahr eine gelehrte Narrheit ab, es lernt jedes Jahr etwas für's praktische Leben hinzu, und das Volk besizt jenes glückliche Naturell, welches nie die Geduld, daher auch nie das Ziel verliert. Deutschland wird seine Feinde wie seine falschen Freunde täuschen und beschämen. Es wird mit einem Wort weder französisch noch russisch werden, sondern ganz ehrlich und recht lange und recht satt deutsch bleiben.

Herr Jahn sollte entweder mit der Zeit fortgegangen seyn, oder wenigstens einsehn, daß sie nicht bei ihm stehn geblieben ist. Nichts schadet dem Eindruck, den ein Charakterbild auf Mit- und Nachwelt macht, so sehr, als eine falsche Stellung. Jahn war ganz der Mann, um im Augenblick des heißen Kampfes das Wort zu führen, aber einen solchen Augenblick kann man nicht ewig festhalten wollen. Der edle Heros wird wohl in der Hitze der Schlacht zum Barbaren, aber nur der wirkliche Barbar tobt noch mitten im Frieden. Jahn hat ein unsterbliches Verdienst um die Erziehung, da er ihr eins ihrer wichtigsten Elemente, die Gymnastik, zurückgab. Ich sage zurückgab, denn wenn man das Turnen auch verboten hat, so wird es doch (ohne seine Uebertreibungen und politische Seitensprünge) wiederkehren und der gesammten Erziehung angepaßt werden. Der Nutzen der Gymnastik ist allzu einleuchtend, als daß die Aengstlichkeit und die Pedanterie der alten verhockten banausischen Schulmeister nicht einer gesunden Einsicht der Regierungen und Völker doch zulezt weichen müßten. In dieser Beziehung wird Jahns Ruhm noch einmal sehr hell leuchten, und mit diesem Ruhm sollte er sich begnügen.

16) **Die Spaltung Europas in zwei feindliche Halb-Regionen. Ein Gegensatz zum europäischen Bund des Herrn Schmidt-Phiseldeck. Nach dem Prinzip der Weltsprache. Stuttgart, Wachendorf, 1832.**

Der anonyme Verfasser wirft etwas wunderlich Deutsche und Slaven zusammen und stellt sie als nordöstliches Corpus dem südwestlichen gegenüber, welches die romanischen Nationen bilden. Sagt er nun auch viel Wahres über den gegenwärtigen Kontrast des liberalen Südens und absolutistischen Nordens, so hat er doch darin Unrecht, daß er diesen Kontrast als einen nothwendigen, in der Natur gegründeten und bleibenden charakterisiren will. Vor dreihundert Jahren war alles umgekehrt, da war die aufgeklärte Volksmasse nur im Norden zu suchen und im Süden wurde die dumme und rohe Masse durch eine intelligente Aristokratie beherrscht. Wie sehr hätte ein damaliger Politiker Unrecht gehabt, aus dem damaligen Kontrast Konsequenzen zu ziehn, und eben so Unrecht hat der Verfasser des kleinen Buchs, solche Konsequenzen jezt zu ziehn.

17) **Buch der Freiheit oder Geist des 19ten Jahrhunderts, von einem ausgewanderten Oesterreicher. Leipzig und Meißen, Gödsche, 1834.**

Oesterreichische Liberale haben in der Regel zwei Eigenthümlichkeiten, erstens den Wortreichthum, mit dem sie Ideen von Freiheit, die ihnen selbst neu sind, auch Andern mittheilen, als ob sie diesen noch neu wären; und sodann eine gewisse Verwandtschaft mit den alten Illuminaten, etwas, das den großen *Unterschied* Oesterreichs vom übrigen Deutschland selbst noch unter den Liberalen bezeichnet. Auch der unbekannte Verfasser des vorliegenden Buchs ist zu redselig, indem er uns doch am Ende nichts weiter sagt, als was wir schon wissen, daß nämlich, so lange Oesterreich steht, der Liberalismus in Mitteleuropa eine feste Schranke hat. Das ist in Schuellers bekanntem Buch noch viel naiver und gründlicher durchgeführt.

Alle diese Eintheilungen Europas sind *ins Blaue* gemacht. Der eine will einen deutsch-ungarischen Bund bis an den Rhein, der andere will *umgekehrt* Oesterreich auflösen. Der eine will Europa in zwei feindliche Halbregionen spalten, der andere will es rechtshin, der dritte linkshin übergreifen. Müßige Beschäftigungen. Die Geschichte hat die allerliebste Eigenschaft, uns zu überraschen. Wer möchte sich dieses Vergnügen, das man mit einiger Geduld sicher erkauft, durch Berechnungen verleiden? Nur unsere eignen Kräfte lassen sich berechnen. Ist es nicht wieder eine recht deutsche Eigenthümlichkeit, daß wir Europa neu eintheilen, und für das große Allgemeine sorgen, während uns so viel Nahes und Nächstes zu thun übrig ist. Der deutsche Gelehrte schreibt über die Umgestaltung Europas, und würde es für eine Beleidigung halten, wenn man ihm zumuthete, dies wichtige Geschäft zu unterbrechen, um auf's Rathhaus zu gehn, und daselbst einen Bürgermeister zu wählen. Er schreibt ein neues System des Vernunftrechts, würde sich aber sehr genirt fühlen, wenn er nur einen Vormittag opfern müßte, um als Geschworner zu Gericht zu sitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 36. 7. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

18) Allgemeine Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation. Von Johann Schön. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Der Verfasser huldigt dem historischen Juste-Milieu, das man nicht mit dem politischen verwechseln darf, obgleich es zuweilen damit zusammenfällt und noch öfter damit zusammengeworfen wird. Die Geschichte lehrt, und es ist ihre Hauptlehre, das Hauptresultat aller ihrer Erfahrung, daß die Menschen immer ein Extrem durch das andere heilen wollen, und daß sie die Schule der Noth demnach zweimal durchmachen müssen, bevor sie einsehn, daß das Rechte in der Mitte lag. Dies ist das historische, erfahrungsmäßige, das wahre und vernünftige Juste-Milieu, wovon das Juste-Milieu der politischen Feigheit und Schlauigkeit sehr verschieden ist. Der Unterschied beruht darin, daß sich das historische Juste-Milieu nur nach Thatsachen, das politische aber nach Meinungen richtet. Die richtige Mitte zwischen 1 und 9 ist 5, sagt die Erfahrung. Nun fällt es aber Einem ein, zu behaupten, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey 3, und nun sagt die Politik, um zwischen der wahren und falschen Meinung die Mitte zu halten, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey weder 5 noch 3, sondern 4; oder hätte Einer gesagt, sie sey 7, so würde die Politik sagen, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey weder 5 noch 7, sondern 6, und geschähe es, daß die Politik um dieses Widerspruchs willen zur Rede gesetzt würde, so würde sie ohne weiteres behaupten, 4 sey 6 und 6 sey 4. Eine Reichscensur z. B. im stabilen, und ein Provinzialpreßgesetz im liberalen Sinn müssen sich nach dieser Logik des politischen Juste-Milieu recht gut vertragen können.

Wenn man darüber lacht, so sollte das parteisüchtige Zeitalter doch die Lehren des wahren historischen Juste-Milieu nicht verkennen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift macht davon eine höchst geistreiche Anwendung, indem er zeigt, wie die Extreme, so feindlich sie gegen einander kämpfen, sich doch berühren, sich ähnlich werden, und wie es geschähe, daß die Restauration revolutionire, und der Liberalismus despotisire. Das einsichtsvolle Buch macht seinem deutschen Urheber Ehre. Wahrlich unter dem vielen Unkraut gedeiht denn doch auf dem gelehrten deutschen Boden auch der Verstand gar hoffnungsvoll, und er wird am Ende, wenn nie die Leidenschaften, doch die Dummheiten besiegen, wenn anders nicht Dummheit unsere eigentliche Leidenschaft ist.

In wenigen Meisterzügen charakterisirt der Verfasser die Restauration. „Ehe wenige Jahre vergingen, so schwand die glückliche, große Folgen versprechende Harmonie

zwischen Regenten und Regierten, welche der allgemeine Haß gegen Napoleon geschaffen hatte. Frankreich sah die Bourbons in so fern nicht durchaus mit Freude auf den Thron zurückkehren, weil sie im Gefolge fremder Armeen kamen. Vergebens wurde eine Konstitution verliehen, die sich auf das Innigste an die erste Konstitution anschloß, nur das englische Zweikammersystem hinzusezte und den Grundsatz der Volkssouveränetät unterdrückte. Die Opposition sah im Geiste das alte Regime mit den Hofleuten, Grundherren und einflußreichen Bischöfen zurückkehren. Die Einführung der Jesuiten, die Begünstigung des Majoratwesens verlieh dem Verdachte überall Glauben und der Thron verlor die feste Grundlage, die Meinung des Volkes; Verbindungen aller Art verbreiteten sich über das bei allem Glücke unzufriedene Land. In Spanien und Portugal hatte die Wiedereinsetzung der legitimen Fürsten ebenfalls Zerwürfniß gesäet. Im Aufstande gegen die Franzosen hatte sich die spanische Nation eine repräsentative, zumeist den Städten günstige Verfassung gegeben, welche die unpassend gewordenen Institute des Mittelalters wegräumte. Diese Verfassung war aber Ferdinand VII. unangenehm; er schloß sich an die Geistlichkeit und den Adel, die bei der neuen Ordnung der Dinge den Kürzern zogen. Verfolgt wurden die Anhänger Napoleons und der Verfassung, die Preßfreiheit aufgehoben, die Inquisition, die Tortur, das Mönchswesen wieder hergestellt. Die Gährung stieg auf das Höchste. In Portugal waltete Beresford im Namen der Braganza, die in Brasilien blieben; die Nation widerstrebte dem englischen Kommando. Ueberall glimmte es unter der Asche. Nicht friedlicher sah es in Italien aus. Die Wiederkehr des Papstes und der übrigen Fürsten Italiens war mit der Abschaffung der neuen Institutionen, mit der Wiedereinführung des lästigsten Kirchen- und Feudalwesens verknüpft. Daher war die ganze Halbinsel in Aufregung; eine geheime revolutionäre Gesellschaft überzog wie ein Netz alle Gauen. Die Schweiz und Deutschland wurden ebenfalls mannichfaltig bewegt. In der Schweiz wurde die Aufhebung der bisherigen Verfassung nicht von Allen gebilligt. Die Wiederherstellung des aristokratischen Regiments in mehrern Kantonen erzeugte heftige Reibungen. Deutschland sah in der Bundesverfassung jene Nationaleinheit, die es seit der Napoleonischen Theilung wieder erstrebte, nicht dargeboten. Das Versprechen landständischer Verfassungen, freien Verkehrs und Handels war den Ungeduldigen nicht genügend; die Wiedereinführung abgeschaffter Institute den meisten ein böses Zeichen. Unter der Jugend zeigte sich ein unzufriedner, konspirirender Geist, der in einzelnen politischen Mordthaten allgemeines Entsetzen hervorrief. Zugleich kam durch die unsinnige Gestaltung des katholischen Kirchenwesens in Italien, Spanien und Frankreich ein unglücklicher Religionshaß nach Deutschland. Die Protestanten schlugen Lärm über die Jesuiten, über die politischen Zwecke der Priesterschaft, und hielten eine regere Polemik gegen den Katholicismus für nothwendig. Die Katholiken sahen sich aber wieder durch die unaufhörliche Anfechtung gekränkt und beunruhiget. Die Niederlande bestanden aus zu widerstrebenden Elementen, als daß ihre freisinnige Verfassung sie befriedigen konnte. Norwegen sah die Vereinigung mit Schweden als ein Attentat auf seine Individualität an. Auf diese Weise schlugen den hohen Verbündeten aus allen Landen helle Flammen entgegen. Sie glaubten nicht entschieden genug gegen den widerstrebenden Geist auftreten zu können und wurden daher in ihren eignen Landen, wo es ruhig geblieben war, zu manchen retrograden Schritten veranlaßt. Namentlich gilt dieses von Rußlands Kaiser, der nun die meisten seiner frühern Maßregeln fallen ließ und lähmte. Mehrere Kongresse wurden gehalten, um die Revolution, wo sie sich zeigte, zurückzuschlagen. In Karlsbad wurde gegen Deutschland reagirt; in Troppau und Laibach das Urtheil über Italien gesprochen, welches eine österreichische Armee mit wenigen Schwertstreichen vollstreckte; in Verona Ferdinand VII. und dem portugiesischen Könige Hülfe wider die Liberalen, die die königliche Gewalt bemeistert hatten, durch Frankreich zugesendet und der Aufstand der Griechen gegen die Türken für eine östliche Ausstrahlung „des Geistes der „Revolution“ erklärt. Da die Armeen der heiligen Allianz nur die Liberalen unterwarfen, aber nicht, wie es zu wünschen war, zugleich eine billige und auf vernünftige Grundsätze basirte Ordnung der Dinge mitbrachten, so wurde es der liberalen Partei in ganz Europa leicht, einen panischen Schrecken vor den Absichten der hohen Allianz zu verbreiten und ihren Ideen einen Glanz zu verschaffen, der sie der Widerlegung unzugänglich machte. Die französische Presse wurde die Beherrscherin der Völker — die Debatten der Kammern und Stände selbst fügten sich ihr und gaben fast nur ihren Widerhall ab, wodurch das konstitutionelle System sehr verlor. In Frankreich wurde oft das Beste, z. B. das Municipalgesetz des Ministeriums Martignac zurückgewiesen, wenn es von Oben kam. Was nicht ganz nach den Tagesansichten schmeckte, wurde auch anderwärts als eine Frucht des Reaktionsgeistes verschrien. Die großen Fortschritte der Industrie und Geistesbildung wurden nicht einmal mit verdientem Dank beachtet; eine systematische Opposition konnte man das Verhalten der Männer nennen, die in Wort oder Schrift die Völker vertraten. — Die Jahre 1830 und 1831 zeigten unter blutrothem Feuerscheine den Ausgang aus dieser bedenklichen Verwicklung der Gegensätze. Die rasche Vertreibung der Bourbons, der leichte Abfall Belgiens, der vom Erfolge gekrönte Aufstand Sachsens und des Schweizervolkes in den aristokratischen Kantonen, der kräftige Unabhängigkeitskampf in Polen,

die Erhebung der Oesterreichs Nähe vergessenden Unterthanen des Papstes, lehrte die Macht der Opposition kennen. Die Lenker des europäischen Geschickes bekundeten, namentlich in der Londoner Konferenz, einen Geist der Mäßigung, der für die Zukunft schöne Früchte versprach. Die Debatten nur revolutionirten Länder, die Ausschweifungen der Presse öffneten wieder den Völkern die Augen. Mehr als ein Idol des Tages stürzte von dem Altare, Sätze, die bisher für Axiome des Liberalism galten, verloren ihre Autorität. Ein Bedürfniß der Ordnung, der Stabilität durchzuckte die bisher eraltirtesten Gemüther; kein Tag verging ohne neue Lehren. Man muß, wenn man einigermaßen unparteiisch zusieht, den Tag der Verständigung andämmern glauben; oder wäre es der Fluch der Geschichte, daß sie dreimal erscheinen müsse, um Gehör zu finden?"

Er geht nun die Geschichte der Civilisation und ihre wesentlichsten politischen, ökonomischen und intellektuellen Bedingungen durch, überall mit demselben Geist, mit derselben Berücksichtigung entgegengesezter Parteiansichten und ihrer wechselseitigen Irrthümer. So hebt er die ökonomischen Gegensätze hervor: „Die Oekonomie der europäischen Völker tritt überall aus den alten Bahnen, aus den alten Formen; ein ganz neuer Zustand bildet sich in allen Gewerben und Geschäften. Nun kann sich aber ein Neues nicht entfalten, ohne das Alte wie eine morsche Hülle zu zerbersten. Daher die Leiden von dem Neuen, das sich als ein Besseres ankündigt! Wer nicht dem großen Umschwunge nachfolgen kann, entweder aus Mangel an Talent oder aus Mangel an Kapital, wird von dem dahinrollenden Rade auf die Seite, in das Elend geschleudert. Aber auch jene, die nachzufolgen vermögen, gewinnen nicht immer genug Boden, um sich ein festes Haus begründen zu können. Wir haben gesehen, wohin der Bann und zwang der Produktionen führt; absolute Freiheit wurde daher die natürliche Losung der Zeit. Allein die Zukunft wird lehren, daß die wahre Freiheit ewig nur eine bedingte ist. Am Ende war ja das ganze Monopolsystem der Vorfahren nur die Frucht einer ungeregelten Freiheit der Privaten. Wir sahen, welche große Wirkungen von den Maschinen ausgegangen sind und noch zu erwarten stehen. Sie stellten sich uns überall als die Trägerinnen der modernen Kultur dar. Doch hat ihr **ganz unbewachtes und unvorbereitetes** Auftreten und Anwenden überall einen großen Theil des Segens durch die Erzeugung eines unerhörten Pöbels paralisirt. Das ist das Vorzüglichste, daß die Maschinen gemeine Arbeiter ersetzen; bisher haben sie überall deren nur zu viele gemacht. Wohl haben die hydraulischen Maschinen England 1,200,000, die Dampfmaschinen 6,400,000 gemeine Arbeiter erspart und ersezt, allein dennoch ist es eine Thatsache, daß im Jahre 1762 im brittischen Reiche unter 15 Millionen Einwohnern 2 Millionen Handarbeiter lebten und 1817 unter 20 Millionen Einwohnern 6 Millionen Handarbeiter existirten. Ein kümmerliches Daseyn! Es wurden Hand- und Maschinenweber mit 24 — 36 Kreuzern gelohnt, während das Pfund Fleisch 30 — 40, und das Pfund Brod 10 Kreuzer kostete. Die Maschinen stiften eine neue Herrlichkeit und Hörigkeit; kein Mensch dachte aber an ihre Regulirung. Die Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit des Bodens ist eine Geißel der Nation, ein Fluch über alle Fortschritte. Allein wenn die Landgüter völlig zu einer Waare werden und immer von Hand zu Hand gehen, wenn die Parcellirungen sich zu sehr vervielfältigen, dann verschwindet gleichfalls der Wohlstand der Dörfer und hier treten fast alle Bauern bald in ein wälsches Pachtverhältniß zu den in den Städten abwesenden Eigenthümern, dort mindert sich die Zahl der großen Bauern und sezt an ihre Stelle eine armselige Menge von Häuslern und Tagelöhnern. Die Population mehrt sich in Folge der vielen neuen Haushaltungen, allein sie dient nur dazu, den Reichthum zu schmälern. Ohne Aussichten auf dem Lande ziehen sich die Ueberflüssigen in die Städte und überladen auch diese mit armem Volke. — Das Zunftwesen ward eine Geburt des Egoismus. Um sich ein bequemes Daseyn zu gründen, traten die Meister zusammen und regulirten ihre besondern Angelegenheiten. Die Zeit hat diese Einrichtung als einen Ueberrest verschwundener Verhältnisse zerstört, zerbrochen. Allein überall kündigt sich das Bedürfniß einer gewissen, mit der industriellen Freiheit vereinbaren Trennung der Geschäfte, einer gewissen Feststellung der anzusetzenden Gewerbsleute, einer Vereinigung zur Handhabung der gemeinsamen Interessen mehr oder weniger an. Wohl ist es richtig, daß eine eigentliche Uebersetzung der Gewerbe in Folge der absoluten Gewerbefreiheit nirgends eingetreten ist. In Westphalen blieb sich die Zahl der gelösten Patente durch mehrere Jahre gleich. Auch war sie nur von 110,000 auf 130,000 gestiegen. Die Verhältnißzahl der Schuster, Schneider, Bäcker, Glaser, Nagelschmiede, Seifensieder u. s. w. in dem zunftfreien Rheinbayern ist der in dem zünftigen Altbayern ganz gleich. Inzwischen ist es auch nicht die unverhältnißmäßige Vermehrung der bestehenden Gewerbsleute, was den Bürgerstand mit Armen anfüllt, sondern das Uebel sizt in der **übertriebenen** und daher die Kräfte abspannenden und zerstörenden **Konkurrenz**, die nicht von der Zahl der angesessenen Meister allein abhängig ist. Man litt von einem Jahrhunderte, weil zu wenig Konkurrenz obwaltete, so kam man dahin, deren nicht genug haben zu können. Der Glücksweg ist auf Erden überall der Mittelweg!"

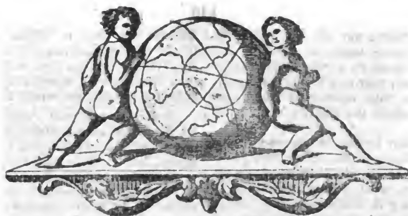
Vortrefflich ist, was er über die politischen Bedingungen der Civilisation, des Wohlstands, der Zufriedenheit

sagt. Hier begegnet er vorzüglich den liberalen Weltverbesserern, die in der Hast, Alles auf's Beste einzurichten, Alles verderben: „Die Liberalen reden in einem Athem von Beschränkung der Regierung und machen die Gewalt eigentlich ganz schrankenlos, ganz allmächtig, ganz absolut. Die Staatsgewalt soll Alles seyn, Alles in sich fassen, Alles aus sich entlassen, dafür aber soll die Gewalt von dem Inhaber nur mit Einwilligung der Volksvertreter angewendet werden. Seltsamer Irrthum; nachdem man eine irdische Omnipotenz geschaffen hat, glaubt man durch äußere Formen und Formeln sie wieder mäßigen zu können! Die Wahrheit ist ewig nur diese, daß Zeus Donner weder in der Hand eines Einzelnen, noch in den Händen einer Mehrheit wohlthätig seyn kann. Nur eines Gottes Rechte ist dazu geeignet. Der Konstitutionalismus ist ein Gaukelspiel, wenn das Recht nur in der Form des Beschlusses, nicht in der Natur der Sache gesucht wird. Die Staatsgewalt ist nicht der Inbegriff aller Gewalten; es gibt Gewalten, die der Staatsgewalt ebenbürtig sind, die diese nicht verschlingen darf. Diese Gewalten erstehen aus den Dingen, die keine öffentliche Gewalt machen kann, die einen ewigen sittlichen Grund in sich haben. Der Mensch verschließt in sich ein Reich, worein sich keine äußere Gewalt wagen darf. Die Familie ist ein Kreis, innerhalb dessen es eine leitende Macht gibt, welche keine Gewalt entthronen darf. Die Familien sammeln sich in der Kommune und Korporation, welche ihr heiliges Privatrecht besitzen. Die Kommunen vereinigen sich in Kirchen, deren inneres Wesen ein freies seyn muß. So entstehen höchst verschiedenartige Gewalten, welche die öffentliche Gewalt keineswegs in sich aufnehmen und aus sich als einzelne Zweige wieder entsenden darf, wenn nicht die wahre Freiheit, das wahre Recht um den festen Boden kommen soll. Und dennoch sind es gerade die sogenannten Liberalen, welche alle Privatgewalten vernichten, die Staatsgewalt mit ihnen ausstatten, anfüllen und nichts weiter begehren als eine beliebte Form in der Anwendung. Was der Despotismus Louis XIV. noch von individueller Freiheit in Frankreich stehen ließ, das vernichtete die konstituirende Versammlung; aber trotz der volksthümlichsten Form war die französische Regierung in der ganzen republikanischen Periode nichts als der grausamste Absolutismus."

Die ungeheure Masse trauriger Erfahrungen, welche beweisen, daß den Völkern ihr meistes Unglück durch Unrecht, Bevormundung, Einschränkung, Gewalt von außen kommt, mußte den Verfasser nothwendig zu dem Gedanken führen, den er in folgender Stelle ausdrückt: „Daß die Polyarchie für die Leitung der innern Staatssachen nicht tauge, wird allgemein zugestanden, und doch nimmt Keiner Anstand, von der Polyarchie in den auswärtigen Verhältnissen das Beste zu erwarten. Ich glaube aber die Geschichte für mich zu haben, wenn ich von Kongressen ohne Haupt so wenig erwarte, als von Volksversammlungen ohne eine feste Autorität. Wie wenig wurde auf den zahlreichen Kongressen ausgerichtet, wie oft das Nachtheiligste durch Stimmenmehrheit beschlossen! Man läßt das zu, schiebt aber die Schuld darauf, daß die europäische Polyarchie eine aristokratische, von den fünf Großmächten ausgehende sey, und keine demokratische, d. h. von allen Staaten gebildete. Allein die kleinen Staaten können um so weniger im europäischen Völkerrathe eine gleiche Stimme erlangen, weil es mittelst derselben den Großmächten sehr leicht wäre, einander zu überstimmen und sich die Präponderanz anzueignen. — Was wir von der Zukunft uns erbitten müssen, ist ein passendes Schiedsgericht, welches wo möglich die physische Macht nur seiner moralischen verdankt; keine Universalmonarchie, die der Tod der Selbstständigkeit ist! Das Bewußtseyn dieses Bedürfnisses ist so lebhaft, daß manche Schriftsteller zu der Wiederherstellung der „alten" Hierarchie gerathen haben. Es bedarf aber kaum der Bemerkung, daß die Boniface zu oft die Malifici spielten, als daß die Anforderung der sogenannten Päpstler Beifall finden könnte. Der sehr begründete Wunsch eines höchsten Tribunals bleibt jedoch ein frommer Wunsch, so lange die absolute Unabhängigkeit das Idol der Diplomaten ist. Seltsam, wie erkennen heut zu Tage allgemein, daß der einzelne Mensch die thierische Unabhängigkeit aufgeben, sich unter eine höchste Gewalt beugen müsse, wenn er die wahre Freiheit erreichen, ein sicheres Recht erwerben wolle. Gleichwohl bleiben wir bei diesem Anfange der Rechtsverwirklichung stehen, als wäre damit alles zu Ende. Soll aber das Faustrecht nicht im Kleinen aufgehoben und im Großen geheiligt werden, so ist es offenbar erforderlich, daß auch die einzelnen Staaten die thierische Unabhängigkeit aufgeben und sich einer Rechtsordnung fügen." Hier hat den Verfasser sein gutes Herz etwas zu weit geführt. Ein solches Schiedsgericht der Nationen ist unmöglich. Es bleibt nicht nur so lange ein frommer Wunsch, als absolute Unabhängigkeit das Idol der Diplomaten ist; es bleibt immer, so lange die Erde steht, ein frommer Wunsch. Innerhalb eines Staats lassen sich die Interessen in Harmonie bringen oder wenigstens beherrschen; die Gesellschaft aber, deren Glieder selbst Staaten sind, wird sich nie festen Gesetzen, sondern immer nur der Noth oder der Uebereinkunft des Augenblicks unterwerfen; es wird nie einen Staat der Staaten geben, oder er wird wenigstens im immerwährenden Revolutionszustand begriffen seyn, und die Majorität müßte viel mehr Kriege zur Aufrechthaltung des Gesetzes führen, als vorher ohne das Gesetz geführt werden wären.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 37. 11. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Schluß.)

19) Politische Betrachtungen über die Stiftung einer neuen Hochschule zu Zürich, nach dem Bildungszustand der Schweiz überhaupt. Von Dr. Joseph Schauberg, Privatdocenten der Rechte. Zürich; Orell, Füßli und Comp., 1834.

Der Verfasser hält den schweizerischen Standpunkt fest, er erwägt die großen Vortheile, welche der Schweiz gewonnen würden, wenn die Universität Zürich, als eidgenössische Centralanstalt in Flor käme und er beweist, daß wohl keine Stadt durch schon bewährte wissenschaftliche Richtung, Hülfsmittel aller Art ꝛc. sich besser dazu eigne, als Zürich. Es ist löblich, solche Ansichten immer von neuem auszusprechen, obgleich nicht gehofft werden darf, daß sie bald durchdringen werden. Der Föderalismus ist so tief gewurzelt in der Schweiz, daß die Unitarier sich keine Rechnung machen dürfen, die Eifersucht und den Egoismus der einzelnen Kantone und Städte zu besiegen. Nur wenn Zürich selbst und vielleicht noch einige weniger eifersüchtige Kantons mit ihm festhalten, keine Opfer scheuen, um die Universität durch tüchtige Lehrer emporzubringen, nur dann wird sie die Konkurrenz aushalten und durch ihre eignen wissenschaftlichen Mittel das Primat erlangen, das sie auf politischem Wege schwerlich je erlangt. Besonders aber möchten wir den alten Züricher Herren, die der neuen Universität bloß des neuen Regiments willen scheel sehen, ernstlich zurufen, daß sie ihres alten gelehrten Rufs eingedenk, diesen der Stadt erhalten, und nicht um eines augenblicklichen politischen Zwiespalts willen gefährden sollten.

Nicht unwichtig scheint es uns, diese Angelegenheit auch aus einem deutschen Standpunkt zu betrachten. Was der Verfasser in dieser Beziehung geschrieben hat, dürfte der Universität Zürich weit mehr zum Schaden als Nutzen gereichen, und es ist wahrhaft traurig, daß der Advokat einer so guten Sache solche Mißgriffe macht. Die Prahlerei, daß Zürich vielleicht noch berufen sey, das Licht der Wissenschaft und Wahrheit, wenn es nämlich in Deutschland ausgelöscht würde, zu konserviren, ist gar am unrechten Ort. Sollen etwa durch solche Phrasen die deutschen Regierungen beruhigt und bewogen werden, das Interdikt aufzuheben? Das wäre wahrlich der verkehrteste Weg dazu. Auch in Bezug auf Deutschland kann die Universität Zürich nur gedeihen, wenn sie mit

Beseitigung alles Politischen nur mit allen ihren Mitteln in die wissenschaftliche Konkurrenz tritt. Je tüchtiger die Gelehrsamkeit und der wissenschaftliche Geist in Zürich seyn wird, desto mehr wird sich die neue Universität den Schweizern selbst unentbehrlich machen und desto mehr wird sie zugleich ihre Differenz mit Deutschland ausgleichen.

Geschieht dies, oder bewährt sich nur andauernd die edle Neigung des Standes Zürich für das Wissenschaftliche, alsdann wäre es sehr unpolitisch von Seiten der deutschen Regierungen, wenn sie nicht freundnachbarlich der Universität Zürich alles Gedeihen wünschten und gewährten. Nur eine Politik ohne Voraussicht könnte die Vortheile verkennen, die für Deutschland selbst in der Aufrechthaltung deutscher Wissenschaft und Bildung in den Alpen liegen. Man lasse nur die wackern Männer, die unter harten Kämpfen seit so langer Zeit z. B. in Basel, an der Kantonschule in Aarau, eine Zeitlang in Luzern ꝛc. für die gelehrte deutsche Bildung kämpften, die endlich in Zürich einen Sieg feiern, man lasse sie nur in ihren so uneigennützigen und redlichen Bemühungen scheitern, man lasse diese schwankenden Anstalten zu Grunde gehn, man lasse mit der politischen Sympathie zugleich auch die oberflächliche Bildung und die Sprache Frankreichs um sich greifen, und man wird bald einsehn, daß man einen Fehler gemacht hat.

20) Grundsätze der Volkswirthsschaftslehre von Dr. Karl Heinrich Rau. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Heidelberg, Winter, 1833.

Man könnte dies Werk eine Statistik alles möglichen Besitzes und Erwerbes nennen. Es verzeichnet und beschreibt jede Art des Vermögens und des davon zu machenden Gebrauchs, ohne sich viel mit Behauptung irgend einer Lieblingsmeinung oder mit Polemik gegen andere zu befassen. Jene Beschreibungen erscheinen nun zuweilen etwas pedantisch, z. B. §. 101. „Eine eigene Gattung von Verrichtungen ist dazu bestimmt, den Gebrauch gewisser Güter für deren Besitzer zu erleichtern und ihre dabei vorgehende Verschlechterung zu verhindern oder sogleich wieder aufzuheben. Es liegt in der Natur mancher Gegenstände, daß sie ohne eine solche Hülfsthätigkeit nicht fortwährend benuzt werden können (a), die zwar dem Eigenthümer Mühe und Zeit erspart, aber nicht in das Gebiet der persönlichen Dienste gehört, weil der aus ihr entspringende Vortheil immer durch sachliche Güter vermittelt wird. — (a) Z. E. Reinigen der Wohnungen, Geräthe, Kleidungsstücke, Fütterung und Wartung von Thieren, Ausbesserung kleiner Beschädigungen, Aufziehen von Uhren ꝛc. Solche Arbeiten sind großentheils dem Gesinde übertragen.“ Stellen dieser Art sind überall Longueurs. Man kann vollständig und systematisch seyn, ohne langweilig zu werden und Wissenschaftlichkeit involvirt keineswegs nothwendig Trivialität.

Doch wenn man nicht auf diese kleinen Schwächen der Form, auf die den Akademien einmal zur andern Natur gewordene Demonstrirsucht sieht, so muß man zugeben, daß die Sache selbst durch dieses beschreibende, ich möchte sagen naturhistorische Verfahren gewinnt. Wie die Naturphilosophie unmöglich ist ohne die Naturgeschichte, eine Heiltheorie unmöglich ohne eine vollkommene Arzneimittellehre, so kann auch eine gute Nationalökonomie nur aus einer genauen Statistik aller vorhandenen oder möglichen Vermögen und Kräfte hervorgehn. Wenn irgendwo, so werden hier die Theorien durch Erfahrung berichtigt.

Die nächste gute Folge dieser Behandlungsart ist die Entfernung übertriebener Besorgnisse und übertriebener Hoffnungen. Was hat man nicht Alles bei dem früher herrschenden Merkantil- und physiokratischen System gehofft und gefürchtet? Man glaubte mit dem Vermögen ganzer Nationen wie an einer Pharobank spielen zu können. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß es mit dem Indiebohschrauben nichts sey, daß der auf einer Seite erlangte Ueberschuß durch einen Abfluß auf der andern Seite wieder neutralisirt werde, und daß umgekehrt eine Nation, welche wir mit unserm Handelssystem recht gebrandschazt und gleichsam ausgepumpt zu haben glauben, für den vermeintlichen Verlust Vortheile aller Art eingetauscht hat. Der Verfasser behauptet sehr mit Recht, daß ohne alle Theorie und ganz von selbst das Vermögen der verschiedenen erwerbenden Klassen so wie der verschiedenen Völker sich gegen einander ausgleiche, und daß, wenn auch Störungen dieses Niveaus nie zu vermeiden sind, doch durch die natürliche Reaktion das Gleichgewicht sich immer wieder herstelle. In dieser Beziehung sind vorzüglich folgende Stellen belehrend: „§. 275. Ein Volk hat so wenig zu besorgen, daß es je um seinen Vorrath von Metallgeld komme (so lange es kein Papiergeld in Gebrauch hat), als daß es ihm an Gewürzen oder an Baumwolle fehlen werde, denn wo nur etwas für Geld zu kaufen ist, dahin wird man nicht unterlassen, dasselbe zu senden, wenn man bemerkt, daß es dort theuer ist. Nur dann, wenn irgend ein Land dem Ausländer gar keine Erzeugnisse darbieten könnte, die er gegen Metallgeld einzutauschen geneigt wäre, würde der Preis desselben fortdauernd hoch und die Geldmenge klein bleiben, und selbst diese, kaum je zu erwartende Lage der Dinge wäre nicht nachtheilig. Man kann also im Allgemeinen

auf eine gleichmäßige Vertheilung der ganzen vorhandenen Metallmenge unter die einzelnen Länder nach dem Verhältnisse des Bedarfes rechnen.“ — „S. 126. Das Handelssystem verkannte die natürlichen Gesetze des Verkehres zwischen den Völkern und nahm an, es könne fortwährend eine beträchtliche Verschiedenheit zwischen der Aus- und Einfuhr eines Landes Statt finden (Handelsbilanz), welche durch Geldsendungen ausgeglichen werde, es könne also das eine Land durch die Fortsetzung eines solchen Verkehres großentheils um seine Münzmetalle kommen, das andere aber immer größere Fülle derselben erlangen. Es wurde die Meinung verbreitet, der auswärtige Handel sey in Ansehung seiner Nützlichkeit bloß nach der Beschaffenheit der Bilanz zu beurtheilen; man gewöhnte sich daran, den Ueberschuß der Ausfuhr oder die günstige Bilanz als Gewinn, die ungünstige als Verlust für das Land zu betrachten. Diese Ansicht wird ebensowohl durch die Forschungen über die Preise der edlen Metalle in verschiedenen Ländern widerlegt, als durch den Erfahrungssatz, daß die Geschichte kein Beispiel eines Landes darbietet, welches zufolge eines solchen vermeintlich nachtheiligen Handels seinen Geldvorrath und seinen Wohlstand eingebüßt hätte.“

Das schöne Resultat ist, daß es den Völkern und Klassen unmöglich ist, einander zu verderben, und daß es ihnen nur möglich, einander zu dienen und zu nützen. Aller Schaden ist nur relativ, eine Versäumniß des Nutzens, und zwar vorübergehend, weil er durch seine Folgen dem Urheber selber schädlich wird. Alles Wohlfeile wird wieder theuer, indem es sich seltner macht, und alles Theure wird wieder wohlfeiler, indem es sich vervielfältigt. Die Konkurrenz flieht oder naht, je nachdem der Dinge Werth ist. Diese ewige Ebbe und Fluth verhindert das Aufstocken der Kapitale, das Uebergreifen der Produktionen und die Stabilität merkantilischer Tribute.

21) Die Systeme der Staatswissenschaften von Say, Jacob und Pölitz, mit besonderer Rücksicht auf die sogenannte Nationalökonomie, vergleichend und kritisch nebeneinandergestellt durch F. F. A. von Diederichs. Köln, Bachem, 1833.

Der Verfasser geht übel mit Herrn Pölitz um, der allerdings in seinen Distinktionen zuweilen sehr oberflächlich ist. Nur eine Probe: „Pölitz stellt den Satz als Wahrheit auf, daß jede Arbeit des Einzelnen, durch welche ein reiner Ertrag (d. h. ein Ueberschuß über die Produktionskosten) vermittelt wird, daß eine solche Arbeit auch den Volkswohlstand begründe und vermehre, und daß deshalb nach den Grundsätzen der Volkswirthschaftslehre nur eine solche Arbeit produktiv zu nennen sey. Und allerdings sollte man meinen, daß dasjenige, wodurch das Vermögen des Einzelnen einen Zuwachs erhält, auch den Gesammtreichthum des Volkes, zu welchem letzterer gehört, vermehren müsse. Dem ist aber nicht unbedingt und in allen Fällen so. — Denken wir uns zwei Pharospieler. Beide haben die Absicht, Geld von einander zu gewinnen, sie sind also Beide, indem sie spielen, mit Vergegenwärtigung eines bestimmten Zweckes thätig, d. h. (nach Pölitz's Definition) sie arbeiten. Der Eine gewinnt vom Andern 100 Rthlr., die Kosten des Spiels waren 10 Rthlr., es bleibt dem Gewinner also ein Ueberschuß über die Produktionskosten, d. h. ein Reinertrag von 90 Rthlr. Ist nun durch diese produktive Arbeit des Gewinners der Gesammtreichthum des Volkes vermehrt worden, zu welchem er gehört? — Am meisten aber, und am kürzesten würde, nach der Idee von Pölitz, offenbar ein Dieb den Volksreichthum vermehren, denn er hat ohne Zweifel den größten Ueberschuß über die Kosten seiner Arbeit — den größten Reinertrag.“ Diese scharfe Geißel wird durch das ganze Buch geschwungen.

Der Verfasser stimmt in den meisten Fällen mit Say, als dem am meisten praktischen, überein, korrigirt ihn aber auch noch in manchen Fällen und läßt aus seiner Kritik der frühern Systeme ein eignes hervorleuchten. Er will nämlich die Nationalökonomie unter dem Namen Güterlehre als eine selbstständige Wissenschaft, unabhängig von allen politischen Beziehungen, begründen. Sodann begreift er unter Gut nicht bloß materielles, sondern auch geistiges Vermögen, kurz Alles und Jedes, was einfach dadurch, daß ich ihm einen Werth beilege, für mich ein Reichthum ist. Ja, er behauptet, daß die wesentliche Eigenschaft der Güter immaterieller Natur sey, weil sie eben nur auf dem Glauben beruhe. Aus demselben Grunde verwirft er auch die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Ihm hat jede Arbeit den Zweck, zu einem Gut zu gelangen, also das Spiel so gut, als die Mühe. Diese Ansicht hat etwas Humanes, sie macht die Arbeit zum Werkzeug unseres höhern Strebens nach Genuß und Bildung; während andere Nationalökonomen im Gegentheil den Menschen zum Werkzeug für den Gütererwerb machen und ihn an die Scholle, an die Maschine, an das Kapital als Sklaven anschmieden, als ob das Ding, um deßwillen das andere da ist, nicht der Mensch, sondern sein Gut wäre.

Warum der Verfasser im Begriff des Kapitals gerade das Aufsparen für die Zukunft allein hervorgehoben wissen will, ist nicht wohl einzusehn. So gewiß fast jedes Kapital, während es daliegt, zugleich (zinstragend)

arbeitet, so gewiß ist auch das Werkzeug, Haus, Grund und Boden, womit und worauf ich arbeite, zugleich ein aufgespartes Kapital für die Zukunft, das ich zu Gelde machen kann, wenn ich will.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

47) Der Sängerkrieg auf Wartburg. Romantische Erzählung von August Bürck. Leipzig, Hartmann, 1834.

Obschon in Prosa, doch in unwillkührlichen Jamben geschrieben. Das verräth den jungen Autor, dem seine Begeisterung für die Poesie des Mittelalters alle Ehre macht. Herr Bürck will unzweifelhaft mit seiner Modernisirung einer alten Zeit das Interesse des Publikums für seinen Gegenstand erregen, er will den alten Dichtern die Kränze sichern, die ihnen gebühren, selbst denen, von denen wir kaum mehr als den Namen wissen. Er hat den muthmaßlichen, obschon mit Unrecht dafür gehaltenen Verfasser des Nibelungenliedes, Heinrich von Ofterdingen, zum Helden seiner Erzählung, der noch zwei Bände unter andern Gesichtspunkten folgen werden, gewählt, und nicht ohne Geschick einige gleichzeitige Erscheinungen seiner Periode in die Darstellung verwoben. Der Landgraf von Thüringen, sechs bis sieben deutsche Dichter, Klinsor von Ungerland, Richard Löwenherz, Blondel sind etwas monoton in diesem Buche gruppirt. Herr Bürck hat es gerade in dem am meisten versehen, was sein Vorzug ist. Er geht in dem Bestreben, für die Dichter der Manessischen Sammlung das Interesse zu erregen, zu weit: einer dieser Sänger darf nur etwas traurig blicken, so springen alle Helden des Buchs auf ihn zu und forschen ängstlich, was ihm fehle. Es ist zu viel Sorgfalt, zu viel kleinliche, detaillirte Zärtlichkeit auf diese Figuren verschwendet, so daß sie zu interessiren aufhören. Herr Bürck, für seine Geschöpfe begeistert, würde sich ja um des Himmels Willen nicht erlaubt haben, einem derselben vor den andern einen Vorzug einzuräumen! Die Sänger singen alle vortrefflich und die Charaktere sind alle gut. Der Landgraf ist so hold und gut, der Graf von Katzenellenbogen ist etwas stolz, aber doch gut, die Landgräfin ist ein Engel von Güte, Gerhard Atze ist ein Narr, aber ein gutmüthiger, die Sänger sind alle unendlich gut, der dunkle Klinsor selbst ist ein Herzensguter Mann, Blondel, den die Sage zum Teufel macht, ein kleiner guter Blondin; nur Ofterdingen unterscheidet sich von den Uebrigen; er ist nämlich noch besser, als Alle, er ist so zu sagen der Beste. Vielleicht sieht der Verfasser ein, daß er auf diesem Wege unsrer altern Literatur nur schadet. Er muß sich mitten in die alte Denk- und Anschauungsweise versetzen, und mehr, als das bloß einseitige Interesse der Poesie und des Minnethums hervorheben. Er muß seinen Gestalten Kraft und Fülle geben, und ihre Charakteristik feiner nüanciren. Nur so kömmt Leben und Wahrheit in sein Gemälde. S.

48) Novellen von J. Satori. Drei Bändchen. Leipzig, Engelmann, 1832.

„Und was sagte ihr Herz weiter? Da geht er nun hin und hat keine Ahnung davon, daß gleichzeitig mit ihm, in derselben Art wie er, in gleicher Stärke — Ach, vielleicht noch heftiger als er — auch ich leide, und an die einzige Wohlthat nur mich zu halten im Stande bin, daß Niemand, Niemand es nur ahnet. Gott sey gelobt, daß es so ist; sezte Clara hinzu und trocknete schnell die Thränen, welche, gegen ihren Willen ihrem schönen blauen Auge entrollten. Gottlob, daß Niemand die leiseste Vermuthung hegt, daß Melun mir theuer, ach unaussprechlich theuer ist. Verborgen bleibe dieses Geheimniß auch in den tiefsten Falten meines Herzens liegen, und werde mit mir begraben. Nur um Eines bitte ich die Vorsehung, daß sie mir immer die Kraft verleihe, mich in der Gegenwart Anderer so beherrschen zu können, wie ich es bis dahin im Stande war; insgeheim dürfen meine Thränen fließen. — Aus diesem kurzen Selbstgespräche entnehmen wir, daß Clara den Baron liebte, und zwar so innig, als es ihr sanfter, ruhiger Charakter im Stande war.“

In dieser gesezten, aber nicht sehr originellen Manier ist das ganze Buch (wahrscheinlich von einer Dame) geschrieben.

49) Der Ultra und der Liberale und die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen von Karoline v. Woltmann. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Von der ersten Erzählung würde man etwas ganz anderes erwarten, wenn sie nicht von einem Frauenzimmer geschrieben wäre. Der Politik wissen die schreibenden Damen selten eine pikante Seite abzugewinnen. Dagegen eine weiße Frau, das ist etwas für sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 38. 14. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

50) Die Nonne von Gnadenzell. Sittengemälde des fünfzehnten Jahrhunderts, von C. Spindler. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Spindlers kräftige und reiche Phantasie verläugnet sich auch in diesem Werke nicht. Eine Menge charakteristischer Gestalten treten scharf hervor, und in Situationen, die durch Neuheit überraschen. Auch der landschaftliche Hintergrund ist klar und heimelt den Leser gleichsam an, weil der Dichter überall darin zu Hause ist. Der Schwarzwald, das Murgthal, Baden-Baden, Teinach, der Zavelstein, Liebenzell, Reutlingen ꝛc., Alles lebt vor unsern Augen.

Die Heldin des Romans ist Gisela, vertraulich Geißlin genannt, die schöne Tochter des durch Lüderlichkeit gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperberdeck lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zulezt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Kontrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Würtemberg schwebt, mit seinen Dekorationen von Wald und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Giselas zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden. Es würde überflüssig seyn, den großen Reichthum von Nebenfiguren hier näher bezeichnen zu wollen. Spindler ist in der Menge und Mannichfaltigkeit seiner romantischen Gestalten einzig.

Bei so viel Vorzügen dürfte dieser Roman dennoch nicht so gut gefallen, als der Bastard und der Jude, die in Einzelheiten roher waren, im Ganzen aber durch glühendere und lebhaftere Farben anzogen. Ich muß indeß gestehn, daß mir diese Nonne von Gnadenzell zu dem Besten zu gehören scheint, was Spindler geschrieben hat, zu den eigensten Kindern seiner so originellen Phantasie, die sich nur dann verfehlt, wenn sie modern seyn, dem Geschmack der Menge sich fügen will. Spindler ist eine von den seltnen Naturen, die der frühern derbern und glühendern Zeit angehören und gleichwohl wie eine späte Blüthe noch in unsrer modernen Zeit zum Vorschein kommen. Im Volk der Gebirge, beim Adel, der sich

von den Höfen fern gehalten, wo es noch solchen gibt, in einigen Handwerken und vorzüglich bei Katholiken gibt es noch solche Naturelle der Vorwelt, in der Literatur sind sie sehr selten. Spindler aber ist eines. Unsrer vornehmen literarischen Aristokratie, die ich mit dem Namen Schlegel bezeichnen will, wird er nie stiftsfähig erscheinen, sie werden ihm das Ungeschlachte der Form nie verzeihen, denn sie wissen den kräftigen und selbst wilden Pinsel nur in der Malerei zu schätzen, Werke der Dichtkunst verlangen sie dagegen geleckt wie van der Werf und verzeihen Niemand den Staub auf den Schuhen, und wenn er auch gerade aus dem fernen Lande der Romantik käme. Der Lesepöbel im Gegentheil weiß, so sehr er Spindlers Werke verschlingt, doch auch seinen wahren Reiz nicht zu würdigen, und ergözt sich ohne Zweifel an dem Tadelnswerthen mehr als an den zarten Zügen echter Poesie, die uns aus seinen Werken fremd und wunderbar, wie das Gesicht eines Engels aus dem Gewühl und Lärm eines tollen Festes oder aus dem Dunkel einer Mörderhöhle anlächelt. In welcher Gattung von historischen Romanen findet man wohl diesen anspruchslosen Zauber einer unbewußten Schönheit mitten unter Darstellungen, die sie nicht erwarten lassen? Ich kenne viel klassischere, durchdachtere, geglättetere Romane, besonders englische, aber in keinem finde ich diese wildschöne Pracht einzelner Schilderungen und diesen süßen fremden Reiz kleiner herzgewinnender Züge. Nie, das fühlt sich wohl, nie wird die rührende Gestalt, deren Blick uns auf einige Augenblicke so wunderbar fesselt, aus dem Gemälde heraustreten, und bald verschwindet sie hinter bunten und gleichsam lärmenden Bildern, die keine Wehmuth in uns aufkommen lassen. Aber ist das nicht eben der wahrste Zauber des Poetischen? Ich würde Spindler weniger schätzen, wenn er von seiner Gabe mehr Gebrauch machte, wenn er Schönheiten, die er nur andeutet, ausmalen wollte.

51) Gadsalûnah. Von August Lewald. Drei Theile. München, Jaquet, 1833.

Ein junger kräftiger Kaufmannssohn von Hamburg kehrt mit einer reichen Ladung aus Ostindien zurück, doch das köstlichste, was er mitbringt, ist Gadsalûnah, ein Hindumädchen, das er heimlich geheirathet hat. Die Erzählung, wie dieses Mädchen durch ihre Treue sein Herz gewonnen, stimmt sehr mit dem überein, was man in Hafners Reise durch Ostindien nie ohne Rührung lesen wird. Die Beschreibung der braunen Schönen selbst hat der Verfasser mit Meisterhand entworfen. Heinrich, so heißt der junge Kaufmann, wagt es nicht, die zarte tropische Pflanze in den gemeinen Krautgarten seines Herrn Papa, des reichen Herrn Pöckmöser, zu verpflanzen. Er hält sie in einem entlegenen Häuschen der Vorstadt versteckt. Seine Eltern findet er wohlauf, aber große Veränderungen sind im Hause eingetreten. Elichette, ein Franzose, den er sogleich für einen Abenteurer erkennt, hat sich in das Vertrauen des Alten eingeschlichen, die Tochter des Hauses ist ihm versprochen, und dagegen soll der Sohn des Hauses, der eben zurückgekehrte Heinrich, Elichettes Schwester, die schöne Blanche heirathen. Er ist nicht eben sehr erbaut von dieser angenehmen Ueberraschung, und weigert sich entschieden, diese Quadrille mitzutanzen. Der Franzose, der dadurch seinen Plan durchkreuzt sieht, will um jeden Preis Sieger bleiben, läßt Heinrichs Gänge belauschen, erforscht den Aufenthalt seiner Gadsalûnah, läßt dieser durch einen mit fremden Thieren herumziehenden Inder, den er bestochen hat, ein Lügengewebe vormachen und entführt sie. Heinrich erfährt unterdeß, daß er nicht der rechte Sohn des alten Herrn Pöckmöser, sondern eines Franzosen, der einst bei demselben im Quartier gelegen, und noch dazu Elichettes und Blanches Bruder ist. Nun gehn die Wechselheirathen natürlich zurück, Gadsalûnah findet sich wieder, wird getauft und förmlich mit Heinrich vermählt.

Dies ist, kurzgedrängt, der Hauptinhalt des übrigens noch an Nebenfiguren und kleinen Zwischenbegebenheiten reichen Romans. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, die lezteren nicht so sehr zu häufen. Die fruchtlosen Intriguen des Franzosen und die Gefahren, in welche dadurch die Hauptpersonen des Romans gestürzt werden, scheinen mir dem eigentlichen ästhetischen Zweck der ersten Anlage fremdartig zu seyn. Würden die Hauptpersonen nicht bedeutend gewonnen haben, und würde der Kontrast zwischen der tropischen Natureinfalt und der europäischen Kultur, zwischen der schwärmerischen Liebe einer Inderin und dem Phlegma der kaufmännischen Alltäglichkeit nicht viel reiner hervorgetreten seyn, wenn sich diese französische Familie gar nicht eingemischt hätte? Indeß ist es jezt einmal Mode, die Charakterzeichnung, selbst wenn sie richtig und schön ist, unter einer Ueberladung von schrecklichen und frappanten, wenn auch nicht immer wahrscheinlichen Begebenheiten zu ersticken. Referent hat sich an diese Mode noch nicht gewöhnen können, findet in dem Roman aber außerdem viel Schönes und Gefälliges.

52) Novellen von August Lewald. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Der abgerissene Knopf, nach einer bekannten artigen Anekdote vom Philosophen Kant. Dann eine schauerliche Mordgeschichte, die Glocke von Czenstochau; sechs Wochen

aus dem Tagebuche einer Dame von Stande, eine blutige Ehebruchsgeschichte; die schöne Aegypterin, eine gar originelle Geschichte von einem Liebhaber, der seine Geliebte bis an seinen Tod als Mumie bei sich hatte; und endlich Gretchen, eine kleine ländliche Tragödie. Alle diese Novellen sind mit der warmen Phantasie und dem leichten Ton geschrieben, die den Verfasser auszeichnen. Der abgerissene Knopf und die schöne Aegypterin sind vorzüglich anziehend.

53) Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann, 1831. Erste Folge derselben, daselbst 1832.

Kleine Nachtstücke, Novellenskizzen, Novelluccios, Gespräche, Mährchen, z. B. drei Kapitel aus dem Leben eines jungen Dichters, Autobiographie eines Miethwagens, Lucubrationen eines staatsgefangenen Dorfschulmeisters, Gespräch zwischen Bierkrug und Theetasse 2c. Die Anklänge an die Laune des Lucian und Cervantes sind das geistreichste in dieser Sammlung. Es ist erfreulich, in dem nassen Ocean unsrer sentimentalen und tragischen Familien- und historischen Novellen wieder einmal auf trocknes blühendes Land zu kommen; und ich bin auch überzeugt, daß unsre heutige Romanschule mit ihrem schwülstigen Ernst durch eine neue Reaktion in heiteren Geist des Cervantes verdrängt werden wird. Unter den ersten Erzählungen dieser Sammlung sind die drei altfranzösischen Novellen „des Grafen von Pontieu Reise über das Meer“, „Esche, ein Lai von Marie de France“, und „von der Kastellanin von Vergy“ am schönsten.

Da der komische Roman eine überaus schätzbare Gattung und gleichwohl so selten ist, sollte sich ein in so vorzüglichem Grade dafür geeignetes Talent seiner Kultivirung nicht durch zu viel anderweitige Bestrebungen entfremden.

54) Neue Novellen von Theodor v. Kobbe. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze, 1833.

Drei heitre Erzählungen und eine traurige. Die leztere, die Geschichte eines Bauernsohns, der bei seinem Mädchen zum Lichten geht, von seinem Vater aber deshalb mißhandelt wird, sich in der ersten Aufwallung preußischen Werbern übergibt und nachher von einem derselben erschossen wird — diese ganz einfache Geschichte ist gleichwohl sehr gut erzählt. Auch der Traum von der häßlichen Frau im Weidenhof zu Frankfurt ist recht artig. Die beiden längern Erzählungen sprechen weniger an, die eine versezt uns in holstein-dänische Lokalitäten, die andere wimmelt von komischen Situationen, die aus der Verwechslung zweier, einander völlig gleich sehender Vettern entstehn. Dies Motiv ist schon sehr verbraucht. Die Sprache des Herrn von Kobbe ist natürlich und gefällig.

55) Neue Novellen. Bilder aus der wirklichen Welt von Dr. F. Pauer. Mannheim, Löffler, 1832.

Der Verfasser, der jezt in glücklichen Umständen in Nordamerika lebt, wird wohl selber über die erste Novelle lächeln, in der ein sentimentaler Erbprinz und ein thränenaufgeweichter Baron Saarau an der Urne eines früh verschiedenen Fräuleins einander stumm in die Arme sinken. Die zweite Novelle, in der ein lustiger deutscher Handwerksbursch sein Wesen treibt, ist viel hübscher. Die dritte ist etwas grell. Eine Dame erschießt in dem gleichen Moment mit der linken Hand sich selbst, mit der rechten ihren Ungetreuen. Die vierte und lezte Novelle ist, wenn nicht neu, doch anziehend. Es ist eine Variation der diebischen Elster. Ein schönes Dienstmädchen wird von ihrer eifersüchtigen Gebieterin als Diebin angeklagt, ihre Unschuld aber entdeckt und sie erhält die Hand des vornehmen Herrn, um deßwillen sie aufgeopfert werden sollte.

56) Teufelsspuk und Liebesspuk. Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Dr. August Bechtold.

Die erste Erzählung „der Matrose“ ist die beste. Ein aufgeklärter und doch wundersüchtiger Schiffskapitän hört von einem gewissen Fise reden, einem isländischen Matrosen, der das Wetter machen könne. Zufällig trifft er diesen Menschen und engagirt ihn. Es bleibt immer schönes Wetter auf der Reise. Erst als Fise mit einem andern Matrosen Händel anfängt und gebunden wird, um seine Strafe zu empfangen, erhebt sich plötzlich ein Ungewitter, das immer ärger wird und nicht aufhören will. Das abergläubige Schiffsvolk räth dem Kapitän, er solle den Fise losmachen; der Kapitän schämt sich, will seinem eignen Wunderglauben nicht nachgeben, sieht sich aber am Ende doch, da das Schiff in die höchste Noth kommt, veranlaßt, den Fise loszubinden, und siehe da, von Stund an hört das böse Wetter auf. Die Zweifel des Kapitäns sind recht ergötzlich geschildert. — Die „Passauer Kunst“, die Geschichte eines Offiziers, der sich durch einen im Vesuv geglühten Ring gegen Hieb und Stich fest macht, gewährt weniger Interesse; noch weniger „die Badereise“; dagegen ist die lezte, „die seltsame Heirath“ wieder recht ansprechend. Eine berühmte Sängerin heirathet, um einen vornehmen

Mann, der sie durchaus zur Gattin will, von einer Thorheit abzuhalten, frischweg ihren Friseur.

57) Skizzen aus dem Leben eines Seemanns, von R. Termo. Meissen, Klinkicht und Sohn, 1832.

Auch hier Seebilder. Aber sie sind treu und einfach gezeichnet, ohne Anspruch auf romantisches Wunder und tragisches Pathos. Sie wollen nur durch die Klarheit und Frische des Naturwahren gefallen, und gefallen wirklich. Die einzige romantische Begebenheit, die als Erzählung eines Kapitäns in die Unterhaltung der Schiffsgesellschaft eingeflochten wird, ist wohl nicht ganz wahrscheinlich, aber doch pikant. Margarethe Cameron, ein noch sehr junges und sehr schönes englisches Mädchen behandelt ihren Liebhaber Francillon etwas schnippisch. Er geht zur See, liest später in den Zeitungen, daß seine spröde Geliebte gestorben ist, heirathet eine Andere, wird wieder Wittwer und trifft plötzlich Margarethen wieder, die man nur für todt ausgegeben hatte, um Francillons Eifersucht einzuschläfern, da ein Anderer unterdeß sie heirathete. Aber auch sie war Wittwe geworden. Derselbe Zufall, der sie zusammengeführt, bringt sie in die Gewalt eines Korsaren; sie sollen ermordet werden, aber ein gutherziger Mensch verbirgt sie unter dem Boden der Kajüte im engsten Raum, wo sie zusammen aushalten müssen, bis das Schiff von einem andern angegriffen und erobert wird.

58) Adolar, der Weiberverächter. Novelle von Emerentius Scävola. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger, 1833.

Ein solcher Roman ist in Deutschland etwas seltnes und schon deswegen verdient er einige Aufmerksamkeit. Wenn selbst das Gute nicht mehr originell ist, so hat das Originelle eine Art von Anspruch, für gut gehalten zu werden. Nur um Gotteswillen nicht immer das Alte! Die ewige Litanei des Moralpredigens kann uns ein unwiderstehliches Gelüsten zur ersten besten Sünde einflößen, während ein unerwartetes Beispiel des Lasters umgekehrt zu unserm Gewissen redet.

Die feinere Grazie des Geistes ist dem Verf. rund abzusprechen. Es gibt eine gewisse männliche Schamhaftigkeit, die sich nicht ungestraft verletzen läßt. Ich verstehe darunter nicht etwa die heutigestags vorherrschende erbärmliche Pruderie in Ausdrücken und das zimperliche Schleiervorhalten, wo die keuschen Alten ohne Arg die Natur malten; sondern ich meine damit den männlichen Stolz, der nichts an sich kommen läßt. Es muß freilich in der Poesie auch niederträchtige Männer geben, ja man kann sie des Kontrastes wegen nicht entbehren; aber wenn uns der Dichter seinen Helden zugleich als ein Ideal alles Interessanten, Männlich-Schönen, Geistreichen und Seelenvollen, und zugleich als fähig der niedrigsten Schwäche schildert, so ist das widernatürlich und ganz unzulässig.

Adolar ist eine Art von Don Juan, der Alles, was weiblich ist, bezaubert und verführt. Insofern lassen wir ihn gelten; er folgt seiner Leidenschaft, aber es ist eine männliche; er handelt grausam, arglistig, wie ein Teufel, aber warum sollte es in der Poesie keinen Teufel geben? Dies ist der erste Theil des Romans. Da plötzlich durch eine äußerst originelle Wendung des Dichters werden wir in den zweiten eingeführt. Adolar, ringend mit einem Weibe, das er verführt hat, wird durch einen Schuß, der sie tödtet, seiner Augen beraubt und bleibt hinfort blind. Jezt trifft ihn die vollste Rache für sein früheres Leben. Seine liederlichen Bedienten berauben ihn auf der Reise. Hülflos irrt er umher und fällt endlich einem Kuppler in die Hände, der seine schöne Gestalt und seine Blindheit ganz passend zu dem Zweck findet, zu welchem er ihn unterhält. Adolar gibt sich nun wirklich zu diesem männlichen Hetären-Dienst her. Hier hat der Dichter die Linie überschritten; die Noth, selbst die äußerste, rechtfertigt beim Mann die Schande nicht, und diese Situation unsres Helden ist nicht nur abscheulich, sondern sie ist auch unwahrscheinlich, unpsychologisch. Man sage nicht, ein Lasterhafter ist alles fähig. Nein, hier ist der Unterschied der Charakterstärke und des Temperaments entscheidender als der moralische. Es kann sich weit eher ein sehr moralischer, aber schwacher Mensch zu einer den männlichen Charakter entehrenden Handlung zwingen lassen, als ein unmoralischer, aber kräftiger Mensch. Man sah in der französischen Revolution einen der edelsten und reinsten Girondisten, da ihm das Todesurtheil gesprochen wurde, eine sehr schwache Handlung begehn, und Danton, einer der unsittlichsten Menschen jener Zeit, war auch nicht des leisesten Gedankens einer solchen Erniedrigung fähig, sondern starb groß wie Sokrates. Diese mächtigen Naturunterschiede, die weit tiefer gehn als die der Bildung und Grundsätze, diese sollten doch unsre Dichter niemals vergessen.

Schade für die Originalität des Romans, daß er uns durch einen solchen Kloak hindurchführt. Das Ende ist völlig sentimental. Eine auf's schrecklichste von Adolar betrogne, zu Ehebruch und sogar Diebstahl verführte Frau, bleibt ihm mitten unter diesen Greueln treu und nimmt sich des Blinden mit sorglicher Liebe an. Es ist viel Kraft, viel Naturwahrheit, auch manche Schönheit in diesem Roman, aber es klebt Schmutz daran, er hat einen übeln Geruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 39. 16. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

59) Barnave. Nach dem Französischen des Julius Janin. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, Brodhag, 1832.

60) Ansichten der Zeit und des Lebens, von Jules Janin. Uebersezt von August Lewald. Erstes und zweites Bändchen. Quedlinburg, Hanewald, 1834.

Janin hat sich sehr schnell kultivirt. Seine ersten Sachen, z. B. der todte Esel und das guillotinirte Mädchen, waren bei viel Schönem widerlich kraß. Das hat er jezt abgelegt, er hat sich die Hände von Gift, Blut und Eiter gewaschen und ist so reinlich wie der schöne Violinspieler von Raphael. Victor Hugo hat den umgekehrten Weg gemacht und ist immer krasser, überspannter, unnatürlicher geworden. Jules Janin muß uns diesseits des Rheins wohl liebenswürdig erscheinen, weil, Rousseau ausgenommen, nie ein französischer Schriftsteller deutscher fühlte und schrieb. Man sagt, er habe sich unsern Callot-Hoffmann und Jean Paul zum Muster genommen; das mag seyn, aber wenn er es gethan hat, so trieb ihn dazu nur eine angeborne Verwandtschaft der Seele, jene süße Wärme und Trunkenheit des Gefühls, jene schwelgerische Phantasie und jene zarte seelenolle Ironie, jenes spöttische Lächeln eines Engels, wovon freilich nur bei den geistreichsten Deutschen einige seltne Beispiele zu finden sind.

Ueber die ersten Theile des Barnave haben wir schon gesprochen (Literaturblatt 1832. Nr. 127). Die lezten fahren fort, die Intrigue Orleans, Mirabeaus, die eben so brillante als sittenlose Pariser Gesellschaft und die Anfänge der Revolution zu schildern. Der Glanzpunkt des Romans ist die Flucht nach Varennes, nach deren unglücklichem Ausgang Barnave als Bevollmächtigter der Nationalversammlung die königliche Familie und die Königin, die er auf's leidenschaftlichste liebt, in Empfang nimmt. Vielleicht wäre aber auch hier der Roman schöner, wenn der Dichter der Geschichte treuer geblieben wäre. Barnave lernte die Königin erst nach jener Flucht im Wagen kennen und wurde hier erst von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit so gerührt, daß er seine frühern fanatischen Grundsäze aufopferte, um sie zu retten. Und ist diese Ueberraschung der Liebe in der Wirklichkeit nicht poetischer, als das lange leidende Hinschmachten im Roman?

In kleinern Sachen ist Janin ausgezeichneter. Die Ansichten der Zeit und des Lebens enthalten Meisterstücke. Sie sind größtentheils aus seinem contes nouveaux

entlehnt. Er selbst sagt über seine Werke: „Der todte Esel ist ein glühender Traum meines zwanzigsten Jahres; eines Alters, in dem man Misanthrop ist, weil man noch nichts anders seyn kann. Die Beichte ist eine neue Beschuldigung gegen die Gewaltthätigkeiten, nicht etwa der christlichen Religion, sondern der katholischen Priester; was wohl nicht dasselbe ist. Barnave ist eine zwar unvollständige aber lebendige Studie, worin man jenen flüchtigen Moment festzuhalten gesucht hat, da die alte Monarchie und das alte Volk sich trennten, um nie wieder sich zu begegnen, oder sich nie wieder zu erkennen; denn so stark hat die Monarchie die Emigration, das Volk der Sieg verändert. Die phantastischen Erzählungen endlich sind literarische Versuche, die größtentheils dazu beigetragen haben, die Revues zu begründen, eine neue Art von periodischer Schrift, die seitdem sehr zugenommen haben. Dies nun sind die ernstesten Erholungen meines kritischen Lebenslaufs." Er schildert darin unter anderm sein eignes Leben. So jung er ist, hat er doch bewährt, was einst Napoleon sagte, als man ihm seine Jugend vorwarf: „auf dem Schlachtfeld wird man schnell alt." Kaum in das Leben eingetreten, werfen ihn die Wellen des politischen Stroms schon wieder zur Seite. Ueber dieses Zuvielleben, das den Völkern am Ende so nachtheilig ist, als das Zuvielregieren, drückt er sich sehr bezeichnend aus: „Ich schlug mich lange Zeit für die Opposition, denn unter den Bourbons war die Opposition der allgemein betretene Pfad. Wenn ich jezt daran denke, so finde ich, daß nie eine Dynastie wie diese angegriffen wurde. — Wir sind jezt gemachte Leute, Schriftsteller in Ansehen, die damals damit anfingen, ein Journal mit Persönlichkeiten zu füllen gegen Alles, was Macht hieß. Eines dieser Journale wurde sehr bald populär. Es hieß Figaro, es war voll Erbitterung und Galle. Alle Tage brachte es neue Sarkasmen, neues Gift. Alles gesellte sich zu uns — wir wurden furchtbar. Jedes Mal, wenn ich diese feurige und unermüdete Polemik wieder zur Hand nehmen will, erschrecke ich selbst über die Geduld, womit der damalige Hof sie ertragen hat. Er brachte dadurch, zu seinem eigenen Nachtheil, der Freiheit der Presse ein großes Opfer. Ich muß jedoch gestehen, daß es ihm nicht möglich war, anders zu handeln. — Uns hielt zu sehr die Meinung, wir waren zu junge Kämpfer, um leicht geschlagen zu werden, und wie hätte man uns wohl Sarkasmen mit Sarkasmen vergelten können? Wir waren alle noch sehr jung, wackere Bursche, alle ohne Ehrgeiz, alle böse ohne Bosheit, und grausam, ohne es zu wissen. Und neben unserm politischen Hasse gaben wir unsere Liebschaften von jedem Tage in unserm köstlichen Pamphlete zum Besten; Alles mußte sich vereinigen, um unser Blatt zu füllen; nicht Einer von uns lebt, der dort nicht sein ganzes Leben beschrieben hätte, und das unterhielt das Publikum, das sich den freien und ganz neuen Eindrücken hingab, da es der alten Journale längst überdrüssig war. Denn unser Beginnen hatte das Eigenthümliche an sich, daß ein neues Journal anfing und die alten zu Grabe gingen. So wie ich da bin, ein Mann von 1804, das schöne Jahr des Glücks und des unerhörtesten Ruhmes, zählt man mich jezt schon zu den ältesten Journalisten in Paris. Auch fühle ich, wie sehr ich schon zurückstehe." Dennoch spricht er so warm von den Bestrebungen der jüngern Presse, wie von seinen eignen.

Einer der schönsten Aufsätze ist der Tod des Herzogs von Reichstadt. Der Prinz entflieht und sucht Frankreich: „Er streckt die Nase dem Winde entgegen, und findet er diesen mild und warm, so sagt er gewiß: hier ist Frankreich! und nun geht geradeaus, wie der Kaiser. — Welche schöne Reise! Mein guter Deutscher ist wieder zum Franzosen geworden. Nur vorwärts! Bei jedem Schritte merkt er auf, ob die Welt noch nicht zittere. Aber die Welt zittert nicht — es bleibt in ihr Alles beim Alten. „Das ist doch seltsam!" meint er. — Da er aber ein guter Prinz ist, beruhigt er sich dabei und denkt: Béranger wird sich wohl geirrt haben. Er geht immer weiter und vergißt Alles, was er gelernt hat, und lernt Alles, was er vergessen sollte; kurz er macht seine Geschichte — die Geschichte Frankreichs — und was für eine Geschichte ist das wohl? Eine Geschichte voller Soldaten und Helden, mit Trommeln und Trompeten und fliegenden Fahnen, ein ewiges Schmettern! er horcht auf — aber kein Schmettern ist vernehmbar! Statt Trommeln und Kriegsgeschrei hört er das Blöken der Heerde. — Frankreich muß noch fern liegen, da er es noch nicht vernimmt, das Frankreich seines Vaters Napoleon! — Er geht weiter. Suche Deines Vaters Frankreich, mein Kind! Suche das kriegerische, das leuchtende Frankreich! Frankreich in Süden und Norden, das Frankreich Italiens und das Frankreich von Moskau — suche! suche! Es war von kürzerer Dauer als Dein Vater; es war schneller dahin als er, und stieß sterbend nicht einmal einen so starken Schrei aus, als Dein Vater, da er starb. — Suche! suche das Kaiserthum Frankreich! Kaum kehrte Dein Vater den Rücken, so warf Frankreich, nicht mehr gehalten durch seinen dämonischen Blick, die Waffen weit — weit weg, und ergriff ein Gebetbuch und betete daraus in schlechtem Latein, das einzige Latein, das ihm verständlich war. Seitdem hat Frankreich nur noch ein einziges Mal Lärm in der Welt gemacht, das war in einem Julimonat mit Pflastersteinen, sonst nichts. — Aber der junge Napoleon geht dennoch vorwärts. — Zur selben Zeit flieht aus dem alten Schlosse von Edinburg ein junger Mensch, der zweite Held unsers Romans. Eines Morgens nimmt er Abschied von seiner Schwester, drückt seine Lippen auf die Hand seiner Mutter und empfiehlt

sich dem stumpfsinnigen Greise, der sie Alle an diesen Verwahrungsort gebracht hat, als wären sie junge Verschwender; hierauf betet er an der Thürschwelle, wo seine Tante schläft, und verläßt endlich seine trauernde Familie. Nun ist er draußen. Also vorwärts, junger Mensch! entfliehe auch Du Deinen aristokratischen Wächtern, noch aristokratischer, als die des Herrn von Metternich. Vorwärts! Und nun schreitet er hinaus aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., aus der Regierung Ludwigs XV., aus der ganzen Periode dieses unumschränkten Königthums, das 89 endete, dessen Geschichte man ihm wahrscheinlich mit eben so vieler Sorgfalt als großen Lobeserhebungen gelehrt hatte. — Vorwärts also, meine jungen Gefährten, Euch Beiden eine glückliche Reise! — Ja! Euch allen Beiden! Wir grüßen Euch herzlich, wir, Eure Brüder! Euch, deren Geburtsfest wir einst so schön begangen haben. — Und so strecken wir ihnen die Arme entgegen! Wir stehen auf der Landstraße, wo sie einherziehen, diese unglücklichen Waisen. Diese beiden Köpfe, geschaffen für so große Kronen, die sie nicht einmal bei ihrer Rückkehr entblößen dürfen, denn weder der Eine, noch der Andere ist groß genug mehr, um das Recht zu haben, ein Volk grüßen zu dürfen. — Sie sehen, wie schön mein Roman wird! Welche Helden, welche Namen, welche Schicksale! Und welche Verschiedenheit darin? Der Kaiser von gestern und der alte König von Jahrhunderten her — Beide werden repräsentirt durch ein verbanntes Kind! Das Kind des Volks, Herrscher durch dies Volk — nun entthront! und das Kind von Gottes Gnaden, ebenfalls entthront! Zwei Jünglinge ohne Zukunft, ohne Vaterland, aller Bürgerrechte beraubt. Veraltete Echos, die nicht mehr befragt werden! gestürzte Götter, die nicht mehr angerufen werden! So jung noch und so greis schon an Erinnerungen! Trümmer von fünfzehn bis achtzehn Jahren! Junge Ruinen, blühend und schön, deren Bartpflaumen noch kein Messer berührte. Der Eine, erst der zweite seines Namens, schon so hinfällig, wie der Andere, welcher der fünfzigste seines Geschlechts ist. — Während nun Napoleon von Ruhm und Siegen träumt, und wie ein junges Roß einherspringt! denkt der ernstere Heinrich, der heiliger erzogen wurde, an sein geliebtes Frankreich und horcht gleichfalls auf. — Ja, das ist Frankreich, meint er. — Er glaubt nämlich, Geläute in der Ferne zu vernehmen, fromme Gesänge, und dazwischen den muntern Hörnerschall in den Wäldern, der zum edeln Waidwerk ruft. Er denkt sich Paläste und Leibeigene, Edelleute, die unumschränkt auf ihren Besitzungen schalten, das ganze alte Frankreich, wie es sein Frankreich war, seitdem es existirte, sein eigenthümliches Königreich, sein gottesfürchtiges, unterwürfiges, leibeigenes, reiches Frankreich, so blühend unter dem weißen Banner, die Lilie seines Hauses, den Lorbeer, hoch überragend, und selbst die Eiche, selbst die ältesten Stämme! So denkt Heinrich, von Priestern erzogen, durch den Telemach erzogen; eine Erziehung, die zu Ludwigs XIV. Zeiten liberal genannt zu werden verdiente, und nun so veraltet erscheint. — Und nicht Eines, nicht das Andere, weder in dem Frankreich, das des Einen Vater erschuf, noch in dem Frankreich, das des Andern Großvater wiederherstellte; nicht Eines, nicht das Andere, was sie mit solcher Gewißheit dort anzutreffen hofften. — Ist es nicht zum Verzweifeln!“

Was er über das achtzehnte Jahrhundert, dieses „selbstsüchtige, manirirte, geistreiche, spöttische Jahrhundert, das sich lautlachend in einen grundlosen Schlund stürzte,“ was er über die Schriftsteller der geistreichen Verruchtheit vor der Revolution, über Voltaire, über Crebillon und dann wieder über neuere Dichter, Byron, Victor Hugo sagt, ist nicht nur glänzend, sondern auch vor allen Dingen wahr. Janin hat den Instinkt der Wahrheit, und bezeichnet mit einer bei Franzosen seltenen Naivetät die Täuschungen aller Art. Doch spricht er sich über das gegenwärtige Regime mit einer Zurückhaltung aus, die sehr verschieden von seinem Eifer vor der Julirevolution ist. Er liebt das Juste-Milieu vielleicht weniger, als Karln X., aber er spricht nicht viel davon. Er weiß noch nicht, was daraus werden wird, er tadelt Victor Hugo, der sich dazu hergegeben hat, das Gaukelspiel der jüngsten Tage poetisch zu finden; aber er selbst gibt sich keine besondere Mühe, es unpoetisch zu finden und kein neuer Figaro sprüht unerschöpflich seine Witzfunken aus. Er sagt: „Dichter! Die Julirevolution überrascht sie wie ein Wolkenbruch. Sie stehen mit offenen Mäulern, schauen nach oben und sehen nichts! — Von wo kommt der Hagel? — Alle drei genannten Dichter unterlagen der Aufgabe. — Victor Hugo war kaum von Notre-Dame herabgestiegen, die er — ohne es zu wollen — armen Verschwörern bezeichnet hatte; Victor, noch ganz geblendet von der Höhe, die er verlassen, wollte die Julitage besingen. Herr d'Argout nahm ihn in sein Programm von 1831 auf, und gab ihm darin den besten Platz, das Panthéon; auf mein Wort! nichts Geringeres. Der Dichter sollte nämlich die Trauerode auf die Julitodten machen. Anfänglich fand er das groß und schön. Die Julitodten! das Panthéon! und das Julivolk als Auditorium! Nur vier und zwanzig Stunden waren ihm zu seiner Ode bewilligt, ein glücklicher Umstand für sein Genie. — Doch seine Ode ist ihm gänzlich mißlungen, er hat die schlechtesten Verse darin gemacht, die er jemals machte. Victor Hugo hat also der Julirevolution nicht genügt, und das mußte so kommen, ich wünsche ihm Glück dazu von ganzem Herzen; denn die wahre Poesie eilt den

Revolutionen immer voraus, wie Milton neben Cromwell war; die Poesie ist nicht sehr lüstern, Revolutionen zu besingen, die sie nicht selbst hervorrief; und wenn je die Poesie einer Revolution gänzlich fremd war, so ist es die unsrige. Darum preise ich Victor Hugo, daß er dort nicht Dichter war, wo er es nicht seyn konnte. Mußte er denn nicht erdrückt werden von dieser Trauerfeierlichkeit ohne Trauer, von diesem Feste ohne Enthusiasmus, von diesem Panthéon ohne Charakter, ohne Kraft, ohne Glauben, dessen zwanzigmal veränderte und wieder ausgelöschte Inschrift keinen Kredit, weder im Himmel noch auf Erden haben konnte." Aber das ist nur ein negatives Verfahren. Er will, man solle nur nicht loben, er fordert noch nicht, daß man verdamme. Diese Toleranz ist eine Folge der frühern Unduldsamkeit, und ein charakteristisches Sympton der jüngsten Stimmung Frankreichs. Beneiden wir die französischen Dichter um ihren Ruhm, um ihr Glück beim Publikum nicht. Es ist doch die erbärmlichste Lage, in die ein Dichter kommen kann, wenn er nicht mehr den Donner der Schlacht und auch nicht mehr das fromme Geläute vom Dom, sondern nur noch das Tröpfeln eines unausstehlichen, unaufhörlichen Landregens vernimmt und unter den „königlichen Regenschirm" flüchten muß. Die französischen Dichter können sich nicht einmal, wie die deutschen, vom öffentlichen Leben zurückziehen, sie sind wie öffentliche Personen auch nothwendig an den Streit- und Triumphwagen der Politik gespannt und müssen die Niederlagen mitmachen wie die Siege.

Neben den politischen und kritischen Artikeln finden sich bei Janin auch noch reine Herzensergießungen, Scenen aus seinem Leben, „kleine Freuden," idyllische Gemälde und Bekenntnisse einer schönen Seele, die nicht liebenswürdiger gedacht werden können, und die ihn nicht dem berechneten, koketten und boshaften Engländer Sterne, den er oft citirt, sondern weit mehr unserm unschuldigen deutschen Hippel und Jean Paul ähnlich machen, denn seine Rührung ist echt, und sein humanes Lächeln von einem Schmerz durchzuckt, der keine Affektation ist. Man könnte ihn den Camille Desmoulins der Julirevolution nennen, so sehr kontrastirt auch sein Herz und seine Bildung mit der Politik, und so liebenswürdig erscheint er in diesem Gegensatz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenznachricht aus Wien.

Das Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, welches Freiherr von Hormayr durch neunzehn Jahre mit eben so vielen Jahrgängen rüstig durchgeführt, welches nach ihm die Herren Hohler und Megerle von Mühlfeld zwei Jahre lang unter dem Titel: Neues Archiv, nach dem Tode des Leztern der nun auch verstorbene Regierungsrath und Bibliothekar der Universitätsbibliothek Ridler unter dem Titel: Oesterreichisches Archiv durch drei Jahre fortgesezt, ist mit dem verflossenen, vier Wochen vor dem Tode des Herausgebers, erloschen. So viel auch die beiden Fortsetzungen in Vergleich mit den ersten neunzehn Bände zu wünschen übrig ließen, so ist das Aufhören desselben doch ein sehr fühlbarer Verlust für die österreichische Literatur, da in Wien neben den kritischen Jahrbüchern der Literatur, der militärischen und polytechnischen Zeitschrift, neben den Journalen für die Fakultätswissenschaften (Rechtskunde, Heilkunde, Theologie und Physik) und neben einem halben Dutzend belletristischer Journale auch nicht Ein Blatt vorhanden ist, in welchem historische Untersuchungen und Arbeiten Platz finden könnten. Zu dem Vorzüglichsten, was die lezten Bände des Archivs geliefert, gehört die vom Florianer Chmel ans Licht gezogene Korrespondenz Eugens und Karls VI. mit Starhemberg, dem Vertheidiger Wiens. Eine interessante Erscheinung ist Herrn v. Hammers neuestes Werk, die Uebersetzung des schönen türkischen Gedichtes: Rose und Nachtigall mit dem türkischen Texte, nicht theurer, ja sogar wohlfeiler als ein Band Gedichte dieses Umfanges (14 Bogen schön gedruckt mit geschmackvollem Umschlage, auf welchem Rose und Nachtigall lithographirt sind) gewöhnlich kostet, was nur dadurch erreicht ward, daß Herr v. Hammer die hundert Dukaten seines vor zwei Jahren zu Berlin gewonnenen Preises, auf den Druck verwandte, so wie er den Ertrag des Verkaufs zu dem Drucke, eines anderen orientalischen Textes bestimmt. Während er auf diese Art in die Fußstapfen des Grafen Rzewuski tritt, auf dessen Kosten vormals die Fundgruben des Orients herausgegeben wurden, und nach seinen Kräften thut, was eigentlich die Sache der Regierung, ist's zu bedauern, daß diese nicht nur die Fundgruben des Orients eingehen ließ, sondern auch dermalen die sogenannte orientalische Akademie, d. h. die Schule für die Bildung von Dolmetschergehülfen, ihrem gänzlichen Verfalle zugehen läßt, indem an die Stelle von Höck zum Direktor ein ehemaliger Professor der Kirchengeschichte Namens Rauscher ernannt worden ist, welcher auch nicht das ABC einer orientalischen Sprache, eben so wenig griechisch versteht, und sich, als er Theologie studirte, selbst vom Hebräischen dispensiren ließ.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 40. 18. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

61) Daniel der Steinschneider, oder Werkstatt-Erzählungen von Michel Raymond. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Raymond gehört zu den ausgezeichnetsten Genremalern, und daß er seine Gegenstände aus niedern Regionen gewählt hat, gereicht ihm sehr zum Vortheil in einer Zeit, in welcher die Sujets aus vornehmen Kreisen bereits aufgebraucht oder, um noch originell zu erscheinen, zu jeder Art von Unnatur hinaufgekünstelt sind. Raymonds Manier ist einzig in ihrer Art, er schildert das Stillleben der Kleinbürger, der Handwerker, der Landleute, und zwar nicht idealisirt oder sentimentalisirt, aber auch nicht karrikirt oder ironisirt, sondern natürlich, einfach, streng nach der Wirklichkeit. Nur in den Situationen und Schicksalen, denen er seine erdichteten Personen unterwirft, verräth sich zuweilen der unästhetische Charakterzug unserer Tage, das Haschen nach Effekt, und je natürlicher wir seine Menschen reden und handeln sahen, desto mehr hätten wir gewünscht, daß auch ihre Lage möglichst ungezwungen hätte bleiben können. Der Dichter versteht nicht ganz seine Mittel zu würdigen, was ihm freilich nicht verargt werden kann, weil er sich unwillkührlich nach einem verdorbenen Publikum richtet. Was an seinen Darstellungen wahrhaft entzückend ist, das sind die unbedeutend scheinenden Nebenpartien, die idyllischen Vorgänge in den Entreakts zwischen den tragischen Katastrophen; und gerade diese Katastrophen, der mit Gewalt herbeigezogene Effekt des Schrecklichen lassen uns kalt und zerstören das heitre Bild, das uns von jenen zurückgeblieben. Warum wagt dieser talentvolle Franzose nicht, wie unsre Ulrich Hegner und Bührlen, das Kleinbürgerleben in seiner reinen Eigenthümlichkeit idyllisch aufzufassen, warum holt er sich erst von der verderbten Bühne die mißbrauchten Laster, Gräuel und Effekte des Schreckens?

Die erste Erzählung heißt, „die Frau des Widerspenstigen.“ Der Uebersetzer hätte wohl besser gesagt „des Refraktairs“, denn dann hätten wir gewußt, zu was für einer Gattung von Widerspenstigen der Held der Erzählung gehört. Philipp ist ein widerspenstiger Konscribirter, unter Napoleons Herrschaft; aus Liebe zu seiner jungen Frau, Therese, flieht er und erhält ein sicheres Versteck. Therese aber tritt als Kammermädchen in die Dienste ihrer Milchschwester, einer Pariser Dame, deren Gemahl, ein würdiger Mann, von dem Geheimniß der armen Eheleute unterrichtet ist. Die junge Dame aber, lebenslustig und mit ihrem ernsten

und ältlichen Gemahle unzufrieden, läßt sich in ein Liebesverständniß ein. Da vermißt sie auf einmal Theresen, sie hört, daß dieselbe krank sey, sie bemerkt, daß ihr Gemahl dieselbe besucht und eine ängstliche Sorgfalt für sie an den Tag legt. Dies macht sie stutzig, sie lauert und entdeckt endlich, daß Therese ein neugebornes Kind wiegt. Augenblicklich ergreift sie diese Gelegenheit, ihren Gemahl des Ehebruchs mit Theresen zu beschuldigen, und sie thut es öffentlich, denn ihre Absicht ist, dadurch von ihrem Gemahl loszukommen und sich in völliger Freiheit ihrem jungen Liebhaber in die Arme werfen zu können. Nun beginnt der Kampf der tragischen Leidenschaften. Soll Therese auf ihren edeln Gönner einen so schimpflichen Verdacht wälzen lassen, oder soll sie durch Entdeckung des wahren Vaters das Versteck ihres Philipps verrathen? Ihr Gönner will seine Ehre für sie opfern, nun erscheint aber Philipp selbst und gibt sich zu erkennen. Die Anwesenden sind so edel, seine Wiedererscheinung zu ignoriren, er wird mit seiner Therese heimlich nach Deutschland geschafft, und kehrt 1813 zurück, um jezt erst zu beweisen, daß er wohl seinem Vaterlande nicht aber der Eroberungslust eines Tyrannen als Soldat haben dienen wollen.

Die zweite Erzählung „das Aushängeschild“ ist einfacher und schöner, eine von jenen Erzählungen, die man nie wieder vergißt, wenn man sie einmal gehört hat. Am Chatelet in Paris findet man ein kleines Mädchen, das heftig weint und nach ihrem verschwundenen Führer schreit. Ihre Schönheit, ihr Kummer locken eine Menge Zuschauer herbei. Ein reduzirter Kaffeewirth in der Nachbarschaft nimmt sie endlich zu sich, um dadurch eine Schaar von Gästen in sein Haus zu ziehn, und als die polizeilichen Nachforschungen nach den Eltern des Kindes ohne Erfolg blieben, erklärt der Kaffeewirth mit erheucheltem Mitleid, daß er das Kind adoptiren wolle. Sofort gibt er seinem Hause ein neues Aushängeschild mit der Inschrift: die kleine Waise vom Chatelet. Das Kind selbst wird aufgeputzt und in einen kleinen thronartigen Kasten eingeschraubt, wo sie den ganzen Tag von früh bis Abend sitzen und sich begaffen und liebkosen lassen muß. Sie trägt auf diese Weise ihren Pflegeeltern eine große Summe ein, doch verlieren sich am Ende die Gäste wieder, sie kommt aus der Mode und der Kaffeewirth verkauft das Haus. Die kleine Claire freut sich innig, endlich aus ihrem Kasten herauszukommen; aber wie erschrickt sie, als sie vernimmt, daß der neue Herr des Hauses sie mitgekauft hat. Sie weint und jammert, die Gäste bleiben aus, der neue Hausbesitzer sieht, daß er von dem vorigen betrogen worden ist, und verkauft die kleine Waise an einen schlechten Schauspieler. Sie ist schön, talentvoll, ihre Geschichte rührend und obgleich schon früher bekannt, doch schon wieder vergessen. Man muß sie aufwärmen. Sogleich wird ein Vaudeville fabrizirt „die Waise vom Chatelet,“ und Claire selbst muß darin auftreten. Sie spielt zum Entzücken natürlich und trägt dem Schauspieldirektor eine große Summe ein. Doch die Mode wechselt, Claire wird abermals vergessen. Man stößt sie aus, und sie kommt in die grausamen Hände von Seiltänzern. Bald erscheint ein großer Anschlagzettel: „die Waise vom Chatelet wird, 7 Jahr alt, ein Solo auf dem Drahte tanzen.“ Alles strömt zu; das Kind, mit Flittergold geschmückt, tritt auf, es ist ängstlich, ihr roher Herr pressirt sie, und — sie stürzt herab. Wir finden sie mit zerbrochenem Bein im Spital wieder. Eine Dame in sehr anständiger Kleidung besucht sie, versorgt sie auf's mütterlichste und nimmt sie, nachdem sie hergestellt ist, in ihr Haus. Es ist eine Pensionsmutter. In den Zeitungen wird von dritter Hand gerühmt, wie großmüthig sie sich der armen Waise vom Chatelet angenommen habe und darauf hingewiesen, wie vortrefflich ihr Institut sey. Sie führt ihre Mädchen öffentlich spazieren, die hinkende Claire ist unter ihnen. Man betrachtet sie mit Theilnahme. Die vornehmsten Eltern beeilen sich, ihre Töchter in dieses Pensionat zu geben, das sich zum Vortheil der Vorsteherin glänzend hebt. Inzwischen wird Claire stets mit Liebe und Güte behandelt. Nur das fängt ihr an, aufzufallen, daß sie bei den öffentlichen Prüfungen und Preisvertheilungen, troz ihres Fleißes und ihrer Talente, stets übergangen wird. Sie wagt es, ihre Pflegmutter deshalb zu fragen, diese sucht ihr auszuweichen, sagt aber endlich, wenn die vornehmen Mädchen jene Preise auch nicht verdienten, so erhielten sie sie doch, weil es ihren Müttern Freude mache. Da antwortete Claire: und ich habe keine Mutter. Dann sprach sie nicht ein Wort mehr, sondern sank um und starb nach einer langen Krankheit, in der sie die Lippen zu keinem Lebewohl mehr öffnete. Aber man veranstaltete ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß. „Es war eine schöne Huldigung dem Andenken der Waise geweiht. Es war auch ein Schild für die Kostschule.“

Im zweiten Band finden wir zuerst eine Erzählung „die Mutter,“ deren Inhalt den französischen Ursprung nicht verläugnen kann. In Deutschland würde man schwerlich einen Heroismus dieser Art zum Gegenstand einer Erzählung machen. Diese Mutter ist nämlich eine unglückliche Verführte, die immer tiefer sinkend endlich zu einer ganz gemeinen Hetäre wurde, aber mitten in diesem Lasterleben ein edles Gefühl für die früher von ihr geborne Tochter bewahrte, dieselbe fern von ihr unter fremdem Namen auf's anständigste erziehen läßt und ihren Erwerb, den sie in ihren spätern Jahren als Kupplerin erweitert, einzig zum künftigen Glück ihrer Tochter anlegt. Diese Tochter, nichts ahnend von dem

abscheulichen Gewerbe der Mutter, lernt diese nur unter dem Namen einer Tante auf Besuchen kennen, und von der edelsten Seite. Ihre treffliche Erziehung und ihre Schönheit erwerben ihr Verehrer. Ein hoffnungsvoller junger Mann wird ihr erklärter Bräutigam. Aber vor der Hochzeit läßt sich derselbe, durch eine lustige Gesellschaft verführt, in nicht mehr ganz nüchternem Zustande in ein zweideutiges Haus schleppen, und erblickt hier als die waltende Hausmutter die nämliche Person, die ihm den Tag darauf als die nächste Anverwandte seiner Braut vorgestellt wird. Man kann sich denken, was für eine Katastrophe nun folgt. Indeß läßt sich der junge Mann durch das traurige Geständniß der Mutter versöhnen, er sieht ein, daß die Tochter außer aller Schuld ist, und unter der Bedingung, daß die Mutter ihr Gewerbe aufgibt und sich nie wieder sehn läßt, und daß die Tochter nie in ihrem Leben erfährt, wer ihre Mutter war, schließt er zuletzt den Bund einer glücklichen Ehe. Diese Geschichte ist eben nicht schön und nur Wahrheit könnte uns mit dieser Abwesenheit der Schönheit versöhnen. Aber ist es wahrscheinlich, daß eine Mutter, die so edler Empfindungen fähig ist, wenn sie zwei gesunde Hände hat, sich auf andere Art ihr Brod zu verdienen, noch ferner Lastern fröhnen wird, deren ganze Schändlichkeit sie erkannt hat und verabscheut?

Die zweite Erzählung dieses Bandes ist unbedeutend. Die erste des dritten Bandes „das Meisterrecht“ enthält eine höchst liebenswürdige Schilderung einfacher Menschen, eines jungen Juwelirers, seiner blonden, etwas einfältigen, aber gutmüthigen Geliebten und seiner muntern Schwester, die an einen gemeinen und niederträchtigen Landmann in der Umgegend von Paris verheirathet ist. Alle diese Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, nur die Situationen werden etwas zu grell. Die gräßliche Ermordung des Landmanns stört das heitre Gemälde. Doch trifft dieser Vorwurf nicht den Mordversuch des jungen Juweliers, denn dieser gehört zur Sache. Um seine Genevieve heirathen zu können, arbeitet er heimlich bei Nacht auf eigene Rechnung; aber er wird entdeckt, und die Meister üben strenges Recht an ihm, da er gewagt, sich eine Kundschaft zu machen, ohne selbst Meister zu seyn. Alle verweigern ihm die Arbeit. Dazu kommt, daß seine arme Mutter draußen auf dem Lande, da sein Schwager, der Bauer, nichts für sie thun will, aus dem Hause geworfen werden soll. In der Verzweiflung vergreift er sich an seinem Meister und kommt auf die Galeeren, aber die Revolution, die alle Privilegien und auch die der Meister zerstörte, rettete ihn.

Dann folgt noch eine Erzählung, deren Schauplatz Deutschland ist. Es ist sonderbar, welche Vorstellungen die Franzosen von uns haben. Sie fürchten sich immer vor etwas Moralischem in uns und lassen sich dies auf tausenderlei Art merken, selbst Napoleon hat es sich merken lassen. Und doch, obgleich dieses moralische Etwas, das Schrecken einflößt, wirklich in uns ist, findet sich daneben doch auch wieder so viel vom Gegentheil, daß wir uns beinahe schämen müssen, uns darum so hoch geehrt zu sehn. Raymond nennt seine Erzählung „das Sandkorn“ und will damit sagen, daß ein Sandkorn im Stande ist, den mächtigsten Berg in die Luft zu sprengen, wenn jenes moralische Etwas in ihm ist. Sein Held ist ein junger Schlosser in einer kleinen deutschen Residenz. Der erste Minister daselbst steht in einer geheimen Herzensverbindung mit der auf einem Landhause einsam lebenden Fürstin. Man hält ihn dessen nicht für fähig, glaubt aber, daß er eine andere Dame liebe und sucht hinter das Geheimniß zu kommen. Einst ist er wieder bei der Fürstin, als man ihn aufsucht. Sein Sekretair gibt ihm zur rechten Zeit einen Wink, und da er den Spähern die rechte Spur nur verbergen kann, indem er sie auf eine falsche lenkt, so ergreift er gleich die nächste Gelegenheit, tritt in ein Haus, in dessen oberm Stock ein artiges Bürgermädchen, die Schwester des Schlossers wohnt, und gibt einem Kinde Geld, damit es sage, er sey aus diesem Hause getreten. Das Kind zeigt das Geld und erzählt jedem, wer es ihm geschenkt habe, und bald ist es in der ganzen Stadt bekannt, der junge Minister besuche eine Putzmacherin. Er selbst lächelt dazu, vergnügt, daß man ihn nur nicht mit der Fürstin in Verdacht hat. Des Mädchens Bräutigam nimmt die Sache natürlich übel und verläßt sie; ihr cholerischer Bruder will Satisfaktion haben. Aber nun denke man sich, was der französische Dichter aus ihm macht? Man sollte denken, wenn es so recht auf deutsch herginge, so müßte der Schlosser sich mit ein paar hundert Gulden abfinden lassen, oder im schlimmsten Fall so recht subordinationswidrig raisonniren, bis man ihn beim Kopf nähme und ins Loch steckte. Aber nein, der französische Dichter pflanzt jenes moralische Etwas in die Seele des jungen Schlossers, und fügt ihm Klugheit bei. Das Ehrgefühl des einfachen Bürgers ist eine Macht, der kein Minister widerstehen kann. Der beleidigte Bruder läßt seinen Feind nicht mehr aus den Augen, belauert jeden seiner Tritte, entdeckt endlich sein Geheimniß, dringt bis in das Boudoir der Fürstin, überrascht ihn und zwingt ihm eine Ehrenerklärung für seine Schwester ab, ja stürzt ihn völlig.

62) Meister Jacobs Söhne. Frei nach dem Französischen des Victor Ducange, von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ein recht guter Roman. Ducange hat Vieles mit Raymond gemein. Auch er sucht seine Bilder möglichst

tren aus dem Leben zu schöpfen. Die rührende Erscheinung eines schönen, aber äußerst armen Mädchens führt uns in den Roman. Wir begleiten sie an das Krankenbett ihres Vaters, eines Gardeoffiziers der hundert Tage, der bei Waterloo sein Bein, seinen Dienst und jede Aussicht auf Pension verlor. Er wäre vielleicht mitten in Paris verhungert, wenn eine kleine schwarze verkrüppelte Nonne nicht auf seine Tochter aufmerksam geworden wäre und sich seiner angenommen hätte. So wurde er hergestellt, und suchte sich nun, da er als Sohn eines Webers nichts anderes gelernt hatte, als ein ehrlicher Leineweber sein Brod zu verdienen. So sehn wir ihn, geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion, und mit seinem Heldengesicht hinter dem Webstuhl sitzen. Seine Tochter, die ausgezeichnetes Talent zur Malerei besitzt, nimmt bei einem berühmten Porträtmaler Unterricht und macht große Fortschritte. Ein wohlhabender junger Mann wirbt um ihre Hand und zulezt macht man die angenehme Entdeckung, daß der Porträtmaler des Kapitäns Bruder ist. Beide Brüder waren in ihrer Jugend von ihrem tyrannischen Vater hart mißhandelt worden, der ältere war entflohen, Soldat geworden und fand nun, nach mannichfachem Schicksalswechsel seinen Bruder wieder. Die Sprache, in der diese freundliche Geschichte geschrieben ist, wird zwar zuweilen etwas ausführlich in der Art des Walter Scott, malt aber bei dieser Genauigkeit sehr harmonisch. Die sämmtlichen Charaktere sind trefflich hervorgehoben und gehalten und die Schicksale entwickeln sich natürlich auseinander. Der rauhe und doch anstandsvolle, sogar galante Krieger und die alte buckliche und gnomenhafte Nonne bilden insonderheit einen sehr originellen Kontrast.

63) Don Pedros Rache. Eine Geschichte aus den Zeiten Pedros des Grausamen. Nach Mortonvals „Martin Gil“ aus dem Französischen übersezt durch L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

64) Der Graf von Villamajor, oder Spanien unter Karl dem Vierten. Von Demselben, Daselbst. Vier Theile.

Den Franzosen, als dem lebhaftesten der civilisirten Völker, steht die bequeme und breite Manier der englischen Romanschreiber am wenigsten gut an; indeß ist es interessant, zu sehen, wie die Moden ihre Reisen um die Welt machen und wie man um der Mode willen auch das Heterogenste adoptirt. Sehn wir nicht sehr hochherzige Schönheiten jezt allgemein die Mode der Pluderärmel mitmachen, obgleich diese Mode von einer Dame erfunden wurde, die dadurch den Mangel ihres Busens verstecken wollte? Warum sollte der geistreiche und gewandte Franzose nicht einmal aus Modenarrheit den langweiligen Engländer spielen wollen? Haben doch vor beinahe hundert Jahren auch die Engländer einmal so frivole Springinsfelde gespielt, wie die Franzosen, und Pope wollte ein kleiner Voltaire seyn. Warum sollte nicht jezt Mortonval ein kleiner Walter Scott seyn wollen?

Don Pedro, der bekannte Grausame, wüthet hier vier Bände lang gegen seine Gemahlin, die schöne Blanche von Bourbon, gegen seinen Bruder und gegen seine Maitresse. Martin Gil spielt die abgedroschene Rolle des mysteriösen Vertrauten und Deus ex machina, der allein Alles weiß, überall dazwischenfährt und mit dem Schicksal in Compagnie getreten ist, wie dergleichen in fast allen neuen englischen Romanen vorkommen. Man denke sich diesen Mann in folgender Situation. Er war der frühere Geliebte Marias, der königlichen Maitresse, und hat von ihr einen Sohn. Eben dieses Kind gibt Maria für die Frucht einer ehebrecherischen Verbindung der Königin mit des Königs Bruder aus. Nun wüthet der König gegen das Kind, aber Martin tritt dazwischen und reklamirt es als das seinige; gleichwohl aber will er die Mutter nicht verrathen, aus Großmuth, bis sie entdeckt wird, und nun wüthet der König wieder gegen seine Maitresse 2c. Und mit diesem bis zur tödtlichen Langweiligkeit ausgedehnten Lug und Trug, Zank und Toben sind wohlgezählt vier Bände angefüllt.

Nicht weniger gedehnt, an historischem Interesse sogar noch weit ärmer, ist der Graf von Villamajor, in dessen vier Bänden sich aber doch einige artige Schilderungen spanischer Natur und Sitte verloren haben. Don Matias, der wirkliche Graf von Villamajor, spielt hier eine ähnliche Rolle als mysteriöser Vertrauter, wie in dem vorigen Roman Martin Gil. Ihm gegenüber steht Perez, der falsche Graf, als Intrigant, dazwischen ein junger Edelmann, Don Fernando, dessen Arglosigkeit Perez mißbraucht. Am Ende endet Alles gut mit einer Doppelheirath; aber das Interesse an der Intrigue ist zu kurz für vier Bände. Hübsch, obwohl auch zu langgedehnt, ist die Unterhaltung eines Eseltreibers mit seiner Mauleselin, die er höflich und galant als Capitana anredet, zulezt aber, da die Artigkeit nichts verschlägt, mit Fluchen und Hieben regalirt. Auch die Schilderung eines Ueberfalls zweier ländlicher Mädchen und die einer Jagd Karls IV. zeichnen sich durch ihre Färbung von den übrigen Longueurs aus.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 41. 21. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

65) Viel Lärmen um Nichts, von Joseph Frhr. von Eichendorff, und: die mehrern Wehmüller und ungarische Nationalgesichter von Clemens Brentano. Zwei Novellen. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833.

Bei Darstellungen, wie die vorliegende des Herrn von Eichendorff ist, begreift man den Werth des Einfachen in der Poesie. Kommt zu der phantastischen Schwelgerei der modernen Romantik noch die Verirkunst der Ironie hinzu, daß der Leser möglichst wenig weiß, woran er ist, daß er gezwungen wird, hinter dem Unbedeutenden etwas Bedeutendes zu suchen, und dann wieder mit dem Bedeutenden spielen sieht, so wird aus der Poesie, die immer nur wohlthun soll, ein marternder Kitzel und man bekommt einen wahren Heißhunger nach der ordinärsten Prosa. Die zweite Novelle, von Clemens Brentano, hat eine schärfere Physiognomie. Die Erfindung ist zwar nicht neu, denn Doppelgänger und Verwechslungen einer Person mit der andern sind etwas Alltägliches auf der Bühne wie in den Romanen, doch die Behandlung in dieser Novelle ist originell und höchst geistreich. Man fühlt sich bald zu Jean Paul, bald zu Arnim versezt. Die Hauptfigur, der verwechselte Maler Wehmüller, ist dem Quitus Firlein, Schmelzle und solchen liebenswürdigen Figuren Jean Pauls nahe verwandt; die ungarischen Dekorationen und Nebenfiguren aber, und die eingestreuten höchst phantastischen Episoden, erinnern an die anmuthigsten Erzählungen Arnims, dessen Geistverwandter Clemens Brentano immer gewesen ist.

66) Grimmenthal. Romantisches Zeitbild aus dem 16ten Jahrhundert von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring, 1833.

Die wunderbare Rettung eines Ritters durch ein Marienbild veranlaßt die Stiftung einer Kapelle und eines prächtigen Klosters, das aber in der bald darauf folgenden Reformation wieder zerstört wird. Diese einfache Geschichte hat der Verfasser theils durch den Kontrast der altkatholischen Romantik mit dem bilderstürmenden Potestantismus, theils durch die in den Vordergrund gestellten zwei Brüder belebt, von denen der eine Mönch und Maler, der andere Dichter ist. Der leztere arbeitet an einem Gedicht, der Beschreibung einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe, die dem Text eingeflochten ist, und auf's Neue des Verfassers ausgezeichnetes Talent für den Vers bewährt. Wir geben einige Stellen:

„Italien, du zauberische Ferne! Wie leuchten deine Silberblüthensterne, du warmer, lenzgeküßter, schöner Süd! Der Mandelbaum, die Aprikose blüht, und deine Himmels duft'ge Bläue glüht wie Lust und Sehnsucht ob der Wanderer Pfade. Das offene Trient empfängt der Pilgerschaar, vom Volk umdrängt, und Freude waltet unbeschränkt und heitre Fahrt verheißt des Himmels Gnade. Wie gen Verona sie das Saumroß trug, naht der Podesta schon im stolzen Zug, die Gäste zu begrüßen, zu bewirthen. Veronas Volk umjubelte die Herren, doch stumm und ernst, wie ein erloschner Stern, lag des berühmten Dieterichs von Bern einsames Trümmerschloß, umgrünt von Tax und Myrten. — Nun von Florenz aus weiter zogen Jene zum schönen hochgelegenen Siene, deß Marmor-Dom voll pracht'ges Bildwerk steht, wo frisch die Luft, durchwürzt von Blüthen weht, und wo die Zier der schönsten Frauen gedt. Drauf kamen sie zur Stadt Acquapendente; durchwanderten Viterbia, berührten kaum Romulia und rasteten in Thubika, dann nahm die Pilgerfahrt ein kurzes Ende. Denn nun begrüßten sie das ewige Rom; zum blauen Himmel ragt Sankt Peters Dom, und viele Herren kamen schon entgegen. Wohl bei fünfhundert Rosse stark die Schaar der Kardinäle mit Gefolge war, Bischöfe brachten Huldigungen dar, und brachten meinem Herrn des heiligen Vaters Segen. — O Rom, Du Stadt der Wunder und Gedichte, Du Riesenpyramide der Geschichte, Dich feiert würdig ja kein ird'scher Sang, Weltkönigin im Sonnenuntergang! Du ehrtest meinen Herrn mit Waffenklang. Es öffnen weit sich des Turnierhofs Schranken. Wie leuchtet der Gewänder Stat, Roms Ritter tragen Inkarnat, Roßdecken sind von Damaskat! Fürst Wilhelm sitzt im Sattel ohne Wanken. — Die Fürsten treten in den Vatikan, der heilige Vater nimmt sie freundlich an, mit seinem Segen will er sie begleiten. Mein Herr und Held besah die Stadt der Welt, weit hingebreitet unterm Himmelszelt, die über alle Städte hochgestellt, und schied und grüßte scheidend noch zurück vom Weiten. — O Palästina, reich an heil'gen Städten, durchzogen von der Berge steilen Ketten, und durch Erinnerungen hehr und groß. Wer Dich erschaut, dem fiel ein seliges Loos; Du bist die Wunderrose Jericho's, die längst erstarb und wieder blüht, befeuchtet. Es ist der Glaube, der Dich weiht, Du Bilderschrift der alten Zeit, er strahlte voller Herrlichkeit als Stern, der über Bethlehem geleuchtet. Arimathia ward der Pilger Gruß, von steiler Berghöh grüßte Emaus, im Duft der Ferne sehn sie Thürme schimmern. Getrost, nun werden enden Angst und Qual, zur Rechten schattet Mamre's Palmenthal, zur Linken ruht im Abendsonnenstrahl die Pracht Jerusalems, begraben unter Trümmern." Auch die Marialieder, die in diesem Roman eingestreut sind, zeugen von der Gefühlsinnigkeit und dem romantischen Sinn des Verfassers.

67) Die Pietistin. Novelle von H. G. Zehner. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

68) Der gespenstische Schwede. Von Demselben. Hanau, König, 1833.

69) Kornblumen. Gesammelte Novellen von Demselben. Hanau, Edler, 1834.

Herr Zehner besitzt ein äußerst warmes Gefühl und viel malerische Einbildungskraft. Doch neigt sich sein Talent mehr zum Idyllischen, als Heroischen. Eine sanfte Seele, Glück in Ruhe, Stillleben, Rührung und Wehmuth zu schildern gelingt ihm vortrefflich. Er ist darin nahe mit Hippel, doch nur mit dessen sentimentaler Seite verwandt, wie folgende Probe beweisen mag: „Am Südostrande des Dörfchens Roßbach stand ein Häuschen einsam allein; das Häuschen war strohbedeckt gleich den Häusern der reichsten Bauern damaliger Zeit; doch hatte es kein Giebelstübchen, mithin auch kein Giebelfensterchen, hatte im Ganzen nur Ein Stübchen mit zwei Fensterchen gen Osten und Westen, vielleicht, wie mein Cereejusjünger meint, damit die Insassen oder Inhungerer stets an den hungernden Morgen und an den sättigenden oder „hungerlösenden" Abend — homerisch zu reden — denken möchten. In dem Stübchen des Häuschens stand Ein breites Stollenbett — der Cereejuner maß dessen Breite auf vier Schuh und fand den Cubus strohgefüttert — dessen Länge fand er im Maßstabe Teutobochs, das Unterbett voll Hühner-, Tauben-, Entenfedern, aber für ein elegisches Parallelogramm von $2\frac{2}{3}$ Fuß Breite und 8 Fuß Länge. Und da der Cereejauer zugleich ein „physikalisches" Gehör besaß, so hatte er aus dem Rausch- und Raschelklang des Pfühls, dort Pülv genannt, auf erdfenleeren Strohbestand besagten Pülvs geschlossen. In dem Ost-, Licht- und Trostwinkel rechter Hand, nach Heiligkreuz hin, stand ein Eichentischchen, welches im waffenstillstandlosen Kampf mit den Würmern ein Bein verloren und sein Daseyn eben so durch Anlehnen an die feste Wand gerettet hatte, wie laut der Erfahrung noch heutzutage geiststützenlose Nominalgeister — arabisch-scholastisch zu reden — als geistige Kümmerer in den Thiergärten des Staats sich an ministerielle Ueeichen lehnen. In dem westlichen, dem Ruhewinkel, stand ein hölzerner, jetzt einlehniger Stuhl, dessen linke Lehne der Auf- oder Insasse eine Reihe von Jahren hindurch mochte hinweggeschlummert haben, so wie er offenbar in die nackte Lehmwand linker Hand eine rührende Concave durch das Hinterhaupt hineingeschlummert hatte. Neben dem Sessel klaffte, offendecklig, eine „Lippe", wie das Landvolk der Rhön die inwendig

wohlverharzten, hölzernen Trinkgeschirre nennt. Vor dem Stollenbette schlief ein weißvliesiges Schaf, auf dessen Hals ein halbwacher, zottiger, weiß und schwarz gefleckter Bastardspitz die Schnautze wiegte, während ein schwarzer Kater den dicken Kopf von dem Pulsschlag des Hundes schaukeln ließ, ein silbersterniger Staar auf der „Spanthaise" festere Stellung auf dem Einen Beine suchte, und ein Rothbrüstchen unter dem Bett behaglich vor dem Einschlafen die Federn zum lezten Mal spreizte und schüttelte, während gen Norden des Stübchens vor einem gußeisenen Gekreuzigten eine Greisin und ein Kind — beteten."

Es ist Schade, daß Herr Zehner nicht durchaus Gegenstände gewählt hat, die sich für die bestimmte Art seines Talentes eignen. Er sollte bei der modernen deutschen Idylle stehen bleiben, wie Jean Paul, sich aber nicht in die Romantik und in den historischen Roman verirren. Er führt uns in seinen Novellen zu den Türken, zu den Braminen, zu den Negern und läßt diese Leute mit deutscher Gemüthlichkeit, Innigkeit, Thränenseligkeit sprechen. Das ist doch gar zu sehr gegen das Kostüm angestoßen. Jede Zeit, jede Nation, jede Lokalität will in ihrer Wahrheit aufgefaßt seyn. Die sentimentale Phraseologie taugt am allerwenigsten nach Asien und Afrika. In der arabischen und persischen Poesie finden wir viel Rührendes, aber die unglücklichen Liebenden oder Helden drücken sich in dieser Poesie wohl zuweilen schwülstig in Bildern, doch nie sentimental aus. Ihr Schmerz ist trocken. Wer kann gefühlvoller seyn, als der Inder, aber eine klassische Ruhe beherrscht ihn auch in der seligsten Empfindung, und er verfällt nie in den sentimentalen Jammer. Die Neger vollends, was kann naiver seyn als sie? Bei solchen Darstellungen ist die strengste Objektivität unerläßlich. Je ferner die Nationalität der vom Dichter dargestellten Person dem Dichter selber steht, desto gewissenhafter muß er es vermeiden, dieser Person seine Empfindungsweise aufzudrängen. Orientalische Prinzen, welche schmachten wie deutsche Hofmeister und Kandidaten; Negerinnen, welche bei aller Nacktheit und Schwärze von so „holdigster Sanftmuth und züchtigster Jungfräulichkeit", so edel und beinahe so gebildet sind, wie deutsche Professorentöchter, solche Figuren werden immer unnatürlich bleiben und die beabsichtigte Wirkung, zu reizen, verfehlen. Wenn es widersinnig ist, eine Negerin mit „kleinen Lippen" zu malen, wie hier im ersten Band der Novellen Seite 97 geschieht, so ist es noch widersinniger, sie mit deutscher Sentimentalität kokettiren zu lassen. Wie konnte Herr Zehner, der so viel Sinn und Blick für die Natur hat, der ihr so freundliche Bilder entlehnt, auf der andern Seite die Natur wieder so sehr verkennen?

70) Erzählungen von Dr. Joseph Nürnberger. Erstes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1834.

Vier Erzählungen. Drei davon, der Geisterseher, die Ahnung und der Astrolog gehören dem schauerlichen Gebiet an, auf welches ihre Titel hinweisen. „Die erste Liebe" endigt zwar auf eine so tragische Weise, daß der erste heitre Eindruck dieser Novelle getrübt wird, und wir hätten gewünscht, der Ausgang wäre eine Hochzeit gewesen; immerhin aber ist diese Erzählung die schönste und es bewährt sich auch hier wieder, wie Darstellungen, die unmittelbar aus dem Leben, aus eigner Erfahrung entnommen scheinen, um so viel mehr ansprechen, als Erfindungen. Selbst wenn die leztern reichern Farbenschmuck zeigen, fehlt ihnen so oft jene Grazie der unmittelbaren Naturwahrheit, die uns allemal poetisch rührt, mögen wir sie nun in einem Gedicht oder in einer bloßen Reisebeschreibung finden. Der Erzähler war Postmeister in M., fand die von einem französischen General aus Versehn zurückgelassene, mit wichtigen Papieren angefüllte Brieftasche, schwankte einen Augenblick, ob er sie behalten, der Behörde anzeigen, vielleicht einen großen Lohn dafür einernten, oder ob er sie ehrlich zurückgeben sollte, entschloß sich aber rasch zu dem leztern, jagte dem General, der schon weit voraus war, mit verhängtem Zügel nach, holte ihn endlich ein, wurde von ihm auf die nächste Station mitgenommen, wo sie fröhlich zusammen trinken wollten, verlor aber vorher ein Rad am Wagen, mußte in einem am Wege stehenden Försterhaus einkehren und lernte hier eine liebenswürdige Familie und das Mädchen kennen, das seine erste Liebe war, und die ihn durch eine glückliche Heirath für seine Ehrlichkeit belohnt haben würde, wenn diese poetische Gerechtigkeit nicht durch andere Unglücksfälle verkürzt worden wäre. Diese sehr artige Erzählung hätte wahrlich einen fröhlichern Schluß verdient, sie hätte ganz Idylle bleiben sollen.

71) Kleine Erzählungen von Bulwer, Lady Blessington und S. C. Hall. Uebersezt von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1834.

In den kleinen Erzählungen sind die Engländer gewöhnlich noch geschmackvoller, als in den dickbändigen Romanen, weil sich der Geist mehr centriren muß. Auch verstehn sie sich, wie ihre Taschenbuchserzählungen jedes Jahr von neuem beweisen, vortrefflich auf die Kunst, ein kleines Bild einzurahmen. In der vorliegenden Sammlung zeichnen sich nur drei Erzählungen besonders aus: „die Freunde" von Bulwer, eine Ehebruchsgeschichte mit einigen guten Charakterschilderungen, das „irländische Mährchen" der Mistreß Hall durch seine zarte

Blumenphantasie, und „Rebecka", die ächt romantische Geschichte eines schönen Judenmädchens. Ein Ritter, der sie heimlich besucht, wird von ihrem Vater umgebracht. Der Mörder flieht, sie wird ergriffen und gibt, um ihren Vater zu retten, sich selbst als die Thäterin an. Nur an die Wiedervereinigung mit ihrem Geliebten denkend, besteigt sie ohne Klage den Holzstoß und wird lebendig verbrannt. Zu spät kommt ihr Vater an, um sie zu retten.

72) Der alte Souffleur. Eine Novelle von Wilhelm Marsano. Halberstadt, Brüggemann. Leipzig, Wigand, 1831.

73) Die unheimlichen Gäste. Novelle von Demselben. Leipzig, Brüggemann, 1832.

In der ersten Novelle ist die seichte Kunstunterhaltung der sich gebildet dünkenden Leute sehr gut persiflirt. „Der Heldenspieler wurde zum Deklamiren aufgefordert. Dieser entschuldigt sich, daß er nichts auswendig wisse — nicht bei voller Stimme sey u. s. w. Es half nichts, er mußte dran. Da trat er, majestätisch um sich blickend, wie ein Löwe, vor, machte drei Verbeugungen und begann: Der Taucher, eine Ballade von Friedrich von Schiller. — Ein allgemeines: St! ertönte — eine Todtenstille trat ein. — Wenn Du gemüthlicher Leser schon jemals bei dergleichen Soiree's zugegen warst, so wirst Du erkennen, welcher Selbstverläugnung es bedarf, um den Jammer solcher Minuten zu ertragen, wo ein, in Schwarz gekleideter Mann in der Mitte des Zimmers steht, und deklamirt. — Sie gehören für mich zu den schmerzlichsten meines Lebens. — Ich hatte indessen genug Stoff zum Nachdenken, und so kamen denn endlich die Schlußworte der Deklamation. — Der Aesthetische umarmte den Heldenspieler, und lobte ihn ungemein. Der Balletmeister schien etwas sehr Kluges sagen zu wollen. Der Custos bewunderte die Haltung des Deklamators, vorzüglich bei den Worten, wo die Prinzessin sich über den Rand des Felsens herabbeugt, und wo der Deklamator, um das Wahre seiner Darstellung zu erhöhen, sichtlich geschwankt habe, wie vom geheimen Schwindel ergriffen. Der Geognost aber, der Glücklichste von Allen, war in der Ecke des Sofa's selig entschlummert, und bedauerte beim Erwachen kläglich, daß die Ballade so kurz sey. — Nun trat Hortensie ans Pianoforte und begann die große Arie der Semiramis, und zwar, wie es uns verkündet wurde: von ihr vermehrt und verbessert. Bei allen Rouladen rollten ihre Augen, Beifall suchend, im Saale umher, bei jedem Triller trillerte ihr ganzer Körper mit, bei jeder Couronne wanderte sie in allen italienischen Opern umher, und nahm gleich überall mit, was sie brauchen konnte 2c." Das Gegenbild gegen diese Kunstnarren ist dann die schöne und einfache Tochter eines alten Souffleurs.

Die zweite Novelle ist bei weitem nicht so unterhaltend. Eine edle Dame wird unwissend mit einem Räuber und Verbrecher vermählt, der aber doch auch noch à la Hugo Oerindur eine noble Seite blicken läßt und dem sie zuletzt verzeiht. Das sind abgedroschene Sachen. Auch der Styl ist vernachläßigt. Was ist das für eine affektirte Alterthümlichkeit, z. B. „Der Graf, der Gertruden obwegen ihrer absonderlichen Schönheit zum ehelichen Gespons sich erkiesen 2c, die Bürger, die derlei Künste sonderlich liebten 2c. (Seite 12 und 13)." Und in diesem Styl bleibt sich der Verfasser nicht einmal treu.

74) Russische Bibliothek für Deutsche. Von Karl von Knorring. Erstes Heft. Lindfors in Reval.

Simeon Kirdiaza, eine Begebenheit aus der russischen Vorzeit und zwar aus der Zeit des Timurs und seines Einfalls in Rußland, verfaßt von Polewoy. Dann die drei Gürtel, ein russisches Mährchen von Schukowsky. Das leztere ist anziehender als die erste heroische Erzählung. Drei Schwestern, Peresweta und Miroslawa schön, die dritte, Ludmilla, häßlich, gingen spazieren und sahen ein altes Weib am Wege schlafen. Die ersten beiden lachten, die sanfte Ludmilla aber sagte: laßt uns ihr eine Hütte flechten, daß sie im Schatten ruhig schlafe. Als darauf die Alte aufwachte, dankte sie den Mädchen und schenkte ihnen drei Gürtel. Ludmilla erhielt den einfachsten, der aber die Gabe besaß, ihr alle Herzen zu gewinnen. Fürst Swiatoslaw von Kiow verliebt sich in sie, und ihrem Glück scheint nichts mehr zu fehlen. Aber die neidischen Schwestern merken, daß ihr Glück eine Wirkung des Gürtels sey, putzen sie, schmeicheln ihr, wecken in ihr, die nur an ihre Liebe denkt, zum ersten Mal das Gefühl weiblicher Eitelkeit und bringen sie dahin, den schlechten Gürtel mit einem schönern zu vertauschen. Aber von diesem Augenblick an sind alle Herzen von ihr abgewandt, fehlt ihr jede Liebenswürdigkeit, der Fürst will sie nicht wiedererkennen und schon will sie verzweifeln, als die alte Zauberin wiedererscheint und ihr den Gürtel zurückbringt, um den sich unterdeß ihre neidischen Schwestern gerauft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 42. 23. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

75) Malers Traum. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

Der sehr viel schreibende Verfasser hat hier einmal höhern Flug gewagt und seinem Maler allerlei philosophisch-ästhetische Lebensansichten in den Mund gelegt. Anfangs glauben wir zwar keinen Franz Sternbald, aber doch so eine Art von Ardinghello vor uns zu haben, denn der Maler geräth oft in Eifer, und will mit seinem Pinsel die ganze Welt neu anstreichen. Man denke sich, wie er dem als über die Maßen edel und keusch geschilderten Fräulein Dorothea gegenüber sizt und ihr eine Vorlesung über die Vorzüge der Nacktheit vor der Bekleidung hält. „Wie nun Ueberbildung, ein krankhaftes, durch Verzärteiung und böse Heimlichkeitskrämerei erzeugtes Schaamgefühl, klimatische Verhältnisse, die nachtheilige Einwirkung mancher schwachen und fehlerhaften Dogmen einer übrigens trefflichen Religion — wenn sie nur mit der Zeit wäre fortgebildet worden — verkehrte und schädliche Geseze, von den Despoten nur zu ihrer Erhaltung gegeben, das Meisterstück Gottes schmählich herabgewürdigt haben, so ist auch die Kunst, dasselbe bildlich auf der Leinwand darzustellen, mittelbar durch alle jene Dinge mitherabgewürdigt worden und hat sich, tief und tiefer sinkend, meist nur noch als Fertigkeit erhalten, ein gleichgültiges Gesicht gleichgültig abzukonterfeien. Wo denn, ich bitte Sie, hätte das eminent'ste Talent Gelegenheit, die bildende Natur in der höchsten Schönheit ihrer Meisterschöpfungen zu belauschen?" Nun beschwert er sich weiter über die pruden Alltagsweiber, die gegen solche Belauschungen etwas einzuwenden haben, und fährt fort: „Aber Gottlob! es gibt noch viel' edle Seelen, und ich kenne Frauen ꝛc. Ja, Dorothea, warum soll ich es Ihnen nicht sagen ꝛc." Und was antwortet die sittige Dorothea? „Es kann mir nur höchst erfreulich seyn, diese Versicherung aus dem Munde eines Mannes zu hören, der meine ganze Hochachtung schon besaß, eh' ich ihn persönlich kannte," versezte Dorothea mit einer lieblichen Röthe auf den bleichen Wangen und einem milden Strahl aus den dunkeln Augen auf den Maler, „und für den die Hochachtung sich bis zur Bewunderung steigerte, seit ich ihn auch persönlich kenne," sezte sie leiser und mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „wenn ich auch nicht die Stärke des Geistes besitze, all' seinen kühnen Ideen zu folgen." — „Sie beschämen mich, Fräulein," sagte der Maler, „doch Ihre Worte thun mir dabei unendlich wohl und lassen mich einen Freundschaftsbund zwischen uns hoffen, der seinen Theil zur

Besserung des Menschengeschlechts beitragen soll. Lassen Sie uns in unserm Kreise vereint wirken und schaffen, die unverdorbenen Landbewohner belehren und bilden und die empfänglichen Gemüther unsrer Gesellschaft weiter führen.“ Und wohin führen? Der Maler kommt gleich wieder auf die Nuditäten zurück. „Jezt wollte ich Ihnen kurz nur so Viel bemerken, daß das höchste Studium des Malers stets die Schönheit des menschlichen Körpers ist und bleibt. Fleisch malen, weiches, wolliges, schwellendes Fleisch mit feinem Leben, seiner wahren Farbe und Natürlichkeit, so, wie es sich um Brust und Hüften eines kräftigen Jünglings, einer blühenden, vollen Jungfrau wie üppige Rosenknospen aufbläht, aufkeimt, aufblüht, entfaltet und in schwellender Umspannung wölbt, solches Fleisch malen, solchen Körper malen, das ist die höchste und schönste Aufgabe der Künstlerhand ꝛc.“ Es fällt dem Verfasser auch nicht von fern ein, daß diese Vorlesung das arme Fräulein erröthen machen könnte. Nein, sie sizt mit offnem Munde da, und bewundert nur den edeln, den genialen Weltverbesserer. So krasse Gemeinheiten, in Sentimentalität und sogar Schwärmerei getaucht, können nur in unserm allseitigen Deutschland geschrieben werden.

Man sollte nun denken, der Maler und seine Anbeterin werden ihren Bund schliessen. Aber nein; der Maler buhlt erst mit ihrer verheiratheten Schwester, und geht dann mit ihrem Bruder zu der Braut desselben. Auch diese ist nicht vor ihm sicher. Er ist mondsüchtig, sie ist mondsüchtig, sie gehören also zusammen und der Bruder wird vergessen. Sie spazieren ganz lustig zusammen im Mondschein auf dem Dache des künftigen Schwiegerpapas und stürzen herunter. Rosa, die Braut, bricht den Hals, der Maler kommt aber glücklich davon, weil er noch ferner im Roman gebraucht wird. Man erfährt, er sey ein Findelkind und eigentlich Rosas Bruder; ihr gemeinschaftlicher Vater, ein wahnsinniger alter Sünder, spricht einen fürchterlichen Fluch aus, nicht über den Mörder, sondern nur über des Mörders — Pinsel. Weil Rosa, nachdem sie der Maler gemalt, vom Dache gestürzt, soll er keine wieder malen, ohne daß die Gemalte gleichfalls untergehe. Und siehe da, der Fluch erfüllt sich, denn obgleich der Maler ganz einfach bloß keine Frauenzimmer mehr zu malen brauchte, so malt er doch ungenirt immerfort. Es geht ja nicht seine eigne Haut an, die armen Weiber mögen immerhin drauf gehn. Also wird gemalt Emilie, die zweite Braut seines Freundes, und stirbt; wird gemalt Charlotte, die verheirathete Schwester, und stirbt; wird gemalt Dorothea, die alte Geliebte, zu der er zurückkehrt, und stirbt; wird gemalt Bertha, die dritte Schwester, und stirbt.

Und solcher abscheuliche Unsinn, mit der brutalsten Sentimentalität vorgetragen, sollte Theilnahme beim deutschen Publikum finden? Wenn doch ein Wiener Poet sich des komischen Stoffes bemächtigte und einen verzauberten Pinsel auf das Leopoldstädter Theater brächte, so hätte man doch einen Humor davon.

76) Taschenbuch für die elegante Welt, auf das Jahr 1834. Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unsrer Zeit, romantisch bearbeitet von Isidor. Magdeburg, Rubach, 1834.

Da hat einer Byrons Leben romantisch bearbeitet. Was ist das für ein Ding, eine romantische Bearbeitung? Etwa eine Sauce von Ausrufungszeichen, in welcher hier des Dichters Leben schwimmt wie im Schnittlauch? War denn die einfache Geschichte des Dichters nicht schon romantisch genug, und war er nicht zum Ueberfluß selbst ein romantischer Dichter, um durch Dichtung reichlich zu ersetzen, was seiner Wahrheit etwa noch an Romantik mangelte? Bedurfte es eines sentimentalen deutschen Isidors, um da noch etwas zu verschönern? Nicht doch, im Gegentheil, Byrons Charakter hatte viel Wildes, Bitteres, selbst Brutales und eben deßhalb ist seine Süßigkeit und sanfte Trauer desto rührender. Daraus folgt aber, daß nichts thörichter ist, als einseitig an Byron die liebenswürdige Seite herauskehren zu wollen, da sie ohne die unliebenswürdige gar nicht liebenswürdig ist; oder Byron wertherisiren zu wollen. O Isidoro, diese Thorheit könnten wir Ihnen nur verzeihen, wenn Sie eine Isidora wären. Es ist nichts Cynisches in dieser Schilderung Byrons, und wenn man dem Dichter diesen finstern Zug nimmt, der dem andern zur Folie dient, so wird plözlich der ganze Mensch fade.

77) Die Schmuggler und die Rückreise aus dem Bade. Zwei Novellen von Ludwig Storch. Gotha, Müller, 1832.

Ein k. k. Offizier bekommt Streit mit seiner schönen Wiener Braut und läßt sich an die lombardische Grenze zur Zollschutzwache versetzen, um sie zu vergessen. Hier geräth er unter die Schmuggler und verliebt sich in ein artiges Mädchen, welches ihn rettet, aber ihrem ländlichen Geliebten treu bleibt und ihn nöthigt, zu seiner Wiener Dame zurückzukehren. — Die zweite Novelle enthält die Liebesgeschichte eines jungen Konrektors, schöckerhaft sentimental, aber ohne Witz. Solche Gegenstände müssen durchaus mit dem gehörigen Humor behandelt werden, wenn sie gefallen sollen.

78) Interessante Erzählungen von Gustav Nagel. Leipzig, Frohberger, 1832.

Interessante Erzählungen? Wer sich selbst als interessant ankündigt, scheint eher interessirt zu seyn.

dergleichen gehört zu den Dingen, deren sich unsre Literatur leider immer noch nicht schämt. Seyd doch ums Himmelswillen interessant, aber sagt nicht immer bloß, daß ihr es seyd!

79) Casanova des Zweiten (genannt Graf Alphons) Liebschaften und Abenteuer in Frankreich und Italien von L. Glockentreter. Zwei Theile. Leipzig, Wigand, 1833.

Die Gemeinheit einer solchen Büchermacherei verräth sich schon im Titel, und wird dadurch nicht wieder gut gemacht, daß der Leser, der Immoralitäten erwartet, nur Langweiligkeiten findet. Durch Zoten sich Geld verdienen, ist sehr gemein, aber ich weiß nicht, ob es nicht noch gemeiner ist, durch den bloßen Schein von Zoten Geld gewinnen zu wollen.

80) Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben ritterlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter, von J. K. v. Train. Erster Band, mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt, 1833.

Echte Rittergeschichten nach dem Muster Urachs des Wilden und Kaspar a Spadas, nur ist der Ton nicht mehr so rauh und „krautkräftig", wie in den Romanen des vorigen Jahrhunderts, sondern schon etwas sentimentaler, besonders in den zärtlichen Scenen. Ein vortreffliches Aushängeschild ist die ritterliche Mönchsfrazze auf dem Titelkupfer; man kann die Phantasie nicht besser zum Schauerlichen stimmen.

81) Theodor. Ein Roman von Sigismund Weise. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Nichts ekelt mehr, als der Mißbrauch des Heiligen und Süßen. Nichts ist unerträglicher, als die loyale Begeisterungsaffektation, die bei jeder modernen Parade die Titanensprache des Aeschylos zitirt, und die sentimentale Innigkeitsaffektation, welche die gemeinsten Familienbegebenheiten mit Wonneberauschungen feiert, wie sie nur einmal in einer Blüthennacht Julie und Romeo umfing. Nichts, ich sage nichts ist so absolut ekelhaft, als ein deutsches Gedicht, worin diese beiden Affektationen vereinigt sind, und ein edler bescheidner Werther zuletzt unter den Augen des allergnädigst anwesenden Fürsten mit seinem Gänschen verlobt wird. Hier kommt zu all diesen in der Sache liegenden Widerlichkeiten noch die Affektation göthisch zart altlinger Phraseologie. Wenn das die wirkliche gebildete deutsche Welt wäre, wie sie in einem solchen Roman geschildert ist, so wäre es rein nicht auszuhalten, und würden wir lieber unter die nackten Hottentotten laufen.

82) Der Bund mit dem Bösen oder der Fluch des Meineids. Novelle aus dem 19ten Jahrhundert von Moritz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ein polnischer Graf verführt ein Mädchen und wird von dem Vater derselben verflucht, seine legitimen Nachkommen sollen durch die illegitimen der Verführten untergehn. Und so geschieht es denn. Die Verführte bekommt Zwillinge. Der älteste davon wird Zigeuner, durch ein verfälschtes Testament reich, und spielt die Rolle eines diabolinischen Wundermanns à la Callot-Hoffmann, um seinen legitimen Bruder aus einem Verbrechen ins andere zu stürzen. Da wird duellirt, gespielt, da werden Frauen und Kinder gemordet. Endlich in Verzweiflung mordet der legitime den illegitimen Bruder, und zu dieser Katastrophe kommt der längst todtgeglaubte schuldige Vater derselben, so wie auch die verführte Mutter und der Zwingsbruder hinzu, der zuvor gestohlen hatte. Und bei alledem ist dieser Roman sehr sentimental geschrieben. „Im innigsten Vereine mit seiner Josephine flogen ihm die Tage pfeilschnell dahin ꝛc. Doch auf dem höchsten Gipfel seines stillen Glücks, als ihn seine heißgeliebte Gattin mit einem Knaben beschenkte, wußte er sich nicht zu behaupten. (Warum denn nicht?) Dies Ereigniß erfüllte seine Brust mit so ungestümer Freude, die er nicht mehr in den Grenzen eines innig beseligenden Hochgefühls einzuschließen vermochte; er mußte austoben in wildem Jubel ꝛc."

83) Der Sonntagsklubb. Sammlung von Erzählungen und Novellen, von Louis v. Wallenrodt. Neue wohlfeilere Ausgabe. Zwei Bändchen. Stettin, Hessenland, 1832.

Mattere Sachen können doch wohl kaum geschrieben werden. Da hat ein Ritter den Andern und noch dazu dessen Tochter gefangen genommen; man erwartet nun eine sehr leidenschaftliche Scene zwischen den beiden Feinden, Trotz oder Bitten, irgend etwas Effektvolles; aber wie reden die Herrn! Man höre sie: Ritter Wolfgang fragt höhnisch: wie der gestrenge Herr auf Nimmersatt geruht habe?

Otto. Einem rechtlichen Manne fehlt der Schlaf auch in der Höhle des Räubers nicht.

Wolfgang. Wozu die Anzüglichkeiten? Ihr und Eure Tochter seyd jezt in meiner Gewalt.

Otto. Ihr thut nicht wohl, mich an leztere zu erinnern. Das Andenken an sie könnte unser Gespräch leicht bitterer machen, als es sonst vielleicht seyn würde.

Wolfgang. Auch wenn eben sie das Mittel würde zu Euerer Erlösung?

Otto. Ihr sprecht in Räthseln.

Wolfgang. Daß ich nicht wüßte. Der Schwiegersohn wird den Vater seiner Gattin ja nicht in schmählicher Gefangenschaft schmachten lassen.

Otto. Jezt wünschte ich Euch nicht verstanden zu haben.

Wolfgang. Warum?

Otto. Um nicht genöthigt zu seyn, Euch durch meine Antwort zu erzürnen.

Wolfgang. Also, es wäre nichts? Ich hoffe, Ihr werdet mir die Gründe nicht vorenthalten.

Otto. Irmentraut ist die Braut des Ritters Rudolph von Werner auf Schweinhaus"

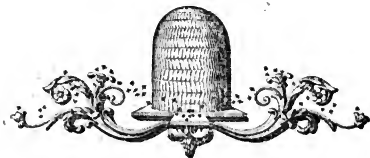
Wer da weiter lesen kann, muß eben so viel Wasser im Gehirn haben, als diese Ritter statt des Bluts Wasser in den Adern haben.

84) Der Muselmann, von R. R. Madden, Esq. Aus dem Englischen frei übersezt von L. von Alvensleben. In drei Bänden. Leipzig, Hartlebens Verlags-Expedition, 1833.

Es geht da wirklich recht türkisch her. Der Roman fängt mit einer Bastonnade an und endet mit der Pest. Michelaki, ein Grieche in der Gegend des alten Troja, wird durch den tyrannischen Soliman-Aga seiner Familie entrissen und auf einer Galeere neben einem Derwisch angeschmiedet. Kaum haben uns die lustigen Erzählungen des leztern von seinen unglücklichen Liebschaften etwas erheitert, so führt uns der Dichter wieder in neue Gräßlichkeiten. Michelaki kehrt heim, erfährt, daß sein schönes Weib wahnsinnig geworden sey und sich ins Wasser gestürzt habe, weil der Aga, um sie zu seinem Willen zu zwingen, ihr Kind geraubt habe. Er will sich rächen, aber der Aga kommt ihm zuvor und vergiftet ihn. Das Kind wird inzwischen unter dem Namen Murad mit Jussuf, des Agas wirklichem Sohn, aufgezogen. Sobald Murad herangewachsen ist, verliebt er sich in des Agas Tochter, Zulika, die aber dem ehemaligen Helfershelfer des Aga, einem gewissen Achmet, verlobt wird. Voll Eifersucht auf diesen, erfährt Murad zugleich den Antheil, den derselbe an Michelakis Unglück genommen hat. Er durchbohrt ihn mit einem Dolche, wird verfolgt und hat kaum Zeit, mit einem Theil der Schätze des Aga zu entfliehen. Nun kommen zur Abwechslung wieder einige heitre Scenen. Jussuf heirathet die Tochter eines Scharfrichters von großem Ansehn und von bedeutenden Familienverbindungen. Er lernt das edle Handwerk seines Schwiegerpapas, der dasselbe mit einer überaus ergötzlichen Gemüthlichkeit treibt. Die junge Frau aber, stolz auf ihre Geburt und den erhabenen Beruf ihres Vaters, behandelt ihren demüthigen Jussuf mit ihrem Pantoffel troz einer Pariserin. Wir kehren zu Murad zurück, der auf seiner Flucht einen Schiffbruch und Kampf mit Seeräubern besteht. Er rettet bei dieser Gelegenheit eine armenische Frau, die schöne runde Miriam, bricht aber auch einen Arm. Zu Candia läßt er sich heilen durch einen lustigen Barbierer, und da gerade hier Achmet, den er ermordet und dessen Papiere er noch bei sich hat, Zollaufseher gewesen, so begibt er sich in dessen Haus und reklamirt dessen Schätze. Als er aber nach Aegypten übersezt, beraubt ihn die Treulosigkeit des Schiffers seines reichen Raubs, und in der Wuth darüber bekommt er mit Arabern, die ihn ausspotten, Händel, schlägt um sich und wird verhaftet. Der Bastonnade glücklich entronnen, irrt er hülflos umher, bis ihm zufällig jene Miriam wieder aufstößt, die sich seiner annimmt, ihn trunken macht und ihn in diesem Zustande dahin bringt, sie sogar zu heirathen. Allein es war nicht im Himmel beschlossen, daß diese Ehe glücklich seyn sollte. Miriam machte Prätensionen und Murad dachte nur an seine Zuleika. Es kam zu offnen Händeln, und die Verwandten nahmen Theil und eine neue Schlägerei führte Murad abermals in den Kerker. Auch diesem entronnen traf er in den Straßen von Kairo mit dem verkleideten Mehemet Ali Pascha zusammen, der seinen Muth erkannte, ihm eine Anstellung gab und ihn bei dem großen Mamelukkenmorde benuzte. In der Verfolgung eines Beys begriffen, fand er in dessen Harem seine geliebte Zuleika, aber sie wurde ihm in demselben Augenblick wieder durch einen Delhi entrissen. Als er dessen Spuren nachjagte, fiel er in die Hände einer Beduinenhorde, bei der er eine Zeitlang blieb. Auf einem seiner Züge fand er den alten Aga Soliman, dem er sterbend noch die Erinnerung an seine gemordeten Eltern vorhielt, sich weidend an seinen Gewissensqualen. Endlich erfuhr er auch, daß Zuleika in Sicherheit sey, aber nur, um aus Gram über seine Untreue zu sterben. Er selbst ging nach Stambul und wurde dort von Jussuf erkannt und als der Räuber, der seines Vaters Schätze gestohlen, verhaftet. Aber schon war Murad mit der Pest behaftet, und indem er mit Jussuf rang, theilt er ihm dieselbe mit. Eine Beschreibung der gräßlichen Krankheit und des hülflosen Verschmachtens an derselben im Kerker macht den Schluß dieses grausamen Romans.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 43. 25. April 1834.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1834.

Seit Jahren haben wir es für unsre Pflicht gehalten, einen statistischen Ueberblick über Zahl und Gattungen der zu jeder Messe neu erscheinenden deutschen Bücher zu geben, so weit dies die Zuverlässigkeit des Meßkatalogs gestattete. Mehr als einmal haben wir geklagt, daß der dirigende Buchhändlerausschuß selbst sein jährliches literarisches Budget nicht klarer für's Auge anordnete. Jezt endlich hat das neue „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ diesem Bedürfniß abzuhelfen den schönen Anfang gemacht, und wir wünschen ihm gedeihlichen Fortgang, indem wir unsrerseits für unsre bisherigen statistischen Bemühungen um Nachsicht bitten und dieselben beschließen. Das Leipziger Börsenblatt ist allerdings besser als Becks Repertorium oder das Literaturblatt im Stande, die literarischen Register zu führen.

Der diesmal wieder sehr starke Ostermeßkatalog enthält die Anzeige manches schönen und nützlichen Werks. Die Namen der alten Koryphäen verschwinden freilich je mehr und mehr und die neuen sind von der Masse noch nicht klar genug ausgeschieden. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der jüngern Zeit, daß sie mehr für die Sache thut, als diese für sie. Jezt wird ruhmlos viel gearbeitet, vordem wurde mancher ein berühmter Mann beim Kinderspiel oder wohl gar im Schlafe. Soll in dem weiten Ozean der deutschen Literatur eine bestimmte Richtung und Strömung unterschieden werden, so läßt sich wohl nicht verkennen, daß die empirischen, die technischen, historischen und Naturwissenschaften gegenwärtig das Uebergewicht haben, während früher die Theorien und Phantasien mehr vorherrschten. Zwar hat das lezte Semester wieder einmal ungewöhnlich viel philosophische Schriften geliefert, doch dürfte diese Erscheinung noch nicht auf eine Wiederkehr des vormaligen philosophischen Enthusiasmus schließen lassen. Denn außer Neubigs philosophischer Unsterblichkeitslehre, Hilgers Schrift über das Verhältniß zwischen Leib und Seele, und des jüngern Fichte Schrift über die Idee der Persönlichkeit, worin neue Theorien enthalten sind, betreffen die übrigen philosophischen Werke nur die Geschichte der Philosophie oder ihr Verhältniß zum Leben, zur Erfahrung oder zum Christenthum. Der Franzose Cousin schreibt ein Werk über französische und deutsche Philosophie, das Schelling bevorredet, Grupen schreibt über den Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert, Salat über die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie, Benecke über das Verhältniß der Philosophie zur Erfahrung. Eschenmayer hat seine vortrefflichen Aphorismen gegen Hegel in einem Werke gesammelt, „Hegels Religionsphilosophie verglichen mit dem christlichen Principe“ und Herr Rosenkranz schickt dem Herrn

Bachmann ein Sendschreiben „Hegel" zu. Krug läßt eine zweite Ausgabe seines philosophischen Lexikons hinströmen, „als sollte das Meer noch ein Meer gebären." Ritter liefert den vierten Band seiner Geschichte der Philosophie. Ueber Scotus Erigena und seine Zeit schreibt Dr. Staudenmaier. Von Schleiermachers Sittenlehre erscheint eine neue Auflage, und Fichtes sämmtliche Werke gibt dessen Sohn heraus. Inwiefern nachfolgende zwei Schriften mehr der Naturwissenschaft oder Philosophie angehören, können wir noch nicht wissen: Pfaff schreibt „der Mensch und die Sterne, Fragmente zur Geschichte der Weltseele", und Hennig „der Eingang in das Innere der menschlichen und aller Natur."

Auch unter den theologischen Werken dürften die historischen und kritischen diesmal die bedeutendsten seyn. Die rationalistischen, supranaturalistischen und pietistischen Theoretiker haben sich erschöpft, selbst die Eklektiker können kaum mehr ein neues Juste-Milieu austreiben, es ist Alles schon durchprobirt und zu einem neuen Prophetenthum wohl keine Zeit ungeeigneter als die unsrige. Auffallend ist die große Zahl von Kirchenzeitungen, ungerechnet die theologischen Zeitschriften in Heften. Außer den Fortsetzungen der großen Ausgabe der griechischen Kirchenväter, von Gieselers Kirchengeschichte und Blumhardts Missionsgeschichte ist eine neue Ausgabe des Berengarius Turonensis, ein Leben des Joh. Wessel von Ullmann und ein Leben Whitfields von Tholuk bemerkenswerth. Ganz im Geschmack der Zeit ist die Idee Neudeckers zu einem allgemeinen Lexikon der Religions- und Kirchengeschichte für alle Konfessionen, enthaltend die Lehren, Sitten, Gebräuche ꝛc. Auch französische Predigten von Boulogne und Flechier sind übersezt worden.

Neben den drei oder vier großen Heerstraßen, die zum Himmel führen, werden immer noch einige kleine Seitenwege von denen betreten, welche sie für die nächsten halten. Swedenborg hat noch immer seine kleine Kirche in Deutschland. Hofacker hat wieder einige seiner Werke lateinisch und deutsch herausgegeben, Seuffert im Auszug die Lehrbegriffe der „neuen Kirche" zusammengestellt; ferner hat Hofacker die Schrift „Sittengesetz und Offenbarung" von Richer, dem Apostel des Swedenborgianismus in Frankreich, ins Deutsche übersezt. Deßgleichen ist wieder etwas von der berühmten Madame Guyon übersezt erschienen „das Evangelium des h. Geistes." Mit Swedenborg steht die Geisterseherei in genauer Verbindung. Von Beckers erscheinen „Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften über den Zustand der Seele nach dem Tode", von Justinus Kerner die Fortsetzung der bekannten „Blätter aus Prevorst", ferner eine Schrift mit dem Titel: „die Königin der Hellseherinnen in Orlach. Eine sehr kleine Erzählung und eine große Wahrheit für die Gläubigen und Ungläubigen von einem Augenzeugen;" endlich eine Schrift von Prof. W. Stilling über den Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt.

Die schätzbarsten Beiträge zur psychologischen Literatur sind eine zweite Auflage von „Schuberts Geschichte der Seele" und die aus dem Englischen übersezten „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes," die eben so ausgezeichnet schön als lehrreich, des Dichters nicht unwürdiger wie des Arztes sind. Der fleißige Friedreich in Würzburg sezt sein Magazin für Seelenkunde fort, Hach schreibt über Physiognomik und Fuhrmann über die lezte Lebenszeit Kaspar Hausers.

Aus dem reichen Schatze naturwissenschaftlicher Werke heben wir nur einige hervor, die von allgemeinem Interesse sind: Herschels (des Sohns) populäre Astronomie, die zweite Auflage der Urwelt von Link, eine Uebersetzung der Geologie des Engländer Lyell, Schmitz Geheimniß der Farben und Bartels Physiologie des Gesichtssinns; die beiden großen populären Naturgeschichten von Oken einer- und von den Heidelberger Naturforschern andererseits, Schinz Naturgeschichte der Reptilien, die Fortsetzung des großen „physikalischen Wörterbuchs" von Gehler ꝛc.

Unter den medizinischen Schriften nehmen fortwährend die Streitschriften für und wider die Homöopathie einen großen Raum ein. Man übersezt „James Coplands encyklopädisches Wörterbuch der praktischen Medizin. Bluff schreibt über die Leistungen und Fortschritte der Medizin in Deutschland. Blumreich gibt eine populäre „Anatomie in einer Nuß." Heusler schreibt über die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus, v. Gersdorf über eine Heilung durch Idiosomnambulismus. Von Brougham erscheint eine Schrift über das Selbstverbrennen durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, von Lippich eine politisch arithmetische Darstellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben. Auffallend erscheinen folgende Titel: „K. R. Hoffmanns vergleichende Ideal-Pathologie, ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen," und „Leupoldts gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medizin im Geiste christlich-germanischer Wissenschaft."

Die Länder und Völkerkunde wird sehr fleißig angebaut. Unter den Landcharten steht „Wörls großer Atlas von Europa" durch die unübertroffene Meisterschaft seiner Steindrücke, wie durch das Kolossale der ganzen Unternehmung oben an. Viel läßt sich von Berghaus neuer Kabinetsbibliothek der Reisen erwarten. Von Baumstark erscheint ein Grundriß der „alten und neuen

Geographie." Balbis Handbuch der Erdbeschreibung ist übersezt worden. Von Vollrath Hoffmanns sehr brauchbarem Handbuch „die Erde und ihre Bewohner" erscheint die dritte Auflage. Wimmer, der sich um populäre Geographie viel bemüht, schreibt eine Geschichte der geographischen Entdeckungen. Die malerische Reise um die Welt von Dumont d'Urville mit 500 Abbildungen, wird auch deutsch bearbeitet. Der preußische Seefahrer Dr. Meyen beschreibt seine Reise um die Welt; Leslie, Jamaison und Hugh Murray die Entdeckungen in den Polarseen.

Ueber Deutschland ist erschienen: Vollrath Hoffmanns Deutschland und seine Bewohner, und die zweite Serie der schönen Rheinansichten von Tombleson. Historisch: die Geschichte der Deutschen von Pfister (5ter Band) und von Wolfgang Menzel, (in einer neuen Auflage in Einem Bande); eine kleinere von Philipps; ein bei Keßner in Meiningen erschienenes Werk: „Deutsche Vorzeit, Versuch und Vermuthung;" die Fortsetzung von Wedekinds Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters, v. Hormayrs vaterländisches Taschenbuch und eine zweite Auflage von dessen geschichtlichen Fresken in den Arkaden von München. Die Spezialgeschichte wurde bereichert durch des Grafen Mailaths Geschichte Oesterreichs, Mercys Oesterreichisch-Italien und Tyrol, Baders badische Landesgeschichte, Gansauges Krieg in Brandenburg im Jahr 1675, Hansens Chronik von Wandsbeck, Hanßen und Wolfs Chronik von Ditmarschen, das ehemalige Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken von Heinz, Klemms Chronik von Dresden, Nieserts Münstersche Urkundensammlung, Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelms III. von Jülich, Schönhuths Ritterburgen des Höhgaus, Stohlmanns Erinnerungen aus Mindens Geschichte. Als Curiosa mögen noch angeführt werden: „Leben und Treiben der Kellnerinnen rc. in München, charakteristische Bilder," und „Berlin wie es ist und trinkt."

Zur Geschichte Preußens gehören insbesondere: der 4te Band der interessanten Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß, der siebenjährige Krieg von Stuhr, mehrere Schriften über die preußische Verfassung und Verwaltung und einige Beschreibungen der jüngsten Rheinreise des Kronprinzen.

Ueber die Schweiz erhalten wir: den 5ten Band von Anshelms, genannt Rüd, Berner Chronik, einen neuen Jahrgang der historischen Zeitschrift Helvetia, die schon viele interessante Aktenstücke mitgetheilt hat, eine Beschreibung des Kanton Zürich von Meyer von Knonau und des Kanton Freiburg von Kuenlin, endlich die Heldinnen des Schweizerlandes von Meyer von Knonau mit Steindrücken.

Ueber Italien: Drumann Geschichte Roms in seinem Uebergange zur monarchischen Verfassung, Türks Geschichte des Longobardischen Volks, die Fortsetzung der bei Kreuzbauer in Karlsruhe erscheinenden malerischen Reisen durch das lombardisch-venetianische Königreich, Wanderungen durch Sicilien und Malta (Berlin bei Nicolai), Leo der Große und seine Zeit von Arendt, das Papstthum und die Päpste von Weber, der 5te Band von Paccas Denkwürdigkeiten, und Rom im Jahr 1833 von dem geistreichen Kölle, dem vormaligen würtembergischen Geschäftsträger in Rom.

Ueber Frankreich: „der Demoiselle Avrillion Memoiren über das Privatleben der Kaiserin Josephine, Sallis Leben Talleyrands (in drei Uebersetzungen), zwei Jahre der Regierung 1830—1832 von Pepin; Reise durch Italien, Frankreich und England von der Königin Hortense im Jahr 1831, und v. Heintls Bemerkungen auf einer Reise nach Paris in demselben Jahre. Ueber Algier: „Ewalds Briefe" und Pfeiffers Beschreibung dieses Staats.

Ueber Spanien: Lord Porchesters Aufenthalt in Spanien während der Revolution von 1820.

Ueber England: Lappenbergs Geschichte Großbritanniens, Cannings Leben von Stapleton, Tomblesons Ansichten an der Themse, Wanderungen im Norden von England mit 73 Abbildungen.

Ueber Polen: die zweite Auflage von Spaziers Geschichte der polnischen Revolution, reich vermehrt durch neue Beiträge der polnischen Flüchtlinge, Murzynowskis Darstellung der Gegenrevolution vom 15. August, Falkensteins Thaddäus Kosciuszko.

Ueber Rußland: die geschichtliche Einleitung in das corpus juris des russischen Reichs, Parrots Reise zum Ararat, v. Behrs Reise nach der Krimm, Neumanns Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern nach Rußland, Sjögrön über die finnische Bevölkerung des St. Petersburger Gouvernements, und Pepplers Geschichte seiner Gefangenschaft in Rußland.

Ueber Schweden: der zweite Band von Geijers Geschichte von Schweden.

Ueber Ungarn: eine neue Auflage von Engels Geschichte des ungarischen Reichs.

Ueber Griechenland: Epaminondas und Thebens Kampf von Bauch und Droysens Geschichte Alexanders von Macedonien.

Ueber den muhamedanischen Orient: Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht, Burckhardts arabische Sprichwörter, der dritte Theil von Freitags arabisch-lateinischem Lexikon, der zehnte und lezte Band der Geschichte des Osmanischen Reichs von J. v. Hammer, die Fortsetzung der zweiten Auflage desselben Werks und von demselben Verf. Gül und Bülbül, d. i. Rose und Nachtigall, türkisch und deutsch, und Graf Karaczays Erzählungen aus dem Orient.

Ueber Indien: Bhagavad-Gita, indisch und lateinisch edirt von A. W. v. Schlegel, Prabodha Chandrodaya, ein allegorisches Drama, herausgegeben von H. Brockhaus und Bopps kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache.

Ueber China: des Missionär Gützlaffs ausführlicher Bericht über seinen Aufenthalt in Siam und seiner Reise längs der Küste von China bis nach Mantschu-Tartarei; Y-King, antiquiss. Sinarum liber, ed. Mohl, und v. Siebolds Archiv zur Beschreibung von Japan.

Ueber Amerika außer mehrern Schriften für Auswanderer noch: Leben und Sitten in Amerika vom Verf. des Cyril Thornton, das Kaiserreich Brasilien von Ackermann; sodann drei von Koppe herausgegebene Berichte des berühmten Eroberers Cortes an Kaiser Karl V., aus dem Spanischen.

Unter den Geschichtswerken allgemeinern Inhalts bemerken wir außer dem großen Sammelwerk, Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert, (welches die schon genannten Werke von Pfister, Geijer, Graf Mailath und Lappenberg enthält), eine fünfte Auflage von Kruses Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten, den 4ten Band von F. v. Raumers Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, den zweiten von Rankes Fürsten und Völkern von Süd-Europa, die zweite Auflage von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, eine allgemeine Weltgeschichte von Pfaff, eine neue Auflage der kleinen von Pölitz. Für die neueste Geschichte die Chronik Venturinis, die historischen Taschenbücher von Buchholz und Wolfgang Menzel, und das anspruchslose Werk, welches bloß „Alles für Alle“ geben will.

Ueber die jüngsten politischen Begebenheiten sind im Grunde nur wenig Schriften erschienen, drei über die Ministerkonferenzen in Wien von Achert, Agricola, F. von Gruben; über den preußischen Zollverein nichts Wichtiges außer dem bekannten Werk von Nebenius, eine Schrift über Belgien von dem alten preußischen Patrioten E. M. Arndt, niederländische Briefe von Schnaase; mehrere Schriften über die Juden-Emancipation; eine neue Schrift von Rehberg „Gerechtigkeit und Staatsgewalt im Bunde.“ Unter den politischen Schriften bemerken wir ferner den 3ten und 4ten Theil von Rottecks Vernunftrecht, eine neue Uebersetzung des Macchiavelli und das sehr praktische und zugleich großartige Unternehmen eines Staatslexikons oder einer Encyklopädie sämmtlicher Staatswissenschaften von v. Rotteck und Welcker. Zwei Schriften, von Dr. Schneider und Tappehorn, handeln von den Associationen.

Littrow in Wien macht sich verdient durch einen Abriß der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde der neuern Zeiten und des Alterthums; Köcker schlägt vor, die bisher nur zur Spielerei benuzten Rutschbahnen zu Anlegung von Kunststraßen anzuwenden und Lips schreibt über die Unanwendbarkeit der engl. Eisenbahnen auf Deutschland.

Zur Kunstgeschichte und Aesthetik gehören: Quatremere de Quincys Leben und Werke Raphaels, Nilson über die niederländische Kunst, Engelharts Prachtwerke der Unterwelt, Shakespeares Frauenbilder von Miß Jameson (ein weibliches Urtheil über Weiber, von dem wir sehr viel Richtiges nicht erwarten), eine neue Auflage von Apels Metrik.

Für Literargeschichte ist interessant eine Geschichte des Buchhandels von Metz, die Fortsetzung des neuen vollständigen Bücherlexikons von Kayser, Genthes Geschichte der abendländischen Literatur. Auch das vernachlässigte Gebiet der altdeutschen Literatur ist wieder etwas mehr angebaut worden. Man kündigt an: Graffs althochdeutschen Sprachschatz, Hagens Reimchronik der Stadt Köln, den Renner des Hugo von Trimberg, Jäcks Schriftmuster vom 8ten bis 16ten Jahrhundert, eine frisische Sprachlehre von Rask und eine neue neudeutsche Bearbeitung des Nibelungenliedes von H. von Rebenstock. C. v. Winterfeld gibt heraus: „Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Zur Geschichte der Blüthe heiligen Gesanges im 16ten Jahrhundert.“

Die lyrische Poesie wird durch eine Sammlung der Gedichte von Fr. Rückert bereichert, die wir längst ersehnt haben. Von Uhlands Gedichten erscheint die siebente, von Platens die zweite, von Wessenbergs und Tiedges eine Gesammtausgabe. Wenzig gibt Blüthen neuböhmischer Poesie in deutscher Uebersetzung heraus.

Für dramatische Literatur ist eine Uebersetzung der Werke des Silvio Pellico interessant; außerdem finden wir diesmal die Namen v. Auffenberg (das böse Haus), Raupach (Robert der Teufel, der Nibelungenhort, die feindlichen Brüder, der Zeitgeist, König Enzio), v. Zedlitz (Kerker und Krone, der Königin Ehre), Egon Ebert (Udalrich und Bozena) &c., ungerechnet die gewöhnlichen kleinen Sammlungen, dramatische Sträußchen &c. Manches Feine läßt sich von den dramatischen Scenen aus dem wirklichen Leben von Lady Morgan erwarten, welche L. Lax übersezt hat. Auch sind einige alte Schauspiele von Ziegler wieder aufgelegt.

Die Literatur der Romane und Novellen bietet außer den bekannten Etiketten von Velani, Bronikowski, W. v. Gersdorf, Kruse, Laun, Leibrock, Rellstab, L. Schefer, Storch, F. Tarnow, Tromlitz &c. noch dar: Wolffs altfranzösische Novellen oder Historienbuch der Jongleurs, drei Uebersetzungen der gesammten Werke Bulwers, Novellen von Gutzkow, von Baron Sternberg, von Seybold und manchen, die wir noch nicht kennen. Auch waren die Humoristen nicht unthätig. Börne hat wieder zwei Bände Pariser Briefe, Heine einen Salon, der Verstorbene eine geistreiche Sammlung unter dem Titel Tutti Frutti, Rumohr eine Schule der Höflichkeit für Jung und Alt herausgegeben. Der wackere Maltitz kündigt Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse an. Auch erscheinen die sämmtlichen Werke Webers, des Verfassers der so unterhaltenden Briefe eines Deutschen über Deutschland. Nicht zu übersehn ist ein geistreiches Buch unter dem anspruchslosen Titel „Rahel.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 44. 28. April 1834.

Romane und Novellen.

(Schluß.)

85) Der Antichrist. Novelle in zwei Theilen von Eduard Duller. Leipzig, Wigand, 1833.

Schade, daß der talentvolle Dichter immer mehr zu dem hinneigt, was Jean Paul den poetischen Nihilismus nannte, die öde Phantasterei, das romantisch-humoreske Allegorienspiel, in dem alles Wirkliche sich auflöst und doch aus dem Chaos der Umbildung noch keine neue poetische Wirklichkeit sich gestaltet hat. Die Zeit, wo dergleichen wenigstens einer gewissen ästhetischen Partei gefiel, ist mit dieser Partei selbst vorüber. Nimmer darf ein junger Dichter hoffen, das Publikum, das in der Romanwelt feste sichere Gestalten zu sehen gewohnt ist, werde sich noch einmal an die nebulosen Formen gewöhnen. Nacht, darin Sturmwind, darin jagende Nebel, darin schwarze faltige Mäntel, darin dunkle geheimnißvolle Gestalten. Endlich hervorspringend toller ruheloser Spuk, Figuren, die uns kaum zu interessiren anfangen, als sie uns schon sagen, daß wir uns ja nicht auf sie verlassen sollen, sie seyen nichts Wesenhaftes, nur Allegorien, und die Fieberhitze des Dichtertraums, aus dem sie entsprungen, hetze sie auch wieder fort; sie bedauern recht sehr, sich nicht mehr bei uns anheimeln zu können, aber es sey eben nicht anders, da stieße der Wind schon wieder und fort und fort müßten sie. Sie lassen nichts zurück, als ein wüstes Gefühl. Sie haben uns aufgeregt, ohne uns irgend zu befriedigen, ohne daß wir wissen, was sie eigentlich wollten. Zwar an ihren karrikirten Umrissen erkennen wir, daß uns die größere Zahl Grauen einflößen, die andern ein krampfhaftes Lachen abzwingen wollen; aber gerade dieses Uebermaß von Frazzenhaftigkeit verfehlt die Wirkung. Möchten doch unsre Dichter homöopathischer verfahren, und einsehn, daß man mit ein klein, klein wenig Ernst weit mehr erschreckt als mit dem tollsten Teufelsspuk. Möchten sie doch das allzu früh vergessene Buch des geistreichen Edmund Burke über das Erhabene nur einmal in ihrem Leben lesen, um sich auf die klarste Weise überzeugen zu lassen, daß das Stirnrunzeln des olympischen Jupiter schrecklicher ist als die Wolfsschlucht im Freischützen, und daß das Erhabenste und Furchtbarste genau eben so wie das Reizendste und Schönste der Ruhe näher ist, als dem Sturm.

86) Cölestin. Ein Roman von Ernst Ortlepp. Leipzig, Fest, 1833.

Wieder eine Wertheriade. Der junge Held ist zugleich verliebt und durstig nach Dichterruhm, das miserabelste

was ein Mensch seyn kann, wenn es ihm nicht glückt, seinen Zweck zu erreichen. Da hört er, seine Heißgeliebte sey an einen Fürsten verlobt, und er ist nichts als ein simpler linkischer Kandidat; da sieht er „einen Homeruskopf“ aus dem Fenster schauen und nicht weit davon die Büsten von vier großen Dichtern und er muß noch immer seufzen: „wenn ich nicht werde, wie dieser einer, so rc.“ Wie bescheiden bei alledem. So in der Assemblée s. g. deutscher Klassiker Platz zu nehmen, der Walhalla-Ehre gewürdigt zu werden, das ist was Rechts.

87) Briefe eines Unglücklichen. Ein Roman von Demselben. Leipzig, Reichenbach, 1833.

Ein geistverwandtes Werk, auch eine Wertheriade mit Bezugnahme auf moderne Politik, Kritik, Poesie und Alles, was gerade an der Tagesordnung ist. Auf der einen Seite spricht der Briefsteller, wie ein lustiger unbefangner junger Mensch, wie sie den Vergnügungen und Neuigkeiten unsrer Großstädte nachlaufen, macht philosophisch-ästhetisch-kritischen Spaß, wie eine Leipziger Muse, putzt sich nebenbei, nennt sein Mädchen göttlich und was dergleichen angenehmer Jugendzeitvertreib mehr ist. Auf der andern Seite spricht er ernsthaft und vernünftig, wie ein Doktor der Philosophie, der anfängt mehr mit Professoren als mit Studenten umzugehn, und der die Last der Weisheit dieser Welt zu tragen aufrichtige Versuche macht. Auf der dritten Seite aber thut er von diesen beiden Dingen gerade das Gegentheil, und ist der seufzende, weinende, verzweifelnde Werther, der sich zulezt auch, wenn nicht erschießt, doch wenigstens in sein Schwert oder, da wir heutzutage keine Schwerter mehr führen, in seinen Säbel stürzt. Das paßt nun nicht zusammen, und der Verfasser hätte füglich aus diesen Briefen drei verschiedene Werkchen machen können, eine Wertheriade, eine Reihe von Korrespondenzartikeln für irgend ein Unterhaltungblatt und eine kleine Sammlung ernster Betrachtungen über die Zeit. Dann hätten wir jedes in seiner Ordnung gefunden.

Die ältern Dichter nahmen sich Zeit, sie legten mit großem Aufwand, aber auch mit großem Verstand einen Plan an und wenn das Werk fertig war, so feilten sie noch lange daran. In unsern Tagen hat das Uebereilen zum Erschrecken zugenommen. Die talentvollsten jungen Männer — ich nenne Duller, den verstorbenen Waiblinger und ich könnte noch mehrere nennen — haben alle Triebkraft in sich zu der schönsten Blüthe und geilen gleichwohl frühzeitig in Blättern auf. Das ist ein Uebertrieb des Frühlings, der sie wenigstens um ihren Herbst bringen wird, wenn nicht ein wohlthätiger Schnee ihn hemmt und die Keime unter seiner Decke warm hält und pflegt für die gesunde und natürliche Reife.

88) Eduard. Eine Erzählung in Briefen. Leipzig, Frohberger, 1832.

Noch eine Wertheriade. Briefe, in den platten Phrasen, die Schwärmerei vorstellen sollen. Ueberschwengliche Seligkeit, Wonne, Verzweiflung, Raserei um sonst und wieder nichts und endlich ein Pistolenschuß. Alles wie in Goethes Werther, nur ohne dessen schöne Sprache und naturwahre Schilderungen. Wie solch dummes Zeug noch immer und alle Jahre wieder in Deutschland gesudelt werden darf, bleibt mir ein Räthsel. Einmal läßt man sich den Werther gefallen, daß aber die Leute es nicht müde werden! Es bedarf die ganze Kunst eines Goethe, um den widerwärtigen Eindruck zu mildern, den die unmännliche Eitelkeit und Trostlosigkeit Werthers auf uns macht; und es ist wahrlich an diesem einmaligen poetischen Versuch, die weibische Schwäche und Eitelkeit eines jungen Gecken zu vergöttern, hinreichend. Was sollen noch die hundert geistlosen Nachahmungen eines so mißlichen Versuchs? Und welche lamentable Sprache! „Linda, begann ich zitternd, seyn Sie ruhig, meine Linda. Ein Leben, Linda, ohne Sie — o meine geliebte *Linda*, sprechen Sie, um Gotteswillen sprechen Sie, warum muß ich Unbesonnener Ihnen dieses sagen? Angebetete Linda, verzeihen Sie es mir. Ich konnte nicht anders. Seyn Sie ruhig, Linda. — Eduard, rief sie, was soll aus mir werden? Eduard, abscheulicher, grausamer Eduard! Sie dürfen sich nicht schießen, Eduard, denken Sie an *Ihre* Mutter, Eduard, wenn Sie an mich nicht denken wollen, mein Eduard, zu Ihren Füßen beschwör ich Sie — Seyn Sie ruhig, meine Linda, Linda, wollen Sie meinen Namen zum Spott — Linda, Du weinst? — Ueber Dich, Eduard! — Fassen Sie sich, *geliebte Linda rc. rc.*“ Und zulezt der seyn sollende Wahnsinn, diese so bedauernswürdig mißrathene Affektation der Verzweiflung: „Seyn und Nichtseyn! Arnold! Lieben und Nichtlieben! Es kommt Alles auf dasselbe hinaus! Man ist, wenn man nicht ist, und wenn man ist, so ist man nicht rc.“

89) Der Basilisk oder Gesichterstudien. Eine Novelle von Theodor Mundt. Leipzig, Wolbrecht, 1833.

Wer eine so klare und warme Phantasie im Ausmalen besizt, wie Herr Mundt, sollte doch auch glücklicher im Erfinden seyn. An dieser vortrefflich geschriebenen Novelle ist nichts auszusetzen, als die Unwahrheit der darin geschilderten Situationen. Reizend zwar erscheint der schöne Knabe gegenüber seinem strafbaren Vater, aber die Gemeinheit dieses Vaters, der sein Weib dem Fürsten verkuppelt, ist widerlich, da er sich noch dazu ein nobles Air gibt, und fast komisch ist die Schwäche des

Großvaters, der den mißlungenen Versuch macht, den Odoardo Galotti zu spielen, dann mit dem Enkel flieht und als Menageriebesitzer zurückkehrt, um plötzlich seine wilden Bestien gegen den schwelgenden Hof zu hetzen. Eine solche Karambole könnte nur satirisch genommen werden. Reizend ist auch das Mädchen, das bei den wilden Thieren aufgezogen worden, und auf einem Löwen reitend sich zuletzt in den Abgrund stürzt, aber eine solche Gestalt gehört der Sagenpoesie, den romantischen Alterthümern an, was will sie unter den modernen Fracks und Damenhüten?

90) Der Pfarrer von Audouse. Eine historische Novelle aus den Zeiten der Dragonaden. Von Heinrich Möwes. Magdeburg, Heinrichshofen, 1832.

Ohne den Verfasser zu kennen, möchten wir ihn für einen Prediger halten, denn die Novelle enthält sehr viel fromme Ausrufungszeichen und Gedankenstriche. Als echter Protestant schildert er übrigens die Greuel der Dragonaden und die christliche Standhaftigkeit der Verfolgten mit Wärme.

91) Erzählungen von allen Farben. Deutsch von F. L. Rhode. Zweiter Theil. Leipzig, Hartleben, 1834.

Erzählungen aus dem Englischen, meist in der schauerlichen Manier. Die Geschichte einer verwilderten Familie, die tief im Walde vom Fleisch ermordeter Menschen lebte, — eines furchtbaren Orkans, — einer mexikanischen Räuberbande, — einer geistlichen d'Eon, oder eines Mädchens, das als Mönch verkleidet Prior eines Klosters wird, — eines gräßlichen Hungertodes, — eines unglücklichen Liebespaares, das sich ins Meer stürzt, — einer brutalen Hinrichtung. Heiter ist nur die komische Verwechslung eines Scharfrichters mit einem Edelmann und das Wiedersehn einer vormaligen Geliebten: „Sie hatte eine etwas verlängerte Nase und einige Zähne weniger."

92) Die Cucaracha von Eugen Sue. Aus dem Französischen von Dr. O. L. B. Wolff. Erster Theil. Leipzig, allg. niederl. Buchhandlung, Anton Peters, 1833.

Sue, ein Geistesverwandter Janins, ist der nervenzerreißenden Manier länger treu geblieben. Es ist in diesem Manne wohl Stoff zu einem großen Dichter, aber der Stoff ist vom Gift der Zeit inficirt, vom Haß, vom Ueberdruß, von der Weltverachtung. Die Satire ist das eigentliche Element für solche Geister, nicht aber das romantisch Tragische. Die Hauptbegebenheit dieses Romans, die Abenteuer des jungen Narciß auf dem Schiff, sind so auffallend den Erzählungen unsers Callot-Hoffmann nachgebildet, daß man darin sogar die noch ältere Quelle, nämlich Jean Paul wiedererkennt. Narciß ist der Sohn des Studenten Anselmus, wie dieser wieder der Sohn des Walt von Jean Paul. Dagegen ist der Wahnsinn Meïnas, die mit ihrem Geliebten allein auf der Welt zu seyn glaubt, eben so originell als schön, und hätte vielleicht eine reichere Ausführung verdient.

93) Die Edelnonne von Monza. Eine Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert. Aus dem Italienischen von G. Rosini. Drei Bände. Leipzig, Barth, 1831.

Die Geschichte eines weiblichen Siegwart. Ein zärtliches Herz hinterm Klostergitter, Verliebung, Flucht, Schuld, Reue, Rückkehr. Der Roman ist gut stylisirt, aber zu ausgedehnt.

94) Vier Novellen, erzählt von einem Schulmeister. Aus dem Italienischen (des Grafen Balbo). Daselbst.

Ein Verbrecher wird beim Anblick des hingemordeten Mädchens von tiefer Reue ergriffen und beichtet Alles. — Ein junger Mann wird unter die Soldaten gesteckt und nachher für todt ausgegeben, seine Braut heirathet einen Anderen, da kommt der Todtgeglaubte zurück und verzehrt sich in Harm, anstatt, wie es italienische Eifersucht erfordert hätte, den Nebenbuhler über den Haufen zu stechen. — Ein schönes Mädchen flieht vor ihren Verfolgern und stürzt sich in einen tiefen Abgrund, wobei sie, durch ein Wunder, nicht verlezt wird. — Eine verlassene kranke Gattin geht aus dem Bett, tritt mitten in den mit Tänzerinnen gefüllten Saal, stürzt in des untreuen Gatten Arme, hält ihn mit Riesenkraft fest und stirbt. Dies ist die schönste und zugleich nationellste der vorliegenden Geschichten. Das ist echt italienische Leidenschaft.

95) Wanderbuch eines Schwermüthigen, von L. Rosen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Der Verfasser bildet sich ein, sein Buch verdiene diesen Titel mehr, als das Wanderbuch des unglücklichen D. Leßmann; aber dies ist durchaus nicht der Fall. In Leßmanns Humor lächelte ein echter Seelenschmerz;

der vorliegende Roman aber ist weder schwermüthig noch humoristisch, sondern ganz ordinär. Er fängt an mit Sophiens Hochzeittag und schließt mit Augustens Geburtstag. In beide Frauenzimmer ist, jedoch nur in eine nach der andern, der schwermüthig seyn sollende Assessor Ewald verliebt, bescheidet sich mit der bekannten Entsagungsseligkeit, spielt aber den Ritter bei Sophien, befreit ihren langweiligen Gatten, den Kaufmann Tuchmacher, von den Nachstellungen eines Abenteurers und wird von demselben Abenteurer, der sich auch in seine zweite Liebesaffaire einmischt, an Augustens Geburtstag erschossen. Uebrigens weil dieses Buch im Verlag von Hoffmann und Campe erschienen ist, müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß es so wenig Verfängliches enthält, als wenn es von der Frau Henriette Hanke geschrieben wäre.

96) Der verlorne Sohn. Novelle aus dem Gebiet der Kunst und des Lebens. Von Posga. Iserlohn, Langewiesche, 1833.

Eine Novelle „aus dem Gebiete der Kunst und des Lebens?“ was ist das für ein pretiöser und doch nichtssagender Titel. Ist denn nicht Alles aus dem Gebiet des Lebens, und wenigstens jede Novelle zugleich aus dem Gebiet der Kunst? Und was soll Posga heißen? Ohne Zweifel eine Verstümmelung aus Posgaru, aber dann hätte es wenigstens Posgar heißen müssen. Weiß denn der Verfasser nicht, daß dieser Name aus den drei griechischen Wörtern Pos Gar Ou zusammengesezt ist, und daß man ihn doch unmöglich mitten im zweiten Worte Gar abschneiden kann. Ich würde auf diese Undeutlichkeiten im Titel keinen Werth legen, wenn nicht der ganze Inhalt eben so vage wäre. Da werden Ansichten „aus dem Gebiet der Kunst“ mitgetheilt, über Musik vorzüglich, und eine „Mutter“ führt das große Wort, man sollte meinen, sie selbst sey die Madame Posga, wenn Posga nicht ausdrücklich als generis masculini bezeichnet würde. So wahr es nun aber ist, daß unter allen Künsten außer der Mimik und dem Tanz gerade die Musik diejenige ist, an welcher die Damen den meisten Antheil nehmen können: so ist ihnen doch nur die ausübende Kunst, nicht die Kunstphilosophie und Kritik zugewiesen, und die Kirche kennt wohl eine heilige Sängerin, aber keine heilige Kunstschwätzerin.

97) Novellen von Otto von Deppen. Danzig, Gerhard, 1832.

Eine preußische Novelle aus den Zeiten Schills. Dann die Verliebungs- und Verlobungsgeschichte eines jungen holsteinischen Edelmanns, der seiner jungen Braut folgende Sottise sagt: „gleichviel, wenn du auch nur eine Bürgerliche bist, so hat der Himmel doch deinen Adelsbrief in deine himmlischen Züge geschrieben.“ Dann eine Berlinische Novelle, worin der Verfasser die Konstitutionen verspottet, und endlich eine Cholera-Novelle. Alles im fadesten Geist der Zeit und Partei.

98) Bilder aus der Wirklichkeit von Moritz W. Schauke. Breslau, Verlagscomptoir, 1834.

„Wahrhaftig, meine Doris war wirklich sehr schön! Wie unbeschreiblich würde ich mich in das Mädchen verliebt haben, wenn ich sie am Rheinfalle kennen gelernt, oder in den Apeninen aus den Händen einer Räuberbande befreit hätte rc.“ Man fühlt überall selbst für die kleinste Liebesscene den Mangel des großen romantischen Lebens, und doch, wo es sich bei andern Völkern zeigt, wird es von der lieben Altklugheit gehofmeistert. Inzwischen haben diese Novellen einen heitern fröhlichen Ton, fern von dem junkerhaften Dünkel, der uns aus den vorhin genannten Novellen anwidert.

99) Leiden und Schicksale eines jugendlichen Herzens. Worte des Trostes und der Theilnahme für unglücklich Liebende. Von Aurelius Stern. Ilmenau, Voigt, 1833.

Briefe im Ton von Rousseaus Heloise, nur mit einem andern Ausgange, da der Verfasser die unglücklich Liebenden hauptsächlich auf den Trost der Religion verweist. Solche Trostbücher verfehlen inzwischen dadurch ihren Zweck, daß sie dem Liebesschmerz einen gar zu großen Werth beilegen, und mit dem Leidenden gar zu viel jammern. Der wahre Trost versenkt sich nicht in das Leid und vergrößert es, sondern führt davon ab und verkleinert es, es sey denn, daß man durch die zu vielen O und Ach den Schmerz gleichsam todt hetzen wollte.

100) Erzählungen von Pustkuchen-Glanzow. Iserlohn, Langewiesche, 1832.

Der Verleger hat eine lobende Vorrede dazu geschrieben, was uns dermaßen indignirt hat, daß wir das Buch unter den Tisch geworfen haben. Sollte die Kritik durch Buchhändlerannoncen ersezt werden, so müßte man Guttenberg noch im Grabe verfluchen, und schon das kleinste Beispiel einer solchen Korruption muß abhorrescirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.


32101 064054743

